image
not
available

4° Per. 6i (1839 Blätter

4° Per. 6 i - 4

Digitized by Google

<36608216060019

<36608216060019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Blätter

zur

Kunde der Literatur

des

Auslands.

Vierter Jahrgang. 1839.

Stuttgart und Augsburg,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 3 9.

Digitized by Google

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1839.

A.

Achoa, der Blankafall, spanische Volkssage von A. S. 77, 84.
Almquist, Lowe. S. 504.
Ancelot, Maria Padilla von Mdme.: 96.
Andin, Leben, Schriften und Lehren Luthers von A.: 369, 377, 382, 390.

B.

Baillie, Johanna: 133, 141, 149, 155, 161.
Ball, W., Freie und Sklaven von B.: 421, 431, 435.
Barante: 57.
Bjerregaard, Gedicht von B.: 521.
Blaze, Henri, über Goethe und den zweiten Theil Faust: 457, 463, 471, 475, 479, 487.
Blessington, die Opfer der Gesellschaft, von der Gräfin B.: 273, 283, 290, 293, 298, 303.
Bouchardy, der Küster von St. Paul von B.: 96.
Boz, s. Dickens.
Brougham, s. Hazlitt.
Browne, Zeitgedanken, oder Menschen und Dinge von T. H. B.: 105, 111.
Bulwer, E. L., Richelieu: 505, 514. Der Seecapitän oder das Geburtsrecht: 533.
Bulwer, Lady Lytton B. Cheveley, oder der Mann von Ehre: 381, 388, 395, 399, 406.
Burdett, s. Hazlitt.
Burns, Robert, Gedichte von B.: 100, 177, 481.

C.

Campbell, Gedichte von C.: 585.
Capefigue, Hugo Capet, 561, 573.
Carlos Segundo: 359.
Chasles, Philarete, über die gegenwärtige englische Literatur: 337, 345, 349, 355, 363, 367, 374.
— — über die Stagnation der französischen Literatur: 482.
Chateaubriand: 279.
Coleridge, s. Sündenbekenntniß.
Conversationslexikon, französisches: 385.
Cowper, Heldenthum: 468.

D.

Deschamp, Emile, die Rückkehr des Schloßherrn: 375.
Delavigne, Popularité: 71.
Desbordes-Valmore, Pauvres fleurs: 214. Pleurs: 492.
Deutsche Literatur in Nordamerika: 245.
Dickens (Boz), ein Weihnachtmährchen von D.: 181, 190. Dickens und der englische humoristische und komische Roman: 308, 315, 319, 325, 330, 335. Oliver Twist: 461, 469, 474, 477, 483.
Dumas, A., der Alchymist: 340, 347, 351, 577, 586.

E.

Encyclopédie, s. Conversationslexikon.
Ernst, das Chartistenepos: 537, 545, 549, 558, 569, 581, 588.

F.

Fortoul, H., Größe des Privatlebens: 232, 239.
Forster, J. Cromwell: 51.
Fusuli, Frühlingsgedicht: 473.

G.

Galt: John: 220.
Gastronomische Literatur in England: 209, 216, 223.
Geschichtschreiber, französische, der Gegenwart: 38, 43, 48, 57, 70, 90, 305.
Girardin, St. Marc-, über Voltaire's Pucelle: 281, 287.
Goszczynski, das Schloß von Canow: 453, 459, 467.
Gray, Elegie von G.: 117.
Guerazzi, die Schlacht bei Benevento: 109, 118, 124, 131, 138.

H.

Hazlitt, W., Charakteristik der Redner Brougham und Burdett: 437, 442, 446, 455.
Harcourt, die Sündfluth: 327.
Hemans, Fel., an den Epheu: 501.
Hugo, Victor, Ruy Blas: 97, 106, 113.

J.

Janin, J., Reise nach Italien: 122, 129, 135.
Jay: 90.
Jubert, Aphorismen: 191.
Italien, Mittheilungen aus J. 189.

K.

Keats, John, Schlaf und Poesie: 185.
Kleinrussische Volkslieder: 403.
Koslow, der Mönch. Russische Erzählung: 157, 166, 170, 179.
Kritiker, Unfug der Kritiker in England: 510.

L.

Lamartine, Gedichte: 317, 321, 525. Ein Tag des Dichters L.: 417, 425. Der sterbende Harold: 525.
Landon, L. E., Gedichte von L.: 93, 555, 556.
Leila und Medschnun: 293.
Lemontey: 70.
Lennep, van L.: 101.
Literatur, die sociale Stellung und Bedeutung der L. bei den Völkern der Jetztzeit. Erster Artikel.: 1, 6, 14, 22, 28, 32. Zweiter Artikel: 249, 257, 263, 270.
Löwen, literarische, in England: 401, 409, 414, 419.
Lockhart, Leben W. Scotts: 41, 45, 54, 62.

M.

Maistre, Graf Xavier de M.: 297, 301, 311.
Manzoni, Al., Chor aus dessen Tragödie Graf von Carmagnola: 575.

Digitized by Google

Meſtſcherski, der Polarſtern: 195.
Michaud: 91.
Michelet, J., über Deutſchland: 237.
Mignet, der Fürſt Talleyrand: 313, 317, 324.
Mickiewicz, der Geſang des Wajdelota: 480.
Millhouſe: 244.
Miscellen: 12, 16, 40, 92, 104, 152, 220, 272, 284, 312, 327, 449.
Moore, Thomas, Gedichte: 37, 184, 301, 420, 427, 433, 456, 488, 499, 512, 519, 522. Geſchichte Irlands: 146, 153, 158, 168, 173.
Munch, Gedicht von M.: 521.

N.

Neugriechiſche Volkslieder: 205.
Niccolini, G. B., Giovanni da Procida, Tragödie: 557, 564, 573.
Nisard über Melanchthon: 527, 531.
Norton, Mrs., Gedichte: 493.
Norwegiſche Gedichte: 521.
Nourrit, über Adolph N's Tod: 328.

P.

Puſchkin, Gedichte: 141, 203, 227.

R.

Richelieu, ſ. Bulwer und Vigny.
Revoul, Gedicht v. R., 232.
Robinſon, Maria, das Schneeglöckchen: 452.
Romane, franzöſiſche: 445.
Ruſſiſche Novelliſtik: 228, 234, 243.

S.

Sainte-Beuve, Volupté: 489, 495, 502, 508.
Sand, George, die Moſaikarbeiter: 64. Spiridion: 197, 206, 211, 218, 226. Die ſieben Saiten der Leyer: 402, 410, 415.
Schowireff, Ueberſicht der ruſſiſchen Literatur: 3, 11, 17, 26, 31, 39, 53, 60.
Schottiſches Lied: 583.
Sinclair, Leben und Wirken des Sir Sohn S. 196.
Sismondi und die Genfer Schule: 305. Abriß der franzöſiſchen Geſchichte: 385, 393, 397, 404, 540, 548, 552, 560, 566.
Southey, der Triumph der Schönheit: 13, 18.
Souveſtre, Emile, der Menſch und das Geld: 261, 269.
Spaniſche Lyrik: 165, 169, 178, 184, 193, 200.
Strauß, das Leben Jeſu von S. in England und Frankreich: 65, 74, 81.
Sutſos, Alexander: 247, 255.
Sutſos Panagiotis: 73, 80, 85.
Sündenbekenntniß zweier engliſcher Dichter: 329, 333.

T.

Thierry, Amedée: 43.
Thierry, Auguſtin: 48.
Turquety, Gedichte: 145, 365.
Tyler, E., Heinrich von Monmouth: 25, 29.

V.

Verunglimpfungen, literariſche, der Frauen in England: 513, 517.
Vigny, Alfred de V., das Horn: 69. Der Ball: 121. Cinq-Mars: 429, 433, 439, 443, 449.
Villemain, über die franzöſiſche Literatur: 521, 529, 535, 543.

W.

White, Kirke, die Einſamkeit: 504.
Wilſon, Gedichte: 221, 285.
Wordsworth, W., im September: 36. Der blöde Knabe: 253, 259, 267. Der Wanderer: 353, 361, 365, 372, 379.

Digitized by Google

Nr. 1.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Januar. 1839.

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

Erster Artikel.

Die unbestreitbare Bedeutung, welche die Literatur in den neuern Zeiten in den Hauptländern Europa's gewonnen hat, legt die Aufforderung nahe, so viel als möglich das Gesetzmäßige in ihren bunten und wechselnden Erscheinungen, das Stetige und Sichgleichbleibende in ihrem Flusse festzuhalten und uns zu verdeutlichen; denn auch auf diesem Gebiet, welches scheinbar am meisten der Willkür anheim fällt, wo die Individuen nach Gutdünken und Laune, nach Maßgabe ihrer Neigung oder ihres Talents und Genie's auftreten und ihre Kräfte versuchen, auch auf diesem Gebiet macht sich, wenn man nur die Erscheinungen nicht ganz vereinzelt nimmt, wenn man größere Massen zusammenfaßt, wenn man das ganz Individuelle und Capriciöse von dem organisch sich Entwickelnden, von dem Universellen und gewissermaßen Nothwendigen zu trennen versteht, eine gewisse Regel und Gesetzmäßigkeit bemerklich, die sich vielleicht nicht sofort in eine ganz entsprechende Formel bringen läßt, aber der man sich doch annähernd und allmählich bemächtigen kann.

Nur eine ganz beschränkte und kurzsichtige Betrachtungsweise nimmt und beurtheilt jedes Buch bloß als ein einzelnes; der mehr philosophische Sinn strebt darnach, die Regeln und Gesetze zu entdecken, welche eine gesammte Literatur oder einzelne Abschnitte und Epochen einer solchen beherrschen. In der That versetzt sich auch Jeder, der sein Urtheil über ein einzelnes Produkt der Literatur abgibt, immer, wenn auch unbewußt, auf einen allgemeinern, vergleichenden Standpunkt; er untersucht, was das beurtheilte Buch, im Verhältniß zu andern seiner Gattung und Art, leistet, ob es einen Fortschritt bezeichnet, ob es den Schatz der Erkenntniß oder des Schönen bereichert, wie es sich zu der Bildung, zu den Sitten und Gesinnungen der Zeit oder des Volkes verhält; kurz jedes einzelne Urtheil setzt ein System voraus, welchem gemäß, aus welchem heraus es gefällt wird oder doch gefällt werden sollte — einen Ueberblick über ein größeres intellektuelles Gebiet, in welchem den einzelnen Produktionen ihr Ort angewiesen werden muß. Ein solcher Ueberblick und ein System kann aber nicht gedacht werden, ohne Erfahrung, und die Erfahrung von dem, was nach geistigen Gesetzen der freien Entwicklung wird und sich bildet, ist Geschichte. Die Literaturgeschichte ist etwas so Natürliches und Nothwendiges, wie die schlechthin so genannte Geschichte, worunter gewöhnlich vorzugsweise die politische Geschichte verstanden wird; aber sie ist ohne Zweifel noch schwerer zu schreiben, als die letztere; und während die Alten in der Geschichtschreibung noch jetzt unübertroffene, vielleicht unerreichte Muster aufzuweisen haben, blieb es den modernen Zeiten vorbehalten, die Literaturgeschichte zu schreiben, weil man im Alterthum den Begriff der Literatur im heutigen Sinn, oder vielmehr die Sache selbst, nicht hatte. Die geistigen Potenzen freilich, aus welchen die Literatur quillt, waren im Alterthum so gut vorhanden wie in den neuern Zeiten, aber es fehlten die Bedingungen, unter deren eigenthümlichem Einfluß sich der im modernen Boden wurzelnde Baum der Literatur entwickelte — die Druckerpresse, die Zurückdrängung des öffentlichen Lebens ins Studir- und Lesezimmer und Anderes. Aber auch bei uns ist die Literaturgeschichte, in einem höhern Sinn gefaßt, und auf fruchtbarere Weise behandelt, von ziemlich neuem Datum, und wenn auch allerdings die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn schon in den dem unsern vorangegangenen Jahrhunderten viele und werthvolle Materialien für die Literaturgeschichte sammelten und verarbeiteten, so dürften doch die jüngsten Jahrzehnte bedeutende Fortschritte gegen früher in der Schreibung der Literaturgeschichte, theils der allgemeinen, theils der von einzelnen Völkern, gemacht haben, und zwar aus folgenden Gründen: weil sich in Folge der großen und erschütternden Weltereignisse der historische Sinn der neuesten Zeit beträchtlich ausgebildet hat; weil durch ausgezeichnete, vielumfassende Geister, wie Herder, Wieland, Goethe, die Schlegel u. A. die eingeschränkten, spießbürgerlichen Einseitigkeiten des Geschmacks überwunden

Digitized by Google

und Bahn gebrochen wurde zur Anerkennung der literarischen Leistungen der verschiedensten Völker und Epochen, und so Raum gewonnen ward zur fruchtbaren Vergleichung sowohl des Fremden unter sich, als des eigenen mit dem Fremden; weil bei steigender Aufklärung und Humanität die literarischen Schätze und Quellen immer zugänglicher wurden: weil endlich der, seit einigen Menschenaltern unbestreitbar verstärkte und unter den europäischen Hauptvölkern unter verschiedener Form mächtiger hervorgetretene philosophische Geist, welcher in England einen Bolingbroke, Shaftesbury, Chesterfield und Hume, in Frankreich einen Bayle, Diderot, Voltaire, Montesquieu, Rousseau, in Deutschland endlich die spekulativen Philosophen im eigentlichen Sinn, zu seinen Herolden und Repräsentanten hatte, — weil dieser philosophische Geist in allen Sphären des Wissens und Lebens nach allgemeineren und umfassenderen, andererseits aber auch nach schärfer gefaßten und strenger deducirten Resultaten, nach durchgreifenderen Gesetzen, nach klaren Orientirungspunkten, nach Erforschung von Ursachen und Wirkungen überall strebte; weil man anfing, die geistigen Facta und Momente der Geschichte höher zu stellen, als die äußern, so zu sagen materiellen Ereignisse. So ungleichartig die Tendenzen, die metaphysischen, sittlichen und socialen Ansichten der wirklichen oder sich so nennenden Philosophen waren, so ungleich das Gepräge, das sie der Bearbeitung der Wissenschaften und namentlich auch der Geschichte, aufdrückten — mittelbar oder unmittelbar wirkten doch immer sie selbst und ihre Schüler und Anhänger darauf hin, die Massen der Facta und Erfahrungen zu scheiden, zu ordnen, zu verbinden und zu organisiren. Schon liegen in der Literaturhistorie glänzende oder doch erfreuliche Leistungen vor, besonders von Deutschen, deren Werke sich hauptsächlich durch Gründlichkeit und Schärfe der Forschung und historische Unbefangenheit, und von Franzosen, deren Schriften durch die Lebendigkeit und Schönheit der Form sich auszeichnen. Wie schwer es indessen ist, den nach dem gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft und der Bildung an den Literarhistoriker gestellten Anforderungen zu genügen, springt ins Auge, wenn man bedenkt, wie mannichfaltige Talente und Elemente der Bildung bei einem Schriftsteller vereinigt seyn müssen, welcher diese Aufgabe zu lösen versucht. Erstlich muß ihm die äußere, politische Geschichte des Volks oder der Periode, deren Literaturgeschichte er schreiben will, vollkommen bekannt und gegenwärtig seyn, und zwar in einer größern Breite und Tiefe, als man sie aus einzelnen Geschichtswerken erlernen kann; er muß nicht bloß den Zustand der Höfe, die Lebensweise der fürstlichen Personen kennen, sondern die Gesittung, den bürgerlichen, religiösen, sittlichen Zustand wo möglich aller Stände und Volksklassen, theils weil die merkwürdigen Personen und Helden der Literaturgeschichte bald aus diesem, bald aus jenem Stande hervorgingen, theils weil sie, wenigstens die Ausgezeichnetsten unter ihnen, wieder auf das ganze Volk einwirkten. Sodann muß er genau bekannt seyn mit den Leistungen und Schriften der in der Literargeschichte auftretenden Personen, und diese Bekanntschaft muß nicht bloß eine historische seyn, so daß nur etwa über den Inhalt ihrer Bücher, kürzer oder ausführlicher berichtet würde, sondern der Geschichtschreiber der Literatur muß auch ein selbstständiges Urtheil, er muß einen geübten Geschmack besitzen, er muß ein Kritiker seyn; denn eine bloß referirende Literargeschichte in der Art: „A. wurde geboren den — — im Jahr — —; seine Blüthe fällt in die Jahre — —; seine berühmtesten Schriften sind — —, welche so und so viel Auflagen erlebten; man bewunderte an ihm die und die Eigenschaften, tadelte aber die und die Gebrechen," u. s. w. — eine solche Literaturgeschichte, im besten Fall eine Sammlung von einzelnen Biographien literarischer Notabilitäten, mag sie auch durch Sammlerfleiß und Genauigkeit der Angaben einen gewissen Werth behaupten, verdient wenigstens den Namen einer Geschichte nicht. Uebrigens darf unsers Erachtens in einer musterhaften Literargeschichte auch das biographische Element nicht vernachlässigt seyn, denn eine Geschichte, in der man bloß von Entwicklungen, von Tendenzen, von Kulturepochen, von nichts als Unpersönlichem vernimmt und liest, wird unlebendig und langweilig; die Biographie eines Autors liefert oft den besten und kürzesten Kommentar zu seinen Werken und wirkt häufig den günstigen oder ungünstigen Vorurtheilen entgegen, die man bloß nach der Bekanntschaft mit den Schriften eines Mannes über seine ganze Persönlichkeit sich zu bilden geneigt ist. Man ist in der Geschichtschreibung so ziemlich davon zurückgekommen, die Thaten und Schicksale einzelner Regenten oder Familien zur Hauptsache zu machen und als solche zu behandeln, und die gesammte Entwicklung der Völker in einer kurzen angehängten Anmerkung abzufertigen; man schreibt jetzt die Geschichte von Staaten, Völkern und Nationen; aber es wäre eine große Thorheit, zu verlangen, es sollen jetzt die Personen der Fürsten, Gesetzgeber, Helden, welche die Sterne und Spiegel ihrer Zeit waren, in denen sich der Geist einer Periode im guten oder bösen Sinn aufs entschiedenste und klarste offenbarte, über deren Leben und Wirken das reichlichste Licht verbreitet ist, ganz in den Hintergrund gedrängt und beinahe mit Stillschweigen übergangen werden. Eine so demokratische Behandlungsweise der Geschichte würde ebenso unlebendig als falsch, und wahrscheinlich würden diejenigen, welchen mit solcher Zurücksetzung der hervorragenden Persönlichkeiten ein Kompliment gemacht und geschmeichelt werden sollte, am wenigsten Geschmack an einer so antiaristokratisch nivellirten Geschichte finden. Alles Menschliche ist ein Persönliches; man kann zwar, man muß oft von den Personen und dem Persönlichen in der Geschichte absehen, immer aber muß man auch wieder darauf zurückkommen, und sich nicht diesen Boden wegziehen lassen. Dieß gilt auch von der Literargeschichte; und dem gewandten Bearbeiter dieses Felds wird gerade das Biographische oft die willkommendste Gelegenheit geben, den literarischen Charakter und Tendenz einer Periode mit den historischen Verhältnissen und Zuständen auf natürliche und anziehende Art zu verknüpfen, und das etwas luftige und ideelle Gebäude intellektueller Facta und Entwicklungen an dem festen Boden des realen Lebens anzuheften. Der Umstand, daß die äußerlichen historischen Umstände, das Biographische und Persönliche, für einen großen Theil des Publikums leicht das Anziehendste an einem literar-

Digitized by Google

geſchichtlichen Werk ſeyn mag, kann nun aber leicht zur Klippe für den Schriftſteller auf dieſem Gebiet werden, weil er, dieſem Geſchmack des Publikums nachgebend, ſich ſowohl größern Beifall ſichert, als auch ſeine Aufgabe ungemein erleichtert. Denn es iſt ohne Zweifel viel weniger ſchwierig, über einen einzelnen Autor gründlich, lehrreich und mit Geiſt ſich zu verbreiten, als ihn im ſtreng hiſtoriſchen Zuſammenhang mit ſeinen Vorgängern, Zeitgenoſſen und Nachfolgern richtig zu würdigen, ſcharf zu bezeichnen, was er von früheren überkommen; was er in Gemeinſchaft und Wechſelwirkung mit gleichzeitigen Geiſtern neu geſchaffen und geweckt, oder weiter ausgebildet hat und welcher Antheil von Verdienſt oder Schuld Jeden trifft; was er vorbereitet hat u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht der Entwicklung der ruſſiſchen Literatur.

Einleitende Vorleſung des außerordentlichen Profeſſors Schewiref. *)

Erſter Artikel.

Die Geſchichte der ruſſiſchen Literatur in unſerer alten Hauptſtadt vorzutragen, wo unſere vaterländiſche Sprache zugleich mit dem Staat aufwuchs, erſtarkte und aufblühte, im Angeſicht dieſer Denkmäler, die ſo gewaltig zu dem Herzen eines Ruſſen ſprechen, in den älteſten der ruſſiſchen Univerſitäten ſie vorzutragen, die ſo zu ſagen von gleichem Alter mit unſerer Literatur in ihrer neuen europäiſchen Entwicklung iſt, iſt ein ſchönes, anziehendes Unternehmen, das demjenigen, der ſich daran wagt, ſelbſt die dazu nöthigen Kräfte gibt. Hier feuert ſchon der Gedanke an den Gegenſtand zur Anſtrengung an und erweckt die Begeiſterung; — und es iſt ſo ſchön ſich der Anſtrengung hinzugeben, wenn jeder unſerer Gedanken von einem belebenden patriotiſchen Gefühl erwärmt wird, wenn auch bei der trockenſten Unterſuchung das Herz nicht leer ausgeht und wenn die gefundene Wahrheit nicht bloß den kalten Verſtand, ſondern zugleich das edelſte, lebendigſte und fruchtreichſte unſerer Gefühle, die Liebe zum Vaterlande und zu deſſen Sprache und Volk befriedigt. Solche Genüſſe erwarten uns in den Beſchäftigungen, zu denen ich Sie, M. H., heute einlade.

Allein ſo groß die Freude auch iſt, mit der ich mit Ihnen an dieſe ſchöne Arbeit gehe, ſo darf ich doch vor Ihnen die Beſchwerden und Hinderniſſe nicht verhehlen, die auf der neuen Bahn meines Unternehmens mir bevorſtehen, und ich muß Ihnen geſtehen, M. H., das Gefühl des Vergnügens geht unwillkürlich in das der Unruhe über, wenn ich anfange von der einen Seite, die Forderungen, die an den Vortrag dieſes Gegenſtandes werden gemacht werden, und von der andern Seite die lokalen Mittel zur Ausführung eines ſolchen Unternehmens mit einander zu vergleichen. Ich halte daher für nöthig, zuerſt den Umfang und die Wichtigkeit des Gegenſtandes auseinander zu ſetzen und dann Ihre Blicke auf die Schwierigkeiten, die dabei mir zugleich Ihnen bevorſtehen, zu richten.

Die Geſchichte der Literaaur eines Volkes iſt die Darſtellung des Lebens derſelben in ſprachlichen Erzeugniſſen. — Wenn wir uns mit der Geſchichte einer fremden Literatur beſchäftigen, ſo richten wir unſere Aufmerkſamkeit nur auf diejenigen Erzeugniſſe, in welchen ſich der Geiſt des Volkes in einem höhern Grad offenbarte, und in welchen er eine vollſtändige menſchliche Entwickelung erreichte; wir betrachten das, was abgeſehen von dem nationellen Intereſſe, ein allgemeines erweckt; mit einem Wort, wir ſtudiren nur diejenigen Erzeugniſſe, die aus einem Eigenthum des Volkes zu einem der Menſchheit geworden ſind. Das iſt der Grund, warum wir ſo gern Einzelnheiten und Kleinigkeiten vermeiden, die für Italien, Frankreich, Deutſchland u. ſ. w. wichtig ſeyn können, die aber nichts Anziehendes für uns haben. In der Geſchichte der vaterländiſchen Literatur aber iſt das Verhältniß durchaus ein Anderes: hier iſt alles anziehend, belehrend, nothwendig. Unſere patriotiſche Theilnahme zieht keine Gränze zwiſchen Großem und Kleinem. Wir bleiben ſogar zuweilen lieber bei irgend einer Kleinigkeit ſtehen, wenn ſie uns weniger bekannt iſt, als bei einem großen Erzeugniß, das ſchon von den Jahren der Kindheit her ein Eigenthum unſers Gedächtniſſes iſt. Und wenn wir wieder ein Werk ſtudiren, das den Ruhm unſers Volkes ausmacht, ſo wollen wir das ganze Geheimniß dieſer Erſcheinung bis zu ihrer letzten Möglichkeit erforſchen. Hier wird es uns doppelt intereſſant, den Geburtsort, das Erziehungsinſtitut und die Lebensumſtände eines jeden Schriftſtellers zu erfahren, indem wir ſelbſt im Stande ſind, die Entwicklung ſeiner Anlagen, mit den Eindrücken, die uns ſelbſt bekannt ſind, zu vergleichen. Außerdem vermehrt die vaterländiſche Sprache die Gegenſtände unſers Studiums. In einer fremden Literatur bleiben wir nicht bei Erzeugniſſen ſtehen, die uns ſchöne Formen der Sprache allein darbieten; von dem fremden Schriftſteller verlangen wir Gedanken, als ein Gemeinaut; an unſerm aber lieben wir ſchon den Wohllaut der Sprache, der unſerm ruſſiſchen Ohr liebkoſt. Außerdem gibt die Zugänglichkeit der Sprache uns, ſogar beim flüchtigen Leſen, die Mittel an die Hand, die von dem Vortragenden gemachte Bemerkung zu kontroliren; und aus der uns angebornen Selbſtliebe nehmen wir es mit den Urtheilen eines Andern um ſo genauer, wenn ſie ſich auf Gegenſtände, die uns bekannt ſind, beziehen; ſo wie wir von der andern Seite dem leicht glauben, was uns von Gegenſtänden geſagt wird, die unſerm eigenen Wiſſen nicht ſo zugänglich ſind.

Auf dieſe Weiſe hat das nationale Intereſſe die Forderungen an unſere Wiſſenſchaft vermehrt. Dieſe Urſache nöthigt mich, der Geſchichte der vaterländiſchen Literatur einen verhältnißmäßig zu deren Inhalt, großen Umfang zu geben. Der Vortrag einer jeden Wiſſenſchaft iſt bekanntlich um ſo vollkom-

*) Ueberſetzt von Paſtor Jederholm in Moskau.

mener, je größer das Gleichgewicht ſeines Inhalts mit der logiſchen Form iſt. Beim Vortrag der Geſchichte einer fremden Literatur iſt es beſſer, ſich auf irgend einen Zweig deſſelben, z. B. auf die Poeſie oder Beredſamkeit, zu beſchränken: wenn wir der eigenthümlichen Thätigkeit eines Volkes in deſſen ſprachlichen Erzeugniſſen Schritt vor Schritt folgen, ſo gewinnt die Wiſſenſchaft, indem ſie Eine geiſtige Thätigkeit zu ihrem Mittelpunkt macht, an Einheit; die Einheit aber iſt eine der Hauptbedingungen der logiſchen Form derſelben. Wenn aber die Rede von der Geſchichte der vaterländiſchen Literatur iſt, ſo muß die logiſche Form dem Reichthum des Inhalts weichen; denn hier ſind uns materielle, poſitive Kenntniſſe nöthig, Kenntniſſe, die ſich direkt auf unſer Vaterland beziehen. Die logiſche Form der Wiſſenſchaft können wir bei der Entwickelung der Geſchichte einer fremden Literatur geltend machen, hier aber wenden wir unſere Aufmerkſamkeit auf den Reichthum des poſitiven Wiſſens. Das iſt der Grund, warum ich beim Vortrag der Geſchichte der ruſſiſchen Literatur mich nicht auf die Poeſie oder Beredſamkeit allein beſchränken kann, ſondern die ganze Maſſe der Erzeugniſſe unſerer Literatur in ihrer Entwickelung durchmuſtern muß, um nämlich zu zeigen, wie das Leben des ruſſiſchen Volkes und Staates ſich in ihnen abſpiegelt. Außer dieſem Grund habe ich dazu noch andere, die in der örtlichen Entwickelung unſerer Literatur liegen. Denn wenn wir z. B. der Poeſie allein nachgehen, ſo erſcheint die ſo wichtige und intereſſante ältere Periode in ihren Erzeugniſſen zu arm; wenn wir uns auf die Beredſamkeit beſchränken, ſo zeigt ſich wieder derſelbe Uebelſtand, indem die Beredſamkeit ſich bei uns nicht in allen ihren Gattungen entwickelte. Dazu kommt, daß wir beſonders in der ältern Periode unſerer Literatur ſolche Denkmäler haben, die der Schönheit der Form nach mehr der Poeſie angehören, ihrem Grundgedanken und Geiſt nach aber zur Beredſamkeit gerechnet werden könnten.

Wir haben geſehen, wie das nationale Intereſſe die Wichtigkeit und den Umfang unſerer Wiſſenſchaft ſteigerte. Wollen wir jetzt die örtlichen Hülfsmittel zur Ausführung unſeres Unternehmens betrachten. Dieſe Mittel müſſen in den Arbeiten unſerer Vorgänger beſtehen, die uns den Weg unſers Vortrags ebnen, und in Bibliotheken, die uns Materialien zu unſerm Unternehmen darbieten ſollen.

Man kann ruhig und ungefährdet an den Vortrag einer Wiſſenſchaft gehen, wenn vor uns ein Weg liegt, den ſchon eine Schaar fleißiger Gelehrten geebnet hat. Solche Vorarbeiten fehlen nicht für die Literatur anderer Völker, wenn ich aber an die Geſchichte der vaterländiſchen Literatur gehe, welches Buch kann ich da zum Grund legen, wo ich wenigſtens Alles an einem Ort mit gelehrter Genauigkeit geſammelt fände, was ſich auf unſern Gegenſtand bezieht? — Vor mir liegt das kleine kurze Lehrbuch von Gretſch, ein Leitfaden, für welchen wir, ſo dunn und ungenüge d er auch iſt, dem Verfaſſer verpflichtet ſind. — Für die ältere Periode unſerer Literatur kann ich, was ich mit den Gefühlen der Verehrung und der Dankbarkeit thue, auf ein wahrhaft gelehrtes Werk hinweiſen, auf das Lexikon geiſtlicher Schriftſteller von dem Metropoliten Kiew von Eugenius, den die Kirche und die Wiſſenſchaft im verfloſſenen Jahre (1837) verlor. Die Arbeit des unvergeßlichen Hierarchen kann uns zu einem vorzüglichen und treuen Wegweiſer in der Geſchichte unſerer alten Literatur dienen. Dieſer fleißige Gelehrte verpflichtet uns noch nach ſeinem Tode: Das Lexikon unſerer weltlichen Schriftſteller, auch von dem Metropoliten Eugenius verfaßt, wird jetzt, nach der Anordnung des Verſtorbenen, vom H. Sneairef erweitert herausgegeben. Viele einzelne gute Aufſätze ſind in den Memoiren gelehrter Geſellſchaften, in periodiſchen Schriften und Journalen zerſtreut; es gibt aber kein Buch, in welchem dieſe zerſtreuten Materialien, wenigſtens in genauen Hinweiſungen, geſammelt wären. — Wie viele Fragen in unſerer Literatur gibt es aber nicht, die noch unbeantwortet ſind! Wie viele Meynungen, die ohne vorangegangene gelehrte Ermittlung auf Treue und Glauben angenommen werden, und die als eingewurzelte Vorurtheile ſtehen bleiben! So z. B. wiederholen wir noch immer in unſern Lehrbüchern, unſere ſlawoniſche Kirchenſprache ſey eine knechtiſche Nachbildung der griechiſchen, und doch hat kein einziger Gelehrter einen Verſuch gemacht, die Grammatik der ſlawoniſchen Kirchenſprache, ihren älteſten Denkmalern nach, mit der griechiſchen Grammatik zu vergleichen. Der Verſuch Oekonomid's bezieht ſich nicht auf dieſe Frage, und doch kann ſie ohne einen Verſuch der Art nicht in letzter Inſtanz entſchieden werden. So nennen wir noch in der Geſchichte unſerer neuen Literatur Lomonoſſow einen Nachahmer Günther's: iſt es indeß bei uns entſchieden, in wie weit es wahr iſt, daß unſer erſter Meiſter nur ein knechtiſches Nachbild eines der längſt vergeſſenen (?) Dichter Deutſchlands iſt? Ja haben wir ein Beiſpiel davon, daß man bei uns, wenn auch nur Einen ruſſiſchen Schriftſteller, wie z. B. Lomonoſſow, Derſhawin, Karamſin wie einen Klaſſiker ſtudirt hätte? Iſt auch nur ein einziges Denkmal unſerer alten Literatur nach den Regeln philologiſcher Kritik unterſucht worden? — Das ſind alles Arbeiten, an die in unſerm Vaterlande noch niemand gegangen iſt. Es iſt ſchwer, M. H., es iſt beinahe unmöglich, zugleich Handlanger und Baumeiſter zu ſeyn, die Materialien zuſammenzutragen, die Steine zu behauen und ineinander zu fügen, und ſich zugleich mit dem Plan und der Idee des Gebäudes zu beſchäftigen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2 u. 3.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 Januar 1839.

Gedichte von Campbell.

Des Buchenbaums Bitte.

O laß mir dieſen öden Raum,
Schone, Holzhacker, ſchone den Buchenbaum!
Ob auch kein Buſch, kein Blümchen ſteht,
Wo meines Schattens Schauer weht,
Keine Sommerknoſpe duftet im Thau
Gelb oder roſenroth auf der Au,
Leer von herbſtlicher Frucht, dem Blüthenkind,
Meine grünen und glänzenden Blätter ſind,
Kein ſummender Schwarm, mit Fleiß bemüht,
Aus mir ambroſiſchen Bernſtein zieht:
Doch laß mir dieſen öden Raum,
Schone, Holzhacker, ſchone den Buchenbaum!

Wohl ſechzig Sommer ſah ich glühn,
Blau werden den Himmel, die Wälder grün,
Und manchen Winterſturm beſtand
Ich im blumen- und früchteberaubten Land,
Seit Kindern in meiner Laube gefiel
Zu treiben ihr erſtes fröhliches Spiel,
Seit in meinem Schatten manch junges Paar
Entzückt von Schwüren der Treue war,
Und in meines Stamms überlebenden Rahmen
Geſchnitten langvergeßne Namen.
O bei den Seufzern, mit ſanftem Mund,
Hier zuerſt verhaucht auf dem heiligen Grund,
Bei dem Liebegeflüſter, das hier gerauſcht,
Dem Schönheit entzückten Ohres gelauſcht,
Mir, dem Altar der Liebe, gönne den Raum,
Schone, Holzhacker, ſchone den Buchenbaum!

Des Kriegers Traum.

Ruh blieſen die Hörner; Nachtwolke ſank nieder;
Ihre Wachen ausſtellten die Stern' in der Luft:
Ueberwältigt von Tauſenden ſanken die Glieder,
Den Müden zum Schlaf und den Wunden zur Gruft.

Als ich ruhte des Nachts auf dem Lager von Stroh
Bei wollüſchender Gluth, die die Leichen bewacht,
Kam im todtſtillen Dunkel ein Traum mir, ſo froh,
Den ich dreimal geträumt vor dem Schwinden der Nacht.

Mir ſchien, von des Schlachtgefilds furchtbaren Reihn
Fern, auf einſamem Pfade, verirret ich ſey:
Herbſt war's, auf dem Wege war ſonniger Schein
Zu dem Haus meiner Väter, das grüßte mich neu.

Ich flüchtete zu den Gefilden, ſo ſchön,
Oft vom Knaben durchſchweift in des Lebens Früh,
Vernahm meiner Ziegen Geblök auf den Höhn
Und des lieblichen Schnittergeſangs Melodie.

Dann kreiſte der Weinkelch; ich ſchwur innizlich:
Nichts von Heimath und Freunden mehr ſcheiden mich ſoll!
Meine Kleinen, wohl tauſendmal küßten ſie mich,
Und mein Weib ſchluchzte lautauf, ihr Herz war ſo voll:

„Bleib, bleib bei uns! ruhe, matt biſt du und müd!"
Gern das Bleiben der kampfmatte Krieger erkor;
Doch Leid kam zurück, da der Morgen erglühr',
Und wegſchmolz die Stimme dem träumenden Ohr.

Lord Ullins Tochter.

Ein Häuptling vom Hochlanderevie
Ruft: Bootsmann, ſonder Weilen —
Gern ein Pfund Silber geb' ich dir! —
Laßt über den See uns eilen!

„Wer ſeyd Ihr? wollt durch Lochgyle hin,
Die nachtſtürmiſche Wellenwieſe?
„Von Uloas Inſel der Fürſt ich bin,
Lord Ullins Tochter iſt dieſe.

Vor ihres Vaters Leuten wir
Drei Tage ſchon flehend reiſen;
Denn treffen ſie uns im Thale hier,
So färbt mein Blut das Eiſen.

Dicht hinter uns ſchon die Reiter ſind:
Wenn unſre Spur ſie erfragen,
Wer tröſtet noch mein holdes Kind,
Dem ſie den Liebling erſchlagen?"

Da ſprach der kühne Hochlandsmann:
Wohl, Fürſt, es ſey! mich triebe
Dazu nicht Euer Silber an,
Doch dem holden Fräulein zu Liebe.

Und, trau'n! in der Gefahr nicht ſoll
Der muntre Vogel ſäumen;
Hinüber ruder' ich Euch wie toll
Die Wogen brauſen und ſchäumen.

Der Sturm den lauten Zittich ſchlug,
Anfreiſchte des Fluthgeiſts Rachen;
In des Himmels Antlitz jeder Zug
Ward finſter, als ſie ſprachen.

Doch wie ſtets wilder blies der Wind
Und wuchs die nächtliche Trauer,
Nahn Reiter durch das Thal geſchwind
Mit ihres Hufſchlags Schauer.

O eile dich, eile! ruft die Braut,
Laß bieten uns die Stirnen
Der Wuth des Himmels, den Wettern, ſo laut,
Nur nicht des Vaters Zürnen!

Das Boot verließ ein ſtürmiſch Land,
Vor ſich den Grimm der Wogen,
Als, ach! zu ſtark für Menſchenhand,
Die Wetter es umzogen.

Sie ruderen fort, wie das Gebrüll
Der Brandung auch ſich mehrte:
Lord Ullin ſtand am Ufer ſtill,
Sein Zorn in Jammer ſich kehrte.

Durch Sturm und Nacht ſein Kind entdeckt
Er, ſchreck- und wehdurchdrungen;
Eine liebliche Hand nach Hülfe ſie ſtreckt,
Um ihr Lieb die andre geſchlungen.

Komm, komm zurück, hört man ihn ſchrei'n,
Aus dem ſtürmiſchen See! vergeben
Soll deinem Hochlandshäuptling ſeyn;
Kind, o mein Kind, mein Leben!

Umſonſt! nicht Hülfe, noch Wiederkehr
Ans Ufer, fluthgeſchlagen;
Sein Kind verſank im wilden Meer,
Er blieb zurück in Klagen.

Julius Kraſs.

Die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortſetzung.)

Was die Aufgabe des Literarhiſtorikers ferner bedeutend erſchwert, verglichen mit der des politiſchen Geſchichtſchreibers, iſt dieß: dem Letztern iſt der Faden ſeiner Erzählung mit Nothwendigkeit gegeben an der Aufeinanderfolge von Regenten, oder von bedeutenden Wechſeln und Ereigniſſen, von Kriegen und Friedensſchlüſſen, Revolutionen und ſo fort; auch der urtheilsloſeſte Hiſtoriograph wird die wichtigſten Ereigniſſe nicht leicht übergehen, wie ſehr er auch ihre Urſachen und ihre Wirkungen verkennen mag, weil ſie faſt immer in einer ſtark in die Augen fallenden, Aufſehen erregenden oder erſchütternden Weiſe eintreten; ſie ſind durch Umwälzungen, oder Schlachten, durch Regentenwechſel, durch Zerſtörung oder Gründung von Reichen u. dgl. ſo zu ſagen accentuirt; ganz anders aber iſt es bei den literariſchen Entwicklungen und Epochen. Ein urtheilsloſer Literarhiſtoriker kann, wenn er nicht Autoritäten folgt, was freilich meiſt der Fall iſt, den Hauptfaden der literariſchen Geſchichte gänzlich verfehlen und ſie an lauter Nebenfäden fortſpinnen, weil keine ſich von ſelbſt ergebende Nothwendigkeit vorliegt, gewiſſe Namen und Ereigniſſe zu leitenden Punkten zu machen. Die geiſtigen, die literariſchen Umwälzungen und Kämpfe liegen nicht immer, wenigſtens in ihrem eigentlichen Urſprung nicht, ſo offen zu Tage, wie ähnliche politiſche Ereigniſſe; die Verfechter einer alten und einer neuen Tendenz rücken nicht gegeneinander ſo offen zu Feld, liefern einander keine Entſcheidungsſchlachten, über deren Ergebniß gar kein Zweifel walten könnte; ihre beiderſeitigen Anhänger laſſen ſich nicht zählen, wie Unterthanen eines Fürſten, oder Soldaten eines Heeres; die Herrſchaft eines neu auftretenden Helden der Literatur über die Geiſter, die Autorität eines neuen Geſetzgebers in der Wiſſenſchaft und Kunſt, bleibt lange Zeit etwas Problematiſches und Angefochtenes; die Einen betrachten ihn immer noch als einen Uſurpator, deſſen Reich von keiner Dauer ſeyn werde, während die Andern ihm ſchon als rechtmäßigem und geſaldtem Herrſcher huldigen, und die Gegenpartei für verſchollen erklärten. Der Geſchichtſchreiber hält ſich an das Faktiſche, dem Leſer überlaſſend, ſeine Betrachtungen über Recht oder Unrecht des faktiſchen Zuſtandes anzuſtellen; für den Literarhiſtoriker iſt es ſchwer, hinſichtlich der Wirkungen, die von den Notabilitäten der Literatur ausgehen, über das Maß der ihnen zu Theil werdenden Anerkennung und Huldigung, über die Stärke der Parteien, auch nur annähernd das Faktiſche zu ermitteln; und ſeine eigne Anſicht, ſein Syſtem, ohne welche er doch kaum ſeyn kann, wenn er nicht rathlos hin und her ſchwanken ſoll, ſetzen ihn beim beſten Willen, unparteiiſch zu ſeyn, der Gefahr aus, einſeitig aufzufaſſen und darzuſtellen. Alle dieſe Schwierigkeiten jedoch werden begabte und geiſtreiche Männer, die den Beruf zur Literargeſchichte in ſich fühlen, nicht zurückſchrecken; und wenn auch das Vollendete auf dieſem Feld immer nur ein Ideal bleibt, ſo ſind doch Leiſtungen, wie wir in neueſten Zeiten mehrere erſcheinen ſahen, hohen Dankes und der wärmſten Theilnahme des Publikums werth.

Man kann zweifelhaft seyn, ob es schwerer sey, die Literaturgeschichte einer frühern Periode oder die der nächstvergangenen Zeit bis in die Gegenwart herab, zu schreiben. Das Eine und das Andere hat seine eigenthümlichen Schwierigkeiten und Vortheile. Bei der Darstellung einer frühern Periode kommt dem Literarhistoriker zu statten, daß er die ferner stehenden literarischen Entwicklungen oder Kämpfe bequemer perspektivisch überschauen kann, daß viel Unbedeutendes und Gehaltloses, das doch zu seiner Zeit mit einer gewissen Anmaßung auftrat, vielleicht auch von einem augenblicklichen Erfolg gekrönt war, zu Boden gesunken ist, und den Blick nicht mehr vom Bedeutenderen abzieht; daß das Urtheil sich mehr befestigt hat, und daß die Leidenschaften, welche am literarischen Himmel so manches Ungewitter versammeln und ihn verdunkeln, verstummt und beruhigt sind. Dagegen entbehrt er der mannichfachen Vortheile, welche die eigene lebendige Anschauung oder die zunächst an die eigene Anschauung gränzende mündliche Tradition von älteren Zeitgenossen dem Darsteller der Literaturgeschichte einer nahen Vergangenheit und der Gegenwart, gewährt; manche, nicht zu verachtende Quellen, aus welchen ein achtsamer und scharfsichtiger Beobachter schöpfen kann, sind im Verlauf der Zeit versiegt; verschwunden sind die Blitze der Leidenschaft, die oft ein, wenn auch grelles, doch scharf bezeichnendes Licht auf literarische Phänomene, Entwicklungen und Fehden werfen, und an ihre Stelle ist nicht immer das klare Tageslicht, sondern oft eine trübe, die scharfen Umrisse der Gestalten verhüllende Dämmerung getreten; manche wichtige Urkunden mögen verloren gegangen seyn, und der Autor, welcher eine ferne Periode schildert, schließt sich auch wohl, unbewußt, mit besonderer Vorliebe an einen selbst nicht ganz unparteiischen Berichterstatter an, durch dessen Brille er die Ereignisse betrachtet. Für den Geschichtschreiber der Literatur der nächsten Vergangenheit und Gegenwart kehrt sich das Verhältniß um; er kann aus der Anschauung schöpfen, aber diese Anschauung hat leicht noch etwas Chaotisches; es ist wenig Gefahr, daß es seiner Darstellung an Lebendigkeit fehle, aber sehr zu besorgen, daß man darin die historische Unbefangenheit und Unparteilichkeit vermisse; an Stoff fehlt es ihm nicht, vielmehr drängt er sich in nur zu gewaltigen Massen an ihn heran, die er mit Mühe und Ernst zu sichten hat, — ein Geschäft, welches im andern Falle zum Theil schon die große Kritikerin, die Zeit, übernimmt — er steht in Gefahr, für Keim zu halten was Frucht, und für Frucht, was nur Keim ist; er legt leicht seine Wünsche und Hoffnungen, oder seine Befürchtungen und seinen Verdruß in seine Darstellung hinein, er wird, statt von dem Hauche Klio's, von Momus inspirirt; er schreibt, statt ein leidenschaftloses Bild zu zeichnen, eine Anklage oder einen Panegyrikus.

In der That, es ist nicht leicht, sich in der Gegenwart der Literatur zu orientiren. Die Schwierigkeit scheint beinahe zu steigen mit der Menge von Schriften, welche dem Bedürfniß abhelfen zu wollen verheißen, mit den unzähligen Stimmen, die sich zu Führern und Ciceroni in diesen Labyrinthen anbieten. Der Eine macht diese, der Andere jene literarische Notabilität zum Ausgangspunkt seiner Doktrinen, und es werden Namen als Epoche machend ausgeschrieen, welche nach zwanzig Jahren vielleicht vergessen sind. Der Eine will die Literatur der Gegenwart ganz einem Individuum, der Andere will sie ganz einem System anpassen und unterwerfen; Dieser will Alles als berechtigt anerkennen, Alles gewähren lassen, vertrauend auf die innere Nothwendigkeit einer Entwicklung zum Besten; Jener will überall mit gewaltiger Scheere stutzen und abklappen: der Eine schilt und schimpft das Publikum und seinen Geschmack, unter der Versicherung, daß er es ehre, daß er dessen Bestes wolle; der Andre schmeichelt dem Publikum und rühmt seine richtige Einsicht, die Höhe seiner Bildung, in der Hoffnung, daß es schlechte Bücher, die er ihm anrekommandirt, nicht verschmähen werde. So ist ein Urtheil über die Literatur der Gegenwart, die einheimische wie ausländische, etwas sehr Mißliches; auch beabsichtigen wir hier keinen Versuch dieses Wagestückes; sondern nur einen kleinen Beitrag möchten wir geben zur richtigen Auffassung des Verhältnisses, in welchem die Literatur der literarischen Hauptländer Europa's zur Gesellschaft, zum socialen Leben der Völker steht. Es ist auch dieß ein, unseres Bedünkens nicht unwichtiges, Moment der Literaturgeschichte, und zwar ein solches, welches in der Gegenwart am leichtesten und genauesten beobachtet werden, am wenigsten Controversen unterworfen werden kann, und doch Stoff zu interessanten Reflexionen und Vergleichungen darbietet.

Daß die Literatur der Spiegel oder die Manifestation des Geistes, des Lebens der Nationen sey, ist oft genug wiederholt worden, und wird auch im Allgemeinen nicht bestritten werden; keineswegs aber ist der Inhalt jenes Satzes schon völlig analysirt und erschöpft, und noch gar Manches kann geleistet werden durch bestimmte Nachweisungen, durch Anwendung jener ganz allgemeinen Behauptung auf einzelne Richtungen, welche die Literatur bei diesem oder jenem Volke genommen hat. Jene Thesis ist durchaus nicht bloß in dem beschränkten Sinn zu verstehen, daß sich in der Literatur jedes Volks dessen charakteristische, vorzüglich aber die intellektuellen Eigenschaften, wie Scharfsinn, Tiefsinn, Phantasie, Witz, Leidenschaft, Gemüth, Humor u. s. w. offenbaren, und man aus derselben gleichsam die Specimina schöpfen könne, wornach man den Geist eines Volkes, als eine Gesammtheit betrachtet, prädiciren und würdigen dürfe; nein! sie hat eine noch viel tiefere Bedeutung, denn die Literatur einer Nation nimmt auch an den Schicksalen, an der innern Entwicklung, an dem äußern Glanz und Ruhm einer Nation, oder an ihrem Unglück und ihrem Verfall Antheil, sie nimmt die Farbe der Freiheit oder der Knechtschaft an, sie reflektirt oft ganz eigenthümliche, bei verschiednen Völkern abweichend gestaltete Verhältnisse auf eine höchst eigenthümliche und unverkennbare Weise; dabei aber ist doch auch zu bemerken, daß, gerade weil die Literatur nicht einzig aus den ursprünglichen geistigen Anlagen und Begabungen eines Volkes sich entwickelt, sondern zu ihrer Erweckung und Blüthe es auch der günstigen Einwirkung äußerer Umstände bedarf, der Zustand und die Physiognomie einer Literatur nicht immer einen richtigen Schluß auf den Genius, auf den geistigen Charakter

und die Anlagen eines Volkes machen läßt, da es Fälle gibt, wo bei einem von der Natur sehr begabten Volk sich doch diejenigen Anlagen, aus deren Kultivirung eine Literatur sich entwickelt, geringerer Pflege erfreuen, daß die geistigen Kräfte sich nicht concentriren; daß Witz, Humor, Phantasie das Gemeingut des gewöhnlichen Lebens bleiben und es poetisch und romantisch färben, statt sich zu einem Buch, einem Gedicht niederzuschlagen; da ferner schon klimatische Einflüsse und Verschiedenheit der Lebensweise und Sitten der Literatur bei dem einen Volk einen abweichenden Charakter, eine abweichende Stellung und Bedeutung anweisen, als bei dem andern. So wird man wohl mit Recht annehmen dürfen, daß die südlichen Völker Europa's, bei erregbarerer Sinnlichkeit, entzündlicherer Einbildungskraft, heißeren Leidenschaften, bei größerer Genußsucht und geringerer Schwierigkeit, sich die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu verschaffen, im Ganzen genialer — das Wort im englischen Sinne genommen, wornach es auch von schöner Witterung gebraucht wird, und daneben die Bedeutung von heiter, aufgeweckt hat — als die nördlicheren Völker sind, womit jedoch keineswegs das gesagt seyn soll, das Genie finde sich häufiger oder in höherem Grade bei den südlicheren Nationen. Die nördlichen Völker übertreffen dagegen — und dieß wird sich auch in ihrer Literatur nicht verläugnen — die südlichen an Ernst, an Gemüthstiefe; ihre Phantasie wendet sich vorzugsweise dem Geheimnißvollen, dem Symbolischen und Mystischen zu, während die letztern mehr am Heiterphantastischen, am Komischen und an der Darstellung der heftigen Leidenschaft Geschmack finden. Diesen hängt die leichtere Literatur mehr mit dem feineren und edleren Lebensgenuß, jenen hängt sie mehr mit dem Ernst des Lebens und der Wissenschaft zusammen.

Die Sphäre der Literatur wollen wir hier damit abgränzen, daß wir ihr die sogenannten exakten Wissenschaften gegenüber stellen und sie von dieser unterscheiden. Diese, die exakten Wissenschaften, wie die mathematischen und physikalischen Disciplinen, siedeln sich leicht überall an, sie sind völlig kosmopolitisch, und wenn man über reichliche Mittel zu gebieten hat und mit Einsicht verfährt, kann man durch Berufung von Lehrern, durch Gründung von Unterrichtsanstalten und Aufmunterung des Talents und Verdiensts sie wohl in jedem beliebigen Lande in Flor bringen, vorausgesetzt daß die Civilisation überhaupt einigermaßen Fuß gefaßt habe. Ein Peter der Große konnte diese Wissenschaften in seinem Reiche ziemlich rasch emporbringen durch Anwerbung von ausländischen Gelehrten, und Mehemed Ali von Aegypten kann seine Sklavensöhne leicht darin unterrichten und sie zu geschickten Mathematikern, Physikern, Astronomen, Geognosten u. s. w. heranbilden lassen; aber weder Peter hätte vermocht, noch vermöchte der Vizekönig von Aegypten heutzutage, eine russische oder ägyptische Literatur aus dem Nichts zu erwecken; denn an dieser muß, so zu sagen, die gesammte Nation selbst mitarbeiten; Gelehrsamkeit, Ueberlieferung von Andern fruchtet hier wenig oder nichts; die Sprache selbst, das Material oder Organ der Literatur, mit dieser viel inniger verwachsen als mit den exakten Wissenschaften, muß erst einen gewissen Grad der Reife, der Entwicklung und Bildung erlangt haben, ehe sie literarische Versuche und Bestrebungen begünstigt; und während eine von außen hereingebrachte Bekanntschaft mit den Fachwissenschaften so gute Dienste leistet, wie eine autochthone, wirkt eine von außen eingeführte, aufgepfropfte Literatur vielmehr verderblich als förderlich auf den Geschmack und die gesunde Bildung einer Nation, wenn nicht die nationale Literatur schon so weit erstarkt ist, daß sie von der fremden sich nur das ihr Gemäße aneignet, nicht aber sich blindlings von ihr beherrschen läßt, und Alles ohne Unterscheidung knechtisch nachahmt.

Es bedarf wohl keiner ausführlichen Rechtfertigung, wenn wir bei unserer Vergleichung nur die Literaturen Deutschlands, Englands und Frankreichs berücksichtigen. Wir werden indeß am Schluß einige kurze Bemerkungen geben über die sociale Stellung der Literatur auch in denjenigen europäischen Ländern, welche zunächst von der Vergleichung ausgeschlossen bleiben.

Abwechselnd haben in den neuesten Zeiten Deutschland, England und Frankreich in der Literatur den Ton angegeben, oder kann man sich auch so ausdrücken: es vertheilt sich unter diese drei Nationen die Ehre des Vortritts und Supremats in den verschiedenen Zweigen und Fächern der Literatur. So trägt z. B. der Engländer die Palme davon in körnigter politischer Beredsamkeit, der Franzose in geistreicher und gewandter journalistischer Dialektik und Polemik, der Deutsche in gediegener Verarbeitung gründlicher und gelehrter Forschungen; der Franzose rühmt sich seiner glänzend und fließend geschriebenen Geschichtswerke, seiner trefflich stylisirten Romane, seiner ergötzlichen Vaudevilles, der Deutsche klassisch geschriebener Werke tiefsinniger Philosophen und der Anmuth und Süßigkeit seiner gefeiertsten Dichtungen, der Engländer erinnert an diejenigen seiner Landsleute, die in der Novelle und in der Poesie neue Bahnen eröffnet haben u. s. w. Keine der drei Nationen versagt mehr einzelnen Vorzügen der andern ihre Anerkennung, wenn auch vielleicht jede, mit sehr natürlicher und verzeihlicher Selbstzufriedenheit, im Ganzen den Vorzug in der Literatur von ihren Nebenbuhlerinnen glaubt behaupten zu können, der sicherste Beweis, daß jene engherzige Eifersucht nicht mehr besteht, welche frühere Perioden charakterisirt, liegt wohl in der Bereitwilligkeit, ja dem Eifer und der Hast, womit die Erzeugnisse der einen Literatur von der andern aufgenommen und so weit es immer möglich ist, durch Uebertragung oder Nachahmung assimilirt werden. Die Worte, die heute der Feder eines englischen oder französischen Journalisten entfließen, werden nach acht Tagen vielleicht schon von der deutschen Presse vervielfaltigt, und schon öfters ist es vorgekommen, daß neue Schriften zugleich französisch und deutsch oder englisch und deutsch erschienen. Eine solche geistige Gütergemeinschaft, ein so lebendiger Austausch und Verkehr der Ideen, eine solche Wechselwirkung der Literaturen ist eingetreten, daß man erwarten könnte, wie die tyrannische Göttin Mode mit Blitzesschnelle die Reise durch Europa macht und binnen einer Saison die gesammte elegante Welt in ihre Uniform kleidet, die Unterschiede der Nationaltracht in immer engern und niedrern Sphären zurückdrängend, so werde es bald in der Literatur nur noch Eine Uniform für ganz Europa geben, ein mixtum compositum aus deutschen, französischen und englischen Elementen. Man hat schon zu wiederholten

Malen in Deutſchland Beſorgniſſe geäußert wegen einreißender Gallomanie und Anglomanie, und davor gewarnt, und eben ſo hat man in England und Frankreich Invaſionen des ausländiſchen Geſchmacks und ausländiſcher Manier in der Literatur befürchtet; auch iſt nicht zu läugnen, daß man bei den Beſtrebungen, aus fremden Literaturen zu ſchöpfen — Beſtrebungen die nicht ſelten mehr von merkantiliſcher und induſtrieller Spekulation ausgehen, als von dem reinen Intereſſe für umfaſſende, allſeitige Geiſtesbildung, — häufig das Unweſentliche ſtatt des Weſentlichen, nur den zerriſſenen Mantel ſtatt des Prophetengeiſtes, die fehlerhafte Manier ſtatt des originellen Styls, die Unarten ſtatt der Vorzüge erbeutete und einen Markt für Karikaturen eröffnete. Wir können indeß nicht glauben, daß die Gefahr einer Amalgamation der geiſtigen Eigenthümlichkeit in der Literatur der drei Nationen ſo ernſtlich iſt — (eine *Gefahr* aber würden wir es nennen, obgleich Manche darin das *Heil* der Zukunft erblicken möchten) — eine Gefahr, weil die Originalität der Geiſter dadurch bedroht und ihnen ein ſtumpferes Gepräge aufgedrückt würde; weil dann nicht mehr die aus der Tiefe, aus der Wurzel kommenden Impulſe, die aus dem wahrhaft nährenden Boden aufſteigenden Lebensſäfte wirken würden, ſondern die von der Seite und aus der Atmoſphäre wirkenden Einflüſſe, wodurch ſicherlich nur ephemere Erzeugniſſe würden geweckt und zu Tage gefördert werden.

Trotz dem, daß ſich in Folge des reichlichen Verkehrs und Ideenaustauſches zwiſchen den genannten Nationen mehr und mehr eine gewiſſe Aehnlichkeit in der äußern Phyſiognomie ihrer Literaturen bildet, wie z. B. in der Gründung und Oekonomie der politiſchen und unterhaltenden Tagblätter und periodiſchen Schriften, von Almanachen u. dgl. immer mehr eine gewiſſe Gleichförmigkeit Platz greift — trotz dem werden ſich immer in den betreffenden Literaturen die durch tiefer liegende, politiſche und ſociale Unterſchiede bedingten, charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten jeder derſelben behaupten und geltend machen, und die Beſtrebungen und Träume der Enthuſiaſten für eine Weltliteratur, welche an einem ſchönen Morgen anbrechen ſoll, und deren Verheißungen ſie in einem flachen Synkretismus und in einer vornehmthuenden Sprachmengerei finden wollen, werden, noch lange Zeit wenigſtens, an jenen tiefer im Volksleben gründenden und wurzelnden Unterſchieden ſcheitern.

Die Literatur nimmt in Deutſchland, in England und in Frankreich eine jedesmals anders geſtaltete ſociale Stellung ein. Die Literatur, deren Gebiet, auch wenn man die exakten Wiſſenſchaften und die ſtreng gelehrten Werke von ihr ausſchließt, doch noch ſo ungeheuer groß iſt, und die, bei geſchickter Wahl und Behandlung der Form, in alle Gebiete des Wiſſens Eingriffe machen, und ſich ſelbſt in ſolchen Sphären anſiedeln kann, die ihr zunächſt verwehrt zu ſeyn ſcheinen möchten, wie z. B. in neueſter Zeit ein berühmter Aſtronom die Wunder des Himmels auch für den Laien aufgeſchloſſen, oder ein Verehrer Hegels die faſt noch unbegreiflicheren Geheimniſſe der Hegel'ſchen Spekulationen dem Verſtändniß der Damen angenähert hat, läßt ſich wegen ihres umfaſſenden Bereichs und der Mannichfaltigkeit ihrer Gegenſtände und Vertreter, von ſehr verſchiedenen Seiten betrachten und würdigen; man betrachtet ſie, um zunächſt eine durchgreifende Verſchiedenheit des Geſichtspunkts zu bezeichnen, entweder als *Selbſtzweck*, oder als *Mittel* für andere Zwecke. Mit andern Worten: es iſt die Frage, ob die Literatur eines Volks ihre höchſte und letzte Bedeutung darin habe, daß ſie ein Abbild ſey von dem Genius des Volks auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwicklung, daß ſie die geiſtige Errungenſchaft einer Nation in bleibenden Sprachdenkmalen der ausgezeichnetſten Forſcher, Denker und Dichter darſtelle, daß ſie den Ehrenſchatz des Volkes bilde, der unveräußerlich fortbeſteht, an welchem ſich das gemeinſame Bewußtſeyn der Volksgenoſſen ſtärkt und erhebt und der für die Nachkommen eine Aufforderung enthält, auch ihrerſeits den Schatz zu vermehren, wobei dann die vortheilhaften Einflüſſe und Wirkungen der Literatur zwar wohl anerkannt und gern angenommen, aber doch nur als untergeordnete Momente betrachtet werden, die gegen jenen großen Zweck der Literatur: Repräſentantin und höchſte Blüthe des Nationalgeiſtes zu ſeyn, ganz in den Hintergrund treten müſſen; oder: ob die Literatur eines Volks ihre eigentliche Beſtimmung darin habe, daß ſie dem *Leben* wuchere und Früchte trage, daß ſie der Hebel der allgemeinen Bildung, das Mittel der Belehrung und des Unterrichts für alle Klaſſen der Geſellſchaft, die Beförderin der Aufklärung, der Humanität und Moralität, daß ſie die „große Schulmeiſterin" der Nationen ſey und das Füllhorn ihrer Segnungen in immer erweiterten Kreiſen ausſchütte? Die Freunde dieſer Betrachtungsweiſe der Literatur läugnen nun auch nicht die eigenthümliche Würde und Ehre der Literatur; aber ſie bemeſſen doch die Offenbarungen des Genius und Talents hauptſächlich nach ihren für die Geſellſchaft nützlichen oder nachtheiligen Ergebniſſen, und halten dem Genie als höchſten Ehrenpreis den Titel eines Wohlthäters der Menſchheit vor. Daß dieſe beiden Anſichten von der Bedeutung der Literatur den Vorzug verdienen vor einer dritten — die freilich in Wahrheit keine Anſicht, ſondern nur eine ſtillſchweigende, häufig gar nie zum Bewußtſeyn kommende, Vorausſetzung der Geiſtesfaulheit und der dumpfen Genußſucht iſt, aber von einem der *Zahl* nach ſehr reſpektabeln Publikum gehegt wird — vor der Anſicht: daß die Literatur nur der Vertreibung der Langeweile, dem Gaumenkitzel äſthetiſcher Freſſer und Feinſchmecker, der Kurzweil blaſirter Weltleute und der Skandalſucht des vornehmen Pöbels beiderlei Geſchlechts fröhnen ſolle, bei welcher Anſicht freilich nicht von einem *Nutzen* der Literatur die Rede ſeyn kann, ſondern nur von ihr gefordert wird, daß ſie gefalle und ergötze, mithin ihr in gewiſſem Sinn Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit zugeſtanden wird, aber andrerſeits doch gar nicht von einer wahren Würde und Autonomie der Literatur geſprochen werden kann, ſie vielmehr zur verächtlichſten Abhängigkeit von den krankhaften Gelüſten, den Launen und Moden der Zeit, oder einer, der Diktatur in Geſchmacksſachen ſich anmaßenden Clique verdammt wird — dieß iſt außer Zweifel; ſtreitig aber könnte ſcheinen, welche der beiden oben bezeichneten Anſichten den Vorzug verdiene. Dieſe Frage zu entſcheiden, liegt uns indeß hier nicht ob; wir verſuchen nur anzugeben, auf welche Seite der Frage ſich jede der drei Nationen ſtellt; müſſen aber zuvor die Bemerkung einſchalten, daß

weder die eine noch die andere Ansicht je ganz streng und folgerichtig durchgeführt, und auf alle Erzeugnisse der Literatur angewendet werden dürfte; die Anhänger beider Ansichten können sich, wenn sie nicht mit eingeschränktem Eigensinn auf abstrakten Prinzipien und Grillen bestehen, wenn die Einen sich vor einer puristischen und pedantischen Ueberschwänglichkeit, wenn die Andern sich vor einem kleinlichen und materialistischen Utilitarismus hüten, in der Praxis ziemlich nahe kommen und verständigen; jene können die weiter befruchtende, nährende und wohlthätige Kraft der trefflichsten Erzeugnisse der Literatur anerkennen, unbeschadet der selbstständigen Würde des dem Idealen, und nicht dem Realen und Praktischen, zugewendeten Geistes; und diese können, ohne den Maaßstab der Wohlthätigkeit für die Gesellschaft oder die Menschheit wegzuwerfen, den Produkten des Genius volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie sich nur erinnern, daß nicht jede für die Gesellschaft und die Menschheit wohlthätige Kraft und Erscheinung unmittelbar und sichtbar wirkt, daß schon oft dasjenige, was man anfangs als höchst verderblich und unheilbringend verschrie, indirekt, durch Erweckung einer Reaktion, die segensreichsten Folgen hatte.

Es wird kaum widersprochen werden, wenn wir, in Beziehung auf jene zwiefache Betrachtungsweise der Bedeutung der Literatur den Deutschen vorzugsweise die Ansicht von der Selbstständigkeit und vom Selbstzweck der Literatur, den Engländern aber die entgegengesetzte zuschreiben, diejenige, wornach sie ihre höchste Aufgabe durch Förderung der Einsichten, der Interessen der Gesellschaft und der Einzelnen erfüllte. Wir haben uns über die Verschiedenheit des deutschen und des englischen Geistes früher in diesen Blättern (Jahrg. 1836 Nr. 3. f.) ausgesprochen, und können uns daher hier kürzer fassen. Der praktischtüchtige, im Leben sichre und unbeengte, vielfach zum Handeln und zur Thätigkeit aufgeforderte Engländer führt auch im Geistigen sein Gebäude auf dem festen Boden der Realität und Erfahrung auf, und der gesunde Menschenverstand, der common sense, ist sein Führer und Berather. Könnte man unter diesen Umständen vermuthen, der Engländer dürfte sich leicht einem, das Uebersinnliche verachtenden Empirismus und Materialismus hingeben, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß er hievon zurückgehalten wird durch eine, in entgegengesetzter Richtung wirkende Anhänglichkeit an das Gegebene und Bestehende. Die bestehende Kirche mit ihren Dogmen und Satzungen gilt dem Engländer von ächtem Schrot und Korn als ein ebenso fester, unerschütterlicher Boden, wie seine Insel selbst, und durch diese Dogmen und Satzungen ist seinen Spekulationen schon das Ziel vorgeschrieben, bei welchem sie nothwendig ankommen müssen. So wenig er in den Wissenschaften, in der Philosophie und in der Poesie das Mystische liebt und ihm Kredit schenkt, so wenig erlaubt er sich, wenn er den religiösen Boden betreten hat, irgend einen Zweifel am Mysteriösen und Wunderbaren, und mit all seinem realistischen und derben Menschenverstand ist er ein weit besserer Gläubige als der grübelnde und spekulirende Deutsche, der mit seiner Idee des Absoluten im leeren Raume Posto faßt, und von ihr aus zum Boden der Wirklichkeit herabzusteigen versucht, wenn er es nicht anders vorzieht, sich immer höher hinaufzuarbeiten.

Das Absolute ist das Losungswort in Deutschland geworden seit mehreren Jahrzehnten, und das absolut Schöne und absolut Wahre sind die Ideale oder Idole, welchen man nachjagt und Anbetung erweist. Dieß Streben nach dem Absoluten, das sich vielfach in eine dunkle Wolke schwerverständlicher Worte und Redensarten hüllt, erscheint den Engländern, auch wohl den Franzosen, als ausnehmend mystisch und überschwänglich, obgleich die Resultate desselben hin und wieder auf etwas hinauslaufen, was sie in ihrer minder gebildeten philosophischen Sprache nicht anders als Skepticismus, Ketzerei, Unglauben, Materialismus zu benennen wissen. Was aber immer das Resultat seyn mag, die Tendenz geht auf das Absolute; an wissenschaftliche und poetische Produktionen wird in Deutschland, von manchen Seiten wenigstens, der absolute Maaßstab der Kritik angelegt; die deutschen Denker bestreben sich, in sich vollendete, voraussetzungslose, die Totalität der Welt und des Geistes rein aussprechende und erfassende Systeme zu erbauen, die deutschen Dichter machen gern Poesie und Fiktion zu Trägern wichtiger Ideen; die Historiker, die Mythologen begnügen sich nicht mit Fragmenten und Fakten, sondern sie wollen überall ein möglichst geschlossenes, organisches Ganze geben und die Materialien durch ihre Hypothesen und Ideen, welche sie freilich gern als nothwendige Ideen aussprechen, beleben und beseelen. Die Entfaltung und Manifestation des Geistes erzeugt nach ihnen die Literatur, deren würdigste Erscheinungen seine Stadien und Momente bilden, und eigentlichen Werth und Bedeutung erkennt der deutsche Kritiker von der strengsten Observanz nur demjenigen zu, was die Weihe der Idee des Wahren oder des Schönen an sich trägt, und wenn er ein Buch als nützlich gelten läßt, so schließt dieß eigentlich schon einen halbmitleidigen Tadel in sich. Denn er ist ein geschworner Feind alles Teleologischen; die Kategorien des Zwecks, der Nützlichkeit taugen nur für den gemeinen Haufen, aber sie sind bedeutungslos für die Götter, mit welchen der für das absolut Wahre und absolut Schöne begeisterte Jünger der Wissenschaft und Literatur sich gleichsam identificirt. Ganz anders der Engländer, welchem als größter Lobspruch das Prädikat des Guten, des Zweckmäßigen, des Nützlichen, gilt; wie die deutsche Geisteseigenthümlichkeit zum Absoluten, so neigt sich die englische zum Teleologischen hin. Fragt der Deutsche: wird durch dieses oder jenes Werk das Wissen der Wahrheit, die Offenbarung der Idee des Schönen gefördert, so fragt dagegen der Engländer: wirkt dieß oder jenes Buch Nutzen, d. h. Aufklärung, Besserung, Erbauung, wohlthätige Rührung, in dem Geiste oder Gemüth der Leser? Häufig werden nun freilich die Urtheile beider, obwohl von verschiedenen Gesichtspunkten aus gefällt, zusammenstimmen, denn das Wahre und Schöne können dem Guten und Nützlichen eigentlich nicht widersprechen, und umgekehrt wird auch das wirklich Gute seinen Antheil am Wahren und Schönen haben; oft aber auch wird die Verschiedenheit des Gesichtspunkts sehr abweichende Urtheile hervorrufen, und der deutsche Idealismus und der englische Hausverstand einander gegenseitig als nicht recht bei Trost erscheinen. Offenbar läßt sich zum Lob und zum Tadel der einen wie der andern Anschauungsweise Manches sagen; es gereicht den Deutschen zur Ehre, von der Literatur und Wissen-

schaft eine so hohe Vorstellung zu haben, und ihre Reinheit von irdischem Beiwerk zu behaupten, aber sie versetzen sich damit leicht in eine schiefe Stellung zum Leben, zu Wirklichkeit, und gerathen wohl gar aus lauter Idealismus in einen für das thätige Leben, für die Gesinnung und das Handeln gefährlichern Indifferentismus, indem ihnen von der Höhe ihrer Ideen herab gar wohl etwas als geringfügig und ihrer Kenntnißnahme, ihres Interesses unwerth erscheinen kann, was denn doch in den Wagschalen des praktischen Lebens von bedeutendem Gewicht, und sittlich durchaus nicht gleichgültig seyn dürfte. Der dem Nützlichkeitsprinzip huldigende, und den moralischen Maaßstab nicht leicht außer Augen lassende Engländer wird über die gewöhnlichen Erscheinungen der Literatur meist ein gesundes und einleuchtendes Urtheil haben, sie mit Unbefangenheit würdigen und ihre einzelnen Eigenschaften und Merkmale vielleicht schärfer und genauer auffassen, als der spekulative Deutsche; aber bei Produkten, die über das gewöhnliche Maaß hinausgehen, wird oft sein Horizont zu eng, sein Maaßstab zu kleinlich seyn, und sein in vielen Hinsichten rühmenswerther gesunder Menschen- und Hausverstand wird sich etwas philisterhaft und ängstlich gebärden, zumal wenn ihm noch manche altenglische Traditionen und Vorurtheile, die ihm als unerschütterliche Axiome gelten, in die Quere kommen. Der Vorzug einer größern Geistesfreiheit und einer kühnern intellectuellen Gymnastik dürfte unzweifelhaft auf der Seite der Deutschen seyn.

Der Grund dieser Differenz liegt nun zwar wohl zum Theil in dem Charakter der beiden Völker, so wie er sich im Verlauf der Zeit, unter dem Einfluß der historischen Verhältnisse gebildet hat; aber es läßt sich vielleicht auch ein speciellerer Grund derselben nachweisen, und einen solchen finden wir in der verschiedenen Einrichtung, dem verschiedenen Charakter der Universitäten in England und Deutschland; obwohl das, daß sie in den beiden Ländern so ungleich sich gestaltet haben, auch wieder seinen Grund haben mag in der Ungleichheit der geistigen Organisation.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

(Schluß.)

Die Mittel zweiter Art zur Vollführung unsers Unternehmens enthalten die Bibliotheken, die uns Materialien zu der Geschichte der Literatur darbieten. Wir würden keine Mühe scheuen, wären wenigstens alle Materialien, die uns unumgänglich nöthig sind, an einem Ort gesammelt und in chronologische Ordnung gebracht. Sind wir aber in dieser Hinsicht glücklicher? Wenn ein Professor der russischen Literatur in Moskau von Hülfsmitteln dieser Art redet, so kann er nicht umhin, einen Professor der französischen Literatur in Paris zu beneiden. Sie sind z. B. im Begriff, in diesem Semester die französische Literatur des zwölften Jahrhunderts durchzugehen; es wird Ihnen erfreulich seyn, in die neue geordnete Bibliothek zu treten, alle französischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts an einem Ort unter einer Rubrike zu finden, sie an einem besondern Tis zu lesen, alles Ihnen Nöthige bezeichnen zu können, einen Abschreiber bei der Hand zu haben, der mit grammatischer Treue alles von Ihnen Bezeichnete abschreibt. — Was ist aber da zu machen, wo die Denkmäler der Literatur in vielen, von einander weit entfernten Bibliotheken zerstreut sind? So befindet sich z. B. bei uns das erste Denkmal unserer Literatur, das bis jetzt noch nicht herausgegebene ostromirowsche Evangelienbuch in der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg; der Sbornik Swatoslaws, ein anderes Denkmal des eilften Jahrhunderts in der diesigen Patriarchal-Bibliothek; die zweite Hälfte der lawrentinischen Abschrift der Nestorschen Chronik in Petersburg: die Schriften Johanns, des Exarchen von Bulgarien, viele Reden und Vorschriften der Metropoliten von Kiew und Moskau in dem Josephskloster zu Wolokolamsk, dem Sophienkloster zu Nowogorod, dem Alexandernewskischen Kloster zu Petersburg und so weiter, die Schriften Marim's, des Griechen, des Ersten, der bei uns Kirchenbücher schrieb, in dem Troizkischen Kloster; eine sehr interessante Schrift, die uns den Kampf des Katholicismus mit der griechischen Orthodoxie im Norden anschaulich macht, Osten, geschrieben von Joanniki Lichuda unter dem Patriarchen Joachim in den Handschriften der Patriarchal-Bibliothek in Moskau; die Briefe und Kommentare zweier unserer Helleniſten, Joanniki und Sofroni Lichuda, in dem diesigen Archiv auswärtiger Angelegenheiten! So zerstreut sind die noch nicht herausgegebenen Materialien für die Geschichte unserer Literatur in den verschiedenen Bibliotheken des russischen Reichs! Wenn doch wenigstens alles bis jetzt Herausgegebene bei uns an einem gemeinschaftlichen Ort gesammelt wäre! Sogar diese Bequemlichkeit haben wir nicht. Es ist Ihnen bekannt, daß die moskowische Universitätsbibliothek erst im vorigen Jahre (1837) mit den Erzeugnissen der vaterländischen Literatur bereichert wurde, aber aus der natürlichsten Ursache von der Welt kann sie noch keine vollständige Materialiensammlung darbieten. Bibliotheken der Art bedürfen der Jahrhunderte zu ihrem Wachsthum. — Zwar drängen wir, bei den reichen Hülfsmitteln, welche die Regierung uns darbietet, Jahrhunderte in Jahre zusammen, aber es ist so schwer, zu gleicher Zeit allen Forderungen zu genügen, die an der zweckmäßigen Einrichtung eines Instituts, wie die moskowische Universität, gemacht werden können. Eine für die russische Literatur vollständige Bibliothek bei unserer Universität wird noch lange unter die frommen Wünsche gehören; trösten wir uns aber damit, daß der guten Sache schon ein fester Grund gelegt worden ist.

Bei diesem Mangel an Hülfsmitteln werden wir thun, was wir können. Wir wollen wenigstens eine Skizze zu dem großen Gebäude, einen Plan unsers Wirkens entwerfen, wollen auf das hinweisen, was da geschehen müßte, und wenigstens manche Probleme in unserer Wissenschaft aufstellen und den Weg zu der Lösung derselben anzeigen; das ist Alles, was von uns gefordert werden kann. — Es muß bemerkt werden, daß bei der

gegenwärtigen Richtung unſerer Literatur die Geſchichte derſelben zu den unumgänglichen Problemen unſerer gelehrten Literaturwelt gehört. Der Geiſt der Geringſchätzung vaterländiſcher Erzeugniſſe und der Geiſt, der alles bezweifelt, was das Alterthum uns Großes überliefert hat, muß doch — einmal aufhören. Wir aber können ihm nur durch ein tiefes und beharrliches Studium deſſen, was die literariſche Eigenthümlichkeit unſers Volks ausmacht, entgegenwirken. — Außerdem iſt mit der Löſung der ſich auf die Geſchichte unſerer Literatur beziehenden Probleme die Löſung mancher wichtigen Probleme, die auf unſere heutige Bildung Bezug haben, nothwendig verbunden.

Jedesmal wenn ich an die Darſtellung irgend einer hiſtoriſchen Disciplin gehe, halte ich für nöthig, anfangs eine allgemeine Ueberſicht des Gegenſtandes zu geben. Eine ſolche vorläufige Ueberſicht lockt uns zum Studium an und, indem ſie am Anfang den Gegenſtand in ſeiner allgemeinen Totalität darſtellt, gibt ſie die beſten Mittel für die Entwicklung der Beſonderheiten an die Hand. Es iſt der erſte Entwurf des Gemäldes, der darum nothwendig iſt, damit ſich die Theile des Ganzen ſpäter geordneter und ruhiger entwickeln. Und ſo wollen wir denn heute einen ſolchen Entwurf unſers Gegenſtandes verſuchen. Wir wollen die ganze Entwicklung unſerer Literatur in raſchen Zügen überblicken, und zwar wollen wir dieſes in der doppelten Abſicht thun, einmal um uns von der Wichtigkeit und dem großen Umfang zu überzeugen, und dann, um daraus eine Lehre für die Zukunft zu ziehen, eine Lehre, die für die gegenwärtige Bildung und Richtung der Literatur in Rußland wichtig iſt.

(Zweiter Artikel folgt.)

Miscellen.

Arthur, ein Roman von Eugen Sue, gibt dem Verfaſſer Gelegenheit, ſich wieder von einer neuen Seite zu zeigen. Es iſt kein Seeroman, auch kein hiſtoriſch-romantiſcher. Nachdem er in der Einleitung den Leſer in das ſüdliche Frankreich geführt hat, wo er auf der Straße zwei Wagen hinrollen läßt, eine glänzende Berline und ein ſchlechtes Kabriolet, aus welchem ein alter Mann ausſteigt und in einem Garten drei Perſonen, eine junge, ſchöne Frau, ein Kind und einen jungen Mann erſchießt, erzählt er, daß er die Memoiren dieſes ermordeten jungen Mannes durch Zufall erhalten und gibt ſie als Erklärung dieſes tragiſchen Anfangs. Den Charakter Arthurs, der die folgende Erzählung bedingt, zeichnet er in dieſer Art: „Arthur vereinigt in ſich zwei Gegenſätze, die, wie wenig ſie ſich vereinigen laſſen, doch ſo genau in ihm verſchmolzen ſind, daß hieraus die doppelte Richtung ſeines excentriſchen Charakters hervorgeht: einerſeits beſitzt er eine ſeltne Anziehungskraft, andrerſeits eine nicht ſehr häufig vorkommende Eigenſchaft, Mißtrauen ſeiner ſelbſt. Man wird bald ſehen, wie dieſe beiden Eigenſchaften, die im erſten Augenblick ſo günſtig ſcheinen, da man ſie Beſcheidenheit und Reiz nennen könnte, in ihrer Anwendung höchſt unglücklich wirken. Der Reiz, den Arthur ausübt, iſt (um uns des Vergleichs zu bedienen) eine Art unſichtbaren Rüſſels, deſſen er ſich bedient, um ſeine Opfer anzuziehen, die er dann mit dem vergifteten Pfeil ſeines Mißtrauens tödtlich verwundet. Der entſchiedenſte Skepticismus liegt ſeiner geiſtigen Natur zum Grunde, den er in einer um ſo gefährlichern Schule erworben hat, da ſie ſehr achtungswürdig erſcheint. Auf dem Todbett ſagte ſein Vater zu ihm: Alles liegt im Golde: Ehre und Glück! Kein menſchliches Gefühl iſt dauernd. Du wirſt mich vergeſſen, wenn ich nicht mehr ſeyn werde, und das iſt ganz natürlich. Weisheit iſt es, die unerbittliche Wirklichkeit ins Auge zu faſſen und ſich durch Hoffnung nicht täuſchen zu laſſen. Glaube alſo an nichts; denn jeder Glaube iſt eine Chimäre; doch bleibe reich und ſuche allein zu leben, das iſt die große Weisheit des Lebens. — Alle folgenden Scenen des Romans ſind nur Beweiſe dieſes Satzes und Folgerungen desſelben. Eine junge, ſchöne, aber arme Baſe liebt ihn, er ſie auch, doch der Gedanke, daß ſie nur ſein Geld liebe, läßt ihn nicht ruhen; er quält ſie mit Vorwürfen, ſo daß ſie endlich gerne ſeinen Werbungen ſcheinbar nachgibt, doch bei Unterzeichnung des Heirathskontrakts die Verbindung ihrerſeits vernichtet und ihn verläßt. Er ſtürzt ſich in den Strudel des Vergnügens in Paris, um zu vergeſſen. Eine junge Wittwe, die Marquiſe von Pennafiel, ſchön, reich und gebildet, ſo daß ſie ſelbſt die Kenntniß der Hieroglyphen in den Kreis ihrer Studien gezogen, gefühlvoll und zärtlich, wird hier beſonders ausgezeichnet. Er nähert ſich ihr, ſie faßt Neigung zu ihm, er verjagt ſie durch ſein Mißtrauen. Er trifft Helenen, ſeine ſchöne Baſe, wieder, als Gattin eines jungen Malers, er läßt ihr heimlich große Summen zufließen und entflieht, wohin? — das werden wir erſt hören, wenn die Fortſetzung dieſes ſonderbaren Machwerks erſcheint, wo wahrſcheinlich auch die Kataſtrophe des Anfangs erläutert werden wird.

Caſimir Delagnier hat unter dieſem Titel ein Luſtſpiel geſchrieben, das über das Theater français gegangen iſt. Darf man den Berichten der franzöſiſchen Journale glauben, ſo iſt an dieſer neuen Gabe ſeiner Muſe nichts luſtig als der Titel „Luſtſpiel.“ Voller Unwahrſcheinlichkeiten und Widerſprüche gibt es politiſche Redensarten ſtatt belebte Handlung, und ſtellt ſeine Politiker in ſolcher fortdauernder Geiſtesabweſenheit dar, daß man ſich wundert, wie er ein ſo gefeierter Dichter, ſolche Jämmerlichkeit verarbeiten konnte. Doch hat die Literatur ſchon zu mehreren Malen ein volles Haus gemacht.

M..r.

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Januar. 1839.

Der Triumph der Schönheit.

Nach Robert Southey.

Froh wie der müde Wanderer, der die Küste
Der Heimath schaut, nachdem aus ferner Wüste
Und weit entlegnem Land er heimgekehrt;
Sein Haupt empfand des Nachtwinds schneidend Schwert;
Er litt des Mangels Druck, und fühlte kalt
Den Winter in der zitternden Gestalt.
Doch kämpft er muthig alle Leiden nieder,
Sein kleines Hüttchen sieht er endlich wieder;
Und wie des Törfchens Glöcklein er vernimmt,
Sein sehnend Aug' in Freudenthränen schwimmt:
So wend' ich mich von Angst und Tod und Wuth,
Von Laster, das die Söhne tränkt mit Blut,
Und singe freudig, wie des Weibes Lob
Jerusalem vom Staube wieder hob,
Des Königs Wink zur Güt' und Gnade lenkte
Und Gottes heil'gem Volk die Freiheit schenkte.

Darius gibt ein Fest; die Gäste wallen
Gehorsam nach des Schlosses Königshallen.
Satrapen lauschen seinen stolzen Winken,
Besiegte Fürsten vor ihm niedersinken,
Nicht Schwert, noch Panzer mehr die Krieger tragen,
Noch fahren sie auf ihren Sichelwagen.
Judäas Söhne gehn nicht mehr gebückt
Noch fühlen sie die Knechtschaft, die sie drückt;
Von Persiens Hügeln kommt das Volk geschmückt,
Von wo Choaspes rollt mit stolzen Wogen;
Und Sklaven sind aus Indien hergeflogen.
Um mehr noch zu erhöhn des Festes Glanz,
Schickt Babylon der Mädchen schönsten Kranz.
Sie kleiden sich in dünne Prachtgewänder,
Um welche flatternd wehen bunt'ge Bänder;
Mit Rosen kränzen sie das goldne Haar;
Die Wange, die so einfach reizend war,
Genügte nicht; drum muß die Farbe geben
Ihr einen höhern Glanz und frischres Leben.
Ihr Schritt ist sanft und zauberisch ihr Blick,
Ihr Lied ist schmelzend und der Tanz ihr Glück.
Doch auf des Königs goldnem Throne steht
Apamas lieblich milde Majestät;
Ihr hohes Wesen, ihrer Augen Gluth
Entzündet Sehnsucht oder dämpft den Muth;
Von ihren Reizen ist das Volk entzücket
Und hält sie werth der Krone, die sie schmücket.

Erschöpft von einem lustig frohen Tag,
Darius jetzt auf weichem Divan lag.
Judäas treue Söhne stehn nicht fern
Und wachen für den Schlaf des stolzen Herrn.
Drei junge Helden waren es, entsprossen
Aus Judas Königsstamm; obgleich umgossen
Mit jedem Reiz, doch fühlten sie die Strafen
Des Schicksals, das sie schuf zu Fürstensklaven.
Sie dienten dem Monarchen, wann er rief,
Kredenzten ihm und wachten, wann er schlief.

Doch oft um Salems umgestürzte Mauern
Floß ihre stille Thräu' und klagt' ihr Trauern.
Und gab des Dienstes traur'ges Einerlei
Dem Zerubabel eine Stunde frei,
Da eilt' er gern vors Thor der Stadt hinaus
Und seufzte nach dem fernen Vaterhaus;
Auch setzt' er sich am Strand des Euphrat nieder
Und sang zur Harfe wehmuthsvolle Lieder.

Als jetzt der Lampen süßes Licht erglühte
Und heitrer Scherz auf jeder Lippe blühte,
Sprach Zerubabel: ach! vergeblich immer
Und trostlos klagen wir um Zions Trümmer;
Die Jahre schleichen langsam, freudenlos,

Und Spott und Hohn iſt des Gefangnen Loos.
Wie Cyrus hier als Sieger triumphirte,
Da ſtrahlt' auf uns der Gnade ſchönſter Glanz;
Das Schickſal unſerer Verbannung zierte
Ein friſcher, hoffnungsreicher Blüthenkranz;
Die heil'gen Mauern hieß er uns erbauen
Und in dem Tempel unſerm Gott vertrauen.
Doch bald ſchwand dieſe Hoffnung unſern Blicken
Der ſchwachen Winterſonne gleich, die nur
Auf Augenblick' uns zeigt der Freud' Entzücken,
Doch bald ſich birgt; und Nacht umhüllt die Flur.

Des Artaxerxes Macht hat uns geſchlagen!
Umſonſt war unſer Weinen, unſer Klagen. —
Da nun Darius mild und freundlich waltet,
Das frohe Land nur Luſt und Freud' entfaltet;
Da ſollten wir in trüben Schmerz uns ſenken
Und ſchweigen und nicht an Erlöſung denken?
Wie, wenn in des Monarchen Feſtgepränge
Zu unſern Harfen tönten Luſtgeſänge?

Dann ſprach der andre: günſtig iſt die Zeit;
So ſey denn unſere ganze Kunſt bereit!
Wenn froh die Gäſte ſchwingen den Pokal
Und ſüßer Duft des Weins erfüllt den Saal
Und Jubel tönt; ſoll meine Laute erklingen
Und von der Macht des Weins ein Loblied ſingen.

Und während, ſprach ſein Freund, mit goldner Krone
Darius, unſer Herr, ſitzt auf dem Throne,
Da magſt dem Wein du ſingen feur'ge Weiſen:
Doch meine Laute ſoll den König preiſen.

(Schluß folgt.)

Die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortſetzung.)

Eine vor uns liegende engliſche Review (The British and Foreign R.) ſpricht ſich in einem Artikel über die Univerſität Oxford (neben Cambridge die einzige altfundirte Univerſität, wozu neuerlich noch die von London kam) auf eine ſehr merkwürdige Weiſe aus, und wir theilen einige der bedeutendſten Sätze mit: „Das entſchiedene, und beinahe durchgängige Haften an einer einſeitigen Auffaſſung der großen Fragen, auf welchen das ſociale Leben Englands beruht, der durchgreifende, unduldſame Conſervatismus iſt nicht bloß die Frucht der engen Verbindung zwiſchen Oxford und der Kirche, noch auch von dem allgemeinen Abſcheu vor Reform, welcher Alle gleichmäßig beſeelt, die bei der Handhabung unſerer dermaligen Inſtitutionen betheiligt ſind. Keine andere Körperſchaft im Lande iſt ſo durchaus und übereinſtimmend von einem einzigen Princip erfüllt und beherrſcht. In Oxford wird alle ungebührliche Kühnheit des Denkens, alle Neuerung in der ernſten und feierlichen Ruhe und Unbeweglichkeit desjenigen moraliſchen Herkommens verſenkt und zum Schweigen gebracht, welches dafür hält, daß die freie Uebung der menſchlichen Denk- und Urtheilskräfte ihm nichts als Uebel bringen kann, und das ſeine Freude hat an der tiefſinnigen Betrachtung der vollkommenen Weisheit alles Beſtehenden. Die Urſache eines ſo allgemeinen Uebelſtandes muß in engſter Verbindung ſtehen mit dem daſelbſt geltenden Lehrſyſtem; und wir behaupten, daß dieſe Urſache keine andere iſt, als die Mittelmäßigkeit, die Beſchränktheit und Seichtigkeit der Oxforder Gelehrſamkeit, und der beinahe gänzliche Mangel an ausgezeichneten Männern. Es fehlt Oxford, mehr als allen andern Univerſitäten Europa's, an geſundem und kräftigem Fortſchritt in der Verfolgung der Wahrheit; kaum Ein Gebiet des Wiſſens wird mit aufgeklärten und umfaſſenden Anſichten angebaut. Es iſt kein Vorwärtskommen, wenig oder keine Bewegung; das geiſtige Leben erſchlafft und ſchleppt ein ſchwaches und krankliches Leben hin; es nährt ſich mehr von der Vergangenheit, als durch hoffnungsvolles und erfolgreiches Streben, welches Schätze neuer und kräftiger Nahrung für höhere Entwicklung herbeiſchaffte. Statt voranzuſchreiten, folgt Oxford langſam und ſchüchtern dem Fortſchritt, wir wollen nicht ſagen der europäiſchen, ſondern ſelbſt der Nationalliteratur. In der Geologie und Chemie beinahe allein hält ſie gleichen Schritt mit dem übrigen Europa; im Allgemeinen aber ſind ihre höchſtgeſtellten Männer jammervoll unwiſſend in dem, was in Wiſſenſchaft und Literatur neuerlich geleiſtet worden, und noch viel weniger ſind ſie Entdecker. Daher haben ſie auch alle die engherzige Eiferſucht, die gewiſſenhafte, zitternde Unruhe, womit die Unwiſſenheit ihre Gefangenen peinigt. Roger Bakon oder Galilei wurden kaum mit ſo abergläubiſcher Furcht und Verwunderung von der Unwiſſenheit vergangener Zeiten angegafft, als ein deutſcher Philoſoph, ein deutſcher Theolog, oder ein franzöſiſcher Hiſtoriker von der Furchtſamkeit Oxford'ſcher Mittelmäßigkeit. Man mag uns Verleumder und Verläſterer deſſen nennen was gut und tugendhaft iſt; aber wir fordern Oxford auf, einen, wir wollen nicht ſagen in Europa, ſondern nur in England bekannten und namhaften Philoſophen hervorzubringen. Oxford iſt ſtolz auf die Schätzung und Pflege, welche ſie den moraliſchen Studien widmet. Diejenigen, die jene Univerſität ganz genau kennen, haben Grund zu zweifeln, ob ſie einen einzigen Genoſſen hat, der mit der Wiſſenſchaft der Moralphiloſophie, als einem Ganzen, völlig vertraut iſt. Eine ordentliche Vorleſung über die Ethik des Ariſtoteles iſt der höchſte Ehrgeiz eines Oxforder Tutor in dieſem Gebiet. Wie viele Studirende in Oxford haben aber den Platon gründlich ſtudirt? Ariſtoteles wird ſtudirt, aber nicht die Moralphiloſophie; was Andre geſchrieben haben, Alte oder Moderne, wird entweder verworfen, oder nur mit der untergeordneten Abſicht geleſen, zur Erklärung des Ariſtoteles zu dienen. So wird die ſelbſtſtändige Forſchung gelähmt, und ſchwerlich iſt eine andere Univerſität, wo die Moralphiloſophie als ſyſtematiſche Wiſſenſchaft ſo gänzlich unbekannt wäre, oder mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, wie in Oxford. Nach Metaphyſik und allgemeiner Geiſtesphiloſophie wäre es vergeblich zu fragen. Oxford berühmt ſich ferner ſeiner hiſtoriſchen Gelehrſamkeit. Römiſche und griechiſche Geſchichte werden

in den Schulen mit Eifer betrieben. Wir fragen aber: ist ein einziger Mann in Oxford, der behaupten kann, eine gründliche Kenntniß der einen oder andern zu besitzen? Gibt es ein einziges musterhaftes Geschichtswerk zum Gebrauch der Studirenden, welches das Product eines Oxforder Lehrers wäre? Es ist hier derselbe Fehler wie in der Philosophie; ein beschränkter Abschnitt der Geschichte verschlingt die ganze Aufmerksamkeit der Studirenden, wobei alles Uebrige natürlich vernachlässigt wird.

In der theologischen Fakultät ist allerdings einige Regsamkeit; es zeigt sich das Bestreben, beständige Fortschritte zu machen; die Discussion spinnt sich lebhaft fort, und es werden Bücher herausgegeben, wovon einzelne rühmlich bekannt sind. Aber doch wie wenige Werke von dauerndem und begründetem Ruf, wie etwa die Reliquiæ sacræ, hat die jetzige Universität Oxford hervorgebracht! Und man muß bedenken, daß Oxford beinahe ausschließlich mit Kirchenmännern bevölkert ist! Zu verwundern ist nur, nicht daß gelegentlich Bücher von Verdienst erscheinen, sondern daß so viele Kirchenmänner und eine so große Anzahl von Männern, die sich ausdrücklich der Gelehrsamkeit widmen, nicht eine große und einflußreiche theologische Schule gegründet haben. Warum ist Oxford nicht, was es seyn sollte, ein Mittelpunkt des Lichts, der seine leitenden und belebenden Strahlen über die ganze Kirche Englands ausgösse? Forderte uns ein Ausländer auf, ihm den Sitz unserer kirchlichen Literatur zu nennen, wo er in ausgezeichneten Männern lebendige Quellen der Weisheit und Kenntniß fände, könnten wir ihn nach Oxford weisen? Würde er da eine historische, exegetische und dogmatische Schule finden, welche dem dermaligen Stand der Wissenschaft entspräche, und fähig wäre, die Theologie auf gleiche Höhe mit der Stufe zu stellen, welche die andern Wissenschaften erreicht haben? Den Männern, die nach so etwas fragten, würde ohne Zweifel mit einem höhnischen Lächeln geantwortet werden: es gebe in der Theologie nichts Neues zu lernen, und alle neuere Theologie sey nichts Besseres als Rationalismus und Unglauben.

Indeß hat sich neuerdings in Oxford eine theologische Schule aufgethan, welche ein merkwürdiges Licht auf den intellectuellen Zustand dieser Universität wirft. Sie zeichnet sich aus durch großen Eifer, fleißiges Studium alter kirchlicher Urkunden, durch eine geschlossene, scharf begränzte Theorie und entschiedenen Fortschritt in einer bestimmten Richtung. Hier ist geistiges Leben, aber von welcher Art? Da ist die Form der Geschichte, ohne den beseelenden Geist, die Schale ohne den Kern, eine Bekanntschaft mit den Worten und dem äußern Charakter der Thatsachen vergangner Zeiten, ohne die Einsicht sie zu verstehen, ohne den Geist und die Kritik, um sie zu unserer Belehrung zu benützen; eine ansichtliche Unterwerfung der Geister und Gedanken der Gegenwart und der Zukunft unter die Denk- und Anschauungsweise der Vergangenheit, und dazu noch einer eben nicht sehr weisen Generation; die Herabwürdigung des historischen Studiums zu einem Zusammenraffen dessen, was andre Menschen, eben so schwach und irrthumsfähig wie wir, gesagt haben; eine Angst vor freier Forschung, eine heftige Feindseligkeit gegen den freien Gebrauch der Vernunft. Das auszeichnende Merkmal dieser Schule ist eine selbstverschuldete, tiefgewurzelte Unwissenheit hinsichtlich der Gewalt und Bedeutung der Geschichte. Sie ist stolz auf ein neueres Werk von einem ihrer Hauptapostel: die Geschichte des Arianismus. Ueber dieß Werk hat ein ausgezeichneter Ausländer, hochstehend durch Frömmigkeit wie durch Talente, bemerkt: es enthalte Katholicismus ohne Universalität, Protestantismus ohne Freisinnigkeit, und angeblich evangelisches Christenthum ohne geistlichen Sinn.

„Eine durchgängige Mittelmäßigkeit hängt wie eine Wolke über der Universität. Zwei verschiedene Zwecke sind es, deren Erreichung durch das Institut der Akademien beabsichtigt wird: sie haben einerseits die Aufgabe, die letzte und einflußreichste Schule bei der Bildung der Jugend abzugeben, andrerseits: die Mittelpunkte der Gelehrsamkeit für das ganze Land, die Leitsterne der Gesellschaft in Geistesbildung und Wissenschaft zu seyn. Das war ehemals die Universität Paris, und das sind heutzutage die deutschen Universitäten. In ihnen sollte als in einem Brennpunkt, die geistige Thätigkeit des Landes concentrirt seyn, um von da wieder auf alle Gebiete des theoretischen und praktischen Lebens ausgestrahlt zu werden. Durch die künstliche Vermischung dieser beiden Aufgaben hat Oxford bisher sich ungestört im Besitze der Achtung der Nation zu behaupten gewußt. Die Hochachtung, die sie sich im Allgemeinen durch treffliche Erfüllung ihrer Erziehungsaufgabe erworben, hat das Auge des Publicums blind gemacht gegen ihre ungeheuern Mängel hinsichtlich ihres höhern Berufs: sich an die Spitze der Literatur Englands zu stellen. Es ist der Ruhm der englischen Universitäten, daß sie unsern jungen Männern in der kritischsten Lebensperiode eine Erziehung geben, die im Ganzen ihres Gleichen in Europa nicht hat. Tiefere und umfassendere Kenntnisse mag man auf einer deutschen Universität erwerben; aber wohl nirgends findet man bei einander eine so würdige sittliche Anleitung, eine so bewundernswerthe Bildung des Charakters zur Selbstbeherrschung, zur Selbstachtung und zur Unterwürfigkeit gegen die höhere Autorität, eine solche Erhebung des moralischen und selbst religiösen Tones, und solche geistige Energie und Streben nach Kenntnissen wie in Cambridge und Oxford.*) Diese Bildung des Charakters ist das charakteristische und rühmlichste Merkmal unserer englischen Universitäten. Aber Oxford sollte mehr seyn, als die erste unter den öffentlichen Schulen, und eine hohe Stufe litterarischer Auszeichnung, bei ihren Häuptern und Vorstehern vertrüge sich ganz gut mit dieser sittlichen Bildung der Jugend. In jedem Betracht ist es von höchster Wichtigkeit, daß das freie, selbstständige Streben nach Wissenschaft in Oxford kräftig gefördert werde, und man muß ernstlich die Frage zu beantworten suchen, woher es kommt, daß literarische Männer London, oder jeden andern Ort der Welt eher denn Oxford als ihre Heimath betrachten?"

Was der Rewiewer weiter vorschlägt zur Abhülfe des Uebelstandes, gehört nicht hieher; aus dem aber, was er über den Geist der englischen Universitäten, oder doch der Hauptuniversität

*) S. jedoch: „das Leben auf den englischen Universitäten." Ausland 1833. Nr. 96 ff.

sagt, lassen sich nicht unwichtige Resultate für das hier von uns besprochene Problem ziehen. Es werden im Obigen die englischen Universitäten mit den deutschen verglichen, und letzteren, in wissenschaftlicher Beziehung, geradezu der Preis zuerkannt. Wie sehr die Engländer die Wichtigkeit unserer Universitäten zu schätzen wissen, erhellt auch aus einer Stelle eines ganz andern Artikels derselben Zeitschrift, welcher die Ereignisse in Hannover bespricht, und wo es heißt: „Deutschland kann sich seiner politischen Macht nicht hoch rühmen, wohl aber seiner literarischen Ueberlegenheit. Die mächtigste Aristokratie Deutschlands sind die Universitätsprofessoren." Der ganze Zusammenhang, in welchem diese Sätze stehen, beweist unwidersprechlich, daß sie durchaus nicht, wie man allerdings zu glauben versucht seyn könnte, ironisch, sondern im vollen Ernste gemeint sind, und allerdings sprechen sie, cum grano salis verstanden, eine große Wahrheit aus, wie wir später zeigen werden. Zunächst aber wollen wir unsern Lesern, nachdem wir ihnen die Ansichten eines aufgeklärten und vorurtheilsfreien Engländers über die Aufgabe und den Zweck der Universitäten mitgetheilt, auch in der Kürze die Ansichten eines Engländers von der Gegenpartei vorlegen, der über denselben Gegenstand sich sehr entschieden ausspricht, und der, sehr bezeichnend, es an den englischen Universitäten rühmt, „daß sie die gleichen Grundsätze fortpflanzen in einer langsamen und stetigen Aufeinanderfolge, wodurch immer die folgende Generation getränkt werde mit den Meinungen, oder um ein Wort zu gebrauchen, dessen kein verständiger und redlicher Mann sich schämen sollte, mit den Vorurtheilen ihrer Vorgängerin." Dieser Kämpfer für die Aufrechthaltung der Universitäten in ihrer bisherigen Gestalt, (welche allerdings auch schwer zu ändern seyn möchte, da die Institutionen und die Fundirungen derselben höchst complicirter Art und durch alte Privilegien beschützt sind), stellt als Hauptsatz auf: „die englischen Universitäten sind gegründet auf die höchst weise Maxime, daß die Kirche die natürliche und geeignetste Lehrerin der Nation ist." Da nun die englischen Universitäten wesentlich von der Kirche abhängig, aufs engste mit ihr verknüpft sind, so entsprechen sie auch am besten jenem Grundsatz, und das Heil Englands hängt davon ab, daß die Erziehung und Bildung der Jugend diesen religiösen und kirchlichen Charakter bewahre. — „Die Bildung des menschlichen Geistes, das ist: seine Befähigung zur Erfüllung seiner edelsten Pflichten in der Welt — nicht bloß dessen Anfüllung mit Kenntnissen, oder die theoretische Auffindung von Erkenntnissen, ohne Anwendung auf die Anlagen und Bedürfnisse des Menschen — ist der Endzweck alles intellectuellen Fortschritts, und was den Geist bildet, ist mehr der Geist des Lehrers, als die Belehrungen und Kenntnisse, die er darbietet. Nicht die Wahrheit, sondern der Geist, welcher die Wahrheit redet, muß in der Vernunfterkenntniß wie in der Religion das Erste seyn, um was wir beten. — Es herrscht heutzutage bei Vielen die absurde Vorstellung, die menschliche Vernunft sey an sich etwas Vollkommenes, trete ganz gereift ins Leben, sey eine völlig befugte und genügende Richterin über Alles und gänzlich unabhängig von jedem moralischen Einfluß; und diese Theorie schmeichelt eben so sehr der Indolenz des Lehrers, als der Eitelkeit und Eigenliebe des Lernenden. Aber es gibt nichts so Todtes, nichts so Unfähiges, für sich selbst Wurzeln zu schlagen oder zu keimen, als die nackte und baare Wahrheit auf den Verstand ausgestreut. Das Herz muß zuerst durch naturgemäße Gefühle geöffnet, die Triebfedern der Thätigkeit durch ein sittliches Empfindungsvermögen, das etwas ganz Anderes ist als die Vernunft, in Bewegung gesetzt werden. Ohne eine solche Disposition ist jede Belehrung unnütz." — „Ohne Zweifel sind die Universitäten höchst wichtige und achtunggebietende (formidable!) Körperschaften; und noch wichtiger stellen sie sich dar, wenn man bedenkt, welche Wirkungen sie auf die ganze Nation ausüben. Sie sind die Mittelpunkte, welche jährlich dreimal aus allen Theilen des Königreichs einen bedeutenden, bald zu großem Einfluß heranwachsenden Theil der höhern Classen der Gesellschaft in sich aufnehmen und wieder entlassen. Und wie geneigt man auch seyn mag, das unreife Urtheil junger Männer zu niedrig anzuschlagen, so sind sie doch nicht wenizer denn die Alten wirksam als Leiter und Verbreiter von Grundsätzen und Gesinnungen."

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Eine interessante historische Novelle ist: Katharine von Navarra, von Ernst Alby. Berühmte Personen sind darin thätig, Margarethe von Valois, Franz I Schwester, der Herzog von Guise, Karl IX, Katharine von Medicis, Heinrich III, Philipp II und Heinrich IV. Bald nach dem Frieden von Werrins und dem Edikt von Nantes wurde der Hof fast erdrückt von Festen, eines der bedeutendsten war die Vermählung Katharinens von Navarra, der Schwester des Königs von Frankreich, mit dem Herzog Heinrich von Bar. Sie hatte ihn nicht gewählt, denn sie liebte den Grafen von Soissons. Doch der König, der ihre Verbindung mit einem protestantischen Fürsten fürchtete, der, verbunden mit den Hugenotten, ein Nebenkönig werden könnte, hatte diese verlangt, da die Verbindung mit dem Hause Lothringen und einem Katholiken seinen Thron fester stellen mußte. Die Trauung wurde, da man über den Ort, wo sie statt finden sollte, uneins war, in des Königs Kabinet von seinem Halbbruder, dem Erzbischof von Rouen, verrichtet. Nach ihrer Vermahlung versuchte der Herzog seine Gemahlin zu bekehren, doch sie war zu gut Protestantin, es war vergeblich. Diese Verhältnisse, die wir hier angedeutet haben, machen das Sujet aus, das ernst und würdig gehalten, doch mehr historisches als rein belletristisches Interesse hat, obgleich der Styl und die Haltung des Ganzen ein schönes Kunstwerk machen. In jenem Sinne sind auch die dem zweiten Bande beigefügten Briefe der Prinzessin Katharine an ihren königlichen Bruder als eine treffliche Zugabe zu betrachten, voll interessanter Details in Bezug auf die Sitten jener Zeit und das Privatleben der Fürsten.

M...r

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5 u. 6.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 Januar 1839.

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

Zweiter Artikel.

In der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts zieht der normannische Stamm, und zwar auf zwei Wegen, einem westlichen und einem östlichen, vom Norden nach Süden hin. Die Waräго-Russen, die auf dem Zug nach Konstantinopel den östlichen Weg eingeschlagen hatten, und mit den Slavonischen Stämmen zusammen gestoßen waren, gründen Rußland. Zur derselben Zeit findet ein anderes wichtiges Ereigniß statt: die südwestlichen slawonischen Stämme nehmen nach und nach den christlichen Glauben an. Byzanz und Rom, die sich auf die große Trennung vorbereiteten, machen einander die Bekehrung derselben streitig. Griechenland aber, das die slawonischen Stämme in seiner Nachbarschaft hatte, erlangt hinsichtlich der Volkssprache ein großes Uebergewicht über Rom: zwei gelehrte Griechen, die mitten unter den slawischen Stämmen geboren waren, übersetzen den Bulgaren die heilige Schrift. Bald verbreitet sich diese Uebersetzung auch bei den andern Stämmen, welche den christlichen Glauben angenommen hatten. Die slawonischen Völker, die noch eng mit einander verbrüdert sind, verstehen die Sprache der Uebersetzung leicht und jeder Stamm trägt vielleicht einzelne gewählte Ausdrücke aus seiner Mundart in sie hinein. Die Mähren nehmen diesen literarischen Schatz zu sich, aber nicht auf lange. Unterdessen wurde die Trennung der Kirche entschieden: den Volkssprachen feind, vertreibt die westlich katholische Propaganda bald den slawonischen Gottesdienst aus dem slawonischen Westen. Allein zu derselben Zeit empfängt Rußland von Byzanz die Taufe, und zugleich mit ihr die bulgarische Uebersetzung der heil. Schrift, die ungeachtet einiger Verschiedenheit der Mundart, ihr vollkommen verständlich ist. — Indem wir auf diese Weise zum Anfang unserer schriftlichen Literatur vorgedrungen sind, können wir drei bemerkenswerthe Beobachtungen machen, einmal, daß das Urdenkmal unserer Literatur an sich das heilige Gepräge des Christenthums trägt, und daß wir durchaus keine Sprachdenkmäler aus dem Heidenthum haben, weßhalb denn auch unsre alte Literatur einen rein religiösen Charakter trägt; dann daß zu der Zeit, wo die übrigen slawonischen Länder wegen fremder Einflüsse ihren ersten literarischen Schatz von sich wiesen, Rußland, dazu bestimmt, mit der Zeit eine bessere und vollkommene Blüthe der slawischen Welt darzustellen, dieses Heiligthum der gemeinsamen slavonischen Sprache bei sich aufnimmt und bewahrt, und endlich daß wir im Anfang unsrer Literatur einen wunderbaren Vorzug vor allen Völkern des Westens haben. Betrachten Sie die romanische Sprache der westlichen Stämme in dem Vertrag von Straßburg im Jahr 812 zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen. Welches rohe Chaos! Welches ungeschickte Lallen! Lesen Sie dagegen einige Seiten aus dem Ostromir'schen Evangelienbuch, dessen Text wahrscheinlich dem Text des 9ten Jahrhunderts nachkommt: welche schöne Reinheit und Regelmäßigkeit! Die Deutschen lesen erst im 16ten Jahrhundert die Bibel in ihrer Sprache, was sie ihrem Reformator Luther verdanken, wir aber konnten schon im 9ten Jahrhundert, in einer Sprache, die beinahe die unsre war, die göttlichen Schönheiten der heiligen Schrift empfinden. Welch' ein großer Vorzug!

Im 10ten Jahrhundert wird die Bekehrung Rußlands vollendet. Byzanz hob es aus der Taufe, und gab als Pathengeschenk der ersten Bildung derselben seinen Charakter. Ueberall, wo der Same des Christenthums hinfiel, reiften die Früchte desselben schnell. Einige bezweifeln, ob auch in diesem, ihrer Meinung nach barbarischen Zeitalter Nestors Annalen entstehen konnten. Zu einem der stärksten Gegenbeweisen wider diese Meinung dient, daß dasselbe Jahr, und zwar 1056, wo das ostromirow'sche Evangelienbuch geschrieben wurde, zugleich das Geburtsjahr unsers ersten Annalisten ist. — Seine Chronik trägt hinsichtlich der Form dieselben Spuren byzantinischen Styls wie die Kathedrale zur heil. Sophie in Kiew mit ihren alten Mosaiken. — Im 11ten Jahrhundert bricht jener erste reine Strom der Volkstradition hervor, der dann im Verlaufe

der ganzen alten Periode immer breiter wird. — In demſelben Jahrhundert entſtehen durch die Feder derſelben Annaliſten die Leben der Heiligen, deren Zahl auch zugleich mit der Entwickelung des alten Rußlands wächst und dann als eine unermeßliche und großartige Sammlung unter der blühenden Feder des fleißigen Demetrius von Roſtow erſcheinen.

Das 12te Jahrhundert zeigt ſchon die volle Blüthe des byzantiniſchen Einfluſſes. Die Denkmäler des Schriftenthums werden in dieſem Jahrhundert ſchon häufiger. Die Staats- und religiöſe Chronik (Leben der Heiligen) werden fortgeſetzt. An dieſe letztere ſchließt ſich die Erzählung von der Peſtſcherſchen Kirche, voll poetiſchen Glaubens. Die Wanderung Daniel Palomik's nach Jeruſalem zeugt von religiöſem Eifer und iſt für dieſe Zeit ein rühmliches Unternehmen. Zu der Zeit als ganz Europa mit vereinten Kräften nach dem Grabe Chriſti zieht, vollbringt in unſerm Rußland, das Fehden von innen und die Unfälle der Polowzer von außen ſchwächen, ein einziger Mönch einen friedlichen Kreuzzug! — Wir haben im 11ten Jahrhundert einen Annaliſten geſehen; im 12ten zeigt uns die Kirche einen Kanzelredner in Cyrill Turowski. Eine Staunen erregende Beredſamkeit, wie wir ſehen werden; aber dieſes Wunder unſerer Literatur des 12ten Jahrhunderts gehört zu den vielen Wundern, welche die chriſtliche Religion hervorgebracht hat. Alle dieſe Denkmäler unſrer alten Literatur, die das Gepräge einer religiöſen Richtung tragen, zeigen uns die Mittel, durch welche der chriſtliche Glaube damals einen ſo mächtigen Einfluß auf die Herzen unſrer Väter gewinnen und den Prüfungen widerſtehen konnte, die Rußland erwarteten. Zu dieſem Jahrhundert gehören auch die erſten Erzeugniſſe weltlicher Schriftſteller. Die Lehren Monomachs ſind ein Gemälde der Denkart und Sitten des Zeitalters. Das Lied vom Heereszuge Igors, das den Uebergang vom 12ten ins 13te Jahrhundert bildet, und in ſich den ganzen Farbenglanz der Poeſie vereinigt, iſt von jenem ungeheuchelten trüben Gefühl erfüllt, welches in Rußland zu einer Zeit herrſchen mußte, wo es ſeine ganze Kraft in den Fehden erſchöpfte, und wo die Polowzer ſchon Vorläufer des Einfalls der Mongolen waren.

Wunderbar ſind die Wege, auf welche die Vorſehung Rußland ſeiner Größe entgegengeführt hat! Indem ſie unſerm Vaterlande dieſe Prüfungen bereitete, hatte ſie in demſelben den Samen der chriſtlichen Lehre nicht nur ausgeſtreut, ſondern ihm auch Gedeihen gegeben, und die Einheit der gottesdienſtlichen Sprache mußte zu dieſem Ziele mitwirken. In dieſer ſchweren Zeit des Joches der Barbaren, als jede politiſche Einheit Rußland fremd blieb, erhielten ſich Religion und Sprache in ihrer Reinheit, und unterhielten eine Art von Einheit unter dem getheilten Volk und Staat. Rußland betete zu dem Gott der Chriſten — ganz Rußland betete in Einer Sprache zu ihm. In der Literatur ſind die Spuren von dem Einfluß der Tataren beinahe unſichtbar: einige Wörter nur blieben in der Sprache zurück und weiter nichts.

Merkwürdig iſt die literariſche Unfruchtbarkeit des 13ten Jahrhunderts, beſonders im Vergleiche mit dem glänzenden 12ten, in welchem die von Byzanz erhaltene Bildung ſich ſo raſch entwickelte. Die Erſchöpfung des Volks ſpiegelte ſich in der Unfruchtbarkeit der Literatur ab. Im 14ten Jahrhundert finden wir ein thätigeres Leben ſowohl in dem Staat als in der Literatur. Der Gedanke an die Befreiung vom Barbarenjoche erwacht, und zugleich mit ihm ward der Gedanke an die Nationalbildung lebendig. Cyprian, zuerſt Metropolit von Kiew, darauf von Moskau, tritt als der erſte Beförderer derſelben auf und erneuert unſere unterbrochene Verbindung mit der ſüdweſtlichen ſlawoniſchen Welt, von wo wir die älteſten Denkmäler des Schriftenthums empfingen. Am Ende dieſes Jahrhunderts erfolgte unter Gregor Samblak, dem Metropoliten von Kiew, die vollſtändige Theilung der Kiew'ſchen Metropol von der Moskowiſchen, ein durch ſeine Wirkungen ſowohl auf die Bildung Rußlands als auch auf die Literatur ſehr wichtiges Factum. Dieſe Theilung bereitete die Bildung zweier Mittelpunkte, eines nördlichen und eines ſüdlichen vor, auf welche ſich die ganze ſpätere Entwicklung Rußlands bis zu der Zeit Peters des Großen bezieht.

Das große Unternehmen Demetrius des Doniſchen, der einzige Religionskampf, den Rußland damals unternehmen konnte, hat in der Erzählung von der Schlacht Mamai's ſeinen literariſchen Ausdruck gefunden. Karamſin ſetzt die Entſtehung vieler ruſſiſchen Lieder in die Zeit der Tatarenherrſchaft, und leitet daher ihren ſchwermüthigen Charakter ab. Zwar beziehen ſich viele hiſtoriſche Lieder in der Sammlung von Kirſcha Danilow auf die Tatarenzeit, allein man entdeckt in den ruſſiſchen Liedern, ſo wie in denen eines jeden Volks, die Ablagerungen vieler Jahrhunderte, die ſogar bis zur Zeit Wladimirs hinaufreichen. Daher iſt am Schluß der ganzen alten Periode unſrer Literatur der Ort von den ruſſiſchen Liedern zu reden.

(Fortſetzung folgt.)

Der Triumph der Schönheit.

(Schluß.)

Darauf ſprach Zerubabel: eure Kunſt
Erwerbe ſich des Weltenherrſchers Gunſt!
Beſingt den Wein, beſingt des Königs Macht;
Ich wähle mir des Weibes Reiz' und Pracht.
Den Sieger in dem Wettſtreit unſrer Töne,
Gerecht iſt's, daß Darius ſelbſt ihn kröne.
Der Purpur hülle ſeine Glieder ein,
In ſeinem goldnen Becher funkle Wein,
Ein goldnes Lager ſey ſein Ruhebette,
Es ſchmücke ſeine Bruſt die Ehrenkette,
Sein Haupt der ſchönſte Turban, und ein Wagen
Soll über Babels Mauern ſtolz ihn tragen;
Zu ſitzen auf dem Thron ſey ihm erlaubt,
Er ſey geehrt als ächtes Fürſtenhaupt!

Auf ihre Lieder emſig nun ſie ſinnen,
Und harren ängſtlich auf des Tags Beginnen.

Der Morgen kam; die Flöt' erklang ſo ſcharf,
Es tönte Horn, Poſaune, Laut' und Harf'.
Durch Babels heitre Straßen ſtrömt die Menge
Und füllet den Palaſt im Feſtgepränge.
Darius thront in goldenem Geſchmeide,
Ayama prangt an des Monarchen Seite;
Sie lächelt hold und ſetzt mit ſüßem Hohne
Auf ihre Stirn des Königs heil'ge Krone;
Sein heitres Aug' auf ihrer Schönheit ruht;
Er billigt was ſie ſpricht und was ſie thut.

Der Herold ruft jetzt mit Trompetenſchalle
Die Sänger in die reichgeſchmückte Halle.
Es ſchweigt der Lärm; die Menge ſteht und lauſcht,
Und des Hebräers Laute leiſe rauſcht:

Wann der Wanderer, der am Tage
Trug des Weges Hitz' und Plage,
Abends vor dem Nebel bebt,
Welcher feuchtkalt ihn umſchwebt;
Wann er traurig in der Ferne
Blinken ſieht der Heimath Sterne,
Und ans traute Kamin
Denkt, wo Stunden froh entfliehn;
Wann der Gattin Bild erſcheinet,
Die um den Entfernten weinet:
Dann werd' ihm der ſchäumende Becher gereichet!
Die Seele verjüngt ſich; der Kummer entweichet;
Die Sorge verſchwindet; nicht mehr ſie drückt;
Erſt hatt' er geweint; jetzt wird er entzückt;
Denn Freude wird die trübe Stirn umkränzen
Und durch die Thräne wird Entzückung glänzen.

Wann der Bettler gramgebeuget
Abends matt nach Hauſe ſchleichet,
Und von Sorgen ringsbeengt
An die Morgenarbeit denkt;
Wann er ſich mit ſeinem Kummer
Legt aufs harte Bett zum Schlummer
Und der Kinder Wimmern hört,
Daß es ſeine Ruhe ſtört,
Weil ſie noch mit lauten, bangen
Klagen von ihm Brod verlangen:
Dann werd' ihm der ſchäumende Becher gereichet!
Die Seele verjüngt ſich; der Kummer entweichet;
Der edele Saft mit zauberlicher Macht
Umgießt ihn mit Hoheit und fürſtlicher Pracht.
Befreit ſein Herz von ſeinem bittern Klagen
Und gibt ihm Muth und freudiges Behagen.

Wann bei ſchwacher Abendhelle
In des Kerkers enger Zelle
Ein Gefangner einſam weint,
Daß kein Retter ihm erſcheint;
Wann der Sonne Strahl verſinket,
Welcher oft ihm Troſt gewinket,
Und die Phantaſie vielleicht
Ihm der Heimath Trümmer zeigt;
Wann er träumt, daß ſeine Fluren
Tragen noch des Krieges Spuren:
Dann werd' ihm der ſchäumende Becher gereichet!
Die Seele verjüngt ſich; der Kummer entweichet;
Der Becher mit ſchönern Gedanken ihn füllt;
Die Thräne vertrocknet; die Klage ſich ſtillt,
Und Wonne wird die Abendſtund' umſchweben
Und den Gefangnen aus der Haft entheben.

Wann der Sorgen ſchwere Bürde
Drücket des Monarchen Würde;
Wann er fern von eitler Pracht
Fühlt die Pflichten ſeiner Macht,
Daß das Volk auf ihn nur ſchauet,
Ihm in Freud' und Leid vertrauet;
Wann aus ſeinem gnäd'gen Blick
Strahlt dem Reiche Fried' und Glück,
Oder wann ſein Zorn erglühet,
Tod und Elend ringsum ſprühet:
Dann werd' ihm der ſchäumende Becher gereichet!
Die Wuth entflieht und der Zorn entweichet;
Er fühlet nicht mehr des Reiches Gewicht;
Er fühlet nicht mehr die drückende Pflicht.
Hat ſeinen finſtern Grimm der Wein vertrieben,
Wird ſtets das Volk den milden König lieben.

Die Laute ſchwieg; es ſchwieg des Liedes Schall,
Und ſtürm'ſcher Beifall tönt' als Widerhall.
Den Dichter jede Zunge laut erhob,
Auf jeder Wange malte ſich ſein Lob.

Der zweite Sänger kam, in kühnern Weiſen
Des Perſerkönigs Herrſchermacht zu preiſen:

Wie kann der Sorgen ſchwere Bürde
Ermüden des Monarchen Würde?
Ihm iſt es gleich, ob Fried' ihm lacht
Und ſeine Völker glücklich macht;
Ihm iſt es gleich, ob Kriegeswuth
Auf blut'gen Feldern triumphirend ſchreitet,
Und über tauſend Leichen gleitet
Sein Siegeswagen in des Feindes Blut.
Rings tobe Sturm! Von ſeinem Throne
Entſchleudert ihn der ſtärkſte Donner nicht,
Und ſelbſt des wilden Blitzes rothes Licht
Giebt einen höhern Glanz auf ſeine Krone.

Wo iſt der Mann, den nicht mit Stolz erfüllt
Sein eigner Leib? der nicht mit Ehrfurcht preiſt
Der Gottheit kleines Ebenbild,
Den unerforſchten Menſchengeiſt?
Für ihn nur träufelt ſüßen Segen
Der Frühlingswolke milder Regen;
Ihm reift der goldne Herbſt entgegen
Und ladet ihn zu reichem Schmaus;

Ihm wächſt die Frucht, ihm ſchäumt der Rebe Blut.
Er ſpannet ſeine Segel aus,
Schnell trägt die Luft ihn auf der Meeresfluth.
Die Winde müſſen ſeine Diener werden;
Er denkt und handelt wie ein Gott auf Erden.

Wo iſt der König, der nicht ſtolz bekennt,
Daß dieſen Gott er ſeinen Sklaven nennt?
Schwach wird der Mächt'ge vor der Majeſtät;
Der Kluge, wie der Tapfre zitternd ſteht
Und naht dem König kaum mit Angſt und Zagen,
Und kann nicht ſeines Herrſchers Blick ertragen.
Sie lauſchen ſeinem Odem ſtets mit Beben;
Sein Zorn iſt Tod, ſein Lächeln iſt das Leben.

Warum verläßt der Landmann ſeine Hütte,
Wo in der Seinen einſamtrauten Mitte
Ihn Fried' und Liebe freundlich angeblickt? —
Auf ihn ſein zagend Weib vergeblich blickt
Mit Thränen netzend ihres Gatten Wangen
In einem letzten, ſchmerzlichen Umfangen;
Am Buſen hängen ihm die ſüßen Kleinen
Und weinen, weil ſie ſehn die Mutter weinen;
Den Vater hält der Kinder Arm zurück.
Was kümmert ihn des Kriegs Geſchick?
Was kümmert ihn der ferne Feind? —
Sowie der Morgenſtrahl erſcheint,
Er ſchon bei ſeiner Arbeit ſteht;
Und ſieht er dann den Abendſchein,
Schläft froh in ſeiner Hütt' er ein....
Der König ruft; der Landmann geht,
Verläßt ſein Haus, für das er ſchafft und wirbt;
Der König ruft; der Landmann kämpft und ſtirbt.

Was breitet jener Feſtung Wall mit Trutz
Hin übers dunkle Feld den langen Schatten?
Was ruft der Prieſter, ohne zu ermatten,
Das ganze Heer der Götter an zum Schutz?
Vergeblich iſt das Bollwerk, iſt der Thurm;
Vergeblich reicht die tapfre Jugend dar
Das Bollwerk ihrer Bruſt der Feindesſchaar.
Umſonſt krümmt ſich, wie ein zertretner Wurm,
Die Jungfrau in des Kriegers blut'gen Armen
Und ſchreit umſonſt zum Himmel um Erbarmen!
Zertrümmert von der Feinde rauher Hand
Sind rings die grauen Thürm' im öden Land.
Die Prachtpaläſte ſind in Staub zerfallen,
Und hohes Gras wächſt in der Fürſten Hallen,
Und durch den öden Raum nur Geiſtertöne ſchallen.

Froh ſchwanken durch das Schlachtgefild
Die Sieger jetzt mit Speer und Schild.
Im Morgenlüftchen ihre Banner wehen;
Auf ihren Schilden glänzt der Sonne Strahl,
Der Tag wird heller durch der Helme Stahl
Und weithin tönt der Kriegeslärm durch das Thal.

So weit das Aug' im Schmerz vermag zu ſehen,
Erblickt es nur des Schreckens düſtres Grauen.
Ach! nicht vergeblich hoch die Geier ſchauen
Herab auf Leichenhaufen in den Auen.
Doch laut ertönt in des Eroberers Haus
Das Siegeslied bei Feſtgelag und Schmaus.
Der Wandrer wird erſtaunt nach vielen Jahren
Auf wüſtem Kampfplatz von der Feinde Scharen
Die bleichen Beingerippe noch gewahren.

O Herr der Erde! deinem Ruhm
Errichten wir kein Heiligthum,
Kein Opfer braucht für dich zu bluten;
Kein Altar brennt für dich mit heil'gen Gluthen.
Dir flammet nur der Brand der Städte;
Dein Altar iſt des Sieges Stätte.
Es bietet ſich aus freiem Triebe
Der Mann als eignes Opfer willig dir;
Er opfert ſelbſt dir ſeine Liebe,
Auch Glück und Frieden opfert gern er dir;
Als Sklave lebt, als Sklave ſtirbt er dir.

Die Laute ſchwieg; es ſchwieg des Dichters Sang.
Die Menge rief: „Der König lebe lang!“
Ein Jubel klang, wie einſt, als Roma wollte,
Daß Griechenland nun wieder frei ſeyn ſollte.
Das falſche Wort entzückte nah und fern;
Die Griechen glaubten ihrem falſchen Herrn.
In jeder Bruſt erglomm der Freiheit Gluth.
Aus jeder Stimm' ertönte Luſt und Muth;
Ihr Freudenruf durchbebte rings die Luft
Und drang durch Meer und Land, durch Thal und Kluft.
Solch Jauchzen durch des Königs Halle flog;
Es tönte rings: — „Darius lebe hoch!“ —
Die Sklaven warfen ſtumm aufs Knie ſich wieder,
Laut prieſen die Satrapen den Gebieter.
Mild lächelnd ſchaut' er jetzt von ſeinem Thron,
Und ſchon erwog ſein Stolz des Sängers Lohn.

Jetzt ſehn ſie Zerubabel näher ſchreiten;
Schnell auf Ayama ließ den Blick er gleiten.
Ayama liebte dieſes Sängers Lieder;
Sie neigt ſich hold und lächelt auf ihn nieder:
Geſenkten Auges ſchüchtern jetzt er ſtand;
Dann rührt die Saiten leiſe ſeine Hand.
Was färbt ſo roth des Kriegers Wange?
Was macht ſo finſter ihn und bange?
Warum eilt ſchüchtern er zurück,
Warum ſo ſcharf, doch trüb ſein Blick?
Einſt bot ſein Haupt er kühn dem Tode;
Nicht rückwärts ſchaut' er, was auch drohte;
Nicht bleichte Furcht ſein Angeſicht;
Er kämpfte wild und wankte nicht:
Doch Angſt jetzt ſeinen Buſen trübet,
Der Krieger fürchtet, weil er liebet.

Warum ſitzt oft und gern allein
Der Jüngling in dem düſtern Hain?
Warum eilt aus der heitern Mitte
Der Freund' er oft mit flücht'gem Schritte
Und ſucht die düſtre Einſamkeit?
Hier ſitzt er ſchweigend gern, und weit
Fliegt ſeine Seel' in ferne Räume.
Er denkt mit Wonne ſeiner Träume,
Und ſieht die Welt, die ihn betrübt,
Und denkt der Einen, die er liebt.

Ja, König, du biſt hochbeglückt,
Nicht weil der Rebe goldnes Blut
Dein Herz erfüllt mit Kraft und Muth;
Nicht weil dein Auge Hoheit blickt,
Nicht weil die Völker beben deinen Winken
Und vor dir, ihrem Gotte, niederſinken.

Oft wenn der König ſitzt allein,
Tritt Sorg', ein finſtrer Gaſt, herein;
Nur kurze Freuden gibt der Wein;
Der Purpur auch nicht ſtets entzückt;
Doch, König, du biſt hochbeglückt,
Weil dir der Himmel, der ſo hoch dich ſtellte
Apamas ſüße Liebe zugeſellte.

Er nennet oft in ſel'ger Wonne
Sie ſeines Lebens höchſte Sonne;
Er iſt von ihrem Reiz entzückt,
Er blickt und ſeufzt, und ſeufzt und blickt.
Apama nimmt mit ſüßem Hohne
Von ſeiner Stirn die heil'ge Krone;
Der Augen Gluth, der Reize Macht
Verleiht der Krone höhre Pracht.
Darinn ſieht es mit Entzücken
Und lächelt ihr mit gnäd'gen Blicken.

Er ſchwieg; und ſchweigend noch die Menge lauſchte,
Als ob des Liedes Zauberton noch rauſchte.
Dann flog, wie Sturmwind rüttelt an dem Thor,
Des Beifalls Donnerſtimme laut empor.
Darinn lächelt, und auf ſein Geheiß
Gewann des Weibes Lob des Liedes Preis.

Noch ſchwieg die Menge ſtill; doch nicht zum Throne
Der Sänger blickt nach dem verſprochnen Lohne;
Mit höherm Roth ſich ſeine Wange malt;
Ein ſtolzrer Blick aus ſeinen Augen ſtrahlt;
Zum Himmel ſchaut er ohne Furcht und Bangen
Und mächt'ge Töne aus ſeinem Mund erklangen:

Uralte, ew'ge Wahrheit, höre nun
Ein Lied, ein höhres Lied von deinem Barden,
Gerechte, Güt'ge, Mächt'ge, Freundin, Mutter,
Du All im All! — Des Weines Purpurblut,
Des Königs Macht, des Weibes Zauberreiz,
Dieß ſollten wir nur preiſen? — Die ihr ſitzt
Beim Wein, und in der ſüßen Abendſtunde
Den frohen Becher füllet, denkt an den,
Durch deſſen milden Thau, und Sonn' und Regen
Der Erde Früchte reifen und gedeihn! —
Verehre du den Schöpfer und Erhalter,
Der du vom Throne über Tod und Leben
Gebeuſt, wozu der Herr dir Macht gegeben;
Du ſollſt vor Gottes Thron ablegen einſt
Genaue Rechenſchaft! — Ihr, die ihr blickt
Verwundernd auf der Schönheit Zauberreiz,
Blickt hin mit Lieb', und Schönheit liebend, lernt
Mit Abſcheu meiden, was des Geiſtes Auge
Als häßlich ſieht; denn ſo nur wird die Liebe
Zum Quell des Guten dringen. — Gott der Wahrheit,
Allmächt'ger, Allgerechter! Schande wär's,
Wenn ich den Sang, des Himmels ſchönſte Gabe,
Nicht wollt' ausſtrömen zu der Wahrheit Preis,
Der ew'gen Wahrheit, der Gerechtigkeit,
Der Allmacht und der allgemeinen Liebe!
Solch Lied erhebt den Geiſt zu hohen Bildern;
Solch Lied entführt der Guten ſel'ge Geiſter,
Ein ſchönes Opfer, in des Himmels Zelt!

Noch bebte fort des Liedes letzter Ton,
Als froh der König ſich erhob vom Thron.
Nach Worten ſann er, und erhob die Hand,
Daß ahnungsvoll die Menge ſchweigend ſtand.

Gerecht dann ſprach er in der Hörer Kreis:
Dein, Jerubabel, ſey des Liedes Preis!
Der Purpur hülle deine Glieder ein,
In deinem goldnen Becher funkle Wein;
Die goldne Ehrenkett' und meine Gunſt,
Dieß ſey der Lohn für deine holde Kunſt;
Am Thron zu ſitzen ſey dir jetzt erlaubt;
Ich ehr' in dir ein ächtes Fürſtenhaupt!
Doch hierdurch nicht allein wirſt du geehrt;
Begehre, was du willſt, es ſey gewährt!

Er rief: Jeruſalem liegt noch in Trümmern!
(Und heiße Thränen ſchnell im Aug' ihm ſchimmern.)
Die Säulen unſers Tempels ſind gefallen,
Geſchändet ſind des Gotteshauſes Hallen;
Auf fremder Erde lebt des Landes Sohn,
Sein Loos iſt Sklavendienſt und bittrer Hohn.
Er lebet freudlos zwiſchen Angſt und Tod
Und ißt mit Thränen nur ſein täglich Brod.
O König, größter, gnädigſter Gebieter,
Errichte die geſtürzten Mauern wieder,
Das Gotteshaus gib uns und unſern Erben;
Laß frei uns leben und in Frieden ſterben!

Er ſchwieg. — So kam es, daß des Weibes Lob
Jeruſalem vom Staube wieder hob,
Des Königs Wink zur Gür' und Gnade lenkte
Und Gottes heil'gem Volk die Freiheit ſchenkte.

Adolph Fürſtenhaupt.

Die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortſetzung.)

Eine Abänderung des Beſtehenden findet der Reviewer unthunlich, theils weil es an den zu einer Reorganiſation erforderlichen Geldmitteln fehlen würde, theils weil ſich, wenn nicht die Kirche mit ihren Dienern ſich der Univerſitäten annähme, ſchwerlich genug tüchtige Lehrer finden würden: „Wenige, ſehr wenige Menſchen betreiben die Wiſſenſchaft um der Wiſſenſchaft willen, ohne den Sporn der Selbſtſucht, nehme ſie nun dieſe oder jene Geſtalt an; und diejenigen, die es wirklich thun, ſind gewöhnlich von ſo ſcheuem oder krankhaftem Charakter, daß ihre Leiſtungen ſelten zur Belehrung Anderer dienen. Welche Belohnungen will die Welt ſtiften, um den Fleiß zu erwecken und zu unterhalten, der jetzt in einer ſehr großen Anzahl von Mannern durch Vermittlung der Kirche genährt wird? Belohnungen durch Geld können die Beſſern und Weiſeren nicht locken. Oeffentliche Aemter können nicht genug geſchaffen werden, und würden nach Gunſt vertheilt werden. Zwar der öffentliche Beifall und die Schmeicheleien der Geſellſchaft ſcheinen heutzutage der höchſte Gegenſtand des Strebens bei literariſchen Arbeiten zu ſeyn, und ſie haben auch jederzeit viel gewirkt. Aber die ſo erzeugte Thätigkeit gleicht, ſtatt das ruhige, uneigennützige Arbeiten redlicher Geiſter an Werken von wirklichem Nutzen und Segen zu ſeyn und die edelſten Schätze ans Tageslicht zu fördern, den erzwungenen Verzerrungen und Verrenkungen eines Hanswurſts auf der Bühne, oder der verſteckteren Liederlichkeit einer andern Kunſt, welche den ſchlechten Neigungen als Kupplerin fröhnt. Sie wird nicht mit ihren Studien ſich dahin wenden, wohin die Blicke Weniger gerichtet ſind, und keine Bücher herausgeben, wo keine lärmende Coterie da iſt, ſie zu leſen und zu preiſen — und daher wird ſie nie hervorbringen, was der Zeit am meiſten noth thäte, Wahrheiten, die höher ſind als ſein niedriger Flug, und Speculationen, größer als ſeine Faſſungskraft. Ihr höchſtes Glück iſt: der Beifall der Menge, und daher wird ſie einer herrſchenden Geſinnung wohl folgen und ſie beſtärken, aber nie ihr Widerſtand leiſten. In dem Geiſt ſerviler, ſchmachvoller Schmeichelei gegen Andere, um ſelbſt Schmeichelei wieder zu ernten, werden die Schriftſteller darnach trachten, die Welt zu ergötzen, wie ein dürftiger und abhängiger Mann das verzogene Kind eines reichen Patrons hätſchelt. Alle ernſten und unwillkommenen Wahrheiten werden ſie unterdrücken und die Preſſe mit Frivolitäten überſchwemmen. Novellen — keine moraliſchen Gemälde, ſondern ſchwächliche, ſchimmernde und ſündhafte Caricaturen des Lebens — die verderbliche Tragödie einer falſchen Sentimentalität oder die noch verderblichere Tragikomödie einer Burleske, welche alles Wahre und Gute in einem Durcheinander von Leichtſinn und Ernſt vermiſcht — das wird das Anrecht geben auf nichtige Bewunderung, und die Summe deſſen ſeyn, was für Literatur gilt. Wenn je beſſere Gefühle angeſprochen werden, ſo wird es nöthig ſeyn, ſie zu einer unnatürlichen Aufregung zu ſteigern. Wenn ernſtere Gegenſtande berührt werden, ſo werden ſie populariſirt und herabgezogen und überfirnißt, damit keine Anſtrengung nöthig iſt, und die Leſer gleichſam in die Weisheit hineinbetrogen und wider Willen weiſe werden. Da der Schein der Wiſſenſchaft doch immer gewahrt werden muß, werden Stücke und Fetzen von Wiſſen und Kenntniß aus allen Enden und Orten zuſammengeſtoppelt; alle Bücher werden aufgeſchlagen und keines geleſen; an allen Wiſſenſchaften wird gekoſtet und keine ſtudirt. Und da die ſo zerriſſenen und zerſtückten Kenntniſſe nothwendig verdorren und verwelken müſſen, ſteht, trotz des ungeheuern Birnamer Waldes von literariſchen Männern, der ſich zu erheben ſcheint, doch der wahre Baum der Wiſſenſchaft kahl und nackt da und ſeine Wurzeln ſterben. Die geſammte Literatur der Zeit legt hievon Zeugniß ab — dieſe Literatur, die, wie all unſere übrigen Künſte, erzwungen, leichtfertig und eingebildet iſt, eben ſo oberflächlich als vielgeſtaltig, und eben ſo nutzlos als anmaßend — das bloße Echo der Geſinnungen des großen Haufens, und nur durch die noch haftende Güte und Tüchtigkeit unſers alt engliſchen Charakters und unſerer Chriſtlichkeit davor bewahrt, daß ſie nicht ſo gräßlich und nichtswürdig wird, wie die literariſchen Schulen Frankreichs."

Noch eine bemerkenswerthe Stelle heben wir aus: „Bei all ihrem äußern Glanz ſind vielleicht die Männer der Literatur und Wiſſenſchaft — diejenigen nämlich, welche außer der Literatur und Wiſſenſchaft keinen Gedanken, keine Hoffnung, kein Ziel haben — der allerunglücklichſte und verderblichſte Theil der Geſellſchaft. Die Wahrheit ſelbſt, wenn man ſie nur um ihrer ſelbſtwillen ſucht, wird uns zuerſt von unſern täglichen Pflichten und unſern natürlichen Empfindungen und Gefühlen ablenken, und uns dann, ermüdet und getäuſcht, im Stich laſſen. Wenn wir uns dem gewöhnlichen Leben entziehen und uns zu viel mit, an ſich zwar unſchuldigen, Speculationen beſchäftigen, ſo tritt beinahe immer eine Reaction ein, in welcher der Körper ſeine Rechte wieder geltend macht, und uns eben ſo viel in die Tiefe hinabzieht, als wir uns vorher zu hoch erhoben. — Und ſelbſt wenn ſolche Menſchen frei ſind von gröbern Laſtern, ſo exiſtirt doch ein ſehr wahrer, wenn auch ſtrenger Codex der Sittlichkeit, wornach die Einbildung, die Selbſtſucht und der Hochmuth eines ruhmſüchtigen Mannes eine nicht kleine Sünde iſt, welche keine leichten Strafen drohen, und zwar meiſt von der Hand eben der Geſellſchaft, nach deren Beifall man ſo geizt hat." — „Wenn der Staat meint, es gebe, und werde immer Leute genug geben, welche aus freiem eignem Antrieb an der Anhäufung der Kenntniſſe und Förderung der Wiſſenſchaft arbeiten, und dieſe freiwillige Induſtrie werde hinreichen, einen Schatz zu unterhalten, der unter die Nation vertheilt werden ſoll durch bloße Miethlinge, — ſo wird ſich der Staat bitter getäuſcht ſehen — getäuſcht mittelſt jenes heilloſen Trugſchluſſes, der jetzt beinahe als ein Axiom der Geſetzgebung gilt: daß die Production und der Vorrath ſich immer der Nachfrage gleichſtelle, und die Nachfrage immer im Verhältniß ſtehe zu dem wahren Bedürfniß der Conſumenten. Eine geſunde Moral! eine treffliche Philoſophie! die keinen Unterſchied anerkennt zwiſchen der Seele des Menſchen und ſeinem

Leid, und die La glaubt, der Unwiſſende fühle ſich unglücklich in ſeiner Unwiſſenheit, und der Lüderliche grämе ſich über ſeine Lüderlichkeit, ſo wie der Kranke den Schmerz fühlt und der Hungrige nach Nahrung ſchreit. Seyen wir verſichert, daß keine Nation nach Unterricht in wahren und nützlichen Kenntniſſen je verlangte, als bis man ihn ihr zuerſt aufdrängte. Verwechſeln wir nicht das elende Geſchäft, der Phantaſie eines Volkes als Kuppler zu dienen, mit der hohen und mühſamen Aufgabe, ſie auf dem Pfad der Wahrheit emporzuführen. Selbſtſucht, Laune, Schmeichelei oder Geld wird Sklaven genug miethen für jenes, aber es werden ſich keine Männer finden, die ſich für letzteres in undankbaren und verachteten Bemühungen aufopfern, wenn ſie nicht eine Hoffnung voll Unſterblichkeit in ſich tragen."

Hören wir endlich noch E. L. Bulwer ſich ausſprechen über den Werth der engliſchen Univerſitäten und welche Wünſche er in Betreff derſelben hegt, in ſeinem Buch: England und die Engländer. Er findet die beſtehenden Einrichtungen in vielen Stücken höchſt verderblich und ungenügend, und klagt ſowohl über die höchſt ariſtokratiſche Einrichtung der Univerſitäten — ganz erklärlich daraus, daß die Geiſtlichkeit und Kirche ſo ganz abhängig iſt vom Adel und unter deſſen Patronat ſteht — theils darüber, daß es auf ihnen ganz an wiſſenſchaftlicher Regſamkeit und an Fortſchritt fehle. Es ſind nämlich auf denſelben keine eigentlichen, vom Staat dotirten Lehrſtühle, ja es findet nicht einmal eine freie Concurrenz von Profeſſoren oder Privatdocenten ſtatt, ſondern jedes Collegium, unter Privatlehrern ſtehend, hat ſeine Anzahl Studenten, die an ſeine Lectionen gebunden ſind. Dieſem Mangel abzuhelfen, dringt Bulwer mit größtem Nachdruck auf Fundirung von Lehrſtühlen, d. h. ungefähr ſo viel als auf Gründung von Profeſſuren, wie ſie auf den deutſchen, auch auf den ſchottiſchen Univerſitäten, Edinburg und Glasgow, beſtehen, deren Inhaber ſich nicht ſowohl mit dem Informiren und Inſtruiren, als mit der eigentlichen Weiterbildung der Wiſſenſchaft zu beſchäftigen haben, deren Reſultate ſie dann allerdings auch in Vorleſungen der Jugend mittheilen. Er ſagt: „Gäbe es bei uns Stellen wie Profeſſuren oder ſonſtige Bedienſtungen, die nur Männern von literariſchem oder ſcientifiſchem Ruf ertheilt würden, ſo müßte ſich auch eine Claſſe von Männern bilden, deren Erziehung von vorn herein auf die Erlangung ſolcher Stellen abzielte. Gibt es viele ſolche Stellen und führen ſie zu Vermögen oder geſellſchaftlichem Rang, ſo wird ſchöne Literatur oder Wiſſenſchaft als ein eigentlicher Beruf gelten, was bis jetzt nicht der Fall iſt. In Frankreich öffnen die Landesanſtalten ſolchen Männern ein weites Feld der Ehrbegierde; in Preußen iſt der Kreis ſolcher Aemter noch größer und die Politik des Staats, wie die perſönliche Neigung des Monarchen erhöht noch die Wirkung jener Anſtalten. In beiden Ländern gilt die Wiſſenſchaft für einen Beruf, und in beiden entgeht denen, welche ſie mit Erfolg betreiben, ſelten ihr Lohn an Ehre und Einkommen." — „Es iſt unbeſtreitbar, daß der Kreis des ſpeculativen Wiſſens bei uns eng und beſchränkt iſt; ſolchem Mangel könnten wir wohl nur durch Vermehrung und Solderhöhung der dotirten Profeſſuren und durch jene Achtung vor den Zierden des Staats abhelfen, welche den Ton der öffentlichen Meinung veredelt und erhebt, die Beſchäftigung mit der Wiſſenſchaft zu einem Beruf macht und die Ehrbegierde in ſtärkerem Verhältniß an denſelben bindet, indem ſie ihm mehr äußerliche Würde verleiht." — „Die Menſchen müſſen zur Bildung eingeladen werden; in einem handeltreibenden, im Geſchäftsgewühl lebenden Volke findet ſich wenig Anreiz zu einem Studium, das kein Geld einträgt, zu einer Wiſſenſchaft, die nicht auf den Wollſack erhebt oder das Stadthaus beherrſcht. Die Maſſe der Menſchen muß zur Bildung herangeſchmeichelt werden. Man gründe Collegien und Profeſſuren und ſtelle ihnen die Wiſſenſchaft in Perſon vor die Augen, dann werden ſie angelockt. Fundationen auf einer Univerſität bringen Nacheiferung in den untergeordneten Anſtalten zuwege; ſie bieten unter den Wechſeln und Launen des ungeregelten Studirens ein feſtes Merkzeichen und unverrücktes Muſter. Das Publicum wird die höhern Wiſſenſchaften nie begünſtigen. In denjenigen Ländern, wo die Univerſitäten reicher ſind als die Kirche, liefern erſtere die glänzendſten Beiſpiele von wiſſenſchaftlicher Bildung. Wo dagegen die Kirche reicher begabt iſt, als die Univerſität, da abſorbirt die Kanzel die Gelehrſamkeit des Katheders. Daher in England die ausgezeichnete Bildung der Geiſtlichen und in Schottland die der Profeſſoren. Chalmers ſagt: die Hälfte der ausgezeichnetſten Schriftſteller Schottlands waren Profeſſoren. Man nehme dazu noch das Beiſpiel Deutſchlands, wo kaum Ein Profeſſor iſt, der nicht eines wohl verdienten Rufes genöſſe." (?!) — „Werfen wir jenen falſchen Krämerliberalismus unſerer Zeit von uns, der die hohen Sitze und Freiſtätten der Wiſſenſchaft (aus welchen ein Kant, wie ein Adam Smith hervorgingen!) zerſtören, und Alles, was über die allgemeine Faßlichkeit geht, den Zufälligkeiten der allgemeinen Theilnahme preisgeben möchte." — „Die Verbreitung der Kenntniſſe unter den Unwiſſenden ſoll allerdings mit Macht ermuthigt und unterſtützt werden, ſelbſt mit Nichtbeachtung ihres ungünſtigen Einfluſſes auf die Bildung unter den Gebildeten; deßhalb dürften wir der Circulation des Geiſtes keine Hinderniſſe in den Weg legen; aber wir ſollten durch andere Mittel die hochliegenden, fernen Behälter füllen, aus denen die befruchtenden Ströme genährt werden." — Die Gönnerſchaft von Privatperſonen findet Bulwer mit Recht unwirkſam und ungenügend für Emporbringung von Wiſſenſchaft und Literatur, abgeſehen davon, daß ſie leicht, wie Beiſpiele zeigen, einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter übt und ihn ſervil macht; und die königliche Societät iſt von zu ſehr ariſtokratiſcher und corrupter Einrichtung, als daß ſich von ihr viel für das Heil der Geiſtesbildung im höchſten Sinn erwarten ließe.

Durch all dieß wird ein ſehr rühmliches Zeugniß abgelegt für die deutſchen Univerſitäten, welche dieſen Namen wahrhaft verdienen, weil auf ihnen die Wiſſenſchaftlichkeit im allgemeinſten Sinn und größten Umfang gepflegt wird. Dieſe in ſo großer Anzahl über unſer Vaterland zerſtreuten Anſtalten ſind in gar vielen Beziehungen ein Schmuck, ein Stolz und ein Segen für daſſelbe. Sie bilden ein Band der Gemeinſam

keit zwiſchen den verſchiedenen Ländern Deutſchlands, indem die Univerſitäten ſich noch immer gewiſſermaßen als zuſammengehörig und verbrüdert, gleichſam als einen gelehrten Orden betrachten, und die Verleihung der akademiſchen Würden auf allen ungefähr die gleichen Geſetze hat und die Uebertragung derſelben von einer auch von der andern anerkannt wird; indem ein ziemlich ungehemmter Beſuch derſelben von Seiten der ſtudirenden Jugend ſie zu Gemeinanſtalten deutſcher Zunge macht, ein häufiger Uebergang angeſehener Lehrer von der einen zur andern eine Art von Zuſammenhang und Verwandtſchaft unterhält, und eine wohlthätige Rivalität der Hochſchulen unter einander der Wiſſenſchaft nothwendig förderlich ſeyn muß. Was dieſen unſern deutſchen Univerſitäten ganz beſonders ein eigenthümliches Gepräge und einen hohen Vorzug verleiht, das iſt die ein integrirendes Element derſelben bildende philoſophiſche Facultät. Dieſe befaßt freilich ſehr verſchiedene Fächer in ſich, und zum Theil ſolche, die eigentlich nicht philoſophiſch genannt werden können, wie philologiſche und mathematiſche Vorleſungen; aber daneben ſind doch, und häufig ſehr glänzend, ſolche Wiſſenſchaften und Studien repräſentirt, welche nicht zum eigentlichen Fach- und Brod-Studium gehören, ſondern Theile der allgemeinen tieferen Bildung, der Humanität im höchſten Sinne ſind. Da werden Metaphyſik, Moralphiloſophie, Religionsphiloſophie, Aeſthetik, Geſchichte, Philoſophie der Geſchichte, Mythologie, Literaturgeſchichte, allgemeine Sprachlehre u. ſ. w. gelehrt, und bald encyklopädiſche Ueberſichten des ganzen Gebiets des Wiſſens gegeben, bald in ganz ſpecielle Provinzen Streifzüge und Entdeckungsreiſen gemacht. Dabei herrſcht Freiheit für die Lehrer und für die Zuhörer; jene ſind nicht gehindert, außer ihren beſtimmten Fächern Vorträge zu halten, über welche Disciplinen ſie wollen, und dieſe, in der Regel, abgeſehen von einigen Hauptvorleſungen, nicht gezwungen. Neben den angeſtellten Profeſſoren ſteht es jüngern Männern, nach abgelegter Probe ihrer Fähigkeit, frei, im Vertrauen auf ihr Talent und Wiſſen mit den beſoldeten Lehrern zu concurriren, und wenn ſie Erfolg haben, fehlt ihnen auch in der Regel die ſicherſtellende Unterſtützung des Staats nicht. Dieſe philoſophiſche Facultät, tüchtig beſetzt und ſorgfältig recrutirt, übt nothwendig einen heilſamen, ſo zu ſagen controlirenden Einfluß auf die übrigen Facultäten, welche für die verſchiedenen Berufe des Juriſten, des Finanzmanns, des Arztes und Theologen vorbereiten. Der wiſſenſchaftliche Geiſt beſtändigen Fortſchritts, welcher das Lebensprincip, die Seele der meiſten Disciplinen ausmacht, die der philoſophiſchen Facultät anheim fallen, ohne welchen ſie nichts Anregendes für den jugendlichen Geiſt haben, und in abſtoßende Erſtarrung und Stagnation verſinken, dieſer wiſſenſchaftliche Geiſt zwingt auch die übrigen Lehrer, gleichen Schritt zu halten und nicht in bloß hiſtoriſcher Gelehrſamkeit, in todtem Gedächtnißkram und Schematismen ſich zu verlieren; der Profeſſor der Theologie kann die Syſteme und Doctrinen der Religionsphiloſophie nach ihren neueſten Entwicklungsſtadien nicht auf die Länge ignoriren; der Rechtslehrer kann nicht ganz von der Rechtsphiloſophie oder dem Naturrecht abſehen; der mediciniſche Profeſſor muß Kunde nehmen von den Forſchungen auf dem Gebiet der Pſychologie u. ſ. w.; Kirchengeſchichte und Rechtsgeſchichte können ſich nicht frei erhalten von dem Einfluß, den eine geſunde Philoſophie der Geſchichte auf die Behandlung aller Theile der Geſchichte ausüben muß; die Lehrer der claſſiſchen Literatur werden die Ergebniſſe der neuern mythologiſchen Unterſuchungen, der Aeſthetik und der Sprachwiſſenſchaft benützen, und ſo wird die philoſophiſche Facultät, wenn ſie ihrer hohen Aufgabe würdig entſpricht, das Princip des Fortſchritts nach allen Seiten hin verbreiten. Die Zahl nur der Lehrer auf den vielen Univerſitäten deutſcher Zunge iſt in der That eine ſehr anſehnliche, und es finden ſich darunter eine Menge Namen von europäiſchem Ruf, und ſo kommen wir auf den oben angeführten Satz des Engländers zurück: „die mächtigſte Ariſtokratie Deutſchlands ſeyen die Univerſitätsprofeſſoren.“ Was iſt hieran wahr? Sie bilden wirklich eine durch Zahl, durch berühmte Namen, durch Einfluß auf die Jugend und ſomit auf die Zukunft, durch Gelehrſamkeit, Geiſt und literariſche Productionen höchſt reſpectable Maſſe, ſie leben in verhältnißmäßig großer Unabhängigkeit, meiſt in behaglichen Umſtänden, ſind auf den kleineren Univerſitäten die vornehmſten Leute, ſtehen auf den größern meiſt in Verbindung mit einflußreichen, hochſtehenden Perſonen, ſtehen an der Spitze der wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften und vermögen ſo auf vielfache Weiſe, mittelbar und unmittelbar, auf das Publicum zu wirken. Gewiß iſt auch, daß ſie in ihren eigenen Augen eine Ariſtokratie bilden und ſich in manchen Punkten dieß ihr Selbſtgefühl anfühlen laſſen, indem ſie auf das, gleichſam unter ihnen und außer ihrem Kreiſe liegende reale und praktiſche Leben etwas ſelbſtzufrieden herabſchauen, den Welt- und Geſchäftsmann halb mitleidig bedauern, ſich ſo zu ſagen ein eigenes Idiom, eine Sprache in der Sprache ſchaffen und einen nicht eben immer liebenswürdigen und angenehmen Kaſtengeiſt nähren; aber eben ſo gewiß, daß ſie dadurch gerade die Sphäre ihrer Wirkſamkeit häufig wieder beſchränken und die Laien mehr oder weniger zurückſtoßen, mit ſo großer Ehrfurcht dieſe auch zu ihrer Wiſſenſchaftlichkeit und Gelehrſamkeit aufblicken mögen. Die Macht dieſer Ariſtokratie wirkt, und dieß iſt wohl auch ganz gut, mehr intenſiv, durch die unaufhörliche Erweckung und Ermunterung des Geiſtes in der ſtudirenden Jugend und durch langſamer, aber nachhaltig wirkende Schriften, als auf eine äußerlich in die Augen fallende und imponirende Weiſe, obwohl auch von dieſem die Beiſpiele nicht fehlen.

(Fortſetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 2 u. 3 S. 12 Sp. 2 fehlt die Ueberſchrift der zweiten Miscelle: „La popularité.“ In der erſten Zeile derſelben leſe man „Delavigne“ ſt. „Delagnier.“

Beiträge bittet man an Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 Januar. 1839.

Heinrich von Monmouth, oder das Leben und der Charakter Heinrichs V als Prinz von Wales und König von England.

Von J. Endell Tyler.

Heinrich V von England ist eine dem deutschen Publicum durch Shakspeare's unsterbliche Tragödien sehr vertraut gewordene Gestalt. Wer hätte sich nicht ergötzt an der Kurzweil, welche, bei Shakspeare, der müssige und leichtsinnige junge Prinz in Gesellschaft des dicken Ritters, Sir John Falstaff, und seiner nobeln Genossen, treibt, an dem Wettkampf des Humors des alten Sünders und des, seiner Kraft und Hoheit sich insgeheim wohlbewußten fürstlichen Jünglings, an der Metamorphose, welche in den Stunden der Gefahr und Entscheidung mit dem Königssohn vorgeht, an seiner Tapferkeit und Großmuth, an seinen ernsten Betrachtungen und Gedanken, wie er sich die Krone seines sterbenden Vaters aufsetzt, an seinem Heldenmuth und seiner Siegesfreudigkeit am Tage von Agincourt und seiner kurzen, kräftigen Liebeswerbung? Das Leben und den Charakter dieses ausgezeichneten und durch die Poesie so verherrlichten Königs hat ein Engländer zum Gegenstand seiner Studien und einer ausführlichen Darstellung in zwei Bänden gemacht, und ein kritisches Journal gibt darüber folgenden Bericht:

„Wir sehen es gern, wenn sich ein Schriftsteller einem besondern Theile der allgemeinen Geschichte widmet, einer Periode oder Regierung, die sich vom Uebrigen abtrennen und dann mit größerer Ausführlichkeit und Genauigkeit geschildert werden kann. In der That, allgemeine Geschichten sind von wenig, vielleicht von gar keinem Werth. Sie machen uns nicht mit einer irgend beträchtlichen Summe neuer Facta bekannt, sie geben uns keine entsprechende Vorstellung vom socialen Zustand eines Volkes. Ganz beschäftigt mit großen politischen Ereignissen steigen sie nicht bis zu jenen einzelnen kleinen Umständen herab, welche allein für die Masse der Menschen Interesse haben, und aus welchen allein die Mehrheit sich nützliche Lehren abstrahirt. Wir lesen wie 10,000 Mann erschlagen wurden, aber wir erfahren nicht, wie Ein Individuum seine Zeit verbrachte, was seine Arbeiten, seine Erholungen, seine Leiden, seine Genüsse, seine Vorrechte, seine Zwecke und Hoffnungen waren. Wir sehen den äußerlichen Prunk und Schimmer der Höfe, aber versagt bleibt uns der Zutritt zu dem häuslichen Herd des Bauers, des Handwerkers, des Freisassen, des Kaufmanns. Wir sehen einige glänzende Gemälde, gemalt von der Hand der Kunst, nicht der Natur — ein Glanz, der unausbleiblich mit Uebersättigung endet, während das Herz nach wesenhafterer Erkenntniß verlangt, während es mit dem Zustand der Masse sympathisirt, und jeden Augenblick sich nach Mitteln umschaut, eine Vergleichung zwischen alten und jetzigen Institutionen zu ziehen. Was fragen wir nach Dingen, die mit unserm Gemüth und unsern Bestrebungen nichts zu schaffen haben? Und solche Dinge können keinen Platz finden in einer allgemeinen Geschichte, weil sie nie von Einem Geist können umfaßt werden; sie müssen gesondert, ausgewählt und geordnet werden von Vielen. Ehe wir eine solche Geschichte z. B. unsers Landes erwarten dürfen, welche den gebildeten, denkenden Leser befriedigt, muß sie von wenigstens zwanzig Federn bearbeitet werden, deren jede sich mit der durch vorhergegangene Studien grundlichst erforschten und vertrauten Periode beschäftigen muß. Das Aggregat solcher Productionen möchte freilich eine ungeheure Masse werden; statt zwölf oder vierzehn könnten wir leicht hundert Bände bekommen; aber, was auch Buchhändler dagegen einzuwenden haben dursten, das wäre kein Unglück. Von keinem Leser würde man erwarten, daß er das Ganze kaufe, so wie gewiß auch kein verständiger Leser das Ganze zu bewältigen versuchen würde. Er möge aus der Menge von kurzen Handbüchern, deren Anzahl jeden Tag steigt, sich eine solche Kenntniß des Gegenstandes im Ganzen erwerben, wie bei seinem Beruf oder seiner Stellung in der Gesellschaft erfordert wird; und wenn er wünschte, eine tiefere Einsicht in die Institutionen, Gesetze und Sitten einer bestimmten Periode sich zu verschaffen, so würde er natürlich zu einer Specialge-

ſchichte dieſer Periode ſich wenden. In ihr würde — wenigſtens ſollte er — eben ſo intereſſante als belehrende Einzelnheiten, friſches Grün ſtatt dürrer Oede, Beſeelung ſtatt Lebloſigkeit, volle Formen ſtatt halbſichtbarer Skelette finden.

Aber dieß iſt noch nicht Alles. Selbſt in den Gegenſtänden, welche ausdrücklich in die Sphäre der allgemeinen Geſchichte fallen — Schlachten, Belagerungen, Unterhandlungen, Verträge, Hoffeſtlichkeiten u. dgl., muß ein, zwanzig Jahrhunderte umfaſſendes Werk nothwendig lückenhaft und ſelbſt irrthümlich ſeyn. So wenig ſolche Dinge die Maſſe der Menſchen intereſſiren, und ſo gering ſie angeſchlagen werden von den Verſtändigen, ſollten ſie doch entweder genau angegeben, oder gar nicht geſchildert werden. Um das Gewicht dieſes Einwurfs zu fühlen, ſchlage der Leſer einmal eine neuere Geſchichte Englands — von Turner oder Lingard — auf, und vergleiche die Summe der darin aus einem Jahrhundert angeführten Verträge mit den Urkunden von Rymer oder der großen franzöſiſchen Sammlung. Was wird das Reſultat ſeyn? daß vieler wichtiger Verträge gar nicht gedacht iſt und daß ſelbſt in den aufgeführten manche intereſſante Artikel und Clauſeln überſehen ſind. Wie ungenügend ferner und unfruchtbar in ſolchen großen Geſchichten Religion und Literatur beſprochen werden, wiſſen wir ſchon lange, und Hunderte unſerer Leſer haben gewiß dieſen Uebelſtand ſo ſehr beklagt wie wir. Aber was war Anderes zu erwarten? So viel auch in den letzten dreißig Jahren geſchehen iſt, um die Manuſcriptenſchachte und Winkel unſerer öffentlichen und Privatbibliotheken zu durchforſchen, ſo iſt doch kaum das Bergwerk geöffnet; ein Jahrhundert würde, bei allem Beiſtand der Regierung, nicht hinreichen, uns auch nur eine mäßige Bekanntſchaft mit den einzelnen Umſtänden zu verſchaffen, welche Licht verbreiten könnten über den Zuſtand der Geſellſchaft in den ſächſiſchen und mittelalterlichen Zeiten. Noch immer hat jeder, der einen anſehnlichen Beitrag zu den Kenntniſſen gibt, die wir beſitzen, Anſpruch auf unſere Dankbarkeit.

Aus dieſen aphoriſtiſchen Bemerkungen wird der Leſer entnehmen, daß wir die Erſcheinung ſolcher Werke wie das vorliegende, immer freudig begrüßen. Zudem iſt die Periode Heinrichs V, die Regierung ſeines Vaters natürlich miteingeſchloſſen, von manchem Geſichtspunkt eine der allerintereſſanteſten. Was die ſtaatliche Seite betrifft, ſo haben wir die Kriege der Wälſchen und der Schotten, den feurigen Heißſporn, den übernatürlichen Owen Glendower und den unzähmbaren Douglas, und vor Allem den Sieg von Agincourt mit der darauf folgenden Demüthigung Frankreichs. Was die Privatſeite betrifft, ſo haben wir die Beſtrebungen einer neuen Familie, das Andenken einer alten zu entwurzeln, theils durch Zugeſtändniſſe, theils durch Intriken; wir haben neue Geſetze, neue Inſtitutionen, eine neue innere Politik. Aber was bei den meiſten Leſern für das Anziehendſte des ganzen Gegenſtandes gelten wird, das iſt der Prinz Heinrich, Falſtaffs guter Geſelle, den Shakſpeare's Genius berühmter gemacht hat als vielleicht irgend einen Charakter im ganzen Feld der Geſchichte.

Tyler hat ſomit einen ſehr populären und dankbaren Gegenſtand gewählt. Sein Buch wird von vielen Leſern nützlich und anziehend gefunden werden; aber indem wir dem Geiſt, in welchem er ſchreibt, volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und gern zugeben, daß er manche neue Thatſachen beigebracht, manche alte in ein neues Licht geſtellt und viele gäng und gäbe Irrthümer berichtigt hat, ſehen wir uns doch zu der Bemerkung genöthigt, daß es zu reich iſt an Details, die zu geringfügig ſind für die ernſte Geſchichte, während das Buch auch noch der ſchwerere Vorwurf trifft, daß es Gegenſtände von hoher Wichtigkeit übergeht. Wir vermuthen, daß für neun Leſer unter zehn gerade die Gegenſtände, „welche abſichtlich vermieden, oder nur gelegentlich und flüchtig berührt wurden," gerade die anziehendſten ſeyn würden, wie es denn gewiß auch die lehrreichſten wären. Die Zeit iſt ſchon gekommen, wo man von dem Hiſtoriker etwas mehr verlangt, als die Schilderung von Metzeleien und Höflingsintriken. Auch hat Tyler mehr geleiſtet, als nur dieß: aber doch hat er ſo viel ungethan gelaſſen, daß man ſich leicht verleitet fühlen kann, ſeine wirklichen Verdienſte zu überſehen.

(Schluß folgt.)

Ueberſicht der Entwicklung der ruſſiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

Das 15te Jahrhundert iſt das Jahrhundert unſerer Befreiung. Hier wird die edle Thätigkeit der Geiſtlichkeit mit beſonderm Ruhm erwähnt. Sie wirkt beſonders durch die Rede und das Wort des Erzbiſchofs Waſſian zur Befreiung von jenem Joche mit: ſie verbreitet das Heiligthum der Religion nach allen Enden des mittäglichen Rußlands, ſie fängt den Kampf mit den Ketzern an, die ſchon in jener Zeit zum Vorſchein kommen. In dieſes und in das folgende Jahrhundert gehört die Gründung vieler Klöſter in Rußland, die in dem Dunkel als die erſten Leuchten des Glaubens und der Kultur erſcheinen. In dieſen Klöſtern werden auch die erſten Bibliotheken für Rußland gegründet, die uns die Heiligthümer der alten Schriftſprache, die Ueberlieferungen der Kirche und des Staats erhalten haben. Noch im 14ten Jahrhundert gründet der h. Sergius das Troidiſche Kloſter, das in der Folge ſo berühmt wurde, und Cyrill das Beloſeriſche. Im 15ten Jahrhundert gründet Euphroſyn, mit ſeinem weltlichen Namen Eleazar, das Pſkow'ſche Kloſter, das ſeinen Namen erhielt; Joſeph Sanin gründet das Wolokolam'ſche Kloſter, beſonders berühmt durch ſeine reiche Bibliothek; Nilus Sorski iſt der Begründer des Einſiedlerlebens; Cornelius iſt der erſte Abt und Begründer des Kloſters zu Wologda im Anfang des 16ten Jahrhunderts. — Der Erzbiſchof von Nowgorod Hennadius und Joſeph Sanin erſcheinen als eifrige Bekämpfer der jüdiſchen Ketzerei, die zu der Zeit unſrer griechiſchen Orthodoxie die erſte Verſuchung bereitete. Lebensbeſchreibungen der Heiligen, beſonders der ruſſiſchen, ihre Kloſterregeln, Sendſchreiben geiſtlicher Perſonen an die Fürſten von Rußland, und Schriften wider die Ketzer ſind die Gegenſtände unſrer literariſchen Thätigkeit in dieſem Zeitalter der Erneuerung. —

Moskau wird mächtig und beherrscht das alte Rußland; Byzanz streckt, in dem es unter dem Schwert der Türken fällt, ihm seine Hände entgegen, vermacht ihm die Herrlichkeit seines erloschenen Hofes und schickt ihm griechische Bücherschätze.

Im 16ten Jahrhundert fangen die beiden schon im 14ten Jahrhundert entstandenen doppelten Mittelpunkte des religiösen Lebens an ihren Einfluß zu zeigen, und man muß schon der Literatur nach dem Norden und Süden von Rußland folgen. Moskau repräsentirt die nördliche Thätigkeit; Kiew und um dasselbe herum Tschernigow, Ostrog, Lwof, wirken im Süden. In Moskau fängt um dieselbe Zeit eine große Begebenheit an, die der Geschichte unsrer Religion und Literatur gleich angehört, die Berichtigung unserer kirchlichen Bücher. — Zugleich damit findet die griechische Sprache Eingang in der Hauptstadt von Rußland und wird ein sehr lebendiger Verkehr mit Byzanz wieder erneuert. — Der Großfürst Wasili Iwanowitsch findet unter den Schätzen seiner Vorfahren eine große Bibliothek griechischer Handschriften und läßt den Patriarchen von Konstantinopel um einen kundigen Mann, der seine griechische Bibliothek in Ordnung bringe, ersuchen. Auf diese Veranlassung erschien bei uns zu der Zeit ein namhafter Mann, der in Paris unter dem berühmten Laskaris studirt und viele europäische Städte besucht hatte, der Mönch vom Berge Athos, Maxim der Grieche. Fest wie er war in den Dogmen der griechischen Orthodoxie, bemerkte er in unsrer Uebersetzung der Bibel und der Kirchenbücher viele Stellen, die mit der Lehre unsrer Kirche nicht übereinstimmten. Bald machte er sich die slawonische Sprache eigen und ging an die Berichtigung der Uebersetzungen. Außerdem, daß er den innern Sinn berichtigte, wie es ohne Zweifel geschehen mußte, lehnte er sich auch wider die Formen der Sprache auf, und führte viele Hellenismen ein, die von der Zeit an in unsrer kirchlich-slawonischen Sprache blieben. Die Berichtigung der alten Bücher, an welchen das Volk wie an einem Heiligthum gewohnt war, brachte das ganze alte rohe Rußland in Bewegung, das sich an den richtigen Sinn anstatt an den Buchstaben halten wollte, und so entstanden Schismen. Maxim der Grieche rang lange mit ihnen; endlich aber unterlag er dem Zorn des Herrschers und des Metropoliten selbst und wurde bei uns nicht bloß durch seine Gelehrsamkeit, sondern auch durch seine Leiden berühmt.

In demselben Jahrhundert erscheint ein anderer berühmter Mann der Kirche, der eine hohe Stelle in unsrer Literatur einnimmt, der Metropolit von Moskau Makar. Seine Verdienste um die Kirche sind groß: er hatte mit der neuen lutherischen Ketzerei, wie sie in den russischen Annalen genannt wird, zu kämpfen, welche unsre Rechtgläubigkeit erschütterte. Die Geschichte der Literatur muß mit Verehrung auf die Arbeit Makars hinweisen, auf die große Legendensammlung, die er veranstaltete. Sie war bis dahin nicht herausgegeben und war der Quell, woraus der h. Demetrius von Rostow seine kleine Legendensammlung schöpfte. Ihm wird zugleich mit dem Metropoliten Cyprian die Abfassung der Geschlechtsregister der russischen Herrscher zugeschrieben. In diesem Jahrhundert müssen wir auch unsre Aufmerksamkeit auf die Erzählungen des Fürsten Kurbski, die ersten Memoiren eines russischen Staatsmannes richten, so wie auch auf die historischen Arbeiten des Patriarchen Hiob, der das Leben des Zaren Feodor Joanowitsch beschrieben hat.

Zu der Zeit als der Norden mit Schismen rang, die inmitten unsrer Kirche entstanden waren, hielt der Süden die heftigen und gefährlichern Angriffe des westlichen Katholicismus und der Union, die nach der Kirchenversammlung zu Florenz entstanden waren, von der Orthodoxie ab. Mit besonderer Dankbarkeit müssen wir des Fürsten Konstantin Ostroshski, des Eiferers für die griechische Orthodoxie im Süden und des Nikiphorus Tur, des Archimandriten des Kiewopetscherschen Klosters, und des Leonti Kospowitsch, beide Gegner der Uniaten, erwähnen.

In demselben Jahrhundert fand die Buchdruckerkunst zuerst Eingang in Rußland, wurde aber von dem Aberglauben und der Barbarei bald wieder aus Moskau vertrieben. Der Fürst Ostroshski nahm unsre Buchdrucker zu sich und ließ zum erstenmal die ganze slawonische Bibel nach einem Exemplar drucken, das er in dem Schatz des Zaren Johann Wasiliewitsch gefunden hatte, und zwar nach dem einzigen in der ganzen slawonischen Welt. Auf diese Weise bewahrte Rußland allein das Heiligthum der Religion auf in der slawonischen Sprache.

Das 17te Jahrhundert zeigt in einem größern Maaßstab die Entwicklung dessen, was wir beim 16ten Jahrhundert geschildert haben. Im Norden, in Moskau, sehen wir den Einfluß der griechischen Bildung, die Berichtigung der Kirchenbücher, einen heißen Kampf mit den Secten, die immer zahlreicher entstehen. Der Süden zeigt den Einfluß der lateinischen Scholastik auf die Formen der Bildung, und nicht minder einen heftigen Kampf mit dem westlichen Katholicismus und der Union. Allein, außer diesen beiden Hauptereignissen des Jahrhunderts, tritt noch im Norden ein neues hervor: Kiew fiel uns zu; es entstanden Privatverbindungen zwischen ihm und Moskau, wie auch religiöse und gelehrte Mittheilungen; es gelang dem lateinischen Einfluß sogar in unser griechisch gesinntes Moskau einzudringen, und im Mittelpunkt des morgenländischen Glaubensbekenntnißes entstand ein Kampf zwischen dem Papismus und unserer Kirche. Diese theologischen Reibungen waren besonders der hellenischen Philologie günstig, die im 17ten Jahrhundert in einem Grade bei uns blühte, wie sie seitdem, trotz aller Anstrengungen sie wieder einzuführen, nicht wieder geblüht hat.

Alle Schriftsteller dieses Jahrhunderts können in zwei Classen, in die des Nordens und die des Südens getheilt werden. Im Süden sehen wir Zacharias Kopystenski, den Gegner der Uniaten, Lazar Baranowitsch, der Feind der Jesuiten, Adam Sernikau, der mit den Lutheranern streitet; allein über Alle ragt Peter Mogila hervor, der berühmte Gründer der Kiewschen Akademie, die schon in demselben Jahrhundert große Redner und Mitarbeiter Peters bildete, als Stephan Jaworski, Theophan Prokopowitsch und Gabriel Buschinski. Inmitten der Eiferer für die Orthodoxie ist der slawonische Philolog, der Verfasser der Grammatik dieser

Sprache, Meleti Smotrizki besonders bemerkenswerth, der das Opfer südwestlicher Neidungen wird und bald auf diese, bald auf jene Seite tritt. Zu den Schriftstellern des Nordens gehören unsere berühmten Patriarchen Philaret, der Verfechter der Orthodoxie; Joseph, der zwar vielen Eifer zeigte, aber aus Mangel an Kenntnissen, nicht wenig zur Verbreitung der Schismen beitrug; Joasaph, Nikon und Joakin, die am eifrigsten mit den Ketzern stritten. Neben diesen Patriarchen müssen wir noch einen Hierarchen stellen, der ihnen zwar an Rang nachstand, allein an Eifer, Heiligkeit, Gelehrsamkeit und literarischer Bedeutung die erste Stelle im 17ten und sogar im Anfang des 18ten Jahrhunderts einnimmt. In diesem Hierarchen sehen wir den eifrigen Verfolger der Ketzerei, den beredten kirchlichen Schriftsteller und Kanzelredner vereinigt. Unter seiner Feder erlangte die slawonische Kirchensprache in Rußland ihren höchsten Grad von Blüthe und Entwicklung. Dieß war der heilige Demetrius, Metropolit von Rostow.

(Fortsetzung folgt.)

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortsetzung.)

Die philosophischen Facultäten auf den deutschen Universitäten sind es nun ganz besonders, die mit ihren Leistungen und ihrer Stellung in Betracht kommen, wenn es sich von der Bedeutung der Universitäten für die Literatur im engen Sinn, mit Ausschluß der eigentlichen Berufswissenschaften handelt. Und hier ist unverkennbar, wie viele Impulse in der Philosophie, Geschichte, Aesthetik, Kritik u. s. w., welche von Universitäten ausgingen, in einem weiten Kreise weckend und zündend wirkten und reichliche Früchte trugen, die einem größern Publicum zu Gute kamen. Bald war es die günstige Lage des akademischen Lehrers mit ihrer Muße und ihrem Schatz von Hülfsmitteln, welche geniale oder talentvolle Männer in Stand setzte, ihre Wissenschaften mit Fortschritten und neuen Entdeckungen zu bereichern, bald auch bot eine akademische Professur als das erwünschteste Auskunftsmittel sich dar, dem bedürftigen Talent, das schon Proben abgelegt hatte, aber dem eine Stellung im Leben fehlte, eine ehrenvolle Unterstützung zu sichern und ihm das Fortschreiten zu erleichtern. Von unsern philosophischen Dynasten ist es bekannt, daß sie auf Universitäten ihre Throne aufschlugen; man kann sie sich gar nicht anders denken, denn als Professoren. Die meisten ausgezeichneten, neuern deutschen Historiker und Literarhistoriker machten die akademische Laufbahn; unsere Symboliker und Antisymboliker docirten an Universitäten; ein Solger, ein A. W. Schlegel, so verdient um die ästhetische Kritik und um die Kenntniß der Literargeschichte, ein F. A. Wolff, der geistreiche Philologe, waren oder sind, Universitätslehrer; eine Professur in Jena bereitete dem heimathlosen Schiller ein Asyl; eine Universität, Jena, war der Sitz der Romantiker; etwas später bildeten sich in Halle geistreiche Kreise, die von weitergreifender Bedeutung waren, und deren Erbschaft dann auf die Universität Berlin überging. An dieser wurde, wie früher in Halle, in Jena, in Leipzig, eine kritische Zeitschrift gegründet, der sich kürzlich eine neue, in Halle, an die Seite gestellt hat, mit einer Tendenz, welche mit dem streng Wissenschaftlichen das Literarische zu verbinden sucht. Ebenso haben auch viele andere Universitäten ihre Organe, und Göttingen lieh seinen Namen einem dort gebildeten Dichterbunde. Gleichwie nun in England die philosophischen Fakultäten fehlen, so hat es auch Mangel an Werken, wie sie in Deutschland häufig aus den Studien der ihnen angehörenden Männer hervorgehen, und hier haben wir nicht nur die eigentlichen philosophischen Systeme im Auge, sondern viele andere, nicht streng speculative, aber doch wissenschaftlich gehaltene Schriften, die über der gemeinen Popularität stehend, den gebildeten Mann ernst und angenehm beschäftigen und zum Nachdenken reizen.

Man darf indessen nicht vergessen, daß die deutschen Universitäten, so groß man ihren Einfluß anzunehmen geneigt seyn mag, bei weitem nicht alle, oder auch nur die bedeutendsten Beiträge zu den eigentlichen Schätzen der deutschen Literatur geliefert haben. Lessing war kein Universitätsprofessor, von dem sich doch eine neue Aera in der deutschen Literatur datirt; Herder, der Ausstreuer eines so reichen Samens von fruchtbaren und großen Ideen, auch nicht; Schiller nahm die Professur, und nur für kurze Zeit, als ein nothwendiges Uebel; Wieland und Goethe, in Verbindung mit den zuvor Genannten und Andern machten die kleine Residenz Weimar zu einer Art von Athen, wo keine Schul- und Universitätsformen geduldet wurden; Jakobi, der Gegner der systematischen Philosophie, war kein Professor; auch L. Tieck nicht, und eine große Schaar deutscher Poeten und Roman- und Novellen-Dichter und Schreiber dichteten und schrieben nicht im Schatten der Akademie, jedoch machen Uhland, Rückert und Steffens eine Ausnahme.

Hierin scheint uns Deutschland unstreitbar im Vortheil gegen England, daß es einer nicht unbedeutenden Anzahl tüchtiger wissenschaftlicher und literarischer Männer eine sichere und für ihre Studien und Fortschritte günstige und ermunternde Stellung bietet; und es erntet auch die Früchte dieser Institutionen in erfreulichem Maaß in vielen Schriften, auf die es stolz seyn darf. Das reiche England wird zurückstehen, so lang es nicht diesen Aufwand zu machen sich entschließt oder nicht einmal das Monopol seiner Universitäten so weit zu brechen vermag, als erforderlich ist, damit Professoren im deutschen Sinn kräftig wirken können; und der Reichthum der Privatleute wird diese Lücke nicht ausfüllen, denn wenn es in England auch Viele gibt, welche ein sie unabhängig stellendes Vermögen besitzen, so werden doch gerade die Reichen nur selten von einem so großen wissenschaftlichen Eifer beseelt seyn, zumal wenn auch die Gelegenheit fehlt, als Lehrer sich Beifall zu erwerben oder zu wirken. Wo es ernste und mühsame Studien gilt, haben sich die reich Gebornen selten hervorgethan. Und in einem Lande, wo auf so vielen andern Bahnen dem tüchtigen Kopf Ehre, Auszeichnung und Lohn winken, muß das Streben nach literarischer Auszeichnung, welche durch Daransetzung der besten Kräfte und Jahre zu erringen wäre, noch mehr zurückgedrängt werden, wenn die Aufmunterung durch Belehrung oder ehrende Stellung unzuverlässig ist oder fehlt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8 u. 9.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

20 Januar 1839.

Heinrich von Monmouth,
oder das Leben und der Charakter Heinrichs V als Prinz von Wales und König von England.

(Schluß.)

Weder der Geburtsort, noch der Geburtstag von Heinrich laſſen ſich mit Beſtimmtheit ermitteln. Sein Zuname jedoch ſcheint die Tradition zu bekräftigen, daß Monmouth auf jene Ehre Anſpruch zu machen hat. Als Kind legte er ſich auf die Minſtrelkunſt, welche einen Theil der ritterlichen Bildung ausmachte und die er bis zum Schluß ſeines Lebens betrieb. In einer unſrer alten Urkunden iſt ein Eintrag vom Jahr 1397 — wo er etwa zehn Jahre zählte — „acht Pence bezahlt durch Adam Garſton für Harfenſaiten, gekauft für die Harfe des jungen Herrn Heinrich.“ Kriegeriſche Uebungen waren noch nothwendiger. Vom ſelben Jahre haben wir einen Anſatz: „zwölf Pence für eine neue Scheide zu einem Schwert für den jungen Herrn Heinrich;“ und „einen Schilling und ſechs Pence für dreiviertel Ellen ſchwarzen Seidengewebes, in London, Margaret Straße, gekauft, für ein Schwert des jungen Herrn Heinrich.“ Ernſtere Studien wurden indeß nicht vernachläſſigt. Um dieſelbe Zeit findet ſich ein Poſten von „vier Schilling für ſieben Bücher Grammatik in Einem Bande, in London gekauft für den jungen Herrn Heinrich.“ Aber die Verhältniſſe ſeines frühern Lebens erlaubten ihm nicht die Friedenskünſte zu cultiviren. In ſeinem eilften Jahr wurde ſein Vater, der vom Grafen von Derby zum Herzog von Hereford ernannt worden war, durch die tyranniſche Laune Richards II verbannt. Ein mächtiger Vaſall wurde ſo der Feind des Fürſten; und dieſer Akt von Tyrannei eröffnete für den Herzog und für den „jungen Herrn Heinrich,“ den Weg zum engliſchen Thron. Doch dieß iſt einer der bekannteſten Umſtände unſrer Geſchichte und bedarf keiner weitern Bemerkung. Weniger bekannt aber iſt, daß Richard, welcher Heinrichs Vormund wurde, die Pflichten dieſes Amts mit edler Großmuth erfüllte. Keine der für einen jungen Edelmann erforderlichen Fertigkeiten und Kenntniſſe wurde verſäumt; und es war in dem Benehmen des Monarchen ein Geiſt von Freundlichkeit und Güte, der das edle Herz des Mündels muß gewonnen haben. Der letztere begleitete Richard auf ſeinem unglücklichen Zug nach Irland und empfing von den Händen des Königs die Ehre des Ritterſchlags. Wie mußte er bewegt und erſchüttert werden bei der Nachricht, daß ſein Vater, als Herzog von Lancaſter von der Verbannung zurückgekehrt ſey und mit der Abſetzung Richards umgehe! Der Monarch war nicht weniger erſchüttert: „Heinrich, mein Kind, ſieh was dein Vater gegen mich beginnt! Eben jetzt iſt er in mein Land als Feind eingefallen und hat wie in regelmäßigem Krieg meine getreuen Unterthanen gefangen genommen und ohne Mitleid und Erbarmen umbringen laſſen. Wahrlich, Kind, um dich thut es mir leid, weil du vielleicht um dieſes unſeligen Schrittes deines Vaters willen mußt deines Erbes verluſtig gehen!“ — Obgleich noch ein Kind, antwortete doch Heinrich ohne langes Beſinnen: „In Wahrheit, mein gnädiger König und Herr, ich bin betrübt über dieſe Zeitungen; aber ich denke, Ihr ſeyd doch gewiß überzeugt von meiner Unſchuld bei dieſen Ereigniſſen.“ Richard verſicherte ihn, daß er dieß ſey. Wirklich waltete zwiſchen Beiden offenbar eine perſönliche Zuneigung; und wäre Heinrich von Monmouth an ſeines Vaters Stelle geweſen, Richard hätte wohl den Scepter bis ans Ende ſeines Lebens behalten dürfen.

Tyler will nicht glauben, daß Richards Ende ein tragiſches geweſen. (Man vergleiche Shakſpeare's König Richard II. Act V, Scene 4 und 5.) Er unterwirft jedoch dieſen traurigen Umſtand keiner ſo genauen Prüfung als er gefollt hätte; er geht in der That zu kurz und beinahe ohne Prüfung darüber hin, wenn er ſagt: „Ob Richard durch eine ſchändliche That von der Hand eines Feindes ſtarb, oder durch die unheilvollen Einflüſſe eines verſtörten Gemüths und gebrochenen Herzens, oder durch freiwillige Enthaltung von aller Nahrung — das iſt eine Frage, deren glückliche Löſung wohl jetzt keiner Forſchung mehr gelingen dürfte. Die ganze Sage iſt von vielen tüchtigen und ohne Zweifel unbefangenen Perſonen unterſucht worden, aber ihre

Entſcheidungen ſtimmen keineswegs zuſammen. Die allgemeine, obwohl, wie es jetzt ſcheint, irrige Anſicht ſcheint die, daß nachdem Richard von dem Tower nach Leeds-Caſtle, von da an andere ſichere Verwahrungsorte und endlich nach Pontefract gebracht worden, die Anhänger Heinrichs IV ſeinen Tod beſchleunigten. Der Erzbiſchof von York beſchuldigte geradezu den König des häßlichen Verbrechens dieſes Mordes, welche Beſchuldigung jedoch der König ebenſo beſtimmt als entrüſtet zurückwies."

Aber dieß abläugnen beweist natürlich nichts. Daß Richard plötzlich ſtarb, iſt gewiß, und eben ſo gewiß, daß ſein Leichnam dem Volk zur Schau ausgeſtellt wurde. Das Verdächtige an der Sache iſt, daß dieſe Kataſtrophe unmittelbar nach einer großen Verſchwörung eintrat, die von den Grafen von Kent, Saliſbury und Huntingdon geſtiftet worden war, in der Abſicht, Richard wieder auf den Thron zu ſetzen. Das iſt aber noch nicht Alles; obgleich dieſer Fürſt zu leben aufgehört hatte, war doch dieſer Umſtand weder dem Volke noch den Räthen Heinrichs IV bekannt. „Wenn Richard, der geweſene König, noch am Leben iſt," entſchied ein unmittelbar nach der Verſchwörung zuſammenberufener Rath, „wie Einige dieß wirklich behaupten, ſo möge man verordnen, daß er wohl und ſicher verwahrt und bewacht werde, zur Sicherſtellung des Königs und ſeines Reichs." Und ferner wurde gebeten, wenn er todt ſey, möchte man ihn dem Volke zeigen. In Gemäßheit dieſer wurde die Leiche des unglücklichen Monarchen etwa 20,000 Zuſchauern gezeigt, und ein prächtiger Leichengottesdienſt in der St. Paulskirche abgehalten. Geben nicht dieſe beiden Umſtände — der Tod Richards in einem ſo entſcheidenden Augenblicke, und die allgemeine Ungewißheit in Betreff dieſes Todes — ſtarken Grund zur Vermuthung, daß er nicht natürlich erfolgte? Dieß iſt der innere Beweis. Der äußere iſt nicht minder bündig. Alle unſre alten Chroniſten, die gedruckten und die im Manuſcript vorhandenen, geben einſtimmig den Tod Richards als einen gewaltſamen an; und die einzelnen Umſtände dieſer in den Mauern von Pomfret-Caſtle verübten That ſind zu ausführlich und genau angegeben, als daß ſie das Werk der Erfindung ſeyn könnten.

Das befliſſene Streben unſers Verfaſſers, das Andenken des Prinzen Heinrich von der Beſchuldigung der Ausſchweifung, der Vernachläſſigung aller ſeiner Pflichten, der offengetriebenen und fortgeſetzten Liederlichkeit zu reinigen, zieht ſich durch den ganzen erſten Band durch. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er darin häufig glücklich iſt. Es kann kein Zweifel darüber ſeyn, daß die „zauberiſche Feder Shakſpeare's" dem frühern Leben Heinrichs einiges Unrecht gethan. So weit entfernt war er, ſeine wichtigſten Pflichten zu vernachläſſigen, daß er vielmehr Jahre lang den Krieg gegen die wälſchen Inſurgenten unter Glendower in ſolcher Weiſe führte, daß er ſich das unbedingte Lob, nicht nur des Königs und ſeines Raths, ſondern auch Heißſporns erwarb, der zu ſeinem Nebenbuhler gemacht wurde. Ebenſo ward, in einer ſpätern Periode, ſein Benehmen im geheimen Rathe belobt. Er ſcheint wirklich nicht nur ein thätiger und tapferer Krieger, ſondern auch ein kluger und menſchlicher Rathgeber der Krone geweſen zu ſeyn. Von der gänzlichen Unachtſamkeit auf Facta und Data, welche der Dichter vom Avon in ſeinem unvergleichlichen Drama ſich geſtattete, gibt Folgendes einen einleuchtenden Beweis:

Weſtmoreland.

Fürwahr es iſt ein Sieg, deß wohl ein Prinz
Sich rühmen könnte.

K. Heinrich.

Ja, da betrübſt du mich und machſt mich ſünd'gen
Durch Neid, daß Lord Northumberland der Vater
Solch eines wohlgerathnen Sohnes iſt:
Ein Sohn, der Ehre ſtets im Munde führt,
Der Stämme graderſter im ganzen Wald,
Des holden Glückes Liebling und ſein Stolz;
Indeß ich, durch Beſchauung ſeines Ruhms,
Wüſtheit und Schande meinem jungen Heinrich
Seh' auf die Stirn gedrückt. O ließe ſich's
Erweiſen, daß ein Elfe, nächtlich ſpukend,
In Windeln unſre Kinder ausgetauſcht,
Meins Percy, ſeins Plantagenet genannt,
Dann hätt' ich ſeinen Heinrich und er meinen!
Doch weg aus meinem Sinn!

Daß ſie nicht zu gleicher Zeit in der Wiege konnten gelegen haben, iſt, wie Tyler bemerkt, klar genug, wenn man bedenkt, daß Heißſporn mehr als zwanzig Jahre alt war, als Heinrich geboren wurde; er war in der That ſo alt als Bolingbroke, des Prinzen Vater. Ferner: ſo viel fehlte, daß der Prinz vor der Schlacht von Shrewsbury den ſtrengen Tadel verdient hätte, welchen Shakſpeare dem König in den Mund gelegt hat, daß er vielmehr Monate, Jahre ſogar vor dieſem Ereigniß nicht in London, unter den liederlichen Friedensbrechern, ſondern in Wales war, mit Glück dem wilden Glendower gegenüberſtehend. Als Heinrich, der Vater, unterwegs war nach dem Norden, wußte er gar nicht, daß der Graf Northumberland und Heißſporn Rebellen waren; im Gegegentheil, er hielt ſie für ſeine getreuen Blutsverwandten und dienſtwillige Vaſallen; und der Hauptzweck ſeines Zuges war, ihnen beizuſtehen in der Abwehr der Einfälle der Schotten. Bei ſeiner Ankunft in Higham Ferrars ſchrieb er an den Rath in London, er habe durch Briefe von dem Prinzen und durch zuverläſſige Boten „höchſt befriedigende Nachrichten erhalten von ſeinem theuern und geliebten Sohn, dem Prinzen, die ihm große Freude machen." Erſt als der König nach Burton-on-Trent kam, ſechs Tage nach dem Datum jenes Briefs, erfuhr er, daß die Percys ſeine Feinde ſeyen. Wahrſcheinlich erhielt er die Kunde davon durch ſeinen Sohn, der von den wälſchen Gränzen herbeieilte, ſich mit ihm zu vereinigen. Das Benehmen des Prinzen an dem wichtigen 21 Julius beruht auf andern als poetiſchen Zeugniſſen. Obgleich von einem Pfeil im Geſicht verwundet, wollte er doch das Schlachtfeld nicht verlaſſen. Er beſtand im Gegentheil darauf, im Vordertreffen zu fechten, indem er bemerkte, es gezieme ihm nicht, ſeinen Freunden zuzurufen: „Freunde, voran!" ſondern: „Freunde, mir nach!" Percy fiel jedoch nicht von ſeiner, ſondern von unbekannter Hand. Einen größern Ruhm aber als den eines Siegers erwarb er ſich: er war es, der bei ſeinem

Vater für das Leben der Gefangenen bat, und Gerechtigkeit in Gnade wandelte.

Daß das öffentliche Leben des Prinzen Heinrich Lob verdient — nicht nur in seinen spätern, sondern auch in seinen frühern Jahren — erhellt aus unbestreitbaren Erweisen. Nicht eben so überzeugt sind wir, daß er nicht im Privatleben sich wenigstens einiger Unregelmäßigkeiten schuldig gemacht. Daß hier nur für Vermuthungen Raum ist, bleibt unbestreitbar. Die Beschuldigung eines ausschweifenden Lebens beruht bloß auf der Tradition; keine gleichzeitige Urkunde zeugt dafür. Aber die Tradition mag in diesem Fall einige Beachtung verdienen, wenn man bedenkt, daß sie sehr nahe an die Regierung Heinrich des V hinanreicht, und wenn man erwägt, daß zu einer gewissen Zeit eine ernste, obwohl wie es scheint kurz dauernde Mißhelligkeit zwischen ihm und seinem Vater eintrat. Dieser Abschnitt seines Lebens liegt in geheimnißvollem Dunkel. Es ist möglich, daß das Mißverständniß seinen Grund hatte in einer Verschiedenheit der Ansicht über Staatsangelegenheiten; aber wenn wir das durchaus sich gleiche, pflichtmäßige und ehrerbietige Benehmen Heinrichs gegen seinen Vater erwägen, so sind wir eher geneigt zu der Vermuthung, daß es seinen Grund in einer Unregelmäßigkeit des Privatlebens hatte. Diese Vermuthung scheint uns durch die Worte mehr als Eines Chronisten bestärkt zu werden. So sagt uns Walsingham, er sey bei seiner Thronbesteigung plötzlich ein neuer Mensch geworden. (Repente mutatus est in virum alterum) und er habe sich vorzüglich dreier Tugenden befliſſen — der Redlichkeit, der Sittsamkeit und der Ernsthaftigkeit. Aber trotz unserer Ansicht, daß er vor seiner Thronbesteigung sich einiger Unregelmäßigkeiten mag schuldig gemacht haben — da wir nach der Angabe Hardings und der Tradition annehmen wollen, er habe eine Zeitlang seinen Sitz im geheimen Rathe verloren — geben wir doch gerne zu, daß sie sehr übertrieben worden sind, und würden demjenigen gar nicht zürnen, der dieselbe gänzlich in Abrede stellte. So viel gestehen wir Tyler zu, dessen Ehrenrettung seines Helden, wenn nicht immer glücklich, doch immer ritterlich ist, und daher Anspruch auf unsere Achtung hat.

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Die theologischen Beschäftigungen dieses Jahrhunderts waren die Ursache, daß die hellenisch-griechische*) Philologie zu der Zeit bewundernswürdig rasch aufblühte, und in die Bildung nicht allein der Geistlichkeit, sondern auch des Adels überging. Die Kenntniß der griechischen Sprache wurde zu einem Bedürfniß, das die religiösen Probleme des Jahrhunderts hervorriefen. Wir wollen wenigstens der Ereignisse erwähnen, die bei uns zur Verbreitung der griechischen Sprache beitrugen, und die unantastbar der Geschichte unsrer Literatur angehören. Zur Zeit des Zaren Michael Feodorowitsch und des Patriarchen Philaret gründete der Grieche Arseni, ein Mönch, am Hofe des Patriarchen eine griechisch-lateinische philologische Schule. Olearius, der die Schule und deren Lehrer sah, bezeugt, daß der Zar und der Patriarch zu der Zeit gesonnen waren, an vielen Orten von Rußland griechisch-lateinische Schulen anzulegen. Unter dem Zaren Aleris Michallowitsch wurde ein anderer Mönch Arseni Suchanof nach dem Morgenlande zu dem Patriarchen von Alexandrien, wegen der Lösung mancher auf die Kirche bezüglichen Probleme geschickt. Dieser Arseni kaufte im Orient 500 griechische und slawonische Handschriften, die den besten Theil der Patriarchal-Bibliothek in Moskau ausmachen. Sie wurden zweimal durchgesehen, zuerst von dem gelehrten Griechen Skiada, dann von dem deutschen Professor Matthäi; seitdem liegen sie aber müßig, unbenutzt, und unzugänglich für uns beim kindischen Zustande unserer griechischen Philologie.

So war es nicht in der alten Zeit Rußlands, im 17ten Jahrhundert unter dem Zaren Alexei Michailowitsch. Damals erbaute ein angesehener Bojar Feodor Michailowitsch Ritiſchew, berühmt durch seine Wohlthätigkeit und Liebe zur Bildung, in der Nähe von Moskau die Preobraſenſche Einſiedelei für gelehrte Mönche aus Kiew, und bildete aus ihnen eine gelehrte Bruderschaft, deren Bestimmung es war, verschiedene für die Kirche nützliche Bücher zu übersetzen. Das Haupt dieser Bruderschaft war Epiphanias Slawinitzki, ein Mönch, den Ritiſchew aus Kiew berufen hatte, „um den Kindern der slawo-russischen Nation Unterricht im Griechischen zu ertheilen," ein — wie seine Zeitgenossen ihn schildern — „weiser und sehr gelehrter Mann, ein vorzüglicher Didaskalos der Philosophie und der Theologie, und sehr bewandert in dem hellenо-griechischen und slawonischen Dialekt." Damals wurden viele Werke der Kirchenväter, des Johannes Chrysostomus, Basils des Großen, Gregors von Nazianz, Johannes von Damaskus und Athanasius von Alexandrien übersetzt. Im Auftrag desselben F. M. Ritiſchew verfaßte Epiphanias Slawinitzki ein vollständiges griechisch-slawonisch-lateinisches Wörterbuch. Nach dem Tode des berühmten Bojaren (1675) pflegte der weise Zar Aleris Michailowitsch die große Idee desselben, und trug Epiphanias Slawinitzki und der gelehrten Bruderschaft auf, alle heiligen Bücher aus dem Griechischen aufs neue zu übersetzen. Die Aufsicht über dieses Unternehmen übertrug er Paul dem Metropoliten von Sarundodonſk, den seine Zeitgenossen mit Ptolomäus Philadelphos vergleichen, der, wie die Sage lautet, den siebenzig Dolmetschern, welche die Uebersetzung der heil. Schrift aus dem Hebräischen ins Griechische zu Stande brachten, besondere Häuser erbaute. Auf dieselbe Weise ließ auch der Metropolit Paul außerhalb Moskau's zu Krutizi, einem stillen und ruhigen Ort, wie er sich für das heilige Unternehmen schickte, ein besonderes Gebäude aufführen, schmückte es mit einem Garten und kühlen Springbrunnen, und hier ließ sich die gelehrte Bruderschaft nieder, um ihr großes Werk zu vollenden.

Die griechische Partei stand in einem feindlichen Verhältniß zu einem andern bemerkenswerthen Mann dieser Zeit, dem

*) Das soll wohl heißen: hellenistische, oder ist der Ausdruck im Gegensatz zu Slawonisch-Griechisch gebraucht. Anm. d. Red.

Mönch Simeon Polozki, welcher der Repräsentant des lateinischen Einflusses war, und in vielen Schriften seinen zum Papismus sich hinneigenden Sinn offenbarte. Dieser Gelehrte und Literator, der aber, wie die Helleniſten der Zeit ihn beſchuldigten, der griechiſchen Sprache unkundig war, zog ſelbſt den Zaren durch ſeinen ſcharfen Verſtand und ſeine neuen, mehr europäiſchen Formen an. Er improviſirte ſelbſt ohne die Erlaubniß des Patriarchen Predigten an das Volk, ſchrieb eine metriſche Ueberſetzung der Pſalmen, dichtete heilige Dramen und Verſe für den Hof. Alle dieſe Neuerungen gefielen unſerer Geiſtlichkeit nicht, noch der griechiſchen Partei, die in dieſen Formen den Einfluß des Katholicismus ſah; es konnte aber damals noch zu keinen Reibungen kommen, weil Simeon Polozki unter dem unmittelbaren Schutz des Zaren Alexis Michailowitſch und darauf unter dem des Zaren Feodor Alexejewitſch ſeines Zöglings, ſtand. Der Streit entbrannte ſpäter, wie wir bald ſehen werden.

Der Zar Feodor Alexejewitſch wollte in Uebereinſtimmung mit dem Patriarchen Joakim die griechiſch-lateiniſch-ſlawoniſche Schule vergrößern und übertrug dieſes Geſchäft dem ruſſiſchen Mönch Timotheus, der lange in Griechenland gereiſt und der griechiſchen Sprache kundig war. Als Gehülfen wurden ihm zwei geborne Griechen Emanuel und Joakim beigegeben. Dieß war der Anfang der Akademie. Der Zar und der Patriarch beſuchten ſelbſt die Schule, freuten ſich über die Fortſchritte der Schüler und beſchenkten die Fleißigen mit Kleidern, Ducaten und Privilegien.

Der Zar, der den Unterrichtsplan in der Akademie erweitern wollte, wandte ſich an die ökumeniſchen Patriarchen, mit der Bitte, ſie möchten ihm nach Moskau Männer ſchicken, die der griechiſchen und lateiniſchen Sprache kundig wären. Im J. 1684 erſchienen bei uns zwei gelehrte Griechen, leibliche Brüder, Joanniki und Sophroni Lichuda, die an der Univerſität zu Padua ſtudirt hatten. Sie kamen erſt nach dem Tode des Zaren Feodor Alexejewitſch nach Moskau und übernahmen den Unterricht in der Akademie, die an einem neuen Orte, in dem ſparſiſchen Kloſter hinter den Heiligenbilderbuden, eingerichtet wurde. Den Gebrüdern Lichuda wurden von Ruſſen fünf der beſten Schüler, die ſchon früher dazu vorbereitet waren, zu Gehülfen gegeben, und zwar: Alexis Kirilof, Nikolai Semenof, Feodor Polikarpof, Fedot Agejef, Joſeph Afanaſief und der Tſchudow'ſche Mönch Hiob. In dieſe Schule wurden über 40 Kinder, Söhne der Geiſtlichen und Bojaren, außerdem aus dem gemeinen Volk, aufgenommen. Außer in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache unterrichteten die Brüder Lichuda auch in der italieniſchen. Die Grammatik und Poetik wurde allein griechiſch, die Rhetorik, Dialektik, Logik und Phyſik aber griechiſch und lateiniſch vorgetragen. Im 17ten Jahrhundert ſprachen die Söhne der Bojaren wie die der gemeinen Ruſſen, die in der Akademie ſtudirt hatten, fertig Griechiſch und Latein und überſetzten viele Bücher aus beiden Sprachen. *)

*) S. Alte ruſſiſche Bibliothek, herausgegeben von Nowikof, 2te Aufl. Th. XVI, Seite 295. Auch: Hiſtoriſche Nachricht von der Moskowiſchen Akademie, geſchrieben im J. 1726 von Fedor Polikarpow.

Die weſtliche Kiew'ſche Partei beneidete die Fortſchritte der neuen Schule, es war ihr unangenehm, daß ihr die Mittel entzogen wurden, ihren Einfluß auf die ruſſiſche Bildung auszuüben, und papiſtiſche Anſichten zu verbreiten. Da trat der Schüler von Simeon Polozki, der Erbauer des ſparſiſchen Kloſters Sylveſter Medwedjef als Gegner der Gebrüder Lichuda auf. Es entſtand ein heftiger theologiſcher Streit zwiſchen beiden Parteien, und der Hauptgegenſtand des Streites war die Transſubſtantiation im Abendmahle. Dieſer Streit beſchäftigte nicht allein die ganze Geiſtlichkeit, ſondern auch Weltliche beiderlei Geſchlechts; das gemeine Volk auf dem Markte ſprach über dieſen Gegenſtand. Viele gingen zum Patriarchen ſelbſt, um hierüber eine entſcheidende Antwort zu erhalten. Eine Menge Schriften für und wider erſchienen und wurden unter das Volk verbreitet. Die von dem Patriarchen Joakim ſelbſt und von den Gebrüdern Lichuda verfaßte Geſchichte dieſes merkwürdigen Streites liegt, bis jetzt noch nicht herausgegeben, in der Moskowiſchen Patriarchal-Bibliothek. *) Die Gebrüder Lichuda trugen den Sieg über Sylveſter Medwedjef; nach dem Tode des Patriarchen Joakim aber wurden ſie bei dem Patriarchen Adrian verleumdet, aus Moskau verwieſen, und im Koſtrom'ſchen hypatiewſchen Kloſter gefangen gehalten. Nach der Entfernung der Gebrüder Lichuda ſetzten anfangs die Schüler derſelben Nikolai Semenof und Fedor Polikarpow, und darauf der Tſchudowſche Mönch Hiob den Lehrvortrag in der Akademie, in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache fort. Unterdeß wurden die Gebrüder Lichuda auf die Fürbitte des Metropoliten Hiob nach Nowgorod berufen, und errichteten dort griechiſche Schulen.

(Fortſetzung folgt.)

*) S. hiſtoriſches Lexikon der ruſſiſchen Schriftſteller geiſtlichen Standes aus der griechiſch-ruſſiſchen Kirche, Artikel Joanniki und Sophroni Lichuda.

Die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Schluß.)

In andern Beziehungen aber bietet England der Literatur Aufmunterungen und Vortheile, und räumt ihr eine Stellung ein, welche ihr in Deutſchland mangeln. Vor allem wirkt der Zuſammenhang von Politik und Literatur, der vermöge der engliſchen Inſtitutionen und der Bildung des öffentlichen Geiſtes dort beſteht, ſehr günſtig, wenigſtens auf die ſociale Stellung der Literatur, und wenn auch nicht gerade alle Früchte dieſer Verbindung vortrefflich ſind, ſo weckt doch ſchon die Concurrenz und die Rivalität neben dem minder Gehaltvollen auch vieles Gediegenere. Bei der Oeffentlichkeit des engliſchen Staatslebens iſt die politiſche Beredſamkeit, und die Beredſamkeit überhaupt eine für gewiſſe Laufbahnen unentbehrliche Eigenſchaft, und ſchon in den Schulen wird die Jugend darin geübt. Zur Kunſt des Redens iſt aber die Kunſt des Schreibens entweder eine Vorbereitung, oder fehlt doch demjenigen, der die erſtere beſitzt, die

letztere ſchwerlich. Das Studium der Beredſamkeit weckt nun aber nicht bloß die Geiſteskräfte zur energiſchſten und concentrirteſten Anſtrengung, ſchärft nicht nur die Denkkraft, bietet die Hülfsquellen der Einbildungskraft auf und beflügelt gleichſam den Verlauf des geiſtigen Lebens: es iſt auch eine kräftige und dringende Aufforderung, ſich Kenntniſſe der verſchiedenſten Art zu ſammeln, auf möglichſt vielen Gebieten des Wiſſens und Lebens ſich heimiſch zu machen, damit der Redner ſowohl hinſichtlich der Gegenſtände, über die er ſich auszuſprechen vermag, nicht beſchränkt, als auch damit ihm jederzeit ein weiter Kreis von Beiſpielen und Veranſchaulichungen gegenwärtig ſey. Natürlich kommt die Uebung in der Beredſamkeit nicht bloß den Rednern ſelbſt, ſondern auch den Zuhörern und dem leſenden Publicum zu gut; wer daran gewöhnt iſt, die Stimme von Rednern im Parlament, oder vor Gericht, oder bei Meetings zu hören, der lieſt auch einen redneriſch gehaltenen, pathetiſchen Artikel in Journalen, der vielleicht auch der Feder eines Redners entfloſſen iſt, wie eine Rede und nicht wie todte Worte. In Beziehung auf den Styl bei beiden Nationen in Behandlung von politiſchen Gegenſtänden z. B. oder von ſocialen, religiöſen, auch literariſchen Controverſen und Problemen iſt bei dem Engländer der oratoriſche, beim Deutſchen der wiſſenſchaftlich erörternde Ton vorherrſchend, und der Letztere fürchtet beinahe keinen Vorwurf mehr, als den der Declamation. Es iſt aber ſehr begreiflich, daß die oratoriſche Darſtellung des Engländers, der ſeinen Gegenſtand von der populärſten und einleuchtendſten Seite zu faſſen ſucht, wobei vielleicht die Gründlichkeit öfters leidet, ein größeres Publicum gewinnt, als die abſtruſe und trockene Deduction des Deutſchen; und ſo wird der engliſche Schriftſteller, der mit Politik oder mit den andern, den Gebildeten überhaupt anziehenden Intereſſen ſich beſchäftigt, abgeſehen ſelbſt davon, daß in England der Kreis ſolcher Gegenſtände und die Art der Beſprechung viel weiter und weniger gehemmt iſt, ein weit einflußreicherer Mann als der deutſche. Dieſe Autoren werden, wie Bulwer geſteht, von dem Publicum ſelbſt anerkannt und belohnt, und wenn auch dermalen die Sitte oder das Vorurtheil dem Gentleman verwehrt, ſich als Verfaſſer von Journalartikeln zu bekennen, oder gar ſie zu unterzeichnen, ſo kennt doch das Publicum die talentvollen Männer, und außer den Journalen eröffnet ſich ihnen vielfache Gelegenheit, zum Publicum, unter ihrem Namen, zu ſprechen. Von großer Wichtigkeit ſind die Reviews. Dieſe kritiſch-inſtructiven Zeitſchriften, welche in größern, überſichtlichen Aufſätzen die laufenden und ſchwebenden Intereſſen zunächſt Englands, aber dann auch die der Zeit überhaupt, behandeln, und Politik, Handel, Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Geſchichte, Literatur in ihren Kreis ziehen, und die, auch wenn die Aufſätze mit vieler Sachkenntniß, mit Umſicht und gründlichem Eingehen geſchrieben ſind, doch faſt immer auch jenen redneriſchen Anſtrich haben, welcher den Ton belebt und ſtärkere Farben aufträgt, üben, da ſie unter ihren Mitarbeitern viele der bedeutendſten Talente und Namen Englands zählen, und bei der Menge bemittelter und reicher Privatperſonen, welche an der Literatur Intereſſe haben oder vorgeben, ſich eines unglaublichen Abſatzes erfreuen — (es werden bis zu 10,000 Exemplaren Einer Review verkauft!) auf die öffentliche Meinung einen großen Einfluß, und die Mitarbeiterſchaft an einer ſolchen Zeitſchrift erſten Rangs iſt eben ſo ehrenvoll als einträglich. Daß dieſe Reviews politiſche Parteifarben aufſtecken, iſt zwar der Unbefangenheit der Prüfung und des Urtheils häufig hinderlich und führt zu allerlei Verunglimpfungen, Verketzerungen und böswilligen Inſinuationen — aber es ſteigert und ſchärft das Intereſſe durch Mitbetheiligung der Leidenſchaften, der Sympathien und Antipathien, und leiht auch der Theilnahme des Publicums an den Erzeugniſſen der ſchönen Literatur und an der Perſon der Autoren den Stachel und Reiz der politiſchen Ab- oder Zuneigung. Die durch ihre Beſtrebungen dem Anſchein nach über den Streit des Tages hinausgehobenen Dichter und Novelliſten müſſen in dem Drama der politiſchen Leidenſchaften mit figuriren, und in der That thun dieß auch Manche mit gutem Bedacht und wenden ſich entſchieden dieſer oder jener Partei zu. Nothwendig macht dieß ihre ſociale Stellung bedeutender, wenn ſchon es ſie auch Angriffen ausſetzt, welche ein ſehr bitterer Lohn für literariſche Leiſtungen ſind.

Welches iſt nun aber die reſpective ſociale Stellung der Dichter und Novelliſten in beiden Ländern? Welche Unterſchiede, welche Aehnlichkeiten ergeben ſich? Schwerer erſcheint es hier, eine Geſetzmäßigkeit, eine Regel nachzuweiſen, wenn man doch nothwendig den Satz anerkennen muß: Poëta nascitur, non fit, was ſich allgemeiner ſo ausſprechen läßt; daß das Talent oder Genie des Dichters von äußern Verhältniſſen unabhängig iſt und nur auf der natürlichen Begabung der Individuen beruht. Wir wiſſen indeſſen nicht, wie mancher Dichter oder Novelliſt hinter dem Pflug oder hinter der Heerde ging, außer einem Robert Burns und James Hogg, ohne daß der Keim des Talents zum Treiben und Knoſpen kam, wenn wir auch zugeben, daß die größten Talente die hemmenden Schranken ihres Berufs und Standes durchbrachen; und wir wiſſen nicht, ob nicht mancher Staats- oder Hofmann oder Fürſt auf dem Feld der Imagination ſich den Lorber gewonnen hätte, wäre es ihm nicht als unſchicklich und daher unmöglich erſchienen, ſich darum zu bewerben. Da vernünftige Eltern und Erzieher nie ihren Sohn oder Zögling zum Beruf des Lyrikers oder dramatiſchen Dichters, oder Romanſchreibers beſtimmen werden, wenn ſie auch über alle Mittel gebieten können, welche ihn am eheſten dazu zu bilden vermöchten, und auch kein junger Mann von Verſtand ſich entſchließen wird, dieſe Laufbahn zu betreten, ehe er durch wirklich abgelegte Probe Andern die Ueberzeugung gegeben, daß er ein Talent dafür beſitze, ſo kann ſich nur fragen: welche begünſtigenden Umſtände können das vorhandene und ſich fühlende Talent zur Anſtrengung ſeiner Kraft erwecken? in wie fern iſt die Geſinnung, der Geſchmack oder das Vorurtheil des Publicums dieſem Zweige der Literatur günſtig oder abhold? welche Vortheile, welche Stellung harren des Autors auf dieſer Bahn?

Aemter und Würden bietet der Staat den dieſe Bahn Betretenden, ſelbſt im beſten Fall, in England und in Deutſchland eigentlich keine. Weder das eine noch das andere Land hat

Prytaneen für noch ſo verdiente Dichter oder Novelliſten, auf welche ſchon der Gymnaſiſt oder der Schüler von Eton, wenn er ſeinen erſten Vers gereimt, oder eine ſchauerliche Anekdote zu einer Novelle aufgebläht hat, ſeine Blicke mit ſtolzer Hoffnung richten könnte; es gab oder gibt nur in Wien die Stelle eines Hoftheater-Dichters und in England die eines Poet Laureate, wo der Dichter als ſolcher eine Stelle mit Gehalt bekommt; im Uebrigen ſind ſie auf den Beifall der Welt angewieſen. Angeführt mag werden, daß hin und wieder in England ausgezeichneten literariſchen Perſonen um ihrer literariſchen Verdienſte willen, Penſionen verwilligt werden, wie Th. Moore und Lady Morgan ſolche beziehen, wovon wir in Deutſchland kaum einen Fall wiſſen; die Erhebung in den Adelsſtand wurde, wie in England Walter Scott und E. L. Bulwer, ſo in Deutſchland Goethe und Schiller zu Theil; aber bei den letztern hatte dieſer Act zum großen Theil ſeinen Grund in dem eigenthümlichen, engen Verhältniß, in welchem ſie zu einem kleinen Hof und einer fürſtlichen Familie von ſeltener Geiſtesbildung ſtanden, und kann nicht als im Namen und Sinn der öffentlichen Meinung geſchehen betrachtet werden. Goethe's behagliche und glänzende äußere Stellung verdankte er der perſönlichen Neigung und Freundſchaft des Fürſten, der ihn in ſeinen Kreis zog, und ein junger Mann, der Goethe's Genie in ſich ſpürte und wirklich beſäße, dürfte ſich deßhalb wahrlich noch keine Hoffnung auf eine äußerlich eben ſo günſtige und glückliche Carri re in Deutſchland machen. Zum Beleg hievon, daß dem ausgezeichneten poetiſchen Genius das äußere Glück in Deutſchland nicht verbürgt werden kann, darf man nur an Schiller erinnern, der, obgleich früh anerkannt von dem Publicum und in der ſpätern Zeit ſeines Lebens von fürſtlicher Gunſt unterſtützt, doch beinahe immer mit ökonomiſchen Bedrängniſſen zu kämpfen hatte. Jean Paul war der kleinen Penſionen, die ihm neben dem Legationsrathstitel zu Theil wurden, ſehr benöthigt, und Tieck ſchlug eine Theaterintendanzſtelle nicht aus. Nur von Einem neuern deutſchen Romanſchreiber wiſſen wir, dem ſeine Feder wirklich zu einer Goldquelle ſoll geworden ſeyn, und den eine höchſt ergiebige Einbildungskraft und ein ſehr ſaftiger, die Farben dick und ſchimmernd auftragender Pinſel in Stand ſetzen, die Leſerluſt des Publicums ſchon eine längere Reihe von Jahren her mit bedeutendem Gewinn auszubeuten. Indeß kommen auch die für Deutſchland bedeutendſten Honorare nicht in Betracht gegen diejenigen, welche den berühmteſten und beliebteſten engliſchen Dichtern oder Novelliſten gewährt werden und wurden. W. Scott erhielt für jede ſeiner Novellen ein kleines Vermögen (in Deutſchland gälte es für ein großes), E. L. Bulwer mag nicht ſehr gegen ihn zurückſtehen, und Lord Byron erhielt für einzelne ſeiner am höchſten honorirten Gedichte eine Guinee und mehr für die Zeile! Dieſer Unterſchied erklärt ſich hauptſächlich aus dem viel größern Reichthum Englands und aus den unter der höhern und höchſten Ständen mehr als in Deutſchland verbreiteten Liebe und Geſchmack für ſchöne Literatur. Wie viele deutſche Staatsmänner erſten Rangs werden in fremden Städten ſich in den Buchläden umſehen, wie z. B. ein Sir Robert Peel ohne Bedenken thut? Zum wirklichen Geſchmack tritt noch die Mode, der gute Ton, die Faſhion; wer auf Bildung und Vornehmheit Anſpruch macht, muß mit der Literatur bekannt ſeyn, davon zu ſprechen wiſſen — muß wenigſtens die Furore machenden Novitäten, die prächtigen Almanache u. dgl., auf ſeinen Tiſchen auflegen; die feine Geſellſchaft in der Hauptſtadt, in welche ſich, mit Ausnahme etwa von Edinburg, beinahe die ganze Belletriſtik zuſammendrängt, gibt den Ton an und fällt in Gemeinſchaft mit den Reviews ihr Urtheil, welches einem Buch einen glänzenden Erfolg und reißenden Abſatz zu ſichern vermag. Zudem ſind auch die Preiſe der Bücher in England viel höher als in Deutſchland, und die Unterhaltung einer faſhionablen Bibliothek mag eine ſtarke Summe in Anſpruch nehmen. Der engliſche Reichthum hat aber auch die Wirkung, daß nicht wenige Schriften, beſonders auch der ſchönen Literatur angehörige, auf Koſten der Verfaſſer gedruckt und manche nur unter Freunde vertheilt, nicht verkauft werden.

Dieſer Geſchmack an der ſchönen Literatur und die allgemeine Geltung, in welcher ſie ſteht, hat jedoch noch viel wichtigere Wirkungen, als nur die großen Honorare der beliebteſten Autoren: es wird dadurch der Beruf (wenn man ſo ſagen darf) der ſchöngeiſtigen Schriftſteller gehoben und geadelt. Eine Schande oder Unehre iſt es freilich auch in Deutſchland nicht, ein Dichter oder Novelliſt zu ſeyn, nein! eine gewiſſe Glorie umzieht auch bei uns das Haupt der Muſenjünger, welche mit einigem Erfolg das Gebiet der Poeſie und Fiction anbauen; aber neben dem Reſpect, den man vor ihnen hat, niſtet ſich doch ein gewiſſes Mißtrauen ein, eine gewiſſe Scheue des praktiſchen ſoliden Verſtandes, in allzunahe Berührung zu kommen mit jenen ſonderbar organiſirten Individuen, deren Werke man lieſt, deren Namen man ehrt, aber deren Perſon man gern etwas fern bleibt, wenn man es auch nicht verſchmäht, ſie einmal in einer Abendgeſellſchaft in Augenſchein zu nehmen. Dieß mag man ſonderbar finden, aber es iſt nicht ſchwer zu erklären. Vielleicht in keinem Lande ſind bisher die Unterſchiede und Abſtufungen des Standes, Ranges und Berufs ſo ängſtlich beobachtet worden, wie in Deutſchland. Adel und Bürgerſtand ſind ſchon durch die Geburt getrennt; der Beamtenſtand bildet an den meiſten Orten wieder eine beſondere Ariſtokratie, und unſer Erziehungs- und Bildungsſyſtem iſt von der Art, daß der Knabe, vom zwölften Jahre an etwa, ſich ſchon gleichſam als der Kaſte angehörig betrachtet, deren Mitglied er durch ſeine Studien und Vorbereitungen werden ſoll. Solidität und Mangel an Vermögen und der Rath der Eltern und Erzieher vereinigen ſich, den Jüngling zu beſtimmen, ſo raſch und entſchieden als möglich auf das Ziel ſeines Berufs loszugehen. Wer keinen ſo zu ſagen garantirten Beruf oder genügendes Vermögen hat, wird von den ſolid etablirten Geſellſchaftsclaſſen mit einigem Mißtrauen und Zweifel angeſehen; nun aber iſt es gerade bei vielen, vielleicht den meiſten angehenden ſchöngeiſtigen Autoren der Fall, daß ſie die ihnen vorgezeichnete Linie eines beſtimmten Berufs überſpringen, aus der Ordnung und Regelmäßigkeit heraustreten, und einmal in Oppoſition mit dieſen reſpectabeln Mächten des deutſchen Lebens, ſich auch wohl gegen Sitte, Anſtand und Sittlichkeit auflehnen, entweder weil wirklich eine

gewaltige Gährung in ihnen kocht, oder aus hochmüthiger Genußsucht. Daher rührt es, daß so viele deutsche Schriftsteller des fraglichen Faches, und zwar selbst die ausgezeichnetsten, einen Anstrich von Abenteuerlichkeit in ihrem Wesen oder in ihrem Lebenslauf theils von Anfang an hatten, theils auch fortwährend behielten, was sie der feineren Gesellschaft einigermaßen entfremden mußte, zumal da die feine Welt nicht eben immer die für das Geistigschöne und Große wahrhaft empfängliche ist, und erst in neueren Zeiten eine höhere geistige Geselligkeit, ein lebendigerer Ideenaustausch der beiden Geschlechter, in Deutschland Platz zu greifen anfängt. Diesen Anstrich von Excentricität und Abenteuerlichkeit hatten, im Beginn ihrer Laufbahn, selbst unsere größten Geister — ein Lessing und ein Schiller, und auch Goethe war vielleicht in seinen kecken Jugendjahren nicht allzuweit davon entfernt, jedoch wurzelte er immer im Boden der bürgerlichen Behaglichkeit tiefer als jene hohen Geister, die sich ihren Boden erst erkämpfen mußten; minder energische Geister, wie Maler Müller, Lenz, und in neuester Zeit Grabbe, gingen in solcher Abenteuerlichkeit unter. Nun kann zwar nicht behauptet werden, in England haben die schöngeistigen Autoren diesen Anstrich von Abenteuerlichkeit nicht gehabt; das Leben des berühmten Oliver Goldsmith, Verfassers des Vicar of Wakefield, war ein fortdauerndes Abenteuer bis in seine spätern Jahre, und S. T. Coleridge, der berühmte Lakist und Uebersetzer von Schillers Wallenstein, mußte, nachdem er von der Universität davongelaufen, von seinen Freunden befreit werden vom Dienst in einem Dragonerregiment, bei dem er sich hatte anwerben lassen; aber solche Fälle sind dort weit weniger häufig und so zu sagen normal, als in Deutschland. In hohem Grad abenteuerlich kann man zwar das Leben Lord Byrons und seines Freundes Shelley nennen, aber in Beziehung auf diese beiden Dichter bekommt das Wort einen etwas andern Sinn; sie charakterisirt nicht jene Art von Abenteuerlichkeit, welche einen festen Boden, eine Heimath sucht und sich aus der Noth des gemeinen Lebens emporzuringen strebt, sondern bei ihnen ist es die Abenteuerlichkeit der übermüthigen Laune oder der überschwänglichen Schwärmerei; sie waren von Anfang an und blieben: Gentlemen. Im Allgemeinen kann man sagen, daß es in England poetischen Talenten in vielen Fällen leichter wird, dem Drang, der sie zur Production hinzieht, sey es nun daß sie daraus das Hauptgeschäft ihres Lebens machen, oder nur eine Zeitlang den Musen opfern wollen, nachzugeben, ohne mit ihren sonstigen Verhältnissen und Pflichten in Collisionen zu gerathen. Der junge Engländer, wenn er einer vermöglichen, „respectabeln" Familie angehört, ist gewöhnlich im Stande, seiner allgemeinen Bildung, abgesehen von der Vorbereitung auf ein bestimmtes Fach, mehr Zeit zu widmen, als in Deutschland üblich ist; er braucht sich nicht so bald über die Wahl seines Berufs zu entscheiden, er kann leichter vom einen zum andern übertreten; große Reisen junger Männer sind etwas viel Gewöhnlicheres; sie treten auch wohl für einige Jahre, um sich in der Welt umzusehen und auszubilden, in die Armee, kurz sie erwerben sich praktisch und durch Anschauung noch viele Elemente der Bildung in einem Alter, wo die jungen Männer Deutschlands, in die Schranken ihres Berufs eingesperrt und isolirt, ihre Bildung meist so ziemlich abgeschlossen haben. Sie benützen nicht selten die Zeit der Muße, die ihnen vergönnt ist, bis es ihnen gelingt eine Carriere zu betreten, zu belletristischen Versuchen, zu Gedichten, Dramen, Novellen oder einer amusanten Reisebeschreibung; sie üben ihren Styl, ihre Geisteskräfte, machen sich dem Publicum bekannt und erwerben sich einen literarischen Namen, ehe sie sich um einen Ruf und Einfluß in der Politik oder eine bedeutende Stellung in der Gesellschaft bewerben. In England, wo in den höchsten und bedeutendsten Sphären nicht die profunde und pedantische Gelehrsamkeit und das riesenhafte Wissen, sondern die Geistesschärfe und Geistesgegenwart, das blitzende Genie und Talent, unterstützt allerdings von gesunder Einsicht und vielseitiger Bildung, am meisten gelten und geschätzt werden, werden solche Productionen für eine nicht unwürdige Vorübung zu den ernsteren Geschäften des Lebens und zu den Kämpfen des Ehrgeizes angesehen, und stoßen kein Vorurtheil gegen die Tüchtigkeit des Autors als Geschäftsmann und Politiker ein. Zwar Addison war seiner Zeit kein glänzender Minister geworden, trotz seinem Cato, aber G. Canning kann das Vorurtheil widerlegen, daß ein Poet nicht für die Geschäfte und Staatsangelegenheiten tauge, und vor kurzem hat eine englische Review (die London and Westminster Review, wenn wir nicht irren) die Jugendproductionen von mehreren der jetzigen Minister Englands, dramatische, satyrische Gedichte und Anderes, Musterung passiren lassen.*) Die Geschäftsmänner, die höhern Beamten sind nicht so an ihre Acten und Geschäftszimmer gefesselt wie in Deutschland; Mitglieder der Armee, der Marine, des Handelsstandes haben mehr Zeit und Lust, sich der literarischen Bildung theilhaftig zu machen, welche, repräsentirt durch alte classische Meisterwerke eines Shakspeare und Milton und die zwar jüngern, aber doch ebenso anerkannten Werke eines Sterne und Fielding, ein wesentliches Element des Nationallebens und Nationalbewußtseyns ausmacht. So zählt man auch wirklich unter den ausgezeichnetern neueren Dichtern und Novellisten viele Namen von höheren Staatsbeamten, Parlamentsmitgliedern, Rechtsgelehrten, Officieren und Seeofficieren, und wir wollen außer Sheridan, Lord Byron und Shelley, beispielsweise nur an W. S. Landor, Thomas Hope, J. Morier, Peacock, Talfourd, Campbell, Grattan, Marryat und Chamier erinnern, welchen sich leicht noch Viele beifügen, und denen sich schwerlich eine entsprechende Anzahl deutscher Autoren derselben Kategorie auf entsprechenden Stufen der socialen Scala stehend, gegenüberstellen ließe.

Noch haben wir ein charakteristisches Phänomen der schöngeistigen Literatur Englands nicht erwähnt: der Menge von Schriftstellerinnen und Dichterinnen, welche deren Schätze vermehren helfen. Auch dieser Umstand hängt mit der größern Achtung zusammen, deren sich dort die schöne Literatur erfreut, und zwar schon seit langer Zeit erfreut, während die classische Literatur Deutschlands kaum ein halbes Jahrhundert alt ist und die ästhetische Bildung in der Gesellschaft erst seit noch kürzerer

*) S. Allgemeine Zeitung 1838. Nr. 175 ff.

Zeit einigen Eingang gefunden hat. Was war der Zuſtand der Geſelligkeit und der ſchönen Literatur in Deutſchland, als ſchon Addiſon und Steele in England ihren tatler (Plauderer) für die Damen ſchrieben? In Deutſchland waren die Männer noch ungeſchlacht und pedantiſch, die Frauen zurückgezogen und ſchüchtern, als in England ſchon ein geiſtreiches Salonsleben ſich entfaltete, wo Damen die Zügel der pikanten Unterhaltung führten. Hat auch der Engländer für die gelehrten und ſchriftſtellernden Frauen einen ſehr ungalanten Namen (blue-stockings, Blauſtrümpfe), ſo hat er doch, ſchon länger an dieß literariſche ſociale Phänomen gewöhnt, kein ſo ſtarkes Vorurtheil mehr gegen Damenſchriftſtellerei, als wir Deutſche, welchen die erſte Offenbarung des weiblichen poetiſchen Genius, wenn wir nicht irren in der Karſchin wurde, deren Vorgang allgemach von mehreren Schweſtern in Apollo mit mehr oder minder Glück nachgeahmt wurde — einer Louiſe Brachmann, Sophie Mereau, Thereſe Huber und Andere, bis endlich in den jüngſten Tagen das glanzvolle Geſtirn Bettinens aufging — oder vielmehr ſichtbar wurde — eine lyriſche Dichterin erſter Größe, obgleich ihre Briefe nicht in gebundner Sprache geſchrieben ſind. Immer noch ſind wir, d. h. der größere Theil des Publicums, ſolche Barbaren, daß wir die Autorsfeder in der weiblichen Hand mit einer Art von Mißtrauen und Abneigung ſehen, wobei wir nicht weiter unterſuchen wollen, inwiefern ſich in dieſe Empfindungen vielleicht männlicher Hochmuth, Eitelkeit und Neid über dieſe ſchöne Concurrenz miſcht. Etwas mag zu jenen Gefühlen wohl auch der obenbeſprochene Umſtand beitragen, daß die ſchöngeiſtige Autorſchaft ſo erſt den Anſtrich der Abenteuerlichkeit an ſich hat, und daß unſerem Geſchmack eine auch nur entfernt abenteuernde Frau noch viel weniger behagt als ein abenteuernder Mann. Vielleicht daß wir uns bald von dieſen Geſinnungen bekehren und die des Inſelvolkes annehmen, bei welchem ein wahrer Blumengarten von Schriftſtellerinnen blüht, deren Werke von dem Publicum aufrichtig geſchätzt und die von den Kritikern im Durchſchnitte mit Achtung und Milde behandelt werden, wenn ſchon manchmal eine Mrs. Trollope eine derbe Schlappe erhält, wo ſie ſich allzu vorlaut und leidenſchaftlich in Sachen der Politik u. dergl. ausſpricht. Wir wollen eine Anzahl jetzt lebender oder kürzlich verſtorbener engliſcher Schriftſtellerinnen und Dichterinnen nennen: Lady Bleſſington, Lady Morgan, Lady Ch. Bury, Lady Montague, Mrs. Shelley, Mrs. Norton, Mrs. Gore, die Miſſes Martineau, L. E. Landon, Edgeworth, Felicia Hemans, E. B. Barrett, Joanna Baillie, Mrs. Mary Howitt, Lady Caroline Lamb u. ſ. w. — eine Schaar, die in der engliſchen Literatur nicht etwa nur geduldet, ſondern höchlich geehrt wird, und von welchen Manche in der Kühnheit der Conception oder in der Reinheit des Styls mit den männlichen Autoren wetteifern.

Die ſchöne Literatur iſt aber in England nicht nur faſhionabler als in Deutſchland, ſondern auch nationaler und populärer. Der größte brittiſche Dichter, Shakſpeare, verherrlicht in einem Theile ſeiner Dramen nationale Erinnerungen, die Größe und Thaten Englands in früheren Zeiten, W. Scott ruft in vielen ſeiner Romane das Bild vergangener Jahrhunderte der engliſchen und ſchottiſchen Geſchichte zurück; Sterne, Fielding und eine Menge der neuern Novelliſten und Humoriſten (der neueſte Charles Dickens), beſchäftigen ſich mit der Darſtellung engliſcher Sitten und Zuſtände, bald der höhern bald der niedern Geſellſchaftsclaſſen, welche übrigens in England viel mehr Berührungspunkte unter ſich halten, als in Deutſchland der Fall iſt, ſie knüpfen an bekannte Namen oder Localitäten und Traditionen an, oder miſcht ſich ihren Werken ein Partei-Intereſſe bei, das ſie pikanter macht; die engliſchen Dichter der neuern Zeit, die Dichter der Seeſchule, Th. Moore, Th. Campbell, Leigh Hunt z. B. waren zugleich eifrige, wenn auch zum Theil nicht ganz conſequente und glückliche Politiker. Dieſe Durchdringung der ſchönen Literatur und des Lebens der Nation fehlt in Deutſchland großentheils; wie ſelten iſt, verhältnißmäßig, der Stoff unſerer Romane, Novellen, Dramen und Gedichte national im höhern Sinne! und doch hat man an Dichtungen wie Goethe's Götz von Berlichingen geſehen, was auch der Stoff wirken könnte.

Wenn in England die höhern Geſellſchaftsclaſſen lebendigeren Antheil an der Literatur nehmen, ſo ſcheint ſich andrerſeits der Einfluß oder die Ader derſelben tiefer in die untern Volksclaſſen hinein zu erſtrecken; wir können hier die Urſachen davon nicht erörtern, aber das Phänomen iſt unbeſtreitbar, daß ſich dort bedeutendere, entſchiedenere Talente aus den niederſten Ständen hervorgearbeitet haben, wie R. Burns, J. Hogg, E. Elliott, A. Cunningham, als bei uns — was ebenfalls die Behauptung zu beſtätigen dient, daß die engliſche ſchöne Literatur nationalere Elemente in ſich ſchließt, dem Genius des geſammten Volks homogener iſt, als die deutſche.

In einem ſpätern Artikel werden wir die ſociale Stellung und Bedeutung der franzöſiſchen Literatur darzuſtellen ſuchen, und eine Parallele zwiſchen Frankreich und Deutſchland in dieſer Rückſicht ziehen.

Im September.

Nach William Wordsworth.

Noch iſt kein Blatt verwelkt; noch glühend wallen
Am Sonnenlicht die Fluren weit umher
Im Ernteſchmuck; doch währt's nicht lange mehr;
Denn ſchon eilt aus des Winters eiſgen Hallen
Die ſcharfe Luft, und kündet laut uns Allen
Den Wechſel an, verſcheucht der Blumen Heer
Und ruft den Vögeln: „rüſtet euch nunmehr,
Um nicht, von dieſem Feind beſiegt, zu fallen!“ —
Doch mir, der unter freundlichern Geſetzen
Sich anreiht an die Sänger der Natur,
Mir bringt das dürre Laub, die kahle Flur
Die Zeit heran, mich mehr noch zu ergötzen,
Trotz Schnee und Froſt, an meiner Lyra Tönen,
An Sorgen, die mein Leben mit verſchönen.

Adolph Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 Januar. 1839.

Gedichte von Moore.

Dear harp of my country.

Theure, heimiſche Harfe! im Dunkel ich fand dich,
Kalt hatte dich Schweigen gefeſſelt ſo lang,
Als ich ſtolz, Saitenſpiel meines Eilands, enthand dich
Und weihte der Freiheit, dem Licht und Geſang.
Den Gluthhauch der Lieb' und den Weſthauch der Freude,
Wohl haſt du ihn zart und lebendig gefühlt;
Doch ſo oft klangſt du wieder dem Seufzer im Leide,
Daß er ſtets von dir auch in der Freude ſich ſtiehlt.

Theure, heimiſche Harfe! Lebwohl deinen Tönen,
Dieß Lied ſey der letzte Kranz, den ich dir wand;
Deinen Schlaf ſoll die Sonne des Ruhmes verſchönen,
Bis dich rührt eine minder unwürdige Hand.
Denn des Liebenden Puls unſern Klängen erbebte,
Des Bürgers, des Kriegers, dein Ruhm iſt's allein;
Nur der Wind war ich, der an dir läſſig hinſchwebte,
All der wilde Reiz, welchen ich weckte, war dein!

Die Barke.

Ich ſah von dem Strand, als der Morgen ſich zeigte,
Eine Barke durchs Waſſer ſtolz hinwallen dort;
Ich kam, als die Sonn' ob dem Strande ſich neigte,
Die Barke war noch da, die Woge war fort.

Ach! dieß iſt das Loos der Verheißung des Lebens,
So flüchtig der Freudenleu, den wir gekannt;
Ob wir Morgens getanzt auf den Fluthen, vergebens!
Die Ebbe läßt Abends allein uns am Strand.

O ſprecht von dem Glanz, der den Tagesſchluß ſchmücke,
Von der heiteren Ruhe des Abends mir nicht;
Gebt zurück mir den wildfriſchen Morgen, zurücke
Deine Wolken und Thränen für abendlich Licht!
O wem wäre die Rückkehr der Stunden nicht theuer,
Wo zuerſt ihm die Leidenſchaft weckte den Sinn,
Seine Seele, wie Holz, das wird köſtlich im Feuer,
Jeden Reiz gab der Flamme der Liebe dahin!

An den fliegenden Fiſch.

Als ich' dich ſah mit ſchneeigen Schwingen
Aus blauer Fluth am Abend ſpringen,
Wie du die Schuppen, ſilberweiß,
So freudig gabſt dem Lichte Preis,
Als ob zum Flug dein Bau gemacht,
Zum Leben in des Himmels Pracht,
Da fühlt' ich es, von Stolz durchdrungen,
Wie gleich dein Fittig, raſch geſchwungen,
Dem reinen Geiſt, der nie mit Luſt
Ruht an der Welt unedler Bruſt,
Nein, mit dem Schwung, von Gott gegeben,
Auf will zu Licht und Himmel ſchweben.

Doch ſah der hellen Schwinge Kraft
Im Nu ich von dem Flug erſchlafft,
Da ſie den Luftpfad ohne Glück
Verſucht' und ſank ins Meer zurück:
Die ſtolze Täuſchung, ach! zerreißt;
Ein Veilchen-feigt, wie du, der Geiſt;
Doch ſchamroth denk' ich: bald mag wieder,
Gleich dir, er ſenken das Gefieder.

Tugend, ſuch' ich dein Heimathland,
Gib meinem Geiſteeflug Beſtand,
Laß mich nicht, gleich dem ſchwachen Dinge,
Meerfluth noch träufelnd von der Schwinge,
Nur funkeln in dem Sonnenblick
Und ſtürzen zum Abgrund zurück:
Nein, wenn dem Haufen ich entteilte,
Bei dem zu lang mein Sinn verweilte,

Laß mich aufſtrebend jenen Tag
Wegwerfen, was noch hemmen mag,
Sehnend nach deiner Luft, ſo rein,
Aufſliegen raſch und bleiben dein!

Julius Kraik.

Franzöſiſche Geſchichtſchreiber der Gegenwart.

Von Dr. Mager.

Wer über die näheren und entfernteren Urſachen nachdenken will, welche nach einer, aller Geſchichte unbedingt feindlichen Revolution im heutigen Frankreich einen ſo großen Drang nach hiſtoriſcher Forſchung und Belehrung hervorgebracht haben, der macht tröſtliche Entdeckungen über die Gegenwart und ſieht dieſelbe mit Beruhigung auf einem Wege, der wenigſtens ſpäter nicht zur Umkehr nöthigen wird. Es ſoll aber hier nicht dieſen Urſachen nachgeforſcht, ſondern nur die Thatſache feſtgeſtellt werden, daß das heutige Frankreich hiſtoriſch geſtimmt, das Publicum, welches bei der Geſchichte in die Schule geht, zu keiner Zeit und in keinem Lande ſo groß geweſen iſt. Wenn früher nur die Höchſtgebildeten das Bedürfniß hiſtoriſcher Belehrung fühlten, ſo leſen jetzt ſogar die Maſſen Geſchichtsbücher, beſonders in Frankreich, wo Barante und Aug. Thierry populär geworden und Millionen von den hiſtoriſchen Abriſſen verkauft worden ſind, welche vor zehn Jahren von Carrel, Am. Thierry, Tregnon, Raſſenet, F. Bodin, A. Scheffer u. A. geſchrieben wurden. Mit der allmählichen Bildung des politiſchen Sinnes hat der Sinn für Geſchichte erwachen müſſen; auch der einfachſte geſunde Menſchenverſtand macht leicht die Reflexion, daß der Zuſtand der Gegenwart von dem Zuſtand der Vergangenheit abhängig, für jeden Bau ein Fundament nöthig und überhaupt nur diejenige politiſche Maaßregel möglich und ausführbar iſt, welche in dem frühern Staats- und Volksleben ſchon ein Analogon, wenigſtens eine Andeutung hat. Dann aber hat man den Glauben an die ſubjectiven Einfälle der Staats- und Weltverbeſſerer des vorigen Jahrhunderts verloren; ſogar die Maſſen haben den Inſtinct, die Annahme, daß 1789 die Vernunft erfunden, möchte doch wohl Thorheit ſeyn, und es könne in keinem Falle ſchaden, wenn man wiſſe, wie ehedem die Welt geordnet und regiert worden, wo es auch wohl Menſchen und kluge Menſchen gegeben. Wenn die Verſtändigen und Praktiſchen in dieſen und ähnlichen Rückſichten eine Aufforderung zu hiſtoriſchen Studien finden, ſo treibt dagegen der neuerwachte Geiſt wahrhafter und menſchlicher, nicht conventioneller, Poeſie dichteriſche Gemüther der Geſchichte zu, in welcher man eine unverſiegliche Quelle der bedeutendſten und wahrſten Poeſie entdeckt hat; — tiefere Köpfe endlich ſuchen in der Geſchichte eine Philoſophie der Geſchichte. Wenn wir aber den heutigen franzöſiſchen Hiſtorikern, von denen die beſſern bekanntlich ein europäiſches Publicum haben, eine ganz beſondere Beredtſamkeit und Vortrefflichkeit, wenigſtens in ſofern, als ſie politiſche Geſchichte ſchreiben, zuerkennen müſſen, ſo kann man ſich hierüber wohl kaum wundern. Im vorigen Jahrhundert behaupteten die engliſchen Geſchichtſchreiber einen unbeſtrittenen Vorrang; ſie allein hatten die Vergünſtigung einem politiſchen Leben anzugehören. Dieſer Vorzug iſt nun, und zwar in bedeutend höherem Grade, auch an die Franzoſen übergegangen. Die Revolution hat einen ſolchen Reichthum von politiſchen Theorien und Formen entwickelt, man hat ſo viel experimentirt, daß daraus ein unendlich feiner Tact für alle Verhältniſſe des Staates hervorgegangen iſt; wenn Bildung dieß iſt, ſich mit Leichtigkeit auf einen fremden Standpunkt „verſetzen zu können, während der Ungebildete nur auf dem ſeinigen ſich zurechte finden kann, ſo hat die Geſchichte ſelbſt dafür geſorgt, daß politiſche Bildung in Frankreich, wo man in wenigen Jahren zehnmal die Conſtitution gewechſelt, ein ſehr allgemein verbreitetes Beſitzthum iſt. In der That findet der gebildete Franzoſe ſich auf den erſten Blick in politiſchen Complicationen zurecht, wo wir uns erſt bedenken und die Paragraphen eines ſtaatsrechtlichen Compendiums recapituliren müſſen.

Man kann die Hiſtoriker, von denen Einige *) in dieſen Blättern charakteriſirt werden ſollen, füglich in drei Claſſen ordnen, die wie Geſchichtſchreiber ihrer Zeit, als Geſchichtsſchreiber der Vergangenheit, und als ſolche Hiſtoriker bezeichnen können, die auf eine mehr oder weniger ausgebildete Philoſophie der Geſchichte fußen. Von bloßen Forſchern, die nicht ſchreiben, und gewandten Leuten, die recht angenehm darſtellen, aber nicht forſchen können, ſoll keine Rede ſeyn. Die Geſchichtsſchreiber ihrer Zeit zerfallen natürlich in zwei Gruppen, in ſolche nämlich, welche ihre Perſon zum Mittelpunkt ihrer Darſtellung machen — das Memoire — und in diejenigen, welche wie Bignon, Thibaudeau, Segur, Pouqueville u. A. ein Allgemeines zur Hauptſache ihres Gemäldes, ſich ſelbſt aber höchſtens zu einer Nebenfigur machen, von der die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers nicht in Anſpruch genommen werden ſoll. Die Hiſtoriker, welche uns die Vergangenheit ſchildern, theilen ſich mit Ausnahme der Wenigen, welchen wir das Prädicat philoſophiſcher Geſchichtſchreiber geben können, in zwei Schulen oder Methoden, die wir als die pragmatiſche und als die deſcriptive bezeichnen können. Hier iſt aber gleich zu ſagen, daß dieſe Eintheilung nicht ſcharf durchgeführt und nur durch die bekannte Regel: a potiori fit denominatio gerechtfertigt werden kann. Denn pragmatiſche und deſcriptive Hiſtoriographie ſind Abſtractionen wie Geiſt und Materie, und man findet zum Glück nicht leicht einen Hiſtoriker, der rein pragmatiſch oder rein deſcriptiv wäre. Dem Pragmatiker ſind die Reflexionen, welche er über das Geſchehene machen kann, die Hauptſache; er ſchildert die Facta nur wider Willen, weil er eben nichts anderes kann, darum farblos, epitomirend; ſie ſind für ihn die Schale, das, was er

*) Andere Journale haben bereits Artikel von mir über Guizot, Thiers, Mignet, Chateaubriand (der auch als Hiſtoriker berühmt) u. A. mitgetheilt; auf dieſe Männer werde ich hier nicht zurückkommen. Da mir in meiner Geſchichte der neueren franzöſiſchen Literatur die Fülle des Stoffes den vergönnten Raum beengt, ſo werde ich in dieſen Blättern hauptſächlich die ſo reiche und intereſſante Memoirenliteratur berückſichtigen, welche in meinem Buche gegen die Geſchichtſchreibung im eigentlichen Sinne etwas zurücktreten muß.

ſich dabei denken kann, der Kern; es iſt ſo zu ſagen nur um das quid fabula docet zu thun, um die Moral, um die politiſche, moraliſche oder pſychologiſche Lehre, die man aus jeder Geſchichte ziehen kann. Die abſtracte Spitze der Pragmatik iſt die hiſtoriſche Betrachtung, wie wir ſie z. B. in Montesquieu's ſchönem Buche über Roms Größe und Verfall haben, etwa auch in den Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution der Frau von Staël. Ob nun der pragmatiſche Geſchichtſchreiber Werth und Bedeutung habe, das kommt, gewiſſenhafte Erforſchung der Thatſachen vorausgeſetzt, auf ſeinen Geiſt an: wenn uns Jay, Sismondi, Eb. Lacretelle, F. de Conny u. A., denen übrigens großes Verdienſt nicht abgeſprochen werden ſoll, mit ihren moraliſchen und ſonſtigen wohlgemeinten Gedanken oft langweilen, ſo wird man dagegen mit Vergnügen und auch meiſt mit Nutzen die Reflexionen vernehmen, womit Guizot, Thiers, Mignet, Chateaubriand, Carrel, Capefigue u. A. ihre hiſtoriſchen Darſtellungen durchwirken. Der deſcriptive Hiſtoriker nun, die Erfahrung machend, daß jeder über hiſtoriſche Thatſachen ſeine *eigenen* Einfälle und Gedanken haben kann, die in der That nicht immer der Gedanke der Sache, die Sache, im Gedanken erfaßt, ſind, denkt mit Quinctilian, wenn dieſer von der Geſchichte ſagt: scribitur ad narrandum, non ad probandum, daß es hauptſächlich, oder vielmehr einzig und allein darauf ankomme, dem Leſer ein vollſtändiges *Bild* der Vergangenheit zu geben, ein wirkliches Gemälde, ſo lebendig und treu als möglich; denken möge ſich jeder dabei, was er wolle und könne, der Hiſtoriker habe dem Leſer nicht vorzugreifen und habe überhaupt nur unbefangener Erzähler, nicht Politiker, Moraliſt oder Pſycholog zu ſeyn. Wie verdienſtlich und angenehm unterhaltend nun aber auch die Geſchichten von Barante und Aug. Thierry ſind, wer ſieht nicht ein, daß hier eine arge Selbſttäuſchung begangen und dem Urtheil des Leſers eine weit größere Gewalt angethan wird, als dieß ſeitens des Pragmatikers möglich iſt. Denn bevor der deſcriptive Geſchichtſchreiber ſeine Darſtellung beginnt, hat er, da er ſich, wenn auch als Schriftſteller, doch nicht als Menſch aller Reflexion entſchlagen kann, jedenfalls eine ihm perſönlich eigene Anſicht von den darzuſtellenden Ereigniſſen; daß dieſe Anſicht ſich aber nicht in der Anordnung und ganzen Behandlung ſeines Stoffes geltend mache, iſt abſolut unmöglich. Verläugnet der deſcriptive Hiſtoriker ſich ganz, ſo gibt er uns die Anſicht ſeiner Quellenſchriftſteller mit den Auszügen aus dieſen, welche den Hauptinhalt ſeines Buches bilden. Man ſieht, wie nahe die Methode daran iſt, das Gegentheil des von ihr Angeſtrebten zu erreichen, nämlich die analyſtiſche Trockenheit. Aber es droht auf einer andern Seite eine nicht geringere Gefahr. In dem löblichen Eifer, die zu ſchildernde Zeit ganz kennen zu lehren, wird von den deſcriptiven Geſchichtſchreibern meiſt überſehen, daß bei weitem nicht Alles *weſentlich* iſt, was einmal geſchehen und geweſen. So verfällt denn dieſe Manier leicht in das dem Extreme des pragmatiſchen Epitomirens und Generaliſirens entgegengeſetzte Aeußere, wo auch der gleichgültigſte Nebenumſtand lang und breit erzählt und die Maſſe der Einzelheiten im unhiſtoriſchen Privatleben gleich Haupt- und Staatsactionen geſchildert wird, wodurch ſolche Geſchichten in das Gebiet des hiſtoriſchen Romans hinübergreifen, wohin ein guter Geſchmack die Schilderung des Particulären in einer gegebenen Epoche verwieſen hat. Da aber, wie ſchon geſagt, beide Methoden einſeitig und unvollſtändig ſind, ſo hat es in der Natur der Sache gelegen, daß eine mittlere Schicht zwiſchen beiden Schulen, obgleich weſentlich auf demſelben Niveau der Gedankenbildung ſtehend, ſich hat bilden müſſen, wie denn auch Thierry nicht ohne Reflexionen und Guizot nicht ohne lebendige Schilderungen iſt: man kann Villemain, Michaud, Frantin, Salvandy, Thiers und Capefigue hierher rechnen.

Wenn ich eine dritte Claſſe von philoſophiſchen Geſchichtſchreibern ſtatuire, in welcher ich fürs Erſte nur Michelet zu nennen weiß, ſo wünſche ich von denjenigen, welche dieſen Ausdruck mit dem von Hegel in der Geſchichtsphiloſophie (S. 11) gebrauchten gleichlautenden für gleichbedeutend halten möchten, nicht mißverſtanden zu werden. Ich glaube nämlich, daß zwiſchen dem philoſophiſchen Geſchichtsſchreiber und dem Geſchichtsphiloſophen noch ein Unterſchied zu machen iſt: Michelet hat einen Anlauf zu beiden genommen. Dann will ich ſchon jetzt ſagen, daß ich Michelet nur in einer ganz beſtimmten und eingeſchränkten Beziehung an die Spitze der heutigen franzöſiſchen Hiſtorik ſtelle. Guizot und Barante ſind ſehr vollkommene Hiſtoriker in ihrer Gattung; Michelet iſt ſehr unvollkommen in der ſeinigen. Doch davon ſpäter.

(Fortſetzung folgt.)

Ueberſicht der Entwicklung der ruſſiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

Wir ſehen, daß unſer altes Rußland von einem religiöſen Leben und von heftigen theologiſchen Streitigkeiten kräftig bewegt wurde, an denen nicht allein die Geiſtlichkeit ſondern auch das ganze Volk Antheil nahm.

Darum trägt auch die Literatur, die immer ein Abdruck des Volkslebens iſt, ein rein religiöſes Gepräge. Bemerkenswerth iſt auch neben dieſer theologiſchen Literatur, ein ſolches raſches Aufblühen der helleno-lateiniſchen Philologie in unſerm alten Vaterlande. Wenn wir zur Vergleichung die Blicke auf die Entwicklung der Bildung und der Literatur in den Ländern des Weſtens richten, ſo ſehen wir da ganz daſſelbe. Ueberall nimmt die Cultur zuerſt einen religiöſen Charakter an; der Streit über religiöſe Probleme wird zur erſten Angelegenheit des Lebens; die Geiſtlichkeit ſpielt die Hauptrolle in der gelehrten Welt und in der der Literatur. Indeſſen haben wir in allem dieſen einen großen Vorzug vor dem Weſten: hier wurde jeder gelehrte Streit in einer fremden Sprache, in der lateiniſchen ausgefochten, die auf die Entwicklung der Volksſprachen nie einen nützlichen Einfluß ausüben konnte; bei uns aber bediente ſich die ganze Literatur der ſlawoniſchen Kirchenſprache, die von der ruſſiſchen nicht ſo weit abſtand, und aus welcher viele Wörter, ſogar ganze Redensarten ſpäterhin ein Eigen-

thum und eine Zierde der Sprache werden konnten, die wir zu unserer Culturſprache erwählten.

Wenn wir die Entwicklung unſers alten Rußlands mit der in dem uns benachbarten Deutſchland vergleichen, ſo muß eine außerordentliche Aehnlichkeit in einigen Zügen auffallen. Das Studium der griechiſchen Sprache, das bei uns von Alters her getrieben, aber durch den Ueberfall fremder Völker und durch die Abbrechung alles Verkehrs mit Byzanz auf lange Zeit unterbrochen wurde, wird beinahe zu derſelben Zeit erneuert, wo es in Deutſchland eben anfing feſten Fuß zu faſſen. Marim, der Grieche († 1556) iſt beinahe ein Zeitgenoſſe Reuchlins (1455 — 1522), der auch in Paris ſtudirte, der bei der Heidelberger Univerſität den erſten Katheder der griechiſchen Sprache in Deutſchland errichtete und welcher der erſte Deutſche war, der eine griechiſche Grammatik *Μορφολογία* *) ſchrieb. Eine und dieſelbe Urſache erzeugte bei uns und in Deutſchland dieſes Studium. Es war hier wie dort ein religiöſes Bedürfniß, in Rußland das, die gottesdienſtlichen Bücher zu berichtigen, in Deutſchland dasſelbe Bedürfniß, die Ueberſetzung der verdorbenen Vulgata zu berichtigen, und das Leſen des Neuen Teſtaments im Urtext **) Jedem zugänglich zu machen. In den Umſtänden aber, welche die Einführung der griechiſchen Sprache begleiteten, waren wir glücklicher: bei uns förderte ſowohl die Kirche als die Herrſchergewalt dieſe Sprache als eine heilige und uns durch die Religion verwandte; in Deutſchland aber widerſetzten ſich die Mönche den Bemühungen Reuchlins, einen Katheder der griechiſchen Sprache in Heidelberg zu errichten, und ermahnten, ſich von ihr als einer Verſuchung zur Ketzerei fern zu halten. ***)

Warum trug aber der gute Same, den das alte Rußland ausſtreute, keine Frucht? Warum übte das religiöſe Leben und die Literatur unſerer Vorfahren und das Studium der claſſiſchen Sprachen in der Folge keinen Einfluß auf das Leben in unſerm Vaterlande aus? Warum liegen dieſe Schätze unſers alten Rußland bis jetzt müßig in unſern Bibliotheken, ohne in uns irgend eine patriotiſche Theilnahme zu erregen? Es ſtand Rußland eine andere Beſtimmung bevor. Der Genius auf dem Throne verſetzte Rußland in die Sphäre des europäiſchen Lebens — und das alte Rußland wurde von dem neuen durch eine ſo große Kluft getrennt, daß es uns jetzt noch ſchwer fällt ſie auszufüllen.

(Dritter Artikel ſpäter.)

*) S. Johann Reuchlin und ſeine Zeit von Dr. Ernſt Theodor Mayerhoff. Berlin, 1830, S. 80.

**) a. a. O. S. 71.

***) Bekannt iſt das Sprüchwort der niederländiſchen Mönche: Si est bonus Grammaticus, est hæreticus. Wenn in den Handſchriften dieſer Zeit irgendwo griechiſche Wörter vorkamen, ſo ſchrieben die Mönche: græca sunt, non leguntur. A. a. O. S. 74, 75.

Miscellen.

Es iſt bekannt, daß ſchon ſeit einiger Zeit eine Geſellſchaft, the Camden Society, die Herausgabe alter engliſcher Manuſcripte eifrig betrieb. Unter denen, die in der letzten Zeit erſchienen, ſcheinen für die Geſchichte der engliſchen Dichtkunſt zwei Gedichte von beſonderem Intereſſe: ein Schauſpiel, betitelt König Johann (King Johan) von John Bale, und ein Gedicht über die Abſetzung Königs Richard II. Jenes iſt unter König Heinrich VIII geſchrieben und ward, wie der jetzige Herausgeber, Collier, bemerkt, vorzugsweiſe beſtimmt, die Reformation zu befördern und zu befeſtigen. Er nahm in dieſer Abſicht die hervorragendſten und populärſten Ereigniſſe aus der Regierungszeit Königs Johann, ſeine Streitigkeiten mit dem Papſte, die Leiden des Landes während des Interdicts, ſeine ſpätere Unterwerfung und ſeinen Tod, der gewöhnlich dem Gift aus der Hand eines Mönchs von Swinſtead zugeſchrieben wird, und wandte ſie auf die Lage des Landes in den letzten Jahren der Regierung Heinrich VIII an. Neben den hiſtoriſchen Perſonen des Königs Johann, Papſt Innocenz, Cardinal Pandulfus ꝛc. erſcheint auch England als Wittwe, die kaiſerliche Majeſtät, Adel, Kleriſei, bürgerliche Ordnung, Verrath, Wahrheit, Aufſtand. Das Gedicht über Richard II (alliterative poem on the death of R.) ſcheint nach der Zeit geſchrieben zu ſeyn, als der König in die Hände ſeiner Feinde gefallen, doch ehe die Abſicht ihn abzuſetzen, öffentlich bekannt war. Nach dem Herausgeber, Hrn. Wright, ſcheint es eine Nachahmung und Fortſetzung der Satyre „Piers-Plowmen" zu ſeyn, mit dem es in Geiſt und Kraft viel gemein hat. Viel Anſpielungen auf Volksſitten und geſellſchaftliche Beziehungen jener Zeit und beſonders die Erzählungen der Wahlen und des Betragens des Parlaments, das die Rechte und Freiheiten des Landes in die Hände des Königs und ſeiner Günſtlinge brachte, machen einen vorzüglichen Reiz dieſes Gedichts.

Engliſche Blätter erwähnen den neueſten Roman von James, dem Verfaſſer der Zigeunerin, des Räubers ꝛc. mit großem Lobe. Er trägt den Titel: „der Hugenot," und ſpielt in den Zeiten Ludwig XIV unter dem Miniſter Louvois. Beſonders rühmen ſie die hiſtoriſche Treu und die Unparteilichkeit, mit welcher der Verfaſſer die unglückliche Verfolgung der Proteſtanten nicht aus einzelnen böſen Neigungen, ſondern aus dem Conflict der Umſtände zu erklären geſucht hat.

Unter dem Titel: „Pictures of the World at home and abroad (Lebensbilder zu Hauſe und in der Fremde)," hat Hr. Ward in drei Bänden drei Erzählungen gegeben, die von engliſchen Kritikern ſehr geprieſen werden, beſonders, wie es ſcheint, ihrer praktiſchen Tendenz wegen. Der erſte Band enthält die Geſchichte eines jungen Engländers, der über ſeinen Stand hinausſtrebt, und dadurch lächerlich wird; der zweite Band enthält die Erzählung: „Venuddock oder der Hochgeſinnte" worin die jetzige Politik Englands ſehr beſprochen, aber mit einer ſpaniſchen Novelle geſchloſſen wird; der dritte Band endlich beſchäftigt ſich mit dem Enthuſiasmus und der franzöſiſchen Revolution und namentlich ſoll die Abhandlung über den Enthuſiasmus, die dieſen Band eröffnet, trefflich gearbeitet ſeyn. (Die Erzählung iſt betitelt: „Rheinbork, oder die Enthuſiaſten."

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Januar. 1839.

Walter Scotts Leben.

Von Lockhart.

Zweiter Artikel.

Wir haben in einem frühern Artikel bemerkt, daß die Memoiren Sir Walter Scotts, in sieben Bänden herausgegeben von seinem Schwiegersohn Lockhart, den verschiedenen Organen der Kritik und der Literatur Anlaß gegeben haben, einen umfassenden Rückblick auf die Leistungen, die Verdienste und Mängel, den gesammten persönlichen und literarischen Charakter eines Mannes zu werfen, der bei dem raschen Verlauf der einander drängenden und verdrängenden Erzeugnisse der Unterhaltungsliteratur seit seinem Tode schon in einige Ferne gerückt ist, der aber gewiß, wenn auch der Ton enthusiastischer Bewunderung, womit seine ersten Novellen begrüßt wurden, etwas heruntergestimmt werden mußte, die Probe des Todtengerichts nicht unrühmlich bestehen und einer der glänzenden, mit Anerkennung und Dank genannten Namen in den Annalen der englischen Literatur bleiben wird. Einen, wie uns bedünkt, mit wohlwollender Unbefangenheit geschriebenen Artikel über W. Scott gibt unter andern die, ihrer politischen Farbe nach, Walter Scott sehr fern stehende London and Westminster Review, woraus wir das Interessanteste mittheilen.

„Ob Sir Walter Scott ein großer Mann war, gilt noch Manchen für problematisch; aber darüber kann Niemand im Zweifel seyn, daß er ein höchst ausgezeichneter und der Auszeichnung werther Mann war. In unserer Generation gab es keinen literarischen Mann von solcher Popularität in irgend einem Land, und nur Wenige zu irgend einer Zeit unter irgend einem Volke. Es ist ferner einzuräumen, daß Scotts Popularität auch ziemlich gewählter Art war; es war keine Popularität beim Pöbel. Seine Bewunderer waren zu einer gewissen Zeit beinahe alle Intelligenteren aller civilisirten Länder; und noch am Ende und jetzt noch sind darunter sehr Viele dieser Kategorie begriffen. Ein solches Glück lachte ihm fortdauernd während zwanzig bis dreißig Jahren! So lange das „Augenmerk aller Beobachter, ein großer oder auch nur ein angesehener Mann — gehört er ganz gewiß unter die Zahl der Ausgezeichneten," auf welche sich, nach des Amerikaners Cooper Bemerkung, die Aufmerksamkeit der Menschen instinctmäßig richtet. Jetzt wo die neue, sehnlich erwartete Lebensbeschreibung von seinem Schwiegersohn und literarischen Testamentsvollstrecker noch einmal die Aufmerksamkeit aller Welt auf ihn zieht — wahrscheinlich zum letztenmal, daß sie in solcher Weise sich auf ihn wendet; jetzt wo die Menschen gewissermaßen Abschied nehmen von einer Notabilität und sich anschicken, ihrer Wege zu gehen und ihn seinem Schicksal zu überlassen und der Fluth der Dinge — warum sollte nicht auch diese Zeitschrift ihre Gedanken über ihn veröffentlichen?

Zuerst ein Wort über die Lebensbeschreibung. Lockharts bekannte Talente rechtfertigen strengere Anforderungen an ihn. Unser Urtheil im Ganzen würde seyn: er hat das Werk, dessen Ausführung er sich vorsetzte, in der löblichen Weise eines geschickten und tüchtigen Arbeiters vollendet. Allerdings scheint seine Idee von dem, was das Werk seyn und werden sollte, eine nicht eben sehr erhabene und großartige gewesen zu seyn. Das Leben Scotts nach Regeln der künstlerischen Composition darzustellen, so daß der Leser, bei aufmerksamer Beschauung, zu sich selbst sagen müßte: „Ja, das ist Scott, das ist die Physiognomie und Bedeutung von Scotts Erscheinung und Wesen auf Erden; so war er von Natur, so wirkte die Welt auf ihn, so er auf die Welt, mit solchen Folgen und Endergebnissen für ihn und für uns," — das lag ganz nicht in Lockharts Plan. Und doch sollte ein solcher Plan bei jeder Biographie walten! Jedes Heldengedicht der Welt ist im Grund eine Biographie; und man darf behaupten, es gibt auch kein Leben eines Mannes, das nicht, getreu erzählt, in seiner Art ein, gereimtes oder ungereimtes, Heldengedicht wäre. Aber ein solcher Plan paßt sich nicht für unsere Zeit. Sieben Bände verkaufen sich theurer als einer, und sind dazu noch viel leichter schreiben als einer. Es ist noch eine große Entdeckung in der Literatur zu machen,

die: daß man die literarischen Männer bezahlt nach der Quantität deſſen, was ſie nicht ſchreiben.

Lockharts Abſicht, das begreifen wir, war nicht, ein ſolches hochſtehendes Kunſtwerk zu ſchaffen, wie wir es im Sinne haben, und überhaupt nicht viel mehr, als nur all die Briefe, Documente und Notizen von Scott, welche vorlagen und die etwa die Welt zur Lecture einladen konnten, abdrucken zu laſſen, nach einer verſtändlichen Zeitordnung aneinander gereiht und mit den erforderlichen, eingeſchalteten Erläuterungen verſehen. Sein Werk iſt ſomit nicht ſowohl eine Compoſition, als eine geſchickte Compilation. Auch dieß ſchon war eine nicht ganz leichte Aufgabe, welche in ſehr ungleichen Graden der Vollkommenheit gelöst werden kann. Nehmen wir daher die ſieben Bände und ſeyen dankbar dafür. Das Publicum ſelbſt hat es ſo verlangt, und es wäre ſehr unpolitiſch vom Verfaſſer geweſen, wenn er es anders gemacht hätte. In der That iſt es auch ein Glück, daß man das Werk, wenn auch in dieſer Geſtalt, beſitzt. Scotts Biographie, wenn auch noch nicht als Kunſtwerk, liegt hier einmal gedruckt und unzerſtörbar vor in ihrem elementaren Zuſtand, und nöthigenfalls kann Jeder, der dazu Beruf in ſich ſpürt, ein Kunſtwerk daraus geſtalten. In dieſer Beziehung erfüllt das Werk alle billigen Forderungen. Scharfſinn, Beſtimmtheit, Aufrichtigkeit, Sorgfalt, Wohlanſtändigkeit und geſunder Sinn — dieſe Eigenſchaften ſind überall ſichtbar. Dieſe Compilation iſt das Werk eines kräftigen, klarſehenden, einſichtsvollen Mannes und entſpricht dem Talent und Namen des Verfaſſers.

Einen Umſtand hören wir an Lockhart ſtreng tadeln: daß er zu mittheilſam, zu indiscret verfahren ſey und viel berichtet habe, was mit Stillſchweigen hätte übergangen werden ſollen. Perſonen ſind genannt und Verhältniſſe, nicht immer in einer ſehr ruhmbringenden Weiſe. Wie es ſcheint, herrſcht in dem Buch weit weniger Zurückhaltung als man erwartete. Verſchiedene Perſonen ſind unangenehm berührt, ja der Held der Biographie ſelbſt iſt unheroiſch dargeſtellt worden; daher die Klage über „Perſönlichkeiten," „Indiscretionen," die „aufgetiſchten Kleinlichkeiten des Privatlebens" u. ſ. w. Wie delicat, wie decent iſt doch die engliſche Biographie! Ein Damokles-Schwert der Reſpectabilität ſchwebt immer über dem Haupt des armen engliſchen Biographen und lähmt ihn bei jeder freiern Bewegung. Daher haben wir auch ſo gut als keine des Namens werthe Biographie, ſondern höchſtens nur das weiße, fleckenloſe Geſpenſt einer Biographie, ohne beſtimmte Züge und Weſenheit — nur Wind und Schatten. Aber des Menſchen Weg durchs Leben iſt, wie jedes Gehen nach den Mechanikern, eine Reihe von Fällen, und eines Menſchen Leben beſchreiben heißt auch dieß veranſchaulichen. Unter all den dieſem Werk reichlich geſpendeten Lobſprüchen, iſt vielleicht keiner für den Verfaſſer in Wahrheit ſo rühmlich, als dieſer, ebenfalls häufig vernommene Tadel. Wir hoffen, es werden künftig alle Biographien in England ſo geſchrieben werden. Um zu erklären, daß Scott ſelbſt unheroiſch ſich darſtelle, hat man zu der Hypotheſe ſeine Zuflucht genommen, die wahrſcheinlich einen Mann von Namen zum Vater hat, denn ſonſt hätte ſie ſich ſchwerlich irgend behaupten können: Lockhart ſey im Grund ſeines Herzens Walter Scott abgeneigt, und habe unter der Hand und verſteckt Alles gethan, um auf eine verrätheriſche Weiſe ihn zu verkleinern! dieſe Hypotheſe iſt dermalen im Schwang, und wer Ohren hat zu hören, der höre! Es iſt in der That zum Erſtaunen, denn wenn man Lockhart wirklich eines radicalen Fehlers beſchuldigen darf, wenn in irgend einer Beziehung ſeine Einſicht ihn im Stich läßt, ſo ſcheint es gerade in dem Umſtand, daß Scott ihm durch und durch als löblich und liebenswerth gilt; daß Scotts Größe ihm über alles Maaß hinauswächſt, daß ſelbſt Scotts Fehler in ſeinen Augen ſchön werden, ſeine unedleren, weltlichen Eigenſchaften zu ſolider Klugheit und Tugend, und daß ſein Werth ihm unſchätzbar iſt. Verweilt nicht der geduldige Biograph lange bei ſeinen Aebten und Piraten und nachläſſig hingeworfenen Couliſſenmalereien, und analyſirt ſie mit größter Wärme und Zärtlichkeit, als wären es Gemälde von Raphael und der Zeit trotzende Othellos und Hamlets? Die Novellenfabrication, mit den 15,000 Pf. jährlichen Einkünften, iſt ihm heilig als eine Schöpfung des Genius, welche den edeln Sieger zum Himmel empor trägt. Scott iſt für Lockhart der Unvergleichliche ſeiner Zeit.

Auf die Frage, ob Scott ein großer Mann geweſen oder nicht, wollen wir nicht tief uns einlaſſen. Es iſt ein Streit um Worte. Gewiß ſind Viele als groß geprieſen worden, welche viel kleiner waren als er, und ſehr Viele als gut, die in Vergleichung mit ihm nicht viel Werth hatten. Der, dem Scott groß erſcheint, möge ihn immer ſo nennen, aufrichtig ſeine großen Eigenſchaften bewundern und ihm nachſtreben. Dabei aber halten wir es doch für angemeſſen, bei unſern Prädicaten eine gewiſſe Genauigkeit und ein Maaß zu beobachten. Fürs erſte darf angemerkt werden, daß keine Popularität, keine Bewunderung der mit offnem Mund gaffenden Welt, dauerte ſie ſelbſt eine lange Reihe von Jahren, einen zum großen Mann machen kann. Eine ſolche Popularität iſt ein auffallendes Glück; ſie zeugt von einer großen Gefügigkeit des Menſchen und klugem Benützen der Umſtände; aber ein ſicheres Merkmal der Größe iſt ſie nicht. Für unſre Einbildungskraft liegt eine gewiſſe Apotheoſe darin, in der Wirklichkeit aber iſt es gar keine Apotheoſe. Popularität iſt wie der Glanz einer Illumination, oder leider oft auch wie eine verzehrende Flamme um einen Menſchen her; ſie zeigt was an ihm iſt, aber ſetzt ſeinem innern Werth nichts zu; ja oft entzieht ſie ihm viel und verbrennt den Armen ſelbſt zu Aſche und zu einem caput mortuum. Eine ſolche Popularität iſt ihrem Weſen nach vorübergehend; jene Reihe von Jahren nimmt unerwartet, oft ganz plötzlich ein Ende. Man hat in der Literatur noch größere Popularitäten als ſelbſt Scotts untergehen ſehen, z. B. Lope de Vega. Entkleidet dieſes täuſchenden Nimbus und auf ſein natürliches Maaß zurückgeführt, bleibt uns der wirkliche, leibhafte Scott und was wir an ihm finden, groß oder nicht groß genannt, je nach den verſchiednen Dialekten der Menſchen. Diejenigen, welche die Genauigkeit in den Prädicaten lieben, werden ſeine Anſprüche auf den Namen des Großen beſtreiten. Uns ſcheint, es gehört ein andrer Stoff zu

großen Männern, als wir an ihm zu entdecken vermögen. Man weiß nicht, welche das Prädicat groß verdienende Idee, welcher große Zweck, Trieb oder Tendenz Scott je erfüllt und begeistert haben soll. Sein Leben war weltlich, sein Dichten und Trachten war weltlich. Es ist nichts Geistiges an ihm; Alles ist ökonomisch, materiell, irdisch. Eine Liebe zum Malerischen, zum Schönen, Gesunden und Anmuthigen; eine ächte Liebe, aber nicht inniger und ächter, als sie in hunderten geringeren Dichtern gewohnt hat — das ist die höchste Eigenschaft, die man an ihm findet. Auch sein Vermögen, diese Dinge darzustellen, sein poetisches Talent, wie seine geistige Kraft, war, möchten wir sagen, ein Genius in extenso, und nicht in intenso. In der Handlung, in der Betrachtung, erhob er sich, so breit er war, nie hoch; productiv über alles Maaß hinsichtlich der Masse, überschritt er hinsichtlich der Qualität die Region des Gewöhnlichen meist nur um ein Weniges. Man hat schon gesagt: „Kein Mann hat so viele Bände geschrieben, mit so wenigen Sätzen oder Gedanken, die sich einzeln anführen und citiren ließen!" Gefügelte Worte waren nicht seine Sache; nichts drängte ihn auf diesen Weg; das große Geheimniß des Daseyns war ihm nicht groß; es trieb ihn nicht hinaus in die felsenstarrende Einsamkeit, mit ihm zu kämpfen und zu ringen um Antwort, oder unterzugehen. Er hatte nichts an sich vom Märtyrer; in keine dunkeln Regionen wagte er sich, um „für uns Ungeheuer zu erliegen;" seine Siege und Eroberungen waren hauptsächlich zu seinem eigenen Vortheil, Siege über gewöhnliche Marktarbeit, zahlbar in gutem Metallgeld des Königreichs. An was er geglaubt hätte, außer an die Macht, die Macht jeder Art, auch der plumpsten, wäre schwer zu sagen. Man sieht nicht, daß er an irgend etwas glaubte; ja auch nicht, daß er nicht glaubte; sondern er ließ Alles auf sich beruhen und richtete sich heimlich ein in einer conventionellen Welt; das Falsche, das Halbfalsche und das Wahre waren gleich wahr darin, daß sie einmal da waren, und Macht in Händen hatten. Dafür schrieb er aber viele Bände und ergötzte viele Tausende. Sollen wir dieß groß nennen? Uns scheint, im Innern von großen Männern wohnt und kämpft ein andrer Geist!

Ein Hindu, berühmt wegen seiner Tugend, antwortete, von einem Missionär befragt: was er denn mit den Sünden der Menschen anfangen wolle? — er habe Feuer genug in seinem Bauch, um alle Sünden in der Welt zu verbrennen. — Das ist gewiß das Merkmal jedes göttlichen, jedes wahrhaft großen Mannes, daß er Feuer in sich habe, um etwas von den Sünden, von den Irrthümern und dem Elend der Welt zu verbrennen. Und zwar freilich dieß nicht bewußt, sondern unbewußt. Ein großer Mann ist immer, um in transscendentaler Sprache zu reden, von einer Idee erfüllt. Napoleon selbst, nicht eben der Edelste unter den großen Männern, und genügend belastet mit den Eigenschaften der Klugheit und des Egoismus, hatte doch, wie klar genug ist, zu seinem Ausgangspunkt eine Idee, die Idee: daß die Demokratie die Sache der Menschheit, ihre gerechte und ewige Sache sey. Demgemäß machte er sich selbst zum „bewaffneten Krieger der Demokratie," und verfocht sie in großartiger Weise. Ja bis ans Ende hatte er eine Art von Idee; nämlich: „La carrière ouverte aux talents! Die Werkzeuge für den, der sie zu behandeln weiß!" in der That eine der besten Ideen, die über diese Sache verbreitet worden sind, oder vielmehr die Eine, wahre Centralidee, zu welcher alle andern hinstreben müssen. So war Napoleon, so sind alle großen Männer Kinder der Idee, oder begabt mit dem Feuer, das Elend der Menschen zu verbrennen. Aber von einem solchen Feuer zeigen sich im Innern Scotts wenig Spuren.

(Fortsetzung folgt.)

Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

I.

Amédée Thierry.

Dieser Historiker ist der jüngere Bruder des berühmten Augustin Thierry. Während der Restauration eignete er sich die doctrinäre Bildung an, war sehr begeistert für den Romanticismus, so daß er sogar die Melodramen der Vorstadttheater über die classische Tragödie Racine's zu stellen geneigt war, schrieb für Journale, hielt, als unter Matismenil im Unterrichtswesen die bisherige Tyranney aufhörte, in einer Provincialstadt historische Vorträge, und wurde nach der Juliusrevolution Präfect des Ober-Saone-Departements, welches er noch jetzt verwaltet. Als ausgezeichneter Administrator geschätzt, dabei ohne theoretischen Eigensinn, der ihm seine Stelle kosten könnte, steht zu erwarten, daß er bald in den Staatsrath berufen werden wird. Freunde, die ihn kürzlich in Vesoul besucht, erzählen, daß er sich schon seit Jahren mit einer Geschichte der französischen Administration beschäftigt und aus sämmtlichen Präfecturen sich ein ungeheueres Material habe herbeischaffen lassen.

Von dem Résumé de l'histoire de Guienne. P. 1825. 8., soll hier keine Rede seyn. Die Histoire des Gaulois, depuis les temps les plus reculés jusqu'à l'entière soumission de la Gaule à la domination romaine. P. 1828. 3. 8. IIe éd. 1834 ist ein bedeutendes Werk, daß große Fehler hat. Thierry stellt eine Menge unhaltbarer Hypothesen auf, und macht sich zum Sachwalter der Celten, offenbar nur deßhalb, weil er die heutige französische Nation der Hauptsache nach für celtisch hält. Ganz wie Michelet, dessen Geschichte von Frankreich uns Anlaß geben wird, auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Und doch setzt Thierry die Celten viel tiefer herab, als billig und historisch erlaubt ist: wie Guizot, da wo dieser die alten Deutschen mit den heutigen Huronen und Irokesen vergleicht, redet er von gallischen Horden.

Am. Thierry's historiographische Methode ist die descriptive, von Barante eingeführte; genauer gesprochen ahmt er seinem Bruder nach, indem er, wie dieser, nicht in Barante's Manier einfach den Chroniken folgt, die hier fehlten, sondern von allen Seiten Material herbeischafft, das denn so malerisch und anschaulich als möglich verarbeitet wird. Erst wo die Quellen fehlen, fängt

das eigene Thun des Hiſtorikers an, der alsdann auf Vermuthungen und Analogien hin hypothetiſche Geſchichte ſchreibt. Reflexionen erlaubt ſich Am. Thierry nur ſelten, die objective Wahrheit gewinnt aber nichts dadurch, daß hier ſchweigend gethan wird, was der Pragmatiker redend thut, nämlich die Geſchichte nach den Vorausſetzungen des Geſchichtsſchreibers zu behandeln. Als eine ſolche Vorausſetzung iſt bei den beiden Thierry der Gedanke an einen dauernden feindlichen Gegenſatz der Völker zu bezeichnen, auf welche wahrſcheinlich Dr. Edward's Buch sur la persistance des races geleitet hat. Wer möchte dieſem Gedanken ſeine Wahrheit abſprechen? wer aber auch nicht einſehen, daß die beiden Thierry aus dem einen Momente zu viel ableiten? Qui prouve tout, ne prouve rien. Wie ſchlechte Aerzte, die für alle Krankheiten nur Ein Recept haben, ſo haben wir in der Geſchichte der Gallier wie in der Geſchichte der Normannen für die meiſten hiſtoriſchen Erſcheinungen auch nur die Eine Erklärung zu hören: die Feindſchaft der Stämme. Dieſe Vorausſetzung verführt nun zu einem zweiten, die Geſchichte einer Race für eigentliche und wahre Geſchichte zu halten, da doch die Geſchichte erſt mit dem Staate beginnt. Barbaren haben keine Geſchichte. Die beiden Thierry leiten zunächſt, um ein Beiſpiel zu nehmen, faſt alle Ereigniſſe in der engliſchen und franzöſiſchen Geſchichte von der fortwirkenden Feindſchaft der gewaltſam zuſammengebrachten Völkerelemente ab, als wenn dieſe urſprünglichen Gegenſatze nicht einmal abgeſtumpft und verwiſcht würden; — dieſe Vorausſetzung, deren theilweiſe Wahrheit nicht geläugnet werden ſoll, führt nun dazu, die Geſchichte nicht eines Volkes und ſeines Landes, etwa der Franzoſen und Engländer, ſondern einer Race ſchreiben zu wollen, was nur bis auf einen gewiſſen Punkt möglich iſt. Was die Geſchichte zuſammengefügt hat, das ſollen wir nicht ſcheiden wollen. Für die Thierry ſind die Iberer, die Celten, die Angelſachſen u. ſ. w., oder richtiger geſagt, der Celte, indem ſie den Volksſtamm als Ein Individuum betrachten, das eigentliche Object der Geſchichtſchreibung; und da ſie ſich nicht immer auf Quellen ſtützen können, ſo gilt es jetzt, hypothetiſch aus ſpäteren Concretionen das celtiſche Element herauszuerkennen. Welch eine unſichere Bahn hier betreten wird, darf nicht erſt geſagt werden, obgleich wir auch nicht verhehlen wollen, daß durch glückliche Anwendung dieſes Princips beſonders Auguſtin Thierry über manches früher unerklärt gebliebene hiſtoriſche Ereigniß ein überraſchendes Licht verbreitet hat. Es gibt in der That zwiſchen und in den Völkern Anti- und Sympathien, die nur durch gemeinſamen oder entgegengeſetzten Urſprung zu erklären ſind. Mit Maaß angewandt, kann das von Aug. Thierry zuerſt geltend gemachte Princip noch zu bedeutenden Entdeckungen führen; ſo wie es aber die Thierry ſelbſt anwenden, würden wir bald keine Geſchichte von England, Frankreich, Italien und Spanien mehr haben, ſondern nur Geſchichten der Völkerſtämme in dieſen Ländern, und Amerika käme nie zu einer Geſchichte. Am. Thierry erklärt formell, daß er keine Geſchichte des destinées successives d'un même territoire, immobile théâtre de mille scènes mobiles et variées, ſondern die Biographie eines Volksſtammes, à travers dix-sept siècles, et parmi dix autres familles d'hommes ſchreiben will. In der That führt uns die Geſchichte der Gallier durch die halbe Welt, und ich fürchte faſt, zuweilen an Oerter, wo nie Galier geweſen. Es fehlt hier der Raum, um den Inhalt der ſechzehnhundert Jahre Exiſtenz der Gallier vor Cäſar zu reproduciren. Auf Cäſar iſt Thierry nicht gut zu ſprechen, er ſagt bitter: Malheur aux Gaulois de n'avoir pas trouvé un autre historien que leur vainqueur! An einer andern Stelle meint er, Cäſar habe nur darauf gedacht, die Gallier zu unterjochen, nicht aber ſie zu ſtudiren. Wenn Michelet, obgleich auch er ein Celtoman iſt, die Römer ſegnet, ſo verflucht ſie Thierry als Unterdrücker. Er nimmt es ihnen gewaltig übel, daß ſie die Celten civiliſirt haben, welche er, als ſeine Ahnen, bedeutend über die Germanen ſtellt. Er findet, daß die Gallier ganz andere Feinde für Rom geweſen ſind, als die Germanen, indem jene das jugendlich kräftige Rom faſt vernichtet, dieſe hingegen eine Leiche gefunden, die keines Widerſtandes mehr fähig geweſen. Wir wollen darüber nicht ſtreiten; die Hauptſache iſt, daß die Germanen ein geſchichtliches, ſtaatenbildendes Princip in ſich trugen, und nur das Chriſtenthum anzunehmen hatten, um ſich von Innen heraus zu cultiviren, die Celten dagegen, nation intelligente, spirituelle, brave, ardente, mais mobile, peu capable de constance et d'ordre, mais vaine et desunie par l'orgueil, wie Thierry ſie charakteriſirt, erſt in der harten Zucht der Römer und Germanen ein menſchliches Volk, überhaupt aus einer natio, gens, ein Volk, populus, werden konnten.

Was Thierry über die Sprachen des alten Galliens beibringt, kann großentheils nur als Hypotheſe gelten, gegen deren Annahme viele wichtige Umſtände ſprechen.

Die Compoſition dieſer Geſchichte läßt wie der Styl nur wenig zu wünſchen übrig: hier und da ſtößt man auf einen Ausdruck, für den man einen beſſeren wünſcht; zuweilen auch entdeckt man eine ſyntaktiſche Nachläſſigkeit. *)

(Fortſetzung folgt.)

*) Mein Tableau anthologique de la littérature française contemporaine, Berlin 1837—38. 8. 8. gibt im zweiten Bande (S. 202 — 208) eine Probe aus der Geſchichte der Gallier.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12 u. 13.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 Januar 1839.

Walter Scotts Leben.

(Fortsetzung.)

Andrerseits aber muß auch der herbste Kritiker zugeben, daß Scott ein redlicher Mann war, und das ist auch schon viel! Keine Affectation, Phantasterei oder Verzerrung war in ihm; kein Schatten von Heuchelei. War er nicht durchaus in seiner Art ein recht braver und tüchtiger Mann? Welch eine Bürde von Arbeit, welch ein Maaß äußern Glücks trug er ruhig durchs Leben! mit welcher gefaßten ruhigen Kraft arbeitete und genoß er in dieser Welt, unüberwindlich dem Glück und dem Unglück! Ein ganz gefaßter, unbesiegbarer Mann, der in Noth und Bedrängniß nichts von Muthlosigkeit wußte, der, wie ein Simson, auf seinen starken Schultern die Thore wegtrug, die ihn einkerkern sollten; in den drohendsten Gefahren lachend über das Gespüster der Furcht. Und dann neben einer so glänzenden sprudelnden Ader ächten Humors und Humanität, eine freie, fröhliche Sympathie für so Vieles; was er von Feuer hatte, Alles so schön und erquicklich gebunden und latent, wie innere befruchtende Lebenswärme; ein höchst kernhafter, gesunder Mann! In Wahrheit unsere beste Bezeichnung Scotts wäre vielleicht die, daß er, wenn kein großer Mann, etwas viel Angenehmeres, daß er ein kraftvoller, durchaus gesunder und im Ganzen höchst glückreicher und sieghafter Mann war. Ein ganz trefflich organisirter und begabter Mann, gesund am Körper, gesund am Geist; wir möchten ihn einen der *gesundesten* Menschen nennen. Auch das ist nichts Geringes; Gesundheit ist ein großer Segen für den Besitzer selbst und für Andere. In der That, dieß läßt sich Walter Scott nachrühmen, und keinem andern literarischen Mann Englands in gleichem Grade — wenn nicht etwa Einem, dem vollständigsten Antipoden Scotts in den meisten andern Beziehungen, aber ihm verwandt, in dieser Eigenschaft und was damit zusammenhängt: William Cobbett! Ja es finden auch noch andere Aehnlichkeiten zwischen den beiden Männern statt, so weit sie auch von einander abzustehen scheinen; und diese Vergleichung soll für Scott gar nicht beeinträchtigend seyn; denn auch Cobbett, der personificirte John Bull seines Jahrhunderts, stark, wie das Rhinoceros und mit eigenthümlichen Menschlichkeiten und Genialitäten, die durch seine dicke Haut durchschienen, ist eine höchst tüchtige Erscheinung. So gütig war die Natur gegen uns, in der kränklichsten Periode, von der man weiß, wo die brittische Literatur da lag, sich erbrechend und zuckend in Wertherismus, Byronismus und andern thränenreichen oder krampfhaften Sentimentalitäten, war die Natur gütig genug, uns zwei gesunde Männer zu senden, von welchen sie, nicht ohne Stolz, sagen konnte: „Auch diese sind in England geboren; solche Leider schaffe ich dort noch!" Es ist eines der erquicklichsten Schauspiele, die Frage nach der Größe ganz bei Seite gelassen. — Könnte man nicht überhaupt sagen, W. Scott, in der modernen Tracht des neunzehnten Jahrhunderts, sey innerlich sehr verwandt gewesen mit dem kampflustigen Gränzer (borderer) früherer Zeitalter — die Art von Menschen, wie die Natur vor Alters in seinem Geburtslande sie hervorbrachte? Im Sattel mit dem Speer würde er sich so gut gehalten haben, wie mit der Feder an seinem Pult. Man kann sich denken, wie er zur Zeit des handfesten Beardie von Harden die Rolle dieses Mannes hätte spielen können, und der eisenfeste Landesheld mit dem büffelledernen Schwertgehäng *gewesen* wäre, den er in diesen unsern Zeiten nur noch, aber mit welchem Vergnügen! schilderte.

Aber ihm war Anderes beschieden, als die Heldenthaten eines alten Gränzhäuptlings. Der Liedersänger und der unterhaltende Erzähler Britanniens und Europa's im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zu werden — das war seine Bestimmung. Beardie von Harden würde sehr darüber gestaunt haben, wie er sich in dieß neue Element schickt, wie er sich darin zurecht findet, wie er es sich auch gerecht macht, gesund und sieghaft darin lebt, und über die Marschländer solche Beute wegführt, daß all die Viehheerden, welche die Hardens je weggetrieben, ganz armselig dagegen waren. Das ist die Geschichte des Lebens und der Thaten *unsers* Sir Walter Scotts, Baronet.

Bis gegen das Alter von dreißig Jahren enthält Scotts Leben nichts, was entschieden auf die Literatur hindeutete, oder auf etwas Ausgezeichnetes irgend einer Art; er hat sich verheirathet, seinen Haushalt gegründet, und seine ersten Schritte durchs Leben gemacht, ohne irgend ein Symptom, das die künftige Berühmtheit angedeutet hätte. Es ist das Leben jedes andern jungen Edinburgers seines Standes und seiner Zeit. Es war in vielen Beziehungen eine glückliche Bildungslaufbahn; eine sorgfältige, doch nicht raffinirte Erziehung von Eltern in behaglichen Vermögensumständen, doch fern den üppigen Verkehrtheiten der Aristokratie. Günstig wirkte auch auf Scott sein Geburtsland, das presbyterianische Schottland. Der Presbyterianismus war ein bedeutendes Element seiner Bildung, seines Charakters. Das ganze Land ist von einem religiösen, erhebenden Gefühl durchdrungen. In einem solchen Land kann der Gedanke seine Form ändern, aber nie ausgehen; es ist zu seiner Mündigkeit gelangt; das Nachdenken und eine gewisse geistige Männlichkeit, tüchtig und fertig zu Allem, was Menschen leisten können, behauptet sich daselbst fort und fort. Diese Eigenthümlichkeit mag das einemal sich offenbaren in dem kolossalen Skepticismus eines Hume; das anderemal, in bessern Zeiten, in den seelenvollen Gesängen eines Burns. Dieser schottische Nationalcharakter hat seinen Grund in Verschiedenem; vor allem in dem sächsischen Element und Stoff, zunächst dann aber in dem presbyterianischen Evangelium des John Knox. Dieser Nationalcharakter erscheint gut, von manchen Seiten betrachtet aber auch nicht ganz gut. Kein Schottländer seiner Zeit war mehr Schotte als W. Scott; das Gute und das Mindergute, welches das Erdtheil aller Schotten ist, lebte bei ihm in jeder Fiber.

Seine Kindheit, Jugend und frühern Mannesjahre haben nichts sehr Ausgezeichnetes; er war ein tüchtiger, aufgeweckter junger Mann, ein Freund von lustigen Ausflügen und von Humor. Aber wir kommen, nachdem der junge Advocat seinen ersten Rechtshandel geführt, unter der Yeomanry gedient, geheirathet hat und Sheriff geworden ist, nachdem er, unter Anleitung von Monk Lewis mit Uebersetzungen aus dem Deutschen sich ein wenig bekannt gemacht und sich an einer Uebersetzung von Goethe's Götz von Berlichingen versucht hat, zu dem Zeitpunkt, wo die „Minstrelsy der schottischen Gränzlande" erschien, mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts.

Bis hieher haben wir nun einen kräftigen, werkthätigen Mann von dreißig Jahren, voll Scharfsinn und guter Laune, mit Kräften und Anlagen, die ihn tüchtig machten für jede Bürde von Geschäften, Pflichten, Gastlichkeit; was sonst für Fähigkeiten in ihm schlummerten, konnte Niemand sagen. Walter Scott, als ein verborgen bleibender, latenter Walter, hätte nie ein zwanzig Jahre lang alle Welt unterhalten, er hätte nicht mittelst literarischer Beschäftigung hunderttausend Pfund Sterling gewonnen und sie wieder verloren; aber er hätte ein ganz glücklicher und gar nicht unnützer, ja, wer weiß ob nicht im Grunde ein nützlicherer Walter seyn können! Doch dieß war einmal nicht sein Loos. Der Genius eines ziemlich sonderbaren Zeitalters — eines Zeitalters, das zugleich vom Glauben entblößt und in Angst vor dem Skepticismus war, das nicht recht wußte, wie es mit sich selbst und seiner Zukunft daran war und doch vielen Kummer zu ertragen hatte und im Ganzen sich in völlig neue Verhältnisse finden sollte — hatte bei sich gesprochen: Wer soll der zeitweilige Tröster oder auch nur der geistige Zuckerbäcker dieses meines armen, sonderbaren Zeitalters seyn, um es in seiner tödtlichen Verdrossenheit und vielem Kummer ein wenig aufzurichten? So hatte der Genius bei sich selbst gesprochen, und sich in aller Welt nach einem solchen Mann umgesehen, und er fand ihn in dem staubigen äußern Parlamentshause zu Edinburg, in einem Advocatenrock, und er rief aus: das ist er!

Die „Minstrelsy" erwies sich als eine Quelle, woraus einer der breitesten Ströme sich ergoß. Metrische Romane, die ihrer Zeit in prosaische Romane übergehen; das Leben der Vorzeit wieder erweckt vor unsern Augen: das ist ein mächtiges Wort! Nicht als todte Traditionen, sondern als handgreifliche Gegenwart stand die Vergangenheit vor uns. Da standen sie die rauhen alten Kämpen, in ihrer derben Einfalt und Kraft, mit ihrer Herzhaftigkeit, Gesundheit, Selbstvertrauen, in ihren eisernen Sturmhauben, ihren Lederwämsern und Stulpenstiefeln, mit ihren ausgesuchten Manieren und Trachten, wie sie leibten und lebten. Es war wie ein neuentdeckter Continent in der Literatur. Für das beginnende neunzehnte Jahrhundert, in seiner Schlaffheit und Lähmung, hätte nichts Erwünschteres kommen können. Es war ganz die Zeit für eine solche neue Literatur. Dieser W. Scott war der Mann dafür. Die Lieder, die Marmions, die Jungfrauen und Herren von See und Inseln folgten in gedrängter Reihe einander, mit stets wachsendem Gewinn und Beifall. Wie viele tausend Guineen bezahlt wurden für jedes neue Gedicht, wie viele Abzüge sogleich und später gemacht wurden; was für ein Complimentiren, Kritisiren, Loben und Vergöttern es war — das Alles ist in diesen sieben Bänden berichtet, welche für die literarische Statistik sehr werthvoll sind. Der Leser möge es selbst nachlesen.

In dieser mittlern Periode seines Lebens stellt Scott, bereichert durch Honorare, durch neues Amtseinkommen und Beförderung, reich an Geld und an Ruf, sich als ein Mann dar in der vollsten Blüthe des äußern Glücks. Das Feld steht ihm offen und der Sieg winkt; viele Freunde, enthusiastische Bewunderer, eine Fülle häuslicher Freuden, — ein Glanz des Ruhms, wie er Wenigen zu Theil wird — und was das Beste ist: er selbst hatte eine tüchtige, gesunde Seele, die ihn vom Aeußern unabhängiger machte.

Scotts Gesundheit zeigte sich entschieden in Allem, und am deutlichsten in der Art, wie er seinen Ruhm aufnahm, in seiner Schätzung des Rufs gleich von Anfang an. Um Geld kauft man Geldeswerth; aber das Ding, das die Menschen Ruhm nennen — was ist das? Ein schimmernder, prunkender Zierrath, zu wenig nütze; außer, ja! sofern man auch Geld daraus ziehen kann. Für Scott war er eine vortheilhafte, angenehme Lebensbehaglichkeit, aber kein eigentliches Bedürfniß. Es ist unbe-

rechenbar, wie vielen Unannehmlichkeiten er durch dieſe Denkweiſe entging, wie vielen Verdrießlichkeiten, Gereiztheiten und Qualen, von denen er gar nichts wußte. Ehe er zum Ruhm gelangte, hatte er ſchon ein reiferes Alter erreicht, wo ihm dieß leicht wurde.

Um dieſe Zeit knüpfte Scott ſeine Connexionen mit den Ballantynes an, und nahm unter der Hand bedeutenden Antheil an ihren Handelsſpeculationen. Denjenigen, welche ihn im Licht des Helden betrachten, iſt dieſer Theil ſeiner Biographie zuwider und erſcheint ihnen unerklärlich. Aber der praktiſche Scott, der in Allem auf ein praktiſches Reſultat ſah, mußte nothwendig baares, blankes Geld ſehr praktiſch finden. Und wenn auf ehrliche Weiſe einmal Geld verdient werden ſollte, ſo war es am Ende kein ſo großer Unterſchied, ob durch Bücherdrucken oder durch Büchermachen. Kein literariſcher Mann vielleicht zu irgend einer Zeit hat weniger als Scott den immateriellen Theil ſeiner Sendung, in jedem Sinn, zu ſchätzen gewußt: nicht nur was das Phantaſiegebild, Ruhm genannt, betrifft, ſondern auch was den geiſtigen Gehalt ſeiner Productionen ſelbſt und ihre Tendenz, wenn ſie eine hatten, anbelangt. In Wahrheit, dieſer unſer Vates war etwas zu wenig Phantaſt. Aber ſo war es; in dieſem unſerm neunzehnten Jahrhundert hatte unſer höchſtſtehender Literat, der in unendlich höherem Grad als jeder Andere über das Ohr der Welt gebot, gleichſam keine höhere Botſchaft an die Welt zu beſtellen; er trachtete nicht darnach, die Welt zu erheben, ſie zu beſſern, oder überhaupt irgend etwas zu bewirken, als daß ſie ihn für die Bücher bezahlte, die er fortwährend ſchrieb. Sehr bemerkenswerth! und vielleicht ganz paſſend für ein ſo ſchlaffes Zeitalter, entblößt von Glauben und in Angſt vor dem Skepticismus! Der unbefangene Beurtheiler wird im Allgemeinen verlangen, daß in einer ſo ſehr ernſten Welt wie die unſrige, derjenige, der da ſpricht oder ſchreibt, auch etwas habe, worüber er ſpricht oder ſchreibt. In ſeinem Herzen ſollte eine Art von Evangelium ſeyn, das ihn brennte, bis er es verkündigt hätte; ſonſt wäre es beſſer, er ſchwiege ganz. Ein Evangelium, das etwas entſchiedener und ſinnvoller wäre, als das Scotts! das wird ein unbefangener Beurtheiler von literariſchen Männern verlangen; dabei aber wird er doch den großen Werth von Scotts Ehrlichkeit anerkennen, daß er wenigſtens das, was er war, mit ſolch gutem Glauben war.

Kritiken über die metriſchen Romane kämen zu ſpät. Die große Popularität, welche ſie ihrer Zeit gewonnen, ſcheint ganz natürlich. Erſtlich machten ſie den unbeſtreitbaren Eindruck von ächt menſchlicher Kraft und Würdigkeit. Was gewiſſermaſſen aller Popularität zu Grunde liegt, das offenbarte ſich in ungewöhnlichem Grad in den Romanzen W. Scotts. Gemälde wurden lebendig entworfen und veranſchaulicht; menſchliche Gefühle wurden glücklich aufgefaßt und Mitgefühl dafür erweckt. Zur Zeit wo ein Hayley der Hauptdichter war, durfte ein Scott wohl mit Wärme begrüßt werden. Sodann aber kann man auch ſagen, daß die Art von Werth und Tüchtigkeit, welche Scott kund gab, ganz beſonders für die damalige Stimmung der Menſchen paßte. Es war eine Zeit der geiſtigen Erſchlaffung, entblößt von Glauben und in Angſt vor dem Skepticismus, auf eine Art von halbem Leben zurückgeführt. Nun aber zeigten gerade dieſe Schilderungen und Gedichte ein kräftiges, ganzes Leben. Der Leſer ward zurückverſetzt in rauhe, derbe Zeiten, wo man noch von unſern jetzigen Krankheiten nichts wußte.

Wir nannten die „Minſtrelſy" die Quelle, aus welcher der große Strom der metriſchen Romanzen entſprang; nach der Anſicht von Manchen aber wäre er von einem noch ferner liegenden Born abzuleiten, nämlich von Goethe's Götz von Berlichingen, den W. Scott überſetzt hatte. In wie weit dieß deutſche Drama auf Scotts literariſche Beſtimmung einwirkte, ob ohne dasſelbe die gereimten und dann die proſaiſchen Romane des Verf. von Waverley nicht ans Licht getreten wären, wollen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen; aber darüber kann kein Zweifel ſeyn, daß die beiden Tendenzen, die man als Götzismus und Wertherismus bezeichnen kann, und von denen erſterer W. Scott bei uns der Repräſentant iſt, die Reiſe durch ganz Europa gemacht haben und zum Theil noch machen. Auch in Deutſchland war das halbſehnſüchtige Zurückſchauen in die Vergangenheit, nur war es gerade vorüber, als Scott auftrat. Und was den Wertherismus betrifft — hatten wir Engländer nicht unſern Byron und ſein Genius? Keine Geſtalt des Wertherismus in irgend einem Lande iſt auch nur halb ſo mächtig geworden; wie unſer Scott die Ritterliteratur bis an die Enden der Welt verbreitete, ſo unſer Byron den Wertherismus. Frankreich, mit ſeiner Revolution beſchäftigt, hatte im Augenblick für beides keine Zeit; aber ſeither hat es beide in einer eigenthümlichen Geſtaltung gehabt; davon zeugt die ganze „Literatur der Verzweiflung" in unſern Tagen, die bettelhafteſte Geſtalt des Wertherismus, die man geſehen, und wahrſcheinlich auch deſſen Schlußphaſe; davon zeugt, auf der andern Seite, der hoch- und edelbegabte Chateaubriand, Werther und Götz in Einer Perſon.

Um was es uns hier hauptſächlich nur zu thun iſt, iſt: darauf hinzuweiſen, daß der brittiſche Wertherismus, in der Geſtalt der Byron'ſchen Gedichte ſo gewaltig und ergreifend, auf den erſchlafften Appetit des Publicums eine ungeheure Wirkung hervorbrachte. Das ſchlaffe Zeitalter, ohne Glauben und Unglauben, wandte ſich dem Byronismus mit einem ganz außerordentlichen Intereſſe zu; hier war, wo nicht Heilung für ſeine klägliche Lähmung und Erſchlaffung, wenigſtens eine empörte Offenbarung des ganzen Jammers. Das ſehnſüchtige Schauen in die Vergangenheit machte vielfach den Ennuiphus-Flüchen auf die Gegenwart Platz. Scott war einer der Erſten, die da merkten, daß die Tage der Rittergedichte in Verſen ſich zum Ende neigten. Er hatte die Souveränetät ein zehn Jahre lang behauptet — eine ziemlich anſehnliche Friſt! — und jetzt ſchien die Zeit gekommen zur Entthronung oder Abdankung; eine unangenehme Nothwendigkeit! aber er war, wie es einem braven Mann geziemt, ganz bereit, ſich mit würdiger Faſſung und ſtillſchweigend darein zu ergeben. Am Ende war ja die Poeſie nicht der Stab

ſeines Lebens; die Poeſie hatte ihm ſchon viel Geld eingetragen; dieß wenigſtens konnte ſie ihm nicht wieder nehmen. Schon beſchäftigt mit Herausgeben, mit Compiliren, mit vielfachen amtlichen und commerciellen Angelegenheiten und ſolliden Intereſſen, ſah er dem kommenden Wechſel mit ruhigem Blick entgegen.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Geſchichtſchreiber der Gegenwart.

(Fortſetzung.)

II.

Auguſtin Thierry.

Neben Guizot iſt Auguſtin Thierry wohl der einflußreichſte von den Männern, welche in den letzten zwanzig Jahren die hiſtoriſchen Studien in Frankreich reſtaurirt haben, wie er denn auch unbedenklich einer der gelehrteſten Männer des heutigen Frankreichs und eine der größten Zierden der Akademie der Inſchriften iſt.

Wenn man von Aug. Thierry dem Hiſtoriker zu ſprechen hat, ſo muß man zuerſt den Menſchen betrachten, denn hier iſt der ganze Menſch Hiſtoriker. In einem Lande, wo die profund realiſtiſche und utilitariſche öffentliche Meinung nach eigenem Geſtändniß in der Wiſſenſchaft nur einen der vielen Zweige der Induſtrie ſieht und gar keine Ahnung davon hat, daß ein Geſchichts- oder Naturforſcher, ein Dichter oder ein Philoſoph vielleicht aus andern Antrieben ſein „Geſchäft" treiben kann, als ein Mützen- oder Strumpffabrikant das ſeinige; in einem Lande, wo mithin auch der größere Theil der Gelehrten dieſe Anſicht (wie verachtend und verächtlich ſie iſt, weiß man auf beiden Seiten nicht) rechtfertigt, indem die Majorität der Univerſitäts- und Gymnaſial-Profeſſoren die Wiſſenſchaft entweder zu einem Mittel für politiſches Avancement macht, oder einfach als milchgebende Kuh, als eine Verſorgung betrachtet; in einem ſolchen Lande iſt es faſt rührend, wenn man einem Mann begegnet, der in deutſcher Weiſe fou de la science iſt, ſein Leben und ſogar ſein Geſicht um ihretwillen aufs Spiel ſetzt. Das hat Thierry gethan; er hat ſich blind gearbeitet: die Geſchichte hat nun auch ihren Homer. Und es iſt merkwürdig: Thierry hat ſeine hiſtoriſchen Studien gar nicht in reinwiſſenſchaftlicher Abſicht begonnen; er kommt mir vor, wie ein Mann, der ſich um ein edles Mädchen aus äußerlichen und eigennützigen Gründen bewirbt, bald aber, wie er erſt ihren innern Werth erkennt, ſich ſeines unedlen Beginnens ſchämt, und nun gebeſſert, gereinigt und von wahrer Liebe erfüllt wird. Als Thierry ſeine hiſtoriſchen Studien (1819) anfing, da wollte er in den beſtaubten Chroniken und Documenten des Mittelalters nur Waffen finden, welche dem Liberalismus gegen die Regierung dienen konnten; er wollte den Liberalismus, wo möglich, hiſtoriſch rechtfertigen, die Grundſätze des hypothetiſchen Contrat social hiſtoriſch begründen. Seine erſten Arbeiten ſind Früchte dieſes Strebens. In ſeinen ſchönen Lettres sur l'histoire de France (P. 1827, IV. éd. P. 1834), beſonders in deren erſter Redaction für den Courrier français (1820), gibt er ſich eine unglaubliche Mühe um zu beweiſen, daß das Königthum dem bizarren (!) Lehnsſyſtem ſeine Begründung verdanke — zwei hiſtoriſche Sünden auf einmal — und der Titel König rex, roi, bei den Franken nur eine Art Vorſteher bedeutet habe, wie aus den Benennungen roi des merciers, roi des violons, roi des ribauds u. ſ. w. hervorgehe.*) Es iſt ganz richtig, daß das Königthum bei den Barbaren, dann in der Feudalität, dann in der Zeit des Abſolutismus, dann endlich in der conſtitutionellen Zeit jedesmal etwas anders bedeutet, dieſe Inſtitution, wie jede andere, eine Entwicklung in der Zeit durchgemacht hat. Wenn aber Thierry als antiroyaliſtiſcher Journaliſt und Carbonaro den Begriff des Königthums nicht faſſen konnte und wollte, ſo hätte er, der ſich ſchon damals ſo ſehr auf Etymologien ſtützte, doch auch wiſſen ſollen, daß die Wurzel von König das althochdeutſche chunni, das angelſächſiſche cyn, d. h. Geſchlecht, gens, und der König, chuning, cyning, king dem Wortverſtande nach der Geſchlechtsherr, Stammherr iſt. Thierry entſagte zum Glück dieſem Mißbrauche der Geſchichte bald, über den ſchon Thucydides, als ſeine Zeitgenoſſen aus alten Sagen neue Prophezeyungen machten, kurz und gut und für alle Zeitalter anwendbar bemerkte: οἱ γὰρ ἄνθρωποι πρὸς ἕ ἕκαστον τὴν μνήμην ἐποιοῦντο, er erklärte dem Courrier français, er werde ſich in Zukunft ganz den hiſtoriſchen Studien widmen und müſſe der Politik entſagen. So ſuchte der Sohn des Kis verlaufene Eſelinnen und fand ein Königreich. Von nun an hatte ihn die Geſchichte ganz; Thierry ſuchte einfach was geſchehen, unbekümmert, ob es der Gazette de France oder dem Constitutionnel Vorſchub leiſten könnte. Da man indeß Jugendeindrücke nie völlig abwirft, ſo hat auch Thierry eine Abneigung gegen alle Ariſtokratie beibehalten, ja ich möchte faſt ſagen, daß eine ſeiner hiſtoriſchen Vorausſetzungen nichts andres als eine Umgeſtaltung ſeines alten Sinnes in größeren Dimenſionen und wiſſenſchaftlicherer Form iſt. Vielleicht bedarf es einer ſolchen Leidenſchaft, einer parteil-

*) Wenn mir eine Vermuthung erlaubt iſt, ſo erklären ſich ſolche Ausdrücke aus der mittelalterlichen Luſt, Großes und Ehrwürdiges nicht bämiſch zu verſpotten, ſondern harmlos ſcherzend in das Gebiet des gemeinen Lebens herabzuziehen. Wer nur ein halbes Dutzend Dome genau betrachtet, dem iſt der Scherz nicht entgangen, womit das Verehrteſte behandelt wird. Ich habe Reineke Voß im Biſchofsornate, ich weiß nicht mehr an welchem Dome, geſehen. Und wer denkt nicht an das Narren- und Eſelsfeſt! Eben weil im Mittelalter König, Biſchof u. ſ. w. geheiligte, geſalbte Perſonen waren, weil ſie ſo zu ſagen über der Menſchheit ſtanden, konnten ſie ſorglos mit ſich ſpaßen laſſen. Daher im Mittelalter ſo viele Könige, Schützen- und Bohnen-Könige. In den Schulen erhielt aus leicht begreiflichen Gründen der Erſte einen geiſtlichen Titel: Abbas puerorum, Schülerbiſchof. Uebrigens iſt es ein alter Zug in den Sprachen, auch auf andern Gebieten Namen, welche ein Größtes bezeichnen, dem Kleinſten (einem umgekehrt Größten) beizulegen, und das altdeutſche cunicli, unſer Zaunkönig, le roitelet, hat im Alterthum Analogien. Vergl. Plin. h. n. 10, 74.

ſchen Liebe für Etwas *), wenn Großes entſtehen ſoll; ohne ſeinen demokratiſchen Sinn würde Thierry wahrſcheinlich nicht mit ſolchem Eifer die Urſprünge der ſtädtiſchen Verfaſſungen in dem alten Frankreich (d. h. in dem Lande dieſſeits der Loire) erforſcht haben; er würde gewiß jetzt, ein armer Erblindeter, durch Krankheit Geſchwächter, ein Greis vor der Zeit, ſeine unermeßliche Arbeit, eine Geſchichte des dritten Standes in Frankreich, die er uns verſprochen, unvollendet laſſen und ausruhen. Wenn man die Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands, de ses causes et de ses suites, jusqu'à nos jours, en Angleterre, en Ecosse, en Irlande, et sur le continent. (P. 1825, 3, 8.) geſchrieben hat, ſo kann man es mit Ehren thun.

Thierry's Jugend war die gewöhnliche. Er iſt in Paris 1788 geboren, wo ſeine Mutter viele Jahre ein Modejournal Le petit courrier des dames redigirte. Der Graf Saint-Simon adoptirte ihn und gewann an dem auf der Normalſchule gebildeten Jüngling einen tüchtigen Helfer, als ſeine Doctrin noch eine rein national-ökonomiſche und politiſche war. Dann arbeitete Thierry für andere liberale Journale; er war, wie die meiſten jungen Leute damaliger Zeit, die ſeit 1830, mit Ausnahme einiger Eiſenköpfe, wie Carrel, Marraſt, Cavaignac, de Ludre, aus Ruder gekommen ſind, Carbonaro und Mitglied von allerlei liberalen Committees. Da ſeine hiſtoriſchen Werke ihm bald einen außerordentlichen Ruhm verſchafften und ſein großes Verdienſt als Gelehrter und als Nationalſchriftſteller unverkennbar war, ſo ſetzte ihm die Regierung Karls X eine Penſion aus, die nach der Julusrevolution erhöht wurde. 1835 ernannte ihn auch der Herzog von Orleans zu ſeinem Bibliothekar. Ein Glück für Thierry iſt es, daß ſeine Gattin eine ſo treffliche Frau iſt. Ihrem Gatten zu Liebe iſt ſie faſt eine Gelehrte geworden, die mittelalterliche Documente ziemlich fertig leſen ſoll. Auch hat ſie einige anmuthige Erzählungen, Bilder aus dem Provincialleben, Salonsſcenen u. ſ. w. für die Revue des deux mondes geſchrieben.

Betrachten wir nun die Geſchichte der Eroberung von England durch die Normannen. Da Thierry von einer Philoſophie der Geſchichte weit entfernt iſt und ſich damit begnügt, in ſeiner Reflexion einige feſte Punkte zu haben, woran er ſeine Betrachtungen und ſein Urtheil über die von ihm erzählten Facta befeſtigt, ſo haben wir nur von zweierlei zu reden, von der eigentlichen Geſchichte, wie ſie ſich im Netze der Thierry'ſchen Gedanken ausnimmt, und von der Darſtellung.

Man begreift es heutzutage kaum, wie unſere Großväter ſo manche ſchiefe hiſtoriſche Vorſtellung haben, der Vergangenheit, welche ſie erzählten, ſo oft ganz unbefangen die Livree ihrer Gegenwart anziehen konnten. Allerdings iſt kaum ein Irrthum menſchlicher, als dieſer, und wer nicht eine ſehr tüchtige Phantaſie hat und dabei eine kräftige Abſtraction und Macht ſeine ganze Umgebung periodiſch aus ſeinem Bewußtſeyn zu vertilgen, der wird nie das wahre Bild irgend einer Vergangenheit auch nur auf Augenblicke ſchauen, es ſey denn in den Dramen großer Dichter. Auch heutzutage ſehen wir Hiſtoriker, welche die Vergangenheit in ihrer wahren Geſtalt aufzufaſſen unvermögend ſind; aber ſie finden kein ganzes Publicum mehr, das ihre Vorſtellungen aufnimmt und ſich mit ihnen täuſcht. Unſere Zeit hat ein Organ für das Verſtändniß der Vergangenheit. Wenn wir jetzt in den mittelalterlichen Romanen leſen, daß Karl M. zwölf Pairs gehabt, ſo laſſen wir uns nicht täuſchen: die Dichter und Chroniſten der Feudalzeit ſtellten, wenn ſie Vergangenes ſchildern wollten, einfach ihre Gegenwart dar, von der ſie nicht abſtrahiren konnten. Sehen wir nun gar, wie die Hiſtoriker des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht nur die Könige der Feudalzeit, ſondern auch ſogar die Frankenkönige ohne Arg als Könige anſahen, nämlich als Könige nach dem Schnitt Ludwigs XIV, ſehen wir, wie ſie die großen Vaſallen des Mittelalters ungefähr ſo betrachteten, als handle es ſich um einen heutigen mediatiſirten Standesherrn, einen reichen und vornehmen Duc oder Comte, ſo werden wir faſt unwillig. Und doch iſt kein Grund zum Aerger da; wenn auch eine qualitative Verſchiedenheit zwiſchen dem Vormals und dem Heute beſteht, ſo wird unſere Zeit der vergangenen gewiß auch wieder oft ähnlich ſeyn; wir verfälſchen die Geſchichte auf unſere Art, was unſere Nachkommen zur Zeit zu entdecken nicht ermangeln werden. Hoffen wir, daß ſie nicht gar zu viel werden zu berichtigen haben.

Da das Wort Eroberung wie ſo viele Wörter mannichfache Bedeutung hat, ſo kann man ihm zunächſt vorwerfen, daß es die früheren Hiſtoriker irre geleitet. Noch im Anfange dieſes Jahrhunderts fiel es wenigen Leuten in Frankreich ein, daß, wenn von Eroberungen der Barbaren die Rede, nicht an Eroberungen, wie ſie Ludwig XIV oder Friedrich II gemacht, zu denken iſt. Man hatte gar nicht daran gedacht, daß es etwas ganz anders iſt, einem Reiche eine Gränzprovinz einzuverleiben, die bis jetzt einem Nachbarn gehört, ein Fall, wobei bloß der Souverän wechſelt, oder aber in ein benachbartes Land einzufallen, alle liegenden Gründe in Privatbeſitz zu nehmen, und die bisherigen Eigenthümer entweder zu tödten, oder zu vertreiben, oder leibeigen zu machen, oder ihnen auch im günſtigſten Falle eine Hälfte oder ein Drittel ihres Eigenthums zu laſſen. Einige Hiſtoriker fühlten den Unterſchied, Boulainvilliers beſſer als Mably, Dubos, Velly und Daniel; aber ihre Forſchungen waren weder tief noch umfaſſend genug, wozu bei dem Einen dieſe, bei

*) In der Vorrede zur Eroberung von England ſagt Thierry, daß er mit Vorliebe die Geſchichte unterdrückter Volksſtämme „conſtruirt" habe, surtout (celle) de la nombreuse population qui habitoit et qui habite encore la Gaule méridionale entre la Loire, le Rhône, et les deux mers..... Je me suis intéressé, je l'avoue, d'une affection toute particulière, aux événements locaux relatifs à ces populations négligées, comme si je m'étois cru moi même dans l'obligation de réparer une injustice non méritée. Quoique forcé de raconter sommairement les révolutions qui leur sont propres, je l'ai fait avec chaleur, avec sympathie, avec une sorte de partialité. Peut-être qu'une tendance involontaire à trouver que la force et le hazard (!) ont toujours tort, m'a entraîné vers les différentes masses d'hommes à qui la formation des grands états a enlevé leur indépendance, leur nationalité, jusqu'à leur nom de peuple, aujourd'hui remplacé par un nom étranger.

dem Andern jene unhiſtoriſche Vorausſetzung kam. Nun ſtanden denjenigen, welche überſetzt Quellen laſen, vor hundert Jahren nur ſolche Quellen zu Gebote, welche von romaniſirten Galliern aus der Zeit der Barbareneinfälle herrührten; dieſe Hiſtoriker aber kannten einerſeits weder Sprache noch Sitte der Franken, Burgunder, Gothen u. ſ. w., andrerſeits mußten ſie Halbverſtandenes in einer gebildeten Sprache ausdrücken, wodurch Vieles in ein ganz andres Licht geſtellt wurde, ein falſches Colorit bekam. So iſt es erklärlich, wie bis auf die neueſte Zeit herab in Frankreich, Italien und Spanien über die Urgeſchichte die verworrenſten Vorſtellungen herrſchten.

Die glückliche Revolution iſt von Deutſchland und Scandinavien ausgegangen und zwar von dem Studium der altdeutſchen, angelſächſiſchen, isländiſchen Sprachen und Literaturen. Auguſtin Thierry, der irgendwo ſpöttiſch bemerkt, ſeine Vorgänger würden mit dem Verſtändniß eines halben Hunderts altdeutſcher Wörter weiter gekommen ſeyn, als mit all ihren claſſiſchen Erinnerungen, hat gleich im Anfange ſeiner hiſtoriſchen Studien eingeſehen, daß er ohne die Kenntniß des Altdeutſchen in ſeinen verſchiedenen Zungen keinen einzigen Schritt ſicher thun könnte. Das gibt ihm und ſeinem Freunde Fauriel ein ſo großes gelehrtes Uebergewicht über die meiſten andern Hiſtoriker, ſelbſt über Guizot, der freilich einer von denen geweſen iſt, denen es verdankt wird, daß Thierry's Werk das Publicum vorbereitet fand. Wäre es zehn Jahre früher erſchienen, ſo hätte man es als alten opinions reçues widerſprechend, verächtlich aus der Hand gelegt.

Ich bin nicht gelehrt genug um zu ſagen, ob Thierry den Thatbeſtand überall richtig aus den Quellen herausgeſchält hat. Daß er nur die Quellen benutzt und die gelehrten Arbeiten der Engländer, Deutſchen und Dänen zu Rathe zu ziehen verſäumt hat, mag ſeiner Darſtellung zu einigem Nachtheile gereichen. Wiſſenſchaft iſt kein Gedicht, ſondern das Werk vereinter Kräfte.

Schon da, wo ich von Amédée Thierry ſprach, habe ich zwei Fundamental-Anſichten Auguſtin Thierry's zu beſprechen Gelegenheit gehabt, Anſichten, die ich in der von beiden Hiſtorikern ihnen gegebenen Ausdehnung nicht für wahr halten kann. Auch hier geht man zu weit, wie meiſt bei Reactionen. Weil frühere Hiſtoriker das Moment des entgegengeſetzten Urſprungs in den Miſchvölkern zu wenig berückſichtigt haben, legt Thierry dieſem Momente eine zu große Wichtigkeit bei: er will zu viel daraus erklären. *) Eben ſo ſcheint es mir, als ob ſein ethnographiſcher Geſichtspunkt, ſeine Freude an Erforſchung der Racen-Unterſchiede, ihn auch darin zu weit gehen laſſe, daß er den Zeitpunkt, wo die Verſchmelzung und Neutraliſation wirklich vollbracht war, die relations hostiles de deux peuples violemment réunis sur le même sol, leurs longues guerres et leur séparation obstinée aufgehört hatten und für die Ereigniſſe neue Urſachen gefunden werden müſſen, zu weit hinausſchiebt. Guizot hat in der franzöſiſchen Revolution nur einen Kampf der Eroberer und der Eroberten geſehen und nicht daran gedacht, daß hier metaphyſiſche Kategorien ſich bekämpften, fernde Abſtractionen; Thierry iſt derſelben unphiloſophiſchen Anſicht, wie es mir ſcheint, verhaftet. Er citirt ein altes engliſches Lied, worin es heißt, daß die vornehmen Leute in dieſem Lande von den Normannen abſtammen, die gemeinen Leute Sachſen ſind; das war einmal ſo: wer aber den Streit der Rundköpfe und der Cavaliere, oder auch nur die Kriege der rothen und weißen Roſe auf den alten Haß zwiſchen zwei Nationalitäten zurückführen wollte, der irrte ſich ſehr. Ueberhaupt haben Einwandrer nicht ſolche Zähigkeit, wie man noch jetzt in Amerika ſehen kann. In der Zeit der großen engliſch-franzöſiſchen Kriege waren die Normannen längſt Engländer und die Franken Franzoſen; die Jungfrau von Orleans ſagte: das Herz blutet mir, wenn ich das Blut eines Franzoſen ſehe, und ſie machte zwiſchen fränkiſchem und galliſchem Blute keinen Unterſchied. Das Wort, un bon François, kam zur Zeit der Jacquerie auf. Ja man kann ſagen, daß mit Hugo Capet, achtzig Jahre vor der Eroberung Englands, ſchon die Franzoſen anfangen, Franken und Gallier verſchwunden ſind.

Jetzt komme ich zu einer dritten Anſicht Thierry's, die auch nur partielle Wahrheit haben dürfte. Thierry hat nämlich in der Eroberung Englands durch die Normannen allerdings zunächſt die Geſchichte dieſes Factums, dann aber auch eine Formel für alle früheren Ereigniſſe ähnlicher Art geben wollen. Er meint, die normanniſche Beſitznahme Englands unterſcheide ſich von den Niederlaſſungen der Gothen, Lombarden, Franken u. ſ. w. nur dadurch, daß die Normannen die letzte Expedition dieſer Art gemacht hätten, ſonſt ſey Alles daſſelbe. Und da nun über dieſes letzte Ereigniß mehr Quellen vorhanden ſind, als über die früheren Eroberungen, ſo hat Thierry dieſes gewählt, meinend, in ſeinem Buche eine ideale Geſchichte aller Barbareneinfälle gegeben zu haben. Der Gedanke iſt kühn, aber ich fürchte, daß auch hier das Gleichniß hinkt. Damit es auch ganz paſſen könnte, müßte die Welt vom fünften oder ſechsten Jahrhundert an bis an das Ende des eilften ſtille geſtanden haben, und den Gefallen thut die Geſchichte den formuliſirenden Hiſtorikern nicht. Jedenfalls aber iſt der Geſichtspunkt ein fruchtbarer, wenn man das tenere ex sapientia modum nicht vergißt!

Die Compoſition dieſer Geſchichte verdient das größte Lob, durch den Stil ſchließt ſie ſich der ſogenannten deſcriptiven Methode an. „Ich habe mich," ſagt Thierry in der Vorrede, „ſo nahe als möglich an die Sprache der zeitgenöſſiſchen Berichterſtatter gehalten, und wo ich allgemeinere Geſichtspunkte aufſtellen mußte, da habe ich durch Reproduction derjenigen charakteriſtiſchen Einzelnheiten, welche mich durch Induction auf ſolche geführt, ſie zu rechtfertigen geſucht. Dann habe ich die erzählende Form überall beibehalten, damit der Leſer nicht jählings von einem Fragmente aus einer alten Chronik zu einer moder-

*) L'obscurité dans laquelle sont tombées ces populations (opprimées) dont l'histoire est presque complétement ignorée, ne vient point de ce qu'elles ne méritent pas de trouver, comme les autres, des historiens; la plupart même sont remarquables par une originalité de caractère qui les distingue profondément des grandes nations où elles se sont fondues. (Aber die Gallier waren ja numeriſch ſtärker als die Franken.) Pour résister à cette fusion opérée malgré elles, elles ont déployé une *activité politique à laquelle se rattachent de grands événements*, faussement attribués, *jusqu'ici, soit à l'ambition de certains hommes, soit à d'autres causes accidentelles.*

nen Dissertation überzugehen habe." Es ist nicht zu läugnen, daß Thierry's Werk auf diese Weise ein episch-dramatisches Leben und einen Duft von Gegenwärtigkeit gewonnen hat, der den Arbeiten der eigentlichen Pragmatiker fehlt. Thierry hat mit großer Kunst selbst seinen Gedanken die erzählende Form gegeben (Barante hält dagegen jeden eigenen Gedanken ab); da aber seine Inductionen nicht selten unberechtigt sind, so hat das andrerseits wieder einen großen Nachtheil für unkritische Leser.

Die Briefe über die französische Geschichte sind zur Hälfte kritisch, zur Hälfte dogmatisch. In dem kritischen Theile hätte neben Sismondi, Barante und Guizot auch Pertz und Rapsant nicht vergessen werden sollen. Die Franzosen werden noch lange über ihre eigene Geschichte und Sprache bis ins eilfte Jahrhundert hinab von deutschen Forschern zu lernen haben.

In dem positiven Theile sind werthvolle Beiträge zur Geschichte der Franken und der Entstehung der französischen Städte enthalten; die Franzosen haben zuerst von Thierry gelernt, was eine mittelalterliche Stadt im Norden von Frankreich war; denn auf den Süden ist Thierry nicht eingegangen, und hat sich über die Art des Fortbestehens der römischen Municipalverfassung nicht weiter ausgesprochen. Aus den nach Urkunden und zeitgenössischen Berichten ausgearbeiteten Geschichten der Communen von Cambray, Laon, Noyon u. s. w. geht unwidersprechlich hervor, daß sich diese Städteverfassungen gerade so bildeten, wie die deutschen; die Aehnlichkeit ist gar zu groß. Nur darin zeigt sich der Unterschied, daß die Franzosen mit ihrem beweglichen Ungestüm sich das schwer Errungene sehr bald wieder entreissen ließen, während die deutschen Bürger mit deutscher Zähigkeit das von geist- oder weltlichen Landesherren entweder freiwillig gewährte oder mit Gewalt ertrotzte Recht besser zu erhalten wußten.

Jetzt (September 1838) kündigt man ein neues Werk von Thierry an: Considérations s. l'hist. d. Fr., suivies de récits des temps Mérovingiens, nach den ersten Briefen und den Dix ans d'études historiques. P. 1835. die dritte Sammlung von Aufsätzen über einzelne Punkte der Nationalgeschichte. Es ist zu wünschen, daß dem blinden und kränklichen Manne die Fortsetzung seiner geliebten Studien und die Ausarbeitung seines großen Werkes über den dritten Stand in Frankreich noch lange ein Trost in seiner Nacht seyn möge. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Reiche Proben aus Thierry's Schriften theilt mein Tableau anthologique d. l. litt. française contemporaine. T. II. (Berlin 1838. P. 209—239) mit.

Cromwell von J. Forster.

Obgleich dieses Buch nur einen Theil der Cabinet-Encyklopädie von Lardner ausmacht, so dürfen wir es doch nicht mit Stillschweigen übergehen, da der Verfasser in diesem engen Rahmen ein so treffliches Bild aufzustellen gewußt hat. Denn bedeutende Vorstudien und Forschungen sind hier mit einer Anmuth und Persönlichkeit ins Leben getreten, die der Geschichte, wenn sie stets so behandelt würde, einen andern und nicht weniger würdigen Wirkungskreis erschließen würde neben dem, den sie jetzt einnimmt. Einige Proben, wo er den Protector in seinem frühern Leben wie in spätern Jahren zeichnet, mögen dieses Urtheil rechtfertigen:

„Denkt Euch, er und Hampden treten zusammen in das Haus bei der denkwürdigen Eröffnung jenes berüchtigten Parlaments, — zwei Männer, noch mehr miteinander verbunden durch die Bande der Freundschaft und der Klugheit als durch Familienbande, die aber in allem Andern, als der Größe ihres Geistes, den seltsamsten Contrast bildeten. Der Eine von ausgezeichnet sanftem Charakter, im Umgang stets freundlich und gütig, mit einem Gesicht, das zugleich die Schärfe seines Geistes und die Sanftmuth seines Charakters ausdrückte, selbst in seinem Anzug, der stets mit ängstlicher Sorgfalt und Zierlichkeit geordnet war, die Feinheit seines Geistes ankündigend — der Andere, wie verschieden von diesem! Er hatte keinen niedrigen Zug in seiner Bildung; aber sein bäurischer Gang, sein nachlässiger, schlechtgefertigter Anzug, sein rauhes, heftiges Wesen und sein Gesicht, das man nur mit einem Gemisch von Bewunderung und Widerwillen sehen konnte! Die Züge schienen aus einem Stück knorrigen, knotigen Eichenholz geschnitten; die Nase dick und roth; die Backen rauh, warzig, genunzelt und blich, ungeheure zottige Augenbrauen, unter denen aber sinnige, bedeutende Augen hervorglänzten, die, wenn sie Jemand anblickten, ihn ganz zu durchschauen schienen; über ihnen eine edle Stirn, von welcher auf jeder Seite ein reiches Haar, „das männlich ihm um seinen Scheitel floß," sich dicht anschloß; und über dem Allem, und das Alles durchdringend, jener geheime Zauber der Größe, auf den der Dichter anspielt, wenn er von Cromwells Gesicht sprechend sagt, es sey eines gewesen, das

„Ehrfurcht gebot,
Und alle Seelen beugten sich vor ihm,
Wie sich die Wünschelruthe abwärts neigt,
Und uns des königlichen Goldes Lager zeigt."

Denkt Euch nun diese beiden außerordentlichen Männer zum ersten Mal jetzt beisammen, wie sie durch die dichtgedrängten Vorsäle jener berühmten Versammlung schreiten, — Hampden grüßt im Vorbeigehen seine Freunde, bleibt dann und wann stehen; vielleicht um seinen Vetter bei den Wenigen vorzustellen, deren Neugier den ersten Eindruck, den der sonderbare Fremde machte, überwältigt hatte, doch eilt er vorwärts zu einer Gruppe eifrig sprechender Männer, die auf einem kleinen Fleck, dicht gedrängt stehen, nahe an der Schranke des Hauses, rechts vom Sitz des Sprechers, in deren Mitte Sir John Eliot, Sir Robert Philips und Pym sich befinden. Die Menge macht Hampden Platz — die bedeutendsten Männer der Gruppe empfangen ihn mit Achtung und Freude — er stellt seinen Vetter Cromwell vor — und keiner der ausgezeichneten Geister, die dieser Fleck enthält, bemerkt die bäurische Gestalt, die linkische Haltung, den nachlässigen Anzug, denn in seinen ersten Worten haben sie den Geist erkannt, vielleicht die Größe geahnet dieses neuen Mitglieds ihrer Partei. Bald sieht man Pym das neue Mitglied für Huntingdon bei Seite ziehen und ihn mit der Sache gegen Mainwaring bekannt machen. Unterdeß mag eine Stelle aus einer der Predigten des Dr. South dasjenige uns andeuten, was in diesem Augenblick der größere Theil der royalistischen

Partei in der Versammlung gemacht haben mag. „Wer, sagte dieser eifrige Candidat für ein Bisthum, wer, der einen so zerlumpten, bankerotten Burschen, wie Cromwell, zuerst das Parlament betreten sah mit einem abgetragenen, zerrissenen Rock und schmierigen Hut (wovon vielleicht keines bezahlt war), hätte denken können, daß er nach einigen Jahren, durch den Mord eines König und die Verbannung eines andern, den Thron besteigen, in königlichen Kleidern einhergehen und ihm zu einem König nichts fehlen würde als die Veränderung seines Hutes in eine Krone?“ „Potz Velten, Lory! rief lachend Karl, als er das von dem Theologen hörte, der früher den Protector hochgepriesen hatte, potz Velten, Mann! Euer Kaplan muß Bischof werden. Erinnert mich daran bei der nächsten Vacanz! Glorwürdige Zeit für die Kirche! Goldenes Zeitalter für Sklaven und Niederträchtige!“

In einer spätern Periode schildert Herr Forster eben so trefflich den in St. Ives zurückgezogen lebenden Cromwell, der in seinen Bauern, seinen Dienern die unüberwindlichen, treuen Anhänger sich zu bilden suchte, die später ihm zu seinem Plane mächtig dienten. Noch jetzt finden sich in St. Ives Erinnerungen an Cromwell, eine große Menge von Schwertern tragen die Anfangs-Buchstaben O. C. auf den Degengefäßen, welche Cromwell den Pächtern und Arbeitern in der Umgebung von St. Ives hatte vertheilen lassen. Wir geben nur noch die lebendige Schilderung einer der bedeutendsten Begebenheiten:

„Am Morgen des 11 Novembers 1640 sah man eine zahlreiche Menschenmasse ängstlich in der Nachbarschaft von Westminster versammelt. Ein großes Ereigniß bereitete sich. Die Parlamentsglieder strömten von allen Seiten in Masse ins Haus. Einige, wie Hyde bemerkt, sahen trüb und düster, Andere, als wenn sie, von grimmiger „unnatürlicher“ Freude erfaßt, in Gang und Miene „wunderbar erhoben“ würden. Das war in der That der natürliche Unterschied zwischen denen, die eine Krisis nahen sehen, die für ihre Kraft zu groß, und den begabten Männern, welche in dem Entsetzen vor einer Zukunft, welche aus dem Innern der Vergangenheit geboren werden mußte, nur die stürmische, doch nicht unzugängliche See erkannten und willkommen hießen, die zwischen Knechtschaft und Freiheit wogte. Andere Gedanken mögen in dem Innersten seines Herzens, ihm selbst vielleicht unbekannt, Cromwell bewegt haben. Seine Freunde sagten in spätern Jahren, daß er noch jetzt sie zuweilen in Schrecken versetze durch plötzliches, unwillkürliches Greifen nach dem Schwert und durch dasselbe kurze, ungemäßigte Gelächter, das sie an den Vorabenden von Worcester und Dunbar bemerkt hatten. Die Mitglieder sind jetzt Alle im Hause, und auf die außen stehende Menge hat sich ängstliches Schweigen gesenkt, das großen Ereignissen gewöhnlich vorangeht. Stunde auf Stunde vergeht, doch noch immer ist die Thür der Gemeinen verschlossen, und drinnen hören diejenigen, welche im anstoßenden Vorsaal stehen, nicht das verwirrte streitende Getös einer Debatte, sondern fortdauernd den Ton einer bedeutungsvollen Stimme, von Zeit zu Zeit nicht von fremdem Zuruf unterbrochen, sondern von dem entsetzlichen Schrei allgemeiner Zustimmung. Plötzlich hört man außen Lärm, die Menge gibt Raum und entläßt die Kopie und der Wagen des Lord-Lieutenants von Ireland rasselt hinauf vor das Haus der Lords. Zehn Minuten mehr gehen vorüber — die Thür des Hauses der Gemeinen wird plötzlich weit aufgerissen — und heraus tritt Pym mit mehr als 300 Repräsentanten des englischen Volkes; an diesem Tage die ersten Männer der Welt an Geburt, Reichthum und Talenten. Ihr großer Führer schreitet hinüber zu dem Hause der Lords und die Schranke fällt sich in einem Augenblick mit dieser unsterblichen Menge. Was war das Schweigen, das vorher die Volkshaufen außerhalb sich auferlegten, gegen die Bewegung, die sie jetzt auf und ab trieb, gleich den düstern Wellen bei einem herannahenden Sturm? Doch der Zwischenraum ist glücklicherweise kürzer. Er schließt mit der Erscheinung des Thürstehers vom Hause der Lords, Maxwell, an dessen Seite Strafford selbst, als Gefangener, hinwankt! Der Sturm, der gedroht hatte, fiel in die fürchterliche Stille. Sie schreiten, „durch eine Welt gaffenden Volks,“ wie der alte Covenanter Baillie seinen Freunden in Schottland schrieb, nach dem Wagen des Grafen, „alle hinstarrend, keiner seine Mütze ziehend vor dem, vor dem noch am Morgen der größte Mann Englands unbedeckt gestanden hätte.“ Die Staatsklugheit hatte ihr Meisterstück vollbracht. Die Gewalt des größten und stolzesten Ministers, der je eine Nation regiert hatte — des einzigen Ministers von Geist, den Karl I besaß — lag zu den Füßen des Niedrigsten dieser versammelten Volksmenge.

„Der Begriff, den viele ausgezeichneten Schriftsteller zu haben scheinen, als sey Cromwell am Ende vielleicht nur das Werkzeug des Schicksals gewesen, das in der wilden, wechselnden Laune des Heeres seinen eigenen Willen ausgesprochen, ist ein Gedanke, zu welchem man, wie richtig er auch im Ganzen seyn mag, nur im Verlauf der bisher von ihm bekannten Sagen der Menge kommen kann; wenn man jeden besondern Umstand seiner außerordentlichen Laufbahn an sich in seiner besondern Form erwägt, wie er entstand. Dieß scheint viel Irrthümliches hervorgerufen zu haben. Er war geistig ein zu großer Mann, um planlos gehandelt zu haben, und doch war das Element moralischer Größe zu mangelhaft in ihm, sonst würde er von dem Plane, den er annahm, zurückgetreten seyn. In seinen einzelnen Fähigkeiten betrachtet, hat vielleicht nie ein größerer Mann gelebt — mit hervorragendern Fähigkeiten für die Politik, — ein größerer Soldat, wenn man das Zeitalter ermißt, in dem er lebte, und die Dinge, die er ausführte — eine begabtere Person in Schlauheit und durchdringender, tiefer Verstandeskraft. Auch sein Muth muß ihm von Allen zugestanden werden, da in den Tagen der dringendsten Gefahr als von Mördern sein Lager und sein Tisch umringt wurde, er nie sich zu reiner persönlicher Furcht erniedrigte. Sein ausgezeichneter Scharfsinn ist nie bestritten worden, noch das Umfassende seines Geistes, die bewundernswürdige Kühnheit seiner Plane, der unerschöpfliche Reichthum seines Gedankens. Darf man daher annehmen, daß alle diese bewundernswürdigen Fähigkeiten in ihrer Anwendung auf Ehrgeiz fehl gingen — und sie gingen fehl — ohne einen Fluch tiefer wurzelnd in seiner Natur als sie alle, und wenn sie sich mit dauernden, thätigen Planen verbinden wollten, dieser sie mit Einemmale den Minden Preis gab? Dieser Fluch war Mangel an Wahrheit und konnte in solch einer Natur nur durch frühere Plane des unglückseligen Ehrgeizes Wurzel fassen, die er später verwirklichte.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Februar. 1839.

Ueberſicht der Entwicklung der ruſſiſchen Literatur.

Dritter Artikel.

Im Verlauf ſeiner ganzen alten Periode entwickelte ſich Rußland ſelbſtſtändig und abgeſchloſſen, ohne an dem Fortſchritt Europa's den mindeſten Antheil zu nehmen und darum blieben alle Formen des gebildeten Weſtens ihm fremd. Der geniale Fürſt nahm ſich vor, das in die wenigen Jahre eines Menſchenlebens zuſammenzudrängen, was in Europa die Frucht von vielen und vielen Jahrhunderten war, was ſich aus deſſen ſeitherigen Ueberlieferungen entwickelte, was mit deſſen Anſichten, Glauben und Sitten von jeher übereinſtimmte. Rußland trat in das europäiſche Leben ein und wurde alles, was die unbegränzte Gewalt des Herrſchers und der ebenſo unbegränzte Gehorſam des Volkes aus ihm machen konnte.

Hier iſt weder die Zeit noch der Ort, uns auf die Frage von der europäiſchen Umbildung Rußlands tiefer einzulaſſen; wir berühren nur das, was ſich direct auf unſern Gegenſtand, auf die Literatur bezieht. Bis auf Peter fehlte es Rußland an denjenigen Elementen, die der Literatur einen allgemeinen Charakter verleihen. Darum gehörte unſere alte Literatur beinahe ausſchließlich der Geiſtlichkeit an, und darum drückte ſie ſich in einer gelehrten Sprache, der ſlawoniſchen, nicht in der Volksſprache, einer ſolchen, wie die Geſellſchaft ſie ſprach, aus. Hieher können die ruſſiſchen Lieder des gemeinen Volks nicht gerechnet werden; obgleich ſie der Schacht unſerer uranfänglichen, von ächt ruſſiſchem Geiſt überfließenden Poeſie ſind. Allein dieſe Lieder, die bis jetzt noch auf den Lippen unſers gemeinen Volks frei umherfliegen, waren nicht, wie die Geſänge der Troubadours im Weſten der literariſche Ausdruck des geſelligen Lebens. Die Formen der europäiſchen Geſellſchaft wurden uns von der Herrſchergewalt Peters des Großen gegeben: ſie enthielten auch die nothwendige Bedingung, daß die Literatur einen geſellſchaftlichen Charakter annehme und die Formen entwickele, in welchen ſie von jeher beiden gebildeten Völkern des Weſtens auftrat.

Dieſe Bedingungen wurden der neuen Umwandlung gegeben, allein damit war's nicht genug. Die Literatur iſt die Frucht des Volkslebens, ſie kann ſich ohne ein volksthümliches Element nicht entwickeln. Die Formen der europäiſchen Geſellſchaft waren nicht aus unſern Ueberlieferungen und Sitten entſtanden; ſie blieben uns daher völlig fremd und konnten nur dann, wenn ſie mit dem ruſſiſchen Leben verſchmolzen worden wären, zu Bedingungen werden, unſere Literatur auszubilden. Die Reformation Peters mußte nothwendig eine Gegenwirkung gegen das nationale Element enthalten; das iſt die Urſache, warum ſie, ob ſie gleich von der einen Seite die Bedingungen für eine kräftige Entwicklung der Literatur vorbereitete, der dermaligen Entwicklung derſelben nicht günſtig ſeyn konnte. Indem wir die Literatur der Zeiten Peters betrachten, bemerken wir eine lehrreiche Erſcheinung: nie und zu keiner Zeit unſerer Literatur bot unſere Sprache ſolche gewaltſame Formen der Verſtümmelung dar, als im erſten Viertel des 18ten Jahrhunderts. Die Urſache iſt klar: worin, wenn nicht in der Sprache, ſollte ſich dieſe raſche Umwandlung abſpiegeln? Zieht uns unſere alten Kleider aus; zieht uns ein neues Coſtume an: im Anfang werden wir uns darin etwas ſonderbar ausnehmen, ſpäter werden wir uns daran gewöhnen. Die Sprache aber, dieſe unſere Ureigenthümlichkeit, iſt unzertrennlich mit uns verbunden; ſie iſt das weſentliche Kennzeichen, warum wir den Namen Ruſſen tragen; ſie iſt der Ausdruck unſeres ganzen Lebens; ſie iſt das unantaſtbare Bild des ganzen Ruſſen. Darum fühlte die Sprache empfindlicher als alle anderen Formen unſers Lebens die Umwandlung; darum ſpiegelte ſich in ihr mehr als in irgend etwas Anderm die Verzerrung unſerer volksthümlichen Phyſiognomie ab.

Daher konnte Peter ſich keiner Frucht ſeines Schaffens aus der Literatur erfreuen; die Zeit Anna's war auch der Entwicklung derſelben nicht günſtig, denn ſie zeigte das Extrem des ausländiſchen Strebens. Der geiſtreiche Kantemir konnte keine Sprachform für ſeine Satyren finden; Tretjäkowski iſt ein Abbild der Verzerrung der ruſſiſchen Sprache. Aber

unter der wohlthätigen Regierung der Tochter Peters, nachdem eine gewiſſe Rückkehr zur Volksthümlichkeit geſchehen war, nachdem die rauhen Spuren der raſchen Umwälzung ſich auszugleichen anfingen, nachdem die Formen der europäiſchen Geſellſchaft in den neuen Generationen ſchon angefangen hatten mit dem volksthümlichen Leben zu verſchmelzen — da entſtand im wohlthätigen Schatten des Thrones eine ruſſiſche Literatur und dieſe gab dem Volk eine neue Stimme und fing an in der Sprache desſelben, aber in einer gebildeten, herrlichen, majeſtätiſchen Sprache zu reden. — Wo kam aber der erſte ruſſiſche Literator und Begründer der Sprache, die wir ſchreiben, her? — Er konnte nicht aus der von Peter dem Großen gegründeten Akademie, der das volksthümliche Element fremd war, hervorgehen; da bildete ſich an ihm nur der Chemiker und Naturforſcher aus, ſondern der in Cholmogori, am Nordpol, in einer Fiſcherhütte geborene Literator, wurde in dem einzigen Inſtitut gebildet, das damals noch das Element der Nationalität enthielt, in der griechiſch-lateiniſch-ſlawoniſchen Akademie, und er ging aus unſerm Moskau, dem Mittelpunkte der ruſſiſchen Sprache und Herrſchaft, hervor.

Von der Zeit an, wo unſere Literatur in europäiſchen Formen erſchien, fingen unaufhörliche Verbindungen mit dem Weſten an. Der Geſchichtſchreiber der franzöſiſchen Literatur des 18ten Jahrhunderts, Villemain, hat Recht, wenn er mit Stolz von dem Einfluß ſpricht, den Frankreich auf die ganze gebildete Welt ausübte; der Geſchichtſchreiber der ruſſiſchen Literatur muß beſcheidener ſeyn, und von allen möglichen Einflüſſen reden, denen unſere Literatur unterworfen war. Allein darauf beſchränkt ſich nicht die Pflicht des Letztern; auch er erfüllt nur die mindere Hälfte ſeiner Aufgabe, wenn er nur die Beziehungen nachweiſt, in denen die ruſſiſche Literatur zu den ausländiſchen ſtand. Weit wichtiger iſt es für ihn zu zeigen, auf welche Weiſe ſie, ungeachtet aller Nachahmung fremder Muſter, die Bedürfniſſe unſers Lebens ausdrückte und den Gefühlen des Volks entſprach; denn in jedem Schriftſteller, der die Abſicht hat auf ſein Volk zu wirken, bricht mitten unter allen gelichenen Formen und allen Nachahmungen, nothwendig eine Ader des volksthümlichen Lebens durch, und ſagt er etwas eigenes, was in ſeinem Vaterlande Anklang findet. Die Literatur kann nicht ohne ein Gefühl des Lebens ſeyn. Darum hat der Geſchichtſchreiber der ruſſiſchen Literatur die wichtige Aufgabe, auf dieſe Ader hinzuweiſen, die mit dem Ganze der vaterländiſchen Bildung parallel läuft, und das Entſprechende zwiſchen den individuellen Erzeugniſſen der Literatur und den gleichzeitigen Problemen der Geſellſchaft, den Volksgefühlen und dem Volkscharakter zu zeigen.

In dieſer Hinſicht können wir alle Schriftſteller Rußlands in ſolche eintheilen, die ſich dem fremden Einfluß ausſchließlich hingaben, ohne das volksthümliche Element in ſich aufzunehmen, und in ſolche, die, bei einer mäßigen Nachahmung fremder Muſter, ihrem Volk und ihrer Zeit entſprachen. Die ſklaviſchen Nachahmer ſind auf immer geſtorben und vergeſſen: ſolche ſind Tretjäkowski, Sumarokof, Cherasköf, Knäſchnin; Lomonoſſow aber, Derſchawin, von Wiſſen, Chemnitzer, Dmitriew, Karamſin, Kryloſ, Shukowski, Puſchkin und Andere werden immer unſer Nationaleigenthum bleiben.

Die Ode Lomonoſſows hat ihre Formen von der Ode Günthers und J. B. Rouſſeau's geliehen; woher aber nahmen die drei Gefühle, welche die Poeſie Lomonoſſows begeiſtern: der heilige Glaube, die Ergebenheit gegen den Thron und das Gefühl ruſſiſcher Macht, ihren Urſprung, wenn nicht aus dem Leben des ruſſiſchen Volkes? Sehen Sie, wie hoch Lomonoſſow durch dieſe drei Gefühle über ſeinem Vorbild Günther ſteht! Wie groß und edel iſt er nicht in Vergleich mit ihm und wie unabhängig von ihm dem Geiſte nach! Und wie klar wird uns die Feierlichkeit und Erhabenheit ſeiner Ode, wenn wir einen hiſtoriſchen Blick auf die erhabene Regierung Eliſabeths werfen, wenn wir uns die Pracht, die Ueppigkeit, die Feierlichkeit der Formen an dem Hofe der ruſſiſchen Kaiſerin zurückdenken!

Derſhawin, der Erbe Lomonoſſows, wird uns auf gleiche Weiſe zu einem Wiederhall der Zeit Katherina's und er ſtellt uns das Leben von ganz Rußland zu dieſer Epoche noch lebendiger dar als Lomonoſſow, der Hofpoet und Akademiker. In der Lyra Derſhawins tönen dieſelben drei mächtigen Saiten, welche den Grundton zu der Leier Lomonoſſows angeben, aber in ihren Tönen vernimmt man etwas mehr Volksthümliches, ſo wie in dem Zeitalter Katharina's ſelbſt, welche die Reformation Peters, ſo zu ſagen, in ruſſiſche Sprache und ruſſiſche Formen übertrug. In der Ode Derſhawins iſt mehr Einfachheit, ſo wie in den Formen der Geſellſchaft in der Epoche Katharina's in Vergleich mit denen in der Epoche Eliſabeths. Derſhawin ſchrieb nichts Ganzes, Großes, er ſtellte nicht, wie Dante, ſein Zeitalter in Einem künſtleriſchen vollen Gemälde dar; er lebt wie ein ächter Lyriker ganz in Bruchſtücken; ſammeln Sie aber ſie alle, bringen Sie ſie in Ein Gemälde und das Zeitalter Katharina's ſteht vor Ihnen. Die Poeſie Derſhawins iſt Rußland ſelbſt im Zeitalter Katharina's mit dem Gefühl ſeiner Rieſenmacht, mit ſeinen großen Abſichten auf den Orient, europäiſchen Neuerungen und Ueberbleibſeln alter Vorurtheile und Anſichten, ſie iſt dieſes reiche, üppige und majeſtätiſche Rußland, mit aſiatiſchen Perlen und Edelſteinen geſchmückt, und noch halbwild, halbbarbariſch und halbgebildet: dieß iſt die Poeſie Derſhawins in allen ihren Schönheiten und Mängeln.

(Schluß folgt.)

Walter Scotts Leben.

(Fortſetzung.)

Er war darauf gefaßt, in dieſer Sache Reſignation zu üben; aber ſiehe da! es bedurfte keiner Reſignation. Der metriſche Roman durfte ja nur ein proſaiſcher werden, ſeine Reimfeſſeln abſchütteln und ſich in weiteren Kreiſen verſuchen! Im Frühjahr 1814 erſchien Waverley; ein denkwürdiges Ereigniß in den Annalen der brittiſchen Literatur. Byron ſang, aber Scott erzählte; und als der Geſang ſich durch alle Variationen bis zum Don Juan hindurchgeſungen hatte, erzählte Scott noch immer und riß die ganze Welt mit ſich fort. Alle entſchwundene Popularität der Rittergedichte war von einer weit größeren

verſchlungen. Welche Reihe von Novellen auf Waverley folgte und mit welchen Reſultaten, iſt Jedermann bekannt. Nie war eine literariſche Reputation auf unſerer Inſel ſo hoch geſtiegen. Walter Scott ward Sir Walter Scott, Baronet von Abbotsford, auf welchen das Glück ſein ganzes Füllhorn von Reichthum, Ehre und weltlichen Gütern auszuſchütten ſchien; der Liebling von Fürſten und Bauern und aller dazwiſchen ſtehenden Claſſen. Die Waverley-Novellen wurden die Lecture von ganz Europa und man ſah ihnen wie einer jährlichen Ernte entgegen. Dazu kam noch der ſeltſame Umſtand, daß der Autor, obwohl bekannt, doch auch wieder unbekannt war. Ein gewiſſes Geheimniß erhielt ſich immer und Walter Scott war wie ein incognito reiſender König.

Es wäre der Mühe werth, zu ſehen, wie ein Mann in ſo unerwartet veränderten Verhältniſſen lebte und ſich benahm. Gern würden wir Einiges von Scotts Correſpondenz aus dieſer Zeit mittheilen, aber das würde wenig Licht geben. Seine Briefe ſind nie ohne Intereſſe, aber ſelten oder nie ſehr intereſſant. Sie ſind voll Munterkeit, Witz und Verſtand, aber ſie gehen auf Nichts gründlich und innig ein; ohne ihnen Mangel an Aufrichtigkeit ſchuld zu geben, kann man doch ſagen, ſie kommen nie aus dem Innerſten der Seele. Conventionelle Formen, gebührende Rückſichten auf die eignen und des Correſpondenten Prätenſionen und Eitelkeiten ſind keinen Augenblick außer Acht gelaſſen. Man fühlt, daß es hohl iſt unter den Füßen. Es ſind Briefe von dem humanſten Mann der Welt, und in dieſem Betracht muſterhaft; aber den Mann der Welt fühlt man überall hindurch; und es lag vielleicht in Scotts Weſen, nicht einmal mit ſich ſelbſt anders zu reden.

In Abbotsford nahm jetzt Alles eine glänzende Geſtalt an. Scott baute an den freundlichen Ufern des Tweed; er kaufte und kaufte immer mehr Ländereien; ſo ſchnell als das neue Gold für die Waverley-Novellen einläuft, oder ſogar noch ſchneller, verwandelt es ſich in Hufen Landes, in Steingebäude und Waldungen. Bald ward nun auch Abbotsford überſchwemmt von Touriſten, von Wunderjägern und der ganzen fatalen Claſſe dahin einſchlagender Leute. Ein endloſer Pilgerzug wälzte ſich dorthin. Bis auf ſechzehn Partien kamen an Einem Tag in Abbotsford an, Männer und Frauen, Peers und ſocinianiſche Prediger. Scotts körperliche und geiſtige Geſundheit, die gediegene Solidität ſeines Charakters zeigte ſich vielleicht nie entſchiedener, als in der Art und Weiſe, wie er dieſen Theil ſeines Schickſals ertrug und ſeinen Mann ſtellte. Bei einem ſolchen Zudrang von Verehrern wäre ein gewöhnlicher Mann leicht hochmüthig über alle Maßen geworden; ein etwas reizbarer Mann, mit Scotts geſundem Verſtand, hätte ſein Haus von den ungebetenen Beſuchen geſäubert; der gute Sir Walter als ein ruhiger und braver Mann, that keines von beiden. Er ließ der Sache ihren Lauf; er genoß davon, was zu genießen war; er duldete was ſich nicht abwenden ließ; ſchrieb mittlerweile beharrlich ſein tägliches Quantum Romanmanuſcript, und behauptete ſeine gleichmüthige Faſſung; mit Einem Wort, er ſchickte ſich in dieſe lärmende Umgebung und machte ſie ſich zu Nutze ſo gut er konnte. Ohne Zweifel afficirte ihn dieß Alles auch, und brachte eine klägliche Fieberunruhe in ſein Leben — obgleich er ſich davon wenig anmerken ließ; aber es afficirte ihn weniger als irgend Einen. Denn freilich waren unter ſeinen Gäſten auch viele angenehme und intereſſante Perſonen und in Lockharts Werk finden ſich die heiterſten Schilderungen genußreicher Stunden und Scenen; man trifft dort ein wahres Ideal von Landleben in unſerer Zeit. Warum konnte es nicht ſo fortdauern? An Einkünften, amtlichen und literariſchen, fehlte es nicht. Warum fabricirte er, ſtatt zu ſchaffen, um mehr Geld zu gewinnen, und thürmte Maſſen auf Maſſen zu einer Behauſung für ſich, bis der Giebel wankte, ſtürzte und ihn unter ſeinen Trümmern begrub, da er doch ſchon einen ſichern und freundlichen Sitz beſaß? Ach! Scott mit all ſeiner Geſundheit, war angeſteckt, war krank an der fürchterlichſten Krankheit, am Ehrgeiz! So weit hatten ihn zuletzt die Baronetswürde, die Gunſt der Welt und die ſechzehn Partien an Einem Tage gebracht. Walter Scott, Einer der Begabten der Welt, den ſeine Bewunderer den Begabteſten nannten, mußte ſich ſelbſt tödten, um ein Landedelmann, der Gründer eines Geſchlechts ſchottiſcher Lairds zu werden. Es iſt eine der ſeltſamſten, der tragiſchſten Geſchichten, die unter der Sonne ſich zutrugen. Eine ſo armſelige Leidenſchaft konnte einen ſo kräftigen Mann zu ſo tollen Extremen verleiten. Wahrlich, wäre nicht der Menſch immer ein närriſches Weſen, man könnte ſagen, es liege etwas ganz außerordentlich Komiſches und Wahnſinniges darin, daß ein Walter Scott täglich mit der Eile einer Dampfmaſchine ſchrieb, um 15,000 Pf. St. jährlich zu verdienen und Meubles dafür zu kaufen!

Was nun den literariſchen Charakter dieſer Waverley-Novellen betrifft, die in commerzieller Hinſicht ſo merkwürdig waren, ſo bleibt, nach ſo vielen guten und ſchlechten Kritiken darüber heutzutage wenig Erſprießliches mehr zu ſagen. Das Wichtige und Große daran iſt, daß ſie ſchneller geſchrieben und höher bezahlt wurden, als irgend andere Bücher in der Welt. Ferner muß man zugeben, daß ſie einen das gewöhnliche Maaß in ſolchen Fällen weit überſteigenden Werth beſitzen, ja, daß, wenn die Literatur keine andere Aufgabe hätte als die, müßige und ſchlaffe Leute harmlos zu ergötzen, ſie die höchſte Vollendung der Literatur bezeichneten; daß Einer mit größerem Recht von ihnen als von irgend einem andern Buch ausrufen könnte, behaglich ſich auf ſeinem Sopha dehnend: „Ich wünſche mir nichts Beſſeres, als hier zu liegen und ewige Novellen von Walter Scott zu leſen!“ Die Compoſition, ſo flüchtig ſie oft iſt, hängt doch gewöhnlich einigermaßen zuſammen und iſt eine Compoſition. Es iſt ein freier Fluß von Erzählung, von Verwicklung und Empfindung; es iſt die Meiſterſchaft in der ex tempore Schriftſtellerei. Ferner müßte das ein blinder Kritiker ſeyn, der nicht darin eine gewiſſe ſonnige, anmuthige Friſche und ein Talent zum Pittoresken erkennte; Schilderungen von Scenen und Geſtalten, recht hübſch, glänzend, gelegentlich voll Anmuth ſtrahlendem Schimmer; in Wahrheit, eine innige, aufrichtige Liebe zum Schönen in der Natur und am Menſchen, neben dem gewandteſten Talent, durch Einbildungskraft und Wort es auszudrücken. Keine friſcheren Schilderungen der Natur

laſſen ſich finden, als bei Scott, und kaum irgendwo ein größeres, allgemein menſchliches Wohlwollen. Von Davie Deans bis zu Richard Löwenherz; von Meg Merrilies bis zu Diana Vernon und Königin Eliſabeth. Ueberall tritt uns ein Mann von offener Seele entgegen; ein tüchtiger, umfaſſender, hellſehender Mann, der ſich mit allen Menſchen verwandt fühlt. In allgemeiner geiſtiger Geſundheit bewährt ſich Scott in ſeinen Novellen als einer der erſten Schriftſteller.

Auch an der höhern und höchſten Eigenſchaft, in der Charakterzeichnung, fehlt es bei ihm nie ganz; obgleich wir ihn darin nirgends im höchſten Sinne glücklich nennen können. Seine Jarvies, Dinmonts, Dalgettys (denn ihr Name iſt Legion!) ſehen aus und reden wie die Leute, wofür ſie ſich geben; ſie ſind, wo nicht geſchaffen und poetiſch belebt, doch täuſchend dargeſtellt, wie ein guter Schauſpieler ſie geben würde. Und was fehlt noch weiter? Für den auf dem Sopha ausgeſtreckten Leſer nichts; aber für eine andere Gattung von Leſern viel. Es gäbe ein weitläuftiges Capitel, wollte man den Unterſchied in der Zeichnung eines Charakters zwiſchen einem Scott, und einem Shakſpeare oder Goethe erörtern. Doch der Unterſchied iſt ein unermeßlicher im buchſtäblichen Sinn; ſie ſind ſpecifiſch verſchieden und incommenſurabel. Man könnte kurz ſagen: Shakſpeare ſchafft ſeine Charaktere vom Herzen nach außen; Scott die ſeinigen von der Haut nach innen, ohne daß er je bis zum Herzen kommt. Man vergleiche einmal Fenella mit Goethe's Mignon, die, wie man einmal zu ſagen beliebt hat, Scott „Goethe'n die Ehre angethan hat" von ihm zu entlehnen. Er hat was er konnte von Mignon entlehnt. Den kleinen Wuchs, das Klettertalent, die ſonderbaren Grillen, den äußern Apparat hat er entlehnt, aber die Seele der Mignon iſt dahinten geblieben. Fenella iſt ein ungünſtiges Beiſpiel für Scott, aber es verdeutlicht, nur in erhöhtem Maaß, was ſich an allen ſeinen Charakteren nachweiſen und ausſetzen läßt. Wir müſſen behaupten, daß dieſe berühmten Bücher ganz nur für den alltäglichen Geiſt berechnet ſind, daß ein anderer Geiſt ſo gut wie keine Nahrung in ihnen findet. Anſichten, Empfindungen, Grundſätze, Zweifel, Geſinnungen, die über das hinausgingen, was etwa ein intelligenter Landedelmann zu ſeinem Hausbrauch nöthig hat, findet man darin nicht. Es iſt Alles ordentlich, hübſch, es iſt klug und anſtändig, aber mehr nicht. Man könnte ſagen, es lag nicht in Scott, viel Mehr zu geben; wenn er die gewöhnliche Bahn verläßt und ſich im Heroiſchen verſucht, was jedoch nur ſelten der Fall iſt, ſo verfällt er meiſt ſogleich in ſchwache Sentimentalität.

Unter den lauteſten Trompeten- und Poſaunenſtößen der Popularität muß man doch immer die unumſtößliche Wahrheit ſich gegenwärtig erhalten, daß die Literatur eine andere Aufgabe hat, als nur die: müßige, ſchlaffe Leute auf harmloſe Weiſe zu unterhalten; oder wenn die Literatur nichts von ſolchen Aufgaben weiß, ſo iſt ſie etwas ſehr Armſeliges. Unter dieſem Geſichtspunkt iſt an den Waverley-Novellen wenig zu finden. Nichts Erſprießliches zur Belehrung, zur Warnung, zur Erbauung, zur Erhebung in irgend einer Art. Das kranke Herz wird darin keine Heilung finden, das in der Dunkelheit ringende keine Leitung; das Heroiſche, was in allen Menſchen liegt, keine erweckende, göttliche Stimme. Deßhalb behaupten wir, daß ſie ſich nicht auf tiefe Intereſſen gründen, ſondern auf verhältnißmäßig triviale; nicht auf ewige und vielleicht nicht einmal nur auf länger dauernde. In der That, viel vom Intereſſe dieſer Novellen entſpringt aus dem, was wir Contraſte des Coſtums nennen möchten.

Was iſt das Reſultat dieſer Waverley-Novellen? Sollten ſie nur Eine Generation ergötzen? Eine oder mehrere. So viele Generationen als ſie können, aber nicht alle Generationen! ach nein! wenn unſere Schwalbenſchwanzfräcke ſo phantaſtiſch geworden ſind, wie Pluderhoſen, werden ſie keine Unterhaltung mehr gewähren. Indeß haben ſie doch, ſo viel wir zu bemerken im Stande ſind, mancherlei Reſultate gehabt. Fürs Erſte — und dieß iſt gewiß nicht das Unwichtigſte — haben ſie nicht vielleicht dieß Reſultat gehabt, daß ein anſehnlicher Theil der Menſchheit durch ſie überſättigt worden iſt mit bloßer Unterhaltung und etwas Beſſeres geſucht hat? Die Unterhaltung mittelſt der Lecture kann nicht Mehr, kann nichts Beſſeres leiſten, ſo viel in menſchlicher Macht ſteht; und da kommen nun die Menſchen darauf, ſich ſelbſt zu fragen: iſt dieß das Beſte was ich thun kann? Scott, das glauben wir, brachte manche Dinge zu einer Kriſis und zu einem Aeußerſten, ſo daß eine Aenderung unvermeidlich ward; ein großes, obwohl ein mittelbares Verdienſt. Fürs Zweite darf man wohl ſagen, dieſe hiſtoriſchen Novellen haben alle Menſchen von einer Wahrheit überzeugt, die freilich wie eine Binſenwahrheit ausſieht, aber doch Geſchichtſchreibern und Andern ſo gut als unbekannt geblieben war, bis ſie in ſolcher Weiſe gelehrt wurde: daß nämlich die vergangenen Zeiten und Jahrhunderte wirklich erfüllt waren von lebendigen Menſchen, nicht von Protokollen, Staatspapieren, Controverſen und Abſtractionen von Menſchen. Keine Abſtractionen waren ſie, keine Diagramme und Theoreme, ſondern Menſchen in Büffel- oder andern Röcken und Hoſen, mit Farbe auf den Wangen, Leidenſchaften in ihrem Innern und mit allen Zügen und Eigenthümlichkeiten leibhaftiger Menſchen. Es iſt ein kleines Wort dieß, ſchließt aber einen großen Sinn in ſich. Die Geſchichte wird es fortbin nicht vergeſſen dürfen. Ihre ſchönen Sprüche von Philoſophie, die durch Erfahrung belehren, werden überall unmittelbarer Anſchauung und Veranſchaulichung zu weichen haben; dieß, und dieß allein wird für Erfahrung gelten; und bis einmal die Erfahrung hindurchgedrungen, wird die Philoſophie ſich beſcheiden müſſen, an der Thüre zu warten. Es iſt ein großer, folgenreicher Dienſt, den uns Scott damit geleiſtet, eine große Wahrheit, die er offen gelegt hat — und ganz entſprechend dem kernhaften Weſen des Mannes, der Solidität und Wahrhaftigkeit ſelbſt ſeiner Einbildungskraft, welche bei all ſeiner lebhaften Weitſchweifigkeit charakteriſtiſch an ihm war.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15 u. 16.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Februar 1839.

Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

III.

Barante.

Augustin Thierry befolgt als Geschichtschreiber allerdings die descriptive Methode, nur bringt er Elemente hinein, so den Gegensatz, in welchem diese Art von Geschichtschreibung zur pragmatischen steht, abstumpfen. Capefigue, Thiers, Michaud, Salvandy, Villemain u. A. haben sich in eine verständige Mitte gestellt. In Barante nun haben wir den vollen Gegensatz zur Pragmatik, und es ist von Interesse, das berühmte Werk des Stifters der descriptiven Schule, die Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois. P. 1824. 13. 8. (sehr oft), näher ins Auge zu fassen.

Die Lebensumstände des H. von Barante übergehe ich hier, indem ich sie erst im Conversationslexikon der Gegenwart zu besprechen gehabt habe. Man weiß, daß der berühmte Geschichtschreiber ein eben so berühmter, aus der Doctrine hervorgegangener Staatsmann mit gouvernementalen Sympathien, Pair von Frankreich und französischer Gesandter in Petersburg ist.

Kommen wir zur Geschichte von Burgund. Um sie zu charakterisiren, wird es gut seyn, an Froissart *) zu erinnern, der im eigentlichen wie im figürlichen Sinne einen großen Antheil an Barante's Arbeit hat. Was Froissart über den von Barante behandelten Gegenstand, der weniger die Geschichte von Burgund als die von Frankreich und Flandern von 1364 bis 1477 ist, mittheilt, das hat nämlich Barante stark benutzt; wo aber die Ereignisse in andern Quellen, in Monstrelet, Saint-Remy, Mathieu de Coucy, Commines u. A. studirt werden mußten, da hat Barante in der Darstellung Froissart mit vollem Erfolge nachgeeifert. Froissart und Barante sind große Schriftsteller.

Wie finden wir nun Froissart? Zwei Worte von Fenelon, der ihn sehr liebte, charakterisiren ihn; der Erzbischof von Cambrai nennt ihn peu exact et peu judicieux du reste, par cela seul qu'il peint naïvement tout le détail. Froissard war zweierlei nicht; er war weder eine von jenen positiven Naturen, welche in den Dingen nur die nackten Thatsachen sehen und sich nur um Resultate bekümmern, noch ein pragmatischer Kopf, der bei jedem Dinge vorwitzig nach dem Warum fragt. Froissart war kein Philister und kein Staatsmann, sondern ein Poet, wenigstens ein Mann der Phantasie. Livius muß, weil er eine siebenhundertjährige Geschichte zu beschreiben hat, bisweilen kurz und gut sagen: „Dieses Jahr ist mit den Volskern Krieg geführt worden;" ein solches Reden aber wäre für Froissart ein Gräuel. Er könnte es nicht übers Herz bringen zu sagen: „In diesem Jahre, an diesem Tage hat König Eduard bei Crecy König Philipp besiegt;" denn es handelt sich für ihn überhaupt nicht um den Ausgang der Schlacht; wer gesiegt und ob überhaupt gesiegt, ob ein politisches Resultat erzielt worden ist, das geht ihn nicht an. Die Welt ist ein großes Marionettentheater; Froissart ergötzt sich an der Komödia oder Tragödia, die agirt wird; wie es sich mit dem Drathe, an dem die Figuren hängen, wie es sich mit ihrer Bewegung verhält, wer denkt daran? Sie bewegen sich einmal, und das ist die Hauptsache. So die Schlacht von Crecy. Froissart sieht darin nur die hauts gestes et faicts, die belles apertises d'armes, den Heldenmuth des alten Königs von Böheim, Johann des Blinden, der hier den Tod suchte, den wankellosen Muth der englischen und das laute Geprahle der genuesischen Bogenschützen; es ist die Darstellung des Individuellen und real, nicht des ideal Wirklichen, das ihm als leere Abstraction erscheinen würde, was er liebt und wofür er bei seinen Lesern ein Interesse vermuthet. Zwei Ritter stoßen aufeinander, der Kampf ist schön, gar zu schön, es wäre Schade, wenn das nicht erzählt, wenn das vergessen werden sollte. Afin que honorables emprises et nobles aventures et faicts

*) Ueber ihn und Proben aus seinen Gedichten und seiner chronique in meinem Versuch einer Geschichte und Charakteristik der französischen Nat. Lit. Erster Band. 1834. Seiten: 21. 335. 582 seq.

d'armes, lesquelles sont avenues par les guerres de France et d'Angleterre, soient notablement régistrées et mises en mémoire perpétuelle, par quoi les preux aient exemple d'eux encourager en bien faisant, je veux traicter et recorder histoire et matière de grand louange. So Froiſſart.

Barante iſt Froiſſarts Geiſtes-, aber nicht ſein Zeitgenoſſe. Wäre er auch das letztere, ſo würde ſein Werk zwar immer nicht die ganze, Alles erſchöpfende Geſchichte der in ihm behandelten Zeit, aber doch ein Werk ſeyn, an welchem auch das Geringſte zu tadeln Unrecht heißen müßte; — wenn wir jetzt Barante's Buch, nicht angeſehen, daß wir es unter keiner Bedingung als die ganze Geſchichte acceptiren können, in einigen Beziehungen tadeln müſſen, ſo kommt das daher, weil es Nachahmungen des Unnachahmlichen, weil Barante ein hiſtoriographiſcher Claſſiker, obgleich ein ſolcher iſt, der ſein Muſter nicht in Griechenland, ſondern im romantiſchen Mittelalter hat. Denn der Claſſicismus beſteht ganz allgemein in der Nachahmung des Geweſenen; ob Racine die Griechen oder Tieck (in ſeiner erſten Periode) das Mittelalter reproducirt, macht keinen weſentlichen Unterſchied.

Die Frage iſt zunächſt dieſe: Kann der Mann eines folgenden Jahrhunderts, indem er die Geſchichte eines früheren ſchreibt, den Ton und die Weltanſchauung dieſes frühern vollſtändig reproduciren? Kann etwa der Verfaſſer einer Univerſalgeſchichte, der heute von China, Indien, Perſien, Griechenland, Rom, dem Mittelalter u. ſ. w., kann der heutige Verfaſſer einer Geſchichte von Deutſchland, der zweitauſend Jahre zu durchwandern hat, in ſeinem Werke die urſprünglichen Hiſtoriker jeder Epoche nachahmen, kann der erſte ſucceſſive Herodot, Thucydides, Xenophon, Polybius, Salluſt, Cäſar, Tacitus, Jornandes, Gregor von Tours, Guicciardini, Froiſſart, Commines, Tſchudi u. ſ. w. ſeyn? Die Antwort iſt kaum zweifelhaft; wo man es verſucht, wird ein klaffender Hiatus in Gedanken und Styl eines ſolchen Buches zu bemerken ſeyn. Einmal läßt ſich Sprache und Geiſt der Vergangenheit nicht in abſoluter Reinheit erkünſteln, der Zipfel des modernen Fracks wird aus der Toga oder der Kutte oder der ritterlichen Rüſtung irgend hervorſchauen; andererſeits iſt es aber unmöglich, ein Buch zu ſchreiben, das ſo zu ſagen kein Datum hat: wie man ſich auch anſtelle, und ob man es wiſſe oder nicht, man iſt immer Kind ſeiner Zeit und trägt von ihr ein und das andere Muttermal. Der Pragmatiker iſt nun mit Bewußtſeyn Kind ſeiner Zeit, er betrachtet die Vergangenheit in dem Lichte ſeines Jahrhunderts; — der deſcriptive Hiſtoriker ſucht ſich vergeblich den Bedingungen der Exiſtenz zu entziehen, er kann ſich höchſtens täuſchen. Wie auch Barante die reine, pure Objectivität darzuſtellen ſich bemüht, die ſubjective Zuthat iſt doch ſichtbar. Daraus folgt nun ein großer Uebelſtand: wie Livius den altrömiſchen Königen Reden in den Mund legt, wie ſie nur ein gebildeter Advokat oder Rhetor der Ciceroniſchen Zeit halten konnte: wie Johannes von Müller die alten Schweizer moraliſche Reflexionen ausſprechen läßt, die nur dem Bewußtſeyn des achtzehnten Jahrhunderts angehören, ſo theilt auch Barante, freilich ohne es zu wiſſen, ſeinen Helden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts etwas vom neunzehnten mit. Indem ſich nun damit die künſtliche Nachahmung des alten, treuherzigen Styls und Gedankens verbindet, fehlt es der Darſtellung an der nöthigen Einheit. *)

Zweitens fragt es ſich, wo Quinctilian Recht hat, wenn er ſagt, daß die Geſchichte Nachbarin der Poeſie, eine Art freierer Verſification, zum Erzählen, nicht zum Beweiſen da iſt. Freilich hat er auch Recht, aber nicht allein, nicht ausſchließlich Recht. Weil der Menſch ein denkendes Weſen iſt, ſo kann es ihm nicht genügen, die Ereigniſſe bloß unter der Kategorie der Succeſſion zu betrachten; er muß nothwendig die Kategorie der Cauſalität auf ſie anwenden, und wenn er noch nicht daran denken ſollte, daß die ganze Geſchichte nur Realiſation Eines Gedankens iſt, ſo entgeht es doch auch einer gewöhnlichen Reflexion nicht, daß dieſes oder jenes Ereigniß zu andern Ereigniſſen in einem Cauſalnexus ſteht. Hätte der Menſch kein Gehirn hinter den Augen, ſo ließe Froiſſarts oder Barante's Manier nichts zu wünſchen übrig, aber auch nur dann. Non ad probandum, wiederholt Barante, und ſo fehlt es ſeiner Arbeit an aller Compoſition. Man denke ſich ein Buch ohne eine einzige cauſaleConjunction, ohne ein einziges da, weil, indem, denn. Barante juxtaponirt die Ereigniſſe und dabei bleibt's, ſein Princip iſt, daß l'hiſtorien ne doit jamais conclure. So erzählt denn Barante, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, wie dem Herzog Philipp dieſes und anderes begegnet iſt. Der Leſer wundert ſich über den merkwürdigen Zufall, daß die meiſten Ereigniſſe dem Herzoge günſtig ſind, daß er immer ſo zu ſagen alle Sechſe wirft. Er muß in die Verſuchung kommen, ihn für einen Glückspilz zu halten. Aber da war kein Zufall; Philipp war bei all ſeiner Gutmüthigkeit ein kluger, vorſchauender Kopf, der deßhalb immer Herr der Ereigniſſe blieb, weil er ſie kommen ſah, weil er ſie vorbereitete, weil er in allen Fällen das Waſſer auf ſeine Mühle zu leiten, das Glück zu corrigiren wußte. Barante ſagt nur post, nie propter.

Faſſen wir Alles zuſammen, ſo dürfte das Reſultat dieſes ſeyn, daß Barante gegen die pragmatiſche Schule Recht hat, aber auch nur gegen dieſe. Wenn er ſagt: je n'ai mêlé d'aucune réflexion, d'aucun jugement, les événements que je raconte... ce sont les jugements, ce sont les réflexions des contemporains

*) Ich bezweifle, daß ſich eine feſte Regel über die Gränzen des Gebrauchs der urſprünglichen Hiſtoriker aufſtellen läßt.

Sind dieſe Autoren, Augen- und Ohrenzeugen, zahlreich, und ſtimmen ſie in ihren Ausſagen überein, ſo wird der ſpäter kommende Hiſtoriker allerdings am beſten thun, keinen Buchſtaben in ſeine Darſtellung aufzunehmen, den er nicht aus ſeinen Quellen belegen kann.

Wie aber, wenn die Quellen unvollſtändige oder widerſprechende Nachrichten geben? Wird man hier nicht ergänzen und combiniren müſſen? nicht Eignes geben? — Es fragt ſich in ſolchem Falle, ob der Hiſtoriker das iſt, was er ſeyn ſollte, ein rückwärts gewendeter Prophet; es wird Alles auf die Richtigkeit der Intuition bei ihm ankommen. Es iſt keine Kleinigkeit ein abgebrochenes Glied einer antiken Statue vollkommen zu ergänzen.

qu'il fallait exprimer —, ſo wollen wir uns die Urtheile der Zeitgenoſſen ſchon gefallen laſſen, indem ſie ſelber Geſchichte ſind, das Bild der Zeit vervollſtändigen; wir können aber nicht zugeben, daß der Hiſtoriker weiter nichts als Erzähler ſeyn ſoll, willenloſes Organ der Mnemoſyne, wie der epiſche Dichter es der Muſe iſt, die durch ihn ſpricht. Iſt der Geſchichtſchreiber nicht Philoſoph, gibt er uns nur ſeine eigenen Einfälle über die von ihm berichteten Thatſachen, ſo können wir dieſe allerdings ſelbſt im günſtigſten Falle entbehren, da es bei der Menge von guten in der Welt circulirenden Gedanken kein großer Verluſt iſt, wenn wir nicht erfahren, was ſich dieſer und jener bei dieſer oder jener Sache für Gedanken macht. Einen geiſtvollen Pragmatiker wird man freilich immer gern leſen. Der Geſchichtſchreiber ſollte aber mit philoſophiſchem Verſtändniß begabt, uns nicht ſeine, ſondern den Gedanken der Sache mit der Sache zu geben im Stande ſeyn; er ſoll den antiken Chor in der Tragödie vorſtellen, er ſoll das Organ deſſen ſeyn, was Tacitus ſo ſchön das Gewiſſen des menſchlichen Geſchlechtes nennt, das Organ des Urtheils, nicht dieſes, nicht jenes Jahrhunderts, ſondern der ewigen Vernunft. Barante's Maxime iſt eine fin de non recevoir. Walter Scott hat nur hiſtoriſche Romane geſchrieben; ihm wäre es allenfalls erlaubt geweſen, nur zu erzählen. Aber man leſe doch die Puritaner oder Ivanhoe: pragmatiſche Digreſſionen und Excurſe fehlen und mögen auch in hiſtoriſchen Kunſtwerken fehlen, aber das Urtheil über die von ihm geſchilderten Perſonen und Ereigniſſe fehlt nicht, wenn es auch zwiſchen den Zeilen ſteht.

Um aber ſo ſtrenge urtheilen, Barante's Werk in die Nähe des hiſtoriſchen Romans bringen zu können, muß man es eine Zeitlang aus der Hand gelegt haben; unmittelbar nach der Lectüre bringt man es nicht übers Herz. Welch ein großartiges Bild hat uns Barante vor Augen geſtellt! Er führt uns in eine Zeit ein, die wie keine andere ſich ſeinen hiſtoriographiſchen Principien unbequemt, eine Zeit, wo noch nichts ſo feſt iſt, um große Individuen zu verhindern, bald als Helden, bald als Verbrecher die ſchwachen Dämme der jungen Geſetzlichkeit zu durchbrechen. Charles V hatte bereits angefangen, aus dem Feudalreiche eine wenigſtens adminiſtrative Monarchie zu machen, aber vier große Kronlehen: Flandern, Aquitanien, die Bretagne und Burgund behaupteten ein freies Fürſichſeyn. Kaum hatte Karl V die Augen geſchloſſen, da fangen die Aufſtände der flanderiſchen Städte gegen ihren Landesherrn an, Aufſtände, denen der König in Frankreich aus zwei Gründen nicht gleichgültig zuſehen konnte, indem einmal hier im Trüben zu fiſchen, andrerſeits aber die offenkundige Verbindung der flandriſchen Communen mit den franzöſiſchen, beſonders mit Paris, zu vernichten war; — dann macht die Krone England ihre Rechte auf Aquitanien geltend, und findet einen bald geheimen, bald offenen Verbündeten an dem Herzog von der Bretagne; das Königreich wird von Philipp von Burgund, und zwar im Intereſſe ſeines Herzogthums regiert.

So findet Barante die Dinge; dieſen Wirrwar hat er ein Jahrhundert hindurch zu beſchreiben. Es fehlt hier der Raum, dem Erzähler nachzugehen, auf jeder beſonders gelungenen Gruppe, auf jedem beſonders gut getroffenen Portrait ſeines unermeßlichen Bildes zu verweilen. Ich wiederhole, daß Froiſſart einen großen Antheil an Barante's Buche hat, aber auch da, wo der Canonicus von Valenciennes nur copirt wird, zeigt ſich der treffliche Künſtler. Ich erinnere zunächſt an Jean Hyons, Pierre Dubois und Jacob von Arteveldt, in deren Schilderung Barante Walter Scott, wo dieſer den Freiheitsſinn der Bürger von Lüttich, wo er Parillon und Roußlaer ſchildert, weit übertreffen hat. Prachtvoll iſt der Kreuzzug der franzöſiſchen Ritter in Ungarn erzählt, die Schlacht von Nikopolis macht den Eindruck der gegenwärtigſten Wirklichkeit. Der alte Admiral von Vienne, der allein immitten der Janitſcharen ſtehend, ſechsmal das Banner von Frankreich in die Höhe hebt; der Tod jenes tapfern Coucy, von dem die Leute ſagten, er ſey weder König noch Fürſt, aber der Sire von Coucy; der Heldenmuth des jungen Grafen von Nevers, der ſpäter Johann ohne Furcht genannt wurde: alles das lebt, wir ſehen es. Und nun der nächtliche Mord des Herzogs von Orleans; hier gewinnt die Erzählung die Macht des Drama's. Schlagende Wahrheit hat die Darſtellung der Pariſer Empörung, des Terrorismus der Fleiſcher, der ſich gründlich von dem würdigeren Freiheitsſtreben der höheren Bürgerſchaft, des Parlaments und der Univerſität unterſchied. Die höhere Bürgerſchaft unterdrückte die gräuliche Unordnung; Juvenal des Urſins iſt ihr Held, der morgens ruhig aufſteht um Paris zu retten, ruhig mit ſeiner Hausfrau ſpricht, und auf Gottes Schutz vertraut, weil er Vater von eilf Kindern iſt. — Dann wohnen wir der Schlacht von Azincourt bei, wo die europäiſche Ritterſchaft hätte lernen können, daß ihre Zeit vorbei war, denn die engliſche Infanterie, aus den Communen recrutirt, ſiegt durch Taktik. — Dann ſehen wir, wie die Burgunder Paris mißhandeln, wie fünfzehnhundert Gefangene in ihren Gefängniſſen ermordet werden; — dann beginnen die engliſchen Kriege, Burgund geht zu den Engländern über, Frankreich iſt verloren, aber das Volk, denn die Jungfrau von Orleans iſt das Volk, rettet das Land. Frühere Hiſtoriker haben bald in dieſen, bald in jenen Urſachen Frankreichs Rettung geſehen, Barante hat das große Verdienſt, die wahrhafte, die einzige Urſache angegeben zu haben, vielleicht ohne es ſelbſt zu ahnen. Frankreich war nämlich ſchon eine Nation, wollte eine Nation ſeyn, und eine Nation hilft ſich am Ende immer. Heinrich V und Bedford konnten zwanzig Jahre länger leben, Philipp der Gute konnte bei ihnen bleiben, Jeanne d'Arc ſelbſt, das realiſirte Nationalbewußtſeyn, konnte ausbleiben: die Nation würde einen andern Repräſentanten gefunden und die Engländer doch verjagt haben. Nicht der König, nicht der Adel, nicht die Geiſtlichkeit, nicht die Politik, nichts von dieſem hat Frankreich gerettet: das Volk hat es gethan. Unſere Väter haben vor fünf und zwanzig Jahren Aehnliches erlebt. Daß es ſo und nicht anders iſt, zeigt Barante. Aus dem Norden und Süden ſtrömen dem Könige Bewaffnete zu, nicht um Geld, das ſie gar nicht erwarteten, denn der König hatte keins zu geben; in allen Städten und Dörfern, auch in den von den Feinden beſetzten, beſtand

eine permanente, von den Schöffen und Notabeln geleitete Verschwörung: Summa, man fühlte sich als Franzose. Prachtvoll ist die Jungfrau von Orleans; Barante stellt uns die wahre dar, die rechte, das Mädchen aus dem Volke, das die Engländer nur die Goddam nennt, und nur über die gemeinen Leute eine Herrschaft ausübt. Sie war eine Art Schill und Sandwirth von Passeyr. Ich muß einhalten, Barante's Buch hat dreizehn Bände, und wir stehen erst im sechsten; ich darf voraussetzen, daß der Leser mit eigenen Augen das großartige Bild, welches Barante uns aufgerollt hat, wird betrachten, daß er Ludwig XI und Karl den Kühnen wird kennen lernen wollen, mit denen dieses Geschichtswerk schließt. Ueberall zeigt Barante, daß er wohl befähigt gewesen wäre, die reifsten Urtheile über die Ereignisse und Personen zu fällen, welche er schildert. Sein Buch ist ein Kleinod, das wir in hohen Ehren halten wollen, wenn wir auch wünschen müssen, daß die historiographische Methode des Verfassers, die schon hier so viele Uebelstände hat und bei innerlicheren Stoffen ganz unerträglich werden müßte, mehr von Verfassern historischer Romane als von Geschichtschreibern nachgeahmt werden möge. *)

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der Entwicklung der russischen Literatur.

(Schluß.)

Von Wiesen stellt uns in zwei lebensvollen Bildern zwei Extreme desselben Rußlands auf: von der einen Seite rohe Barbarei in alten Formen und von der andern dieselbe Barbarei unter europäischen Formen versteckt.

Von der Zeit Karamsins fängt der Bau neuer gebildeter Formen der Literatursprache an, die mehr mit den Forderungen der Gesellschaft harmoniren. Das was Karamsin für die Prosa vollbrachte, wird von den Dichtern für die Poesie vollbracht. Diese Periode umfaßt die Erzeugnisse Dmitriew's, Krylow's, Shukowski's, Batjuschkow's und Puschkin's, und kann die Periode der Begründung glänzender, künstlerischer Formen in unserer Literatur genannt werden.

Hinsichtlich des innern Gehalts ist das Wirken Karamsins das Wirken der Selbsterkenntniß des Volkes. Die Literatur kann ohne die Geschichte keinen volksthümlichen Charakter annehmen. Darum übte Karamsin einen solchen bildenden Einfluß auf die Poesie Puschkins aus, die daher bis jetzt der beste Ausdruck unserer gebildeten Volksthümlichkeit ist. Indem die Muse Shukowski's unsern Sinn von der einseitigen französischen Richtung ab- und der allgemeinen Poesie, der Poesie Englands und Deutschlands zuwandte, wirkte sie zugleich zur Entfaltung der Volksthümlichkeit mit. Krylow stellte in seinen Fabeln den ersten Typus reiner Nationalität auf und erhob den gesunden Sinn des russischen Volks zur Stufe poetischer Schönheit.

Wenn wir das, was alle diese Schriftsteller geschaffen haben, mit ihrer Zeit vergleichen, so werden wir finden, daß sie alle und insbesondere „die Geschichte des russischen Reichs" ein Denkmal des gesegneten Fürsten, so fest wie seine Säule sind, daß sie uns das Rußland Alexanders darstellen, Rußland in den glänzendsten Formen eines gebildeten Europäismus, in welchen alle Spuren der raschen Umbildung verwischt und in eine harmonische Entwicklung übergegangen sind.

Auf diese Weise spiegeln sich die Zeiten Elisabeths, Katharina's und Alexanders stufenweise in unserer Literatur ab, und ungeachtet aller ausländischen Einflüsse bilden wir eine geregelte Entwicklung aller Keime und Hoffnungen, die Peter der Große in uns säete.

Die Aufgabe der Jetztzeit besteht vielleicht darin, die Formen der neuen europäischen Bildung in möglichst größern Einklang mit den Elementen unsers alt-russischen Lebens zu bringen, alle Vermächtnisse und Ueberlieferungen desselben zu erneuern, in uns den Geist unserer Ahnen zu erwecken und ihm einen gebildeten Typus zu geben, — mit einem Wort eine Eisenbahn von der Petersburgischen Admiralität bis zum moskowischen Kreml anzulegen, und die Kluft auszufüllen, welche bis jetzt das alte und neue Rußland, Rußland vor und nach Peter trennt.

Diese Ergebnisse bieten sich uns dar, indem wir die russische Literatur mit sich selbst vergleichen. Wenn wir sie aber parallel mit der Entwicklung fremder Literatur betrachten, so wird unser Nationalstolz unwillkürlich durch Fragen gekränkt, die sich uns selbst aufdringen. Warum konnte unsere Literatur bis jetzt keinen Einfluß auf die europäische ausüben? Warum bietet sie keine welthistorischen Erscheinungen dar, welche auf die ganze gebildete Menschheit einen Einfluß ausübten? Wenn wir auch Rußland nicht mit Ländern vergleichen, die sich einer frühen Entwicklung zu erfreuen gehabt haben, wie Italien, Spanien, Frankreich und England, wenn wir es auch nur mit dem uns benachbarten Deutschland vergleichen, dessen literarische Entwicklung sehr wenig früher als die unsere ist, so bietet uns schon diese Vergleichung Resultate dar, die für unsere nationale Selbstliebe kränkend sind! In der That, wenn wir uns erinnern, daß Lomonossow, der um die 1730er Jahre Deutschland besuchte, den jetzt von allen vergessenen Günther allein zum Vorbild für seine Oden hatte, so finden wir leicht, daß die ausgebildete Literatur Deutschlands in Beziehung auf die Zeit beinahe von gleichem Alter mit der unsern ist. Warum liefert aber Deutschland in so kurzer Zeit einen Lessing, Wieland, Herder, Schiller und Goethe, welthistorische Männer, besonders diesen Goethe, der die größte Erscheinung der europäischen Literatur unsers Jahrhunderts ist? Ich nenne nur wenige der deutschen Literatoren, ohne der deutschen Philosophen, Philologen, Historiker und anderer Gelehrten zu erwähnen. Woher eine

*) Proben in meinem Tableau anthologique. II. p. 253 — 268.

ſolche unermeßliche Verſchiedenheit zwiſchen dem ruſſiſchen und deutſchen Fortſchritt in der Literatur? Sollte wirklich die Urſache in den Fähigkeiten der beiden Völker liegen? O gewiß nicht! Für die Genialität unſerer Schriftſteller können wir einſtehen, ſo wie für unſern Nationalruhm. Das Genie Derſhawins allein ſteht gewiß auf gleicher Höhe mit den erhabenſten Genies Deutſchlands.

Die Urſache liegt tiefer: wir wollen die Geſchichte der deutſchen Gelehrſamkeit betrachten, und hier werden wir das Geheimniß entdecken, woher ſich die deutſche Literatur ſo raſch und welthiſtoriſch entwickelt hat. Die Univerſitäten, an welchen ihre hervorragendſten Genies gebildet wurden, ſtammen, gleich den Bibliotheken derſelben, aus dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrhundert her. So lange her wurde die literariſche Entwicklung der Deutſchen durch die Wiſſenſchaften vorberichtet. — Eine ſolche Erſcheinung, wie Goethe, erhebt ſich nicht von ſelbſt: an ſeiner Bildung nimmt das ganze Leben ſeines Volkes Theil, und wie viele Gelehrte haben gewirkt, damit Deutſchland der ganzen Welt einen ſolchen Dichter erziehen konnte!

Wenn wir uns mit Deutſchland in Beziehung auf die Entwicklung der Wiſſenſchaften vergleichen, ſo finden wir leicht die Urſache unſerer Schwäche. Unſere Univerſität, die älteſte in Rußland, zählt noch kein Jahrhundert. Iſt nicht unſere Bibliothek, ſo zu ſagen, ein Geſchenk von geſtern her von der Freigebigkeit unſerer Regierung? Dabei iſt es unmöglich nicht zu beklagen, daß alle Früchte, welche ſchon das alte Rußland trug, uns keinen Nutzen gebracht haben, und daß unſere helleniſch-lateiniſche Philologie, die ſich an theologiſchen Reibungen entwickelt hatte, dahin iſt, ohne irgend einen wiſſenſchaftlichen Einfluß auf unſer Leben ausgeübt zu haben. Ihr verdanken wir indeß die claſſiſche Richtung Lomonoſſows; betrachten Sie aber Derſhawin, der auf ihn folgte; den Lehrern des Kaſan'ſchen Gymnaſiums, die ihn bildeten, hat er vielleicht nur ſeine grammatiſchen Fehler zu verdanken, die indeſſen die Entwicklung ſeines Genie's nicht verhindern konnten.

Die Univerſitäten müſſen die Literaturgeſchichte ſchreiben: die Wiſſenſchaften vermehren die Maſſe der Ideen und machen den Boden fruchtbar, auf welchem, bei den übrigen geſellſchaftlichen Bedingungen, die Literatur nothwendig köſtliche Blüthen treiben muß. Die Beſtimmung der Literatur iſt auf die Gegenwart zu wirken und ſie abzuſpiegeln, die der Univerſitäten iſt, unſerm Vaterlande beſcheiden, ſtill und langſam eine rühmliche Zukunft zu bereiten.

Wenn wir die gegenwärtige Thätigkeit der Univerſitäten betrachten, ſo können wir, wenn wir unſer Vaterland lieben und in deſſen Zukunft blicken, nicht umhin uns darüber herzlich zu freuen. Es iſt erhebend, auf dieſe Jünglinge aus allen Ständen zu blicken, die aus allen Enden Rußlands ſich nach dem Quell der Kenntniſſe begierig hindrängen. Die Regierung ehrt und ſichert den Beruf des Gelehrten, führt Gebäude auf, die an Schönheit alles übertreffen, was Europa der Art aufzuweiſen hat; Bibliotheken, die in andern Ländern in Jahrhunderten erwachſen, erwachſen hier vor unſern Augen. Wenn wir nun unſere Aufmerkſamkeit auf die Thätigkeit richten, die ſeit kurzer Zeit bei unſrer Bibliothek herrſcht, wie viele frohe Hoffnungen gehen uns da für unſre Zukunft auf! Denken wir aber daran, daß dieſelbe Thätigkeit in noch ſechs ruſſiſchen Univerſitäten als gelehrte und Lehranſtalten an den verſchiedenen Enden Rußlands ſich regt, ſo können wir gewiß auf eine feſte Begründung der Wiſſenſchaften in unſerm Vaterlande hoffen.

Von der ſchönen und edeln Thätigkeit der Univerſitäten will ich Ihre Blicke nicht abziehen, um ſie auf die Thätigkeit unſerer gegenwärtigen Literatur zu richten, wo Ihnen ohnehin nur wenig Erfreuliches begegnen würde. Ich wollte ſogar deſſen nicht erwähnen, wenn ich nicht wüßte, daß zuweilen ein wüſtes Geſchrei vom literariſchen Markt in dieſe ſtillen Räume herein ertönen und den ruhigen Gang unſerer Beſchäftigungen, die auf ein künftiges Schönes gerichtet ſind, unterbrechen. Ich kann aber nicht umhin den Wunſch auszudrücken, daß zwiſchen den Univerſitäten und der gegenwärtigen Literatur ein einſtimmiges und einmüthiges Wirken auf einen einzigen großen Gedanken — die Bildung unſers Vaterlandes — gegründet, ſtatt finden möchte. Es wäre hart denken zu müſſen, daß durch eine Wirkung von außen das — ich will nicht ſagen vernichtet, denn das wäre zu viel — ſondern, wenn auch nur um ein Weniges gehemmt werden würde, was wir hier in der Stille vollbringen, ohne uns weder um Ruhm noch um Ehrgeiz zu bekümmern, nur aus Liebe zur Wiſſenſchaft, zu unſerm Rußland und zu dem jungen Geſchlecht, in welchem die Hoffnung der Zukunft reift, vollbringen.

Indem ich es unternahm, in einer Univerſität von dem Gange der ruſſiſchen Literatur zu reden, hielt ich für nöthig auf diejenigen Beziehungen hinzuweiſen, in welchen beide zueinander ſtehen und in welchen ſie ſtehen müßten; denn iſt es nicht in dieſen Räumen, wo die allgemeinen nothwendigen Bedingungen künftiger Entwicklung aller Zweige unſerer Bildung begründet werden?

Heute haben wir einen allgemeinen Blick auf die vergangene ruſſiſche Literatur geworfen und haben daraus eine wichtige Lehre für die Gegenwart gezogen. Wir ſahen zuerſt die literariſche Entwicklung des alten Rußlands, welche die religiöſe Thätigkeit zum Mittelpunkt hatte; wir konnten bemerken, wie reich und anziehend ihre Schätze ſind und wie lehrreich dieſe, leider ſo lange von uns vernachläſſigte Vergangenheit uns werden kann. Wir betrachteten darauf die Kluft, welche das neue Rußland vom alten trennt, und den Riß, der unſer eigenes hiſtoriſches Leben in zwei einander entgegengeſetzte Hälften theilt. Wir ſahen den genialen Fürſten auf die wilde, halbaſiatiſche Maſſe Rußlands mit kühner Hand den Plan europäiſcher Bildung hinzeichnen und das jugendliche Rußland, dem von ihm gemachten Entwurf treu, durch die Anſtrengungen ſeiner Erben nach und nach aus Aſien hervortreten und ſich die Formen des Europäismus immer ebenmäßiger, freier und glänzender eigen machen, wir ſehen endlich alle Erſcheinungen des neuen Lebens deſſelben ſich in den Hervorbringungen der Lite-

ratur abſpiegeln, von der feierlichen Ode Lomonoſſows an bis zur Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. — Nachdem wir dieſes überſchaut haben, ſehen wir jetzt den Reichthum und die Wichtigkeit von den Ereigniſſen unſerer Geſchichte und geben gewiß jetzt mit größerer Ehrfurcht gegen unſere Vergangenheit und mit mehr Glauben an ihn an unſer Studium. Jede Wiſſenſchaft ſoll, außer dem allgemeinen abſtracten Nutzen nothwendig einen individuellen haben, der ſich auf die Gegenwart und auf unſer Leben direct bezieht; beſonders ſoll es unſere Disciplin, die einen Gegenſtand behandelt, welcher ſich ſo ganz auf unſer Vaterland bezieht. Welchen directen Nutzen bringt ſie uns denn? Durch ein ausharrendes und fleißiges Studium der literariſchen Denkmäler des alten und neuen Rußlands können wir zur Löſung des erſten Problems unſerer heutigen ruſſiſchen Bildung ſehr viel beitragen, zu dem nämlich: wie ſoll das neue Rußland mit dem alten in Einklang gebracht werden? Wie ſoll in dieſen glänzenden Formen des neuen Rußlands der Geiſt ſeines alten Lebens erweckt, wie ſollen Vermächtniſſe und Ueberlieferungen unſerer Väter ins Leben gerufen werden? mit Einem Wort, wie ſoll in unſerm heutigen Leben und in der Literatur, dem Abbild desſelben, unſere wahre urſprüngliche Volksthümlichkeit mit der europäiſchen Bildung ausgeglichen werden? *)

Walter Scotts Leben.

(Schluß.)

Hier auch ein Wort über das ex tempore Schreiben, was in unſern Tagen zu großer Celebrität gelangt iſt. Scott ſcheint zu dieſer Gattung des Stils ein ſehr glücklicher Adept geweſen zu ſeyn. Seine Geſchwindigkeit war außerordentlich, und was er producirte, war, in Betracht der Art der Production, vortrefflich; die Verhältniſſe, unter welchen einige ſeiner Novellen, wenn er ſelbſt nicht ſchreiben konnte, dictirt wurden, ſind mit Recht als wunderbar betrachtet worden. Dieß Schnellſchreiben iſt ein werthvolles Talent; und für Scotts Zwecke war es in der That die einzig angemeſſene Weiſe. Mit vieler Mühe und Arbeit hätte er ſein Honorar nicht um eine Guinee vermehrt, und der Leſer auf dem Sopha wäre nicht um ein Jota behaglicher gelegen. Aber doch ſollte ſtreng eingeſchärft werden, daß auch im Schreiben nichts Großes je geleiſtet wurde oder je geleiſtet werden wird in nachläſſiger Bequemlichkeit, ſondern mit Anſtrengung und Mühe. Jeder ſollte ſich beſtreben, falle es ihm nun leichter oder ſchwerer, ſein Beſtes zu leiſten.

Scotts Leichtigkeit im Produciren ſetzte Jedermann in Erſtaunen; für uns iſt ſie ein weiterer Beweis von ſeiner ſoliden, körperlichen wie geiſtigen Geſundheit; ſie iſt groß, aber nicht eben wunderbar, nicht größer als die von manchen Andern. Man bewundere ſie aber mit Maaß. Denn man bemerke immer: bei jeder Arbeit kommen zwei Bedingungen in Betracht; wenn ich die Qualität beſtimmen darf, ſo mag ein Anderer mir die Quantität angeben. Ein Mann, der ſich ſelbſt leicht genug thut, kann freilich ſchnell mit Vielem fertig werden. Ohne Zweifel kann der Menſch das Vermögen, ſchnell und leicht zu ſchreiben, ſich erwerben; der menſchliche Genius, einmal in dieſer Richtung eingeübt, kann es weit bringen. Uebrigens war William Cobbett ein viel größerer Improviſator als Walter Scott.

Sollen wir etwa ſagen, Scott habe, neben ſo manchem Andern, was er einem Extrem und einer Kriſis zuführte, auch die Kunſt des Schnellſchreibens ſo weit gebracht, daß alle Welt beſſer ſehen könne, was daran iſt? Es iſt dieß eine ſchätzenswerthe Vollendung und Steigerung, die nicht ohne ihre Reſultate bleiben wird — Reſultate, vor welchen theilweiſe Scott, in ſeiner Politik ein Tory, nicht wenig ſich entſetzt haben würde. Denn wenn einmal der Druck gleichen Schritt hält mit der mündlichen Rede, dann wird die Demokratie (wenn wir der Sache auf den Grund und die Wurzel ſehen wollen) nicht mehr ein Popanz und eine Möglichkeit bleiben, ſondern eine Gewißheit und Nothwendigkeit werden, „ja unvermeidlich ſcheint ſie mir!“

Scotts Weiſe, aus dem Stegreif Novellen zu ſchreiben, um dafür Güter zu kaufen, war nicht von der Art, daß er hätte aus freien Stücken aufhören können, ſondern im Gegentheil kam er immer tiefer und heftiger hinein; und man ſieht nicht ab, zu welchem vernünftigen Ziel ihn dieß Verfahren am Ende im beſten Fall hätte bringen können. Des Buchhändlers Conſtable Bankerott war nicht das Verderben Scotts; ſein Verderben war der Ehrgeiz, der falſche Ehrgeiz, der ſich ſeiner bemächtigt hatte; das, daß ſein Lebensweg nicht vernünftig war. Wohin konnte der ihn führen? Wo konnte er ſtehen bleiben? Neue Güter blieben immer noch zu kaufen, ſo lange ſie ſich mit neuen Novellen bezahlen ließen. Mehr und mehr Glück erweckte nur mehr und mehr Hunger, mehr und mehr Keckheit. Die Stegreifſchreiberei hätte müſſen immer magerer werden, immer mehr herabſinken in die Kategorie deſſen, was man mit Mißtrauen betrachtet, was man mißbilligt und am Ende ganz verdammt. Ueberall exiſtirte auch ſchon im Geheimen eine anſehnliche Oppoſitionspartei; Zeugen von den Waverleywundern, die nicht daran zu glauben vermochten, und ſich gezwungen ſahen, ſtillſchweigend dagegen zu proteſtiren. Dieſe Oppoſitionspartei mußte nothwendig wachſen und am Ende, wenn die Stegreifſchreiberei immer dünner und magerer fortging, die Welt zu ſich herüberziehen. Die ſtumme Proteſtation mußte am Ende zum Wort kommen; harte Wahrheiten, unterſtützt durch härtere Thatſachen einer übertriebenen und erſchöpften weltlichen Popularität, mußten über kurz oder lang ausgeſprochen werden, — Wahrheiten, die man jetzt ohne Bedenken ausſpricht, da ſie des braven Mannes Herz nicht mehr kränken. Wer weiß? vielleicht war es beſſer, daß Alles anders kam, und anders kam es. Eines Tags gab der Conſtable-Berg, der

*) Zur Vergleichung der hier ausgeſprochenen Anſichten und zur Ergänzung der hier namhaft gemachten Schriftſteller ſehe man: „Literariſche Bilder aus Rußland, herausgegeben von H. Koenig. J. G. Cottaſche Buchhandlung, Stuttgart und Tübingen.“

ſo feſt wie andere Felsgebirge zu ſtehen ſchien, wie Eisberge einen lauten, krachenden Ton von ſich; plötzlich zerſplitterte er, mit unermeßlichem Dröhnen, in Eisſtaub; und ſtürzte zuſammen, viel mit ſich reißend. An Einem Tag wurden Scotts hochaufgehäufte Honorare zu Heerengeld und Schaum und Schein; an Einem Tag ſah der reiche Mann und Landbeſitzer ſich ohne einen Heller und ohne Land, ein Bankrottier unter ſeinen Gläubigern.

Es war eine harte Probe. Er beſtand ſie ſtolz, tapfer — wie ein braver, ſtolzer Weltmann. Vielleicht hätte es eine noch ſtolzere Handlungsweiſe gegeben: wenn er redlich geſtanden hätte, daß er ein unglücklicher Mann ſey, bankrott und verluſtig aller Güter und der „Reſpectabilität" der Welt, und wenn er dann irgendwo eine Zuflucht geſucht hätte. Eine Zuflucht war ihm irgendwo bereit; aber es lag nicht in Scotts Weſen und Gemüth, ſie dort zu ſuchen. Offen ſagen: ich bin bisher ganz auf falſchem Wege gewandelt, und mein Ruhm und Stolz, jetzt gebrochen, war eine hohle, nichtige Täuſchung verwünſchter Zauberei! — Das wäre Fleiſch und Blut hart angekommen. Er ſagte: ich will mich wieder aufraffen und erholen, will meine Schuld tilgen oder dafür ſterben. Schweigend, als ein kräftiger, ſtolzer Mann, gürtete er ſich zu ſeiner Herculesarbeit, die Berge Schutts wegzuſchaffen; ein gewaltiges Löſegeld zu zahlen mittelſt deſſen, was er noch ſchreiben und verkaufen konnte. Und dazu war das noch in den Jahren ſeiner abnehmenden Kraft! Das Unglück iſt doppelt und dreifach hart, das Einen da trifft. Scott machte ſich wie ein Mann an ſeine Herculesarbeit, und fuhr unermüdet darin fort; mit edler Heiterkeit rang und kämpfte er, als ſchon die Bänder ſeines Lebens krachten, jahrelang in tödtlicher Anſtrengung, Kraft gegen Kraft, damit — aber die Aufgabe war ſtärker als er; und ſein Leben und ſein Herz brachen. Ueber dieſe letzten Schriften W. Scotts, ſeinen Napoleon, ſeine Dämonologie, ſeine ſchottiſchen Geſchichten, wird die Kritik, die darin viel zum Verwundern, viel Stoff zum Lobe fände, kein Wort des Tadels ausſprechen; nur das Eine Wort: es wird Einem weh ums Herz! Das edle Schlachtroß, das einſt fröhlich wieherte beim Raſſeln des Speers, wie iſt es jetzt dazu verdammt, ſich zu todt zu arbeiten, unedle Karren ſchleppend! Scotts Ende iſt eine Tragödie, wie das ganze Leben eine iſt; ein Beweis mehr, daß das Glück auf einer raſtloſen Kugel ſteht; daß Ehrſucht, literariſche, politiſche, kriegeriſche oder pecuniäre, noch nie einem Menſchen Heil gebracht hat.

Der ſechöte Band gibt viele Auszüge aus ſeinem Tagebuch über den Verluſt ſeiner Gattin. Wir ſchließen hier. Der Vorhang fällt, und der ſtarke, tüchtige Walter iſt nicht mehr unter uns. Ein Beſitz bleibt uns von ihm; weithin verbreitet, noch immer zugänglich, nicht unbeträchtlich. Man darf von ihm ſagen: „Als er dahinging, ſchied mit ihm das Leben eines Mannes von der Welt. Kein geſunderer Kern brittiſcher Mannhaftigkeit ward geſehen in dem achtzehnten Jahrhundert. Ach! ſein gutes ſchottiſches Geſicht, mit ſeiner derben Ehrlichkeit, Scharfblick und Gutherzigkeit, war, als wir es ſpäter in den Straßen von Edinburg ſahen, ganz von Sorgen abgezehrt, alle Freude daraus entflohen — tief zerpflügt von Mühſal und Kummer. Wir werden es nie vergeſſen; wir werden es nie wieder ſehen. Lebewohl, Walter Scott, Stolz aller Schotten, nimm hin unſer ſtolzes und trübes Lebewohl!" — —

So weit der engliſche Kritiker. Aus den glänzenden Tagen von Scotts Ruhm laſſen wir zum Schluß noch den Bericht Lockharts über eine Einladung des großen Unbekannten zum Prinzregenten folgen:

„Als der Prinz von Mr. Croker, dem Secretär der Admiralität, hörte, daß Scott in der Mitte März 1815 in der Hauptſtadt erwartet werde, ſagte er: „Thun Sie mir's zu wiſſen, wenn er ankommt; ich will dann ein hübſches kleines Diner veranſtalten, das ihm behagen ſoll," und nachdem er vorgeſtellt und beim Lever gnädig empfangen worden, wurde er durch ſeinen trefflichen Freund, Mr. Adam, der damals ein Amt im königlichen Haushalt bekleidete, zum Diner eingeladen. Der Regent hatte ſich mit Mr. Adam über die Zuſammenſetzung der Tiſchgeſellſchaft berathen. „Wir wollen," ſagte er, „nur einige wenige Freunde von ihm dazu nehmen, und je mehr Schotten, deſto beſſer;" und beide Herren verſichern mich, daß die Geſellſchaft höchſt intereſſant und angenehm zuſammengeſetzt geweſen ſey. Sie begriff den Herzog von York, den Herzog von Gordon, den Marquis von Hertford, den Grafen von Fife und Scotts Freund von früherer Zeit, Lord Melville. „Der Prinz und Scott," ſagt Mr. Croker, „waren die zwei glänzendſten Erzähler, jeder in ſeiner Weiſe, die mir je vorgekommen ſind; ſie kannten beide ihre Stärke wohl und zeigten ſich an dieſem Abend im hellſten Licht. Ich konnte beim Nachhauſegehen in der That nicht mit mir einig werden, welcher von beiden am meiſten geglänzt hatte. Der Regent war entzückt von Scott und Scott vom Regenten; und bei allen ſeinen ſpätern Beſuchen in London war er ein häufig geſehener Gaſt an der königlichen Tafel." Mr. Adam erinnert ſich, daß der Regent eine beſondere Freude gehabt habe an des Dichters Anekdoten von alten ſchottiſchen Richtern und Advocaten. Scott erzählte unter andern eine Geſchichte, die er gern erzählte, von ſeinem alten Freunde, dem Oberrichter Bearfield, und die Bemerkung Sr. königl. Hoheit darüber ergötzte Scott ſehr, und er erwähnte ihrer oft. Die Anekdote iſt dieſe: Bearfield pflegte, wenn er ſeine Gerichtsrundreiſen machte, einen Gentleman von guten Vermögensumſtänden in der Nähe einer der Aſſiſenſtädte zu beſuchen, und wenigſtens Eine Nacht bei ihm zu bleiben, die ſie, da beide leidenſchaftliche Schachſpieler waren, gewöhnlich mit dieſem ihrem Lieblingsſpiel beſchloſſen. Bei einer Frühjahrsrundreiſe war der Kampf bei Tagesanbruch noch nicht entſchieden, und ſo ſagte der Richter: „Nun, Donald, ich muß eben noch einmal kommen, und inzwiſchen laßt das Spiel ſtehen;" wirklich kam er auch im October wieder, aber nicht in ſeines alten Freundes gaſtliches Haus; denn dieſer Gentleman war inzwiſchen über einem Capitalverbrechen (Fälſchung) ertappt worden, und ſein Name ſtand auf der verhängnißvollen Liſte derer, die unter ſeines frühern Gaſts Auſpicien abzu-

urtheilen waren. Der Laird ward demgemäß angeklagt, unterſucht und die Jury ſprach das Verdict: Schuldig! aus. Bearfield ſetzte ſofort ſeine Richtersmütze auf und verkündigte das Urtheil in den gewöhnlichen Ausdrücken: „Ihr ſollt an Euren Hals gehängt werden, bis Ihr todt ſeyd, und möge der Herr Erbarmen haben mit Eurer unglücklichen Seele!“ Nachdem er dieſe ſchreckliche Formel mit tönender Stimme geſprochen, legte Bearfield ſeine furchtbare Kopfbedeckung ab, nickte ſeinem unglücklichen Bekannten halb vertraulich zu und ſagte zu ihm in lächelnd flüſterndem Ton: „Jetzt, Donald, mein Mann, habe ich Euch, glaub' ich, einmal matt gemacht.“ Der Regent lachte herzlich über dieß Pröbchen von brutalem Humor und ſagte: „Meiner Treu, Walter, die alte Perrücke ſcheint derlei Dinge ſo kalt behandelt zu haben, wie meine eigne tyranniſche Perſon. Erinnern Sie ſich Tom Moore's Schilderung von meinem Frühſtück:

Auf dem Tiſche Thee und Morgenluft,
Todesurtheile und die Morning-Poſt.“

Gegen Mitternacht kündigte der Prinz an: „Einen Becher mit allen Ehren für den Verfaſſer von Waverley,“ und ſah, wie er ſein Glas füllte, Scott bedeutungsvoll an. Scott ſchien einen Augenblick etwas betroffen, aber ſogleich faßte er ſich wieder, füllte ſein Glas bis zum Rand und ſagte: „Ew. königl. Hoheit Mienen ſcheinen andeuten zu wollen, daß ich einen Anſpruch auf die Ehre dieſes Toaſts habe. Ich mache darauf keine Anſprüche, aber ich werde dafür ſorgen, daß der ächte Simon Pure von dem hohen Compliment Kunde erhält, das ihm hier zu Theil wird.“ Dann trank er ſein Glas aus und fiel mit einer Stentorſtimme in die Cheers ein, die der Prinz anſtimmte. Ehe aber die Geſellſchaft ſich wieder ſetzen konnte, rief der Prinz aus: „Ein zweites für den Dichter von Marmion, wenn es Euch beliebt — und jetzt, Walter, mein Mann, habe ich Euch doch ſchachmatt gemacht.“ Auf den zweiten Pocal folgten noch vollere und länger anhaltende Cheers; und hierauf erhob ſich Scott und ſprach ſeinen Dank aus in einer kurzen, würdigen und gewandten Rede. — Ehe er die Hauptſtadt verließ, ſpeiſte er noch einmal in Carlton-Houſe, wo die Geſellſchaft noch kleiner und die Fröhlichkeit wo möglich noch ungebundner und freier war. Damit nichts fehle, ſang der Prinz einige capitale Lieder.“

George Sand's Moſaikarbeiter.

Wir freuen uns, hier nichts von dem Tadel wiederholen zu müſſen, den wir früher manchmal über die geiſtreiche Georges Sand, oder vielmehr über ihre ſchriftſtelleriſchen Mißgriffe ausgeſprochen haben. Was wir damals ſchon vermutheten, trifft jetzt pünktlich ein. Sie reinigt mit Fleiß ihr ſeltenes Talent von dem Unſchönen und Störenden, das ihm anhing und es entſtellte, und ſteht hier in freier, aber durchaus reiner Originalität vor uns, denn ſie hat eingeſehen, daß all' die fieberhafte Unnatur der jungen franzöſiſchen Schule für ſie nicht paſſe, und daß ſie ſich zu etwas Beſſerem erheben könne.

In den Moſaikmeiſtern zeigt ſie große Sprachſchönheit in einer Darſtellung voll Intereſſe und Neuheit. Alles iſt hier anziehend und immer gleich feſſelnd. Wir leſen hier eine Künſtlergeſchichte mit all' den mannichfaltigen Wendungen, Schickſalen und Wechſelfällen eines bewegten Künſtlerlebens, voll großer Eigenthümlichkeit und Wahrheit.

Darin zeigen ſich die heftigen Künſtlerleidenſchaften des Mittelalters, Neid, Haß und Verfolgungsſucht, ihr halbes Leben ausfüllend, denn in jener Zeit herrſchte die Barbarei noch mächtig in den Sitten und in den geſelligen Verhältniſſen. Solch' ein Genregemälde paßt ganz für G. Sand's kräftigen Pinſel, und ſtark aufgetragene Farben ſind hier ganz an ihrer Stelle. Moſaikkünſtler ſuchen einen Preis zu gewinnen, den die venetianiſche Regierung ausgeſetzt hat, um ſich zu entſcheiden, wem ſie die ehrenvolle Auszeichnung und die lucrativen Arbeiten dieſer Art auftragen ſoll. Bald miſchen ſich Eiferſucht und Haß in die Concurrenz; dabei treten die verſchiedenen Künſtlercharaktere in ganz einfacher, kunſtloſer Erzählung hervor. Die geheimnißvolle Polizei Venedigs und der mächtige ariſtokratiſche Despotismus ſind mächtige Hebel für die eigenthümliche Farbe des Gemäldes. Die Verfaſſerin zeigt hier ihre Vorliebe für das Künſtlerleben, was ganz mit ihrem unabhängigen, männlichen Charakter übereinſtimmt, und worin ſie ein ſeltenes Talent zeigt, die Neugierde ihrer Leſer zu erregen und immerfort zu ſteigern.

La dernière Aldini iſt die Geſchichte eines italieniſchen Sängers, deſſen romanhafte Aventuren eine Menge wechſelnder und intereſſanter Situationen herbeiführt.

Oreo endlich iſt eine kurze Erzählung, die einen Volksaberglauben zum Grunde hat.

Alle drei Novellen ſind ſich durchaus nicht gleich, ſondern wechſeln in Darſtellungsart und Farbe wie die Hoffmannſchen, und wie dieſe finden ſie zahlreiche Leſer. Wie geſagt, wenn G. Sand ſich nicht übertriebenem Gefühl und dem Irren der Einbildungskraft hingibt, ſo wird über ihre Schriften nur Eine lobende Stimme ſeyn.

Mr.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17 u. 18.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

9 Februar 1839.

Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.

Erster Artikel.

Das Werk, das in der deutschen Theologie so große Bewegung und Aufregung hervorgerufen, das eine eigene Literatur im Zeitraum von wenigen Jahren geschaffen hat, konnte, bei dem geistigen Verkehr und Austausch, der zwischen den in Bildung vorangeschrittendsten Nationen Europa's statt findet, in England und Frankreich auch nicht unbeachtet bleiben. In beiden Ländern (wie auch in Italien) sind Uebersetzungen von jenem Buch angekündigt, welche jedoch bis jetzt, so viel uns bekannt ist, auf sich haben warten lassen, und freilich wird dasselbe, nach Umfang und Inhalt, einer vollständigen und getreuen Uebertragung nicht geringe Schwierigkeiten darbieten, jedenfalls einen Mann erfordern, der mit gründlicher Kenntniß der deutschen wissenschaftlichen und gelehrten Sprache bedeutende theologische Kenntnisse verbindet. Vorläufig aber hat das Leben Jesu von Gelehrten beider Länder Beurtheilungen erfahren, von Männern, welche es in der deutschen Sprache zu lesen vermochten, was schon an sich ein nicht unbedeutendes Zeichen der Veränderung ist, die im Lauf einiger Jahrzehnte in der Bildungsweise und in den Studien der Gelehrten in beiden Ländern vorgegangen; denn vor dreißig Jahren würde ein solches deutsches Werk schwerlich im einen oder andern Lande Leser und Beurtheiler gefunden haben. Wenn es einer Rechtfertigung bedarf, daß wir ein solches theologisches Werk, nach den Eindrücken, die es im Ausland gemacht, nach den Beurtheilungen, die es von Fremden erfahren hat, in den Kreis dieser Blätter hereinziehen, welche nicht für Fachwissenschaften bestimmt sind, so erwäge man Folgendes: zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten unserer Zeit gehört es, daß die strengen Demarkationslinien zwischen den verschiedenen geistigen Gebieten sich mehr und mehr verwischen und verlieren, daß der auf dem einen Gebiet Thätige nicht mehr umhin kann, von den Leistungen und Resultaten auf andern Kunde zu nehmen, daß in der Poesie und Fiction sociale, politische, metaphysische und religiöse Probleme behandelt werden, kurz daß man in Allem, mehr oder weniger bewußt, auf einen Mittelpunkt, auf eine geistige Einheit loszugehen scheint, und daß der wahrhaft Gebildete sich der Aufgabe nicht entziehen kann, sich auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus er alle, die geistige, sittliche, politische und religiöse Welt bewegenden Phänomene in seinen Gesichtskreis aufzunehmen und sie, sey es nun mehr nach den Principien und Doctrinen einer Schule, eines Systems, oder mehr nach den Gesetzen und der Anschauungsweise seiner Individualität, zu einer Einheit zu verbinden, in ihrem Zusammenhang zu begreifen vermag, — oder wenigstens sich bestrebt. Jenes gleichgültige Nebeneinanderbestehen und Gewährenlassen der verschiedenen geistigen Richtungen oder Provinzen hat aufgehört; und derjenige, der sich noch jetzt in seinen Kreis verschließen will, wird meist auf unsanfte Weise aufgerüttelt, und zur Theilnahme an dem um die Totalität der Weltanschauung geführten Kampfe gezwungen. Welchen Einfluß aber religiöse und philosophische Ansichten und Bestrebungen eines Zeitalters auf die gesammte Bildung, namentlich auch auf die Literatur, auf die Poesie, auf die Kunst, ausgeübt haben, weiß Jedermann; man erinnere sich nur an die Folgen der Reformation für die Wissenschaften und die Literatur, oder auch an die Einflüsse der englischen Freidenker, der französischen Philosophen und Encyklopädisten auf die Entwicklung, Gestaltung und Färbung der Literatur, der Poesie ihrer eigenen und fremder Länder. Dazu kommt ferner, daß auch die Beurtheilungen des im Titel genannten Werkes nicht in theologischen, wissenschaftlichen Zeitschriften, sondern in allgemein literarischen Revuen sich finden, und somit nicht auf den theologischen Charakter im strengen Sinn Anspruch machen. Das Motiv, Beurtheilungen des Lebens Jesu von Strauß zu geben, schienen jene Zeitschriften ungefähr in derselben Reflexion gefunden zu haben, wie die oben ausgesprochene: daß nämlich ein solches Werk außer dem eigentlich theologischen und gelehrten Charakter auch noch ein für die Bildung, die Interessen und Tendenzen der Zeit nicht unwichtiges Moment enthalte,

und inſofern der Erörterung auch vor Laien nicht unwerth ſey. E. Quinet indeß, der franzöſiſche Beurtheiler in der Revue des deux Mondes beklagt ſich ſelbſt, daß man in Frankreich Artikeln in Revuen es überlaſſe, die gewaltige Bewegung in der Theologie zu ſchildern und zu repräſentiren, und daß es in Paris keine Facultät der proteſtantiſchen Theologie gebe, welche an den großen Debatten der modernen Kritik thätigen Antheil nehme.

Die Art und den Geiſt, worin der engliſche und der franzöſiſche Kritiker das Werk beurtheilen, werden wir ſpäter zu charakteriſiren haben. Vorläufig nur ein paar Andeutungen darüber. Der engliſche (nicht genannte) Kritiker in der Foreign Quarterly Review ſtellt ſich weit mehr auf den theologiſchen Standpunkt und ſucht mit dem Schilde der Orthodoxie und mit den Waffen der Exegeſe die Angriffe von Strauß abzuwehren, der franzöſiſche Kritiker aber ſtellt ſich mehr auf den philoſophiſchen Standpunkt, ſucht das „Leben Jeſu“ als das nothwendige Reſultat einer längſt begonnenen Entwicklung der Revolution zu begreifen, und bemüht ſich weniger, Einzelnes gegen die kritiſchen Angriffe zu vertheidigen, als die geſammte, dem Werk zu Grund liegende philoſophiſche Anſchauung und Auffaſſung der Urgeſchichte des Chriſtenthums zu bekämpfen. Mit beiden Kritikern hat Strauß, unſers Dafürhaltens, Grund zufrieden zu ſeyn, jedoch in verſchiedener Hinſicht. Die engliſche Kritik gehört einer theologiſchen Bildung an, welche ſich der Ergebniſſe der neueſten deutſchen Forſchungen, beſonders auf dem Gebiet der Kritik, nicht theilhaft gemacht hat und daher häufig mit Waffen ficht, welche die rechtgläubigſten deutſchen Theologen nicht mehr brauchbar finden, und ſie kann daher dem Verfaſſer nur Gelegenheit geben zu ſiegreichen Erwiederungen und Zurückweiſungen ihrer Ausfälle, wenn ſie auch in einigen Punkten, namentlich wo es ſich um gelehrte mythologiſche oder geographiſche Kenntniſſe handelt, gegen ihn Recht behalten ſollte. Sie kann ſich ferner ſo wenig in den Gegner hineindenken, daß ſie ihm immer wieder ihre eigenen Anſichten unterſtellt, und ihn auf ihrem Boden, dem der orthodoxen Vorausſetzungen, glaubt zum Stehen bringen und ſchlagen zu können. Je zuverſichtlicher dabei der Ton iſt, deſto erwünſchter muß es für Strauß ſeyn, denn das Selbſtvertrauen und der verachtende Stolz eines Feindes erhöhen nur den Triumph des Siegers. Dagegen hat Strauß in E. Quinet's Beurtheilung Grund, gerade mit dem Ton dieſes Kritikers, der ſich häufig als ſein Gegner zeigt, zufrieden zu ſeyn, und es wäre nur zu wünſchen, deutſche Kritiker wüßten ſich immer eine ſolche Haltung der Sprache zu bewahren. Wir gehen nun zu Auszügen aus den beiden Beurtheilungen über und beginnen mit der des proteſtantiſchen orthodoxen Engländers.

Er ſchildert zuerſt kurz den Stand der engliſchen proteſtantiſchen Theologie: „Wir finden, daß die Theologie Englands einen umſichtigen und nüchternen Charakter hat, voll von der Kraft der Vernunft und nur wenig zum Pathetiſchen oder Leidenſchaftlichen ſich hinneigend. Der Geiſt des Proteſtantismus ſelbſt hat in ſich die Hartnäckigkeit Luthers und ſinkt ſelten unter die hohe Vernünftigkeit herunter, deren Gepräge die Reformatoren ihm aufdrückten. Daher mag es auch rühren, daß wir viel von dem redneriſchen Glanz und dem ergreifenden Gefühl verloren haben, die man überall eher findet, als in dem ſtrengen Dogmatismus der Schultheologie. Gewiß iſt, daß wir den Umfang der Kirchengewalt etwas zu ſchwach beſtimmt und umſchrieben haben, und daß ſchon die dringende Nothwendigkeit einer ernſten Aenderung in der Disciplin vorliegt. — Durch Luther wurde die Bibel das Buch der Welt, und Jeder, tüchtig oder nicht, ſpürte Luſt, in Folge ſeiner Lecture ſeine eignen Folgerungen daraus abzuleiten; ein unmäßiges Sectenweſen war die nothwendige Folge der unvorſichtigen Behauptung, daß die Schrift ganz der eignen Erklärung eines Jeden anheimzugeben ſey, womit die Nothwendigkeit einer Prieſterſchaft, um ſie zu lehren, wegfiele. Dieß und ein Geſchrei nach Liberalität und Toleranz, beides in ſolcher Ausdehnung, daß ſie eigentlich richtiger Zügelloſigkeit und Indifferentismus genannt worden wären, waren die frühen Folgen des neuen Syſtems. Die Strafgeſetze verſchwanden, die beſchränkenden Beſtimmungen erlitten Abänderungen, und in Folge einer eigenthümlichen Wirkungsweiſe der reformirten Grundſätze auf den großen politiſchen Mechanismus, ſind die römiſchen Katholiken und die Diſſenters mit völlig gleichen Rechten in den Senat zugelaſſen worden. All dieß mag untröſtlich ſcheinen, und gewiß bietet die Stellung der jetzigen Regierung Englands im Augenblick durchaus keine erfreuliche Ausſicht dar für den ruhigen Vertheidiger der Wahrheiten, welche die Reformation zu Tage gefördert hat. Dennoch aber darf man nicht verzagen. In dieſem unſerm Lande führt die Stimme der frühern Zeit immer ein tiefes, die Seelen heiligendes Gefühl mit ſich, welches, ſo lang es lebendig bleibt, die beſte Garantie unſerer alten Inſtitutionen bildet; und wenn die Liebe zur Neuerung und zum Wechſel dieß Gefühl verdrängt hat, dann werden wir ganz entartet und geſunken ſeyn und ſelbſt das Bewußtſeyn der Quellen unſerer nationalen Größe und Würde verloren haben. So aber iſt es nicht auf dem Continent, und namentlich nicht in dem Land des großen Reformators, welches wimmelt von einer Anzahl gewiß ſehr origineller Denker, die aber nur zu oft ihre Originalität in Irrthümern bewähren. Neologie und nicht Theologie — Wechſel und nicht Beſtändigkeit iſt ihr gemeinſames Beſtreben. Dieſe Männer verſtehen einen Apoſtel unendlich beſſer, als er ſelbſt ſich verſtand.“

Im Unterſchied von andern Neologen (deren Namen wir zu erfahren gewünſcht hätten), charakteriſirt der Kritiker Strauß ſo: „Gedrängt, bündig, ſcharf unterſcheidend ſchreibt er ſelten eine Zeile, die nicht, wenn auch das Argument ſelbſt nicht neu iſt, wenigſtens eine neue Methode enthielte, es geltend zu machen oder ins Licht zu ſetzen. Es iſt nicht viel Originalität in dem was er behauptet, aber Alles iſt bündiger und kürzer gefaßt und zuſammengedrängt, als bei irgend einem Schriftſteller dieſer Art. Genau anzugeben, in welches Verhältniß zum Chriſtenthum er ſich ſetzt, wäre ſchwer. Gewiß iſt, daß er allen wunderbaren Vorgängen die Glaubwürdigkeit abzieht — die evangeliſche Erzählung ſo zurichtet, wie er glaubt, daß ſie ſich ausnehmen ſollte — die göttliche Natur unſers Herrn läugnet — und die ganze Geſchichte zu mythiſiren (das ſoll wohl das engliſche

Wort: mysticise heißen!) ſucht. Es iſt offenbar unmöglich in einer Kritik alle Gegenſtände dieſer zwei furchtbaren Octavbände zu umfaſſen, und wir müſſen uns daher mit den weſentlichſten Punkten begnügen. — Wir geſtehen, daß unſere Meinung von dem Buch weit unter der Schätzung ſteht, welche es im Ausland erfahren hat. Wenn wir gern dem Verfaſſer das oben ihm ertheilte Lob zuerkennen in Betreff der Aufſtellung, Anordnung und Durchführung der Argumente, ſo müſſen wir dagegen die Argumente ſelbſt oft als unbeſtimmt, ungenügend und ſelbſt kindiſch betrachten; während er ſich auf ſinnreiches Raſonnement, umfaſſende Forſchung und tiefe Gelehrſamkeit etwas zu gute thut, behaupten wir, daß ſich hierin nur zu oft Kleinlichkeit, Beſchränktheit, Seichtigkeit und Ungenauigkeit einſchleicht."

Die Kritik macht ſich, wie begreiflich, ſehr viel mit den Wundern zu thun, aber hier hat ſie die Argumentation von Strauß bedeutend entſtellt; ſie gibt nämlich als ſeine Behauptung dieß: er berufe ſich auf die Continuität der Wunder, welche ſchon im alten Teſtament ſo häufig vorkommen und von Moſes und den Propheten verrichtet, ſo wie auch von dem Meſſias geweiſſagt werden, und worin die übrige Welt in ihrer Einfalt ein genügendes Zeugniß von der göttlichen Sendung Jeſu und der Wahrheit ſeiner Lehre erblickt habe, Strauß berufe ſich auf dieſe Continuität der Wunder als widerſprechend dem Chriſtenthum, zwiſchen welchem und dem Judenthum, ſetzt der Kritiker hinzu, doch bis auf einen gewiſſen Punkt die vollkommenſte Uebereinſtimmung herrſchen müſſe. Beitretend der Behauptung von Strauß, daß das jüdiſche Volk von ſeinem Meſſias Wunder erwartete, in ihm einen zweiten Moſes und den größten Propheten erwartete, und hiefür namentlich eine Stelle aus Jeſaias anführend, in welcher er „einen großen Theil der wunderbaren Geſchichte unſers Herrn" geweiſſagt findet, und behauptend: daß Moſes, Elias und Eliſa, typiſch betrachtet, nur die frühen Vorläufer deſſen waren, der größer und mächtiger als ſie ſeyn ſollte, fährt er fort: „Wir erwarten daher ganz natürlich, wenn wir den Charakter Chriſti betrachten, zu finden, daß er, wie Moſes ſein Volk wunderbar ſpeiſte; wie Eliſah vom Ausſatz heilte, und wie dieſer Prophet und ſein Meiſter, Elias, die Todten wieder ins Leben rief. Wir erwarten dieſen Charakter von Chriſtus und wir finden ihn völlig beſtätigt, außer wenn ein verkehrtes Geſchlecht muthwillig von ihm Zeichen und Wunder begehrte, wo doch kein Wunder Bekehrung und Glauben gewirkt hätte. Solchen wollte er kein Zeichen geben, als das ſeiner Auferſtehung. Die Behauptung von Strauß, Chriſtus habe keine Wunder gethan, weil er ſich weigerte, eines zu thun, wenn und wo man es gerade von ihm verlangte, iſt ganz nichtig und lächerlich; und die Angabe, welche dafür geltend gemacht wird, daß nämlich überhaupt die Apoſtel in ihren Briefen von den Wundern ſchweigen, und nur der Auferſtehung erwähnen, muß als eine ſo falſche Behauptung bezeichnet werden, daß es nur in Erſtaunen ſetzt, wie ein Schriftſteller von ſolchem Scharfſinn ſich dazu verleiten ließ." Ferner wird darauf aufmerkſam gemacht, daß in zwei Stellen von Paulus und Petrus deutlich von der Himmelfahrt die Rede ſey, und zwar 1 Petr. 3, 22 und im Hebräerbrief 1, 3. Läßt man nun aber auch den erſten Brief Petri dahingeſtellt, ſo haben doch wohl faſt alle deutſchen Theologen die Annahme, daß Paulus der Verfaſſer des Hebräerbriefs ſey, aufgegeben. Die Entſtellung der Anſicht von Strauß aber beſteht darin: daß der Kritiker ihn die Wunder Chriſti und an Chriſto läugnen läßt, weil der Charakter des Chriſtenthums, im Gegenſatz gegen das Judenthum, die Wunder ausſchließe. Dieß iſt weit und breit nicht die Meinung von Strauß, welcher die Realität der Wunder theils a priori aus philoſophiſchen Gründen verwirft, theils auf kritiſchem Wege zu vernichten ſucht, und in den altteſtamentlichen Wundern, über deren Realität er natürlich nicht günſtiger urtheilen kann, nur die Veranlaſſung davon findet, daß ſich die Jeſum verherrlichenden Wundererzählungen bildeten. Der engliſche Kritiker kann ſich, wie es ſcheint, nicht von der Vorausſetzung los machen, daß Strauß die Angaben, die Geſchichte und Prophezeyungen des alten Teſtaments gar nicht bezweifle, daß er in Beziehung auf dieſes eben ſo orthodox ſey, wie in Beziehung auf das neue neologiſch.

Mit Uebergehung des erſten Bandes, wo die Principien, und der Schlußabhandlung, wo die Reſultate des Werkes zur Sprache kommen, hat der engliſche Kritiker ſich eigens die Wunder herausgeſucht, um dieſe gegen die Angriffe von Strauß zu vertheidigen und zu retten, und ſo den Geſammtcharakter des Werkes wenig gewürdigt. Die Wunder zerfallen nach der Eintheilung von Strauß in drei Claſſen: Heilungen von Geiſteskranken, Heilungen von Leiblichkranken und Wiederbelebungen von Todten. Dieſer Anordnung folgt nun auch der Beurtheiler.

Zuerſt kommt er auf die Geiſteskranken, auf die Beſeſſenen zu ſprechen, und hier führt er ein Wort von Euſebius an, der Augenzeuge geweſen zu ſeyn verſichert, wie durch die göttliche Kraft des Exorcismus böſe und quälende Geiſter aus Menſchen ausgetrieben worden ſeyen. Auch die andern frühen Kirchenväter ſprechen von der Kraft des Exorcismus als einer ausgemachten Thatſache. Er gibt nun zwar zu, daß ſich an der Begriffsbeſtimmung der Beſeſſenen bei Strauß nicht ſehr viel ausſetzen laſſe, macht aber dagegen geltend, daß Jeſus alle Krankheiten auf dämoniſche Einflüſſe, auf Heimſuchungen wegen Sünden zurückführe, ganz im Sinne des Buches Hiob. Sofort wird die Hypotheſe von Strauß, daß der Glaube an Beſitzungen der Menſchen durch böſe Geiſter den Hebräern von Perſien her gekommen ſey, beſtritten, weil, wenn dieß der Fall wäre, doch wohl ein Schriftſteller davon Meldung gethan haben würde, und das hohe Alterthum der jüdiſchen Engel- und Geiſterlehre als ein Zeugniß für ihre Wahrheit geltend gemacht, da auch die älteſten Traditionen anderer Völker, der Griechen z. B., damit übereinſtimmen. Ueber die Art, wie Strauß die Anſicht der ältern Theologie und der neuen über dieſen Punkt charakteriſirt, ſo wie über das, was er von der Undenkbarkeit einer wirklichen Beſitzung durch ein fremdes geiſtiges Weſen ſagt, läßt ſich der Beurtheiler ſo vernehmen: „Die alte Theologie war alſo, ſcheint es faſt, mit unbegreiflicher Blindheit geſchlagen, aber die neuere iſt entſchieden dieſer Anſicht entgegen." Wir wiſſen nicht, woher Strauß die Gründe für ſeine

Behauptung ſchöpft, aber wir glauben, völlig den Sinn der geſammten anglikaniſchen Kirche auszuſprechen, wenn wir das Gegentheil als wahr behaupten. Ein einziger Commentator, Hewlet, wagte dieſe gefährliche Heterodoxie, und wir glauben, er hat Grund genug gehabt, die Veröffentlichung dieſer Anſichten zu bereuen, da ſie dem Verkauf einer in andern Rückſichten werthvollen Bibel Abbruch thaten. Kein Zeitirrthum, kein pſychologiſcher Mißgriff konnte in eine ſo klare Verſicherung als die von Tertullian ſich einſchleichen. (Tert. ſagt in einer von dem Kritiker angeführten Stelle: „Man bringe mir einen von einem Dämon Beſeſſenen. Auf das Wort jedes Chriſten hin ſoll dieſer Geiſt zum Sprechen gezwungen werden. Wenn der Chriſt nicht den Dämon zu einem wahren Geſtändniß zwingt, ſo vergießt ſein Blut!) Keine Principien der Naturphiloſophie oder der Pſychologie, welche uns bekannt geworden ſind, berühren auch nur im entfernteſten Grade die fraglichen Krankheiten; und was die Behauptung betrifft, daß das Verhältniß zwiſchen dem Selbſtbewußtſeyn und den leiblichen Organen nie geſtatte, daß ein fremdes Selbſtbewußtſeyn ſich einſchiebe, ſo wird dieſe widerlegt durch das fortlaufende Zeugniß aller Nationen und durch das Factum unſers Inſpirationsſyſtems, welches eben auf dieſer Hypotheſe beruht. Warum eine körperliche Einwirkung eines Weſens auf das andere zugeſtanden, eine geiſtige aber geläugnet werden ſollte, vermögen wir nicht einzuſehen; aber wir wollen jetzt übergehen zu der Unterſuchung, wie Strauß die dämoniſchen Beſitzungen auf natürliche Weiſe erklärt."

Bei dem erſten von Strauß gewählten Fall der Austreibung von einem Dämon, wo er ſowohl die Anſicht von Olshauſen, als die der Rationaliſten zurückweiſt, bemerkt der Kritiker, daß Strauß hier das Factum der Heilung eigentlich unerklärt laſſe, und ſich mit dem Reſultat begnüge, man müſſe vermuthen, daß in einem Punkt der Erzählung (in der dem Beſeſſenen in den Mund gelegten Anerkennung der meſſianiſchen Würde Jeſu), die evangeliſche Tradition nicht rein nach der hiſtoriſchen Wahrheit ſich gebildet habe, ſondern durch jüdiſche Zeitvorſtellungen mitbeſtimmt worden ſey. „Wir müſſen hier bemerken, daß die von Strauß gegebene Löſung gar keine Löſung iſt; die von ihm gegen die rationaliſtiſche Hypotheſe erhobenen Einwendungen mögen jeden Andern eher als einen Rationaliſten überzeugen; was aber ſeine eigene Erklärung betrifft: warum, wenn wir mit Strauß die Erzählung des Evangeliſten im Allgemeinen für wahr gelten laſſen, ſollten wir ihm in den einzelnen Umſtänden abſichtliche Entſtellung (?!) ſchuld geben. Wir müſſen den inſpirirten Autor ſo wie er ſich gibt annehmen oder verwerfen; aber offener Skepticismus iſt gewiß vernünftiger und folgerichtiger, als dieſer ungläubige Glauben." Allerdings läßt hier Strauß, über der Verfolgung eines einzelnen, ihm unwahrſcheinlichen Punktes, die Haupterzählung, nemlich die Heilung des dämoniſchen, ganz fallen und gibt ſeine eigene Anſicht gar nicht, wenn nicht etwa die Meinung die iſt, daß, weil Ein Punkt, jedoch aus aprioriſchen Gründen ihm unerklärlich ſcheint, die ganze Erzählung für mythiſch gelten ſoll, was indeß doch ausdrücklich geſagt ſeyn ſollte. Später wird zwar die Möglichkeit der Heilung leichterer Krankheiten auf pſychiſche Weiſe zugegeben, aber von den ſchwerſten und complicirteſten Fällen in Abrede gezogen, und ſomit allerdings das mythiſche Princip auch auf dieſe Erzählungen angewendet, und zwar nicht bloß auf einzelne Umſtände, ſondern auch auf den eigentlichen Kern.

Aus Veranlaſſung der Austreibung der Dämonen aus dem oder den Beſeſſenen in die Schweine, ſtellt der Kritiker folgende Betrachtungen an: „Was die Behauptung betrifft, die aus der Menge von Dämonen in Einem Menſchen abgeleitet wird, daß alle Perſönlichkeit damit hätte aufhören müſſen, und daß, zugegeben ſelbſt, daß ein Dämon, mit Unterdrückung des menſchlichen Bewußtſeyns, ſich eines menſchlichen Organismus bemächtigen könne, Einem doch alle Verſtellung ausgehe, ſobald man gar viele einen Menſchen beſitzende dämoniſche Perſönlichkeiten ſich denken ſolle, — ſo erledigt ſich dieß durch das Eine Factum, daß von Maria Magdalena wirklich angegeben wird, daß dieß bei ihr der Fall geweſen, und durch die Erwägung, daß, da Alle unter Einem Oberhaupt, Satan, ſtehen, ihre Beſitzung eigentlich doch nur ſeine Beſitzung iſt, und daß alles Selbſtbewußtſeyn in manchen Fällen bei der Beſitzung eines Menſchen auch nur von Einem Teufel aufhört, obgleich es auch Fälle gibt, wo ein gemiſchter Wille, ein menſchlicher und teufliſcher, in unnatürlichem Schwanken ſich offenbart. Unſre alten Anklagen bezeichnen dieſe Gewalt über den Menſchen als nudente Diabolo entſtanden; wie groß muß nun wohl die Macht und Gewalt jener böſen Geiſter geweſen ſeyn, als ihre Waffen noch nicht ſo unmächtig und beſchränkt waren, wie unter der jetzigen langen Dauer eines der Hölle entgegengeſetzten und trotzenden ſittlichen und religiöſen Reiches! Wir wiſſen, daß der Satan vom Himmel fiel wie ein Blitz, und daß ſeine Macht ſeither immer abgenommen hat, wovon ein Beweis uns vor Augen liegt eben in der Läugnung ſeiner körperlichen Beſitzung von Menſchen. Der nächſte Punkt, den wir zu erwägen haben, iſt die Beſitzung von Thieren; dieß ſcheint einen Anſtrich von der Lehre von der Seelenwanderung zu haben. Aber der wahrſcheinliche Grund der Beſitzung von Thieren war, zu beweiſen, daß der Heiland rein war von allen Verabredungen zu einer betrügeriſchen Täuſchung. Man hätte können geltend machen, der Beſeſſene ſey ein Betrüger und im Bunde mit dem Exorciſten geweſen, eine Vermuthung, die wir uns hinſichtlich der neuern magnetiſchen Einwirkungen auszuſprechen erlauben, aber auf eine thieriſche Beſitzung konnte dieſer Verdacht nicht fallen. Was die Möglichkeit davon betrifft, ſo kann man ſich auf den Eſel Bileams im alten Teſtament berufen, und wenn wir die dämmernden Spuren eines Zuſammenſeyns der beiden Naturen ſammeln wollten, könnten wir einen merkwürdigen Beweis von dem Pferd des Achilles, Xanthus, hernehmen, welches den Tod ſeines Herrn prophezeyt. Dr. Strauß fragt, was denn die Dämonen durch die Beſitzung der Thiere gewannen, da doch dieſe, ihre neuen Wohnungen, im Augenblick darauf zerſtört wurden? Darauf kann man antworten: Erlöſung vom Abgrund, dieſem ewigen Kerker, wo ewige Ketten, Feſſeln ihres Willens, ihr Weſen beſchranken. Sie verließen die ertrunkenen Thiere, um auf grauenvolle Weiſe zu zeigen, daß ihre troſtloſe Herrſchaft darin beſtehe, Menſchen und Thiere zu verderben.

Sie bewieſen vermuthlich dem gadareniſchen Proſelyten, wenn es nicht gar ein Iſraelite war, durch das Fahren eines unſaubern Geiſtes in unreine Thiere, daß er, indem er ſie hielt, geſündigt hatte gegen das noch nicht aufgehobene Geſetz des Moſes u. ſ. w.“

Die Uebergehung der Austreibung von Dämonen im Evangelium Johannis erklärt Strauß aus der griechiſchen Bildung ſeines Verfaſſers; dagegen ſagt die Review: „Heſiod behauptete die reine Lehre von eingreifenden Schutzmächten; Homer zeigt uns einen böſen Geiſt oder einen Dämon, der den Agememnon zu einer unglücklichen Schlacht antreibt; die Schilderung der Ate von dem genannten König bei eben jenem Dichter iſt den Kennern des Griechiſchen wohl bekannt, ſo wie ihre Vertreibung vom Himmel auf die Erde. Die Furien beſitzen die Seelen der Menſchen — z. B. Oreſtes in den Choephoren.“

Wir übergehen was hinſichtlich der Krankenheilungen und der Todtenerweckungen geſagt wird; es iſt in der That eigentlich nur der Widerſpruch, den der Glaube dem kritiſchen Unglauben entgegenſetzt, ohne Erörterung von Argumenten, kritiſchen oder philoſophiſchen. Das Schreiten auf dem Waſſer und die Brodvermehrung werden übergangen, und dann kommt der Beurtheiler auf die Hochzeit zu Cana. „Bei der Hochzeit von Cana haben wir wieder die Fortſetzung eines mehr als nur zweifelnden Unglaubens, eines Unglaubens, welcher gern allem Glauben ſchenkt, was Jeſum oder die Evangeliſten herabſetzt, und dabei eine entſchiedene Abneigung, unparteiiſch gegen irgend welche Betrachtungen zu ſeyn, welche für die Annahme eines Wunders ſprechen, ſo wie gegen die ruhige Erörterung der Fragen ohne Vorwegnahme des Ergebniſſes. So wird der Mutter und Jungfrau vorgeworfen, daß ſie mit ihrer Erwartung eines Wunders bei dem Hochzeitmahl ziemlich vorlaut geweſen; ſie, von der geſchrieben ſteht: „der heilige Geiſt wird über dich kommen“ u. ſ. w. wird vorgeſtellt als nichts wiſſend von der hohen Begabung ihres eigenen Kindes. Der Zweck des Wunders, die Schöpfung des vergötterten Symbols des Alterthums, der Triumph über den üppigen Gott, welcher als der angebliche Schöpfer dieſes Princips verehrt wurde, iſt klar; und ohne Zweifel war es aus Furcht vor einer zu innigen Vermiſchung der Moslem und der Chriſten, daß Mohammed ſeinen Anhängern den Genuß des Weins unterſagte, der Schöpfung eines Religionsſtifters, deſſen vollkommenes Syſtem, wie er wohl fühlte, in ſich Elemente enthielt, welche den Islam zuverläſſig vernichten mußten, wenn einmal ſeine politiſche Macht gelähmt und zerſtreut war.“ Hinſichtlich der Erzählung von dem verfluchten und verdorrten Feigenbaum macht der Kritiker die ſymboliſche Abſicht Jeſu bei der Verwünſchung des Baums geltend, und verbreitet ſich ziemlich weitläuftig über die Natur der paläſtiniſchen Feigenbäume, der Zeit ihrer Früchte u. ſ. w., worüber Strauß übel berichtet ſey. Nachdem die Reiſe nach Jeruſalem und die Weiſſagungen über die Wiederkunft zum Gericht kurz berührt worden, fährt der Beurtheiler ſo fort: „der nächſte Punkt, über welchen wir den Kampf anzubieten haben — und wir thun es, wie ächte Tempelritter, mit dem Bewußtſeyn, daß in unſerm Stahlpanzer keine Ritze iſt, durch welche der Speer der Ungläubigen zu dringen vermag, — iſt die Todesangſt im Garten.“ Die Widerſprüche, welche Strauß in den evangeliſchen Berichten von dieſer Thatſache finden will, zieht er in Abrede, auf den Grundſatz geſtützt: daß Auslaſſungen und Uebergehungen keine Widerſprüche ſeyen, und ſagt dann: „Wir können aus einem phyſiſchen Factum, den blutigen Schweiß betreffend, das zur Zeit nur Wenigen bekannt iſt, zur Genüge darthun, daß dieſe Erzählung nicht mythiſch iſt, und nie mythiſch ſeyn ſollte. Weit entfernt, daß, wie Dr. Strauß meint, der blutige Schweiß unwahrſcheinlich ſeye, daß er eine mythiſche Hindeutung enthalten ſollte, verweiſen wir den Verfaſſer, der in der Phyſik nicht gut bewandert ſcheint, auf die unten folgende Beſtätigung des Umſtands, den er für eine völlige Unmöglichkeit ausgibt. (Dieſe beſteht in mehreren Zeugniſſen vom Vorkommen des Blutſchweißes und namentlich in der Angabe eines Arztes, Burrow, daß in einigen Fällen von Epilepſie der Andrang des Bluts gegen den Kopf erſtaunlich ſtark ſey, ſo daß bei einem jungen Mann während des Paroxysmus das Blut mit ſolcher Gewalt in die äußerſten Gefäße getrieben ward, daß es durch die Poren ausſchwitzte.) Wir aber wollen hier keinem Kind des Glaubens ein Aergerniß geben dadurch, daß wir auf die natürliche Erhärtung dieſer ſchauervollen Todesangſt eingingen. Möge man nicht uns zutrauen, daß wir in gemeine Phyſik den erhabnen metaphyſiſchen Charakter Chriſti auflöſen wollten.“

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von Alfred de Vigny.

Das Horn.

I.

Des Hornes Ton lieb' ich, Abends im tiefen Wald,
Ob's nun vom Leid des Thiers beim Mortgebell erſchallt,
Oder vom Lebewohl des Jägers, halb erſplittert
Im Echo, das von Blatt zu Blatt im Nordwind zittert.

Wie oft um Mitternacht allein dort weilend ſchon
Hab' ich gelächelt und geweint bei ſeinem Ton!
Mir war's, als hört' ich die propheteſchen Hallo klingen,
Welche voran dem Tod der Paladine gingen.

Berge, gehüllt in Blau! anbetungswürd'ges Land!
Marbora's Cirkus du, Brazona's Felſenwand!
Kaskaden, die ihr ſtürzt von überſchneiten Höhen!
Ihr Brunnen, Bäche, Quell'n, Ströme der Pyrenäen!

Berge voll Blüth' und Schnee, zweier Jahreszeiten Thron,
Deren breitſter Stirn der grüne Fuß ſpricht Hohn,
Dort muß man ſitzen, dort lauſchen, dahergetragen
Von Lüften fern des Horns ſchwermüthig ſüßen Klagen.

Oft fällt ein Wanderer, wenn die Lüfte ſtumm ſind all,
Tönend die milde Nacht mit dem metallnen Hall;
Weit in die Runde klingt hold die Muſik; dazwiſchen
Des jungen Lamms Gebläck und Glöckchen oft ſich miſchen.

Statt zu verstecken sich, lauscht aufmerksam ein Reh,
Schwebend bewegungslos auf einer Felswand Höh;
Der Wasserfall gesellt in seinem wilden Tanze
Sein ewig Klagelied der Weise der Romanze.

Seelen der Ritter, kommt Ihr wieder zum Gefecht?
Seyd Ihr's, die mit des Horns metallner Stimme sprecht?
Roncesval! Roncesval! in deinen Schattengründen
Kennt' Rolands großer Geist noch Ruh und Trost nicht finden?

II.

Todt sind die Helden all; geflohn war Keiner doch;
Er nur, und neben ihm Olivier, kämpft noch;
Ganz Afrika umringt ihn, — auch noch jetzt mit Beben.
Der Mehr ruft: „Sterben mußt du oder dich ergeben!

Begraben sind die Pairs all' in des Stromes Fluth."
Er brüllt, dem Tiger gleich: „Wisst, eh' Roland dieß thut,
Eh' muß der Pyrenäen Felskörper auf den Wogen
Treiben des wilden Stroms, von ihm mit fortgezogen."

„Nun, so ergieb dich! schau dorthin!" der Andre spricht.
Los von dem höchsten Berg ein Fels, ein riesiger, bricht
In mächtigen Sprüngen rollt zum Abgrund er vom Gipfel:
Es knicken in dem Strom der Fichten steile Wipfel.

„Dank!" schrie Roland, da hab mir einen Weg gebahnt."
Er rollt zum Fuß des Bergs ihn hin mit einer Hand.
Er schwinget, riesengleich, sich auf des Felsblocks Mitte;
Es schwankt das Heer, zur Flucht geneigt, ob diesem Schritte.

III.

Mit seinen Helden zog interessen wohlgemuth
Karl vom Gebirg herab; frisch rann der Rede Fluth.
Es waren sichtbar schon Luz und Argelès Thale
Am Horizont, es glänzt' ihr Wasser hell im Strahle.

Laut jauchzte auf das Heer. Die Weiden des Adour
Zu preisen, stimmte jetzt die Laun' der Troubadour;
Französischen Wein ließ man in fremde Becher rinnen;
Es schwatzte der Soldat fröhlich mit Schäferinnen.

Roland bewacht's Gebirg; man wandert furchtlos zu.
Auf einem schwarzen Roß saß in nachläß'ger Ruh
Turpin, das prächtig war behängt mit violetten
Schabracken, und er sprach, spielend mit Amuletten:

„Herr, hin am Himmel ziehn Wolken wie Feuergluth;
Stellt Euren Marsch ein, Gott versuchen thut nicht gut!
Beim heil'gen Dionys! Seelen gewiß sind's, ziehend
Auf Nebeln durch die Luft, von rothen Flammen sprühend.

„Zweimal zuckte der Blitz — und wieder Zweimal schon!"
Hier hörte man von fern des Hornes tiefen Ton.
Erschrocken richtet sich der Kaiser auf im Bügel,
Und dem muthlust'gen Roß zieht rasch er an den Zügel.

„Habt Ihr's gehört?" sagt er. — „Es werden Hirten seyn,
Die Herden rufen sie zurück von Berg und Rain."
Versetzt der Erzbischof. „oder das leise Kosen
Des Zwerges Oberon mit der Königin der Rosen."

Der Kaiser reitet zu, doch finster sein Gesicht,
So wie der Himmel, eh' dran aus ein Wetter bricht.
Es ahnet ihm Verrath, und wie darob er sinnet,
Ertönt das Horn, verhallt, dann neue Kraft gewinnet.

„O weh! mein Neff' ist dieß! o weh! denn wenn Roland
Zu Hülfe ruft, so ist's weil er in Todes Hand!
Zurück übers Gebirg, Ihr Ritter! zittern mache
Spaniens treulosen Grund der Fußtritt unsrer Rache!"

IV.

Auf des Gebirges Höhn halten die Rosse; Schaum
Bedeckt sie; Roncesval, zu Füßen tief, färbt kaum
Des Tages sterbend Feu'r, löschend an Westens Thoren.
Am fernen Horizont flieht das Panier des Mohren.

„Turpin, sprich, eh dein Aug' im Strome tief nichts sah?" —
„Zwei Ritter sah ich, todt Einer, dem Tode nah
Der Andre, beid' erdrückt von ungeheurem Steine;
Der Stärkre hält gefaßt ein Horn aus Elfenbeine.
Zweimal rief seine Seel' uns an, eh' sie entfloh."

Wie traurig, Gott! ist tief im Wald des Hornes Ton!

Französische Geschichtschreiber der Gegenwart.

(Fortsetzung.)

IV.

Lemontey.

(1762 — 1826.)

Aus den pragmatischen Historikern könnte man füglich so viele Classen machen, als es religiöse, politische, moralische und sonstige Lebensanschauungen gibt, von denen, als einem Festen, der Geschichtschreiber ausgehen, nach denen er den Weltlauf beurtheilen kann. Wir haben so protestantische und katholische, legitimistische und revolutionäre, bourbonistische, imperialistische, philippistische, doctrinäre u. s. w. Pragmatiker.

Wir wollen zwei betrachten, die aus Voltaire's Schule kommen: Lemontey und Jay.

Pierre Eduard Lemontey aus Lyon studirte vor der Revolution die Rechte, und sprach sich im Jahre 1789 lebhaft dafür aus, daß den Protestanten die vollen bürgerlichen und politischen Rechte gewährt würden. Deputirter bei der zweiten Nationalversammlung, benahm er sich unter allen Umständen als ein redlicher Mann, mußte aber bald flüchten und sich bis zum Sturze Robespierre's in der Schweiz aufhalten. Er machte auch eine Reise nach Italien und lebte dann bis an seinen Tod in Paris, wo er einige Opern und Romane schrieb, seit 1801 dramatischer Censor und seit 1815 Generaldirecter des Buchhandels war. Seine historische Arbeit über Ludwig XIV und die Regentschaft unternahm er auf den Wunsch Napoleons, der ihm auch das Archiv öffnen ließ. Der Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV, et sur les altérations qu'il éprouva pendant la vie de ce prince, P. 1818. 8. ist als Einleitung zu der Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV, jusqu'au ministère du card. Fleury. P. 1832. 3.

8. zu betrachten. Das Manuscript dieser Geschichte wurde bei Lemontey's Tode von der Regierung in Beschlag genommen, so daß es erst nach der Juliusrevolution gedruckt werden konnte.

Lemontey's Charakter verdient genauer betrachtet zu werden, weil er nicht selten unter französischen Schriftstellern, besonders der jetzt aussterbenden Voltaire'schen Generation, ist. Er war ein geistreicher Epikuräer, etwas cynisch in mündlichem Gespräch und in Sitten, ein gutmüthiger Egoist. Die Studien liebte er, weil sie ihm eine größere Summe von Vergnügen gewährten, als irgend ein anderes Vergnügen. In seiner ganzen Lebensanschauung war er Voltairianer, aber auch dieses cum grano salis, weil er, der die Revolution gesehen, nicht mehr Voltaire's Glauben an die von den „Philosophen" als das Heil der Welt gepredigten Grundsätze haben konnte; ganzer Nihilist, war er tolerant (sogar gegen den Romanticismus); er lachte, machte auch wohl ein Epigramm, aber wurde nicht böse. Wozu auch? Der Zorn schadet der Gesundheit, und dann weiß man jetzt eben so wenig wie zu Pilatus' Zeit was Wahrheit ist. Darum vertrug er sich auch mit allen Regierungen, und lobte die Restauration, wie er den ersten Consul und den Kaiser gelobt. Natürlich war er auf die Revolution und das Ancien-Régime übel zu sprechen, denn er wollte Ordnung, Sicherheit und Ruhe. Gegen eine gewaltsame Regierung hatte er Muth, wie er denn auch, obgleich sehr geizig, lieber sein Vermögen als seine Ehre aufs Spiel gesetzt hätte. Gingen die Dinge leidlich, hatte der Unterthan Ruhe, verbarg sich die Corruption ein wenig, so war er zufrieden; er gehörte, wie er sich ausdrückte, zur Faction der Zufriedenen. Das ist ein tiefes Wort, worüber man nachdenken mag. Kurzsichtige Staatsmänner haben Ruhe die erste Bürgerpflicht genannt. Der Satz scheint dem Wortverstande nach unverfänglich, aber er stammt aus einer Gesinnung, die durch und durch verwerflich ist. Denn diese unter allen Umständen ruhigen Bürger sind, wo ihre Zahl groß ist, für den Staat in Wahrheit eben so gefährlich, als irgend eine revolutionäre Faction, wenigstens fürchte ich für unsere Zustände viel weniger von der Stärke der revolutionären Wellen, als von der Schwäche der Dämme, die da abwehren sollen. An solchen ruhigen Bürgern hat der Staat nur Leute, welche die Steuren bezahlen; wirkliche Bürger, Volksgenossen, ächte Landeskinder sind sie nicht. Wie man dasselbe Wasser, ohne daß es reagirt, in jedes Gefäß gießen kann, so rühren solche Leute keinen Finger, wenn die nationale Regierung gegen innere oder äußere Feinde, oder auch gegen sich selbst zu schützen ist. Es gibt auch selbstmörderische Regierungen.

Die Masse dieser Faction der Zufriedenen hat nur Klugheit für ihre Privatgeschäfte, in ihrer Stupidität weiß sie nicht, daß die Sphäre der bürgerlichen Gesellschaft, über die sie nicht hinausblicken können, von der ihnen fremden Sphäre des Staats getragen und geschützt wird. Es gibt aber auch geistreiche Leute darunter, wie Lemontey, und diese haben nicht selten eine so vollständige Intelligenz, als hätten sie auch ein Herz: denn aus dem Herzen kommen die großen Gedanken. Lemontey wußte recht gut, wenn er als Historiker politische Betrachtungen anstellte, den Patriotismus als ein Wichtigstes in Anschlag zu bringen, ohne welches ein Staat zu Grunde gehen muß; — seine Geschichtswerke sind vortrefflich, so weit man das von einem in Voltaire's Geist und Geschmack geschriebenen Buche sagen kann. Lemontey hatte aber auch Voltaire's Styl.

Ein Streben, Ludwig XIV herabzusetzen, ist indeß bei ihm merklich, und dieß mag manchen Leser mißtrauisch gegen die Richtigkeit seines über die Regierung dieses Königs geäußerten ungünstigen Urtheils machen, obgleich dadurch wieder Lemontey Unrecht geschähe. In dem Essai führt er den glücklichen Gedanken durch, daß das achtzehnte Jahrhundert nur eine Consequenz des siebzehnten war. Es handelt sich hier nicht um den banalen Gedanken des historischen Zusammenhanges in dem vagen Sinne, daß nämlich Alles zusammenhängt; Lemontey zeigt, daß der Verfall nicht mit der Regentschaft oder gar mit Ludwig XV, sondern schon unter Ludwig XIV beginnt. Das Buch möchte die absolute Monarchie als etwas darstellen, was seiner Natur nach keine Dauer haben kann; — das ist richtig; man kann das Metall eines Scepters so sehr härten, daß er beim ersten Schlage, den man damit versucht, brechen muß. So zeigt sich überall im Leben die Wahrheit der Dialektik.*)

(Fortsetzung folgt.)

La Popularité,

Comédie en cinq actes et en vers, par C. Delavigne.

Delavigne gehört der Voltaire'schen Schule an; er ist Materialist, und als solcher correct und ohne Glauben. Der spiritualistischen Reaction, aus welcher die heutige französische Literatur hervorgegangen, blieb er fremd; die Universität warnte ihn vor Chateaubriand. Die französische Universität hört regelmäßig die Messe an und singt zur Vesper, allein in der Schule betet sie den Phöbos Apollo an und opfert den keuschen Schwestern. Das Génie du christianisme bekehrte die Franzosen nicht, doch kehrte es sie zum Spiritualismus in der Kunst; da mußte dann freilich die französische Sprache, die sich nach den engen Formen der heidnischen Weltansicht gebildet, nach allen Richtungen hin aufgewühlt und zerrissen werden. Bleibt die Sprache in den Gränzen des Sinnlichen, so beherrscht sie die Form, die Umrisse sind enge, aber fest und bestimmt. Steigt die Kunst in die überirdischen Regionen, so beginnt das Zagen und Schwanken und Verschwimmen, hier scheiden sich Romantiker und Classiker. Diese berufen sich auf ihre Correctheit: ein Vorzug, der sie in Nachtheil stellt, er ist eine Folge ihres niedern Standpunkts.

In der Lyrik mußte Delavigne zweien Nebenbuhlern weichen: Lamartine und später Victor Hugo verdunkelten ihn. Hugo's üppiger Reichthum blendet und berauscht, doch ist es auch in Zeiten Rossinische Musik, was er aufspielt. Delavigne's lyrische Poesie streift an die Prosa; sie ermüdet durch symmetrische Eleganz, dafür ist sie männlich, ernst, würdevoll; sie singt keine Cavatinen und schlägt keine Triller; sie ringt um ein Princip, sie blitzt wie ein schützendes Schwert über die Stirn der unterdrückten Völker hin. Die Messenienne: Parthenope, wiegt ganze Massen der schönsten Strophenbouquets auf.

Delavigne's Dramen und Tragödien sind episch; die Handlung wird hinter die Coulissen verwiesen und auf der Bühne erzählt. Es ist den Personen eigentlich bloß ums Reden zu thun; waren doch schon vor Alters die drei ersten Rhetoren in Rom Gallier! Wenn ein solches Drama angeht, so ist es, als wenn die großen Wasser zu Versailles angelassen werden; erst springt das Becken der Diana, dann

*) Eine Probe aus Lemontey in meinem Tableau anthologique II, 282—295.

kommt der Apoll an die Reihe, zuletzt der große Drache, wo alle Herrlichkeiten der Kunst zur Schau gestellt werden. Die Gruppen strömen nacheinander den Wasserstrahl aus, der weiß und golden in der Sonne brennt und sich anmuthig genug ausnimmt. Die dramatischen Gestalten in der französischen Tragödie sind Gerüste zu rhetorischen Kattaden, die oft gar schön schillern und funkeln; im fünften Acte läßt der große Drache alle seine Stylschätze los.

Die Vêpres siciliennes, Louis XI, les Enfans d'Edouard Marino Faliero, der Pariah, den wir beinahe vergessen und der stellenweise höchst poetisch ist, sind Jedermann bekannt. Man hat bemerkt, daß Delavigne seine Stücke häufig auf günstige äußere Umstände stützt. Da er langsam arbeitet, so versäumt er jedoch mitunter den Zeitpunkt. Louis Onze entstand zur Zeit, wo Quentin Durward Epoche machte; als aber das lange Drama aufgewachsen war, da war W. Scott zu Paris veraltet. In La Princesse Aurélie hatte es die Satyre mit einem Ministerium zu thun, dessen kein Mensch sich mehr entsinnen konnte.

Jetzt zur Popularité.

Delavigne's Name war von der Schule an populär. Als Lyerist schrieb er eine Ode auf den König von Rom; vier Jahre später sang er die erste Messeniane: Waterloo. Das ist jetzt meist verklungen; der kaiserliche Adler ist blind und lahm und hat das Gnadenbrod bei den Invaliden. Damals aber, als die Wunde dem stolzen Frankreich noch frisch in der Brust brannte, da war es eine National-Elegie. Da wurde sein Name immer populärer. Unter der Restauration ward Delavigne ein Liberaler, wie die meisten Bonapartisten; viele wurden auch Republicaner! Delavigne besang alles, was ihm edel und groß erschien, und nahm sich der Unterdrückten an gegen die Tyrannen; er schrieb den Pariah, feierte die Siege der Griechen und redete der Freiheit und dem Aufruhr das Wort, wo sie sich regten.

Da kamen die Julitage; von diesem politischen Erdbeben schüttert der Boden von Europa noch, und die, welche Feuer an die Mine gelegt, haben sich kaum von ihrem Schrecken erholt. Das Volk wurde Souverän, und da gab es eine heillose Wirthschaft. Der neue Souverän in der manchesternen Hose und der zerrissenen Jacke — hatte gottlich den Teufel, d. h. nichts im Leibe, und dann reckte er sich in seinen Schlupfwinkeln und fletschte die Zähne, und in ein paar Sätzen war er vor dem Palaste seines Committenten, des Bürgerkönigs, und brüllte um Brod oder um Arbeit. Die Republik, welche mit der Presse nichts ausrichtete, steckte zuletzt Bajonnette an ihre Argumente, und edles Blut floß in Strömen. Delavigne wendete sich entsetzt von diesen Gräueln ab, und um seine Popularität war es geschehen. Guizot, Villemain, Cousin ging es nicht besser; die Freiheit hatte sie gehoben, jetzt wurden sie im Namen der Freiheit verhöhnt. Die Tagespresse riß dem Dichter der Pariserinne die Lorbeerkronen ab, die sie ihm aufgesetzt und trat sie mit Füßen; da schossen ihm die beiden Verse aus der Seele, die Sir Lindsay, der Held der Popularité, zu einem Journalisten spricht, welcher ihm mit einer Schmähschrift droht:

Il faut bien en marchant soulever la poussière,
Va faire ton metier, je poursuis ma carrière!

Aus diesen stolzen Versen wuchs das ganze Stück.

Delavigne ist furchtsam, in der Kunst wie in der Politik. Der Schmerz und der Spott sind bei ihm zierlich und matt; er ritzt bloß das Gemüth, nie stößt er den Dolch bis ans Heft in die Brust. Die satyrische Geißel putzt er aufs schönste heraus, und wickelt die Spitzen und Knoten in Sammt und Seide. Die Popularité verlegt der Dichter nach England, weil er seinen Landsleuten nicht ins Angesicht zu sehen wagt. Die Handlung spielt unter Georg II; der Prätendent fängt an Verschwörungen zu erregen. Das Stück beginnt am Tage vor der Verhaftung des Lords Nevil, das heißt des Generals Lamarque. Namen und Costume sind englisch, allein es stecken Franzosen darin. Godwins, Sir Lindsay, Lord Derby vertreten die heutigen Parteien in Frankreich, und es wäre nicht schwer, jeder Figur ihren Namen anzuheften. Der Dichter hat politische Schurken daraus gemacht, die ganz scharmante Manieren haben und ein treffliches Französisch sprechen. Es ist ein nichtswürdiges Treiben ein Ränkeschmieden, ein Cabaliren, ein Verführen und Bestechen und verrätherisches Verschwören feindlicher Meinungen. Die Verkäuflichkeit, die Corruption, der Meineid, alle Schändlichkeiten des Tages sind angehäuft; wird einmal gelacht, so ist's noch ärger; die Witze und Pointen fahren über die Bühne hin wie Irrlichter über einen Kirchhof. Das nennt Hr. Delavigne ein Lustspiel! Die Katastrophe des Lustspiels führt ein Begräbniß herbei: Lord Nevil, d. h. General Lamarque, wird zu Grabe getragen, der Zug geht vorüber, die Trommel wird gerührt; alles bleibt freilich hinter den Coulissen; aber wenn das dumpfe Trauerwirbeln durch den schweigenden Saal erschallt, welchem Franzosen mag es da ums Lachen seyn? Diese Komik des Grabes wird hier gräßlich; sie knüpft sich an die Erinnerung unglückseliger Tage. Oh! ich sah ihn über die Boulevards stürmen, diesen jammervollen Zug, den die Erinnerungen führten! Ich sah das Volksgetümmel, welches sich gleich einer Wetterwolke um den Sarg drängte, höhnende Drohungen, blutdürstige Verwünschungen und den Schreckensschrei: vive la république! durch die Straßen schleuderte. Wie viele, vom Volke nämlich, kamen von diesem Zuge zurück? Die Republicaner wurden in den Straßen zusammengeschossen oder starben im Kerker. Und welch' ein Lustspiel, wo der Held von Lug und Trug umstrickt wird? Wo alles, was ihm theuer ist, ihn belügt und betrügt? Wo er die Hand des Freundes zurückstößt, sich von der Geliebten losreißt und die Ehre des eignen Vaters preis gibt, um ein ehrlicher Mann zu bleiben? Und wo ihm das Volk die Fenster einwirft, weil er ein redlicher Mann geblieben? Einige Auftritte in den beiden letzten Acten sind von großer Wirkung. Es klopft dem Dichter etwas Edles, Großartiges in der Brust, das zu Zeiten in herrliche Bewegungen ausbricht, aber wie gesagt, der Mann hat keine rechte Courage; er getraut sich nicht das rechte Wort zu gebrauchen; er geht dem Bösen nicht gerade auf den Leib; er möchte jeder Partei den Pelz waschen, ohne ihn naß zu machen. Wen er mit diesem Verse verwundet, den streichelt er mit jenem. Bald heißt es von den Revolutionen:

Imprudent qui les sait, sage qui les sait faire;

ein Epigramm auf die heutigen Machthaber; dann wieder:

L'élu d'un peuple entier est celui de Dieu même;

ein Vers, der transparent genug ist und den wir nicht zu deuten brauchen. Die Republicaner kriegen natürlich ihr Theil ab, allein auch ihnen legt er Balsam auf die Wunde. Godwins will, Sir Lindsay soll sich an die Spitze des Volksaufstandes stellen. — „Ich verstehe dich; nicht das Ministerium allein soll fallen, es gilt eine Dynastie — nun, ja — der Prätendent ist im Anmarsch — das Volk schlägt ihn zurück — und wenn es unterliegt, so haben wir ein Chaos:

Va donc pour le chaos et qu'il en sorte un monde!

erwiedert der Republicaner. Lady Montrose, Lindsay's Geliebte, vertritt die Legitimisten; sie spricht die schönsten Verse im Stücke!

So vernehmt es also, et nunc intelligite, Ihr Tribunen, Gesetzgeber, Parteiführer, Aufwiegler, Aufrührer, Agitatoren, Ihr möget nun der Rechten angehören oder der Linken, vernehmt, was der Dichter sagt: „Hütet Euch vor der Popularität; sie fordert anfangs nur wenig und gibt viel dafür, und nimmt zuletzt Alles." Das sagt Euch ein Mann von Geist, ein Liberaler, ein Biedermann, der aber die Rechte schont und die Linke und das Centrum, um seine eigne Popularität nicht zu gefährden.

Am Tage nach der Vorstellung wurde Hr. Delavigne ins Schloß zum Essen gebeten; der Dichter ist ein alter Freund des Königs; sie gehörten zusammen der Opposition an, wurden fast zu gleicher Zeit populär und verloren zusammen ihre Popularität. Vielleicht ist das Stück eines der schwächern des Dichters; er wird wahrscheinlich mit einem Sitze in der Pairskammer dafür belohnt werden.

D—b—g.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 Februar. 1839.

Die Κλεάρα des Panagiotis Sutsos.

Von Th. Kind.

Ich habe vor kurzem in diesen Blättern Einiges über den neugriechischen Roman des Panagiotis Sutsos, Ὁ Ἀλέκδρος, nebst Bruchstücken daraus mitgetheilt. Dieß veranlaßt mich, über ein neueres Werk desselben Dichters hier ebenfalls Einiges folgen zu lassen; indeß bin ich dabei auf dasjenige beschränkt, was in der von Alexander Sutsos herausgegebenen „Ἑλληνικὴ Πλειάς" (Athen, 1836), welche ich vor mir liegen habe, unter Mittheilung einiger Bruchstücke daraus über dasselbe gesagt wird. Als Einleitung dazu und zu diesen Bruchstücken lasse ich nun auch, zum nothwendigen und bessern Verständniß dieser letzteren, alles dasjenige hier vorangehen, was a. a. O. (S. 121 u. f.) Alexander Sutsos selbst bei dieser Gelegenheit sagt.

„Die Poesie ist die Tochter des Friedens. Wenn auch oft und bei vielen Völkern mitten unter dem Lärm der Revolutionen, der Bürgerkriege und der Lager die Dichtkunst zu besonderer Höhe sich erhob, so kann sie sich doch an und für sich und im Allgemeinen in ihren vollendet schönen Formen und in ihrem reichen Gewande nur da zeigen, wo ein gesetzlicher, friedlicher Zustand die ganze Entwickelung ihrer bildenden Kraft gestattet.

Der Zustand des ungeordneten und in Krieg befangenen griechischen Staates war für unsre Literatur ein großes Hinderniß; und dieß ist die Ursache, warum über dem Krater unsrer Revolution nur wenige Blumen in den einzelnen Zweigen unsrer Literatur erblühen konnten. Dazu kamen noch zwei andre Hindernisse, die besonders der Entwickelung der Dichtkunst bei uns nicht wenig nachtheilig waren: eines Theils nämlich unsre noch ungebildete Sprache, welche noch nicht die bunte Mannichfaltigkeit der Gefühle und Gedanken gestattet, in der sich die Dichtkunst bewegt; andern Theils der leider noch in hohem Grade bei uns vorhandene Mangel an ästhetischem Gefühl, — ein Mangel, der auch einst den Spanier Lopez de Vega, wie er selbst gesteht, nöthigte, den Weg des Schönen zu verlassen, nur um seinen Zeitgenossen zu gefallen. Diesen Gründen glauben wir die große Seltenheit von Dichtern unter uns zur Zeit zuschreiben zu müssen. So haben wir auch jetzt kein neueres Gedicht vor uns, als die vor kurzem erschienene „Κλεάρα" von Panagiotis Sutsos, dem Dichter des „Ὁδοιπόρος" *), mit deren Analyse wir uns in Folgendem beschäftigen wollen.

Wir müssen von einer Vergleichung des eben erwähnten „Ὁδοιπόρος" mit der „Κλεάρα" ausgehen. Das Charakteristische jener Dichtkunst ist ihre gänzliche Entfernung von den Zuständen des griechischen Lebens, indem ihr Schauplatz vielmehr in einer Ideenwelt ist. Denn in der That, wenn auch diese Dichtung zur Zeit ihres Erscheinens, obgleich sie in Betreff der griechischen Zustände ein gleichgültiges Stillschweigen beobachtete, dessen ungeachtet hin und wieder anzog und Stimmen melancholischer Gefühle in den Herzen der Leser erregte, so war doch der größere Theil der Griechen, die eben aus blutigen Kriegen heimgekehrt waren und noch mitten unter den sich gegenseitig bekämpfenden Leidenschaften lebten, nicht eingeweiht in die Geheimnisse dieser romantischen, die Einsamkeit der Berge liebenden Nymphe; vielmehr zog es der Grieche vor, als Theilnehmer jener Kämpfe in dem Staube und Schmutze von Nauplia, wo sein Schicksal sich entschied, sich herumzutreiben, als auf wohlriechenden Wiesen einer phantastischen Welt sich zu ergehen. Wie lebhaft daher auch die Darstellung jener Dichtung und wie kräftig auch die Sprache in ihr ist, so war sie dennoch mehr für ein friedliches Geschlecht, als für dasjenige, wie es damals war, geschrieben. Es versteht sich übrigens von selbst, daß von diesem Urtheile die Kapodistrianischen Elegien, welche mit dem „Ὁδοιπόρος" erschienen, ausgenommen werden müssen.

Diese Richtung hat jedoch der Dichter des „Ὁδοιπόρος" in seinem neuesten Gedichte verlassen; er wollte vielmehr in der „Κλεάρα" das Ideale mit dem Wirklichen verschmelzen, den Eros mit der Freiheit vermählen und die myrtenbekränzte Göttin der Schönheit unter den Lorbeeren des griechischen Kampfes,

*) Dieses dramatische Gedicht des Panagiotis Sutsos erschien in dem ersten Theile der Ποιήσεις Παν. Σούτσου (Nauplia, 1851), der außerdem noch Ἐρωτικὰ und die später erwähnten Kapodistrianischen Ἐλεγεῖα enthält. D. E.

auf den Trümmern des alten Griechenlands auftreten laſſen: ein junger Bräutigam, eine glückliche Verbindung zwei der liebenswürdigſten Weſen, der Schönheit und des Patriotismus! Alſo beſchreibt der Dichter dieſes reizende Bild ſeiner Phantaſie, indem er von ſeiner Geliebten ſpricht:

Geſtern ſprach ich zur Geliebten, von Begeiſterung ganz erfüllt:
Schmücke dir den Leib, mein Mädchen, mit der Freiheit Kriegerſchmuck;
Setze auf das Haupt den Helm dir,
Und den Speer nimm in die Rechte,
Und vermähl' in deinem Körper meine Göttinnen, die beiden:
Mit des Thraſybulos Göttin die der Liebe ſich vermähle. —
Und erhört ward meine Bitte. Um die beiden Schläfen wand ſie
Kränze ſich von blüh'nden Roſen von dem marathon'ſchen Felde,
Und am Harniſch, goldenſtrahlend,
Der die Bruſt ihr liebend deckte, barg ſie Lilien reich an Düften.
Sprach zu mir dann: So gefall' ich in dem kriegeriſchen Schmuck dir,
Als des Thraſybulos Göttin, und zugleich der Liebe Göttin?
Biſt, entgegnete darauf ich, du alſo der Freiheit Göttin?
Biſt du jene Göttin, die ich ſahe auf des Ruhmes Feldern,
Strahlend in der Schönheit Glanze,
Mit dem Schwerte und der Fahne?
Und ich rief mit lautem Munde, von Begeiſterung erglühend:
O des Thraſybulos Göttin, und zugleich der Liebe Göttin u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Strauß's Leben Jeſu in England und Frankreich.

(Fortſetzung.)

Ueber die Zweifel, welche „das Leben Jeſu" erhebt gegen das Zurückfahren und Niederſtürzen der Soldaten, welche Jeſum verhaften ſollten, bemerkt der Engländer: „der Eindruck der Perſönlichkeit und des Charakters Chriſti, wirklich oder eingebildet, mochte doch wohl immerhin eine ſolche augenblickliche Ueberraſchung und Betäubung bewirken, wie die Mörder Coligny's empfunden haben. Von dem, der die Stürme ſtillte, der Tauſende mit wunderbarem Brod ſpeiſte, der mehrere Menſchen aus dem Grab wieder ins Leben rief, von einem ſolchen Charakter, wie gewiß nie vorher oder nachher einer auftrat, darf man doch ganz natürlich erwarten, daß er einen perſönlichen Schauer einflößte." Auch hier wird wieder gerade aus den von Strauß geläugneten Vorausſetzungen heraus argumentirt.

„Mit einem Gefühl unſäglichen Widerwillens treten wir mit unſerer beſchränkten Vernunft einem ſo heiligen und ernſten Gegenſtand nahe, wie der folgende. Die Kreuzigung iſt uns ein Gegenſtand des unbefangenen Glaubens, und von Kindheit an haben wir ſie nie anders behandeln hören; aber wir müſſen das Panier des Kreuzes erheben, und darthun, daß die Erzählung von dieſem geheiligten Myſterium genau und treu iſt, ſo weit menſchliche Sinne und Einſichten einen ſo unermeßlichen Gegenſtand zu ergründen vermögen." Es wird zu zeigen geſucht, daß die Zeitangaben, welche Strauß widerſprechend findet, ganz wohl zuſammenſtimmen, behauptet, daß der baldige Eintritt des Todes bei der vorangegangenen Erſchöpfung ganz wohl begreiflich ſey, und dann in Beziehung auf den letztern Punkt bemerkt: „durch den ſchnell eingetretenen Tod ging überdieß auch eine Prophezeyung in Erfüllung: es ſoll ihm kein Bein gebrochen werden! — Das ſpätere Eintreten des Todes hätte verhindert, daß dieſe Weiſſagung in Erfüllung gegangen wäre, und ſo war Jeſu bald eintretender Tod nothwendig, damit die Weiſſagung ſich bewährte."

Bekanntlich zerſetzt die Strauß'ſche Kritik das Factum der Himmelfahrt. Darüber ſpricht ſich der Beurtheiler ſo aus: „Was das Factum betrifft, daß ein materieller Leib in den Himmel erhoben werde, ſo gehört dieß dem rein göttlichen Theil der heiligen Schrift an, und die Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit davon, als einer Wirkung Gottes (welchem alle Dinge möglich ſind), beruht auf Zeugniſſen. Wir haben dafür das apoſtoliſche, ein Zeugniß, das wir den Ungläubigen ins Antlitz halten; ein ſolches, von welchem bei völliger Ueberzeugtheit nichts Menſchliches mit all ſeiner Macht den ſcheuen Jünger Jeſu abwendig machen konnte, der ihn einmal verlaſſen hatte und geflohen war. Die zweite Schwierigkeit bezieht ſich auf die Localität des Himmels, auf die Ubiquität Gottes. Es iſt ſehr wahr, daß Gott überall iſt, und die Räder ſeines Throns über allem Raume; aber ebenſo wahr iſt, daß das göttliche Weſen Orte hat, wo ſeine Macht ſich in höherem Maaße entfaltet, und es exiſtiren Weſenclaſſen, minder begabt abwärts von Ihm, von den Engeln bis zum Menſchen, von dem Menſchen bis zum Zoophyten. Die Natur iſt nicht durchaus beſeelt; auch in ihr iſt mithin das Leben Gottes nicht gleichmäßig entwickelt; es iſt nicht Alles Geiſt. Im Geiſt entfaltet ſich hauptſachlich Gott. Indem der Höchſte ein aus Geiſt und Materie gemiſchtes Weltſyſtem erſchuf, deutet er das Daſeyn eines Himmels und einer Hölle an — Orte der höhern Offenbarung ſeines Weſens, Orte des mindern Glanzes oder der Entzogenheit ſeines Lichts. Die Hölle iſt eine alte, eine Urwahrheit, bezeugt von den Sagen und Erinnerungen aller Völker, wie die Idee Gottes ſelbſt überall, in natürlicher und geoffenbarter Religion hervortretend. Sie zeigt ſich in den Handlungen der Böſen, wie das entgegengeſetzte Princip in den entgegengeſetzten Handlungen. Gott hat ſich in ſehr verſchiedner Weiſe kund gethan und entwickelt in den Herzen von Strauß und Newton, in Ariſtoteles und Plato, in Sokrates und Chriſtus, und dieß iſt nur das ſtumme Symbol der über uns ſchwebenden Zukunft. Die Gott Nächſten und Liebſten ſind die am meiſten von ſeinem heiligen Willen Erleuchteten. In dem Bewußtſeyn hievon iſt ihr Himmel; und der fleckenloſe Engel, der vor Gott ſteht in dem reinen Glanz ſeiner frühen Erſchaffung, und die Heiligen, die auf Erden Gott geſucht und ihn in ſeiner allgemeinen Offenbarung gefunden, werden künftig auch in einem Zuſtand, wo ſie von den Sündern geſchieden ſind, eine allgemeine Anſchauung der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit behalten, neben einer ganz beſondern Beurkundung derſelben an und in ihnen, in ihrer Ewigkeit und Reinheit. Hievon war das Irdiſche ein Typus, und das Himmliſche wird in der ſtrengſten Analogie dazu ſtehen. — Die Himmelfahrt

biete allerdings eine Schwierigkeit, aber dieſe iſt gleicherweiſe immer vorhanden für den Gläubigen und den Atheiſten, den Schwärmer und den Skeptiker; Alle müſſen gleicherweiſe ihre Ohnmacht bekennen, die Verbindung von Geiſt und Materie zu erklären, welche ſie Alle zugeſtehen und keiner läugnen kann. Warum nun ſollte die Auflöſung dem Gläubigen allein zugemuthet werden? Kann das Endliche Unendliches faſſen? Aber obwohl der Gegenſtand ſeiner Natur nach unerklärlich iſt, kann er doch theilweiſe in den Bereich menſchlicher Begreiflichkeit gebracht, und wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen, der Vernunft ſelbſt gleichſam handgreiflich demonſtrirt werden, vermöge einer Analogie. Wir wollen hier den Verſuch machen. Es iſt wahr, daß die Phyſik ſelbſt ſchon dieſen erhabenen metaphyſiſchen Problemen in die Hände arbeitet. Wenn wir drei gewiſſe wägbare Stoffe nehmen und ſie miſchen, ſo werden ſie, weit entfernt ein größeres Gewicht zu geben, wie man erwarten ſollte, in ihrer Verbindung unwägbar; — dieß phyſikaliſche Factum wende man auf die Himmelfahrt an — heißt es zu weit gehen, wenn man ſich denkt, daß die menſchliche Natur, in ihrer Vereinigung mit der göttlichen, unwägbar wurde und ihre Verwandtſchaft mit dem Urprincip bewährte?"

Zum Schluß faßt der Kritiker ſeine Anſicht über das Werk noch kurz zuſammen: „Unſere Leſer werden eine Würdigung von den Talenten des Verfaſſers erwarten; dieſe ſind, unſers Erachtens, weit unter ſeinem Ruf, und wir halten die geſchickte Gewandtheit (dexterity) für ſeine vornehmſte Eigenſchaft. Dieß Lob läßt ſich nicht wohl einem Autor verſagen, welcher jede Autorität abwechſelnd, je nachdem es ſein Zweck erfordert, gelten läßt und verwirft, und indem er ſelbſt jeden feſten Boden meidet, die Gegner auf die bloße Vertheidigung beſchränkt — ein unberechenbarer Vortheil. Er kann ſich mit Hektor rühmen, er „wende rechts und links den tönenden Schild," aber er beſitzt nicht das Talent des troiſchen Helden zur offenen Feldſchlacht. Mit großem Scharfſinn, aber nicht ebenſo großer Gewiſſenhaftigkeit nimmt er eine einfache Angabe nur um ſie in Vermuthungen aufzulöſen, ſchätzt ein Factum nur ſo weit es einer Hypotheſe dient; und indem er für ſeine Theorien und Behauptungen gerade die Nachſicht in Anſpruch nimmt, die er den Angaben des Evangeliums verſagt, beſchenkt er uns mit einer Reihe von Conjecturen, in der beſcheidnen Geſtalt von verſchiedenen Lesarten zur evangeliſchen Geſchichte, und erwartet, ſeine Behauptungen angenommen zu ſehen zum Nachtheil der Facta, auf welche ſie nach ſeinem eigenen Geſtändniß gegründet ſind. Dr. Strauß hat eine entſchiedene Vorliebe für die Hypotheſe gegenüber der Geſchichte; wenn ſchwach auf feſtem Boden, ſchleppt er ſeinen Gegner ins Waſſer, und er hat ſeine Stärke darin, Undinge zu ordnen, zu unterſcheiden, abzuwägen. Gehüllt in einen dichten Nebel profaner Autoritäten — denn nur Profane ſind ihm Autoritäten — kann er den Fall nie ſehen wie er iſt, ſondern wie er ſeyn ſollte. Er verſchmäht den leichtgläubigen Skepticismus von Paulus und ſeinen Anhängern, um mittelſt einer keckern Leichtgläubigkeit zu noch größerem Skepticismus zu gelangen." — Endlich erfahren wir noch: „zum Schluß können wir nur noch bemerken, daß die Behauptungen von Dr. Strauß alle, oder beinahe alle, von engliſchen Schriftſtellern ſchon beantwortet ſind."

Unſern oben ausgeſprochenen oder eingeſtreuten Bemerkungen über dieſen Beurtheiler wollen wir nur Weniges beiſetzen. Von ſeinem Standpunkt aus ſollte er eigentlich von dem „Leben Jeſu" gar keine Notiz genommen haben. Die Beurtheilung iſt nur eine Beſtärkung für im voraus Gleichgeſinnte geworden; zur eigentlichen, gründlichen Polemik kommt es nur ſehr ſelten und in unweſentlicheren Punkten, und die Principien von Strauß ſind ganz unerörtert geblieben. Der Reviewer beklagt ſich, daß Strauß jeden feſten Boden meide und den Gegner auf bloße Vertheidigung beſchränke; aber dieß beweiſt, daß er das ganze Werk entweder nicht geleſen, oder nicht verſtanden hat; poſitiv iſt ja bei Strauß das geſammte Princip der Reducirung alles Wunderbaren auf Mythen, und poſitiv die Schlußabhandlung von der dogmatiſchen Bedeutung des Lebens Jeſu, auf welche beiden Punkte die Gegner in Deutſchland hauptſächlich auch ihre Angriffe gerichtet haben. Was zwang den Kritiker, ſich faſt ausſchließlich auf die von Strauß beſtrittenen Wunder zu beſchränken? Es fehlt ihm, wie uns ſcheint, beinahe gänzlich an dem Talent des wiſſenſchaftlichen, zuſammenfaſſenden Ueberblicks, dem Vermögen der Abſtraction und Generaliſation, an philoſophiſchem Geiſt; er greift Alles nur vereinzelt auf, und wo er einmal einen philoſophiſchen Anlauf nehmen zu wollen ſcheint, wie in der Erklärung der Himmelfahrt, läuft, trotz einzelnen geiſtreichen Sätzen, doch Alles auf Unklarheit hinaus. Während er einen Himmel im Raum zu beweiſen ſucht, behauptet und beweiſt er vielmehr gerade einen Himmel im Bewußtſeyn, welchem entſprechend ein localer Himmel nur poſtulirt wird. Was er über die Verwandlung des Waſſers in Wein ſagt, iſt ein unverwerflicher, ſchöner Gedanke, der aber über das Factiſche des Wunders, über deſſen Denkbarkeit u. ſ. w. gar nichts entſcheidet, und überdieß iſt der Vorgang in ein ſolches Licht geſtellt, als ob Jeſus der Schöpfer des Weins überhaupt geworden wäre. Beſonders aber iſt an der Beurtheilung auszuſetzen, daß ſie dem engliſchen Leſer ſo gar kein Bild von dem Plan, von dem Gang und der Methode und dem Geſammtreſultat des Buchs gibt, und auf gut Glück mit dem zweiten Bande anfängt. Ob die engliſchen Theologen die durch das Leben Jeſu neu angeregten Controverſen alle, oder beinahe alle beantwortet und befriedigend beantwortet haben, werden die deutſchen orthodoxen Theologen ſelbſt ſtark bezweifeln. — Wir nehmen Veranlaſſung, hier noch Einiges anzuknüpfen, was für ſolche nicht unintereſſant ſeyn dürfte, welche die religiöſen und theologiſchen Geſinnungen und Anſichten in beiden Ländern gern vergleichen. In einer ausführlichen, mit vieler Liebe und Milde geſchriebenen Anzeige der ſämmtlichen Werke von Jung-Stilling, worin von der religiöſen Literatur Deutſchlands überhaupt gehandelt wird, zieht ein engliſcher Autor mehrere Parallelen zwiſchen dem engliſchen und deutſchen Geiſt in der Auffaſſung der Religion; ſo ſagt er z. B.: „Was die Beweiſe für die geoffenbarte Religion anlangt, ſo wird Stilling hierin nicht leicht einen brittiſchen Forſcher von geſundem Sinn befriedigen. Wie die meiſten deutſchen Theo-

legen, iſt er weit geneigter, bei den innern als bei den äußern Zeugniſſen für das Chriſtenthum zu verweilen. So weit unſere Beobachtung reicht, iſt auch wirklich ein ſo radicaler Unterſchied zwiſchen dem deutſchen und dem engliſchen Geiſt in allen Gegenſtänden der Reflexion, daß es beinahe unmöglich ſeyn dürfte, zwei denkende Individuen aus den beiden Nationen zu finden, welche auf dem gleichen Weg zu einer Ueberzeugung von religiöſen Wahrheiten gekommen wären. Der Engländer, hier, wie bei jeder andern Schwierigkeit, welche ſeinem praktiſchen Weſen ſich entgegenſetzt, baut ſich eine Brücke zum Himmel, der Deutſche ſegelt in einem Ballon hinauf." — „Die engliſche Kirche hat immer beharrlich und feſt die Heiligkeit der kirchlichen Tradition behauptet, und es für unzuläſſige Thorheit erklärt, daß jeder Einzelne ſich ſeinen beſondern Glauben aufbaue, oder aufzubauen ſuche, erzeugt von ſeinem eigenen Gehirn und der Bibel, gänzlich getrennt von der Atmoſphäre einer gemeinſamen Tradition, in welcher das Urchriſtenthum uns überliefert iſt. — In Deutſchland iſt die, ſonſt die Geiſter zuſammenhaltende ſilberne Kette jetzt zerriſſen; Jeder ſteht auf ſeinen eigenen Beinen ſo gut er kann, und Niemand weiß von einer geiſtigen Atmoſphäre, worin er leben könnte, welche ſich weiter erſtreckte als die Atmoſphäre ſeines eigenen Hirnes." So wenig nun dieſe theologiſche Autonomie oder Anarchie dem Engländer gefällt, iſt er doch in ſeinem Urtheile nicht unbillig: „Zwar kann die menſchliche Natur in ihrer gegenwärtigen Schwachheit ſich ſchwerlich dazu verſtehen, die herrliche Hoffnung der Unſterblichkeit zu verlieren gegen etwas, das Kant, Hegel oder Goethe dafür zu bieten haben; noch weniger aber kann die menſchliche Natur ſich dazu verſtehen, die Wahrheit, die Liebe zur Wahrheit, das Forſchen nach der Wahrheit und die zwingende Macht der Realität preis zu geben. Was nützt es mich, das Scepter der Welt in Händen zu haben, wenn ich immer von dem Verdacht verfolgt werde, daß es nur ein Kinderſpielzeug ſey? Wenn unſere Religion etwas Beſſeres ſeyn ſoll, als ein bloßes Schmuck- und Schauſtück, ſo iſt es von weſentlicher Wichtigkeit, genau zu wiſſen, wo und wie wir daran ſind. Wenn irgend ein Zweifel hierüber obwaltet, ſo laßt uns ſcharf nachforſchen, ob es Mittag oder Mitternacht oder nur die Morgenröthe eines kommenden Tages iſt. Und wenn der Teufel irgendwo umgeht, ſo laßt uns darnach trachten, daß wir ihn ſehen und erkennen; denn der Fürſt der Luft wirkt immer am gefährlichſten im Dunkeln. Die Sache aber iſt, daß am Ende doch nicht ſo viel vom Teufel in der deutſchen Theologie ſpukt, als die Leute ſich gern einbilden," u. ſ. w. Zum Schluß ſagt der Verfaſſer: „Vielleicht, wenn wir den Verſuch anſtellten, würden wir finden, daß mehr vom Geiſt ächten Chriſtenthums zu entlehnen wäre von Einem jener heterodoxen Neologen, oder antineologiſchen deutſchen Pietiſten, als von einem ganzen Heer unſerer eigenen orthodoxeſten Doctoren. Darin liegt nichts Befremdendes. Schon die Neuheit und der Contraſt der ausländiſchen Denkweiſe wirkt als ein wohlthätiger Stachel auf die Denkthätigkeit. Aber abgeſehen hievon, wo werden wir eine ſolche aufrichtige, ehrfurchtsvolle Wahrheitsliebe, eine ſo ſkrupuloſe Gewiſſenhaftigkeit der Forſchung, eine ſo lebendige Reſpiration in der Atmoſphäre alles deſſen, was das Heiligſte iſt, finden, als unter jenen Deutſchen? Es iſt hohe Zeit, daß wir ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſen auf dem Gebiet der Religion, wie wir es ſchon in den niedrigeren Sphären der Literatur gethan haben. Bisher haben wir uns in Beziehung auf theologiſche Gegenſtände gar zu ſehr benommen, wie die Freier der Penelope; wir leben und nähren uns von eines Andern Habe, und nennen den Herrn des Hauſes einen Schelm. Wir füllen unſre Bücherſtänder mit den Früchten ihrer fleißigen Forſchungen in claſſiſcher Literatur und bibliſcher Kritik, und dann wenden wir uns plötzlich gegen ſie, und ſchelten und läſtern ſie als Ungläubige und Atheiſten, weil eben ihre eifrigen Studien, von welchen wir Nutzen ziehen, Einige von ihnen darauf geführt haben, gewiſſe Punkte zu bezweifeln, über welche Forſchungen anzuſtellen wir uns nie die Mühe genommen. Iſt das chriſtlich? Iſt das mannhaft? Wahrhaftig, wenn wir ſonſt nichts von der deutſchen Theologie lernen könnten, ſo können wir doch Toleranz lernen, und dieſe, obgleich etwas Negatives, iſt doch etwas Großes, denn ſie iſt die Negation der Thorheit und ſchiebt doch dem Alles verſchlingenden Ich des Dogmatismus einen Knebel in den Rachen. Die Tugend der religiöſen Toleranz, wie wir ſie zu üben gewohnt ſind, iſt etwas ganz Materielles und Aeußeres. Es kann Einer ſo viel Unſinn predigen, als er will, und wir ſperren ihn nicht ein. Sehr gut. Das heißt aber nur erſt den Unſinn eines Andern dulden; dieß thun iſt erſt einen Schritt hinaus über wilde Barbarei; wie ſollen wir aber lernen den Sinn eines Andern dulden? Das iſt's, was Fleiſch und Blut hart ankommt, denn es ſchließt die Möglichkeit des Gedankens ein: daß auch auf unſrer Seite einiger Unſinn ſeyn könne. Dieſe Toleranz lernen viele ſehr orthodoxe Leute nie. Wenn wir den oft wiederholten Anſichten unparteiiſcher Ausländer einigen Glauben beimeſſen dürfen, ſo müſſen wir bekennen, daß wir trotz unſers Golds und unſrer Maſchinen in manchen Dingen bigott ſind. Gehen wir nach Deutſchland und ſtudiren Toleranz. Man laſſe die Neologie ruhig das Werk ihrer Reinigung vollbringen. Erasmus hat das Ei gelegt; Gott wird einen Luther ſenden, es auszubrüten, wenn die Zeit erfüllt ſeyn wird. Und wenn die Deutſchen auch in metaphyſiſch-theologiſchen Sachen kein wirkliches Ei gelegt haben, ſo haben ſie wenigſtens neue Ideen auf die Bahn gebracht, die wir mit unſerm derben praktiſchen Verſtand aufzufaſſen und anzuwenden geruhen mögen. Selbſt der fragliche Mann — Jung-Stilling, obwohl ohne Frage ein halbes Weib — kann uns viel lehren. Er kann uns lehren, den eifrigſten evangeliſchen Sinn mit einem gewiſſen freien Latitudinarismus zu vereinbaren, der doch nichts mit Indifferentismus gemein hat. Wir können von ihm lernen, daß Religion nicht Theologie iſt, und Frömmigkeit nicht Kirchgehen. Wir können lernen, uns über den Buchſtaben zu erheben, welcher tödtet, und den Geiſt zu ſuchen, der lebendig macht."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 Februar. 1839.

Der Blanca-Fall.

Spanische Volkssage.

Dem Spanischen des D. J. A. de Achoa nacherzählt von Ferdinand Wolf. *)

Zu der Zeit, als der heilige König Don Fernando über Castilien herrschte, der den Mauren Cordoba, Sevilla und viele andere ihrer schönsten Städte abgewann, lebten zwei Jünglinge, beide gleich edel und tapfer, von Jugend auf Freunde und Waffengefährten, an einem Tage, nach der ruhmvollen Einnahme von Jaen, wobei sich beide gleich sehr hervorthaten, zu Rittern geschlagen und zu Feldhauptleuten ernannt. Und doch waren sie einander so ungleich wie ein wilder Stier und ein sanftes Lamm; denn der eine, Don Alfonso genannt, war heftig, herrisch und mochte in nichts einen Nebenbuhler vertragen; Don Enrique, der andere, hingegen war sanft, nachgiebig und fast weibisch. Und doch war es gerade der Tag, an dem sie zusammen den Ritterschlag empfingen, der aus zweien der treuesten Freunde zwei der bittersten Feinde machte; denn die schöne Blanca von Almodovar hatte beiden den goldenen Sporn angelegt, und beide wurden von ihrem Liebreiz so sehr bezwungen, daß sie darob alles Andere vergaßen. Als sie daher ihre gemeinsame Liebe zur schönen Blanca inne wurden, wollte keiner dem andern nachstehen; Alfonso tobte und drohte, und Enrique, sonst so sanft und nachgiebig, wollte und konnte hierin dem Freunde nicht weichen; ja einst kamen sie deßhalb so hart aneinander, daß D. Alfonso mit den drohenden Worten: „Wahre dich Gott, daß du dich je wieder von mir in Blanca's Fichtenwäldern betreten lässest!" seinen Freund verließ.

Es stand nämlich, nur eine Meile von Puerto-Alto, der Burg des Don Enrique, entfernt, auf dem Gipfel eines steilen Felsberges, rings von dichten Fichtenwäldern umgeben, ein uralter, viereckiger Thurm; hier hauste der Feldhauptmann Rogerio de Almodovar, hieher hatte er sich zurückgezogen und lebte abgeschieden von aller Welt seit dem Tode seiner über alles geliebten Gattin Elvira, die auf einer Jagd von Wölfen zerrissen worden war. Seit jenem Unglückstage hatte er selbst der Jagd, sonst seiner größten Lust, entsagt, und überließ sich tagelang dem finster-brütenden Grame; dann durfte Niemand ihm nahen, als seine Tochter Blanca; nur die Sorge für diese fesselte ihn noch ans Leben, nur sie konnte ihn noch manchmal auf Augenblicke erheitern. In dieser düstren Einsamkeit war Blanca aufgewachsen, ihr Vater und seine wenige Dienerschaft waren die einzigen Menschen, mit denen sie Umgang pflog; die Wälder, den Bogen an der Seite, zu durchstreifen, machte ihr die größte Freude; sie war so schön und behende, wie das Reh, das sie verfolgte, aber ebenso scheu und wild geworden. Ihr Herz war zwischen drei Wesen getheilt: Gott, ihrem Vater und Gazul, einem ungeheuren Fanghunde, der ihr mit der größten Treue anhing. Nur ein einzigesmal hatte sie ihre Einsamkeit verlassen, um ihren Vater nach Hof zu begleiten, wohin ihn der Befehl seines Königs rief; damals war es, daß Alfonso und Enrique sie sahen und in Liebe zu ihr entbrannten. Die Pracht des Hofes, der Glanz der Ritterschaft hatten das Mädchen mehr geblendet als ergötzt, das geräuschvolle Treiben hatte es betäubt; es sehnte sich nur desto mehr nach der Stille seiner Wälder, und begrüßte sie nach einmonatlicher Abwesenheit mit um so größerer Freude und derselben Unbefangenheit, mit der es sie verlassen hatte. Blanca lag nun wieder mit gewohnter Lust dem Waidwerk ob; eines Abends aber sah man sie früher als gewöhnlich im schnellsten Lauf und mit allen Zeichen des heftigsten Schreckens heimeilen; auf die Fragen der ihr entgegenstürzenden Diener und des angsterfüllten Vaters vermochte sie nur zu antworten: „Zum Walde! — zum Walde! — ein Mann.... Gazul!" —

Alsogleich ließ sich Rogerio waffnen und begab sich, von zwei Dienern begleitet und Gazul folgend, nach dem untern Theile des Waldes, wohin der Hund sie leitete, indem er vor ihnen hersprang und von Zeit zu Zeit kläglich heulte. Als sie zu der Stelle kamen, wo sich noch heutiges Tages der Bergstrom von dem Gipfel der Felsen herabstürzt, verschwand der Hund plötzlich. Rogerio rief ihn mehrmals; aber das Brausen des von

*) Aus der spanischen Zeitschrift: „El Artista," Tomo III. p. 137 — 142; Jahrg. 1836.

ſo anſehnlicher Höhe herabſtürzenden Stromes übertäubte ſeine Stimme; er wollte daher, nach einer Viertelſtunde vergeblichen und peinlichen Harrens, ſchon dieſe Stelle verlaſſen, um ſelbſt weiter nachzuſuchen, als der treue Hund wieder erſchien mit eingezogenem Schwanz und blutbefleckter Schnauze. Der Herr befahl ihm, weiter zu gehen, und der Hund, gehorchend, leitete ſie zu einem dichten Gebüſche, wo er ſtehen blieb und wieder kläglich heulte. Als nun Rogerio mit ſeinen beiden Dienern in das Gebüſch eindrang, ſah er einen zierlich gekleideten jungen Mann auf dem Boden hingeſtreckt, deſſen linke Schulter von einem Pfeile durchbohrt war. Der große Blutverluſt und die Bläſſe des Antlitzes ließen fürchten, daß der Jüngling, deſſen reiche Kleidung eine vornehme Geburt verrieth, auf den Tod verwundet ſey. Rogerio und ſeine Gefährten blieben einige Minuten ſprachlos und ſchreckerſtarrt von dem Anblick dieſes Unglücklichen; plötzlich rief einer der Diener, der ſich unterdeß dem Verwundeten mehr genähert hatte: „Beim heiligen Johann, Herr, dieſer Menſch gibt noch Zeichen des Lebens; es wäre allzu grauſam, ihn in dieſem Zuſtande zu verlaſſen, um ſo mehr, als nach dem Pfeile zu urtheilen, Donna Blanca ihn verwundet hat!“ —

„Das wäre grauſam!“ — rief Rogerio, „aber weißt du auch, ob er es nicht verdient hat?“

Als der Befragte darauf nicht zu antworten wußte, entgegnete der andere Diener, der bisher geſchwiegen hatte: „Es ſchadet nichts, wenn wir ihm jedenfalls das Leben zu erhalten ſuchen; denn ſollte er die Ehre der Donna im mindeſten verletzt haben, ſo fehlt es im Thurm nicht an guten Stricken, um ihn damit zu züchtigen. Doch wäre es auch möglich.....“

„Nicht weiter“ — unterbrach ihn der Herr — „ladet ihn auf und tragt ihn nach dem Thurm.“

Rogerio aber eilte auf dem nächſten Wege nach Hauſe, und ließ alſogleich ſeine Tochter zu ſich rufen. „Blanca“ — ſprach er zu ihr — „ich habe den Mann gefunden, von dem du ſagteſt; was hat er dir zu Leid gethan.“

„Habt Ihr ihn getödtet?“ — fragte das Mädchen entgegen mit wildſcheuen Blicken.

„Er war ſchon dem Tode nahe.“

„Und wo iſt er nun?“

„Man wird ihn alſogleich hieher bringen.“

„Wie, Ihr habt ihn gerettet? Es iſt ein Mann, mein Vater, der....“

„Der....? Laß mich Alles wiſſen!“

„Der ſich erkühnte, mich am Bergſtrom zu überraſchen; ich ergriff die Flucht, und er verfolgte mich; ich machte ihm ein Zeichen mit meinem Bogen, davon abzuſtehen; und er verachtete mein Zeichen, verachtete meine Drohung; da ſchoß ich einen Pfeil nach ihm ab, der ihn ohne Zweifel getroffen hat.“

„Und das iſt Alles?“

„Alles.“

„Mein Gott, muß denn der Friede dieſer Berge immer durch die Gewaltthätigkeit des Menſchen geſtört werden! — Und du, meine Tochter, bloß deßhalb, weil ein Mann dich ſprechen will, vielleicht deinen Beiſtand anflehen will, weil er ſich in dem finſtern Dickicht nicht mehr zurecht finden kann erkühnſt dich, ihm den Tod zu ſenden?! — Unglückliche Elvira, wenn du noch lebteſt, du hätteſt deine Tochter Sanftmuth gelehrt, dein Beiſpiel hätte ſie abgehalten, ſo wild zu werden, wie der Bergſtrom, an dem ſie aufgewachſen iſt!“

Hierauf befahl Rogerio ſeiner Tochter, des Fremden zu pflegen, und ihre ganze Heilkunſt aufzubieten, um ſein Leben zu retten.

Dieſer von Blanca verwundete und nun ihre Obſorge anvertraute Mann war aber Niemand anderer als Don Enrique von Caſtilla, Herr von Puerto-Alto. Drei Monate mußte er in dem einſamen Thurme Rogerio's zubringen, bis er durch Blanca's Pflege und Kunſt von ſeiner lebensgefährlichen Wunde wieder gänzlich hergeſtellt ward. Aber von ſeiner Liebe zu ihr, der Urheberin aller ſeiner Schmerzen, war er nicht geheilt worden; vielmehr hatte dieſe wo möglich noch zugenommen, eben durch die faſt zärtliche Sorgfalt, mit der ſie ihre Schuld wieder gut zu machen ſuchte; denn Blanca war in dieſen drei Monaten viel ſanfter geworden, und Enrique's Leiden, das Werk ihrer wilden Raſchheit, hatten ihr eine nie gefühlte Theilnahme für ihn eingeflößt. Ja, als er ſcheiden mußte, nahm ſie nicht ohne deutliche Zeichen von Gegenliebe von ihm Abſchied, und er mußte ihr verſprechen, bald wieder zu kommen.

Unterdeß war man in Puerto-Alto über Enrique's langes Ausbleiben natürlich in großer Sorge, und als er endlich heimkehrte, hatte er genug zu thun, um die ihn mit Fragen Beſtürmenden zufrieden zu ſtellen, ohne das Geheimniß ſeines Herzens zu verrathen. Bei allen gelang es ihm, nur nicht bei Don Alfonſo. „Enrique,“ ſprach dieſer zu ihm, „ich weiß, wo du geweſen biſt!“ —

„Du? — nicht möglich!“

„Ich weiß es; aber ich will, daß du es ſelbſt geſteheſt.“

„Wenn du es weißt, ſo ſey's drum; — aber ich bin nicht ſchuldig, irgend Jemand Rechenſchaft von meinem Betragen zu geben.“

„Eben dieſes Bemühen, es geheim zu halten, ſonſt ſo fremd deinem Charakter, würde es mich vermuthen laſſen, wenn ich es nicht ohnehin wüßte.“

„Vermuthe, ſo viel dir beliebt; aber das Wahre an der Sache iſt, daß ich auf einer großen Jagd war, daß ich mir da ein Bein gebrochen habe, und daß ſich deſſen Heilung ſo lange verzögerte....“

„Bei Gott, das wurde ſchnell geheilt!“ —

„Drei Monate mußte ich das Bett hüten.“

„Enrique! niemals haſt du gelogen, warum thuſt du es nun? — Ich will dir beweiſen, daß beides, was du vorgebracht haſt, durchaus falſch iſt. Ein caſtilianiſcher Herr, wie du, begibt ſich auf eine große Jagd nie ohne ein anſehnliches Gefolge von Dienern und Reitknechten; du aber warſt allein, ganz allein; da daher an der Jagd kein wahres Wort iſt, ſo bleibt mir kein Zweifel, daß es mit dem gebrochenen Beine ſich ebenſo verhält.“

„Wohl, glaube denn, was du willſt; ich kann nichts weiter ſagen, wenn du mir nicht glaubſt! Lebe wohl!“

„Nie hätte ich gedacht, daß ein Edelmann, und noch viel weniger, daß ein Ritter ſich ſo weit erniedrigen könnte, zu lügen," ſagte Don Alfonſo, indem er ihn am Arme zurückhielt. „Ich weiß wo du geweſen biſt, ich weiß es; du warſt in dem Thurme Rogerio's von Almodovar."

„Und was kümmert dich mein Aufenthalt? — Bin ich vielleicht verpflichtet, dir davon Kunde zu geben? — Mir ſcheint, daß unſere Freundſchaft....."

„Aufgehört hat;" rief Don Alfonſo mit verächtlich-drohendem Blicke, „du haſt dich derſelben unwürdig gemacht, du haſt gelogen."

„Gelogen?!" —

„Höre, noch bin ich nicht zu Ende. Du darfſt nicht vergeſſen, daß ich Blanca liebe, und daß....."

„Ich ſie auch liebe!" unterbrach ihn Don Enrique.

„Dann, Ritter, muß einer von uns beiden das Leben laſſen, verſtehſt du mich? und trotz dem, daß ein Mann, der gelogen hat, unwürdig iſt, ſeine Klinge mit der meinigen zu meſſen.... du verſtehſt mich doch?" —

„Ja wohl verſtehe ich dich; und dennoch werde ich meine Klinge nicht mit der deinen meſſen."

„Alſo biſt du auch feige?" —

„Dieſen Schimpf würde jeder andere als du mit dem Leben büßen; aber wir haben allzu oft zuſammen dem Tod in die Augen geſehen, als daß du deßhalb im Ernſte den leiſeſten Verdacht gegen mich hegen könnteſt. Höre, Don Alfonſo, ich werde dir reinen Wein einſchenken. Wollte ich dich täuſchen, ſo würde ich dir ſagen, daß ich die ſchöne Blanca längſt vergeſſen habe; aber ich will dir ohne Rückhalt erklären, daß ich ſie mehr als je liebe, und daß ein Aufenthalt von drei Monaten in ihrer Burg...."

„Von drei Monaten!"

„Unterbrich mich nicht. — Eine gefährliche Wunde nöthigte mich, in Rogerio's Thurme Hülfe zu ſuchen, und heute erſt habe ich ihn verlaſſen. Habe ich Blanca früher geliebt, ſo bete ich ſie nun an; und auf keine Weiſe werde ich einwilligen, von der Bewerbung um ſie abzuſtehen. Aber nicht die Waffen ſollen deßhalb zwiſchen uns entſcheiden; mit dir von der zarteſten Kindheit wie ein Bruder aufgewachſen, betrachte ich dich immer noch als ſolchen, und es wäre mir allzu ſchmerzhaft, ja unmöglich, dein Blut zu vergießen. Ich will dir ein anderes, ein ſichereres Mittel vorſchlagen, das uns nicht auf immer entzweien ſoll; du magſt dann ſelbſt entſcheiden, ob du es nicht annehmen mußt."

„Sprich, laß hören!" rief Don Alfonſo mit vor Wuth zitternder Stimme.

„Wir lieben beide Blanca; wohl denn — laß uns zuſammen nach Rogerio's Thurm gehen, freien wir um ſie bei ihrem Vater, und die Tochter von Almodovar entſcheide ſelbſt über unſer Geſchick. Biſt du's zufrieden? Wenn ſie dich erwählt, ſo gelobe ich, dir fürder nicht mehr hinderlich zu ſeyn und dich in Frieden dein Glück genießen zu laſſen. — Gelobſt du mir dasſelbe?"

„Wohl, ſo ſey es; morgen brechen wir auf. — Gott befohlen."

Und ſo geſchah es auch. Des andern Tages in aller Frühe machten ſich die zwei Freunde auf nach dem Thurme von Almodovar, begleitet von ihren Knappen und Dienern. Als ſie bei der Veſte ankamen, wurden ſie mehr wie ein läſtiger Beſuch als wie willkommene Freunde empfangen.

Nach den erſten, üblichen Höflichkeitsbezeugungen erſuchte Don Enrique den Burgherrn, daß er ihm und ſeinem Freunde auf kurze Zeit geheimes Gehör gönnen wolle. Rogerio bewilligte es und führte ſie in ein abgelegenes Gemach. Da nahm Enrique für ſich und für ſeinen Freund das Wort, und ſprach: „Ihr kennt ohne Zweifel unſern Stand und unſere Geburt?"

„Ja wohl," verſetzte der Caſtellan, „Euer Vater war mein Waffenbruder, und auch Alfonſo's Vater kannte ich genau; ich weiß, daß ihr beide edel und reich ſeyd."

„Unter dieſer Vorausſetzung habe ich nicht Noth, es Euch zu ſagen; aber die Urſache unſeres Hierherkommens muß ich Euch erklären. Wir wuchſen zuſammen unter einem Dache auf, wir haben uns immer wie Brüder geliebt, und würden es noch, wenn nicht ein unglücklicher Zufall uns zu Nebenbuhlern in der Liebe zu Eurer Tochter gemacht hätte. Andere an unſrer Stelle hätten die Waffen entſcheiden laſſen, wir aber haben uns entſchloſſen, beide um Blanca's Hand bei Euch zu werben; ſie mag frei wählen, wer von uns ihr Gatte ſeyn ſoll. Wir haben gelobt, uns ihrer Entſcheidung zu unterwerfen."

„Meiner Meinung nach," entgegnete der Vater, „würdet ihr eher Frieden halten, wenn ſie keinen von euch erwählte!" —

„Ihr täuſcht Euch!" fuhr Don Alfonſo auf, „das einzige Mittel, uns zu retten, und Euch gegen unſere Nachſtellungen zu ſchützen, iſt die Bewilligung der Bitte meines Freundes."

„Wie, ihr erkühntet euch vielleicht?...."

„Nichts iſt unmöglich!" — rief trotzig Don Alfonſo.

„Junger Mann, Ihr ſeyd fürwahr allzu kühn! — Deſſenungeachtet will ich Eure Bitte gewähren; kommt mit mir. Aber nein; hört mich vorerſt: Ich liebe Blanca; ſie iſt das einzige Weſen, das nach dem Tode ihrer Mutter mir noch theuer iſt; ich wünſche, daß ſie glücklich ſey, doch möchte ich um keinen Preis mich von ihr trennen. Sie iſt noch das einzige Band, das mich an das Leben feſſelt; würde ſie mich verlaſſen....."

„Wenn ſie einwilliget, einen von uns beiden zu wählen, ſo ſollt Ihr mit ihr in die Burg des Glücklichen ziehen;" verſetzte Don Enrique.

„Nun denn, ſo habe ich nichts weiter dagegen einzuwenden. Erwartet mich hier; ich will mit Blanca ſprechen, und euch dann ſagen, auf wen ihre Wahl gefallen ſey."

Nicht lange, ſo trat Blanca an der Hand ihres Vaters ein. „Edle Herren," ſprach dieſer, „Blanca hat ſich ſchon entſchieden; ſie ſchätzt euch beide, und dankt euch beiden für dieſen Beweis eurer Zuneigung; aber ihr Herz — hat ſie dem Don Enrique von Caſtilla geſchenkt." —

„Ach! mein Gott!" ſeufzte Alfonſo aus der tiefſten Bruſt auf, und wurde blaß wie der Tod, während Enrique ſich Blanca näherte, ihr zärtlich dankte und ewige Treue ſchwur. Aber plötzlich rafft ſich Alfonſo aus ſeiner Vernichtung auf, ſtürzt ſich auf Blanca und, indem er ſie gewaltſam von ſeinem Nebenbuhler trennt, frägt er ſie mit zornglühenden Augen und zitternder Stimme: „Blanca, liebt Ihr wirklich Don Enrique?" —

„Warum ſollt' ich nicht? — antwortet das Mädchen ganz

unbefangen, „hätte ich ihn nicht früher kennen gelernt, so hätte ich vielleicht Euch vorgezogen; so aber....“

„Wenn Ihr ihn nicht früher kennen gelernt hättet! — Also deßhalb, das war das sichrere Mittel! — Ha, doppelter Verräther, ich.....“ Mehr sagte er nicht, bezwang sich; und nur seine Züge verriethen Schmerz und Verachtung.

(Schluß folgt.)

Die *Kriaïna* des Panagiotis Sutsos.

(Schluß.)

An andern Stellen schildert er wieder den vergessenen Ruhm des Volkes, erinnert an die Schlachten des Freiheitskampfes, in denen der Sieg auf den Feldern des Mars mit Lorbeeren uns schmückte, als die Welt über unsere Triumphe in Erstaunen gerieth und ihre Blicke auf uns richtete, wir aber, nur das Ziel unserer Nationalunabhängigkeit verfolgend, furchtlos diesem Ziele entgegenschritten. Dieß Alles mit lebhaften Farben ausmalend, ruft er aus:

Und es kamen der Engländer, der Oestreicher und Franzosen
Admirale mit den Flotten,
Und befahn sich und vermaßen, als sie sich erst eingeschlichen,
Klug und listig drauf am Ende unsers Freiheitskampfes Boden.
Brüderlich die Hand dann reichte Morgenland dem Abendlande,
Um vereint die Unbewehrten wieder unter's Joch zu bengen.
Doch verlachend und verspottend wir das eine und das andre,
Hielten uns in unsern Nöthen an die Hülfe unsers Gottes.
Bald im Schatten der Oliven, dort im alten Cythaeron,
Oder dort im neuen Akros unter goldnen Orangen
Kündeten wir's allen Völkern: daß ein freies, ungetheiltes
Griechenland sey auferstanden.
Das Gesetz in unsern Händen, setzten wir allein die Freiheit,
Die mit Wenigem zufrieden,
Auf des Thrones erste Stufen:
Sie, die nur des ew'gen Rechtes, vieler Ahnen nur bedürftig.

Und wie nun der Dichter nach solchen Siegeszeichen, nach solchen Opfern die Vernachlässigung der Männer des Freiheitskampfes und das Ueberhandnehmen der Fremden ins Auge faßt, ruft er mit Unwillen aus:

Eilt drum jetzt, Ihr Fremden, eilet, um den Thron Euch zu versammeln;
Denn wir selbst sind auf den Bergen manches Jahr daher verdummet;
Unsre rauhen Hände können nimmer von der Flinte lassen,
Und die Lippen, die noch schwarz sind von dem Beißen der Patronen
Und dem Pulverdampf der Schlachten,
Kennen nicht die süßen Klänge schmeichlerischer Lobesreden.
Kommt und schmückt Euch denn gar zierlich mit dem Glanze der Gewänder
Und mit königlichen Orden!
Wir auch haben unsre Orden, haben schönere Gewänder:
Unsre Orden, die wir tragen, sind die Wunden, die uns zieren;
Und die Fahnen, die den Feinden in den Schlachten wir genommen,
Sind es, drein wir unsre Körper, unsre nackten Körper hüllen.

Wer empfindet nicht Schmerz und Trauer beim Anblick Hydra's, der Wittwe so vieler berühmter Männer, verstümmelt an den Händen und vor Hunger sterbend? Wessen Herz wird nicht gerührt beim Anblicke dieser Amazone, Mutter so vieler Heldensöhne, wie sie einsam dasteht im Meere, gleich dem Eigenthümer eines schiffbrüchigen Schiffes, der den Tod erwartet auf dem Felsen des Meeres? Der Dichter der *Kriaïna* bricht hierüber in folgende Worte aus:

Hydra, jetzo ohne Reichthum, ohne Schiffe, ohne Volk,
Gleichst fürwahr du dem Vulcane, der nun still und ausgebrannt,
Und verstummt ist alles Leben nun auf dir, — du scheinst zu ruh'n
Von dem Schlage, den du führtest, daß erzitterte ein Thron....!
Kaum daß man an deinen Küsten jetzt Matrosen noch entdecket,
Deren Tausende vor Jahren suchr' und fand in deinen Häfen,
Auf den Felsen jeder Blick.
Einer Mutter gleich, o Hydra, die, hat sie geboren, stirbt,
Hast auch du ein starkes Kind, hast du Griechenland geboren,
Und sogleich bist du gestorben.

Die letzten Zeilen der *Kriaïna* sind trüb und düster, und der Schluß der Dichtung haucht gleichsam Todtengeruch aus; auf den Sarg seiner Geliebten legt der Dichter den Cypressenzweig der sterbenden Freiheit nieder, indem er ausruft:

Des Lebens süße Träume all, du Liebe und du Freundschaft,
Und ihr auch, du des Volkes Ruhm, du Vaterland und Freiheit,
Ihr habt verlassen mich und flieht mein Herz, das ausgestorben;
Und Alles, was ich mir ersehnt und je erstrebt, war eitel.
Gealtert mit dem Vaterland sind meine Leidenschaften;
Einsoldig schwinden nun dahin und farblos meine Tage;
Wie ein Gespenst aus jener Zeit des heil'gen Kampfs der Griechen,
So sitz' ich nächtlich und allein auf der Verkämpfer Gräbern.

Erinnert Ihr Euch des Ossian, der bei nächtlicher Finsterniß, umgeben von der Asche der verbrannten Wohnungen seiner Väter, die im Gesäusel der Winde ihn umwehenden Schatten seiner gestorbenen Brüder anruft und zu besänftigen sucht? Erinnert Ihr Euch jenes trübseligen Monologs des Goethe'schen Faust's? Einen ähnlichen Eindruck macht auch folgende Anrede an die geopferten Märtyrer des griechischen Freiheitskampfes.

Seyd ihr es, die in den Nächten, wenn der winterliche Sturm
Grausig an den Fenstern rüttelt,
Und ich mit gefaltnen Händen einsam auf zum Himmel blicke,
Und dem Aug' entströmen Thränen, —
Seyd ihr es, ihr unsre Führer und Verkämpfer, heil'ge Schatten,
Die ihr bleich mit blutigem Antlitz steigt hernieder von den Bergen?
Warum schauen eure Züge mich so alterthümlich an?
Was erfüllt mit süßem Sehnen mich eu'r alterthümlich Bild?
Wie so ganz und gar verändert seh' ich wieder euch, Gefährten,
Ihr der Lager und der Schlachten! und wie düster und wie traurig
Denket ihr wohl noch zu Zeiten unsers Kampfes große Tage?
Wann hat noch der Sonne Auge schönre Tage je beschienen?
Und was ist aus jenen Tagen, lieben Freunde, nun geworden?
Wohin unser Ruhm gekommen? —
Doch in meinen Liedern, Freunde, mögt ihr jubelnd euch ergötzen!
Kommt herzu und jauchzt vor Freude!
Seyd gegrüßt, Odysseus, Gurax, Papaflessas, Kyriakulis,
Botsaris und Ypsilantis, Karaiskes und Miaulis!
Kommet all! und in die Zither eures Dichters mächtig greifend,
Ruft in ernsten Kreis zusammen um mich her die Trauermusen!

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Februar. 1839.

Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.

Zweiter Artikel.

Leicht kann man sich denken, daß E. Quinet, der philosophische Dichter des Prometheus, der geistvolle Vertraute deutscher Wissenschaft und Literatur, der Uebersetzer von Herders Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, bei der Beurtheilung des Lebens Jesu einen andern Standpunkt werde eingenommen haben, als den des Gläubigen gegenüber dem Ungläubigen. Quinet nimmt allerdings die Sache nicht leicht: „Es handelt sich hier nicht um eine literarische Fehde, sondern um ein Buch, das für die meisten Menschen ihre Nahrung, ihre Kraft, ihre Hoffnung, ja ihr Leben ist. Ich gehöre nicht zu denen, die sich mit einer metaphysischen Formel über alle Zerstörung und Ruinen trösten; und wenn unter meinen Lesern nur eine einzige aufrichtige gläubige Seele wäre, hätte sie aus diesem Grunde mehr Anspruch auf meine Achtung, als jener große Haufen ohne Physiognomie und Namen, der weder in der Religion, noch in der Philosophie, noch in der Poesie lebend, eigentlich seine Existenz nur in der Leere hat." Aber andrerseits: „wenn eine Lebensfrage einmal alle Geister ergriffen hat, ist es dann erlaubt, still zu schweigen? Wäre auch nur zu wünschen, daß der ganze Lärm erstickt würde, aus Furcht den Zweifel zum Zweifel zu fügen? Oder ist dieß nicht vielmehr der Augenblick, wo, weil der innere Krieg in dem Geist eines Volks zum Ausbruch gekommen, es nöthig wird, daß der Gegenstand des Streits mehr und mehr kundbar werde, damit die Ansicht Aller nach und nach an dem Kampf ihren Theil nehme? Und was wäre es, wenn es sich um das Christenthum selbst handelte, müßte dann nicht am Ende der Proceß durch das Bewußtseyn der christlichen Welt geschlichtet werden?"

Seine Aufgabe stellt sich der Verfasser so: „den Stand der Frage anschaulich zu machen, die Aufmerksamkeit der Redlichen und Unbefangenen jedes Glaubens darauf hinzulenken, den Leser in Stand zu setzen, wo nicht über den letzten Streitpunkt, doch über den Geist im Allgemeinen zu urtheilen, welcher den Streit beherrscht; die Achtung vor der Tradition mit der Erforschung der Wahrheit zu versöhnen."

Er beginnt mit der Betrachtung, daß es Mode geworden sey, bei den Orthodoxen wie bei den Skeptikern, den Einfluß der Reformation und des Protestantismus gering zu schätzen, die Ohnmacht, die Inconsequenz daran zu rügen; dagegen behauptet er: „in den Bestrebungen der neuern Theologie erkenne man eine der tiefsten und originellsten Offenbarungen des Geistes der Zeit. Zur Charakterisirung des Werks von Strauß übergehend, erkennt er ausdrücklich an, daß es etwas anderes sey, als eine bloße Läugnung des übernatürlichen Theils der Offenbarung, und sich somit von der englischen Schule des 18ten Jahrhunderts wesentlich entferne. Woher aber der ungeheure Widerhall, den das Buch geweckt? Den Grund davon findet er weder im Styl, in der Sprache, welche „trist, nackt, geometrisch" sey, noch in den einzelnen Behauptungen, da kaum Eine der kühnsten Behauptungen nicht schon vorher aufgestellt worden sey. „Wie nun die wunderbare Wirkung eines Werks erklären, welches aus dem Raub aller zusammengesetzt scheint? Ich antworte: diese Wirkung rührt gerade daher, daß das neue System sich auf alles, was vorangegangen, stützt, und sein Mangel an Originalität im Detail begründet die Macht des Ganzen. Wenn dieß Werk als der Gedanke eines Einzelnen erschienen wäre, so hätte es nicht so viele Geister zugleich in Unruhe versetzt. Aber weil man sah, daß es gleichsam die mathematische Folge beinahe aller seit fünfzig Jahren gemachten Anstrengungen und Arbeiten jenseits des Rheins war, und daß Jeder einen Stein zu diesem traurigen Grabmal herbeigetragen, zitterte das gelehrte und wissenschaftliche Deutschland, und bebte vor seinem eigenen Werk zurück. In der That, wenn man einen Augenblick den Geist verfolgt, der in Deutschland in der Philosophie, in der Kritik und in der Geschichte geherrscht hat, so wundert man sich nur, daß diese letzte Consequenz so spät erst eintrat. Ein so oft prophezeytes System mußte endlich kommen."

Wie die deutsche Philosophie an die Stelle der französischen des 18ten Jahrhunderts getreten sey, da, sagt Quinet, habe man glauben können, was Voltaire zerstört habe, werde durch Kant und Goethe wieder aufgebaut werden; und wer damals behauptet hätte, der Spiritualismus der Letztern werde zu dem gleichen Ziel führen, wie der Sensualismus des Erstern, wäre für einen Wahnsinnigen gehalten worden. Man habe gehofft, in der neuen Metaphysik werde das Christenthum eine vollständige Restauration finden, und die Philosophie selbst habe diesen Wahn zu hegen geschienen; in der That aber habe sie nur die abgestumpften Waffen des vorigen Jahrhunderts mit neuen vertauscht und das Terrain des Kampfes geändert. Dieß gehe schon aus Kants Schrift über die Religion hervor, wornach nur eine Religion des Todes, ein Evangelium der reinen Vernunft und ein abstracter Jesus, ohne die Krippe und das Grab übrig bleibe. Wenn nun die Kritik, das Räsonnement und die Skepsis die Religion noch bestehen ließen, so war sie doch gleichsam eine eroberte Provinz, deren Gränzen sie nach Belieben zogen. Später untergrub der mächtig in die deutsche Metaphysik eingedrungene Pantheismus die alten Ufer der Orthodoxie immer mehr. „Nachdem die Philosophie des 18ten und die des 19ten Jahrhunderts sich lange bekämpft und gegenseitig geläugnet hatten, versöhnten und umarmten sie sich endlich auf den Trümmern desselben Glaubens."

Der Verfasser schildert nun etwas genauer das historische Verhältniß der Metaphysik und Theologie; „während man in Frankreich das Evangelium geradezu mit heidnischen Waffen angegriffen habe, sey in Deutschland eine ganz andere Methode von den Meisten, nur nicht von Lessing, befolgt worden. Um aber Deutschland zum Zweifel zu bekehren, bedurfte es eines Systems, das, den Skepticismus unter dem Gewand des Glaubens verbergend, einen langen Umweg nehmend, ehe es zu seinem Ziel gelangte, auf die Phantasie, auf die Poesie, auf die Geistigkeit gestützt, das zu verklären schien, was es in Schatten stellte, aufzubauen, was es zerstörte, und zu behaupten, was es in der That läugnete. Alle diese Merkmale finden sich an dem System der allegorischen Interpretation der Schrift, oder in der Substitution eines mystischen Sinns statt des buchstäblichen. Dieß System, das im Grund allein wahrhaft gefährliche für den Glauben in Deutschland, geht bis auf Origenes zurück." Quinet zeigt nun, wie dieß System verschieden modificirt, bis auf die neuesten Zeiten herab in Anwendung gebracht und dadurch die historische Realität in sehr enge Gränzen zurückgedrängt wurde. „An den spätern Werken Herders z. B. kann man sehen, wie die Poesie und die Philosophie unvermerkt die religiösen Wahrheiten umwandeln, wie man, ohne den Namen der Dinge zu ändern, ihnen einen neuen Sinn gibt, so daß zuletzt der Gläubige, der ein Dogma zu haben und zu besitzen glaubt, in Wahrheit nur einen Dithyrambus, eine Idylle, eine moralische Tirade hat." Man habe immer nur das Sterbliche zu opfern, aber die Seele des Christenthums zu retten geglaubt. „So arbeiteten mit der größten Gemüthsruhe und bestem Gewissen die natürlichen Vertheidiger des Dogma's von allen Seiten an der Umwandlung des bestehenden Glaubens, denn es ist wohl zu beachten, daß dieß Werk nicht wie bei uns von den Weltleuten und Philosophen von Profession ausging. Im Gegentheil, diese Revolution ward fast ganz durch die Theologen herbeigeführt; im Schooß der Kirche selbst schöpfte sie all ihre Kraft. Zu bewundern ist dabei nur die Ruhe, worin diese Männer in Betreff der Zukunft ihres Glaubens lebten." Hier wird Schleiermachers ausführlich Erwähnung gethan. Sodann werden die kritischen Untersuchungen der Bücher des alten und neuen Testaments und ihre Resultate genannt, und so der Uebergang zum Buche Strauß's gemacht.

„Was war denn nun das Buch, das im Lande der theologischen Neuerungen die Kühnsten selbst betreten machte? Es war die Folgerung aus den seit einem halben Jahrhundert gestellten Prämissen. Der Verfasser brachte zum erstenmal die entgegengesetztesten Lehren, die Schulen Bolingbroke's, Voltaire's, Lessings, Kants, de Maistre's in Berührung, unter welche Namen sie sich mochten versteckt und verkleidet haben, Materialismus, Spiritualismus, Mysticismus, die Freunde der Symbolik, der natürlichen, figürlichen oder dogmatischen Erklärungsweisen, der Visionen des animalischen Magnetismus, der Allegorien und Etymologien; und indem er mittelst einer unermüdlichen Dialektik sie durch und mit einander erklärte, in Widerspruch setzte und schlug, entriß er ihnen allen ein und dasselbe Resultat. Mit Einem Wort: er concentrirte alle Zweifel in einen einzigen und sammelte die zerstreuten Pfeile des Skepticismus zu Einem Bündel. Dazu kommt, daß er den metaphysischen Schleier zerriß, der diese Lehren umhüllte, und die Frage auf die einfachsten Ausdrücke zurückführte, so daß man nun, und zum erstenmal, ganz offen sah, welches Zerstörungswerk man angerichtet. Wie Antonius deckte er das Gewand Cäsars auf. Jeder konnte an dem großen Leichnam die Stöße und Streiche erkennen, die er im Dunkel geführt hatte."

„Von dem Pantheismus der neuern Schulen (welcher Quinet zufolge das große Vermächtniß Spinoza's ist), hatte der Verfasser die Kunst entlehnt, die historischen Personen herabzusetzen, zu verkleinern, abzuschwächen; denn es eignet demselben ein Idealismus, der seinem innersten Wesen nach bilderstürmerisch ist. Jede persönliche Existenz ist jenem System lästig und mißfällt ihm als eine Usurpation. Die Helden sind ihm nur, was die hölzernen oder ehernen Bilder dem Mahomedanismus. Er muß sie umstürzen. Einen Schritt weiter, er würde das Leben des vorüberfliegenden Vogels, des summenden Insects, als einen Raub am Absoluten ansehen. Er würde nicht eher zufrieden seyn, als wenn er die Welt und die Geschichte in eine vollkommene Stille verwandeln könnte, um darin friedlich der Harmonie seiner Ideen sich zu erfreuen. Indessen hat Strauß die Existenz Jesu nicht völlig geläugnet. Er behält davon noch einen Schatten übrig, nämlich, daß Jesus von Johannes getauft worden, daß er Schüler um sich versammelt, daß er zuletzt dem Haß der Pharisäer unterlegen sey. Dieß wäre, nebst einigen weiteren Details, der Kern von Wahrheit, woran die menschliche Einbildungskraft alle Wunder des Lebens Jesu angereiht hätte. Die Folge der von den Evangelisten er-

zählten Ereigniſſe wäre in Wahrheit nur eine Reihe von Ideen, durch die Tradition mit einer poetiſchen Form überkleidet, d. h. eine Mythologie. Die Art wie dieß Werk der Einbildungskraft entſtanden ſeyn ſoll, ſtellt ſich der Verfaſſer ſo vor: die Völker Paläſtina's hätten, voll von der Erwartung des Meſſias, nach und nach auf die wirkliche Geſtalt Jeſu all die Züge des alten Teſtaments übertragen, die ſich auf den Meſſias bezogen."

Der Kritiker bezeichnet dann die Methode des Buchs: „Seine Kritik verfolgt der Reihe nach alle Momente des Lebens Jeſu. Er macht auf die Widerſprüche der Evangeliſten unter ſich aufmerkſam; er behauptet, wenn die Orthodoxie in dieſer Hinſicht die Vernunft nicht habe befriedigen können, ſo ſeyen die ſogenannten natürlichen Erklärungsweiſen nicht weniger falſch. Dieſe beiden Interpretationsarten beſeitigt, bleibt nun nichts übrig, als die Realität der Thatſache ſelbſt zu läugnen und ſie zu einer Legende, einer Allegorie oder Mythe zu machen. Dieß iſt die gleichförmige Folgerung, womit der Verfaſſer jede Erörterung ſchließt; übrigens nirgends ein Wort des Leidweſens, nirgends eine Trauer um die Geſtalten, von welchen er nur den Nimbus übrig behält. Der Eindruck der unermeßlichen Leere, welche die Abweſenheit Chriſti im Gedächtniß und der Geſchichte der Menſchheit zurücklaſſen würde, koſtet ihm keinen Seufzer. Ohne Zorn, ohne Leidenſchaft, ohne Haß fährt er ruhig, in geometriſcher Weiſe, in der Löſung ſeines Problems fort. Soll das beweiſen, daß er kein klares Bewußtſeyn von ſeinem Werk habe und, das Gebäude in ſeinen Fundamenten untergrabend, nicht wiſſe was er thue? Gewiß nicht. Aber es iſt etwas Deutſchland Eigenthümliches um dieſe Art von Fühlloſigkeit. Die Gelehrten haben dort eine ſolche Scheue vor jedem Schein von Declamation, wodurch der Haltung ihres Syſtems Eintrag geſchehen könnte, daß ſie gerade in den entgegengeſetzten Fehler verfallen. Was die Rhetorik für uns Franzoſen, das ſind die Formeln für die Deutſchen, eine Liebhaberei, die zur Gewohnheit und endlich natürlich wird. Sie nehmen in ihren Büchern gern die unerbittliche Maske des Fatums auf ſeinem ehernen Thron an. Bei der Lecture manches Buchs könnte man den Verfaſſer für eine Seele von Erz halten, unzugänglich allem menſchlichen Gefühl. Dieß, muß ich geſtehen, war auch meine Vorſtellung von H. Strauß ſelbſt, bis ich ihn in der Nähe kennen lernte und an ihm, unter dieſer fataliſtiſchen Maske, einen jungen Mann voll Offenheit, Milde, Beſcheidenheit fand, eine beinahe myſtiſche Seele, gleichſam ſchmerzlich berührt von dem veranlaßten Aufſehen und Lärm."

Quinet berichtet nun, wie Strauß im Verlauf ſeines Werks, „Chriſto ſeine Wiege und ſein Grab ſtreitig macht, und ihm nichts läßt als das Kreuz, welches aber auch wieder an die eherne Schlange des Moſes mahnt." Etwas ausführlicher verbreitet er ſich dann über die Leidensgeſchichte: „Er geht von dem Satz aus, daß das alte Teſtament nirgends einen leidenden Meſſias verkündige. Der ganz von der Gegenwart ihres geliebten Meiſters erfüllte Geiſt der Apoſtel ſah ihn in Flammenzügen unter jedem der Sinnbilder und Typen der Bibel; natürlich und unwiderſtehlich wandten ſie auf ihn alle Worte an, welche man anders als im buchſtäblichen Sinn nehmen konnte; ſie täuſchten ſich ſelbſt. In Kraft einer ähnlichen Täuſchung beredete man ſich hinterdrein, Chriſtus habe ſeinen Tod, ſeine Auferſtehung, ſeine Wiedererſcheinung vorher verkündigen müſſen. Daher die ihm von den Evangeliſten zugeſchriebenen Prophezeyungen. Die Scene auf dem Oelberg, der Blutſchweiß, die Marter und Todesangſt am Kreuze, der von dem Engel des Leidens gereichte Kelch — was macht man aus dieſem unendlichen Schmerz? Ein Plagiat aus den Wehklagen des Jeremias. Jenes tiefe Vorgefühl, welches jedes, auch das geringſte Geſchöpf im Augenblick des drohenden Todes ergreift, muß Chriſto fehlen. Die beiden Schächer müſſen dem Jeſaias gehören; der verlooste Leibrock, die durchbohrten Hände und Füße, der Lanzenſtich in die Seite, der Wermuth und Eſſig, ſelbſt der Durſt am Kreuze und das letzte Wort des ſterbenden Jeſu wäre Wort für Wort aus dem 69ſten und 22ſten Pſalm hergenommen, welche Dr. Strauß für Alles was zum Leiden gehört, als claſſiſch annimmt. Dann bemerkt er, daß nur einer der Evangeliſten die Anweſenheit der Mutter Jeſu unter dem Kreuz erwähnt, und daß dieſer Umſtand, wenn er wahr wäre, von den andern nicht könnte übergangen worden ſeyn. Hier, geſtehe ich, kann ich es nicht ertragen und nicht begreifen, daß der Verfaſſer mitten unter dieſen Scenen inne hält, um über den Bericht des Johannes von der Leidensgeſchichte zu ſagen: die Expoſition der Scenerie macht der ſinnreichen und lebendigen Darſtellungsweiſe des Berichterſtatters Ehre. — Glaubt man nicht bei dieſem Wort das Geſpenſt Voltaire's ſich aufrichten und applaudiren zu ſehen, oder vielmehr würde nicht eine ſolche Grauſamkeit ſelbſt ihn überraſcht haben? Wie dem ſey, die Kaltblütigkeit des Verfaſſers verläugnet ſich ebenſo wenig in den folgenden Scenen. Gewiß nur ein deutſcher Gelehrter kann mit dieſer Empfindungsloſigkeit, wo die moderne Ironie und der Yſop Golgatha's unauflöslich vermiſcht ſind, unterſuchen: ob Judas, wie ein Theologe behauptet hat, ein redlicher und verkannter Menſch geweſen; ob Chriſto die Hände und die Füße durchbohrt worden; wie oft er gedürſtet; wie viel Stunden er am Kreuz gehangen; ob aus der friſchen Wunde Blut und Waſſer fließen können; an welchem Ort, vorausgeſetzt daß Jeſus nach langer Ohnmacht aus dem Grabe erſtanden, der dem Tode nahe Gott eine Zuflucht gefunden u. ſ. w. Dieſer Theil des Werks hat die anwidernde Genauigkeit einer gerichtlichen Inſtruction. Hier ſcheint Strauß von ſeinem mythiſchen Syſtem abzugehen, und einer feindlichen Schule ein Zugeſtändniß zu machen, wenn er zugibt, daß die Idee der Auferſtehung zum Ausgangspunkt eine Viſion der Jünger gehabt habe, ähnlich der des Paulus auf dem Weg nach Damaskus; dieſe Idee aber, glaubt er, habe ſich vollſtändig nur in Galiläa entwickeln können, fern vom Grab und den ſterblichen Reſten Chriſti. Die Himmelfahrt erinnert ihn an die Henochs, die Flammenpferde des Elias, die Apotheoſe des Hercules u. ſ. w.... Dieß das Buch in ſeinen Elementen und ſeiner entſetzlichen Nacktheit; ſollte ich dieſe Analyſe noch einmal anfangen, ich hatte nicht das Herz dazu, ſie wieder zu vollenden."

(Schluß folgt.)

Der Blanca-Fall.

(Schluß.)

Vierzehn Tage darnach traten aus der Burgcapelle die beiden glücklichen Gatten, gefolgt von Don Alfonso, Don Rogerio und vielen anderen edlen caſtilianiſchen Herren. Bei dem glänzenden Hochzeitmahle wurde ſelbſt der ſonſt ſo finſtere Caſtellan von Almodovar heiter und aufgeräumt, brachte Geſundheiten aus, und ſchonte weder Wein noch Witzworte. Nach dem Mahle bereiteten ſich Alle zu einer großen Jagd, womit ſie der Schloßherr zu erluſtigen gedachte.

Wohl trübte ſich der Himmel, ein immer dichter werdender Nebel ſenkte ſich von den Bergen nieder, und es ließ ſich vorausſehen, daß bei ſo naßkalter Witterung die Jagd nicht eben ſehr ergötzlich ausfallen durfte. Trotz dem Allem zog man aus; der Wein hatte die Köpfe erhitzt, und man warf ſich mit deſto größerem Eifer auf die Verfolgung des Wildes durch die dichten Fichtenwälder von Almodovar.

Unter denen, die zuletzt ſich zum Auszuge anſchickten, waren auch die Neuvermählten; Rogerio hielt ſie zurück; „Meine Kinder," ſagte er zu ihnen, entfernt euch nicht einen Augenblick von dem Jagdgefolge, der Himmel iſt trübe, — der Nebel dicht, — es könnte euch leicht ein Unglück zuſtoßen!" — Da mahnten ungeduldige Rufe zum Aufbruch, unter denen die Stimme Don Alfonſo's durchdrang. Die Hiefshörner tönten von allen Seiten, die Rüden gaben aus, das Hurrah der Jäger wurde von den wiederhallenden Felſen noch vermehrfacht, die Aeſte krachten von dem aufgeſcheuchten, durchbrechenden Hochwild, und der Jagdlärm tobte und toſete immer toller durch Berg und Thal.

Nach einigen Stunden der Jagdluſt hielt Don Enrique an, und, uneingedenk der Mahnworte des Vaters, entfernte er ſich mit Blanca immer mehr von ſeinem Jagdgefolge, indem er den Weg nach dem Buſche einſchlug, wo ihn einſt Blanca's Pfeil traf. Dieſe folgte ihm nur mit Widerſtreben; wie von böſer Ahnung ergriffen, wollte ſie den Ort vermeiden, der ſo ſchmerzliche Erinnerungen in ihr weckte, und bat ihren Gemahl, die Richtung nach dem Bergſtrom einzuſchlagen. Enrique gab ihren Bitten nach, und, in ſüßem Koſen verloren, gelangten ſie zu der Stelle, wo der Strom mit Gebraus ſich von der Höhe herabſtürzt. Aber Blanca, von einer ihr ſonſt ganz unbekannten Angſt erfüllt, drang immer mehr in ihren Gatten, zu dem Gefolge zurückzukehren, mahnte ihn an die warnenden Worte ihres Vaters, an Alfonſo's unheilbrütende Blicke, und wie er ihnen faſt nie von der Seite gekommen ſey; umſonſt ſuchte Enrique ihr Muth einzuſprechen, umſonſt ſtellte er ihr vor, daß ſie bei ihm, unter ſeinem Schutze ſicher ſey, daß ſie von Alfonſo nichts zu fürchten hätten, der ſein Ritterwort gegeben habe, ihr Glück nicht zu ſtören; die ſonſt ſo unerſchrockene Blanca ließ ſich nicht beruhigen, und da überdieß der Nebel ſich in Regen aufzulöſen und es zu nachten begann, ſo gab Enrique endlich nach, und eben wollte er umkehren, als plötzlich Alfonſo ihnen in den Weg trat. „Euch komme ich zu ſuchen, eure Abweſenheit hat uns beſorgt gemacht; ihr werdet noch Zeit genug haben, allein beiſammen zu ſeyn;" fügte er mit höhniſchem Lächeln hinzu. Blanca erbebte. Sie ſtanden am Ufer des toſenden Bergſtroms. Da näherte ſich Alfonſo noch mehr ſeinem Freunde. „Heute iſt Sanct Laurenzen-Tag. — Das iſt ja dein Geburtstag, Enrique, haſt du dich deſſen erinnert?"

„Wie ſollte ich nicht!"

„Ja heute iſt der Tag, an dem du wieder ein Jahr deines Lebens vollendeſt. — Wie ſehr haſt du das meine in dieſer letzten Zeit durch Lug und Trug vergiftet! — Du haſt mich um das Glück meines Lebens betrogen! — Doppelzüngiger, ich glaube an keines Menſchen Treue mehr, ſeit du mich verrathen! — Du ſelbſt haſt durch deine Falſchheit mich meines Wortes entbunden. Du haſt den ehrlichen Kampf liſtig zu vermeiden geſucht; haſt, Bruderliebe heuchelnd, nicht mein Blut, aber mein Verderben gewollt. Ja, du ſelbſt haſt das ſichrere Mittel zu meinem, aber auch zu deinem und ihrem Verderben erdacht! — Du haſt durch dein Früherkommen mir den irdiſchen Himmel entriſſen, ſo fahr' denn auch zuerſt zur ewigen Verdammniß!" — Bei dieſen Worten war Don Alfonſo außer ſich vor Wuth gekommen, und drang mit gezücktem Dolche auf Don Enrique ein; — in dem Augenblick aber, als er den tödtenden Stoß führen wollte, fühlt er ſich von einem Pfeile durchbohrt; er ſtürzt, gleitet auf dem naſſen abhängigen Raſen zu Enrique's Füßen, die er mit der letzten Kraft umklammert, und reißt ihn und Blanca, die ihn feſt umſchlungen hält, mit ſich fort in die brauſenden Fluthen des Bergſtroms. — Der wurde Blanca's Brautbett.

Rogerio aber war es, der den Pfeil abgeſchoſſen hatte.

Noch jetzt, verſichern die Landleute der Umgegend, ſieht man am Sanct Laurenzen-Tage in den erſten Minuten jeder Stunde des Tages mitten im Stromfall die Geſtalt eines Weibes, weißgekleidet, mit aufgelöstem, ſchwarzem Haupthaar. In den Nachtſtunden aber iſt nicht nur dieſe Geſtalt viel ſichtbarer, ſondern man hört auch ganz deutlich klägliches Rufen und Angſtgeſchrei, wie von Ertrinkenden, die um Hülfe flehen. Daher wagt es Niemand, ohne ſich zuvor bekreuzet und ſeinem Schutzheiligen empfohlen zu haben, ſich dem Falle des Bergſtroms zu nahern, der ſeit jener Zeit den Namen des Blanca-Falls (El Torrente de Blanca) führt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22 u. 23.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 Februar 1839.

Strauß's Leben Jesu in England und Frankreich.

(Schluß.)

Quinet gesteht nun aber offen: „Der Geist irgend eines Werks, sey es ein philosophisches, kritisches oder künstlerisches, läßt sich nie in einigen Zeilen wiedergeben; dazu gehört größere Umsicht, als man sich gewöhnlich vorstellt. Ganz darauf bedacht, die Resultate des Autors in ihrer Nacktheit und Schärfe darzustellen, habe ich die Schattirungen, die Milderungen, die Vorbereitungen vernachlässigen müssen, und ganz besonders auch jene Schaar von Beweisen, welche nirgends fehlen. Wider meinen Willen werde ich mich an die frappantesten Partieen gehalten haben, welche am besten den Geist einer Schule im Allgemeinen bezeichnen, auf die Gefahr hin, einige der eigenthümlichen Züge des Schriftstellers selbst im Dunkel zu lassen. Sein durchdringender Scharfblick in der Welt von Detail, seine aufrichtige Wahrheitsliebe, der Erfolg seiner Erklärungsweise an manchem Ort, der Stoicismus einer wahren, genauen Sprache, die frei vom Jargon der Schulen gerade aufs Ziel losgeht, seine Festigkeit und Unabhängigkeit des Geistes, seine Härte selbst, die ihn wie eine scharfe Nadel ins Innerste der Dinge eindringen macht, während andere weichlich an der Oberfläche bleiben, seine tiefe Gelehrsamkeit — das alles sind Eigenschaften, die kein Mann von Verstand ihm absprechen kann. Er hat sich dem abschreckenden Dienst unterzogen, die frische Wunde unserer Zeit zu sondiren, zu betasten, zu erweitern, mit mehr Eifer, Logik und Unerschrockenheit, als irgend Einer, so daß die Gleichgültigkeit selbst gezittert hat und sich auf ihrem Pfühl schreiend erhob; und wenn man dieß Buch, so trist, so eiskalt, so schneidend, in die Hand nimmt, so muß man das Wort jener Frau wiederholen, womit sie sich erdolchte: „Es schmerzt nicht."

„Mit dem fortdauernden Verlangen, der Wahrheit getreu zu seyn, muß ich auch anerkennen, daß man vom Anfang dieser evangelischen Geschichte und Kritik an sieht, daß das System von vornherein feststeht, daß es nicht eine nothwendige Folge aus den Thatsachen ist, daß im Gegentheil der Verfasser mit dem festen Willen, Alles darauf zurückzuführen, sich vor keinem Hinderniß zurückziehen wird; daß er daher zu einer logischen Intoleranz hingerissen wird, die einer Art von Fanatismus gleicht, und bei mehr Kaltblütigkeit und Reife, an den Vernichtungsgeist eines Dupuis und Volney erinnert. Ich habe sogar ernstlichen Grund zu glauben, daß er, von der ersten Hitze des Streites zurückgekommen, sich gegen die Anerkennung der Gerechtigkeit dieses Urtheils nicht sträuben würde. Ein zweiter Vorwurf, den ich dem Werk zu machen habe, weil die deutsche Kritik ihn nicht genug hervorgehoben hat, ist der, daß die wunderbare Kenntniß und Vertrautheit mit den Büchern das Gefühl für die Wirklichkeit ganz darin zu ersticken scheint. Inmitten dieser absoluten Negation alles Lebens fühlt man sich versucht, sich selbst zu befragen, ob nicht die eigenen persönlichsten Eindrücke, ob nicht der eigene Athem und die eigene Seele vielleicht auch nur die Copie eines aus dem Buch des Verhängnisses verirrten Textes sey, und ob Einem nicht das eigene Daseyn plötzlich könne streitig gemacht werden, als ein Plagiat aus einer unbekannten Geschichte. Sobald dem Verfasser eine Erzählung begegnet, welche aus dem Kreis des Allergewöhnlichsten heraustritt, erklärt er: diese Erzählung enthalte keine historische Wahrheit und könne nur ein Mythus seyn. Heißt das aber nicht die Natur und den Gedanken arm machen, wenn man sie so auf dieß Prokrustesbette legt? Als glaubwürdig gelten lassen nur die Eindrücke, welche zu dem Geist einer Gesellschaft stimmen, die so erstorbenen und matten Herzens ist, wie die heutige: heißt das nicht, das Herz des Menschen seltsam einschränken? Wissen wir denn so gewiß, daß wir in Allem das Maaß des Möglichen sind? O Doctor, wie viele Wunder gehen in den Seelen vor, von welchen die Kenntniß der Bücher uns nichts sagen wird! Der Enthusiasmus, die Liebe und die Revolutionen sind hierin unsere großen Lehrmeister! die wissen Dinge, welche alle Bibliotheken der Welt uns nie lehren können!"

Die letzte Ausſtellung belegt Quinet mit einem Beiſpiel: Strauß finde es widerſprechend, daß die Jünger Jeſu, ohne ihn vorher zu kennen, ſo plötzlich gefolgt, und dann bald nachher doch wieder Zweifel an ihm gehegt haben; aber „wer ſieht nicht einerſeits die Jeſu inwohnende Würde, die Macht ſeiner Züge, ſeiner Stimme, ſeiner Gebärden, ſeines geheimnißvollen Worts, und andrerſeits die Fiſcher, ergriffen von dieſem Wort, hingeriſſen, überwältigt, bezaubert von dieſer unter ihnen erſcheinenden Größe? Ergreift denn nicht ebenſo der Enthuſiasmus die Gemüther, und geben ſich nicht ſo die Menſchen den Menſchen hin? Wer kennt nicht Beiſpiele dieſer Art, nicht nur im öffentlichen, ſondern auch im Privatleben, ſelbſt in den beſcheidenſten Sphären, welches ſelten vorübergeht, ohne Einen Tag, Eine Stunde erleuchtet zu werden durch eine jener wunderbaren innern Erleuchtungen? Und die Wunder der Freundſchaft, des Heldenmuths — werden ſie durch die Erfahrung und durch Hinzögern gewirkt? Die Jünger zweifelten im nächſten Augenblick, wendet man ein. Ein neuer Beweis, daß man hier Wahrheit, Realität, Geſchichte hat. Was iſt natürlicher, als die Ermattung nach der Spannung des Enthuſiasmus? Das ſind Züge, welche keine poetiſche Tradition, keine Mythologie erfindet. Das ſind Menſchen, keine Mythen. — Ein zweites Beiſpiel iſt die Verſuchungsgeſchichte; er beweist, daß dieſe Erzählung keine Viſion, kein Traum, keine Parabel ſeyn könne; daß es nothwendig eine der Erzählungen vom Faſten des Moſes und des Elias in der Wüſte nachgebildete Mythe ſeyn müſſe. Aber an ſeiner Analyſe, ſo vollſtändig ſie ſcheinen mag, fehlt meines Erachtens etwas ſehr Wichtiges: eine tiefer gehende Unterſuchung des innern Lebens Chriſti. Er hat ſo eben die Taufe empfangen. Er tritt zum erſtenmal mit ſeiner Sendung hervor. Im Augenblick, wo er ſich völlig zu offenbaren im Begriff iſt, ſammelt er ſich in der Wüſte. Wer kann die Angſt, die Kämpfe ſich denken, die innern Feinde, welche in der Einſamkeit den neuen, mit dem unbekannten Engel ringenden Jakob angegriffen haben? Wer weiß, ob nicht eh' er der ganzen Sichtbarkeit den Krieg erklärte, eh' er die Menſchheit in die Zukunft ſchleuderte, wie eine Welt in eine neue Bahn, der Offenbarer geſchwankt hat in ſeinem Herzen, ob nicht die ganze Vergangenheit ſich drohend vor ihm aufgerichtet, ob nicht die ſtumme Welt, in ihren entlehnten Glanz gehüllt, ihm mit tauſend Stimmen zugerufen hat, er ſolle ſich niederwerfen und ſie anbeten, ſtatt ſie zu bekämpfen; ob ſeine Gedanken ihn nicht fortgetragen haben auf ihren Flügeln zur Zinne des Tempels und zum Gipfel des Bergs; ob er nicht von da einerſeits die weltlichen Reiche mit ihren knieenden, unterwürfigen Völkern, andrerſeits das unermeßliche Reich der Gedanken mit dem ewigen Leiden und dem Kreuz ſtatt des Scepters über Juda ſchaute? Wer weiß, ob er nicht in jenem Augenblick ſchon ahnte den Blutſchweiß von Gethſemane, und ob er auf dieſem Gipfel der Schmerzen nicht ſchon damals beim Anblick der gegen ihn empörten Erde gerufen: Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? Und nun wenn der Zweifel ihm nahen konnte, ſo war gewiß dieß der ſchwarze Satan auf dem Thron der Finſterniß. Dann wäre dieſe Geſchichte doch nicht ſo eingebildet, als man behauptet. Im Gegentheil, ſie berührte das Innerſte, das heißt das Realſte, im Leben Jeſu."

„Ich bedaure übrigens, daß der Verfaſſer, der ſich doch in der Literatur der Rabbinen und des Talmud vergraben hat, nicht öfters ſich Raths erholt bei den neuern Reiſen, welche das Leben im Orient ſchildern. Ich bin überzeugt, er hätte in dem Schauſpiel, welches die Völker des Morgenlandes gewähren, manche Züge gefunden, welche Licht auf ſeinen Gegenſtand geworfen hätten. Ja noch mehr, er hätte dadurch gewiß ſeine, offenbar allzubeharrliche Tendenz, alles auf Abſtractionen zurückzuführen, ermäßigt. Hätte er ſich etwas mehr jenen Ufern der Apoſtel genähert, die Scenen des galiläiſchen Sees, Chriſtus eingeſchlafen im Sturme, die durch ſein Wort geſtillten Fluthen, — das Alles wäre ihm, glaube ich, dann nicht mehr als körperloſe Fiction, als gelehrte Nachbildung des Uebergangs durch das rothe Meer, oder als Bild der auf einem ſtürmiſchen Meer ſchiffenden Tugend erſchienen. Sey es mir, trotz der Verachtung der Theologie und Philoſophie gegen alle Beobachtungen, die nicht aus einem alten Buch geſchöpft ſind, erlaubt, hier unter tauſend eine der Thatſachen anzuführen, wovon ich ſelbſt Zeuge war? Es war mit Anbruch der Nacht an der Küſte von Malta. Ich befand mich mit vier Matroſen von Ipſara in einem Boot ohne Segel und fern von jedem Unterkunftsorte, denn kurz zuvor hatte man uns von der Inſel zurückgewieſen. Der Wind ging ſehr ſtark, die Nacht war ſehr dunkel, die Ruderer hatten, außer Faſſung, ihre Ruder verlaſſen; wir waren nahe an der Verzweiflung. In dieſem Augenblick erhob ſich plötzlich der Capitän, welcher das kleine Ruder führte. Es war einer der kühnſten Genoſſen von Kanaris. Wie inſpirirt von der Gefahr flüſterte er geheimnißvoll über das Waſſer hin und rief, mit dem Finger auf die ſich dahin wälzenden Wogen deutend: „Seht Kinder, die Dämonen, ſeht, wie ſie fliehen!" Die Ruderer ſchauten ſich erſtaunt um; dann fingen ſie wieder an gegen den Sturm zu kämpfen. Eine Weile darauf ward das Schiff, das wir verfolgten, in unſerer Nähe in der Dunkelheit ſichtbar, wie eine Erſcheinung. Wir waren gerettet. Iſt nicht klar, daß, von dem Winkel einer Bibliothek aus, nichts leichter wäre, als dieſe Erzählung in einen, der Apoſtelgeſchichte entlehnten Mythus umzudeuten?" — — —

Nach einigen nur angeregten, nicht erörterten Fragen, beſonders die Mythenbildung und ihre Bedingungen betreffend, kommt Quinet wieder auf einen, übrigens von deutſchen Theologen auch vielfach geltend gemachten Satz: „Was Jedem, der ſich auf genauere Prüfung einläßt, ſich aufdrängen muß, iſt, daß vom Geſichtspunkt des Verfaſſers aus das Chriſtenthum eine Wirkung ohne Urſache wäre. Wie ſollte dieſe ganz geplünderte Geſtalt Chriſti, dieſer Schatten, von dem keine ein Urtheil zulaſſende Spur übrig blieb, dieſe in der Tradition herumirrende Larve alle folgenden Zeiten beherrſcht haben? Ich ſehe die ganze moraliſche Welt erſchüttert, aber der ihr den Anſtoß gegeben haben ſollte, fehlt. Wenn es im neuen Teſtament kein neues Princip gibt, woher denn entſprang das neue Leben? Was in der That die perſönliche Größe Chriſti beweist, iſt nicht ſowohl das Evangelium, als die Bewegung und der Geiſt

der Zeiten nach ihm. Wüßte ich auch nichts von der Schrift, und wäre selbst der Namen Jesu von der Erde verschwunden, immerhin müßte ich doch einen allgewaltigen neuen Anstoß um die Zeit der römischen Kaiser annehmen. Wenn Strauß sagt: Wir betrachten die Erfindung der Seeuhr und der Dampfschiffe als etwas Wichtigeres denn die Heilung einiger Kranken in Galiläa, so ist klar, daß er sich selbst mit seinem Räsonnement täuscht; denn er weiß am Ende so gut wie ich, daß das Wunder des Christenthums nicht in diesen Heilungen besteht, sondern in dem Wunder, daß die Menschheit auf ihrem Siechbett dalag, aber vom Leiden der Sklaverei, vom Aussatz der Kasten, von der Verblendung der heidnischen Sinnlichkeit geheilt wird und plötzlich aufsteht und fern vom Boden der alten Welt wandelt. Er weiß, daß das Wunder nicht bloß in der Verwandlung des Wassers in Wein bei der Hochzeit zu Cana, sondern in der Umwandlung der Welt durch einen einzigen Gedanken, vielmehr in der plötzlichen Verklärung des alten Gesetzes besteht. Das sind die Wunder, die man mit dem Astrolabium und der Magnetnadel vergleichen mußte."

„Wie! die unvergleichliche Originalität Christi wäre nur eine beständige Nachahmung der Vergangenheit, und die neueste Person der Geschichte hätte immerdar nichts Anderes zu thun gehabt, als sich nach dem Muster der alten Propheten zu gestalten oder zu agiren? Mag man immer einwerfen, daß die Evangelisten einander häufig widersprechen, am Ende muß man doch einräumen, daß diese Widersprüche nur Nebenumstände betreffen, und daß diese Schriftsteller hinsichtlich des Charakters Jesu selbst durchaus zusammenstimmen." Dieß führt Quinet weiter aus, und dann kommt er auf den unterscheidenden Charakter des Christenthums zu sprechen.

„Wenn etwas das Christenthum von den vorangegangenen Religionen unterscheidet, so ist es dieß: daß es die Apotheose nicht mehr der Natur überhaupt, sondern der Persönlichkeit selbst ist. Das ist sein Charakter in seinem Anfang und seinem Ende, in seinen Monumenten und in seinen Dogmen. Wie könnte dieser Charakter nun seiner Geschichte fehlen, die geistige Herrschaft einer Seele, die sich größer fühlt als die ganze Sichtbarkeit, das ist das ewige Wunder des Evangeliums. Und dieß Wunder ist keine Einbildung, keine Allegorie — es ist eine Wirklichkeit. Hier stoße ich auf ein seltsames Räsonnement; man sagt: der erste Punkt einer Reihe kann nicht größer seyn als der Schlußpunkt, dieß liefe allen Entwicklungsgesetzen zuwider; und daraus folgert man, daß Christus, der Erste in der Progression der christlichen Ideen, nothwendig habe zurückbleiben müssen hinter den Gedanken und Typen der folgenden Generationen. — Seit wann aber ist die Inspiration im Gebiet der Schönheit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit eine arithmetische oder geometrische Progression? Man sieht, daß es sich nicht mehr allein um Christus handelt, sondern um das Princip aller Persönlichkeit, und daß es darauf hinausläuft, das Leben selbst zu läugnen. Ich meinestheils bleibe der Ueberzeugung, daß die Person Christi dergestalt ein wesentlicher Bestandtheil des Gebäudes der Geschichte seit achtzehn Jahrhunderten ist, daß, wenn man sie wegschneidet, man aus dem gleichen Grund und mit gleichem Recht jede andere auch läugnen muß; und als unabweisliche Folge muß man eine Menschheit ohne Völker, oder vielmehr Völker ohne Individuen setzen; Generationen von Ideen ohne Gestalten, welche sterben, und wieder geboren werden und wieder sterben am Fuß des unsichtbaren Kreuzes, wo ewig der unpersönliche Christus des Pantheismus schwebt." — —

„Das Individuum plündern, um die Gattung zu bereichern, den Menschen verkleinern, um die Menschheit zu vergrößern, das ist das Streben der Zeit. Man setzt auf Rechnung Aller, was man von sich nicht zu sagen wagte. Die Eigenliebe wird zu gleicher Zeit erniedrigt und vergöttert. Jene Idee hat eine gewisse titanenhafte Größe, die uns alle bezaubert. Ist aber diese Größe eine wirkliche, und täuschen wir nicht einander auf die sonderbarste Weise? Das ist die Frage. Wenn das Individuum selbst nicht der Gerechte, der Heilige im eigentlichen Sinn seyn kann, wenn es unfähig ist, sich zum Ideal der Tugend, der Schönheit, der Liebe, der Freiheit zu erheben — was heißt dieß? Und wie sollen diese Attribute der Gattung zugesprochen werden können? Sagt mir, wie viel Menschen dazu gehören, die Menschheit auszumachen? Werden zwei, drei Individuen das Ideal erreichen? Wenn das zu wenig ist, werden dreitausend, dreimalhunderttausend, drei Millionen, oder welche Zahl man will, dem Ideal näher kommen? Häufen wir solche leere Einheiten, so viele wir wollen, auf einander, wird das Resultat weniger leer seyn, als sie? Sieht man nicht, daß man hier eine unsinnige Arbeit betreibt? Alles Leben, alle Größe, wie alles Elend haben ihren Grund im Individuum. Wollen wir uns mit sammt der ganzen Menschheit erhöhen, so dürfen wir nicht die Würde der Person läugnen; der ganze Geist des Christenthums besteht darin, sie absolut geheiligt zu haben; denn wenn das Leben des menschgewordenen Gottes einen für Alle verständlichen Sinn haben soll, so ist es der: daß es uns zeigt, wie im Innern jenes Bewußtseyns das Unendliche wohnt, so gut wie in der Seele der Menschheit, und daß der Gedanke jedes Einzelnen sich ausdehnen kann, so daß er die ganze moralische Welt umfaßt und durchdringt."

Quinet wundert sich sofort, daß Strauß die Uebereinstimmung seiner Resultate mit dem eigentlichen Kern und Gehalt der christlichen Kirchenlehre behaupte, und er erklärt dieß, in der deutschen Theologie nicht seltene Phänomen aus der in Spinoza wurzelnden Metaphysik: „In dieser Metaphysik ist der geheime Abgrund, wo sich die deutsche Theologie versteckt, so oft sie sich ihren eigenen Consequenzen entziehen will. Es ist die Wolke, in welche der von Ajax verfolgte Gott im Kampfe sich zurückzieht. Aus der Mischung der Metaphysik und Theologie hat sich in Deutschland eine gelehrte Sprache gebildet, welche nichts Analoges bei allen modernen Völkern findet. Das Wort bedeckt den Gedanken des Schriftstellers, wie der heilige Hain den Sitz des Orakels verhüllte. In diesem prächtigen Dunkel, geschieden von der Welt und Natur, wächst die Kühnheit der Theologen durch ihre Isolirung, und die Einen spornen die Andern zu einer Kühnheit des Gedankens, die sie vielleicht am hellen Tage sich nicht gestatten würden. Dieß ist ein Vortheil

des Dunkels; aber es hat auch ſeine Nachtheile. Erſtlich den, daß im Heiligthum ſelbſt Alles in Frage geſtellt iſt, während draußen Alles in Sicherheit zu ſeyn ſcheint; und zweitens, daß bei der ſeltſamen Logomachie, in die man ſich vermummt, nach dem Kampf Niemand mehr recht weiß, auf welchem Boden er ſteht, ob er im Glauben oder im Zweifel iſt; die Fragen verwirren ſich ins Unendliche, ohne ſich je zu löſen. In ſolchem Dunkel entſtehen dann die phantaſtiſche Philoſophie und der häretiſche Glaube."

Quinet unterſcheidet drei Perioden in dem Verhältniß von Religion und Philoſophie zu einander. Zuerſt habe die Religion die Philoſophie beherrſcht und ſie umgebildet und nach ihrem Sinn ausgedeutet — die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums; dann haben ſich beide vermiſcht und unauflöslich verſchmolzen, in der Scholaſtik; ſpäter lehnte ſich die Philoſophie gegen die Religion auf; ein hitziger Kampf begann im 18ten Jahrhundert, der Bund ſchien für immer gebrochen; aber in unſerer Zeit hat die ſiegreiche Philoſophie die Großmüthige geſpielt; ſie begreift, ſie duldet, ſie erhebt, ſie rehabilitirt den Glauben; die Philoſophie deutet, umbildend, den Glauben aus. Die Philoſophie unſerer Zeit verſöhnt ſich feierlich mit dem Chriſtenthum, in dem Sinn, daß ſie es in ſich aufnehmen, es in ihr Weſen verwandeln, oder es als einen rechtmäßigen Theil ihres Reiches beſetzen will. Sie läugnet es, ſie bekämpft es nicht mehr; ſie thut etwas Aergeres: ſie beſchützt es; ſie bemächtigt ſich aller ſeiner Dogmen, um daraus Theoreme zu machen. Aber wer wird ſich in der Schlinge fangen laſſen? Wenn das Chriſtenthum ſich dazu verſteht, ſich umbilden, andern, handhaben, ausdehnen, zuſammendrücken zu laſſen, wie weicher Thon, nach dem Gefallen der Speculation, ſo kann ohne Zweifel der Bund Beſtand haben. Die Philoſophie kann bei dieſem Friedensſchluß nur gewinnen. Geſtern nahm ſie die Erde ein nach dem Recht des Stärkern, heute behauptet ſie ihren Anſpruch auf den Himmel, quia nominor leo. Die Metaphyſik Hegels iſt es, die ſich am meiſten der abſoluten Einſtimmigkeit ihrer Lehre mit der poſitiven Religion gerühmt hat. Sie behauptet nicht mehr und nicht weniger als der verklärte Katechismus, die Identität der Wiſſenſchaft und Offenbarung, die Bibel des Abſoluten zu ſeyn. Und was fand man, wenn man auf den Grund dieſer Orthodoxie ging? Eine Tradition ohne Evangelium, ein Dogma ohne Unſterblichkeit, ein Chriſtenthum ohne Chriſtus. Hatte die Kirche dieß erwartet?"

Zur Erklärung der Erſcheinung, daß die Philoſophen im beſten Glauben an ihre Orthodoxie Ideen adoptiren, die nicht nur dem Buchſtaben und der Geſchichte, ſondern dem Geiſt der chriſtlichen Religion widerſprechen, weiſt Quinet auf den Pantheismus hin und behauptet, eine deutſche Zeitſchrift, worin geſagt ſey: „Die Franzoſen verfallen in den Pantheismus, dem wir mittelſt einer gewandten Dialektik klüglich entgangen ſind," ſehe den Splitter im Auge des Bruders und den Balken im eigenen Auge nicht; „der Pantheismus ſucht heutzutage in Deutſchland ſich an die Stelle des Geiſts des Evangeliums zu ſetzen, und darauf kommt der ganze Streit zurück. Bis auf welchen Punkt iſt das Chriſtenthum geſchmeidig genug, daß dieſe zweite Reformation ohne einen Bruch ſich vollenden kann? Kann der ganz perſönliche Kreuzesgott zur Gott-Subſtanz werden, ohne daß die Völker es merken, weil die Abſtufungen und Uebergänge ſo allmählich und fein ſind? In dieſen Worten iſt Alles enthalten. Chriſtus, auf der Schädelſtätte der modernen Theologie, erduldet heute noch ein Leiden, grauſamer als das auf Golgatha. Weder die Phariſäer noch die Zöllner von Jeruſalem haben ihm einen bitterern Trank gereicht, als der iſt, welchen ihm die Doctoren unſerer Tage im Uebermaaß einſchenken. Jeder reißt ihn gewaltſam zu ſich; Jeder will ihn in einem Syſtem wie in einem übertünchten Grab verſtecken. Welche Verwandlung wird mit ihm vorgehen?"

„Diejenigen, welche das Princip des Chriſtenthums vertilgen wollen, werden ihre Abſicht nicht erreichen, denn es hat die Größe und Unabhängigkeit der Perſon gegründet. Diejenigen, welche die Philoſophie verbannen möchten, werden auch ihren Zweck nicht erreichen, denn ſie hat die nothwendigen Geſetze der Menſchheit geoffenbart. Das Individuum und die Geſellſchaft, der Menſch und die Menſchheit, dieſe beiden Mächte, zum erſtenmal in gleichem Maaß entwickelt, gleich groß gewachſen, ſind überall da, in der Theologie, in der Philoſophie, wie in der Politik; wer wird ſie in Einklang zu bringen wiſſen? Es gibt nicht ſelten Leute, welche für Alles eine augenblickliche und abſchließende Löſung verlangen. Ich kenne nur Eine dieſer Art, und die überdieß nur eine Umgeſtaltung der Frage iſt: nämlich der Tod. Will man aber im Leben bleiben, ſo muß man ſich wohl dazu entſchließen, mit uns ſich zu begnügen mit der Verfolgung des ewigen Problems."

Nachdem Quinet gezeigt, daß es mit einem Waffenſtillſtand, einem friedlichen Nebeneinanderbeſtehen aller Anſichten und Ueberzeugungen nichts, daß dieß die Weisheit der Todten wäre, und erklärt hat, daß er dieſer Ruhe des Grabs den Krieg vorziehe, erhebt er die Stimme zu einer Mahnung: „Die Reformation macht von ſich reden; bleibe der Katholicismus ſeinerſeits nicht ſtumm! Wenn ſo viele Gegner, ſo viele feindliche Secten um ihn ſich erheben, da iſt nicht der Augenblick zu ſchweigen, ſondern zu kämpfen. Die Barbaren ſtrömen von allen Seiten des Horizonts heran mit fremden Göttern; ſie ſind nahe daran, das hohenprieſterliche Rom einzuſchließen. Wie einſt jener Leo dem Attila entgegentrat, ſo wäre es jetzt Zeit, daß das Papſtthum in ſeinem Purpur hervortrete, und mit einer Gebärde, wenn es kann, jene Schwärme von Zerſtörern zurückjage in die geiſtige Wüſte, wo ſie ihren Wohnſitz haben."

Die große Streitfrage iſt: ob man den perſönlichen Gott der Offenbarung, oder den unperſönlichen Gott der Philoſophie glauben ſolle; darüber ſagt Quinet am Schluß ſeines Aufſatzes: „Zwar könnte die Menſchheit alle Schwierigkeiten durchſchneiden, wenn ſie ſich ſelbſt anbetete. Viele Leute ermuntern ſie dazu, und jeden Tag neigt ſie ſich auch mehr dazu hin. Stehend auf der höchſten Stufe der irdiſchen Weſenleiter wie auf einem unzugänglichen Thron wird das menſchliche Geſchlecht, dieſer angebliche König der Natur, wie einſt Saul, von einem ſchwindelnden Wahnſinn ergriffen. Alle ſichtbaren Creaturen bilden

ſeinen Hofſtaat; und was nicht ſein Höfling iſt, iſt ſein Sklave. Wie ſollte es in dieſem beſtändigen Rauſche nicht ausrufen: Ich fühle daß ich zum Gott werde! Wirklich ſagt es das auch mit dem goldenen Munde von Tauſenden. Aber trotz dieſer Einſtimmigkeit ſind doch ſeine Rechtsanſprüche noch ſtreitig, und ich meines Theils trage Bedenken, die Kniee vor ihm zu beugen; denn einmal gab es ja doch eine Zeit, wo die Welt ohne den Menſchen war; und die Welt, ohne dieſe Lücke zu bemerken, verfolgte ruhig ihre Bahn. Wenn der Menſch in Kraft ſeiner Erſtgeburt ſich für den Ewigen hält, ſo iſt das Schilfrohr längere Zeit vorhanden als er. Wenn er pocht auf ſeine Zahl, ſo übertrifft ihn der Sand des Meeres, wenn auf das Recht des Beſitzes, ſo macht ihm der Wurm die Herrſchaft ſtreitig. Beruft er ſich auf das Recht des Stärkern, ſo gehört allerdings die jetzige Stunde ſein; aber wie er durch ſeine Thronbeſteigung die Weſen verdrängt hat, welche vor ihm die Monarchen dieſes Erdballs waren — wer bürgt ihm dafür, daß nicht auch ihm das Scepter wieder entwunden werde durch eine jener Revolutionen, wie ſie die Welt ſchon öfters erlebte? So bleibt ihm alſo nur der Gedanke, deſſen er ſich rühmen mag. Ich gebe es zu. Wer aber bürgt mir dafür, daß Keiner, in einem entlegenen Winkel der Unermeßlichkeit, ihn in höherem Maaße, in reinerem Gepräge beſitze als er? So lebe ich und warte, um ihn anzubeten, ab, bis der Ausgang für ihn entſcheidet, und der Tod, Alles löſend, ihn vor meinen Augen zu Schanden macht oder krönt."

Hier ſchließen wir die Anführungen aus dem Aufſatz. Wie man ſieht, hat Quinet zugleich eine allgemeine Ueberſicht über den Geiſt und die Richtung der deutſchen Theologie zu geben, nicht bloß das einzelne Werk zu beurtheilen geſucht, und nicht leicht dürfte ein Franzoſe ſo wie er in das Innere der deutſchen Geiſtesbewegungen eingedrungen ſeyn; es gereicht ſeinem Verſtändniß und ſeiner Auffaſſung zu großer Ehre, daß er das Strauß'ſche Werk in ſeinem Zuſammenhang mit andern Beſtrebungen, als letztes und gewiſſermaßen nothwendiges Product längſt arbeitender und ſich entwickelnder Urſachen begreift. Dieſe Einſicht indeß theilt er mit manchen der heftigſten Gegner des Werkes in Deutſchland, welche nur in andern Ausdrücken ſprechen, etwa: daß ſich das böſe Princip der Feindſchaft gegen das Chriſtenthum habe zuletzt in einem gewaltigen Ausbruch concentriren müſſen u. dgl.; was ihn dann aber von dieſen weſentlich unterſcheidet, iſt, daß er nicht nur nicht gegen Individuen eifert, ſondern auch die Philoſophie ſelbſt, ſo wenig er ihre Reſultate gelten läßt, keineswegs verdammt und wegwünſcht, daß er in ihr einen unentbehrlichen Factor des geiſtigen Lebens anerkennt. Merkwürdig aber iſt die Erſcheinung, daß Quinet, der Franzoſe, in dieſem Aufſatz als der warme Repräſentant des Gemüths auftritt, was man ſonſt ausſchließlich den Deutſchen zuzuſchreiben pflegte, und die deutſchen Philoſophen vor der Erkältung, Verſteinerung und Erſtarrung in unlebendigen Formeln und Abſtractionen warnt. Wenn ſonſt franzöſiſche Stimmen gegen deutſche Philoſophie ſich erhoben, ſo ſprachen ſie meiſt nur im Namen des gemeinen Verſtandes oder auch wohl der Sinne und des ſinnlichen Bewußtſeyns; die leichten Rohrpfeile ihres Spottes und ihrer Ausſtellungen prallten meiſt ganz unwirkſam an den ſchweren metaphyſiſchen Waffenrüſtungen ab; es konnte ihnen erwiedert werden, daß ſie gar nicht verſtehen, um was es ſich handle; Quinet aber weiß, um was es ſich handelt; er hat den Ausgangspunkt, die Phaſen und die Conſequenzen der deutſchen Metaphyſik und Theologie wohl begriffen; er hat den Sinn und die Bedeutung der Probleme der Perſönlichkeit, der Individualität u. ſ. w. wohl gefaßt — aber er tritt den Doctrinen der ſpeculativen Vernunft — die ihm vielmehr als Ausgeburten einſeitigen Verſtandes erſcheinen — gegenüber mit den An- und Ausſprüchen eines kräftigen, vielfach ausgebildeten, lebendigen Bewußtſeyns, das in Natur, Geſchichte, Religion, Kunſt und Liebe tief wurzelt und ſeine lebendigen und friſchen Farben nicht gegen den Schatten eines logiſchen Syſtems vertauſchen will. Freilich hat er der deutſchen Speculation kein eigenes Syſtem entgegenzuſtellen, er widerlegt ihre Sätze, ihre Principien nicht; er deutet nur die Punkte an, wo er an ihr Blößen entdeckt und wo die nicht zu vermittelnde Differenz zwiſchen ihnen anfängt. Ebenſo hat auch ſeine Kritik des Lebens Jeſu nicht den Charakter einer Widerlegung; zum Theil gilt auch von dieſem Werk, was er über die deutſche ſpeculative Theologie im Allgemeinen ausſpricht; der philoſophiſche Theil und Gedanke des Buchs fällt unter dieſe Würdigung; der kritiſche Theil des Werkes dagegen konnte natürlich in einem Revue-Artikel nicht beleuchtet und durchgegangen werden. Mag nun aber immerhin das Werk von Strauß ſeinen Urſprung in einer philoſophiſchen Vorausſetzung, einem Zweifel, einem vorgefaßten Syſtem haben, und daher die Beleuchtung und Erörterung dieſer philoſophiſchen Anſchauungsweiſe für eine Beurtheilung des Buchs weſentlich und nothwendig ſeyn: ſo beſteht doch das eigentliche Gewicht des Buchs, die Hebel, welche die bisherige Dogmatik und namentlich die Chriſtologie aus ihren Fundamenten emporheben ſollen, gründen ſich in der Kritik, welche durch Nachweiſung von Widerſprüchen der Evangelien theils in ſich, theils untereinander, dem von ihnen geſchilderten Leben Jeſu das hiſtoriſche Gepräge ſtreitig zu machen ſucht. Etwas läßt ſich wohl auch hier mit allgemeinen Grundſätzen, mit Einwendungen gegen die Methode von Strauß leiſten, aber nicht ſehr viel; hier müßte theils eine ausführlichere Theorie des Wunders gegeben, theils die angefochtenen Berichte im Einzelnen vertheidigt und die Gränze der Conceſſionen und des Widerſtandes ſcharf gezogen werden. Dieß hat Quinet nicht gethan. Zwei Facta der evangeliſchen Geſchichte zwar hebt er heraus, um an ihnen zu zeigen, daß das Verfahren von Strauß nicht richtig ſey, aber das eine dieſer Facta, die raſche Bereitwilligkeit der Jünger, Jeſu zu folgen, iſt kein, oder höchſtens ein pſychologiſches Wunder, und beim andern Factum, der Verſuchung Jeſu in der Wüſte, begnügt Quinet ſelbſt, die ärmliche hiſtoriſche Realität aufgebend, ſich mit einer, übrigens nicht ganz klaren, ſymboliſch innerlichen Auffaſſung, und an dieſen beiden Beiſpielen will er nur darthun, daß es Strauß an lebendigem Sinn für die Wirklichkeit fehle. Und wenn er Letzterem eine lebendigere Anſchauung des Morgenlandes wünſcht,

ſo iſt hierauf zu bemerken, daß dadurch wohl etwa eine richtigere Auffaſſung einzelner Züge und Details möchte gewonnen werden, nicht aber die Ueberzeugung von der hiſtoriſchen Wahrheit der Wunder. Und was ſoll der Vorfall, den Quinet aus ſeiner eignen Erfahrung erzählt, beweiſen? Daß hier ein Wunder, eine wunderbare Erſcheinung von Dämonen ſtattgefunden, behauptet er ja ſelbſt nicht, mithin hätte der ſtreitbarſte Mythiker keinen Grund, ſeinen Bericht von mythiſchen Beſtandtheilen zu entkleiden. Falls aber einer der Matroſen von wirklich ſichtbar gewordenen Dämonen erzählte, ſo wäre der Mythiker hier in ſeinem vollen Recht, wenn er dieſen Theil der Erzählung wegſchnitte, und nur dann ginge er zu weit, wenn er deßhalb die Wahrheit der Fahrt ſelbſt, des Sturms und der glücklichen Rettung bezweifelte und läugnete. Ueber die Wunder im ſtrengeren Sinn erklärt ſich Quinet nicht; wie uns bedünkt, faßt er ſie ſymboliſch-äſthetiſch, etwa wie Dewette, ſo daß ſie ihn nicht ſtören und Zweifel in ihm wecken, er vielmehr ſich ihres ſchönen Sinns erfreut und ſie als paſſende und würdige Manifeſtationen und Attribute einer idealen, göttlichen Perſönlichkeit betrachtet, daß er aber doch andererſeits den Beweis der Wahrheit des Chriſtenthums nicht auf ſie bauen möchte; ſie ſind ihm integrirende, erbauliche Decorationen, aber keine tragenden Pfeiler des ehrwürdigen Domes des Chriſtenthums. Mit den Flügeln poetiſchfrommer Begeiſterung ſchwingt er ſich hinüber auf das Felſenſchloß des Glaubens, fordernd und hoffend von der Wiſſenſchaft, daß ſie früher oder ſpäter doch auch eine gangbare Brücke hinüber ſchlagen werde.

Franzöſiſche Geſchichtſchreiber der Gegenwart.

(Schluß.)

V.

Jay.

Antoine Jay aus Guitres bei Libourne, geb. 1770, ſtudirte zu Niort, wo Fouché ſein Lehrer war, und hierauf in Toulouſe die Rechte. 1795 erhielt er eine Verwaltungsſtelle, im folgenden Jahre aber ging er nach Amerika. 1802 wurde er Advocat, plaidirte aber nicht; er übernahm die Stelle eines Erziehers bei Fouché's Kindern. Er bewarb ſich mit Erfolg um akademiſche Preiſe — ſein Tableau littér. d. l. France pendant le XVIIIe siècle. P. 1810. 8. wurde mit V. Fabre's Memoir gekrönt — ſchrieb Lobreden auf Corneille (1808) und Montague (1812), und erhielt durch ſeinen Gönner die Hauptredaction des Journal de Paris. 1813 hielt er Vorträge am Athenäum, o er beſonders gegen den neu eindringenden barbariſchen Romanticismus eiferte. Es hat kein Intereſſe, jetzt noch darauf zurückzukommen, wie die Mehrzahl der franzöſiſchen Litteraten damals über die lächerliche Anmaßung deutſcher Pedanten deräſonnirte, als welche, ohne je in Paris geweſen zu ſeyn, ſich einbildeten Geſchmack zu haben. Die Herren erklärten kurz und gut, ſie hätten nie die ſogenannten romantiſchen Autoren geleſen und würden ſie auch nie leſen, weil man a priori wiſſe, daß ſie nichts taugen könnten. Denn da die science littéraire, die Poetik, Rhetorik, Dramaturgie, längſt fertig und in Paris zur höchſten Perfection gebracht worden ſey, jene Autoren aber, Schiller, Shakſpeare, Goethe u. ſ. w. nicht nach den guten Muſtern gearbeitet, ſo ſeyen ſie ipso facto zu verdammen, wie denn eine allgemeine Wehklage erſcholl, als der Buchhändler Ladvocat ſeine ſchlechten Ueberſetzungen fremder dramatiſchen Dichter, dieſe perfides richesses, dieſen extrait dangereux des substances étrangères, *) herausgab. Jay erklärte ſpäter im Conſtitutionnel, woran er zwanzig Jahre geſchrieben, und in der von ihm mitgegründeten Minerve, daß der Romanticismus weniger eine litterariſche als eine mediciniſche Frage ſey, und eigentlich vor das Forum des Dr. Pinel gehöre. Wir laſſen das auf ſich beruhen, mögen indeß wohl geſtehen, daß er in ſeiner Parodie des bekannten Buches von Ste. Beuve, in ſeiner La conversion d'un romantique. P. 1830. 8., einige offenbare Abgeſchmacktheiten, wie ſie beim Auftauchen jeder neuen Sache von den Anhängern pflegen begangen zu werden, mit Geiſt gezüchtiget hat, wenn auch ſein Buch im Ganzen an Nicolai's verbeſſerten Werther erinnert.

Nach Napoleons Sturz wurde Jay im Conſtitutionnel wie in der Kammer einer der Hauptführer des Liberalismus; mit Jouy, Norvins und Arnault gab er die leidenſchaftlich liberale und imperialiſtiſch-revolutionäre Biographie des contemporains heraus (der eigentliche Redacteur war Bazot); mit Jouy brachte er auch 1822 ſeines Artikels Boyer-Fonfrède wegen verurtheilt, eine Zeit lang in St. Pelagie zu, wo beide Herren das bekannte witzige Buch Les hermites en prison ſchrieben. 1832 wurde Jay endlich in die Akademie gewählt.

Seine Histoire du ministère du cardinal de Richelieu. P. 1815. 2. 8. iſt ein gewiſſenhaft gearbeitetes Buch, das man leſen und ſo lang unentbehrlich nennen muß, bis ein Mann mit einer tieferen philoſophiſch-politiſchen Bildung es durch ein beſſeres Werk erſetzt. Zum Glücke geſellt ſich in vielen franzöſiſchen Autoren zum plattſten, politiſchen und religiöſen Liberalismus ſo viel geſunder Menſchenverſtand und praktiſche Staatsklugheit, daß ſie im Einzelnen die richtigſten und oft tiefſten Bemerkungen machen.

Für Leſer des Conſtitutionnel muß ich noch Etwas hinzufügen. Dieſes Journal ſpricht mit großem Lobe von Jay, d. h. Jay ſpricht von ſich. So ſagt er z. B. von ſeiner Converſion, daß er die Malice des Ariſtophanes und Lucian, die verve **) Juvenals, die attiſche Grazie der beſten Stellen Xenophons in ſein Büchlein gelegt habe. Wenn der Conſtitutionnel Jay's in der Kammer gehaltene Reden mittheilt, ſo fehlen die kleinen Puffs nie. Der Redner ſteigt auf die Tribüne: tiefes Stillſchweigen, notirt das Journal in Parentheſe, beim dritten Abſatz der Rede fügt das Journal das koſtbare Scholion hinzu: Allgemeiner Beifall. Hört der Redner auf, ſo ſchließt das Journal mit der ſacramentalen Formel, deren Mangel die Demoſthenſchen Reden ſo ſehr entſtellt: Der Redner empfängt die Glückwünſche der Kammer. Uebrigens hat Jay ſein Leben hindurch ſo viele guten Eigenſchaften geyiat, daß man ihm einige kleine Lächerlichkeiten zu gute halten kann.***)

*) Journal des Débats, 10 Octobre 1825. Duvicquet, der Jeremias des Claſſicismus ſprach ſo. Er fügt bald hinzu: Que ne nous laissoit-on dans notre heureuse ignorance?

**) Verve iſt unüberſetzbar; das Wort bedeutet Kraft im Ausdruck.

***) Eine Probe aus Jay's Geſchichte Richelieu's gibt mein Tableau anthologique d. l. litt. franç. contemporaine. II. p. 271—278.

VII.

Joseph Michaud.

Wenn Barante durch sein Zurückgehen auf die Naivität der mittelalterlichen Chronik wohl zunächst einem poetischen Triebe gehorchte, die Geschichte wieder zur Nachbarin der Dichtkunst machen wollte; Augustin Thierry in dieser Methode dagegen die gelehrte Seite ausgebildet hat, beide Geschichtschreiber aber weit entfernt von der mittelalterlichen Weltanschauung sind: so ist Michaud dagegen, in dessen Buche das descriptive Moment das Uebergewicht über das pragmatische hat, ein royalistischer und katholischer Historiker, allerdings so, wie man es heutzutage nur noch seyn kann: denn welches heutige Bewußtseyn könnte die modernen religiösen und politischen Vorstellungen ganz von sich abhalten?

Joseph Michaud aus Bourg-en-Bresse kam zwanzig Jahre alt nach Paris (1791) und machte sich alsbald durch eine Reihe keck royalistischer Artikel bemerklich. 1795 wurde er zu Chartres als Anreizer zum Aufruhr zum Tode verurtheilt. Nachdem das Urtheil cassirt worden, fing er aufs neue an; mit seinem Bruder gründete er die Quotidienne, an deren Redaction er seit nun länger als dreißig Jahren thätig gewesen ist. In Folge des 18ten Fructidors (1797) sollte er mit mehreren andern Journalisten und Politikern, Fontanes, Bertin, Fiévée, Ch. Lacretelle, Barbé-Marbois u. A., nach Cayenne deportirt werden — kurz vorher hatte er Chenier und Roederer in der Petite dispute entre deux grands hommes. P. 1797. 12. heftig angegriffen, das Directorium in seinem Journal alle Tage; — er flüchtete indeß in den Jura, wo er sein beschreibendes Gedicht Le printemps d'un proscrit. P. 1803. VIIIe éd. 1827 in Delille'schem Geschmacke und Tone schrieb. Vielleicht schmeichelte er, der während der kaiserlichen Regierung in steter Verbindung mit den Bourbons blieb, nur darum Napoleon durch einige Gedichte, um der Akademie möglich zu machen ihn aufzunehmen, was 1812 geschah. Denn er haßte Napoleon, oder wäre seine leidenschaftliche Histoire des quinze semaines, ou le dernier règne de Bonaparte. P. 1816. XXe éd. 1816 auch nur eine Komödie gewesen? Die Restauration belohnte Michaud; er wurde Vorleser des Königs, Censor, erhielt Orden u. s. w. In der Deputirtenkammer zeichnete er sich 1816 nicht aus. Obgleich nun Michaud sein Leben lang ein Parteimann gewesen ist, so hat er doch den gesunden Verstand gehabt um einzusehen, daß er auch noch etwas Anderes seyn müsse, wenn sein Leben einen wahrhaften Inhalt gewinnen sollte. Auch fanden sich ja für die Quotidienne leicht andre und für die Zwecke eines Tageblattes geeignetere Federn (Jules Janin z. B., der mehrere Jahre für Michaud's Journal schrieb), wie denn einmal gestanden wurde, daß die besten und geistreichsten ultraroyalistischen Artikel der Quotidienne von einem alten regiciden Conventsmitgliede herrührten. Michaud wandte sich demnach schon früh der Geschichte zu; sein erstes Buch, die Histoire des progrès et de la chute de l'empire de Mysore sous le règne d'Hyder-Ali et de Tippo-Saïb. P. 1801. 2. 8., verrieth Einsicht wie historischen Blick und Geschmack. In den Kreuzzügen (Histoire des croisades. P. 1811. suiv. Ve éd. corrigée et augmentée d'après le voyage en Orient. P. 1838. 2. 8. Bibliothèque des croisades. P. 1830. 4. 8.) fand er endlich die Hauptaufgabe seines Lebens. Und er hat richtig gerechnet; man wird sein Werk noch lange trotz seiner Mängel ein Meisterwerk nennen und über dem Historiker den Journalisten vergessen.

Als Historiker nun hat Michaud zunächst den Vorzug, daß er zu seinem Gegenstande gewissermassen in einer persönlichen Beziehung steht. Michaud ist Malteserritter, sein Werk dem Johanniterorden von Jerusalem zugeeignet; es ist aus dem Wunsche hervorgegangen, einen Ehrentitel der Christenheit der vergeßlichen Gegenwart ins Andenken zurückzurufen. Dabei ist er katholisch und sein Royalismus mehr ein solcher, der aus der Begeisterung für das Mittelalter, als aus ordinärem Servilismus stammt. Wie Chateaubriand, so hat auch Michaud das persönliche Bedürfniß gefühlt, das heilige Grab zu sehen — er war 1830 und 1831 im Orient; die mit Poujoulat geschriebene Correspondance d'Orient erschien seit 1833. 5. 8.; — lange vorher war er für die morgenländischen Christen in Frankreich ein guter Fürsprecher; er erinnerte bei mehreren Gelegenheiten den König daran, daß er der Schutzherr der morgenländischen Christen ist. Der Katholicismus macht aber Michaud nicht fanatisch; er macht weder den Advocaten der Kreuzzüge noch der Kreuzfahrer; er ist tolerant gegen die Saracenen, und was noch mehr ist (denn in Frankreich legt man leichter religiöse als nationale Vorurtheile ab), er läßt den Engländern und Deutschen, die mit und ohne die Franzosen zogen, volle Gerechtigkeit widerfahren. Die moralischen Qualitäten des Historikers hat Michaud in vollem Maaße.

Die gelehrten scheint er ebenfalls zu haben, obgleich möglicherweise Wilken noch gelehrter seyn mag. Michaud hat nichts versäumt, um sich in den Besitz des nöthigen Materials zu setzen. Zunächst hatte er das Glück, mühelos in den Genuß einer reichen Quellensammlung zu kommen, die auch durch Silvestre de Sacy für Wilken, obgleich nur theilweise verglichen worden ist. Der Benedictiner Dr. Bertherand (1732—94) hatte eine unendliche Menge Auszüge aus arabischen Schriftstellern zusammengestellt, die glücklicherweise in der revolutionären Wuth nicht wie so vieles Andere vernichtet worden sind, sondern den Weg nach der National-Bibliothek fanden. Auch byzantinische Quellen hat Michaud zu Rathe gezogen, abendländische ohnedieß. Wir dürfen also erwarten, daß der Thatbestand von ihm ermittelt und in seiner Wahrheit dargestellt worden ist.

Nun sind aber die Kreuzzüge ein so eigenartiges Thema, daß es mich bedünken will, als genüge das nicht, und müsse auf Wilken, Michaud und den Engländer Mills noch ein anderer Historiker kommen.

Man kann, scheint es mir, die Kreuzzüge aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten, von denen keiner so recht der Gesichtspunkt der drei eben genannten Historiker ist. Wenn ein heutiger Geschichtschreiber von Frankreich, England, Deutschland die Vorzeit bis in die geringste Einzelheit hinein erforscht, so hat dieses außer andern Gründen auch noch den guten Grund, daß die Kenntniß dieser Einzelheiten uns vielleicht unsere heu-

tigen Sitten, Geſetze und tauſend intereſſante Dinge erklärt. Franken und Gallier ſind zu einem Volke zuſammen gegangen: der gedoppelte Urſprung hat Conſequenzen. Die Kreuzfahrer und die Saracenen haben aber nur Krieg geführt; die Franken haben im Orient zwar Königreiche und Fürſtenthümer gegründet; weil dieſe aber kein Fundament hatten, ſo ſind ſie ſpurlos verſchwunden. Die Kreuzzüge haben allerdings Folgen gehabt, größere auf Europa als auf den Orient, größere auf die Gemüther als auf die Inſtitutionen; aber ſie haben nichts gegründet: das Hauptreſultat iſt negativ — man hat Europa gerettet. Will man nun dennoch ganz genau wiſſen, was und wie Alles ſich damals begeben, ſo habe ich nichts dagegen, nur dürften viele ſonſt verſtändige Leute ſich für dieſe wirkliche Vergangenheit nicht beſonders intereſſiren, wenn die Geſchichtſchreiber die poetiſche Seite vernachläſſigen, die in den Kreuzzügen liegt, dieſer chriſtlichen Iliade, wozu jedes Volk ſeinen Geſang geliefert. Und das hat man gethan, Wilken und Mills noch mehr als Michaud. Michelet hat auf wenigen Seiten mehr Poeſie über ſeine Beſchreibung der Kreuzzüge ausgegoſſen, als Michaud oder Wilken in allen ihren Bänden. Michaud konnte immer ſo genau ſeyn wie ein Protokoll; er mußte aber zugleich Poet und Maler ſeyn; ſein Herz mußte jauchzen, ſo oft es einen Strauß zu beſchreiben gab; er mußte zuweilen (wie Barante) ſagen: „Da wurde prächtige Beute gemacht," oder: „Es iſt zu fürchten, daß hier Viele mit einer Todſünde ſtarben, weßhalb Gott ihrer armen Seele gnädig ſeyn möge;" ſeine Sprache mußte bald naiv ſeyn, wie die des Wilhelm von Tyrus, der Kaiſer Conrad III ohne Umſtände einen virum simplicem nennt, bald ſchwungreich, wenn die Kampfesluſt der Ritter, andächtig, wenn Andacht zu ſchildern war. Michaud hat etwas der Art angeſtrebt, aber der Mann iſt Claſſiker und Akademiker, figürlich und unfigürlich. Er fürchtet ſich vor jedem kräftigen Ausdrucke; wo ein ganz ſpecielles Wort, wäre es auch familiär, ſchlagend wirken konnte, da ſucht er einen edlen, d. h. einen abſtract-allgemeinen Ausdruck, der nur für den Verſtand, nicht aber zum Auge und zur Phantaſie ſpricht. So iſt Michauds Styl denn rein, elegant, harmoniſch, aber blaß, abſtract, kalt, unſinnlich, er begeiſtert nicht.

Die Geſchichte der Kreuzzüge ließ ſich aber auch philoſophiſch ſchreiben, und das hat Michaud eben ſo wenig gethan; das iſt überhaupt noch zu thun, trotz Heerens Abhandlung. Michaud macht ganz gewiß ſehr verſtändige und paſſende Reflexionen, die ſicherlich von tauſend Leſern neunhundert mit Vergnügen antreffen. Aber von ſolchen Reflexionen zur Philoſophie iſt es noch weit hin. Michaud iſt ein breiter, ſchöner Strom, der aber nicht tief genug iſt, um das ſchwere Schiff des philoſophiſchen Gedankens zu tragen.

Ueber die Correſpondenz aus dem Orient wäre Aehnliches zu ſagen; ſie iſt überall intereſſant, wenn auch den Verfaſſern der Tiefblick fehlt, der den Menſchen durch das Kleid hindurch in Kopf und Herz ſieht. Es iſt Schade, daß ein großer Theil dieſer Correſpondenz, ſo wie der den Kreuzzügen angehängten Beweisſtellen, nicht dem Texte des Buches einverleibt ſind. Viel iſt in dieſer Beziehung in der ſo eben erſchienenen überaus billigen und compacten neuen Auflage geleiſtet.

An Poujoulat hat Michaud einen tüchtigen Gehülfen. Beide Männer geben auch eine Nouvelle Collection des mémoires p. 5. à l'hist. de France depuis 1200, heraus, von der 1838 der zehnte Band erſchienen iſt. *)

Miscellen.

Unter den neuen Erſcheinungen, welche die Litterary Gazette als vorzüglich der Aufmerkſamkeit des Publicums würdig erklärt, ſind zu erwähnen:

1. Jack Sheppard von W. H. Ainsworth, eine Erzählung, welche theilweiſe ſchon im „Bentley's Miscellany" erſchienen iſt, und die Schickſale eines Kindes erzählt, deſſen Vater den Tod des Verbrechers ſtarb und deſſen Mutter ſehr naiv ihre Neigung zum Branntwein damit entſchuldigt, daß dieſer ihr einziger Freund auf Erden, ihr Troſt gegen Mißgeſchick ſey. Die Charaktere ſollen der Natur getreu gezeichnet ſeyn.

2. Faſt in demſelben Genre hat die fleißige Feder der Mrs. Trollope einen neuen Roman der Preſſe übergeben, betitelt: Die Wittwe Barnaby. Die Charaktere ſind nicht ganz derſelben Claſſe entnommen, und können deßhalb auch nicht denſelben Effect hervorbringen.

3. Peter Pilgrim iſt eine Sammlung von Erzählungen, zum Theil Begebenheiten, die auf ſeinen Wanderungen dem obgenannten Helden begegneten, nach dem Urtheil des obgenannten Londoner Blattes ſehr intereſſant.

4. Melaia und andere Gedichte von Eliſa Cook. Da dieſe Gedichte vom Athenäum als wenig geeignet bezeichnet wurden, die Aufmerkſamkeit eines großen Publicums auf ſich zu ziehen, haben wir bisher gezögert, es zu nennen; doch die Litterary Gazette gibt einen ſo vortheilhaften Bericht von ihm, daß wir wenigſtens es erwähnen zu müſſen glauben. Ueber die Poeſie der Verfaſſerin ſpricht ſich dieſes Blatt alſo aus. „Es gibt viele berühmte Schriftſteller, welche ihren erſten Flug in der Litterary Gazette verſuchten, und von hier aus zu bedeutender Höhe emporſtiegen. Unſere gegenwärtige Verfaſſerin iſt die jüngſte, doch nicht die geringſte darunter. Ihre „Maaßlieben und Butterblumen" (Buttercups and Daisies) zeigten zuerſt ihre Schönheit in unſern Spalten, und bald folgten ihnen viele andere „ſüße Lieder" nach, deren Muſik ohne Zweifel noch in den Ohren vieler unſerer Leſer nachhallt. Gleich aus den erſten Liedern erkannten wir, daß ihre Poeſie nicht ermangeln würde, volksthümlich zu werden, da ſie in ihrer edlen Einfalt und Treue unmittelbar zu Herzen geht. So z. B. ihre „Alte Waſſermühle," „Der Küſter," „Der alte Hans" (Old Dobbin), „Der alte Geizhals," und mehrere andere, welche alle ſo reich an jenen der Natur nur abgelauſchten Zügen und ſo zart und innig gedacht ſind, wie es nur die Hand des Meiſters hervorbringen kann.

M..r.

*) Proben aus Michaud theilt das Tableau anthologique, II. p. 239 — 255 mit.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 Februar. 1839.

Gedichte von Lätitia Eliſabeth Landon.

Wir theilen hier unſern Leſern einige Gedichte von der engliſchen Erzählerin und Dichterin mit, deren räthſelhaften Tod auf der Küſte von Guinea vor einiger Zeit die öffentlichen Blätter meldeten. In Nummer 73 und fg. des Jahrgangs 1838 berichteten wir über einen Roman von ihr, Ethel Churchill, und gaben einige Notizen über ihre Lebensumſtände. Seitdem mit einem Mr. MacLean vermählt, folgte ſie ihm, der zum Gouverneur in Cape Coaſt-Kaſtle ernannt wurde, dahin, aber bald wurden ihre zahlreichen Freunde und Verehrer durch die unglückliche Botſchaft ihres Todes betrübt, über welchem, wenigſtens für das große Publicum, noch ein geheimnißvolles Dunkel ruht.*) Auch als Mrs. M'Lean behielt ſie die Chiffre ihres ſo beliebt und berühmt gewordenen Jungfrau-Namens, L. E. L. bei, und man ſieht der Herausgabe ihrer im Manuſcript hinterlaſſenen Schriften mit Verlangen entgegen. Man wird in den hier folgenden Gedichten einen allen gemeinſamen Ton ſinniger und ſo zu ſagen andächtiger Wehmuth nicht verkennen.

Das erſte Grab
auf dem neuen Kirchhof von Brompton.

Ein einzeln Grab! — das einzge auf
Unaufgewühltem Grund,
Wo rings noch, einem Garten gleich,
Stehn Laub und Blumen bunt.
Ein einzeln Grab! — mein Herz empfand
Wohl Einſamſeyn auch ſchon
Im vollen Saal, wo mich umweht
Kein mir vertrauter Ton.

Im Schatten auch, wo nichts der Wald
Ließ, als den Himmel, ſchaun;
Die Einſamkeit fühlt' ich der Nacht,
Bei ſchwarzer Wetter Grau'n;
Der Schauer jagte meinen Puls,
Athem ſchöpft' ich mit Noth,
Doch gegen deine Einſamkeit
Was war all dieß, o Tod!

Ein einzeln Grab! — wie Band um Band
Zerreißt, vergißt man faſt,
Wenn ein Geſchlecht verſammelt ruht
Am ſtillen Ort der Raſt;
Die ſtillen Gräber muſtern wir,
Bedeckt vom Eibenbaum;
Nur Ernſt, nicht Grämen, fühlen wir
Im alten Kirchhofraum.

Von Hoffnung iſt geweiht der Platz,
Die aus Gebeten quoll,
Von Menſchenliebe, Himmelsſinn,
Von Glauben iſt er voll;
Wilde Blumen ſproſſen unterm Gras,
Hervor taucht mancher Stein,
Dem Liebe ſpendet Thränenthau
Und grub ihr Zeichen ein.

Der goldnen Saat' umfaſſend Band
Zerriß nicht — ward nur los;
Furcht, Liebe, Hoffnung wecken neu,
Was ſank in Todes Schooß;
Doch dieſes Grab, öd' und verwaiſt,
Deckt kein Gedächtnißſtein;
Nicht Bruder-Gräbern trauern mit —
Es iſt ganz, ganz allein!

Nicht Namen weiß ich und Geſchick
Deß, der hier ſchläft den Schlaf,
Ob ihn im Leben gleiches Loos
Wie hier im Tode traf?

*) Vgl. Nr. 18 der Allgem. Zeit. Beilage.

Ob er ſtarb un- geliebt, -beklagt,
Am Strauch das letzte Blatt,
Oder ob ein verwaiſter Herd
Sich jetzt um ihn weint ſatt?

Doch wohin reißt mein Träumen mich?
Einſam dieß Grab ſich hebt,
Doch Gott mit ſeiner Gegenwart
Nicht minder es umſchwebt.
Mag Schwachheit dieß des Herzens ſeyn —
Es iſt ihr Quell doch rein;
Bläß der nur reichlicher, nicht würd's
Auf Erden ſchlimmer ſeyn!

Die Rührung, die das Menſchheitsband
Enger um Alle ſchlingt,
Das Mitgefühl, deß heil'ger Ton
Lind in Muſik verklingt:
Wie blieb' manch bittres Wort erſpart,
Wie manches ſcharfe Leid,
Wenn's Leben ehrte jedes Band,
Womit das Grab man weiht!

Der Mond.

Luna ſchifft übern Himmel hin,
Doch einſam, als ob Sehnſucht ganz
Erfüllte, nach Genoſſen, ſie,
Und gält' ihr eitel all ihr Glanz.

Die Erd' ihr Spiegel — ihren Thron
Umglühn, ein Hof, der Sterne Reih'n;
Eine Schönheit iſt ſie — Königin —
Doch was iſt dieß? — Sie iſt allein!

Und iſt Niemand, der mit dir theilt
Dein glorreich Aetherlönigreich?
Ach! Mitleid muß ich zollen dir,
Du Himmelswaiſe, gramesbleich!

Lieber wär' ich die ärmſte Blum',
Die, Mutter Erde! wächſet aus dir,
Hätt' ich nur Meinesgleichen, die
Blühn, welken und vergehn mit mir.

Leid, Gram und Tod haſt Erde, du!
Doch all dieß wählt' ich eh'r, als dort
Herrſchen, des Glanzes Königin
Und einſam wandeln fort und fort!

Venedig.

Der Morgen ſchwimmt auf Adria's Meer, die Wellen
Sind all in Licht verwandelt, und wetteifern,
Als wär' das Meer ein zweiter Himmel, mit
Des Firmamentes Blau; Säule und Thurm
Und zack'ge Zinnen ſchimmern weiß im Glanz
Der Sonne, und die wen'gen ſanften Schatten
Thun wohl dem Auge nur. —

Die Morgenzeit —
Die Zeit des Sommers, o wie ſchön ſind ſie!
Ein Geiſt der ſtolzen Luſt ſchwellt die Natur,
Und ſchüttet auf die Menſchheit ſeine Kräfte;
Der Menſch ſchöpft leichter Athem und vergißt
Die Macht des Grams, der ihm die Nacht gedehnt.
Wie iſt der Sommer, wie der Morgen ſchön,
Wenn über Wald und grüne Flur er zieht,
Und die Singvögel weckt, bis jedes Blatt
Bebt von Muſik, und auf die Blumen ſchließt,
Die duftend, ſchwer, entathm'gem Schlaf ſich löſen.
Hier aber weckt er nur zu Licht und Leben
Die weite Waſſerwüſte und die Mauern
Von einer ſtolzen Stadt — und doch wie ſchön!
Es iſt die friedevolle Schönheit nicht
Von einer Waldlandſchaft, wo Alles ſchweigt
In ſüßem Müßiggang und Sängerträumen,
Nein, eine Schönheit, welche mehr den Geiſt
Erweckt, als die Empfindung; — eine Schönheit
Der Macht und des Gedankens — menſchlicher
Macht, menſchlicher Gedankengröße; denn
Niemals erhob noch eine Stadt ihr Haupt,
Das ſchöner war und ſtolzer als Venedigs —
Die Tochter und die Herrſcherin der See.

Weit dehnt das Meer ſich — doch es dehnt ſich nur
Ihre Galeeren über ſeine Tiefen
Zu tragen, gält' es Schätzen oder Krieg;
Auf Fundamenten, die verdrängt das Waſſer
Aus ſeinem Recht, ſtehn ihre Säle da.

Tritt ein in die Paläſte; eine Welt
Hat ihren Zoll zu ihrer Pracht geſteuert;
Die Roſenernte wird in Syriens Gärten
Geſammelt für Venedig; Indiens Thäler
Senden Venedig zu ihr Sandelholz,
Daß man's verbrenne dort; der Ambra, der
Auf morgenländ'ſchen Seen ſchwimmt, die Würzen,
Der Zimmt, die Perlen, welche tief im Golf
Von Ormus liegen — ſie ſind für Venedig;
Der Webſtuhl Perſiens deckt mit ſeidnem Teppich
Ihre Fußböden, und die Edelſteine,
Die klaren, von Golkonda's Schachten brennen
An ihrer ſtolzen Töchter Schwanenhals —
Denn eines edeln Venetianers ſchöne
Gemahlin trägt an ihrem Arm, ſo weiß
Wie Elfenbein, den Werth oft eines Reiches.
Durchs Schwert, von Freien, Muthigen geführt,
Und durch das Segel, das die See durchſtreicht
Nach Schätzen, die das Mark der Macht ſind, ſteht
Der Staat Venedig aufrecht — wie ein Tyrus,
Ein chriſtliches — nur fürchten keinen Feind
Und keinen Fall die meerverſchanzten Thore.

Glanzvoller, heitrer Adriat'ſcher Morgen!
Und doch ſind wir nicht fröhlich; ein Gefühl

Beherrſcht uns, ſtärker als Natur, dein Reiz!
Es weckt die Scene ihren eignen Gram,
Und über dem Geſetz der Sterblichkeit
Brütet zu ernſt das Herz, als daß erwarmen
Es könnte von dem Luftgefühl, das hier
Die Sonn', die Luft, der friſche Morgen zeugt.
Denn leicht vergeſſen mir die Gegenwart
Wenn unterm Schatten der Vergangenheit
So ganz wir ſtehn, und die Vergangenheit
Iſt mächtig hier; auf dieſer Atmoſphäre
Lagert ringsum ſich die Erinnerung ſchwer;
Hier iſt die See — doch wo die Schiffe, die
Venedigs Willen trugen durch die Welt?
Die Segel wo, die Sieg und Schätze heim
Von anderen Nationen brachten? Nirgends
Wühlen der Schiffe freud'ge Schnäbel um
Das Waſſer, daß es funkelnd ſchäumt; ich ſehe
Nur einige armſel'ge Fiſcherboote.
Dort die Paläſte — ihre Marmormauern
Sind grau und trüb; das reiche Prachtgeräth
Iſt weggeriſſen von den nackten Wänden,
Oder die Motte nagt an Sammttapeten.
Da hängen die Gemälde, die zahlloſen,
Der Schönen all, der Tapfern und der Edeln,
Die Venetianer waren einſt; doch ſtündlich
Zehrt Feuchtigkeit an ihrem Glanz; erblichen
Sind Titians Farben, wie das Angeſicht
Das auf die Leinwand er hinübertrug.
Geſenkt die Stirne, tief ſich hüllend in
Den dunkeln Mantel, der nicht reiche Seide
Und Edelſteine mehr verhüllt jetzt, wandelt
Der Venetianer; ſtolz — es iſt der Stolz
Der Schwermuth, der nur bei der Herrlichkeit
Der Todten noch verweilen kann; dabei
Niedergedrückt, im bitteren Gefühl
Der jetzigen Entwürdigung.
Das iſt's, was beugen kann des Menſchen Stolz;
Die Geiſterſchriften auf der Wand der Zeiten; —
Des Unſichtbaren Warnungen; daß nicht
Des Menſchen Loos in ſeinen Händen ruht.
Städte und Völker werden nacheinander
Das mächt'ge Opfer, das die Zeit verlangt
Und darbringt vor dem Thron des Ewigen —
Zeugniß von Menſchen-Schwäch' und Eitelkeit.

Der Nordſtern.*)

Ein Stern nicht mehr am Himmel ſteht,
Der ſonſt ſo hold gelacht!
Wie glüht noch hoch mancher Planet —
Doch er verließ die Nacht!

Mich ſchmerzt, daß ich ſein traut Geſicht,
Den Freund ich nicht mehr ſeh',
Der ſich in meine Träume flicht
Vom Land, jenſeits der See.

Am Heimathhimmel hob er ſich,
Glänzt' über Engelland,
Mahnt' an manch ließend Auge mich,
Und manche ſanfte Hand.

Verſteh'nd mich rief er ins Gemüth
Zurück mir frühre Zeit;
Mit ihm war Alles friſch erblüht,
Was mir lag rückwärts weit.

Das Schiff, beglänzt von ſeinem Licht,
Hält auf Guinea's Höh;
Wie dacht' ich hier der Lieben nicht,
Die ich leicht nimmer ſeh!

Friſch war in mir der Trennungsſchmerz,
Und neuen fand ich noch;
Doch ſtärkt' ein Ahnen mir das Herz,
Das ſpricht: Wir ſehn uns doch!

Sehn uns, von neuer Lieb' entzückt,
Denn Trennung zeigt den Werth
Von Allem erſt, was uns entrückt,
Von Heimath, Freunden, Herd.

Holder Polarſtern! dir zu war
Mein Blick zuerſt gelenkt,
Bis ich nahm ſtaunend traurig wahr,
Daß dein ſonſt Niemand denkt!

Doch in die Fluth tauchſt du hinab,
Entfliehſt mit deinem Schein;
Mir iſt, ich ſtänd' an einem Grab,
Und ſtände dran allein!

Lebwohl! könnt' ich gebieten dir
Und deinem Lichtesquell:
Von deiner Strahlenſchrift mühr' mir
Glühn Englands Himmel hell!

Der Lieb' und Hoffnung Gruß und Traum
Vertraut' ich deinem Strahl;
Dein goldner Ring — er faßte kaum,
Was ihm mein Herz empfahl!

Schaum ſind ſolch ſüße Träumerei'n;
Doch bleib' auch ſo ich reich;
Schau' ich nur in mein Herz hinein,
Schau' ich, o Freunde, Euch!

---

*) Das letzte Gedicht der Verfaſſerin, in Guinea gedichtet. Sie bemerkt dazu: „dieſer Stern ſinkt in gewiſſen Breiten unter den Horizont. Ich beobachtete ihn in letzter Nacht, wie er tiefer und tiefer ſank, bis er endlich verſchwand."

In dem Roman Ethel Churchill ſind einige Verſe dem Preis des Mandelbaums gewidmet:

Es iſt ein ſchöner Baum der Mandelbaum!
Auf ihn ſtreut aus der Lenz ſein erſt Verſprechen

Von ſeinem roſigen Glanz; eh noch die Blätter,
Die grünen, ſich aus ihren Knoſpen traun,
Bedecken dieſe zarten, flücht'gen Blüthen
Den winterlichen Zweig mit zarten Farben,
Herolde die der Roſe gehn voran,
Deren Aurora ſie wohl ſcheinen mögen.
Was lauſcht unter dem ſüßen Roth hervor?
Welch dunkler Geiſt in dieſen ſchönen Blüthen?
Der Tod!

Es iſt ein ſonderbares Zuſammentreffen der Umſtände; es iſt als ob eine unbeſtimmte Ahnung der Zukunft dieſe Verſe der Dichterin eingegeben hätte: die Blauſäure, das Gift das ihren Tod bewirkt zu haben ſcheint, iſt in den bittern Früchten des Mandelbaums enthalten!

MARIA PADILLA, Tragédie en cinq actes et en vers par M. Ancelot.

LE SONNEUR DE St. PAUL, drame en quatre actes, précédée d'un prologue par M. Bouchardy.

Paris. Die Rachel thut Wunder; ſie bekehrt die Ungläubigen und weckt die Todten auf; Corneille und Racine hat ſie das Leichentuch abgeriſſen, und mit der ſechzehnjährigen Hand die alten Koloſſe aus dem Staube aufgerichtet; zwar ſehen ſie nicht ſehr jugendlich aus, allein es iſt doch wieder Leben in die ſchönen Glieder gedrungen. Seitdem brütet nun die ganze claſſiſche Zunft in den Gehölzen des alten Parnaſſes. Delavigne ſelbſt ſchreibt eine ächte Tragödie im antik-franzöſiſchen Styl für die geniale Jüdin. Das Théâtre Français hat bereits anfangs Maria Padilla gegeben, im Theater der Porte St. Martin wird Don Sébastien de Portugal aufgeführt. Herr Ancelot beſitzt ein feines, behendes, ich möchte ſagen ſchlaues Talent; es nimmt alle mögliche Geſtalten an, bleibt indeß immer daſſelbe; es ſind Maskaraden, changemens à vue. Herr Ancelot ſchreibt Novellen, Reiſeberichte, Erzählungen in Proſa und in Alexandrinern, Dramen, Romane und Tragödien und Vaudevilles: in Allem iſt Geiſt und Anmuth und poetiſcher Aufſchwung, aber noch weit mehr Prätenſion und überſüße Koketterie; das Beſte iſt eine hübſche Phraſeologie, welche indeß alle bedeutendern Stücke der heutigen Talente abſpiegelt. Man kann Hrn. Ancelot nicht geradezu einen literäriſchen Spekulanten, einen Baiſeur nennen; doch ſucht er aus ſeinen Hervorbringungen den größtmöglichen Gewinn zu ziehen: aus den epiſchen Dichtungen macht er Tragödien, aus den Romanen Dramen, aus den Dramen wieder ſeine eigenen Romane. Unter der Reſtauration, wo die Prieſterpartei allmächtig war, brachte er den heiligen Ludwig aufs Theater; nach der Julirevolution machte er Vaudevilles, und nun macht er wieder Tragödien.

Maria Padilla iſt für die Volnys geſchrieben: die Künſtlerin iſt als Leontine Fay berühmt geweſen; ſie hat alles, was zu einem Stück von Ancelot gehört, Pariſer Grazie, niedliche Gebärden, ſchmachtendes Pathos und zu Zeiten Begeiſterung, die aber nicht weiter und nicht näher greift, als ein Sturmwind, der über das große Baſſin in den Tuilerien fährt. Dieſe Maria Padilla iſt die Tochter eines ſpaniſchen Edelmanns; ſie nimmt den nächtlichen Beſuch eines ſpaniſchen Königs an und droht ſich zu erſtechen, wenn er ſie nicht heirathe; der König heirathet das Mädchen, läßt aber ſpäter den Schwiegervater prügeln. Maria Padilla läuft davon, ihrem alten Vater nach, der verrückt geworden, und in der Narrheit den Ehecontract ſeiner Tochter ins Feuer wirft. Der König, da ihm ſeine Frau durchgegangen, ſieht ſich natürlich nach einer andern um: während der Trauung mit einer Prinzeſſin von Burgund ſtürzt Maria in die Kirche und erſticht ſich. Der Name des Königs iſt mir entfallen, ich ſehe aber nicht ein, warum ich mich um die Geſchichte kümmern ſoll, um die ſich der Dichter nicht im mindeſten kümmert.

Wir haben es bisher mit Stylvirtuoſen zu thun gehabt; dazu gehört Herr Bouchardy nicht, und macht ſich auch weiter nichts daraus; er zerhackt und zerfetzt die Sprache und iſt ſo ruhig dabei wie eine junge Katze, welche Antwerpner Spitzen zerriſſen. Bei manchen Stellen wieder vergeht einem der Athem von bloßem Anſehen, ſo unermüdlich erſtrecken ſich die Perioden übers Papier, ſo dicht ſtecken die Sätze in und durcheinander. Herr Bouchardy kann nur immer drauf los ſchreiben; er hat es mit einem Publicum zu thun, das für Styldelicateſſen zu ſtumpf iſt. Das Volk will von dergleichen Genüſſen nichts wiſſen. Es will keine Phraſentänzerei, keine Antitheſenfeuerwerke, es will, und hat Recht es zu wollen, es will Menſchen von Fleiſch und Bein, die ſelbſt Etwas wollen, die das Schickſal verfolgt, die bald oben, bald unten ſind, die ſich zu helfen wiſſen, die nicht die Zeit mit Peroriren verderben und ungefähr ſeine Sprache ſprechen. Herr Bouchardy weiß ſolche Menſchen zu ſchaffen, er verſteht ſich meiſterhaft aufs Combiniren der Effecte, aufs Verwickeln. In ſeinem Küſter von St. Paul laufen drei oder vier Dramen nebeneinander und durcheinander fort, ohne ſich wechſelſeitig zu hemmen, und die alle vier zuletzt in die Schlußkataſtrophe zuſammenfließen. Von vorne herein wird das Intereſſe ſo geſpannt, daß man die nahe Erſchlaffung als unvermeidlich voraus ſieht, und dennoch wüßte ich keinen Act, kaum eine Scene zu bezeichnen, die nicht das Intereſſe ſteigerte. Mit der Wahrſcheinlichkeit nimmt es der Dichter nicht genau; iſt man aber einmal im Strudel, wird man von den unaufhaltſamen Peripetien des Dramas fortgeriſſen, ſo hat man nicht Zeit ſich zu beſinnen und es ſcheint ſich Alles aufs natürlichſte zu entwickeln, und das Stück läuft ab, wie von einem Uhrwerke getrieben.

Vom Sujet ſage ich nichts, weil ich Alles ſagen müßte, um verſtanden zu werden: dazu ſind mir aber die Spalten dieſer Blätter zu enge.

Der Küſter von St. Paul wird bereits zum ſiebzigſtenmale gegeben; in dem Théâtre de la gaité. Der Maria Padilla und der Popularité wird es wohl nicht ſo gut werden.

Zur Rechtfertigung des Königs von Spanien, der ſeinen Schwiegervater ſo unhöflich tractirt, muß ich nachträglich bemerken, daß er ihn nicht kannte; warum er ihn aber nicht kannte, weiß ich wahrlich nicht zu ſagen.

D—b—g.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25 u. 26.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

2 März 1839.

Ruy Blas.

Von Victor Hugo.

Wir kommen noch einmal auf dieß, früher schon kurz besprochene Drama Victor Hugo's zurück, um einige Proben daraus mitzutheilen und unser Urtheil darüber abzugeben. Obgleich wir beinahe mit Gewißheit voraussetzen dürfen, daß unsern Lesern die Verwicklung des Stücks im Allgemeinen bekannt seyn werde, wollen wir doch, um bei den mitzutheilenden Proben uns auf den Plan und die Oekonomie des Ganzen berufen zu können, eine kurze Skizze davon vorausschicken.

Der erste Act führt den speciellen Titel: Don Salluste. Der erste Minister Karls II von Spanien, des fast blödsinnigen Königs, der jenen Namen führt, ist bei der Königin Maria von Neuburg in Ungnade gefallen und verbannt worden, weil er eine Dienerin der Königin verführt und sich geweigert hat, sie zu heirathen. Er sinnt auf Rache und zum Werkzeug dafür erwählt er zuerst seinen Vetter Don Cesar de Bazan, der, nachdem er in früher Jugend sein Vermögen durchgebracht hat, seit zehn Jahren vom Hof entfernt, ein abenteuerndes Leben als Räuber und Bandit führt. Aber zum Werkzeug der Rache gegen ein Weib sich herzugeben, weigert er sich und verwirft Don Salluste's Anerbietungen. Der Letztere belauscht eine Unterredung Don Cesars mit Ruy Blas, seinem (Don Salluste's) Lakaien. Beide kennen sich von früher her und Ruy Blas gesteht dem alten Freund, wie er so weit herabgekommen sey, als Lakai in Dienst zu treten, und daß er eine wahnsinnige Leidenschaft für die Königin hege. Darauf baut nun der Exminister seinen Plan. Er läßt seinen Vetter festnehmen, in ein Schiff setzen und an die Corsaren verkaufen, überträgt auf den Ruy Blas den Namen seines Vetters, führt ihn als spanischen Granden am Hof ein, und nachdem er ihn zwei Billets hat schreiben lassen, in deren einem er sich gegen seinen Herren zum unbedingten Gehorsam verpflichtet, und das zweite an eine Geliebte gerichtet ist, welche aufgefordert wird, ohne Verzug ihrem schwerbedrohten Liebhaber zu Hülfe, zu ihm in sein Haus zu kommen, gibt er ihm auf, gegen die, so eben in den Kreis des Hofes tretende Königin den Liebhaber zu spielen.

Zweiter Act. Die Königin von Spanien. Der König ist auf der Jagd, die Königin froh, seine Anwesenheit los zu seyn, aber in Angst vor dem Haß des verungnadeten Don Salluste, voll Sehnsucht nach ihrer Heimath, wo sie der Freiheit genoß, und höchst unglücklich über den Zwang der spanischen Etiquette, welche ihr die Befriedigung selbst der unschuldigsten Gelüste untersagt. Zugleich bewegt ihr Herz der Gedanke an einen Unbekannten, der durch eine zarte Aufmerksamkeit sie erfreut und gerührt hat — dadurch, daß er mit Lebensgefahr täglich sehr seltene blaue Blumen, von welchen sie eine große Freundin ist, auf eine Bank im Park für sie hingelegt hat. Auch hat sie von ihm einen Liebesbrief erhalten, den sie immer und immer wieder lesen muß, so sehr sie sich das Gegentheil vornimmt. Da kommt ein Brief vom König an, und der Ueberbringer ist Ruy Blas. Der Brief enthält nichts als die Worte: „Madame, es weht ein starker Wind und ich habe sechs Wölfe geschossen." Desto anziehender ist für die Königin der Ueberbringer, der sich ihr als Don Cesar de Bazan, Graf von Garoſa, darstellt, und den ihr der König als Stallmeister anweist. Ruy Blas fällt vor innerer Bewegung in Ohnmacht; die Königin findet sogleich großes Gefallen an ihm, und erkennt in ihm an gewissen Merkmalen denjenigen, der ihr die blauen Blumen verschafft und den Brief geschrieben. Ruy Blas bleibt verzückt stehen, wie die Königin sich entfernt. Don Guritan, ein alter Haudegen und galanter Mann, ist Zeuge von dem Empfang gewesen, den er bei der Königin gefunden, welche er ebenfalls liebt, und fordert ihn auf den folgenden Tag zum Zweikampf. Ruy Blas nimmt die Ausforderung an; aber eine Hofdame hat gelauscht, setzt die Königin in Kenntniß, und diese bringt durch eine List den alten Haudegen dazu, daß er augenblicklich in ihrem Auftrag nach Deutschland abreist, um ihren Eltern etwas von ihr zu überbringen.

Dritter Act. Ruy Blas. In Zeit von sechs Monaten ist der ehemalige Lakai erster Minister geworden und zeigt sich

Bayerische Staatsbibliothek München

durch Einſicht, Patriotismus und Redlichkeit ſeiner Stelle würdig. Den Geheimenrath überraſcht er, während deſſen Mitglieder auf ſchamloſe Weiſe über die Austheilung des Raubes am Lande hadern und hält ihnen in einer donnernden Rede ihre Nichtswürdigkeit vor. Einige geben ihre Entlaſſung, den Andern kündigt er ſie an, wenn ſie ſich nicht nach ſeinem Willen fügen wollen. Die Königin hat, hinter einer Tapetenthüre dieſe Scene belauſcht, ſie tritt, wie Ruy Blas allein iſt, hervor, ſpricht ihre Bewunderung für ihn aus, und bekennt dem Glücklichen ihre Liebe. Während er wieder allein, im Gefühl ſeiner Seligkeit ſchwelgt und ſchwärmt, iſt Jemand in der Livree von Ruy Blas' Pagen eingeſchlichen — er läßt den Mantel fallen und wird von Ruy Blas als Don Salluſte erkannt. Ruy Blas iſt außer ſich vor Beſtürzung — Don Salluſte behandelt ihn mit der äußerſten Kälte und höhniſcher Geringſchätzung als ſeinen Lakaien, heißt ihn das Fenſter ſchließen, ihm ſein Taſchentuch vom Boden aufheben u. ſ. w., und Ruy Blas, in der höchſten Qual und Verzweiflung, erfüllt ſeine Befehle. Einmal ſucht ſich Ruy Blas zu ermannen und ſich in die Bruſt zu werfen — er pocht darauf, daß er allmächtiger Miniſter und Herzog von Olmedo ſey, aber Don Salluſte ſchleudert ihn wieder in das Bewußtſeyn ſeines Nichts zurück, durch die Erinnerung daran, daß er als Glied der Familie Bazan zum Herzog von Olmedo befördert worden ſey. Ruy Blas verſpricht ſeinem ihm mit dem Aergſten drohenden Herrn unbedingten Gehorſam.

Vierter Act. Don Ceſar. Dieſer iſt den Corſaren entkommen und hat ſich, von den Häſchern verfolgt, auf das Dach des abgelegenen Hauſes von Don Salluſte geflüchtet, welches bisher Ruy Blas bewohnt und wohin ihn Don Salluſte beſtellt hat. Ruy Blas geht in rathloſer Verzweiflung im Zimmer auf und ab; endlich fällt ihm ein, durch den von ſeiner Reiſe zurückgekehrten Don Guritan die Königin warnen zu laſſen, daß ſie ja nicht das Schloß verlaſſe, um nicht in die ihr gelegte Schlinge zu fallen und er ſchickt den Pagen mit einem Billet an den Granden. Er ſelbſt geht dann aus, um in einer Kirche zu beten, nachdem er den zwei ſtummen Schwarzen, den Dienern in dieſem Hauſe, befohlen, Jedermann einzulaſſen, wer Einlaß begehre. Jetzt fällt Don Ceſar aus dem Kamin herunter, wo er ſich verſteckt gehalten, beſchädigt ſich ein wenig am Fuß, vergißt aber ſeine Schmerzen, wie er ſich in dem behaglich und reich eingerichteten Zimmer ſieht, macht Toilette von der fremden Garderobe; ißt und trinkt vergnüglich, nimmt eine Laſt Gold für Don Ceſar de Bazan in Empfang, macht deſſen Ueberbringer betrunken, ſchickt ihn dann fort, um Gläubiger zu bezahlen, ſtopft ſich ſelbſt die Taſchen voll Gold, fertigt eine Duenna ab, die in einer Intrigue zu ihm kommt, von der er freilich nichts weiß, und beſtätigt einen Brief, welcher ein Rendezvous für die Nacht gibt. Dann duellirt er ſich mit Don Guritan, den er vor dem Hauſe erſticht, da der Edelmann gekommen iſt, um ſeine Genugthuung einzufordern. Ins Haus zurückkehrend findet er ſeinen Vetter Don Salluſte dort, der ihn an die Corſaren verkauft hat; dieſer glaubt ſeinen ganzen Plan vereitelt, da ſich Don Ceſar nicht dazu verſtehen will, ſich ſein Stillſchweigen abkaufen zu laſſen und ſich zu entfernen; Don Ceſar ruft ſogar die vorbeiziehenden Häſcher herbei, um die Opfer zu retten, welchen ſein Vetter Schlingen gelegt hat; aber Don Salluſte, ſchnell beſonnen, gibt den Don Ceſar für den berüchtigten Räuber Matalobos aus, weiß dieß ganz wahrſcheinlich zu machen und läßt ihn verhaften und wegführen.

Fünfter Act. Der Tiger und der Löwe. Ruy Blas iſt allein in dem Hauſe und fängt wieder an zu hoffen, wenn nicht für ſich, doch für die Königin. Aber dieſe, getäuſcht und hergelockt durch das im erſten Act von Ruy Blas geſchriebene, ihr jetzt durch Don Salluſte zugekommene Billet, tritt ein — denn Don Guritan, der ſie hätte warnen ſollen, hat die Botſchaft gar nicht angenommen und den Boten gefangen geſetzt. Ruy Blas iſt in Verzweiflung und beſchwört die Königin ſich augenblicklich zu entfernen, um nicht in die Hände des Verraths zu fallen; aber es iſt zu ſpät; Don Salluſte tritt ein, ſich an der Verzweiflung ſeiner beiden Opfer zu weiden. Endlich ſinnt er der Königin die Unterzeichnung einer Schrift an, worin ſie in die Scheidung vom Könige Spaniens willigt und verlangt, daß ſie augenblicklich mit Ruy Blas nach Portugal abreiſe. Die geängſtigte Königin iſt im Begriff zu unterſchreiben — aber Ruy Blas hält ihre Hand zurück, erklärt der Königin, daß er der Lakai des Don Salluſte iſt, wirft den Mantel ab und ſtellt ſich in der Livree dar. Don Salluſte beſtätigt es. Die Königin ringt verzweifelnd die Hände und der Erminiſter läßt ſeiner Bosheit, ſeinem Hohn und ſeiner Rachſucht freien Lauf. Aber während deſſen hat Ruy Blas die Thüre verriegelt, ſich dem Don Salluſte von hinten genaht, hat ihm das Schwert aus der Scheide gezogen, und kündigt ihm an, daß er zur Strafe für ſeine Frevel gegen die Königin ſterben müſſe; umſonſt bittet die Königin für ihn um Gnade und verlangt Don Salluſte einen Zweikampf; Ruy Blas hält ihm entgegen, daß er als Edelmann ſich mit einem Lakaien nicht ſchlagen könne, treibt ihn ins Nebenzimmer und ſtößt ihn dort nieder. In demuthsvoller Entfernung ſich haltend, fleht er dann die Königin um Verzeihung an, die ſie ihm lange verweigert, endlich aber, nachdem er eine Phiole, mit einer Flüſſigkeit gefüllt, auf einen Zug geleert und bekannt hat, daß es Gift ſey, gewährt; worauf er ſtirbt, mit der Verſicherung, daß er ebenſo gehandelt hätte, auch wenn ihm die Verzeihung der Königin nicht wäre ſo lange verſagt worden. Sie wirft ſich auf den Sterbenden, ſeinen Namen ausrufend, und ſein letztes Wort iſt das des Dankes.

Wir laſſen nun einige Proben folgen. Im erſten Act, der dritten Scene, erzählt Ruy Blas dem Don Ceſar ſeine Schickſale:

Ruy Blas.

Reiche mir deine Hand daß ich ſie drücke.
Wie in der guten Zeit der Luſt und Noth,
Wo ich lebt' ohne Obdach, wo ich Hunger
Des Tags, Nachts Kälte litt — doch wo ich frei war!
Als du mich kannteſt, war ich noch ein Mann,
Im Volk geboren beide — o ſchöner Morgen! —
Glichen wir uns ſo, daß man oft für Brüder

Uns hielt; vom Morgengrau'n an ſangen wir,
Und Abends unter Gottes Schutz, der unſer
Ernährer war und Vater, ſchliefen wir
Unterm geſtirnten Himmel Seit' an Seite!
Ja, es theilten wir. Doch endlich kam
Die trübe Stunde, die uns zwang zu ſcheiden.
Ich finde, nach vier Jahren dich, denſelben
Noch, luſtig wie ein Kind, frei wie ein Zigeuner,
Den alten Zafari, reich in der Armuth,
Der nie etwas gehabt und nichts gewünſcht!
Ich aber, welcher Wechſel! Bruder, was
Soll ich dir ſagen? Eine Waiſe war ich —
Und aus Barmherzigkeit — o traur'ge Gunſt! —
Hat man aus mir gemacht auf einer Schule
Der Wiſſenſchaft des Stolzes — einen Träumer
Statt einen tücht'gen Arbeitsmann. Du weißt's,
Du kannteſt mich. Meine Gedanken ſtrömt' ich
Und meine Wünſche in wahnſinn'gen Strophen
Dem Himmel zu. Mit hundert Gründen ſtritt ich
Gegen dein ſpöttiſch Lachen. Selbſt nicht weiß ich,
Was für ein Ehrgeiz mir im Herzen ſchlief.
Wofür arbeiten? Einem unſichtbaren
Ziel ſchritt ich zu, für wirklich hielt ich Alles
Und möglich — Alles hofft' ich vom Geſchick.
Ja, derer bin ich Einer, die nachdenklich
Und müßig einen ganzen Tag verbringen,
Vor einem ſchätzeſtrotzenden Palaſt
Zuſchau'nd, wie Herzoginnen aus- und eingehn.
So daß ich, Hunger ſterbend auf dem Pflaſter
Einſt Brod aufraffte, wo ich es nur fand,
Bruder, im Müßiggang und in der Schmach.
Ach! zwanzig Jahr alt, ſtolz auf mein Genie,
Verlor ich, barfuß durch die Straßen wandelnd,
Ueber der Menſchheit Loos mich in Betrachtung;
Gebaut hatt' ich mir über Alles Plane —
Gethürmt mir von Entwürfen einen Berg; —
Spaniens Unglück bejammert' ich; ich glaubte,
Daß nur ich armer Thor der Welt noch fehlte —
Sieh, Freund, das End' vom Liede ein Lakai!

— — — — — — —
— — — — — — —

Erſinn', erdichte jede Möglichkeit,
Durchwühle deinen Geiſt! Such etwas, das
Seltſam, toll, gräßlich ſey und unerhört;
Such' ein Verhängniß das den Geiſt betäubt!
Ja miſch' ein gräulich Gift, grab' einen Abgrund
Taub wie der Wahnſinn, ſchwärzer als die Sünde,
Dennoch erreichſt du mein Geheimniß nicht.
Du haſt es nicht? Ha, wer auch ſollt' es ahnen?
Zafari! in den Schlund, drein mein Geſchick
Mich zieht, wirf einen Blick! — ich lieb' die Königin!

Ceſar.

O Himmel!

Ruy Blas.

Unterm Baldachin, geſchmückt
Mit kaiſerlichem Wappen, lebt ein Mann
Bald in Aranjuez, bald im Eskurial,
Und bald in dieſem Schloß — o Bruder! den
Man kaum von unten ſieht, mit Angſt nur nennt;
Für den, wie einen Gott, wir alle gleich ſind;
Den zitternd man ſchaut an und knie'nd bedient;
Vor dem ſich nur die Greiſten bedecken;
Deß Wink kann unſre Köpfe fallen machen;
Von welchem jede Laun' iſt ein Ereigniß;
Der ſtolz und einſam, finſter eingeſchloſſen
Lebt in gefürchtet tiefer Majeſtät,
Und deß Gewicht die halbe Welt empfindet,
Und nun — ich, der Lakai, — hörſt du? ich bin
Auf dieſen Mann, den König, eiferſüchtig!

— — — — — — —
— — — — — — —

Ich laur' ihr täglich auf, wenn ſie vorbei geht.
Ich bin wie ein Verrückter. Ach! das Leben
Der armen Frau iſt ein Gewebe von Unluſt!
Ja, jede Nacht träum' ich davon! an dieſem
Hofe des Haſſes und der Lüge leben,
Vermählt mit dieſem König, der nichts weiß
Als jagen, der Schwachſinnige! halb kindiſch
Mit dreißig Jahren! wen'ger als ein Mann,
Untüchtig gleich zu herrſchen wie zu leben.
Das Ende der Familie naht. Der Vater
War ſchon zu ſchwach, ein Pergament zu halten. —
So ſchön, ach! und ſo jung! und einem Karl
Dem Zweiten geben ihre Hand! O Jammer! —
Wie dieſer Wahnſinn mir im Herzen anwuchs —
Ich weiß nicht. Doch urtheile du! ſie liebt
Eine gewiſſe blaue Blum', aus Deutſchland...
Ich mache täglich eine Meile, bis
Nach Caramanchel, holend ſolche Blumen —
Die ſchönſten wähle ich zu einem Strauß...
Ach! warum ſolche Thorheit dir erzählen?
Um Mitternacht dann ſchleich' ich, wie ein Dieb,
Mich in den königlichen Park und lege
Auf ihre Lieblingsbank die Blumen nieder.
Und geſtern wagt' ich in dem Strauß — beklag' mich
Mein Bruder! — zu verſtecken einen Brief!....

Aus dem zweiten Act, der zweiten Scene.

Die Königin (allein).

Der Andacht? nein! meinen Gedanken nur!
Wo flieh' ich hin davor, allein gelaſſen?
Du arme Seele, ohne eine Leuchte
Auf dunklem Weg.

(Nachſinnend.)

O! jene blut'ge Hand,
Die ihre Spuren an der Mauer ließ!
So hat er ſich verletzt denn? Gott! doch das

Iſt ſeine Schuld auch. Warum eine Mauer
Von ſolcher Höhe überſteigen wollen?
Blumen zu bringen mir, die man mir hier
Verſagt — um dieß ſein Leben ſo ausſetzen!
Die Eiſenjacken haben ihn verwundet.
Es hing dran ein Stück Spitzen. Dieſes Blut
Ein Tropfen, das vergoſſen ward für mich,
Wägt alle meine Thränen auf. — So oft
Ich auf der Bank die Blumen ſuchen gehe,
Verſprech ich meinem Gott, der mich nicht ſtärkt,
Nicht hinzugehn mehr und thu's immer wieder.
— Doch er! Jetzt ſeit drei Tagen kam er nicht!
Verwundet! — Wer du immer ſeyſt, du junger,
Mir unbekannter Mann! Der du mich ſehend
Allein und fern von Allen, die mich lieben,
Ohne zu fordern und zu hoffen etwas
Von mir, kommſt, trotzend den Gefahren allen,
Die dich bedrohn; der du dein Blut vergieß'ſt,
Dein Leben wagſt, um Spaniens Königin
Mit einer Blume zu erfreun; wer du
Auch ſeyſt, Freund, deſſen Schatten mich begleitet,
Da einmal ein unbezwingſames Geſetz
Mein Herz beherrſcht — o ſey von deiner Mutter
Immer geliebt! geſegnet ſey von mir!
Ha! wie ſein Brief mich brennt! und dieſer andre!
Von Don Salluſt dem Unverſöhnlichen!
Das Schickſal ſchützt mich und es drückt mich nieder.
Zu gleicher Zeit folgt mir ein Engel und
Ein gräßliches Geſpenſt; und ohne ſie
Zu ſehen, fühl ich, wie in meiner Nacht
Vielleicht um mich zu einem Aeußerſten
Zu führen, ſich ein Menſch bewegt, der mich
Haßt, neben einem Menſchen, der mich liebt.
Wird mich der Eine vor dem Andern ſchützen!
Ich weiß nicht. Ach! mein Schickſal ſchwankt, von zwei
Winden beherrſcht, die ſich entgegen ſtreben.
Wie wenig und wie ſchwach iſt eine Kön'gin! —
Beten wir denn.

(Sie kniet vor der Madonna Bild.)

Komm', Heil'ge mir zu Hülfe!
Zu dir den Blick nicht mag' ich zu erheben!

(Sich unterbrechend.)

O Gott! der Brief, die Blumen und die Spitzen —
Feuer iſt Alles!

(Sie wirft die genannten Gegenſtände, die ſie aus dem Buſen zieht, auf den Tiſch, und kniet dann wieder.)

Jungfrau! Stern des Meeres!
Jungfrau! Hoffnung des Märtyrers! hilf mir!

(Sich unterbrechend.)

Der Brief dort! er iſt's, der mich hinzieht immer!
Ich will ihn nicht mehr leſen! Königin
Der Huld, du die zur Schweſter aller Traur'gen
Der Heiland gab! O komm', ich rufe dich!

(Sie ſteht auf, macht einige Schritte gegen den Tiſch, bleibt dann ſtehen, ſtürzt ſich aber zuletzt auf den Brief, wie von einem unüberwindlichen Zauber angezogen.)

Ja noch einmal, zum letztenmal will ich
Ihn leſen! Und dann will ich ihn zerreißen!

(Mit einem trüben Lächeln.)

Ach! immer ſag' ich das ſeit einem Monat.

(Sie entfaltet entſchloſſen den Brief und lieſt.)

„Herrin, zu Euern Füßen iſt, im Schatten,
Ein Mann, der Euch, verloren in der Nacht,
Die ihn verhüllt, liebt, — der, ein Wurm der Erde
In Lieb' entbrannt zu einem Sterne, leitet;
Der, wenn's noth thut, für Euch gäb' ſeine Seele,
Und unten ſtirbt, indeß Ihr oben glänzt!"

(Sie legt den Brief auf den Tiſch.)

Die Seele, wenn ſie Durſt hat, muß ihn löſchen.
Und wär's mit Gift!

(Sie birgt den Brief und die Spitzen wieder in ihrem Buſen.)

Ich hab' auf Erden nichts.
Doch muß am End' ich Jemand lieben — mich!
Geliebt hätt' ich den König, wenn er wollte.
Er aber läßt allein mich, liebenthblößt.

(Die große Flügelthüre geht auf und ein Pagebote in großem Coſtume tritt ein und ruft laut:)

Ein Brief vom König!

Die Königin (wie erwachend mit einem Freudenſchrei.)

Ha! ich bin gerettet!

(Fortſetzung folgt.)

Gedichte von R. Burns.

Marie Campbell, die Heldin der folgenden Lieder, war wie Burns ſie ſelbſt ſchildert, ein ſo warmherziges, entzückendes junges Weſen, als je einen Mann mit ſeiner Liebe beglückte. Nach einer langen und zärtlichen Zuneigung trafen ſich die Liebenden an einem Sonntage im Mai an den Ufern des Ayr, wo ſie nach den heißeſten Schwüren gegenſeitiger Treue ſich trennten, worauf Marie ſich in die weſtlichen Hochlande begab, um bei ihren Verwandten die Vorbereitungen für ihre bevorſtehende Verbindung zu treffen. Im Herbſte kehrte ſie nach Greenock zurück, wo ihre Eltern wohnten, und wurde, als ſie kaum gelandet war, von einem bösartigen Fieber ergriffen, das ſie ins Grab ſtürzte, ehe noch der Dichter von ihrer Krankheit hören konnte. Dieſer beklagte ihren Tod mit aufrichtigem Schmerze, und beging den Todestag derſelben in tiefer Trauer. Die Frucht einer ſolchen Stimmung iſt das rührende Gedicht unter Nro. 4.

I.

Könnt' eines Liedes künſtlich Maaß
Die meine Leiden klagen,
So ſollt' ein künſtlich Lied dir, daß
Ich heiß dich liebe, ſagen.

Mag, wer bloß heuchelt ſeinen Schmerz,
Die Leier klagen lehren.
Doch was gilt Kunſt, wenn unſer Herz
Sehnſucht und Qual verzehren?

Drum laß die tiefgefühlte Pein
Einen Seufzer dir geſtehen,
Und ließ in meinem Auge mein
Verlangend Liebeflehen.

Ich weiß, dein gütig Herz verſchmäht
Durch Falſchheit zu bethören,
Du wirſt, wenn ſonſt ſich Laune bläht,
Des Herzens Stimme hören.

II.

Willſt mir nach Indien folgen,
Und laſſen der Heimath Land?
Willſt du über brauſende Meere
Mir folgen zu Indiens Strand?

Süß blühet Citron' und Orange,
Es blühet der Apfel roth;
Doch alle Reize von Indien
Sind neben deinen todt.

Beim Himmel hab' ich geſchworen,
Marien gehör' ich nur;
Und ſo mag mich der Himmel vergeſſen,
Vergeſſ' ich meinen Schwur.

Verpfände dein Wort mir, Marie!
Verpfände mir deine Hand;
Verpfände dein Wort mir, Marie,
Eh' ich ſcheide vom Heimathſtrand.

Wir haben uns Treue geſchworen,
Marie, mit Hand und Mund,
Und Fluch ſoll treffen, was immer
Will trennen unſeren Bund.

III.

Himmelsmächt', in deren Schirme
Immerdar die Tugend ruht,
Nehmt, wenn ich in fernen Zonen
Weile, ſie in eure Hut.

Laßt ihr Bild ſo rein und lieblich,
Lieblich wie ihr ſelbſt und rein,
Laßt Mariens Schweſterſeele
Eure wärmſte Sorge ſeyn.

Macht die Luft, die ſie umfächelt,
Sanft wie ihres Herzens Ruh;
Haucht im Lüftchen, das ſie kühlet,
Frieden ihrer Seele zu.

Schützet ſie, ihr guten Engel,
Wenn ich ſchweif' im fremden Land;
Macht ihr Herz zu meiner Heimath,
Wenn das Schickſal mich verbannt.

IV.

O Stern du, deſſen ſchwindender Strahl
Den jungen Morgen gern begrüßt,
Du bringſt den Tag mir noch einmal,
Wo ſie des Lebens Schuld gebüßt.

Wo weileſt du in ſel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehſt du, wie von der Seufzer Fluth
Der Buſen deines Treuen ſchwillt?

Kann ich vergeſſen jenen Hain,
Wo an des Ayr gekrümmtem Strand
Uns einſt in ſeligem Verein
Der Liebe Trennungsſtunde fand;

Ja! Ewigkeit ſelbſt iſt zu ſchwach
Zu tilgen das Gefühl der Luſt,
Als du — zum letzten Male, ach! —
Gelegen haſt an meiner Bruſt.

Sein Ufer küßte der rieſelnde Born,
Von dichtem Grün beſchattet rund;
Die Birke und der Hagedorn
Schlang liebend ſich um unſern Bund.

Sein Blumenbett der Raſen bot,
Der Vögel Lied war Liebesglück,
Als uns zu bald das Abendroth
Mahnt' an den flücht'gen Augenblick.

So ſchwelgt in ſchmerzlichem Genuß
Mein Herz und immer tiefer fühlt
Es ſeine Qual, ſo wie der Fluß
Sich tiefer ſtets ſein Bette wühlt.

Wo weileſt du in ſel'ger Hut,
Mariens theures Schattenbild?
Siehſt du wie von der Seufzer Fluth
Der Buſen deines Treuen ſchwillt?

K. Bodelmann.

Van Lennep.

Seit dem Tode Bilderdyck's, den man den Goethe der Niederlande nannte, ſeit ſein berühmter Zeitgenoſſe Tolland aufgehört hat, ſich dem Dienſt der Muſen zu weihen, iſt keiner unter den Dichtern Hollands beliebter und geſchätzter als Jan van Lennep. Früher durch fleißige Ueberſetzungen bekannt, im bürgerlichen Leben eine ehrenvolle Stelle bei der Regierung als Geſetzkundiger einnehmend, hat er jetzt, nachdem

er auf verſchiedenen Gebieten der Poeſie ſelbſtſtändig gehuldigt hat, Bilderdyks Popularität erlangt, ſowohl als Erzähler in Proſa und Verſen, als im komiſchen Drama. Sein glänzendes Vorbild in der Erzählung iſt Walter Scott, und ob er ſchon das Talent, den Reichthum der Ideen, nicht beſitzt, wodurch der Engländer ſich auszeichnet, ſo fehlt doch auch dem Niederländer keineswegs die Kunſt, ſeine Charaktere gut anzulegen, lebendig zu beſchreiben und dem Verſe und der Proſa jene Lebendigkeit zu geben, welche den Leſer unwillkürlich feſſelt.

Die neueſten Schriften van Lennep's zeigen ihn in allen drei Arten ſeiner Kunſt. Seine niederländiſchen Legenden (Nederlandſche Legenden in Rijm gebracht. 6 Voll.) ſind, wie es der Titel ſchon beſagt, auf die frühere Geſchichte der ſieben Provinzen gegründet. Unter ihnen iſt wohl keine intereſſanter als Adegild und der Krieg mit Flandern. Um dem Leſer einen Begriff zu geben von ſeiner Darſtellung, wählen wir einige Scenen der erſtern Legende, welche uns unter die heidniſchen Friesen verſetzt.

Der König ſprach; und in dem heil'gen Chor
Hallt dumpf die Lästrung an des Biſchofs Ohr:
„Mein, Mönch! — kehr' um zu Karl! — dein Wort iſt leer,
Den Göttern trau, verach' ich eure Lehr'.
Was nützt mir dein göttlich Paradies,
Wenn es die edlen Ahnen nie verſtieß?
Es ich ſie ſo verlaſſe, ſpott' ich dein,
Des Waſſers und der Taufe Kinderei'n.
Hier bleib' ich, meinem Volke zugewandt,
Mein ſey auch ſeiner Zukunft dunkles Land."

Der Frieſe ſprach's, Verachtung in dem Bild,
Trat er vom heil'gen Waſſer ſchnell zurück:
Verhüllte ſich ins warme Pelzgewand,
Das beſtig er entrieb des Dieners Hand.
Das Feſt war aus, der heilige Geſang,
Die Dankeshymne in der Nacht verklang.
Nicht mehr erſcholl der Prieſter freud'ger Chor
Und ſchweigend wuchert Graun und Furcht empor.

Der König Radmon verſchmäht, von ſeinem Barden Grimwald, dem Wilden, aufgereizt, die Taufe, und um ihn völlig mit ſeinen alten Göttern zu verſöhnen, ſoll ein Menſchenopfer eintreten. Um Gefangene zu erhalten, ſchickt er ſeinen Sohn Adegild unter Grimwalds Führung aus. Sie nehmen ein Schiff, worauf ſich ein Prinz und eine Prinzeſſin aus Northumberland nebſt einem Geiſtlichen befinden. Adegild will die Fürſtin retten, und Grimwald wirft ſie ins Meer, wohin Adegild ihr folgt. Grimwald überläßt ihn ſeinem Schickſal, und ſtellt dem König den Tod ſeines Sohnes als von den Chriſten herbeigeführt vor. Ein Zweikampf ſoll den Ausgang des bevorſtehenden Kriegs mit den Franken beſtimmen, und entſcheiden, ob die Gefangenen geopfert oder Karl Martel als Friedenszeichen zurückgegeben werden ſollen. Der friſiſche Kämpfer iſt Grimwald, der chriſtliche der gefangene Prinz, faſt noch ein Knabe und Prieſter. Ein Orakel hat Grimwald geſagt, er wäre verloren, wenn er Unruhe fühle, doch wie der Kampf auch ende, die Frieſen würden triumphiren, und im Geſicht hat er den ertrunkenen Adegild geſehen. Als der Kampf beginnt, zerſchmettert ein Schlag Grimwalds den Helm ſeines Gegners — Adegild iſt es, der wunderbar gerettet wurde. Radbod und ſein Volk laſſen ſich taufen. Die Dichtung, von der wir nur eine kleine Probe geben konnten, iſt ſtets fließend, kräftig und voll Anmuth.

Der Pflegſohn (De Pleegzoon) iſt eine hiſtoriſche Erzählung in zwei Bänden, welche in der ſtürmiſchen Zeit ſpielt, wo die ſieben Provinzen ihre Unabhängigkeit ſich erſtritten. Die eigentliche Verwicklung der Geſchichte beruht auf der Adoption eines Kindes durch den Baron van Lonheuvel, das ſein vertrauteſter Freund hinterlaſſen hat, das aber der Baron für das Kind des Spaniers hält, der jenen Freund ermordete, und auf die Auffindung ſeiner wirklichen Eltern, die faſt eben ſo verwickelt iſt, als die Geſchichte jener Zeiten ſelbſt. Zu dieſen Hauptbegebenheiten gehört noch die Liebe der Tochter des Barons zu dem Adoptivſohn, die bald getrübt, bald geduldet wird, je nachdem die Wolken kommen oder ſchwinden. Den Rahmen zu dieſem Gemälde bilden die Schilderungen der Zerriſſenheit, des Elendes jener vielfach bewegten Zeit; ein Jeſuit mit ſeinen Künſten und Anſchlägen wird etwas karikirt aufgeführt; die theologiſchen Zerwürfniſſe und bittere Feindſeligkeiten zwiſchen den Remonſtranten und Contra-Remonſtranten werden geſchildert. Die Scene, in welcher der Jeſuit, Pater Eugenio, zuerſt eintritt, würde die Gränzen unſeres Blattes überſchreiten, wir begnügen uns mit einer Stelle von hiſtoriſchem Intereſſe beim Auftritt der beiden Söhne Wilhelms von Oranien, Prinz Moriz und Friedrich Heinrich. Zum leichtern Verſtändniſſe bemerken wir, daß der Jeſuit Zwietracht unter die Brüder geſäet hat, indem er auf den jüngern Bruder den Verdacht wirft, als conſpirire er mit den Arminianern, um ſeinem Bruder die Statthalterſchaft zu rauben. Deßhalb ſchickt er ein Packet Briefe durch den Helden der Erzählung, Joan van Gravinhorſt, die, wie er es angelegt, aufgefangen werden und den unkundigen Boten ins Gefängniß bringen. Zu einer ungewöhnlich ſpäten Zeit wird Joan aus ſeinem Zimmer zu einem Fremden gerufen.

„Es ward ſchon dunkel, dürftig erhellte nur noch die ſcheidende Dämmerung das Zimmer, ſo daß Joan nicht ſogleich den Mann erkannte, der in einem bequemen Armſtuhl am Tiſche ſaß mit über einander geſchlagenen Füßen und verſchlungenen Armen; um ſo eher, als ſein Kopf mit einem breitkrämpigen Hut bedeckt, ſein Körper in einen weiten Mantel gehüllt war. Einige Minuten vergingen, während der Fremde, ohne zu ſprechen, Joan feſt ins Geſicht blickte; der endlich beleidigt fragte: Wolltet Ihr mich ſehen, oder hat man mich falſch berichtet?

Ihr ſeyd nicht falſch berichtet, junger Mann, war die Antwort. Ihr ſcheint Euch meiner nicht mehr zu erinnern; doch trafen wir uns ſchon früher." — „Es iſt wahr, ſagte Joan, Eure Stimme iſt mir nicht unbekannt, aber dieſes Zimmer iſt ſo außerordentlich dunkel, daß... —" Capitän Hotreſt von der Garde, Euch zu dienen; wir trafen uns vor 6 Wochen in Tirol. — „Recht, ich erinnere mich vollkommen; doch wie konnte Ew. Geſtrengen wiſſen, daß ich im Haag und in dieſem Gefängniß bin? — — Kommt her, ſetzt Euch. — Ich kann mehr thun als Euch beſuchen. Ich komme Euch Mittel zu geben, Euch zu befreien. — Wirklich! rief Joan und ergriff des Capitän's Hand. Glaubt, mein Dank... — Dank! wiederholte der Capitän. Ja, ja, rechnet nur auf Dankbarkeit! Dankbarkeit iſt Glockenſpeiſe für Narren. Ich bin nie beſſer bezahlt worden als in Verſicherungen der Dankbarkeit. Dankbarkeit iſt die Orangenſchale, die man wegwirft, ſobald der Saft ausgeſogen iſt. Dank! Ja in der

Teufels Namen! Ha! ha! ha! Und der Capitän brach in ein bitteres Gelächter aus, während er in Gedanken versunken schien.

Es scheint, als wenn Euer Vertrauen mißbraucht wurde? sagte Joan mit zögernder Stimme. — Was sagst du, Knabe? schrie Holtvest mit einer Donnerstimme und warf seinen Mantel über seine Schulter. Wer dürfte sich solches erkühnen? Oder vielmehr, in wen hätte ich Vertrauen gesetzt? — Joan schwieg erschrocken still. — Morgen ist Euer letztes Verhör, junger Mann! Dann kommt Euer Urtheil. Ihr könnt dem Galgen nicht entgehen, sagte Holtvest kalt. — Unmöglich! Ich habe kein Verbrechen begangen, und so schuldlos... — Wen kümmert das? sagte Holtvest lachend. Wenn nur die Schuldigen gehangen würden... Doch, ich frage nicht, ob Ihr schuldig oder nicht seyd. Ich möchte Euch helfen, mein junger Freund. — Ihr würdet mir nicht helfen, wenn Ihr mich für schuldig hieltet. — Hört! sagte Holtvest lachend und ihn festhaltend. Gerade, weil ich Euch dessen schuldig erachte, dessen man Euch anklagt, möchte ich Euch helfen. Ich weiß, durch Euch correspondirt Graf Friedrich Heinrich mit Grobbendonck. — Sehr möglich, erwiederte Joan ruhig, doch ohne mein Mitwissen. — Wie? Sehr möglich rief der Capitän und sprang auf. Ihr haltet es sehr möglich, daß Graf Friedrich Heinrich — — Warum nicht? fragte Joan. Die Richter, welche mich verhörten, schienen es für sehr möglich zu halten. — Ganz recht, sagte der Capitän, der sich wieder gefaßt hatte, dann setzte er flüsternd hinzu: doch könnt Ihr nicht unbekannt mit dem Plane seyn, Friedrich Heinrich an die Spitze der Geschäfte zu stellen? — Ich höre jetzt zum erstenmale davon, entgegnete Joan. Ich weiß nichts von Graf Grobbendonck und den Briefen. Ich brachte ein Packet von dem verbannten Arminianer, ohne ihren Inhalt zu wissen. Das ist mein einziges Verbrechen."

Der Capitän will ihn dann befreien, wenn er Prinz Moriz ermorden will, was Joan mit Abscheu zurück weist und den Gefangenwärter herbei ruft, der ihn in sein Gefängniß zurück bringt. Doch erlangt er noch in dieser Nacht seine Freiheit durch seinen Mitgefangenen, Hendrick Raesfelt, den Spielgenossen seiner frühern Jugend, einem eifrigen jungen Arminianer, der das Herz der Tochter des Gefängnißwärters gewonnen hat. Sie kommen zu einer arminianischen Versammlung, eine der gelungensten Scenen. Während Groenhovius, ein Remonstranten-Prediger nach dem alten Testamente, das Volk zum Aufruhr ermahnt und Hendrick Raesfelt ihn unterbricht und seine schändlichen Lehren verwirft, erkennt und enthüllt Joan den Jesuiten, Pater Eugenio, der schon früher auf die Anwesenheit des Grafen Friedrich Heinrich angespielt hat, dessen Grundsätze der Prediger nur ausgesprochen.

— „Aller Augen waren auf den Jesuiten gerichtet, welcher so enthüllt unter ihnen stand, doch in demselben Augenblick wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt gerichtet. Neben ihm erhob sich ein Mann, warf seinen Mantel ab und gab sich als Graf Friedrich Heinrich zu erkennen; indem er sagte: Ja ich bin hier, doch keineswegs... — Welche Unklugheit! sprach Ludwig (des Prinzen verrätherischer Secretär, ein Werkzeug des Jesuiten), der neben ihm stand und den Mantel wieder um seinen Herrn zu schlagen bemüht war. Um des Himmels Willen, Euer Hoheit... — Laß mich, Ludwig! rief der Graf. Ich muß mein Betragen erklären, ich muß sagen, daß diese schlechtgeführten Leute... — Diese Erklärung magst du mir geben, sagte in einem halb leisen, doch ernsten Tone ein Mann, der in einen weiten Mantel gehüllt, sich hinter ihm erhob und seine Schulter berührte.

Moriz, rief der Graf, überrascht um sich blickend. — Still! raunte ihm der Prinz ins Ohr. Ich erwarte Dich zu Hause. Kommt, van Kinschot, laßt uns gehn. Und mit diesen Worten machte er sich, begleitet von dem Richter, Bahn durch die Menge. —

„O, van Kinschot!" rief der Statthalter aus, als er seinen Palast erreicht hatte und sich in einen Armstuhl warf, „und der, welcher mich verräth, ist mein Bruder!"

„Ein Kümmerling meldete Se. Excellenz Graf Friedrich Heinrich. Ein kalter Schauer ergriff den Prinzen, doch, schnell sich sammelnd, befahl er, seinen Bruder einzulassen, und bat den Richter, im Nebenzimmer zu warten.

Friedrich Heinrich trat ein und ging einige Schritte seinem Bruder entgegen, als er, verwirrt durch den ernsten durchdringenden Blick, welchen Moriz ihm zuwarf, plötzlich inne hielt, seine Augen senkte, und wie ein Verbrecher vor dem Richter stehen blieb, der sein Urtheil ihm sprechen soll. Moriz ließ ihn einige Augenblicke in dieser Stellung, als erwarte er, daß er zuerst rede. Er hoffte, das Bewußtseyn seines bösen Vorhabens werde den Grafen zu seinen Füßen Verzeihung suchen lassen und er wünschte ihm dazu Gelegenheit zu geben. Aber als er ihn wie eingewurzelt stehen bleiben sah, fragte er ihn mit leiser, doch ernster Stimme: „Nun was wolltest Du?"

Der Ton dieser Frage traf des Grafen Herz wie ein elektrischer Schlag. Er erkannte in ihm den strengen Richter und den tief verletzten Bruder. Doch sich ermuthigend, erhob er den Kopf und sagte mit gebrochener Stimme, die die Unruhe seines Innern offenbarte: „Du riefst mich zu Dir, Moriz. — Und nur deßhalb kamst Du? fragte Moriz mit ausbrechender Leidenschaft. Hätt' ich dich nicht gerufen, wärest Du nicht hier? Dann brauch' ich Dich nicht! — Moriz! sagte der Graf, und trat auf ihn zu, seine Hand zu erfassen. Laß uns nicht so mit einander sprechen. — Zurück! rief der Andere zurücktretend. Keinen Schritt weiter! Ich mag Brudermord nicht veranlassen! —

Allmächtiger Gott! rief von Entsetzen ergriffen Friedrich Heinrich. Von wem hast Du diese Idee über mich? —

Von wem? Von Dir. Der, welcher so tief sank, mit gleißendem Lächeln der Unschuld seinen Bruder und Fürsten zu täuschen, von seinem Gott abzufallen, sein Vaterland zu verrathen, und mit listigen Schurken gemeine Sachen zu machen, ist auch des Brudermords fähig!

Bei diesen Beschuldigungen überwältigte Unwille in des Grafen Gemüth die frühere Bestürzung und Sorge. Moriz, rief er, kannst Du deines Vaters Sohn solcher Verbrechen schuldig wähnen? — Ich argwöhne nicht mehr, erwiederte der Prinz mit verrächtlichem Lächeln. Das war diesen Morgen; doch wo Gewißheit, hört Argwohn auf.

Verurtheilst Du mich ungehört? frazte Friedrich Heinrich. Wie? Deinem Bruder verweigerst Du, was dem niedrigsten Verbrecher wird? Ist das die gerühmte Gerechtigkeit des Prinzen Moriz? — Ich höre, sagte dieser. Was führst Du an zu Deiner Vertheidigung?

Erst muß ich wissen, wessen man mich anklagt! erwiederte sein Bruder mit dem Stolz des reinen Gewissens. — Elender! schrie Moriz, indem er wüthend aufsprang, doch schnell sich fassend, setzte er ruhig, doch bitter hinzu: Du hast Recht — Du mußt Deine Schuld erst kennen.

Er wirft ihm drauf die Almoſen an arminianiſche Wittwen und Verbannte vor, ſeine Beſuche ihrer Verſammlungen, und kommt endlich auf die aufgefangenen Briefe, deren Fälſchung bald nachgewieſen und wobei der Verrath des Secretärs Ludwig entdeckt wird. Die Brüder verſöhnen ſich, und der junge Jean erfährt ſeinen wahren Vater."

Die Probe der dramatiſchen Kunſt, Van Lenney's, die wir vor uns haben, beſteht in einem Vaudeville „Das Dorf über der Gränze," und ſchildert vom holländiſchen Standpunkt, in komiſcher Uebertreibung die Belgier in ihrer Schwäche und Erbärmlichkeit. Die Kleinigkeit hat auf dem holländiſchen Theater ungeheueres Glück gemacht. Wir erwähnen ſie hier, weil man hieraus am beſten ſieht, wie ſich das Verhältniß dieſer beiden in ſo vielen Punkten vereinigten Nationen bei den Holländern reflectirt. Braafhart, ein holländiſch geſinnter belgiſcher Manufacturiſt klagt ſeiner Tochter Anna, beim Frühſtück das allgemeine Stocken im Handel und Gewerbe, und eilt davon, als er den Bürgermeiſter kommen ſieht. Anna, verlegen um eine Unterredung, die ſie nicht liebt, bietet ihm ein Frühſtück an. Er antwortet halb holländiſch, halb franzöſiſch.

Pluyſken. Ja, eine tasse de café nehm'-ich gern. Doch — was ſeh' ich?

Anna. Nun, was ſeht Ihr?

Pluyſken (nimmt vom Tiſch einen holländiſchen Käſe).

Wie, ein Käſe? ja ein Käſ!
O verbrecherliſches Haus,
Schaudern faßt mich! Tiefer Graus!
Keine Gnade für 'nen Käſ!

Und's Gewiſſen ſchlägt Euch nicht?
Hochverrath und Schmuggel! ſpricht
Dieſer Käſ! Gedank' voll Grau'n!
Hollands Käſe hier zu ſchaun!
Wie ein Käſe? Ja ein Käſ! ꝛc.

Anna. Nun, und dürfen wir keinen Käſe eſſen?

Pluyſken. Mamſelle! Euer verehrter Vater iſt ſchon lange suspect geweſen, aber jetzt, wo ein Käſe, ein wirklich holländiſcher Käſe in ſeinem Hauſe gefunden wird, jetzt iſt's erwieſen; er iſt kein guter Patriot.

Anna. Oh, iſt es wirklich Hochverrath, Käſe zu eſſen?

Pluyſken. Hochverrath, wie Ihr ſehr gut ſagt. Und ich denke, wenn der königliche Commiſſär kommen wird, den wir erwarten, wird er nicht freundlich ſuſehen. Doch, es wäre ungeſchickt, wenn das corpus delicti unterdeß bei Seite gebracht würde... (verſucht ihn in die Taſche zu ſchieben.)

Doch der Käſe wird vergeſſen, denn zwei junge holländiſche Schutzſchützen haben ſich auf dem Wege nach ihrem Regiment über die Gränze verirrt, da die Gränzpfähle zur Feuerung geſtohlen worden ſind. Beim Anblick des Bürgermeiſters werden ſie den Irrthum gewahr, verſtecken ihre Uniformen und geben ſich für einen Engländer und Deutſchen aus (ohne Rock zu reiſen nennen ſie engliſche Mode). Anna findet in dem einen Widervanck ihren Geliebten, und gibt beide gegen den Commiſſär Tortu, der unterdeß angekommen, für Vetter und Bruder von ſich aus. Während Widervanck ſich mit Anna und ihrem Vater entfernt, dieſen ins Geheimniß zu ziehen, macht der Andere, Vogelaer, Tortu mit dem Mädchen bekannt, daß er mit König Leopold angekommen und zum Generalgouverneur des belgiſchen Indien ernannt ſey. Unterdeß aber werden die Uniformen gefunden, die beiden jungen Leute erkannt und ſollen gehangen werden. Das Gerücht von heranziehenden Holländern verjagt alle Belgier und am Ende entſchließt ſich der Manufacturiſt nach Holland überzuſiedeln.

W..r.

Der Einfluß des Geldes auf die Literatur.

Ein engliſcher Kritiker ſagt über Charles Lamb: „Die unbefangene Einfalt, womit er häufig auf ſeine beſchränkten Verhältniſſe in der Welt anſpielt, iſt ein charakteriſtiſches Merkmal von dem angebornen Adel ſeines Weſens und von einer ungezwungenen Großherzigkeit, die ſich friedlich bei der nackten Wirklichkeit, wie ſie nun einmal iſt, beruhigt — und verdient beſondere Beachtung in einem Handelslande, wie das unſrige, wo Reichthum eine der Cardinaltugenden und Armuth ein ſchimpfliches Verbrechen iſt. Daß es den meiſten unſerer Literaten an einer ähnlichen Gefühls- und Denkweiſe fehlt, welche ſie über conventionelle Formen und Umſtände erhebe, iſt die Haupturſache davon, daß verhältnißmäßig ſo wenige von ihnen auf einem vertrauten Fuß mit einander ſtehen, und nicht die Eiferſucht oder die politiſche Erbitterung, deren man ſie ſo oft beſchuldigt. Dieß iſt ſehr zu beklagen, weil ein perſönlicher Verkehr der Mehrheit jener Männer eine größere Uebereinſtimmung der Anſicht herbeiführen, manche widrige und kränkende Händel abſchneiden, und die Bildung des Landes gar ſehr fördern würde, deren Leitung heutzutage in den Händen von Männern iſt, die allzuwenig in Gemeinſchaft mit einander und mit gemiſchter Geſellſchaft leben; auch wenn ſie nicht gerade eingeſponnene, einſame Denker ſind, ſind ſie doch zu ſehr verflochten mit beſondern Clubs, Cliquen und ausſchließlichen Parteien, wo man wenige Meinungen außer ihrer eigenen duldet oder auch nur erörtert. Wir glauben, ein Hauptgrund hievon iſt nicht ſowohl Verſchiedenheit der Geſinnung als des Einkommens. Offenbar ſah Charles Lamb ein, daß, welche Vortheile man auch von der Kunſt eines Schneiders und Sattlers ziehen möge, ein Menſch ſich doch in ſeinem Weſen durchaus nicht verändere, wenn er nicht Beſitzer von koſtbaren Kleidern und Meubles iſt, oder kein Intereſſe daran hat."

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 März. 1839.

Zeitgedanken oder Menschen und Dinge.

Von T. H. Browne.

Der praktische Engländer, wird, während er dem theoretisirenden und speculirenden Deutschen es an systematischer Consequenz und in Feinheit und Schärfe der Begriffe und Definitionen in den philosophischen Wissenschaften vielleicht nie gleich thut, auf dem Gebiete des einfachen Menschenverstandes (des common sense), in der Sphäre der Abstraction und Induction aus wirklichen Erfahrungen, in aphoristischen und fragmentarischen Maximen, die auf der Grundlage — nicht eines umfassenden Systems, sondern — einer welterfahrenen, erprobten, selbstvertrauenden Persönlichkeit ruhen, ohne Zweifel noch lange ein Uebergewicht über den Deutschen behaupten. Der Deutsche weist dem Engländer leicht das Unzusammenhängende, das Lückenhafte, das dem höchsten Begriff nicht Entsprechende an seinen Vorstellungen nach, er demonstrirt ihm, daß er an längst widerlegten Vorurtheilen hafte, und auf Prämissen baue, deren Haltlosigkeit die deutsche Speculation längst nachgewiesen habe, er bedauert ihn, daß er in Empirie und gemeiner Verstandeslogik wie in einem Sumpfe stecken bleibe und sich nicht in das Empyreum der Idee zu erheben vermöge — aber der Engländer, dadurch ungestört, baut doch rüstig fort, und die von ihm aufgeführten Bauten bewähren sich wenigstens als brauchbar, nützlich und wohlthätig für sterbliche Menschen, wenn sie auch nicht für die Ewigkeit gemacht sind, wie die Systeme speculativer Deutschen. Der minder systematische Engländer bewegt sich viel freier in seinen Anschauungen und Gedanken, er bleibt originneller und selbstständiger, und man liest mit Vergnügen die Ansichten und Aphorismen eines gebildeten Engländers, weil man ihnen anfühlt, daß sie durch eine Persönlichkeit, nicht bloß durch eine logische Maschine hindurchgegangen sind. Unter dem oben genannten Titel ist neuestens in London ein Bändchen erschienen, das sich über verschiedene Materien in gefälliger Darstellung verbreitet, und aus dem wir ein paar Proben mittheilen.

Geschichte.

„Die Geschichte ist in unserer Zeit mit außerordentlichem Fleiß und Erfolg bearbeitet worden. Die Historiker sind genauer geworden in der Angabe der Thatsachen, gesunder in ihren Grundsätzen, und dabei gewiß nicht weniger malerisch in ihrer Darstellung. Indeß hat auch hier wie anderswo der mechanische Geist des Zeitalters sich eingedrängt; nicht bedenkend, daß eine Vielheit von Theilen, ohne Einheit, kein Ganzes macht, müßten wir auch hier unsere Theilung der Arbeit haben, und so produciren wir aus verschiednen intellectuellen Manufacturen malerische Geschichten, die nicht unterhalten, und philosophische Geschichten, die nicht belehren. Eine Masse mühsamer Untersuchungen und übertriebener Romane zusammengebunden — ist ein armseliges Surrogat für eine lebendige, umfassende Geschichte."

Der englische Nationalcharakter.

„Das ehrwürdige Alter der englischen Freiheit, ihre aufeinandergefolgten, schwer errungenen Siege über die Tyrannei von Königen, Priestern und Edeln haben dem englischen Charakter etwas Entschiedenes und Praktisches gegeben, das man nicht ebenso bei den andern Nationen Europa's findet. In der Politik sind die Engländer weniger als Andere geneigt, Worte für Dinge zu nehmen, weil vom Hause der Lords herab bis zur Kirchspielbehörde alle Classen an Selbstregierung gewöhnt sind. Und wo findet man eine so zuverlässige Bürgschaft für bürgerliche Freiheit, als die Gewohnheit ist? In Charten? Machthaber, die an solche Einschränkungen nicht gewohnt sind, werden sich an dieselben nur so lange halten, als sie dazu gezwungen sind, und das Volk wird bald müde werden, sie zu bewachen. In der Erziehung? Die Masse der Menschen ist im besten Fall in keinem Lande mehr als halbgebildet gewesen; und halbe Bildung verblendet nur die Menschen gegen Schwierigkeiten und macht sie nach Unausführbarem streben. Daher schätzen besonnene und nachdenkende Engländer altes Herkommen so hoch, und die speculativen Köpfe auf dem Festland so gar nicht. Jene haben die Erfahrung gemacht, welche den letztern abgeht, daß die Wirkungen von Veränderungen immer anders, und meist

weniger wohlthätig, ausfallen, als man zuvor ſich Hoffnung gemacht hatte, und daß es ſich nur dann verlohnt, der Gefahr einer Neuerung ſich auszuſetzen, wenn es ſich davon handelt, einen wirklich empfundenen Uebelſtand zu beſeitigen; aber nicht um einen unfruchtbaren Grundſatz einzuführen. Nie wird es in unſerm Land einen „„König der Engländer““ geben.“

Ueber die franzöſiſche Revolution.

„Es gibt nichts ſo der Wahrheit Zuwiderlaufendes, als die Doctrinen der abgeſchmackten und verderblichen Schule der fataliſtiſchen Hiſtoriker, welche behaupten, die gräßlichen Verbrechen der Revolution ſeyen nothwendig geweſen. Ein nothwendiges Verbrechen iſt eine Unmöglichkeit. Aber die Verbrechen der Revolution brachten den Franzoſen nichts als Unheil. Sie verminderten auf beklagenswerthe Weiſe die Maſſe des Guten, das ſonſt aus den weiſeren Maaßregeln jener Periode würde entſprungen ſeyn. Und nach allem was ſie erlebt und erduldet, iſt am gegenwärtigen Zuſtand der Franzoſen wenig Beneidenswerthes.“

Der franzöſiſche Charakter.

„Kein Volk vielleicht verſteht die Freiheit ſo wenig wie die Franzoſen. Ein ſchönklingendes Wort iſt für ſie, was ein rother Lappen für einen welſchen Hahn. Sie ſchreien nach der Republik und denken nicht an eine Habeas Corpus-Acte. Religion und Sittlichkeit ſind es hauptſächlich, woran es in Frankreich fehlt. Ein unmoraliſches und irreligiöſes Volk kann nicht lange frei ſeyn, weil es ſeinem Weſen nach nothwendig ſelbſtſüchtig iſt; es iſt unfähig, ein andres Motiv des Handelns zu begreifen, als das eigene Intereſſe, und die Freiheit erheiſcht Selbſtaufopferung. Die ſicherſten Aufſchlüſſe über die Anſichten und Geſinnungen einer Periode ſind die beliebten, populären Schriften einer Periode. Und dieß gilt von unſerem Zeitalter ſo gut als von frühern, denn kein Menſch kann mit mehr als mit einer höchſt beſchränkten Anzahl ſeiner Zeitgenoſſen genauer bekannt werden. Wenn dieß wahr iſt, und wir die Franzoſen nach dem Ton ihrer beliebteſten Bücher beurtheilen dürfen, ſo muß bei ihnen der öffentliche Geiſt in einem beinahe unerhörten Grad erkrankt ſeyn. Alles ſcheint unſicher und aufgeſtört, und es herrſcht eine fieberhafte Gier nach Aufregung, die um jeden Preis befriedigt ſeyn will.“

Allgemeine Betrachtungen.

„Die Demokratie und die Ariſtokratie ſind gleich eiferſüchtig auf das Talent; die Ariſtokratie möchte aus ſtolzer Höhe darauf herabſchauen; die Demokratie möchte es ſich nicht über die Ebene erheben laſſen. Unter beiden Syſtemen iſt der Gedanke als gefährlich geächtet. Wir haben geſehen, daß Venedig wenig große Männer hervorbrachte; von dem beſtehenden Syſtem in Amerika kann man nicht ſagen, daß es Einen hervorgebracht habe; denn Waſhington, Jefferſon und Franklin wurden in einem andern Zeitalter gebildet. Es ſcheint ein von dem Weſen reiner Demokratien unzertrennlicher Uebelſtand zu ſeyn, daß in Fällen, welche die Maſſen in hohem Grad intereſſiren, es keine Sicherheit für gebührende Ausübung der Juſtiz gibt. In England halten den demokratiſchen Tendenzen der Jury die ariſtokratiſchen Geſinnungen des Richters das Gegengewicht, in Amerika aber ſind Richter und Jury in gleicher Furcht vor der tyranniſchen Majorität. Es iſt leicht, das Mißfallen eines Fürſten zu ertragen; in ſolchen Colliſionen wird ein Mann von Geiſt und Rechtlichkeit oft durch eine mächtige Claſſe unterſtützt und iſt nie ohne Freunde. Aber ein Kampf mit der Majorität iſt ein Kampf mit der Geſellſchaft, mit einem Tribunal, von deſſen Spruch es keine Appellation gibt, und deſſen Strafen, wie Tocqueville ſagt, ohne dem Körper ein Leid zu thun, geradezu die Seele treffen. Damit ein Mann gegen eine höhere Macht ſich behaupten kann, muß er irgendwo Sympathie finden; aber in dieſem Falle ſtößt er überall auf nichts als Muthloſigkeit; ſelbſt die mit ihm Eines Sinnes ſind, dürfen ihre Geſinnungen nicht verrathen, um nicht auf dieſelbe Weiſe verleumdet zu werden.... In allen Ländern ſind die Leute von den Mittelclaſſen die Selbſtzufriedenſten und die am wenigſten Geneigten, intellectuelle Vorzüge zu bewundern. Die höheren, gebildeteren Stände werden intereſſirt durch eine Berufung an ihren Geſchmack; die niederen, wärmern, durch eine Berufung an ihr Gefühl. Die Mittelclaſſen aber, obgleich geordneter in ihrem moraliſchen Lebenswandel, als die beiden andern, ſind in Folge ihrer Lebensgewohnheiten berechnender und knauſeriger und zugleich gemeiner, weil ſie beſtändig beſtrebt ſind, zu ſcheinen was ſie nicht ſind. Um Geld zu machen — die große Aufgabe ihres Lebens! — dazu iſt keine Geiſtesbildung erforderlich, noch auch Geiſteskraft, denn der Reichthum fällt nicht immer den Männern von Verſtand zu; ihre Eigenliebe iſt nicht denſelben Kränkungen ausgeſetzt, wie die der höhern Claſſen in einem wohl eingerichteten Staat; denn ſie wetteifern nicht miteinander in geiſtigen Bewerbungen und Kämpfen, und ihr Gefühl der Unterordnung, obwohl empfunden, iſt nicht ſo beſtändig und ſo ſchneidend wie bei den unteren Claſſen. Auch noch eine andere Urſache erklärt den Mangel an Beſcheidenheit bei den mittlern Claſſen. Jeder Menſch hält natürlich die Art von Kenntniſſen für die wichtigſte, die für ihn die vortheilhafteſte iſt. Ein Kaufmann verſteht natürlich mehr von ſeinem Gewerbe, als ſeine Kunden, unter welchen er ſein Leben hindringt; ihre Unwiſſenheit iſt ſein Triumph und gibt ihm unaufhörlich Gelegenheit, ſich ſelbſt zu applaudiren. So iſt ſeine Lebensweiſe im höchſten Grad ungünſtig für die Selbſterkenntniß, und ohne Selbſterkenntniß kann kein Menſch Tadel ertragen.“

(Schluß folgt.)

Ruy Blas.

(Fortſetzung.)

Aus dem dritten Act, der zweiten Scene, wo Ruy Blas die Miniſter überraſcht.

Ruy Blas.

Ey, guten Appetit, Ihr Herrn! O Ihr
Unſträfliche Miniſter! Tugendhafte
Rathgeber! Das iſt Eure Art zu dienen,
Ihr Diener, die Ihr plündert ſelbſt das Haus!
So wählt Ihr ohne Scham die düſtre Stunde,
Wo Spanien in Todeskämpfen weint!
So liegt Euch hier am Herzen nichts, als Eure

Taſchen zu füllen und zu fliehen dann!
Schmach Euch vor Eurem Lande, das dahinſiukt,
Die Ihr, im Grab es zu beſtehlen, kommt.
O thut das Aug' doch auf! fühlt ein'ge Scham!
Spanien und ſeine Tugend, ſeine Größe —
Dahin geht Alles. Seit dem vierten Philipp
Haben wir Portugal, Braſilien
Verloren ohne Kampf! im Elſaß Breiſach,
Steinfurt in Luxemburg; die ganze Comté
Bis auf das letzte Haus; dann Rouſſillon,
Ormuz, Goa, fünftauſend Küſtenmeilen,
Und Fernambouc auch und die blauen Berge!
Seht doch! vom Aufgang bis zum Niedergang
Lacht über Euch Europa, das Euch haßt.
Als wär' ein Schatten nur noch Euer König,
Theilen ſich in dieß Reich Holland und England;
Rom täuſcht Euch; preisgegeben iſt zur Hälfte
Ein Heer in Piemont, das uns doch befreundet;
Savoyen und ſein Herzog ſind voll Tücken;
Frankreich erharrt, die Hand auf Euch zu decken,
Den günſt'gen Tag nur; Oeſtreich auch ſteht lauernd,
Und ſterbend iſt, Ihr wißt's, das bayr'ſche Kind.
Dann Eure Vicekönige! Medina
Fällt, liebetoll, Neapel mit Skandal,
Mailand verſchachert Vaudemont, Leganez
Bringt Euch um Flandern. — Welche Rettung bleibt uns?
Der Staat iſt arm, von Geld entblößt und Truppen;
Wir haben auf dem Meer durch Gottes Zorn
Dreihundert Schiffe, die Galeeren nicht
Gezählt, verloren! Und Ihr ſeyd ſo frech!...
Ja, meine Herrn, bedenkt's, in zwanzig Jahren
Hat unſer Volk — ich hab's genau berechnet —
Ertragend ſeine ungeheure Bürde
Die's faſt erdrückt, für Euch, für Eure Lüſte
Und Freudenmädchen, das elende Volk,
Das man noch immer ärger drückt, vierhundert
Und dreißig Millionen Gold geſchwitzt!
Noch nicht genug! und Ihr wollt, meine Herrn!...
Ha, ſchämen muß ich mich in Eure Seelen!
Im Innern ſtreifen Räuber und Banditen,
Dualen das Land, brennen die Ernten nieder.
Die Büchſe lauſcht aus jedem Buſch hervor.
Als wär's am Krieg der Fürſten nicht genug,
Bekriegen ſich die Klöſter, die Provinzen.
Jeder ſucht ſeinen Nachbarn zu verſchlingen,
Wie auf verſchlagnem Schiff Verhungernde.
Voll Schlangen iſt unſre zerfallne Kirche,
Gras wächst drin. Unſre Edelleute haben
Nur Ahnen aufzuweiſen, keine Thaten.
Intriguen wirken Alles, Tugend Nichts.
Spanien iſt ein Kloak, wo ſich der Auswurf
Aller Nationen ſammelt. Jeder Herr
Hält hundert Mörder, hundert Sprachen ſprechend;
Sardinier, Flamänder, Genueſer.
Babel iſt in Madrid. Der Alguazil
Iſt hart dem Armen und gelind dem Reichen.
Nachts meuchelt man und Alles ſchreit: zu Hülfe!
Geſtern hat man mich ſelbſt beſtohlen, nahe
Bei der Toledobrücke! Eine Hälfte
Madrids plündert die andere Hälfte aus.
Feil ſind die Richter, kein Soldat bezahlt.
Wir Spanier, wir, die Sieger einſt der Welt,
Was haben für ein Heer wir? kaum ſechstauſend
Mann, welche barfuß gehen. Bettler, Juden,
Banditen, welche ſich in Fetzen hüllen,
Mit Dolchen ſich bewaffnen; auch verzweifacht
Die Bande jedes Regimentes ſich.
Sobald die Nacht einbricht, verwandelt ſich
Zum Diebe der zweideutige Soldat.
Matalobos hat unter ſich mehr Truppen
Als ein Baron; und ein Freibeuter führt
Mit Spaniens König Krieg in ſeinem Lande.
Die Bauern auf dem Felde, ach! beſchimpfen
Des Königs Wagen, der vorüberfährt;
Und Er, Ew'r Herr, voll Gram und Angſt, allein
In dem Escurial, mit den Todten, die
Ruhn unter ſeinen Füßen, ſenkt die Stirne
Nachdenklich, über die das Reich hinſtürzt.
Europa, ſchaut! zermalmt mit ſeiner Ferſe
Dieß Land, dem nichts vom Purpur blieb als Lumpen!
Dieß unglückſelige Jahrhundert hat
Das Reich verwüſtet und geſtürzt; und Ihr
Habert jetzt noch, wer nehmen ſoll den Reſt!
Dieß große ſpaniſche Volk, gelähmt, entnervt,
Das ſich im Schatten nieder hat geſtreckt,
Von deſſen Raub Ihr lebt, ſtirbt in der Höhle,
Wo ſein Geſchick zu Ende geht, trübſelig,
Wie ein von Würmern aufgezehrter Leu.
O fünfter Karl! in dieſer Zeit der Schmach
Und des Entſetzens, wie, o mächt'ger Kaiſer,
Kannſt du in deinem Grabe ruhn? Erhebt dich!
Komm! Sieh! die Guten machen Platz den Schlechten.
Dieß rieſenhafte Königreich, gegründet
Aus einem Länderhaufen, neigt zum Sturz ſich...
Dein Arm thut noth uns! hilf uns, großer Karl!
Denn Spanien ſtirbt, denn Spaniens Glanz erliſcht!
Der Glanzball, funkelnd einſt in deiner Rechten
Wie eine feur'ge Sonne, der die Welt
Ließ glauben, daß von nun an in Madrid
Des Tages Wiege ſey, wird jetzt, im Schatten,
Kleiner und ſchwächer, ein entſeelt Geſtirn,
Ein Mond, zum Viertel eingeſchrumpft, und noch
Abnehmend, welchen ganz auslöſchen wird
Die Morgenröthe eines andern Volkes.
Den Mäklern, ach! zum Raube ward dein Erbe.
Piaſter machen ſie aus deinen Strahlen,
Und deinen Glanz beſudeln ſie. O Rieſe,
Iſt's möglich, daß du ſchläfſt? Dem Pfunde nach

Verkauft dein Scepter man; von mißgestalten
Zwergen ein Haufe schneidet Jacken sich
Aus deinem Königsmantel; und der Adler
Der kaiserliche, der, als du gebotst,
Die Welt in Donner und in Flammen hüllte,
Kocht jetzt, entadelt, in der Schurfen Topf!

Aus der vierten Scene. Ruy Blas, nachdem ihn die Königin verlassen, allein:

Ruy Blas.

Den Himmel seh' ich denn vor Augen! dieß
O Gott, ist meines Lebens erste Stunde.
Vor mir thut eine ganze Welt von Licht,
Gleichwie das Paradies in unsern Träumen,
Sich auf, Leben und Glanz auf mich ergießend!
In mir und außer mir, all überall
Freude, geheimnißvolle, trunkene
Entzückung, Stolz und was auf Erden sich
Stellt am verwandtesten der Gottheit dar:
Liebe in ihrer Allmacht, ihrer Hoheit!
Die Königin liebt mich! o Gott! 's ist wahr!
Mehr als der König bin ich, weil mich liebt
Die Königin! Ich bin betäubt, geblendet!
Glücklich, geliebt, siegreich! Herzog Olmedo! —
Spanien zu meinen Füßen! mein ihr Herz!
Der Engel, den ich kniend angeschaut
Und angefleht — mit einem Wort verwandelt
Er mich — macht mich zu mehr als einem Menschen.
Wach wandl' ich vorwärts in sternhellem Traum!
Ja, ja, es ist gewiß! sie sprach zu mir!
Zu mir hat sie Vertrauen! Armer Engel!
Oh! wenn's wahr ist, daß durch ein Wunder Gott,
Die Lieb' uns schenkend, das was groß den Menschen
Mit dem, was mild ihn macht, in uns will einigen:
Schwör' ich, der nichts, geliebt von ihr, mehr fürchtet,
Ich, den allmächtig ihre Wahl gemacht,
Deß stolzes Herz wohl Kön'ge neiden dürfen,
Furchtlos schwör' ich und laut vor Gott — er hört mich! —
Vertraun darfst du, o Herrin meinem Arm
Als Königin, und auf mein Herz als Frau!
Im tiefsten Grunde meiner Liebe liegt sich
Ergebenheit, aufrichtige und reine!
O fürchte nichts!

Don Salluste

(der heimlich eingetreten, legt ihm die Hand auf die Schulter).

Recht schönen guten Tag!

Ruy Blas (bestürzt, bei Seite).

Der Marquis! Großer Gott, ich bin verloren!

Don Salluste (lächelnd).

Ich wette, daß Ihr nicht an mich gedacht.

Ruy Blas.

Ja überrascht hat Eure Excellenz mich.

(Bei Seite.)

Ach! wieder auf geht meines Unglücks Stern!
Dem Engel schaut' ich nach, da kommt der Dämon.

(Er läuft nach der Tapete, welche den geheimen Eingang versteckt und schließt die kleine Pforte mit dem Riegel. Dann nähert er sich wieder zitternd dem Don Sallufte.

Don Salluste.

Nun, und wie steht es denn?

Ruy Blas

(das Auge auf Don Sallufte geheftet, der ganz kalt bleibt, und kaum im Stand, seine Gedanken zu sammeln).

Diese Livree?...

Don Salluste (immer lächelnd).

Den Eintritt mußt' ich bahnen mir ins Schloß,
Mit dieser Tracht kommt überall man durch.
Ich nahm Eure Livree, die mir gefällt.

(Er bedeckt sich. Ruy Blas bleibt barhaupt.)

Ruy Blas.

Aber ich hege Eurethalben Furcht...

Don Salluste.

Furcht! welch ein lächerliches Wort ist dieß!

Ruy Blas.

Verbannt doch seyd Ihr?

Don Salluste.

Glaubt Ihr? das ist möglich.

Ruy Blas.

Wenn man Euch im Palast, beim Tag, erkennt?

Don Salluste.

Ah bah! Die Glücklichen, des Hofes Leute
Verlören ihre Zeit — sie sieht so schnell! —
Wenn sie sich sollten auf das Angesicht
Von Einem, der in Ungnad' ist besinnen!
Wer sieht nach dem Gesicht eines Lakaien?

(Er setzt sich in einen Lehnstuhl. Ruy Blas bleibt stehen.)

Ey, seyd so gut, was spricht man in Madrid?
Ist's wahr daß Ihr, in übermäß'gem Eifer
Entbrannt für der Staatscasse schöne Augen,
Verbannt Priego, einen span'schen Granden.

Ruy Blas (sich ein wenig fassend).

Gestattet, gnäd'ger Herr, ein Wort mir doch.
Sehr Unrecht hat Priego, Edelmann
Des Königs, Spaniens Lasten zu vermehren.
Bald wird ein Heer ins Feld man stellen müssen;
Nothwendig ist's, doch haben wir kein Geld.
Dem Tod entgegen welkt der bayr'sche Erbe.
Der Graf von Harrach, den Ihr kennen müßt,
Brachte die Nachricht mir von seinem Kaiser —
Wenn der Erzherzog will sein Recht behaupten,
Bricht aus der Krieg....

Don Salluste.

Die Luft dünkt mich so kalt.
Seyd doch so gut und schließt das Fenster dort.

(Ruy Blas von Scham und Verzweiflung erbleichend, zögert einen Augenblick; dann zwingt er sich gewaltsam, geht langsam dem Fenster zu, schließt es, und tritt wieder zu Don Sallufte, der, in seinem Lehnstuhl sitzend, ihm verächtlich mit dem Auge folgt.)

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28 u. 29.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 März 1839.

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Von F. D. Guerazzi.

Es war zu erwarten, daß der glänzende Vorgang Manzoni's auf dem Gebiete der Romandichtung mit seinen Verlobten, bei seinen Landsleuten nicht ohne Nachahmung bleiben würde. Wirklich hat auch sein Gedicht, (denn diesen Ehren-Namen verdient mit allem Recht dieser Roman), verwandte Bestrebungen hervorgerufen, und unter den neuern Romandichtern Italiens, die man als Schüler Manzoni's wenigstens zum Theile ansehen kann, nimmt Guerazzi eine der bedeutendsten Stellen ein. Dabei aber unterscheidet er sich doch von Manzoni in sehr wesentlichen Punkten. Bei Manzoni spielt allerdings die Zeit, in welche seine Geschichte fällt, aufs lebendigste und anschaulichste mit, und das ist es, was diesem Roman ein so ausgezeichnetes Interesse, eine solche frische Farbe des Lebens verleiht; aber deßhalb ist doch dieser Roman kein historischer im engern oder prägnantesten Sinne des Worts. Treu dem hergebrachten, alten Begriffe des Romans, daß er eine Lebensgeschichte erzähle, halten Manzoni's Verlobte das Hauptinteresse immer bei den beiden Liebenden und ihren Schicksalen fest; Manzoni's Absehen geht auf die Schilderung allgemein menschlicher Gesinnungen, Empfindungen, Leidenschaften und Seelenumstände; es gibt aber kein allgemein Menschliches, das nicht zugleich in irgend einer Weise individuell, local und national wäre, oder es sänke zur kahlen, interesselosen Abstraction herab. Deßwegen sind Manzoni's Personen allerdings Angehörige eines bestimmten Volks, und zwar desjenigen, das er am genauesten kennt, mit dessen Eigenthümlichkeit und Geschichte er am vertrautesten ist; sie gehören einer bestimmten Zeit an, deren Geschichte und Charakter ihre Schicksale und Bildung zum Theil erklären hilft; sie werden hineingerissen in die Ereignisse jener Zeit und der Dichter bekommt Veranlassung, mehrere hervorragende Personen, die der Geschichte angehören, in seiner Erzählung auftreten zu lassen und historische Ereignisse zu berühren; aber ein eigentlicher historischer Roman sind die Verlobten deßwegen nicht, weil kein ausgezeichnetes historisches Factum, keine geschichtliche Idee, wenn man so sagen darf, den Mittelpunkt der ganzen Erzählung bildet; so anschaulich Einem aus Manzoni's Buche das Bild jener Zeit in vielen Bezügen entgegentritt, so ist doch kein Resultat gezogen oder angedeutet; man findet nirgends das Bestreben des Verfassers, ein bestimmtes Urtheil über jenes Zeitalter beim Leser hervorzurufen, seinen Gefühlen und Wünschen eine Richtung vorzuzeichnen, für irgend eine Ansicht oder Tendenz Partei zu machen. Manzoni ist in seinem Roman ganz Künstler, ohne dabei irgend die humane, sittliche und religiöse Gesinnung zu verläugnen, welche die Grundlage auch jedes ächten Kunstproducts seyn muß. In seiner unbefangenen, leidenschaftlosen Absichtslosigkeit, in der lächelnden Ruhe, womit er den Gang der Ereignisse berichtet, ganz dabei ist und sich doch darüber erhält, hat er viele Aehnlichkeit mit Walter Scott, welchem ihn seine Landsleute an die Seite stellen. Unsers Bedünkens mit Recht; denn wenn man auch Walter Scotts Fruchtbarkeit gegen ihn geltend macht, als einen Vorzug, worin der Italiener dem Engländer weit nachstehe, so dürfte Manzoni darauf erwiedern: „Einen, aber einen Löwen!“ Wenn nun aber Manzoni sogleich ein eigentliches poetisches Kunstwerk auf dem Gebiete des Romans lieferte, sogleich in gewisser Hinsicht ein Maximum, den Culminationspunkt erreichte, so war es sehr natürlich, daß die nach ihm Kommenden sich nicht ebenso wie er in der schönen glücklichen Mitte erhalten würden, wie er; daß bei seinen Nachfolgern nicht mehr das poetische, allgemein menschliche Interesse, so wie bei ihm die Hauptsache und der Mittelpunkt bleiben würde. Ein vollendetes poetisches Werk wird selten als ein solches begriffen und bewundert; weil an einem wirklich schönen Ganzen auch das Einzelne trefflich seyn muß, ergreifen jederzeit Einzelne Einzelnes und setzen oft das Hauptverdienst eines Werkes in ein nur untergeordnetes Moment. Derjenigen werden auch immer nur Wenige seyn, die den Roman rein als Kunstwerk zu behandeln wissen, frei von allen anderweitigen, möglicherweise ganz löblichen und ehrenwerthen,

Zwecken und Tendenzen, und man hat ſich auch nicht darüber zu beklagen, daß die ſo dehnbare Form des Romans als Vehikel und Träger für ſolche andere Intereſſen gebraucht wird, ſo lange nur auch daneben noch reine Muſterbilder geſchaffen werden, zur Orientirung des Geſchmacks und zur Erhaltung des richtigen Bewußtſeyns von dem, was eigentlich dieſe Kunſtgattung zu leiſten hat. Der philoſophiſche Roman, der Künſtler-Roman, der hiſtoriſche, der politiſche, der ethnographiſche Roman (Hope's Anaſtaſius), der Geſellſchafts-Roman, der Charakter-Roman u. ſ. w. — alle mögen ihre bedeutenden Verdienſte haben, theils hinſichtlich der Form, welche den Forderungen der Poeſie entſprechen oder ſich annähern kann, theils auch durch ihren Inhalt, indem ſie auf unterhaltende und anſprechende Weiſe Kenntniſſe und Ideen ausbreiten, den Sinn für das über die nächſte Wirklichkeit Hinausliegende wecken, den geiſtigen Geſichtskreis erweitern; aber kein Roman, der in eine ſolche Claſſe ſich eintheilen läßt, wird äſthetiſch ſo hoch zu ſtellen ſeyn als der freie, abſolute Roman. Mit dem äſthetiſchen Werth darf jedoch das Intereſſe, das ein unter dem Einfluß einer beſtimmten Tendenz oder Doctrine geſchriebener Romane erwecken kann, nicht verwechſelt werden; denn es iſt denkbar, daß ein Roman, an welchem der Aeſthetiker viel auszuſetzen hätte, den Freund der Geſchichte aufs lebhafteſte anſpricht; daß die Fehler in der künſtleriſchen Organiſation durch die Reichhaltigkeit und Bedeutſamkeit des, wenn ſchon minder glücklich verarbeiteten, Inhalts vergütet werden; daß man dem Verfaſſer dankbar iſt für das herbeigeſchaffte Material, beſtehe nun dieß in den Reſultaten fleißiger Forſchung, oder in geiſtvollen Gedanken und Anſichten, oder in ſeiner Zeichnung und Analyſe von Charakteren, auch wenn die Behandlung ungenügend, roh oder fragmentariſch blieb. Mit dieſen Bemerkungen machen wir den Uebergang auf das Werk Guerazzi's, der in ſeiner Schlacht bei Benevento von dem Vorgange Manzoni's inſofern abgewichen iſt, als er einen hiſtoriſchen Roman gibt, bei welchem das hiſtoriſche Intereſſe ſo ſehr in den Vordergrund tritt, daß es das eigentliche Romanintereſſe ziemlich zurückdrängt.

Guerrazzi iſt weit entfernt von Manzoni's künſtleriſcher Ruhe. Wenn dieſer mit Walter Scott zu vergleichen, in mancher Hinſicht ſelbſt noch über den Britten zu ſetzen iſt, ſo hat Guerazzi in ſeiner Geiſtesrichtung Vieles gemein mit Byron, hinter dem er freilich an poetiſchem Genius zurückbleibt. Ein brittiſches Review nennt, wohl mit Recht, den feurigen, unglücklichen Ugo Foscolo, den patriotiſchen Reſtaurator und Commentator Dante's, als denjenigen, der einen bedeutenden Einfluß auf Guerazzi wie auf andere verwandte Geiſter des heutigen Italiens ausgeübt habe. Weil Italiens Gegenwart für ſolche heftige, glühende Gemüther nichts Befriedigendes, nichts Begeiſterndes hat, flüchten ſie ſich zu dem Genius, der Italiens mittelalterliche Blüthe am glänzendſten vertritt, deſſen göttliche Komödie gleichſam die Ilias der nachgebornen Italiener bildet. Sehr viele Themata der neuern italieniſchen Dichter ſind aus Dante entlehnt und Alle wetteifern, ihre Ehrfurcht vor dieſem erhabenen Dichtergeiſt an den Tag zu legen. So ſagt Guerazzi, nachdem er die Treuloſigkeit und Verrätherei eines italieniſchen Großen, der ſein Vaterland um Gold an Karl von Anjou verkaufte, erzählt hat: „Ein Geiſt, der werth geweſen wäre kein Sterblicher zu ſeyn, der aus ſeinem Kerker von Staub den kühnen Entſchluß faßte, dem Ewigen ins Antlitz zu ſchauen und alle Heimlichkeit zu erforſchen, indem er nach ſeinem Willen Belohnungen und Strafen austheilte, hat jene verdammte Seele drunten in das hölliſche Eis eingeſperrt:

— „magſt du dieſen nur nicht ſchonen,
Der ebenjetzo ſo geläufig ſprach.
Sieh ihn fürs Gold der Franken hier belohnen,
Und ſage daß Dante da nicht fehlt,
Wo ziemlich kühl und friſch die Seelen wohnen."

Das Jahrhundert der Hohenſtaufen, die Zeit der Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen, die Blüthe der lombardiſchen Städte — das iſt das glänzende Zeitalter — freilich auch kein goldenes — Italiens, welchem ſich das patriotiſche ebenſo wie das poetiſche Intereſſe der ihr Vaterland liebenden Italiener zuwendet. Durch die Wiederbelebung des Bildes jener Zeit möchten ſie ihren Landsleuten einen Spiegel vorhalten, die erſtorbene Begeiſterung in ihnen wecken und ſich ſelbſt über die ruhmloſe Gegenwart tröſten — vielleicht auch einer glänzenderen Zukunft vorarbeiten. Wahrheitsliebende Geiſter können ſich jedoch nicht verbergen, daß auch jene glänzenderen Zeiten nichts weniger als erfreulich und troſtreich für das Gemüth des Menſchenfreundes, des Freundes von Tugend und Völkerglück geweſen; daß dem hellen Lichte großer Thaten, ausgezeichneter Geiſteskraft und edler Aufopferung die ſchwärzeſten Schatten der Selbſtſucht, des Verraths, der Grauſamkeit zur Seite gegangen, und daß jene Jahrhunderte, wenn auch für das Nationalgefühl des Italieners theilweiſe erhebend, für die Menſchheit nichts weniger als ehrenvoll waren. Das vorliegende Buch ſcheint in der That das Product eines tief patriotiſchen, feurigen, poetiſchen Gemüths zu ſeyn, das aber, beinahe bis zum Unglauben, bis zur Verzweiflung an menſchlicher Tugend und an der Gerechtigkeit auf Erden verbittert, mit lauter trüben oder blutigen Farben ein Gemälde entwirft, in welchem das Erſchütternde, Traurige, Schwermüthige und Entſetzliche ſelten mit eigentlich wohlthuenden Eindrücken wechſelt. Der Verfaſſer ſpricht ſich am Ende über ſein Buch folgendermaßen aus: „Was iſt nun die Moral dieſes Buchs? die Thorheit, welche urtheilt wie ein Blinder ſchreitet, ſchickt ſich ſchon an zu läſtern — möge ſie läſtern." — Wenn die Geiſter, welche gewohnt ſind, tiefer in das Weſen und die Gründe der Dinge einzudringen, aus dieſer Geſchichte erkennen, wie aus der Uebelthat die Rache erwächst und in unendlicher Fortpflanzung aus der Rache die Uebelthat, wie da, wo die Tugend keinen Reiz mehr beſitzt, der ſie um ihrer ſelbſt willen lieben mache, kein Mittel, den Menſchen vom Sündigen zurückzuhalten, beſſer iſt als das: ihm bange zu machen vor den Wirkungen und Folgen des Böſen ſelbſt, kurz ihn da durch die Furcht zu zügeln, wo man ihn nicht mit der Liebe zügeln kann; wenn jene Geiſter dieſe Wahrheiten erkennen werden, ſo wird ohne Zweifel die Moral des Buchs das leiſten, und mehr als ich beabſichtigt hatte."

Die Liebe des Verfaſſers zu ſeinem Vaterlande ſpricht ſich gleich in den erſten Worten ſeines Werkes aus; er beginnt: „Hat es je einen Menſchen gegeben, der, wenn er die Augen aufhob zum Himmel Italiens, hätte läugnen mögen, daß dieß der freundlichſte Himmel ſey, den je das Lächeln Gottes erheitert? Hat es je einen Menſchen gegeben, der wenn er die Augen aufhob zum Himmel Italiens, wenn die Erſtgeborne der Natur (die Sonne) ihn in die Pracht ihrer Strahlen kleidet, nicht empfunden hätte, wie ſein Geiſt ſich zu regen begann in der Erinnerung an die Großen, die nicht mehr ſind, und deren Namen in der Seele zurückblieb, wie die Harmonie einer Harfe, die nicht mehr gerührt wird? Weſſen Arme breiteten ſich nicht aus, entgegen jenem Geſtirn des Lebens, wenn es der Nacht die Herrſchaft des Himmels räumt und am Rande des Oceans ihn mit den letzten Strahlen grüßt, ohne es anzuflehen, es möchte noch verweilen auf ſeiner himmliſchen Pilgerfahrt? Aber wenn es ſchied mit dem Abend, ſo kehrte es wieder mit dem Morgen, und ſieht die Jahrhunderte ſich verſenken in die Ewigkeit, die Geſchlechter der Menſchen ins Grab gleiten und erblickt die unendliche Wechſelverkettung der Tugenden und der Sünden. Kurz war ſein Licht über der Ehre Italiens, lang weilte es über ſeinem Leid und ſeiner Schmach. Ach! nie hätte ich geglaubt, daß die Völker den Tod der Individuen ſterben könnten! Und in welches Auge tritt nicht die Thräne, wenn das wehmüthige Licht des Mondes und der Sterne herabflimmert vom Himmel auf die ſchweigenden Gefilde der Erde? Ein Laut himmliſcher Harmonie ertönt von dem Umſchwung der Sterne am Firmament, eine Stimme ewigen Geſangs; und obgleich dieſe Stimme wegen allzugroßer Ferne nicht zum Ohr des Erdenſohns gelangt, flößt ſie ihm doch ein geheimes Gefühl, eine unüberwindliche fromme Wehmuth ein, welche in der Seele ihm ſüße und traurige Erinnerungen weckt und zum Weinen zwingt. Schön biſt du, o Himmel Italiens, ob nun die Nacht oder der Tag dich ſchmücke, und wahrhaft ein göttliches Werk! die ewige Weisheit welche das Erſchaffene beherrſcht, vergönnte Italien dieſen ſchönen Himmel, damit er ihm ein glänzender Zeuge wäre in ſeinen Tagen des Ruhms.

Und die Erde! — Jeder Zoll enthält die Aſche vom Herzen eines Helden. Unſere Füße wandeln über den Staub von Großen hin.. unſere Füße, die wir ſelbſt es mehr verdienten, unter dem Staube zu liegen! Nur der Fremde kennt unſere Geſchichte, und voll Ehrfurcht ſcheut er ſich den Fuß von einer Stelle auf die andere zu ſetzen, damit nicht aus der Erde ein Ruf ertöne: Schwächling, warum trittſt du auf einem Starken herum? Aber ſchreite nur keck dahin, Fremder, denn jeder Reſt des Lebens iſt erloſchen auf dem Gebiet des Todes; es iſt ein Sonnenuntergang ohne Morgendämmerung; und aus den Gräbern bricht kein zürnender Ruf, wenn nicht die Tapferkeit oder die Frömmigkeit der Lebenden ein Ohr dafür hat.“...

„Ich erzähle eine Geſchichte von Verbrechen, von furchtbaren und gräßlichen Verbrechen, wie nur entartete Menſchen, die den Schöpfer haſſen und das Geſchöpf, ſie begehen können; von Verbrechen für die, ſo ſollte man glauben, es kaum ein Ohr geben könnte, ſie anzuhören, kaum eine Seele, ſie zu erſinnen oder einen Arm, ſie auszuführen. Niemand klage mich darob an, daß ich mich vorſetze die Menſchen zu erſchrecken und zu belehren. Etwas Leichtes iſt dieß, aber das Wort der Weisheit fließt nicht oft von den Lippen der Menſchen. Bedenke zuerſt, wer mich anklagen will, die wechſelvollen Ereigniſſe der Jahrhunderte; bedenke er, was es iſt um das Herz der Menſchen und erkenne, daß die Geſchichte der Großmüthigen und Edeln für die Großmüthigen und Edeln iſt. Von keinem Lächeln wird erheitert das Antlitz der Tugend; ihr einziger Lohn iſt der Ruhm: — der höchſte und erſte in Wahrheit unter den Tröſtungen, welche dem gefallenen Geſchlecht Adams geblieben; aber der höchſte und erſte nur für die edeln Herzen, welche vermögen ſie zu lieben, für ſie zu leben und zu ſterben. Wo das Laſter die Geiſter ausgetrocknet hat, und die Seelen erniedrigt ſind von der Angewöhnung der Sünde — was gelten da noch die Bilder und Träume des Ruhms? Es ſind verſpottete Namen, Gegenſtände des Hohns. Einer ſtärkern Gewalt bedarf es, als der Stimme der Tugend. Der Anblick des aus der Sünde entſpringenden Verderbens — oder Nichts, kann ſolche Geiſter erſchüttern. Nur die furchtbare Stimme des Erzengels zerreißt den Stein und erweckt die Hingegangenen aus dem Todesſchlummer...“

In dieſen einleitenden Worten ſpricht ſich der Geiſt des ganzen Buchs nach ſeinen Hauptelementen aus; glühende Liebe zum Vaterland und zum italieniſchen Volke, Begeiſterung für die Schönheit der Natur überhaupt und beſonders für die der Heimath; tiefe Trauer über den Contraſt der herrlichen Natur und der entarteten Menſchen — ein Contraſt, der ſehr lebhaft an den Eingang von Byrons Braut von Abydos erinnert — eine gewiſſe Vorliebe für die Behandlung gräßlicher und empörender Ereigniſſe und Thaten, jedoch mit einem gewiſſen moraliſchen Zweck; Liebe zur Tugend und Reinheit, neben einem tiefgewurzelten bittern Zweifel an der menſchlichen Natur. Wie weit dieſer Zweifel geht, iſt erſichtlich aus Stellen wie folgende: „Sollen wir den Himmel bitten, daß alle Verräther auf ſolche Weiſe untergehen (wie Buoſo von Duera)? Nein! denn der Wunſch, das die Erde eine Wüſte werde, iſt Sünde!“

(Fortſetzung folgt.)

Zeitgedanken oder Menſchen und Dinge.

(Schluß.)

Ueber gewiſſe religiöſe Schriften.

„Bücher über dieſen Gegenſtand ſind hauptſächlich auf Atheiſten berechnet; aber haben ſie je einen bekehrt? Gründen ſie ſich nicht auf die nichtige Einbildung, daß die Quelle des Unglaubens der Verſtand ſey und nicht das Herz? Sie machen nicht Anſprüche, die Menſchen zu Chriſten machen, ſondern nur, dem Chriſtenthum den Weg bahnen zu wollen; oft aber ſteht zu befürchten, veranlaſſen ſie ſie, ſo lange auf der Schwelle zu verweilen, daß ſie nie den Tempel ſelbſt betreten. Der wichtigſte Vorwurf aber, der die meiſten Bücher über natürliche Theologie

trifft, iſt ihr Mangel an Aufrichtigkeit; ſie ſind über die Maaßen einſeitig. Sie ſagen uns, in allen Dingen zeigen ſich Spuren von Zwecken, und der Zweck ſetzte Einen voraus, der den Zweck beſtimmt habe; und aus dieſen Prämiſſen ſcheinen ſie ſtillſchweigend zu folgern, daß der Zweck ein wohlwollender ſey. Große Gattungen von Thieren müſſen ihrer phyſiſchen Organiſation nach von andern Thieren leben; kann dieß geſchehen, ohne daß Leiden zugefügt werden, und iſt das Leiden nicht ein Uebel, und iſt dann nicht das Uebel zum Zweck gemacht? Paley ſpricht von dem Glück der Fliegen, die im Sonnenſtrahl ſpielen; ſind aber dieſe Fliegen weniger glücklich, wenn ſie ſich auf das Fleiſch eines wundgedrückten Pferdes ſetzen? Was würde ein Heide denken, der, durch jene glatten Sätze voll Declamationen über das angebliche Wohlwollen in Schlummer und in Vergeſſenheit ſeiner eigenen Erfahrungen gewiegt, endlich zum erſtenmal in die Bibel ſchaute, und hier fände, daß die Mehrheit der Menſchen für immer unſelig ſeyn ſoll? Welche Harmonie würde er entdecken zwiſchen dieſen beiden Syſtemen, und würde nicht eine ſo furchtbare Entdeckung ihn wahrſcheinlich in Verzweiflung und völligen Unglauben ſtürzen."

Secten.

„Eine Mehrheit von Secten iſt in manchem Betracht wohlthätig für die Religion. Da die Genoſſen von jeder ſtrenge Beurtheiler der Lehre und des Lebens aller übrigen ſind, ſo entſteht eine Art von gegenſeitiger Verantwortlichkeit, wodurch alle in gewiſſer Art controlirt werden, obgleich nur wenige dieſe Wahrheit anerkennen wollen. Viele Ausſchweifungen werden verhindert durch die Furcht vor geſchäftigem Uebelwollen und aufrichtiger Entrüſtung anderer, verſtärkt durch den religiöſen Parteigeiſt. Die Sectirerei hat dem Proteſtantismus die Dienſte geleiſtet, welche das Mönchthum dem Papſtthum geleiſtet hat — ihn in lebendiger Thätigkeit erhalten."

Das unpoetiſche Zeitalter.

„Es ſcheint wenig Grund vorhanden zu der Klage, die wir manchmal hören müſſen, daß das gegenwärtige Zeitalter ein unpoetiſches ſey. Es wäre eine ſeltſame Anomalie in der Geſchichte der Menſchheit, wenn es ſich wirklich ſo verhielte, daß ein Zeitalter, ſo reich an Erfahrung, ſo fruchtbar an jeder Art von moraliſchen Phänomenen, welches über ſo viele der dunkleren Geheimniſſe unſerer Natur Licht verbreitet hat, nicht Einen Geiſt ſollte hervorgebracht haben, der ihren Charakter der Nachwelt in der dauerndſten und ſchönſten Geſtalt zu überliefern vermöchte. Die Wahrheit iſt: es gibt wohl Dichter; aber ſey es nun, daß der Geſchmack des Publicums, ſeinem Weſen nach, zwiſchen Bewunderung und Vernachläſſigung oscillirt, oder daß die Realitäten des Lebens intereſſanter, ſtärker und mannichfaltiger geworden ſind: nie gab es eine Periode, wo es den Dichtern ſchwerer wurde, ſich Gehör zu verſchaffen. Ein anderes ernſtes Hinderniß, das ſich den wenigen Berufenen in den Weg ſtellt, iſt die ungeheure Zahl von Bewerbern, welche alle Zugänge zum Ohr des Publicums verſperren. Von dieſen Notiz zu nehmen, wäre eine Geduldsprobe und eine Zeitverſchwendung; aber wenn wir erwägen, was die Poeſie wirklich iſt, und manche unſrer Dichter mit einem ziemlichen Maaßſtab bemeſſen, ſo werden wir finden, daß es unter uns ſolche gab und noch gibt, welche die Probe beſtehen."

Thomas Moore.

„Es gibt eine gewiſſe Claſſe in der Geſellſchaft, deren Geſchmack Moore beſſer zuſagt, als irgend ein anderer Dichter ſeiner Zeit. Er iſt der Dichter der raffinirten, ſelbſtſüchtigen, abgelebten Wollüſtlinge. Nicht als ob er im eigentlichen Sinn könnte wollüſtig genannt werden. So ſeltſam es auf den erſten Blick ſcheinen mag, es liegt in dieſem ausdrucksvollen und ſchönen Wort eine Tiefe und Einfachheit, welche Moore nie erreicht. Es iſt bei ihm nicht genug Realität auch nur dazu vorhanden. Er iſt ganz „falſch und hohl" — von ſeiner Liebe an, welche Liederlichkeit, und ſeiner Politik, welche Aufrührerei iſt, bis auf ſeine Bilder, welche Flitter ſind, und ſeine buhleriſche Verſification — in Allem, außer in ſeiner Abneigung und ſeiner Scheue vor Leuten, die in ihren Anſichten und Geſinnungen aufrichtig und ernſt ſind. Seine Gedichte ſind, zum größten Theil, nur hübſche, ins Auge fallende Trödelwaare. Daher iſt er mehr als alle andern der Dichter der Grundſatzloſen, der Blaſen und Schäume der Geſellſchaft, der Dichter von Leuten, deren Halbliebe zur Literatur beinahe das einzig Menſchliche an ihnen iſt, und die an ihm eine ſolche Freude haben, als ſie nur überhaupt an der Poeſie Freude haben können, weil er ſie mit ſich ſelbſt ausſöhnt, indem er ihnen den Glauben einflößt: die Grundſätze, welche ſie ſich bewußt ſind nicht zu haben, ſeyen auch bei andern nur Schein und Heuchelei. Es hat unmoraliſchere Schriftſteller gegeben als Moore, denn er iſt ſelten oder nie tief, aber vielleicht eben deßwegen keinen, der mehr geeignet wäre, in einem großen Kreiſe verderblich zu wirken. Er verbindet eine ſentimental verlarvte Immoralität mit dem ſeltnen Talent, ſich dem allgemeinen Geſchmack genau anzuſchmiegen; unmerklich vergiftet er die Gefühle und täuſcht den Verſtand, während er einen Roſenpfad zu dem ewigen Feuer bahnt." *)

Die neuern engliſchen Dichter.

„Kein Zeitalter, ſeit dem der Eliſabeth, iſt ſo fruchtbar an Dichtern geweſen, wie das unſrige. Die ſchon genannten (vornehmſten) Dichter ſind ſchon reichhaltig genug, jedem Mann den eine mäßige Liebe zu den Muſen beſeelt, poetiſche Lecture für Lebenszeit zu liefern. Aber wie viele zeitgenöſſiſche Dichter ſind noch ſonſt zu nennen! Campbell, der Verfaſſer von einem halben Dutzend herzergreifenden Gedichten, die in Jedermanns Mund ſind; Rogers, ſauber und zierlich, unter den neuern am meiſten katholiſch; Milman, prächtig; Barry Cornwall, elegant und phantaſievoll; Keats, der viel von Shelley's Geiſt hat; Miß Landon, welche in neueſter Zeit große Fortſchritte gemacht, und einige lyriſche Sachen geſchrieben, die Schillers ſelbſt nicht unwürdig wären; Mrs. Hemans, ſanft, rein und weiblich; Sotheby, einer unſrer ſorgfältigſten und geſchickteſten Ueber-

*) Wir werden dieß ſtrenge Urtheil über Th. Moore bald in einer ausführlicheren Beurtheilung und Charakteriſirung dieſes Dichters beleuchten und prüfen.

Anm. der Red.

setzer; Joanna Baillie; Alford, ein junger, vielversprechender Dichter; Wolfe, der Verfasser des herrlichen (bisher Byron zugeschriebenen) Gedichts auf das Begräbniß von Sir John Moore; Hartley Coleridge, der einen nicht unbeträchtlichen Theil vom Mantel seines Vaters geerbt hat; Bulwer, der das Vermögen in sich hat, etwas Besseres zu machen, als er noch je gemacht hat, wenn er es über sich vermag, seine leichtfertige Ziererei wegzuwerfen und zu schreiben wie ein Mann; Elliott, der die Korngesetze als die Ursache aller menschlichen Uebel zu betrachten scheint, aber in dem sich eine Ader wirklicher Anmuth mit seiner absurden Heftigkeit mischt; James Montgomery, der Verfasser einer unserer edelsten Hymnen; Moultrie, der in neurer Zeit seinen Ruf als Dichter von „Meines Bruders Grab" noch ansehnlich gesteigert hat, und noch manche andere, welchen mehr Beachtung zu Theil geworden wäre in einem Zeitalter, wo die Bücher nicht so im Ueberfluß vorhanden, oder das Talent Verse zu machen minder allgemein wäre. Wie die Welt älter wird und die literarischen Schätze sich häufen, wird es natürlich immer schwerer, einen literarischen Namen zu gewinnen. Auszeichnungen jeder Art werden freilich minder leicht errungen in Folge des veränderten Zustands der Gesellschaft und der allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen, welche die Zahl der Bewerber ins Ungeheure vermehrt hat. Staatsmänner und Berufsleute haben nur mit den Lebenden zu kämpfen, und unter den Lebenden nur mit ihren Landsleuten; ein literarischer Mann aber mit den Lebenden und Todten aller Zeiten und Länder. Mit den Autoren allererſten Rangs in den vornehmſten europäiſchen Sprachen ſich genau bekannt zu machen, iſt eine Aufgabe, die ſchon mehrere Jahre erheiſcht, daher muß jede ſpätere Generation in ihrer Selbſtvertheidigung immer wählerischer werden, und den Zeiger des Ruhms an dem intellectuellen Barometer einige Grade weiter hinaufrücken."

Ruy Blas.

(Schluß.)

Aus dem fünften Act, der erſten Scene.

Ruy Blas (allein).

Aus iſt's! Die Traumerſcheinungen verſchwunden!
Bis Abend irr' ich planlos durch die Straßen.
Jetzt hoff' ich. Ich bin ruhig. Beſſer denkt man
Bei Nacht. Der Kopf iſt nicht ſo voll von Lärm.
Die Stummen ſchlafen droben. Ruhig iſt
Alles im Haus. Oh ja! kein Grund iſt da
Zur Unruh; gut geht Alles; treu iſt mir
Mein Page; ſicher darf Don Guritans
Ich ſeyn, wenn es um Ihr Geſchick ſich handelt.
O Gott! Darf ich wohl meinen Dank dir opfern,
Daß du die Warnung ihr zukommen ließeſt,
Daß du mir, Gütiger, Gerechter! halfſt
Schützen den Engel und den Frevler kreuzen,
Daß nichts zu fürchten ſie, zu leiden hat,
Daß ſie gerettet iſt — ich ſterben kann?

(Er zieht eine kleine Piſtole aus dem Buſen, die er auf den Tiſch ſtellt.)

Ja, ſtirb jetzt, Sünder, und ſink' in den Abgrund,
Stirb, wie man muß, zu ſühnen ein Verbrechen!
In dieſem Haus ſtirb, elend und allein!

(Er ſchlägt ſein ſchwarzes Kleid zurück, unter dem man die Livree erblickt, die er im erſten Act trug.)

Stirb, angethan im Tod mit der Livree!
Gott! wenn der Teufel kommt, ſein todtes Opfer
Zu ſchauen noch, ſo tret' er wenigſtens
Nicht ein durch dieſe ſchauerliche Pforte.

(Er verſtellt die geheime Thüre mit einem Meuble.)

Gefunden hat der Page Guritan
Gewiß, es war ja noch nicht acht Uhr Morgens.

(Er heftet ſeine Blicke auf das Fläſchchen.)

Mein Urtheil hab' ich mir geſprochen, und
Vollzieh' es auch, ſelbſt laß' ich auf mein Haupt
Den ſchweren Sargesdeckel niederfallen.
Den Troſt hab' ich zu denken doch, daß jetzt
Niemand dazu kann etwas thun. Mein Fall
Iſt rettungslos.

(Setzt ſich in den Lehnſtuhl.)

Sie hat mich doch geliebt!
Steh' Gott mir bei, ich habe keinen Muth!

(Er weint.)

Ach! man hätt' uns im Frieden laſſen ſollen,
O Gott!

(Er verbirgt das Angeſicht in den Händen und ſchluchzt laut. Dann erhebt er wieder das Haupt, und ſtarrt wie wahnſinnig die Piſtole an.)

Der Menſch, von dem ich dieß gekauft,
Fragte mich, welchen Monatstag wir hätten.
Ich weiß es nicht. Der Kopf ſchmerzt mich, die Menſchen
Sind ſchlimm. Du ſtirbſt, und Niemand kümmert es.
Ich leide! — Sie hat mich geliebt! Ach, daß man
Nie wieder, was vergangen iſt, erlangt!
Niemals ſeh' ich ſie mehr! — Die Hand die ich
Gedrückt — ihr Mund, der meine Stirn berührt...
Du angebeteter, du armer Engel!
Sterben muß ich, in der Verzweiflung ſterben!
Ha, ihr Gewand, in deſſen Falten allen
Die Anmuth ſich verbarg, ihr Fuß der mit
Vorübergeh'nd die Seele machte beben,
Ihr Aug' in welchem ſich berauſchten meine
Zweifelnden Augen — ihre Stimm', ihr Lächeln —
Ich werde nie ſie ſehn mehr, nie mehr hören!
Und wäre dieß denn möglich? Nie — nie mehr!

(Er ſtreckt verzweifelnd die Hand nach der Piſtole aus; im Augenblick wo er ſie krampfhaft faßt, geht die Thüre im Hintergrund auf. Die Königin, weißgekleidet, erſcheint mit einem Mantel von dunkler Farbe, deſſen über ihre Schultern hinabfallende Kapuze ihr bleiches Angeſicht ſehen läßt. Sie hält eine Blendlaterne in der Hand, ſtellt dieſe auf den Boden und ſchreitet raſch auf Ruy Blas zu.)

Königin.

Don Ceſar!

Ruy Blas

(ſich erſchrocken umdrehend und den Rock über der Livree ſchließend.)

Gott! ſie iſt's! gefangen in
Der argen Schlinge! (laut.)
Königin!

Königin.

Nun, warum
Dieſer Entſetzensſchrei? Ceſar...

Ruy Blas.

Wer machte
Hieher Euch kommen?

Königin.

Du.

Ruy Blas.

Wie? ich?

Königin.

Von dir
Erhielt ich...

Ruy Blas.

Was? Sprecht ſchnell doch!

Königin.

Einen Brief.

Ruy Blas.

Von mir?

Königin.

Geſchrieben, ja von Eurer Hand.

. . . . . .

Ruy Blas.

Ich habe dir geſchrieben nicht. Ich bin
Ein Teufel. Flieh! Du aber, armes Kind,
Du biſt's, die ſich in einer Schlinge fängt!
Die Hölle umlagert dich von allen Seiten!
Find' denn nichts, um dich zu überzeugen?
So höre denn, du weißt, ich liebe dich.
Um deinen Geiſt von ſeinem Wahn zu retten,
Riß' ich mir gern das Herz aus meiner Bruſt.
Ich liebe dich — oh! flieh!

Nachdem Don Salluſte ſich gezeigt und die Königin zur Unterſchrift gedrängt hat, läßt Ruy Blas ſein Oberkleid fallen und ſteht in ſeiner Livree da, ohne Schwert.

Ruy Blas.

Ich nenne Ruy Blas mich, bin ein Lakai!
Ich ſage: Ruy Blas nenn' ich mich und bin
Der Kammerdiener dieſes Menſchen hier.
Genug iſt des Verrathes jetzt, ſag' ich
Vom Glück für mich will ich nichts wiſſen! Danke!
Es iſt umſonſt, daß Ihr ins Ohr mir flüſtert;
Zeit iſt es, daß ich endlich mich ermanne,
Von Euern ſchnöden Ränken ganz umſponnen;
Nicht weiter geh' ich; gnäd'ger Herr, wir beide
Sind ein verruchtes Paar; ich hab' das Kleid
Eines Lakaien und Ihr ſeine Seele.

Don Salluſte (kalt).

Der Menſch iſt in der That mein Kammerdiener.

. . . . . .

Ruy Blas (mit dem Schwerte Don Salluſte's).

Ich glaub' Ihr ſchmähret Eure Königin!
Marquis, die heute ſchützte dich der Satan,
Doch will er jetzt dich mir entreißen, komm' er!
Die Reih' iſt jetzt an mir! die Schlange, die
Einem kommt in den Weg — die tritt man todt!
Elender! Du erfrechſt dich, deine Königin,
Eine anbetungswürd'ge Frau, zu höhnen
In meiner Gegenwart! für einen Mann
Von Kopf, wahrhaftig ein unglaublich Thun!
Und bild'ſt dir ein, ich werde deinem Treiben
Geduldig zuſehn? Höre, mein Herr Marquis,
Wenn ein Verräther, welchen Standes auch,
Ein tück'ſcher Schurke ſich erlaubt gewiſſe
Seltne und ungeheure Frevelthaten:
Dann hat ein Jeder, vornehm oder niedrig,
Der in den Weg ihm kommt, das Recht, ſein Urtheil
Ins Antlitz ihm zu ſpeien und ein Schwert
Zu faſſen, eine Hack' oder ein Meſſer!...
Bei Gott! ich war Lakai — wie, wenn ich jetzt
Ein Henker würde?

Nachdem er ihn umgebracht und wieder ins Zimmer tritt;

Ruy Blas (eintretend).

Jetzt, Herrin, muß ich Alles Euch bekennen.
Ich nähr're mich Euch nicht. — Ich rede offen.
Ich bin ſo ſchuldig nicht als Ihr wohl glaubt.
Wohl fühl' ich, mein Verrath, wie Ihr ihn ſeht,
Muß Euch entſetzlich ſcheinen... Oh! nicht leicht
Iſt's zu erzählen. Dennoch hab' ich keine
Gemeine Seele, und mein Innerſtes
Iſt redlich: Dieſe Lieb' war mein Verderben.
Ich will mich nicht vertheidigen, ich weiß,
Ich hätt' ein Rettungsmittel finden ſollen.
Der Fehler iſt geſchehen. — Es gilt gleich.
Seht Ihr, ich hab' von Herzen Euch geliebt.

Königinn.

Herr!

Ruy Blas.

Fürchtet nichts, ich nähr're mich Euch nicht.
Von Punkt zu Punkt will Euer Majeſtät
Ich Alles ſagen. Oh! glaubt mir, ich habe
Keine gemeine Seele! Heut hab' ich
Den ganzen Tag die Stadt durchrannt wie ein
Wahnſinn'ger. Oft hat man mir nachgeſchaut.
Beim Hoſpital, das Ihr geſtiftet, fühlt' ich
Ganz dunkel nur durch meine Fieberträume,
Wie mir ein Weib vom Volke ſtumm abwiſchte
Die Tropfen Schweiß, die von der Stirn mir rannen.
Erbarme, Gott, dich mein! mir bricht das Herz!

Wir ſchließen hiemit die Proben und gehen zur Beurtheilung über. Seit Victor Hugo's erſten dramatiſchen Arbeiten haben ſich immer eine Menge lobender und tadelnder Stimmen mit großer Heftigkeit einander gegenübergeſtellt und der nunmehr beinahe antiquirte Kampf der Claſſiker und Romantiker hat ſich großentheils an ſeinen Dramen entzündet und fortgeſponnen. Man kann nicht behaupten, daß die literariſche Stellung und Autorität des Dichters ſeit ſeinem Hernani, an welchen man durch dieß neue, in Spanien ſpielende Stück

erinnert werden muß, ſich zu ſeinem Vortheil, oder ſo wie damals ſeine enthuſiaſtiſchen Anhänger und Verehrer hoffen mochten, verändert und befeſtigt, daß ſie große und glänzende Fortſchritte gemacht habe. V. Hugo iſt zwar keineswegs aus der Mode und in den Hintergrund gedrängt; Frankreich hat inzwiſchen keine dramatiſchen Talente erzeugt, welche ihn überflügelten; aber er ſelbſt ſcheint ziemlich nur von dem Ruhme ſeiner frühern Tage zu zehren. Die frappanten Wirkungen, die kühnen Neuerungen, die melodramatiſchen Motive und Reizmittel ſind etwas verbraucht und haben den erſten Zauber der Neuheit verloren; und während die Hülfsmittel des Dichters ſich eher verringert haben — ſchon dadurch, daß er keine neue Schachte der Poeſie eröffnet — haben ſeine Anſprüche, ſeine Eigenliebe, ſeine Selbſtbewunderung nur zugenommen. Davon zeugt auch ſeine Vorrede zu Ruy Blas, in welcher er, nicht zufrieden, ein dramatiſches Gedicht geliefert zu haben, für deſſen poetiſchen und dramatiſchen Werth er, als Dichter zu ſtehen hat, und deſſen er ſich bewußt ſeyn mag, mit vieler Selbſtzufriedenheit auseinanderſetzt, welche geſchichtsphiloſophiſche Bedeutung dieß Drama habe, wie darin der Zerfall der ſpaniſchen Monarchie im 17ten Jahrhundert, ſymboliſirt in drei Individuen, veranſchaulicht werde. In dieſer Vorrede ſchmeichelt ſich V. Hugo ferner, daß in ſeinem Ruy Blas die drei Hauptformen der Kunſt perſonificirt und concentrirt erſcheinen. Don Salluſte ſoll das Drama ſeyn, Don Ceſar die Komödie, Ruy Blas die Tragödie. „Das Drama knüpfet den Knoten der Handlung an, die Komödie verwickelt, die Tragödie zerhaut ihn. Das philoſophiſche Sujet des Ruy Blas iſt das nach den höhern Sphären aufſtrebende Volk; das menſchliche Sujet ein Mann, der eine Frau liebt; das dramatiſche Sujet ein Lakai, der eine Königin liebt. Die Menge, die ſich täglich zur Darſtellung dieſes Werks drängt, ſieht in Ruy Blas nur dieß letzte Sujet, das dramatiſche, den Lakaien, und ſie hat Recht.“ Der Verfaſſer dringt beſonders auf die hiſtoriſche Bedeutung des Ruy Blas, weil nach dieſer Seite Ruy Blas ſich an Hernani anſchließe. Im Hernani kämpfe der Adel, mit ſeinem Stolz und ſeinem Degen, gegen das noch nicht unumſchränkte Königthum an. Zweihundert Jahre ſpäter ſeyen die Vaſallen Höflinge geworden, und wenn der Edelmann ſeinen Stand und Namen verberge, ſo ſey es nicht, um dem König, ſondern um ſeinen Gläubigern zu entrinnen. Ferner: Der Dichter habe den Hernani mit den Strahlen einer Morgenröthe beleuchten, und den Ruy Blas mit dem Dunkel der Abenddämmerung erfüllen wollen. In Hernani gehe die Sonne des Hauſes Oeſterreich auf, in Ruy Blas unter. —

Hat, man darf dieß billig fragen, hat wohl der Dichter dieſe geſchichtsphiloſophiſchen und äſthetiſchen Ideen, welche in Ruy Blas realiſirt ſeyn ſollen, bei der Compoſition ſeines Drama's gegenwärtig vor der Seele gehabt und darnach gearbeitet? dann müßte man ſehr zweifeln an der Freiheit ſeiner Phantaſie, wenn ſie von ſolchen Aufgaben und Rückſichten wäre beherrſcht und eingeengt geweſen; wenn er immer darauf wäre bedacht geweſen, die hiſtoriſche Bedeutung des ſpaniſchen Adels im 17ten Jahrhundert zur Anſchauung zu bringen; und man ſollte denken, ein dramatiſcher Dichter wäre einzig erfüllt von ſeiner poetiſchen Idee und hätte ſchon genug zu thun, um dieſe nach allen Seiten gehörig auszuprägen. Wir ſind indeſſen überzeugt, daß auch V. Hugo nicht alle jene Nebenideen vor Augen gehabt hat, ſondern daß er nur hinterdrein fand, daß dieſelben in ſeinem Drama berührt ſeyen, daß ſie ſich in dasſelbe hineinlegen oder herausleſen laſſen, und es ſich nicht verſagen konnte, auf die tiefſinnige Fülle ſeines Drama's aufmerkſam zu machen, ſelbſt der Commentator ſeines Werkes zu ſeyn. Dieß Hinweiſen auf die geſchichtliche und philoſophiſche Bedeutung eines Gedichts verräth jedoch kein großes Vertrauen zur unmittelbaren Wirkung und Macht der poetiſchen Idee und Seele desſelben. Nicht unwahrſcheinlich iſt aber, wovon V. Hugo nichts erwähnt, daß ein politiſcher Gedanke die Compoſition einigermaßen influencirte; die erſten Scenen des dritten Acts ſind offenbar voll von Anſpielungen auf den Zuſtand des jetzigen Spaniens, und vermuthlich rechnete der Dichter darauf, daß dieſe Bezugnahme das Intereſſe ſeines Stücks im jetzigen Augenblick nicht wenig erhöhen würde.

Einerſeits hat das Stück bei wiederholten Aufführungen Aufſehen gemacht und eine Menge Zuſchauer herbeigezogen, auch, gedruckt, einen ſehr raſchen Abſatz gefunden. Hier wirkt jedoch die Mode bedeutend ein, und bekanntlich iſt auch das faſt allgemein verdammte Gedicht Lamartine's: der Fall eines Engels, außerordentlich ſchnell verkauft worden. Andrerſeits hat eine geharniſchte und unbarmherzige Kritik, welche ſich für Victor Hugo in der Perſon des ihn unabläſſig verfolgenden G. Planche ſcheint verkörpert zu haben, über dieß neueſte Drama, gegen welches alle früheren lobend hervorgehoben werden, ein faſt totales Verdammungsurtheil ausgeſprochen und das Dilemma geſtellt: Ruy Blas ſey entweder eine herausfodernde Wette gegen den geſunden Menſchenverſtand, oder ein Product der Tollheit. Ein ſo ſtrenges Urtheil muß motivirt ſeyn, und Planche ermangelt auch nicht, die Unwahrſcheinlichkeiten, die Unmöglichkeiten, die Abſurditäten und Geſchmackloſigkeiten ſowohl in den einzelnen Charakteren als in der Anlage des Ganzen nachdrücklich zu rügen. Er findet den Grund der Ungnade Don Salluſte's ganz unwahrſcheinlich; er findet den Racheplan des Exminiſters und die dazu erwählten Mittel unglaublich. Er findet unbegreiflich, daß er den Vetter, deſſen Titel er dem Ruy Blas überträgt, nicht tödtet, wozu es ihm doch weder an der Macht noch an der Entſchloſſenheit fehlen kann; daß er nicht berechnet, wie Ruy Blas, als Geliebter der Königin, nothwendig ſein Feind werden müſſe. Er findet es lächerlich, daß V. Hugo einen Lakaien, einen Menſchen, der durch Träumerei und Müßiggang zu ſolcher Dienſtbarkeit ſich erniedrigt hat, zum Liebhaber der Königin und dann zum einſichtsvollen und redlichen Staatsmann macht, und lächerlich und empörend zugleich, daß Ruy Blas, im Beſitz der höchſten Würden und der Liebe der Königin, geſchildert als ein Mann von Geiſt und Herz, in der Scene mit Don Salluſte, ſtatt dieſen, wie er müßte, niederzuſtoßen, ganz geduldig wieder die Rolle des Lakaien ſpielt, die er in der Zwiſchenzeit ganz vergeſſen zu haben ſcheint. Er findet höchſt abgeſchmackt die Art, wie die Königin in Ruy Blas die

Perſon des unbekannten Liebhabers, des Lieferanten der blauen Blumen erkennt, und Knall und Fall ſich in ihn verliebt; abſurd das Billet des Königs, widerſprechend, daß die Königin, welche nicht nach Belieben ans Fenſter gehen, oder etwas eſſen, oder einen Brief öffnen darf (eine lächerliche Uebertreibung des von Schiller im Don Carlos ergreifend geſchilderten Etiquettenzwangs), bei Nacht den Ruy Blas in ſeinem Hauſe aufſucht; abgeſchmackt, daß Ruy Blas am Ende ſelbſt ſeine Livree wieder anzieht, um der Königin *ad oculos* zu demonſtriren, daß er ein Lakai ſey; und abſtoßend gemein die komiſch ſeyn ſollende Rolle des Don Ceſar, eines wahren Robert Makaire, der im Angeſicht des Publicums ißt und trinkt und das Syſtem ſeiner Aſotie auseinanderſetzt. Das Ideale fehle dieſem Drama, das eine Sünde gegen den guten Geſchmack, wie gegen den geſunden Verſtand ſey, völlig, und an die Stelle der Entwickelung der Leidenſchaften ſey nur der Pomp des Spektakels getreten. Statt, wie der Dichter ſelbſt ſich ſchmeichle, eine Einheit von Komödie und Tragödie in der jene beiden Formen befaſſenden, verknüpfenden und befruchtenden Geſtalt des Drama's zu geben, habe er nur ein — Melodrama geliefert.

In der That, charakteriſirt man den Ruy Blas als Melodrama, ſo läßt ſich daran am beſten anknüpfen, was man, bei unparteiiſcher Beurtheilung, zu ſeinem Lob und zu ſeinem Tadel ſagen muß. Das Weſentliche beim Melodrama iſt, nach Victor Hugo ſelbſt, die Handlung — was freilich häufig zuſammenfällt mit dem Spektakel; um die Wahrſcheinlichkeit der Ereigniſſe und Situationen, um die Conſequenz der Charaktere, um die Wahrheit oder den Werth der poetiſchen Idee kümmert ſich das Melodrama nicht. Geiſtig darf darin Alles auseinanderfallen, wenn nur ein äußerlicher Faden und ein pathologiſches Intereſſe die einzelnen Beſtandtheile zuſammenhält. Ohne Zweifel hat Ruy Blas für ein Melodrama übrig genug Verdienſt; nicht nur vergnügt er das Auge mit einer reichen Aufeinanderfolge bunter Tableaux, deren Arrangement und Farben von dem Dichter ſelbſt mit pünktlichſter und kleinlicher Genauigkeit vorgeſchrieben ſind; nicht nur finden ſich ſehr ſpannende, ergreifende — vielleicht ſollte man eher ſagen: empörende — Situationen; der Dichter zeigt ſich auch als gewaltigen und gewandten Meiſter der poetiſchen Sprache, und kleidet manchen Gedanken, der, nackt, eben nicht viel beſagen würde, in tönende, prächtige Reime; er läßt wenigſtens in einzelnen Zügen die Gluth wirklicher Leidenſchaft ahnen, und gibt da und dort ernſte und würdige Gedanken; aber wenn dieß Drama, nur als Melodrama betrachtet, einen Ueberſchuß von Verdienſt beſitzt, ſo zeigt ſich allerdings ein ungeheures Deficit, ſobald man mit den Anforderungen und dem Maaßſtab des ernſten, ächten Drama's an daſſelbe tritt. Darüber wollten wir mit V. Hugo nicht einmal rechten, daß er mit der Geſchichte in ſolchem Maaß willkürlich verfahren iſt; denn er könnte ſich dafür auf eine gewichtige Autorität, auf Goethe, berufen, der dem Dramatiker geſtattet, hiſtoriſche Perſonen ſich zu wählen und ſie zu behandeln, in der Art, daß er für die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie einen hiſtoriſchen Namen, der ihm gerade paſſend dünkt, annimmt, ohne von der Geſchichte ſich viel vorſchreiben zu laſſen. Ruy Blas iſt auch, trotz dem was der Verf. ſelbſt behauptet, gar kein hiſtoriſches Drama, denn es kommt kein, für die Geſchichte eines Volks oder Staats bedeutendes oder entſcheidendes Moment darin zur Entwickelung oder Anſchauung, und mit einigen Abänderungen des Coſtumes könnte das Stück überall hin verlegt werden. Bloß vom äſthetiſchen Standpunkt aus erſcheint uns dieß Drama gänzlich verfehlt. Bei einem Drama, deſſen Fabel nicht von der Geſchichte gegeben und vom Dichter in den poetiſchen Rahmen gefaßt, ſondern von dieſem frei erfunden iſt, wird nothwendig nach einer Idee gefragt, welche darin zur Anſchauung gebracht werden ſoll. Was iſt nun die Idee von Ruy Blas? Man hat geantwortet: wie Marion de Lorme die Rehabilitation der Courtiſane, ſo ſoll Ruy Blas die Rehabilitation der Livree ſeyn, und V. Hugo ſelbſt ſcheint dieſe Deutung zu billigen. Er iſt ein Freund von frappanten Contraſten und Antitheſen, und hat hier die Lakaientracht und die, erwiederte, Leidenſchaft für eine Königin in Conflict gebracht. Die Perſon des Lakaien geht unter, mit ſeiner und durch ſeine Livree, aber ſeine, nicht gemeine, Seele iſt der Liebe einer Königin nicht unwerth und lebt in dieſer fort. Daraus ergäbe ſich die Moral: die größten Unterſchiede des Standes verſchwinden und ſind innerlich ungültig vor der Leidenſchaft und vor dem Geiſt. Das iſt nun recht ſchön; aber einmal heißt es doch den Contraſt gar zu ſehr ſpannen, wenn zum Repräſentanten der Niedrigkeit ein Lakai gewählt wird, eine Perſon, mit deren Namen ſich, ſey es mit Recht oder Unrecht, ein fataler, verächtlicher Nebenbegriff verbindet. Auch ſcheint V. Hugo im dritten Act den Begriff, den man gewöhnlich von einem Lakaien hat, zu reſpectiren und ſeinen Ruy Blas demſelben zu unterwerfen; denn in der Art, wie er die Mißhandlungen ſeines frühern Herrn erduldet, zeigt er wirklich eine Lakaienſeele. Aber ein weiterer, ſehr großer Uebelſtand, wodurch jene Idee gekreuzt und beinahe aufgehoben wird, iſt: daß nicht die Leidenſchaft des Ruy Blas ſich den Weg zur Königin bahnt und ihre Liebe gewinnt, ſondern die Rachſucht des Don Salluſte, der als Kakodämon alle Fäden in ſeiner Hand hält, den Ruy Blas der Königin nahe bringt, ihn ihre Liebe gewinnen läßt, mithin die Ausfüllung der Kluft des Standes nicht durch die göttliche Macht der Leidenſchaft, ſondern durch tückiſche Rachſucht und verrätheriſchen Betrug bewirkt wird. Das kühne Streben des Niedrigen iſt an und für ſich machtlos; das im Ruy Blas perſonificirte Volk, „welches nach höhern Regionen emporſtrebt,“ erreicht durch eigne Kraft nichts, ſondern erringt nur, wenn die boshaften Ränke von Großen ihm Vorſchub leiſten, einen ſcheinbaren Triumph, der zu ſeinem eignen Verderben ausſchlägt und in jene hohen Regionen ſelbſt nur Unſegen und Schmach bringt. So zerfällt die ſcheinbare Idee des Ruy Blas in ein Nichts, und es bleibt nur ein Intriguenſtück übrig, deſſen Seele boshafte Rachſucht iſt.

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer** in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 30.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 März. 1839.

Elegie,

geſchrieben auf einem Dorfkirchhofe.

Von Gray.

Die Abendglocke wiegt den Tag zur Ruh,
Schwer zieht die Heerde brüllend heim vom Feld;
Der müde Landmann ſchleicht der Hütte zu
Und läßt der Dunkelheit und mir die Welt.

Stets bläſſer nun der Landſchaft Schimmer wird,
Die Luft muß feierlich und ſtille ſeyn;
Nur noch den trägen Flug der Käfer ſchwirrt
Und ſchläfrig Klingeln lullt die Hürden ein.

Aus jenem Thurm im Epheurankenkleid
Verklagt die Eule träumend bei dem Mond
Ihn, der noch ihres Neſtes Heimlichkeit
Naht, nicht ihr alt einſames Reich verſchont.

Wo Ulme Schatten wirft und Eibenbaum,
Auf Moderhügeln ſich der Raſen hebt,
Für immer ſchlafen in dem engen Raum
Des Dörfleins Ahnen, die hier einſt gelebt.

Des weihrauchduft'gen Morgens Sänfelball,
Die Schwalbe, zwitſchernd vom Strohhüttendach,
Des Hahns Trommetenton, des Hornes Schall
Ruft aus dem tiefen Bett ſie nimmer wach.

Für ſie entbrennt des Herdes Gluth nicht mehr,
Sorgt keiner Hausfrau abendliche Müh,
Kein Kind grüßt eilend ihre Wiederkehr,
Klimmt um den Kuß mit Neid empor am Knie.

Den Weizen ihre Sichel oft gewann
Und oft die harte Scholle brach ihr Pflug;
Wie froh ins Feld ſie trieben ihr Geſpann,
Wie ihre ſtarke Fauſt die Wälder ſchlug!

Ehrgeiz verſpotte ja ſo dunkles Loos,
Nützliche Arbeit, niedre Freuden nicht;
Vornehm belächle nie, wer reich und groß,
Den Lebenslauf des Armen, kurz und ſchlicht.

Der Wappen Glanz, der eitle Prunk der Macht,
Was Schönheit und was Reichthum immer gab,
Sinkt unvermeidlich einmal in die Nacht,
Des Ruhmes Pfade leiten uns zum Grab.

Werft nicht auf ſie die Schuld im ſtolzen Sinn,
Wenn man kein Denkmal auf die Hügel ſtellt,
Wo durch die langen Kirchgewölbe hin
Der Chor des Preiſes Laute tönend ſchwellt.

Bildreicher Aſchenkrug, beſeelter Stein,
Bannt er den flieh'nden Hauch in die Geſtalt?
Kann Ruhm herauf den ſtummen Moder ſchrei'n?
Rührt Schmeichelei den Tod, ſo taub und kalt?

Hier ruht vielleicht in unbekanntem Grab
Manch Herz, erfüllt einſt von des Himmels Feu'r,
Hände die hätten wohl den Herrſcherſtab
Geſchwungen und mit Gluth durchſtrömt die Lei'r

Doch hielt Erkenntniß nie entrollt ihr Buch,
Reich von dem Raub der Zeiten, ihnen vor;
Den edeln Drang hemmte der Armuth Fluch,
Des Geiſtes ſchöpferiſcher Strom gefror.

Gar manchen Edelſtein im reinſten Glühn
Birgt unergründlich ſchwarz des Meeres Gruft;
Gar manche Blume muß verborgen blühn
Und haucht die Süßigkeit in öde Luft.

Manch ein Dorf-Hampden, der auf ſeiner Flur
Furchtlos dem kleinen Zwingherrn widerſtand,
Ein Milton ruht hier, ſtumm und ruhmlos nur
Ein Cromwell, unbefleckt mit Blut vom Land

Beherrſchen folgſamen Senates Schluß,
Verachten drohend Weh und Mißgeſchick,
Streu'n auf ein lächelnd Land aus Ueberfluß,
Ihr Wirken leſen in des Volkes Blick,

Verbot ihr Loos: doch ſchrieb es nicht ein Ziel
Der Tugend nur, auch dem Verbrechen vor,
Verbot den Weg zum Thron durch Blutgewühl,
Wo ſich der Menſchheit ſchließt des Mitleids Thor.

Nicht hehlen durften ſie Gewiſſensrein,
Zertraten edler Scham die Blüthe nicht,
Noch füllten ſtolzer Ueppigkeit den Schrein
Mit Weihrauch ſie, entzündet im Gedicht.

Fern von des tollen Haufens rohem Streit,
Nüchtern ihr Wunſch den Irrweg nie betrat;
Dahin durchs Thal in kühler Einſamkeit
Verfolgten ſie geräuſchlos ihren Pfad.

Doch ſelber dieß Gebein vor Kränkung ſchützt
Noch ein zerbrechlich Denkmal, hier erhöht,
Das mit den Reimen, Bildern, rohgeſchnitzt,
Um eines Blickes kurzen Zoll dich flieht.

Durch Namen, Jahrzahl hat einfach ſtatt Ruhm
Und Trauerlied die Muſe ſie geehrt,
Und manchen Bibelſpruch ſtreut ſie herum,
Der fromm und froh den Landmann ſterben lehrt.

Wer trennt als Beute der Vergeſſenheit,
Sich gern von dieſes Daſeyns holder Qual,
Verläßt beſonnter Fluren Heiterkeit
Und ſchaut nicht ſehnend rückwärts noch einmal?

Noch ſcheidend ſucht der Geiſt ein theures Herz,
Um eine Thräne fleht der letzte Blick;
Vom Hügel ſelbſt ruft die Natur im Schmerz,
Im Staub noch iſt gewohnte Gluth zurück.

Du, welchen ihr ruhmloſer Tod gekränkt,
Der ihr Geſchick in dieſe Zeilen ſchloß,
Forſcht, einſam in Betrachtung tief verſenkt
Einſt ein verwandter Geiſt nach deinem Loos:

So ſpricht vielleicht ein Hirt, von Locken grau;
Oft haben wir früh Morgens ihn geſehn,
Abwechſelnd haſtig ſchnellen Schritts den Thau,
Der Sonne zu begegnen auf den Höhn.

Hier an dem Fuß der weh'nden Buche lag,
Die hoch die Wurzeln krümmt und wunderlich,
Langhingeſtreckt er ſorglos um Mittag,
Aufs Bächlein ſtarrend, das vorüberſchlich.

Er ſchweift' am Wald, nun lächelnd, Spöttern gleich,
Und murmelte ſeltſame Phantaſei'n,
Nun, wie Verzweifelnde, ſo traurig bleich,
Vor Gram, vor hoffnungsloſer Liebe Pein.

Doch eines Morgens ſah ich ihn nicht mehr
Am Hügel, auf der Heid', am Lieblingsbaum;
Am andern Tag nicht bei dem Bach war er,
Nicht auf dem Anger, noch am Waldesraum.

Mit Grabgeſang im Trauerzuge ſah
Man bald ihn tragen hin den Kirchhofpfad:
Tritt her und lies die Schrift, (du kannſt es ja),
Die unterm alten Dorn der Grabſtein hat:

Grabſchrift.

Da ruht im Erdenſchooß ſein Haupt ſo müd,
Ein Jüngling, unbekannt dem Glück und Ruhm;
Die Muſe war nicht abhold ſeinem Lied,
Schwermuth erkor ihn ſich zum Eigenthum.

Redlich ſein Herz, von liebevoller Gluth;
Hold hat's der Himmel auch mit ihm gemeint;
Er gab dem Elend Thränen, all ſein Gut,
Ihm ward vom Himmel all ſein Wunſch, ein Freund.

Enthüllt nicht weiter ſeine Tugend nun,
Und ſeine Schwächen geißle nicht der Spott;
Laßt beide gleich in Hoffnung bebend ruhn
Im Schooße ſeinem Vater, ſeinem Gott!

Julius Krais.

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Die Schlacht bei Benevento, von Karl von Anjou gegen Manfred, König von Apulien geſchlagen, im Jahr 1266, gibt dem Buche Guerazzi's den Namen. Manfred war der unehliche Sohn Friedrichs II, nach dem Tode des deutſchen Königs Konrad von den italieniſchen Baronen zum König gewählt, aber dem Papſte verhaßt, welcher den Grafen von Provence, Bruder Louis IV (des Heiligen) von Frankreich herbeirief und ihm die Krone Neapels anbot. In jener Schlacht verlor Manfred Krone und Leben; mit der Schilderung dieſes Treffens und des Todes von Manfred ſchließt Guerazzi's Werk, welches die Urſachen, die Verräthereien und Treuloſigkeiten, die dieſer letzten Kataſtrophe vorangingen und deren Wurzel bis in frühere Jahrhunderte reicht, in einer Reihe von ſehr lebendigen aber meiſt düſtern Bildern veranſchaulicht. Die Erzählung hat zwar einen Haupthelden, Ruggiero, und es fehlt auch ein Liebesverhältniß nicht, aber der romantiſche, ſich durch das Ganze ziehende Faden

iſt ziemlich dünn und locker. Der Verfaſſer iſt von ſeinem hiſtoriſch-nationalen Intereſſe ſo erfüllt, daß er zwei Capitel hindurch nur die Geſchichte der hohenſtaufiſchen Kaiſer erzählt. Es iſt nicht unintereſſant zu leſen, wie ein Italiener, der ein tiefes und feuriges Nationalgefühl beſitzt, ſich über Fürſten ausſpricht, welche den Deutſchen als Zierden *ihrer* Geſchichte, als die ſtolzeſten Namen in ihren Annalen erſcheinen. Guerazzi verweilt lange bei den Kriegsthaten und Schickſalen Friedrich Barbaroſſa's, deſſen Tapferkeit und Heldenmuth er zwar anerkennt, dem er aber ſeine Kriegs- und Eroberungsluſt und ſeine oft grauſame Härte bitter vorwirft und die oberitaliſchen Städte preiſt, welche ihm mit mehr oder minder Glück ſich widerſetzten. Nicht vergeſſen wird hier das Schickſal Arnolds von Breſcia: „Unter dem Pontifikat Eugenio's war Arnold nach Rom zurückgerufen worden, wo er bis 1155 blieb, immer beſorgt und wachend für die Größe eines Volks, das vom Himmel beſtimmt war, nicht mehr groß zu werden. Jetzt verlangte Adrian ſeine Auslieferung von Friedrich; dieſer wollte gern vom Papſt gekrönt ſeyn; er nahm den Baron, bei welchem Arnold eine Zuflucht gefunden, in Verhaft und zwang ihn, den Unglücklichen ihm zu übergeben. Von zahlreicher Mannſchaft eingeſchloſſen, ward Arnold nach Rom geführt, um wie ein Miſſethäter am Ort ſeines Verbrechens die Strafe zu erdulden. Der Scheiterhaufen erhob ſich, die Flamme wird angefacht — ſie wächst, ſie verſengt ihm die Kleider — ſie erſtickt ſein Klaggeſchrei — *und wo blieb das Volk, das Arnold groß zu machen beabſichtigte?* — man ſammelt die Aſche, man verſtreut ſie in den Wind; das Volk läuft zuſammen, heult, wehklagt und will ihn retten. Oh! wie lächerlich wäreſt du, o Menſchheit, wenn du Einen nicht ſo oft weinen machteſt!“

Mit den ſchwärzeſten Farben wird Friedrichs I Sohn und Nachfolger Heinrich VII geſchildert: „Sturm, Blitz und Erdbeben ſind ſchreckliche Zeichen Gottes; aber ſchrecklicher als Erdbeben, Blitz und Sturm iſt ein laſterhafter König. Wenn nicht der ewige Lenker der Welt einem ſolchen die kürzeſte Lebensdauer zuerkennte, ſo ſchiene es, als ob er nicht mehr halten wollte den Bund, den er mit Noah errichtete, wo er verſprach, daß von nun an die Erde nicht mehr ſolle verwüſtet und vertilgt werden, weil *das Dichten des menſchlichen Herzens iſt böſe von Jugend auf*. Aber wenn das Leben kurz, ſo iſt die Schande lang; und wir Nachkommen wollen das Gedächtniß der ſchuldbelaſteten Gewaltigen der Vergeſſenheit ſtreitig machen; wir wollen in die Gräber hinabſteigen und die Aſche aufwühlen. Die Krone, welche dieſe häßlichen Schädel ſchmückt, iſt ein Hohn für ſie, ein Hohn für uns. Das von den Jahren geſtumpfte Schwert liegt an ihrer Seite ohne Schneide und ohne Spitze; — dieſer einſt ſo furchtbare Arm kann nicht mehr hauen und ſtürzen... der Wurm hat ihn beſiegt. Und wir entreißen ungeſtraft den Zeiten und der Erde dieſe Namen und überhäufen ſie mit Schimpf und überliefern ſie ſo der Zukunft. Wenn meine Stimme wird vergeſſen ſeyn, erſtehe ein heißerer Geiſt, der ſtrafend dieß Gedächtniß der Sünde wieder belebe, und ein Jahrhundert überliefere es dem andern, wie einen anvertrauten Schatz, den ein Freund dem andern übergibt, daß die Verzweiflung langſam, langſam in feurigen Tropfen brenne auf den Geiſt des Frevlers und er erkenne, daß für ihn der Tod eine Taufe des Fluchs iſt für das endloſe Leben der Seele.“ Ein kurzer Abriß vom Leben Heinrichs wird gegeben, wie er Apulien gegen Tankred gewann und wie er als Sieger wüthete: „Jetzt zeigte er ſeine grauſame Gemüthsart; er ließ Alle, die ſich auf Tankreds Seite geſchlagen hatten, feſtnehmen und befahl, ihnen glühend gemachte Kronen aufs Haupt zu ſetzen und ſie mit glühenden Nägeln anzunageln. Graf Riccardo von Acerra, der in ſeine Hände gefallen, wurde einem Pferde an den Schweif gebunden und dann an den Füßen aufgehängt; und nie, ſo lang der Grauſame lebte, gab er zu, daß er vom Galgen genommen wurde. Dem Großadmiral Margarito wurden die Augen ausgeſtochen und er entmannt. Den Genueſern und Piſanern hielt er nicht bloß die gemachten Zuſagen nicht, ſondern verhöhnte ſie auch wegen ihres guten Glaubens. Darauf, als ob ihm nicht genügte, gegen die Lebenden zu wüthen, kehrte ſich ſeine Grauſamkeit auch gegen die Todten. Er ließ die Leichname Tankreds und Bogiero's ausgraben und riß ihnen voll Wuth die Krone vom Haupte. Seine Raubſucht und Grauſamkeit nahmen ſo arg überhand, daß der Papſt einen Legaten an ihn ſandte, um ihm Einhalt zu thun; dennoch ließ er nicht nach, ſondern wurde immer ärger; zum unendlichen Leidweſen der Palermitaner ſchickte er alle Schätze der verſtorbenen Könige, die goldnen Gefäße, das Silber, die Tiſche und Geräthe von denſelben Metallen, die koſtbaren Seidenſtoffe, die Purpurwebereien und ſonſtige unermeßliche Koſtbarkeiten nach Deutſchland. Während dem überraſchte ihn die Hand des Todes; man erzählt, daß er, verhaßt ſeinen Untergebenen und ſeiner eigenen Gattin Conſtanza, durch Gift, das letztere ihm hatte beibringen laſſen, in Meſſina geſtorben. Der Papſt geſtattete nur gegen gewiſſe Bedingungen, daß man ihn in heiliger Erde begrabe; Goſtanzo wollte dem Abt eines Ciſtenzienſerkloſters 300 Mark Silbers geben, wenn er die Beſtattung erlaube, aber dieſer weigerte ſich. Endlich fand man Mittel, Heinrich hinter einer Porphyrſäule im Dom zu Palermo zu begraben, wo er das Gericht Gottes erwartet.“

Merkwürdig iſt, wie Guerazzi gegen Friedrich II, obgleich er ihn auch einen Schwaben nennt, doch weit milder geſtimmt iſt, weil er doch von mütterlicher Seite italieniſcher Abkunft war, und Manfred gilt ihm beinahe ganz als Italiener. Manfred verfocht die nationale Sache gegen den Fremden, Karl von Anjou, bei Benevento, und wird als *italieniſcher* Held geprieſen, trotz ſeiner Verbrechen, die ihn Guerazzi in ſeinen letzten Augenblicken geſtehen läßt, die aber die Geſchichte keineswegs für erwieſen annimmt, ſondern für Erfindungen ſeiner Feinde, der Guelfen und des Papſtes hält. Der Hergang der Dinge nach Friedrichs Tod wird ſo erzählt: Friedrich II hat in ſeinem Teſtament zu ſeinem Nachfolger ſeinen Sohn Konrad, zu deſſen Stellvertreter in Italien aber Manfred ernannt, dem er überdieß das Fürſtenthum Tarent und andere Herrſchaften übertrug. — „Dieß war der Wille des Kaiſers; aber nicht war es der Wille des Papſtes Innocenzio. Wir haben geſehen, daß die Politik ſeiner Vorgänger darin beſtand, zu hindern,

daß der deutsche Kaiser keine Besitzungen in Italien habe, und da er nicht hintertreiben konnte, daß durch die Heirath mit Constanza Heinrich das Königreich Neapel erlangte, richtete der römische Hof sein ganzes Trachten darauf, zu verhindern, daß diese Herrschaft sich nicht in der Hand des Kaisers befestige. Innocenzio hatte keinen andern Weg zu verfolgen. Der mächtige Freund in der Nähe, der, wenn er will, dich vernichten kann, ist gefährlicher als der Feind, der mit noch ungewissem Glück dich angreift. Innocenzio, ein umsichtiger Mann und wohl kundig des Gangs der weltlichen Dinge, entflammte die herrschsüchtigen Wünsche der neapolitanischen Barone. Jeder von diesen, in der Hoffnung sich unabhängig zu machen, regte mit der alten schmeichlerischen Hoffnung auf Freiheit die Völker auf, und sagte, man müsse den Tyrannen aus dem Wege räumen und das Reich von den Barbaren säubern. Manfred seinerseits forderte das Volk auf, treu zu bleiben, er erinnerte sie an die Ehre und die Freuden der Treue und des Gehorsams und nannte seine Feinde Rebellen. Die Namen Rebellen und Tyrann bei Aufständen und Revolutionen sind für sich ohne einen bestimmten Sinn und ohne eine moralische Bedeutung für das Gemüth der Völker, und erwarten ihre Erklärung von dem Ausgang der Schlachten. Dann, wenn man die Einkerkerungen, die Verbannungen, das Kopfabschneiden, das Pfählen u. dgl. sieht, dann gibt man, vermöge jener althergebrachten Verbindung, welche in den Köpfen der Menschen zwischen Strafe und Schuld besteht, dem Besiegten Unrecht. Der Namen der Verwerfung bleibt haften auf dem, der zu weichen gezwungen ward, der Andere hat seine Schmach durch den Sieg gereinigt. Manfred siegte — und er war im Recht; die Barone wurden überwunden und mithin waren sie Verbrecher. Beim Tode des Kaisers empörte sich das Königreich von einem Ende bis zum andern, und in weniger als einem Jahr stellte Manfred die Ruhe wieder her und unterwarf sich Alles, mit Ausnahme der Städte Napoli und Capua. Dieser Held war der natürliche Sohn Friedrichs II und einer Marchesa Lancia aus der Lombardei, den aber sein Vater vor seinem Tode noch legitimirt hatte. Außerordentlich schön von Körper, mit blonden Haares und von blauen Augen, wie alle Glieder der schwäbischen Fürstenfamilie, war er dabei von majestätischem Wuchse, von edler Haltung, sein Wesen und seine Sitten einnehmend und freundlich. Die Natur hatte ihn mit einem wunderbaren Geiste begabt, so daß er sich aufs Dichten verstand in der Weise der Troubadours; er sang und keine der ritterlichen Künste war ihm fremd; wie sein Vater Friedrich sprach er geläufig mehrere Sprachen und verstand sich auf die Naturwissenschaften, wie man aus seinem Buch über die Jagd ersieht; von nagendem Ehrgeiz beseelt, schien ihm jedes Mittel löblich, wenn es nur zum Ziele führte; er war im Stande jedes Verbrechen auszusinnen, auszuführen, und die Reue zu verhehlen; im Verstellen und Heucheln war er der vollendetste Meister, ein Verächter der Menschen und Gottes, während er, in seltsamem Widerspruch hiemit, sich immer menschlich, großmüthig und edelmüthig im Verzeihen erwies. Seine Seele war groß, aber dunkel; kein Mensch auf Erden hat wohl je so dem Lucifer geglichen, als er einen Theil des Himmels seinem gewaltigen Herrn abtrünnig machte und auf der Stirne die ewigen Narben vom Blitze Gottes davon trug. Conrad kam, um das Königreich Sicilien zu besuchen. Manfred ging ihm mit prächtigem Gefolge entgegen und erzeigte sich gegen ihn als der zärtlichste Bruder; er erzählte ihm von den ausgeführten Thaten, von den überstandenen Gefahren und setzte ihm den Zustand des Königreichs auseinander. Conrad antwortete, er sey ihm unendlichen Dank schuldig; er bat ihn, ihm mit seinem Rath beizustehen und nie von seiner Seite zu weichen. So ging anfangs alles in bester Eintracht. Bald brach der Krieg wieder los. Conrad, unterstützt von Manfred und von den Saracenen, eroberte in kurzer Zeit Aquino, Suessa und San Germano; aber wie sein Vater Friedrich behandelte er die Besiegten hart und brachte sie grausam um. Da zeigte Manfred Mitleid mit ihnen, verwandte sich oft für sie, half ihnen noch öfter zur Flucht und unterstützte sie mit seinem Geld; schon zuvor hatte sein edles und gefälliges Wesen die Herzen der Sicilianer eingenommen und nicht wenig zur Unterdrückung der Aufstände beigetragen; jetzt, wo eine Vergleichung mit Conrad so nahe lag, wandten sich Alle an ihn als ihren Beschützer, und sie nannten ihn den gottgefälligen Fürsten und baten ihn ihr König zu werden. Conrad, von Natur argwöhnisch, wurde bald auf Manfred eifersüchtig und fing an, ihn für zu mächtig zu halten; daher entzog er ihm seine Lehen, beschränkte ihn in seinen Befugnissen und demüthigte und erniedrigte ihn auf jede Weise. Manfred ertrug dieß alles mit heitrer Miene und zeigte durchaus keinen Verdruß; ja, in eben dem Verhältniß, als er Kränkungen zu dulden hatte, schien er seinen Eifer für Conrad zu verdoppeln. Capua fiel nach enger Einschließung in Conrads Hände, der sofort vor Napoli zog. Lange hielt sich diese Stadt, mußte sich aber endlich auch ergeben. Conrad verübte auch hier Thaten der Grausamkeit; Manfred war überall bereit, Balsam in die Wunden zu gießen; die beiden Brüder erschienen wie der Genius des Guten und des Bösen, die sich verbunden, über die Erde hinzuziehen.

Mittlerweile riefen Nachrichten aus Deutschland den Kaiser Conrad zurück. Er fürchtete, wenn er Sicilien verlassen sollte, Manfred, und noch vielmehr fürchtete er den jungen Heinrich, einen Jüngling von herrlichen Hoffnungen, dem sein Vater (Friedrich II) große Schätze hinterlassen hatte. Zu groß waren, wie Jedermann einsieht, die Vortheile, die aus seinem Tode für Conrad entsprangen, als daß dieser ihn hätte leben lassen können. Heinrich ward nach Melfi berufen und starb; Conrad stellte sich an, als empfände er unermeßliches Leid über diesen Tod, und Manfred stellte sich an als glaube er an diesen Schmerz.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an **Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.**

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31 u. 32.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 März 1839.

Der Ball.

Von Alfred de Vigny.

Die Harfe zittert noch, die Flöte flüsternd säuselt,
Des Saales Menschenmeer der Sturm des Walzers kräuselt;
Das Auge blendet fast der flücht'gen Paare Glanz,
Wie sie vorüberfliehn, ein schöngewundner Kranz;
Jetzt eine Pause hemmt ihrer Bewegung Flügel;
Bewundernd ihren Schmuck stehn sie vor einem Spiegel;
Beginnen neu, und dann, in froher Raserei,
Stoßen sie, ungeschickt, einander mit Geschrei.
Die Tänzerin, berauscht vom Fest und hocherfreuet,
Den schönen Blumenstrauß aus ihrem Haar verstreuet,
Gibt sich dem Arm ganz, der sie hält und kehrt sich um,
Bleich, auf die hohe Brust senkend das Aug', und stumm.

* * *

Eilt, junge Schönen, eilt zum raschen Doppeltanze!
Hört Ihr den muntern Geigenbogen nicht,
Ihr Schönen? Bald, ein anmuthsvolles Ganze,
Zusammen die Musik vor meinem Aug' Euch flicht!

* * *

Tanzt, und mit Blumen Euch die Marmorstirn umwindet!
Zur blauen Hyacinth' die Maienblume bindet!
Gleit' Euer markger Schritt, eines Anbeters Stolz,
Zierlich und leicht dahin auf blankem Eichenholz!
Tanzt! denn es werden Euch die Mütter morgen schelten
Ob Unfleiß bei dem Werk, das als Geschäft muß gelten;
Die böse Nadel wird der schlaffen Hand entfliehn;
Oder der Finger wird, störend die Melodien,
Wenn übers Instrument er hinschwebt, dessen Tasten
Von Elfenbein, verirrt auf falscher Farbe rasten;
Morgen, im Alltagskleid, empfindend Eva's Fluch,
Ermüdet Euer Aug' ein unschmackhaftes Buch;
Suchen wird es umsonst auf dem mißfäll'gen Blatte,
Was doch die Rede will, die einfachklare, glatte;
Fern von dem schwarzen Druck, betäubt und wie verwirrt,
Einsam zum göttlichen Ball Euer Geist hin irrt.
Und läßt das Auge, das nur *scheint* darob zu sinnen,
Den Satz, den ewigen, wohl zwanzigmal beginnen.
O dehnt, wenn's möglich ist, o dehnet diese Nacht.
Welche mit raschrem Schritt, als Eurer, fort sich macht!

* * *

Gegeben ist's Signal, und wieder tönt der Bogen.
Auf, und die kunstvoll neuen Knoten schlingt
Welchen, des Dritten Ruhm, Terpsichore gewogen,
Wo Glied um Glied sich wie an einer Kette ringt

* * *

Tanzt! Einen Abend noch genießet Eures Lebens!
Es folgt der Schimmernacht ein Tag verdrossnen Strebens,
Die lustige Musik der Stille weichen muß,
Dem süßen Rausch des Balls folgt peinlicher Verdruß.
Oh! haltet fern den Tag, wo Ihr, besorgte Mütter
Erfahret, wie die Angst an einer Wieg' ist bitter;
Denn wenn einmal erscholl des Kindes erster Schrei,
Dann ist's mit dir, o Lust, dann mit dem Schleier vorbei,
Und mit des Putzes Glanz, den hellen Festjuwelen,
Und mit dem Abend, wo nicht die Triumphe fehlen,
An dem, in Stunden, süß von junger Liebe Glück
Der Glanz der Lichter ruft den müden Tag zurück.
Doch niemals bleibt erspart das Wachen bis zum Morgen
Der Mutter bangem Aug', und jenes stumme Sorgen,
Welches der Mann verschmäht, das Kind noch nicht versteht
Und deß Erinnerung durch alle Träume geht.
So steht die Mutter, ganz dem Wiegendienst ergeben,
Mit ihren Thränen auch hinfließen träg ihr Leben.
Die Freuden ruft zurück, sie halten nicht mehr Stand.
Es reißt ihr Blumenkranz entzwei Euch in der Hand!

* * *

Zuſammen, leichten Schritts, durcheilt den Raum, verwegen!
Zwei Hände ſey'n vom leiſen Druck beglückt.
Dann mit gelehr'gem Fuß, ſchwebend auf Doppelwogen,
Wieder am Ort, von wo Ihr ausgingt, eingerückt!

* * *

Tanzt! eines Tages, ach! eintägige Königinnen,
Wird Eurer Herrſchaft Traum, noch jung, in Nichts zerrinnen!
Nichts wird ausfüllen mehr Euer entzaubert Herz,
Als Liebesträume, die gar bald erwacht zu Schmerz,
Und ferne Sehnſucht nach der Jugendzeit, die welken
Von einem Hauch gemußt, ſchneller als Roſ' und Nelken,
Die Eure Stirn geſchmückt in friſcher Lieblichkeit;
Und wenn die Unbill naht der unbezähmbarn Zeit:
Wie werdet Ihr, zu ſpät erſchreckt, Euch dran gewöhnen?
Ein Teint, gefährdet ſchon, wird bleichen unter Thränen —
Thränen, der Liebe jetzt ein ſüßer Hort und Schutz;
Thränen, die fruchtlos ganz dem Alter bieten Trutz;
Mit Fingern, kalt, wie Eis, werden, ſich zu vertreiben
Die Zeit, Euch Gram ins Herz kränkelnde Jahre ſchreiben,
Das mürr'ſche Alter... Oh! Ihr ſchönen Kinder! laßt
Anlieben Euren Tanz in ungeſtümer Haſt!
So recht! wenn fröhlich ſich die weißen Hände fanden!
Die Blicke voller Feu'r! zerknittert die Guirlanden!
Das muntre Lachen ſchallt, es blitzt der Freude Strahl!
Fern höre ſchüttern man von Eurer Luſt den Saal!

Jules Janin's

Reiſe in Italien.

Man hat es ſonſt ſchon den Büchern des berühmten Feuilletoniſten Jules Janin nachgeſagt, daß ſie aus Feuilletons-Artikeln entſtanden, die nachher zu einem oder ein paar Bänden unter der unermüdlichen Feder des Autors angeſchwollen ſeyen. Dieſe Reiſe in Italien beſteht aber wirklich aus ſolchen Feuilletons-Artikeln, aus Briefen, die er von Zeit zu Zeit an das Journal des Débats ſchrieb, und die nun geſammelt erſcheinen mit einem Vorwort des Verlegers, dem aber wahrſcheinlich der Verfaſſer ſelbſt auch hier wieder ſeine Feder geliehen, um mit minderer Unbeſcheidenheit ſein eigenes Lob ſingen zu können. Dieß Vorwort lautet ſo:

„Wir haben mit größter Sorgfalt die Schilderung dieſer Reiſe durch die ſüßeſten Orte und Punkte Italiens geſammelt, geſchrieben mit der naivſten Leidenſchaft und der natürlichſten Begeiſterung von einem jungen, glühenden und überzeugten Schriftſteller, der zum erſtenmal in ſeinem Leben den Fuß außer Frankreich ſetzte, und ſich in den poetiſchen Zaubern verlor, von welchen er, obwohl ſein ganzes Leben die Geſchichtſchreiber und Dichter leſend, kaum eine Idee gehabt hatte. Auf dieſer ſchnellen Fahrt von Lyon nach Turin, von Turin nach Genua, von Genua nach Lucca, wo der Zufall, dießmal nicht blind, ihm ein ſchönes Landhaus beſcherte, wie es Horaz ſelbſt ſich nicht ſchöner hätte wählen können, von Lucca nach Piſa, unter den drei großen, von ihm ſo ſchön beſchriebenen Bauwerken, dem Campo Santo, dem Dom und dem Baptiſterium von Piſa; von Piſa nach Florenz, wo er die ſchönſten Wochen ſeines Lebens verlebt, und endlich von Florenz nach Mailand, von wo er in möglichſter Schnelligkeit über den Splügen und die Schweiz zurückeilte, um den Krönungsfeierlichkeiten zu entgehen, hat Herr Jules Janin keinen Augenblick ſeine alltägigen Leſer vergeſſen. Er wußte, daß die Popularität des Schriftſtellers nicht allein ſeinem Talent, ſondern auch ſeinem Eifer gilt; und ſo ſehr er überzeugt war, daß Alles, was ihm vor Augen kam, ſchon tauſendmal beſchrieben worden, ſo ſchilderte er doch Alles noch einmal — ſo ſehr durchdrang ihn die Ueberzeugung, daß Andere Italien wohl ſchon beſſer geſehen haben möchten als er, aber daß Niemand es ſo geſehen, wie er es ſah. Und in der That haben dieſe ſchönen Blätter, niedergeſchrieben im Enthuſiasmus der Reiſe, im Angeſicht der Monumente und der Menſchen, von welchen die Rede iſt, ein gewiſſes Gepräge und einen Reiz der Neuheit an ſich, die man für unmöglich gehalten hätte. Frankreich hat ſie geleſen, als wäre Italien ein neuentdecktes Land; und als der Reiſende zurückkam, war er nicht wenig überraſcht von einem Erfolg, den er nicht gehofft hatte, da wir ſchon ſo viele Bücher über denſelben Gegenſtand beſitzen, von den emphatiſchen Briefen des Präſidenten Dupaty an bis zu der chronologiſchen Tafel von Valery. Ein Land muß wohl ſehr reich an Meiſterwerken und an Erinnerungen ſeyn, um durch die bloße Kraft ſeines Namens den verſchiedenartigſten Werken ſolches Leben zu verleihen. — Wir unſers Theils haben aus dieſen zerſtreuten Blättern ein Buch gemacht, um ſie nicht den Winden und der Volkslaune ein Spiel zu laſſen, und damit dem Buch nichts fehle, ſich Gunſt zu verſchaffen, haben wir es mit den ſchönſten Stahlſtichen begleitet."

Wir wollen gleich hier unſere Leſer daran erinnern, daß der Enthuſiasmus von „Frankreich" für dieſe Briefe nicht überall getheilt wurde, daß vielfache Reclamationen erhoben wurden gegen die ſträfliche Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, womit der Autor, der zum erſtenmal den Fuß außer Frankreich ſetzte, wie ein literariſcher Cäſar auf den erſten Blick Alles zu erfaſſen, zu verſtehen, zu beurtheilen ſich anmaßte und von Kunſtwerken, ja wohl gar, wenn wir nicht irren, von Künſtlern berichtete, die gar nicht exiſtirten. An der Originalität von Janins Reiſebriefen zu zweifeln, wäre ſehr unrecht; wenn auch Italien von Tauſenden ſchon beſchrieben worden iſt, ſo hindert dieß durchaus nicht, daß ein neuer Reiſender nicht auch wieder das Land, die Menſchen, die Denkmale neu und intereſſant ſollte ſchildern können; dieß iſt es nun aber freilich nicht, was man an J. Janin rühmen kann; die heutige Art der Reiſebeſchreibungen — verſteht ſich abgeſehen von gründlichen, ernſten, wiſſenſchaftlichen Werken, welche zu den ſtolzeſten Schätzen der heutigen Literatur gehören — die im Flug entworfenen Reiſeſkizzen, Reiſebriefe, Reiſenovellen u. ſ. w. würden eigentlich mit mehr Recht den Namen Reiſephantaſien an der Stirne tragen; denn es ſind zum größten Theil Reflexionen, Betrachtungen, Urtheile, à propos einer Reiſe gemacht, welche man meiſt ebenſo gut in der Studirſtube hätte produciren können, und welchen einige wenige eigenthüm-

liche Anſchauungen und wirklich neue Reiſeeindrücke zu Grund gelegt werden. Am meiſten gilt dieß ohne Zweifel von den reiſebeſchreibenden Franzoſen, welche die nationale Atmoſphäre ihres esprit und ihrer Anſchauungsweiſe in alle Länder und Welttheile mitzunehmen pflegen, und welchen neue Scenen und Länder gleichſam nur die Stelle der Leinwand vertreten, auf die ſie die ſchon bereit gehaltenen Farben ihrer Einbildungskraft und ihres Styls auftragen können. Man denke nur an die Reiſebeſchreibungen eines Lamartine und A. Dumas, die man, bei manchem Verdienſt der Darſtellung, doch keineswegs als zuverläſſige Quellen der Belehrung über den Orient wird benützen wollen. Das obige Vorwort rühmt die naive Leidenſchaft J. Janins; uns ſcheint, damit iſt recht glücklich die Eigenſchaft bezeichnet, welche J. Janin, wie vielen ſeiner Landsleute, fehlt: das Talent, bei aller Wärme und Lebhaftigkeit der Erregung durch neue Eindrücke, doch die Sachen und die Perſonen zu ſehen und zu nehmen, wie ſie wirklich ſind, ſtatt ſie nur zu Trägern und Ausgangspunkten einer mehr zufälligen, bald verfliegenden Begeiſterung zu machen. Dieſe „naive Leidenſchaft“ iſt es, die das Meiſterwerk eines Goethe, deſſen Briefe aus Italien, charakteriſirt, welcher freilich mit J. Janin kaum zuſammen genannt werden ſollte. Goethe hat Alles geſehen mit dem Auge eines Künſtlers, und zugleich es geſchildert mit der Feder eines belebenden Dichters. Was an Goethe's Reiſebriefen poetiſch iſt, das iſt die Poeſie der Gegenſtände ſelbſt, mit leiſe berührendem Zauberſtab hervorgelockt; J. Janin dagegen, wie viele Andere, bringen die poetiſchen Blumen und Kränze im Vorrath mit und behängen mit ihnen, was ſie verherrlichen wollen, oder ſie ſpornen ihre Phantaſie zu einem manchmal glänzenden, aber oft innerlich kraftloſen und hohlen Aufſchwung. Es iſt gar nichts dagegen einzuwenden, wenn die Perſönlichkeit des Reiſenden ſelbſt auch ſich einmiſcht und häufig hervortritt, wenn man immer daran gemahnt wird, daß man nicht eine Geographie und Topographie, ſondern etwas von einem Individuum Erlebtes und Angeſchautes lieſt; aber nur dränge ſich dieſe Perſönlichkeit nicht gar zu anmaßend und eitel hervor, und wolle nicht faſt alles Intereſſe, das den Gegenſtänden zugewendet werden ſoll, auf ſich oder auf ihren Styl concentriren. Wir theilen einige Stellen aus den an Herrn Bertin, Redacteur des Journal des Débats, gerichteten Briefen mit, in welchen der Autor ſich und ſeine Art der Reiſeſchilderung ſelbſt charakteriſiren möge. — — „Als Sie mir mit wahrhaft väterlicher Güte den literariſchen Zaum über den Hals warfen, mit den Worten: Geh mein Sohn! erlaubten Sie mir zugleich, Ihnen über einige der lebhaften Eindrücke der ſchönen Reiſe zu ſchreiben, die ich machen ſollte; denn Sie wiſſen wohl, daß es mir unmöglich wäre, auch nur für einen Augenblick ganz der ſüßen Gewohnheit zu entſagen, mich offenherzig mit unſern alltägigen Leſern zu unterhalten. Es beſteht ſchon ſo lange zwiſchen ihnen und mir ein Wechſelverkehr der Gedanken, der Anſichten, des Lobs und Tadels, daß ich mir ſchmeichle — iſt es zu ſtolz von mir? — es werde ihnen nicht unangenehm ſeyn zu erfahren, was jetzt aus ihrem in der Welt umherſchweifenden Kritiker wird, und wie er ſich in ſein müßiges und beſchauliches Leben findet; was aus ihm wird in jenem Italien, das ſich zum erſtenmal ſeiner ſehnſüchtigen Neugier darſtellt... Unſere Abreiſe von Paris war traurig, ſchon wegen der Länge der Reiſe. Es iſt in Wahrheit nicht leicht, das Wort: Lebewohl! auszuſprechen, wenn man es richten muß an Alle, die man liebt, an die Freunde jedes Tages, die mit uns unſere Gedanken und unſer Leben durchleben, — Lebewohl den treuen Genoſſen meiner Arbeiten, meiner Studien, meiner Vergnügungen; Lebewohl dem ſüßen Herumſtreifen in der Pariſer Welt, die unſere Welt iſt; Lebewohl allen unſern großen Männern der nächſten Vergangenheit, allen großen Genies der nächſten Zukunft, unſern Meiſterwerken der Gegenwart. Wie viele große Namen mögen aufgehen und ſterben, ohne daß ich Zeuge ihres Lebens oder Todes bin! wie viel ſchöne Werke, von welchen man nicht einmal den Namen mehr erfährt! wie viel glänzende und Aufſehen machende Genies, von welchen man mir bei meiner Rückkehr nichts mehr wird zu ſagen wiſſen!“

Wir laſſen ſeine Schilderung von Piſa folgen.

„Wir ſind nunmehr in Piſa angekommen, das ſich rühmt, von den Griechen gegründet zu ſeyn, und das auch bis auf den heutigen Tag, ich weiß nicht was für einen atheniſchen Duft ſich bewahrt hat; noch rühmt es ſich, daß es von Rom nicht beſiegt worden, daß es ſich frei an Rom ergeben habe. Der Name der Piſaner iſt mit Ehren in der Aeneis genannt, dieſem bewundernswerthen römiſchen Stammbaum. Ehmals hatte Piſa einen berühmten Hafen; zuerſt zog ſich das Meer vom Hafen zurück, und ſpäter kamen, das Elend auf die Spitze zu treiben, die Barbaren; denn dieß iſt die gemeinſame Geſchichte aller italieniſchen Städte; im Augenblick ihrer größten Blüthe ſieht man auf die erſchrockenen Städte all die fürchterlichen Sendlinge der Barbarei ſich ſtürzen, Alarich, Attila, Genſerich, Odoacer, die Läſterung und die Verwüſtung, das Feuer und das Schwert; dann verſchwindet Alles in gleicher Finſterniß, Städte, Menſchen, Geſetze, Sitten; bis endlich in dieſer tiefen Nacht des Mittelalters die erſten Strahlen anbrechen, die erſten Freiheitsſpuren der Wiedergeburt der Bildung. Bei ihrem wohlthätigen Licht ſieht man allmählich die im Staub liegenden Völker wieder erwachen zur Hoffnung. Von neuem verſuchen ſie ihre Kraft und ihren Gedanken; bald erheben ſich die hanſeatiſchen Städte aus ihren Ruinen; die Republiken erſtehen wieder, die unterbrochenen Jahrhunderte beginnen wieder, bis zu dem Tag, wo all dieſe wiedererſtandnen Städte ſtark genug ſind, einander zu verſchlingen — eine Geſchichte ohne Ende, erfüllt von Räubern und von Helden. Aber ich will hier keine geſchichtliche Vorleſung halten; ich will nur die Geſchichte auf meine Weiſe errathen und deuten, indem ich dieſe ſchweigſamen Straßen, dieſe verlaſſenen Thäler, dieß ganze Land, bedeckt mit halbzerſtörten Thürmen, mit zerbrochenen Zinnen, mit zertrümmerten Bollwerken und blühenden Feldern, durchſtreife; denn, Gott ſey Dank, das Grün iſt ewig wie die Sonne. Der Menſch kann eine Stadt zerſtören, aber er vermag nicht die Lilie des Thals zu vernichten, deren unvergängliche Herrlichkeit Salomo gefeiert hat. Frevelhafte Menſchen, die Ihr in Euern Einge-

weiden das Geheimniß Eures Nichts, oder Eurer Größe ſucht, Ihr könnt Marmor- und Erz-Bilder zerbrechen, aber Ihr könnt nicht die kleinſte Quelle des Waldes verſtopfen. Ihr könnt in dieſe Mauern die Stille des Todes werfen, aber nicht den Geſang der morgendlichen Lerche zum Schweigen bringen, welche den Aufgang der Sonne begrüßt. Und nichts in der Welt verſchwindet überhaupt gänzlich; die Ruinen ſind beinahe unſterblich; es ſind die heiligen Reſte von Städten, die nicht mehr ſind. Piſa jedoch iſt nicht eine Ruine; es iſt ein Mittelding zwiſchen einer geſtorbenen und einer ſterbenden Stadt. Piſa iſt eine Stadt des Mittelalters und des Wiederaufleben's der Bildung geblieben; ſie hat keinen Schritt vorwärts oder rückwärts gemacht. Der Lärm und die Bewegung haben ſie verlaſſen, wie das Meer, das man fern rauſchen hört, ohne daß es je wieder dieſen verlaſſenen Mauern ſich nähern möchte. So muß man ſie denn betrachten wie ſie iſt, ausgeſtreckt auf ihrem Marmorſarg, ſchön noch im Tode, dieſe kriegeriſche und handeltreibende Stadt, einſt die Rivalin Venedigs, die Meiſterin Carthago's, die zu den Zeiten der Kreuzzüge ein Königreich in Afrika beſaß. Glücklich, daß ſie noch jetzt beſchützt iſt von den Werken einiger großen Künſtler, deren Mutter und Amme ſie war; denn hätte ſie nur noch ihre Quais am Arno, ihre hohen Mauern, ihre zerrütteten Thürme und ihren in der Geſchichte verſchollenen Namen: Piſa wäre nur noch ein hohler, im Raume verhallender Name. Zum Glück bleiben, von all ihren entſchwundenen Herrlichkeiten, von allen Bauwerken, die ſie gegründet, allen umgeſtürzten Städten, von allen Eroberungen und Zerſtörungen, es bleiben Piſa drei unvergängliche Meiſterwerke: der Dom, der hängende Thurm und der Campo Santo; mit ſolchen Trümmern kann eine Stadt, ſelbſt eine Ruine, nicht ſterben.

Gleich im erſten Augenblick wurde ich von bewunderndem Erſtaunen erfüllt beim bloßen Anblick dieſer großen Maſſen voll gewaltig ergreifender Majeſtät. In der Baukunſt iſt das Große ſchon auch beinahe ſchön. Auch haben in der Kunſt die erſten Zeugniſſe des Genius eines Volks, das wieder erwacht, an ſich etwas Heiliges und Gewaltiges, das ſie einem achtungswerth macht. Was wäre das für ein paſſender Augenblick, den Mann von Geſchmack zu ſpielen, wenn man auf dem Gipfel des hängenden Thurmes ſteht! Welcher Einfall, eine kleinliche Kritik üben zu wollen unter dem Dom von Piſa, und wie ſinnreich und vernünftig, die Steine des Kirchhofs zu zählen! Um dieſe großen Monumente vergangener Jahrhunderte zu beurtheilen, kommt nichts der Ehrfurcht und dem Herzen gleich. Darum habe ich in aller demüthigen Einfalt meines Geiſtes ſie in ihrem geringſten Detail ſtudirt, dieſe drei Meiſterwerke; und jetzt, die Augen geſchloſſen, ſehe ich ſie noch im Grunde meiner Seele, wie in einer Camera obſcura. Dieſe drei Monumente erheben ſich auf Einem Platz, etwas vor der Stadt, auf einer großen Ebene, die ſie allein mit ihrer Maſſe und mit ihrem Schatten erfüllen, ohne daß irgend ein profanes Gebäude ihnen Eintrag thut. Der Dom, der Thurm, der Kirchhof — das Alles iſt Ein und dasſelbe Werk; es ſind die verſchiedenen Geſänge Eines und desſelben chriſtlichen epiſchen Gedichts, das ſich ſehr gut mit Dante's göttlicher Komödie vergleichen ließe, denn Dante hat zu deſſen ſchönſten Blättern begeiſtert; hier das Leben, dort weiter entfernt der Tod; dort oben der Himmel, hier unten das Grab; zwiſchen den beiden ſo verſchiedenen Monumenten, dem hohen Thurm, der ewig den Sturz drohen wird, und dem Campo Santo, welcher ſchweigt, bis auch er wie die übrige Welt wird verſchlungen werden in das dröhnende Thal Joſaphat, erhebt ſich die Kirche, gleichſam um durch ein heiliges Band zu vereinigen, was der Künſtler getrennt hat. Der Dom in Piſa wurde in Folge eines Siegs der Piſaner über die Saracenen erbaut; er iſt das ſchönſte Denkmal der gothiſchen Kunſt in Italien in jener feierlichen Zeit, wo ſchon die Morgenröthe der Wiedergeburt anbrach. Vermöge ihres Verkehrs mit dem Orient hatten die Piſaner allmählich den Geſchmack und die Leidenſchaft für die großen Bauwerke ſich angeeignet, welche beſtimmt ſind, die Spur der Völker in der Zukunft zu bezeichnen. In dieſer Leidenſchaft für die großen Künſte iſt Piſa ſelbſt Florenz vorangegangen."

(Fortſetzung folgt.)

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortſetzung.)

Jetzt war Conrad bereit zur Abreiſe nach Deutſchlands und hatte den größten Theil der Barone in Lavello unter dem Vorwande prächtiger Feſte verſammelt, in Wahrheit aber, um ihre Geſinnungen auszuforſchen und ſie im geeigneten Fall ſämmtlich ums Leben zu bringen. Die Feſte wurden abgehalten und das letzte Bankett wurde gerüſtet; Manfred ſaß Conrad gegenüber und ſchmeichelte ihm mit vielen freundlichen und höflichen Worten; plötzlich ſtand er auf, und zu einem ſaraceniſchen Pagen ſich wendend, ſagte er: „Ali Haggi, beim Propheten, den du beſucht haſt, reiche mir von dem edlen Wein, womit Friedrich auf das Glück ſeines Hauſes zu trinken pflegte!" Der Saracene reichte ihm eine ſilberne Flaſche, Manfred füllte daraus einen Pocal (der ſeinige war ſchon gefüllt), und bot dieſen Conrad an, mit dem Ausruf: „Aufs Wohl Schwabens, auf den ſchwarzen Adler im goldenen Felde!"

„Und auf den ſilbernen Adler im himmelblauen Felde!" erwiederte Conrad, nahm den Pocal, ſetzte ihn an den Mund und leerte ihn haſtig. Manfred hatte den ſeinigen in der Hand behalten und ſein Auge heftete ſich unwillkürlich auf das Antlitz Conrads, und als dieſer den Pocal niedergeſetzt, führte er ſchnell den ſeinigen zum Munde, wie um damit ſein Angeſicht zu verbergen, und leerte ihn auf Einen Zug. Dann zeigte er eine unmäßige Luſtigkeit und verlangte eine Laute; aber beim Anſchlagen ſprengte er die Saiten: — er warf das Inſtrument weg und fing an zu ſingen; ſeine Stimme war himmliſch, aber er verwirrte ſich in den Tönen, brachte die Muſik in Unordnung — kurz, ſeine Seele war unfähig zu dieſem Thun. Das Feſt ging zu Ende und Alle zogen ſich zurück zur Ruhe.

Auch Manfred ſuchte ſein Lager, aber ob er dort Ruhe und Schlaf fand, weiß man nicht zu ſagen. Noch lag er nicht viele Stunden, als eine Stimme durch die Thüre rief: „Meſſere Fürſt, wacht auf, kommt zu Hülfe, der Kaiſer ſtirbt!“ Manfred erhob ſich vom Lager, legte einen eiſernen Panzer unter den Kleidern an und eilte zum Kaiſer. Er kam an das Bette des Sterbenden.... Das Antlitz von dieſem, blaß und gelb durch ſeinen Krankheitsanfall und noch mehr durch die Erinnerung an ſeine Miſſethaten, war wirklich furchtbar. Er riß die ganz ſchwarzen Lippen auf wie ein Verdurſtender; ſeine Haare waren geſträubt, er war von Schweiß bedeckt. Manfred ſtürzte ſich auf das Bett, indem er ſich an die Bruſt ſchlug, heftig weinte und von Zeit zu Zeit ausrief: „O, mein Fürſt, was iſt doch das?“ — „Manfred,“ verſetzte mit großer Anſtrengung der Kranke, „ich ſterbe, und Gott weiß, auf welche Weiſe!.. habe... wenigſtens... Mitleid mit meinem Sohn, o Manfred...!“ — Er ſtöhnte, ſank aufs Kopfkiſſen zurück und verſchied.

Ein Mann, der weder Leid noch Freude an den Tag gelegt, aber immer unbeweglich wie die Bildſäule eines Heiligen an der Seite des Kaiſers geblieben war, zog Manfred bei Seite und ſagte zu ihm mit ruhiger Stimme: „Mein Herr und Fürſt, es iſt nothwendig Vorſorge zu treffen; wollt Ihr die Reichsverweſung übernehmen?“ — „Ich herrſchen, Marcheſe Berthold!“ antwortete Manfred; „Oh! ich bin ſatt, überſatt der Dinge dieſer Welt... ich will den Reſt meiner Tage damit zubringen, meinen Bruder zu beweinen.“ — „Gut gedacht, mein Fürſt; ich mit meinen Deutſchen werde in Sicilien das Recht Conradino's wahren,“ erwiederte Berthold von Hohenberg. „Helfe Euch Gott bei Eurem Unternehmen!“ — „Amen,“ ſagte Hohenberg, und entfernte ſich.“

Die Erzählung verſetzt uns zuerſt in die Hofhaltung Manfreds im Schloß zu Capua; der Hauptheld der Geſchichte, Rogiero, ein Knappe von Manfred, weiß ſeine eigene Herkunft nicht; er iſt aber, trotz dieſer hoffnungsloſen Lage für einen kühnaufſtrebenden Geiſt, in Liebe zu der ſchönen Yole, Manfreds und Helena's Tochter, und ſeine Liebe wird erwiedert. Die Ahnung nahen Unheils laſtet ſchon ſchwer auf dem königlichen Hauſe, denn Karl von Anjou zieht heran. Unter den nächſten Freunden und Dienſtleuten Manfreds ſind Verräther, die Grafen von Cerra und von Caſerta; dieſe locken den unglücklich und hoffnungslos Liebenden Rogiero von ſeinem Wachtpoſten vor dem Schloſſe weg, führen ihn durch dunkle Gänge in ein kerkerartiges Gemach und zeigen ihm hier den unglücklichen Heinrich, Friedrichs II älteſten Sohn, der ſich gegen ſeinen Vater empört hatte und deßwegen zu ewiger Gefangenſchaft verurtheilt worden war; das Gerücht hatte ihn todt geſagt; die beiden Verräther bereden den Jüngling, der eben noch zum Sterben des unglücklichen Mannes kommt, der ſo jammervoll zu Tod Gemarterte ſey ſein Vater, ſey Manfreds Opfer; Schmerz und Rache erfüllen Rogiero's Bruſt; er erklärt ſich bereit, eine Botſchaft zu beſtellen an den Grafen von Provence. So verläßt er das Schloß; unterwegs hat er Gelegenheit, einem berühmten Verbannten und Räuber, Ghino di Tacco, das Leben zu retten, und ſchließt mit dieſem kräftigen und großherzigen Manne, der ſchweres Unrecht in der Welt erduldet hat und das Amt der Nemeſis im kleinen zu verwalten ſich berufen glaubt, Freundſchaft. Der Räuber kann ſeine Mißbilligung von Rogiero's Vorhaben nicht verhehlen; aber dieſer, vom Rachegeſpenſt ſeines vermeintlichen Vaters gehetzt, ſetzt ſeinen Weg, Karl von Anjou entgegen, fort. Er überbringt den Brief, er wird freundlich aufgenommen, die herrſchſüchtige Gemahlin Karls, Beatrix, hängt ihm eine goldene Kette um — aber jetzt erwacht in ihm das Gefühl der Schande, ſein Vaterland an die Fremden zu verrathen; er kehrt wieder um. Bei Rom wird von den tapfern und ſtolzen Baronen Karls von Anjou ein Turnier gehalten; zwei vermummte italieniſche Ritter beſiegen acht franzöſiſche, welche Italien geſchmäht und verachtet, und entfernen ſich, ohne den Preis in Empfang zu nehmen, ohne ſich zu erkennen zu geben; dieſe beiden Ritter ſind Rogiero und Ghino di Tacco. Sie begeben ſich miteinander auf des letztern Burg bei Radicofani; Rogiero's Wunden werden hier geheilt, aber ſeine Schwermuth und Verzweiflung wächſt — von allen Seiten ſieht er Jammer und Entehrung. Er denkt ſein Leben zu endigen. Da begegnet er einem alten Mönch und bekommt Luſt ins Kloſter zu gehen; der Mönch rühmt gegen ihn, wie ein Bruder Egidio, der auch am Heile verzweifelt habe, im Kloſter wieder zu Troſt und Freudigkeit gekommen, jetzt aber dem Tode nahe ſey; man hört die Glocke, und die beiden gehen miteinander ins Kloſter. Wir wollen die nun geſchilderte Scene zur Probe, wie Guerazzi die heftigſten Leidenſchaften ſchildert, den Leſern überſetzen; Rogiero, im Kloſter umirrend, war zufällig in das Krankenzimmer gerathen. „Die Sonne, dem Untergang nahe, hinter dichtem Dunkel verborgen, färbte eine hoch am Himmel ſchwebende Wolke blutroth, und die Wolke warf dieß rothe Licht in unheimlicher Art auf die Gegenſtände zurück; es drang durch ein kleines Fenſter und beleuchtete das Angeſicht und einen Theil der Bruſt eines Sterbenden; ſey es nun, daß die Krankheit ihm nicht geſtattete ausgeſtreckt zu liegen, oder aus welchem andern Grund — er ſaß aufrecht, die Schultern mit einer Matte geſtützt; eine Hand hatte er offen auf dem Bette liegen, und ſie hatte keine Bewegung mehr, und das Aeußerſte der Finger war veilchenblau; das Uebrige weiß, und ſie ſchien ſchon ganz erſtorben; die andere hatte er unter der Decke; auf der Matratze ſah man links ein Crucifix, aber der Sterbende hielt den Kopf nach rechts gewendet, gleichſam um dieſem Anblick auszuweichen; von Zeit zu Zeit ſchlug er die Augen auf, die jetzt von einem bleifarbigen Nebel verſchleiert, jetzt hell waren wie Glas, aber irr, ſich auf keinen Gegenſtand hefteten und zeigten, daß ſie nichts ſehen; die hinter die Ohren zurückgeſtrichenen Haare ließen auf der Stirne den Engel des Todes ſehen; die zuſammengekniffenen Lippen ſtießen einen gelblichen Schaum aus, der ihm in den Bart träufelte; der Hals verlängerte ſich bei der Anſtrengung des Schluckens, und nach einer peinvollen Anſtrengung that er den Mund auf, ſo weit er konnte, und ſtieß einen kläglichen Seufzer aus. Die übrige Scene war in Dunkel gehüllt; in dem Dunkel war der Mönch, der, zu den Füßen des Bettes knieend, die heiligen Gebete las.

Rogiero trat geräuſchlos ein. Warum entfärbt auch er ſich? warum ſtockt der Pulsſchlag ſeines Herzens? Er beeilt ſich, er nähert ſein Angeſicht dem des Sterbenden: „Großer Gott! Roberto!“ *)

Das ſchwach gewordene Gehör des Sterbenden wurde wie gegen ſeinen Willen von dieſem Rufe getroffen; er hob ſein Antlitz auf und betrachtete den Ritter; plötzlich ſtoß ihm das zuvor ſtockende Blut wieder durch den Körper, die Haare ſträubten ſich ihm, er zitterte, daß das ganze Bett davon ſchütterte, und mit furchtbarem Geheul rief er aus: „Der Verrathene! der Verrathene! Vater, Ihr habt mich betrogen; warum ſagtet Ihr mir, Gott habe mir meine Schuld vergeben? Seht Ihr nicht, daß er die Steine der Gräber zerbricht und die Todten ſchickt, um mich im Todeskampf zur Verzweiflung zu bringen?“ Der Mönch, der am Fuße des Bettes knieend, ihn aufzurichten und zu tröſten ſuchte, wunderte ſich, daß er ſo laut ſchrie, und lief herbei, um ihn zu beruhigen. „Es ſind Täuſchungen des Teufels; richtet Euern Sinn auf das Bild des Erlöſers!“

Roberto ſah kaum den ſich ihm nähernden Mönch, als er ſich ihm um den Hals hing, ſeinen Kopf an ſeiner Bruſt verbarg, und dieſe abgebrochenen Worte ausſtieß: „Seht ihn da... da.. auf der andern Seite des Bettes. Um der Liebe Jeſu willen beſchwört ihn... meine Gedanken können nicht aufs Paradies ſich richten, wenn er nicht weg iſt!“ Der Mönch, der, ganz in ſeine Gebete vertieft, nicht auf das achtete, was vorgegangen, richtete jetzt ſeinen Blick auf das Dunkel und bemerkte den Ritter. Zwar erfaßte auch ihn ein Schauer, aber nur vorübergehend; und der göttlichen Hülfe vertrauend begann er, ſich raſch ermannend: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes beſchwöre ich dich...“ — „Mein Vater, ich bin noch nicht todt, daß Ihr mich beſchwören müßtet.“ — „Hört nicht auf ihn, Vater, hört nicht auf ihn; fahrt fort ihn zu beſchwören; ſeht Ihr nicht, daß er Euch zu betrügen ſucht, um nicht weichen zu müſſen.“ — „Unglücklicher! Roberto, kennſt du meine Stimme nicht mehr?“ — „Oh, hätte ich ſie doch nie gehört!“ — „Das letztemal, wo ich Euch verließ, drückte ich Euch die Hand, und wir verſprachen uns, wenn wir uns wieder in der Welt begegneten, daß es ſeyn ſollte als Freunde; und jetzt empfangt Ihr mich ſo? Laßt doch alle Furcht ſchwinden, ſeht nur, ich lebe“ — und mit dieſen Worten legte er ihm freundlich ſeine Hand auf den Arm.

„Er verbrennt mich... Vater... er verbrennt mich... beſprengt ihn mit geweihtem Waſſer... ich kann es nicht mehr aushalten... jagt ihn fort, oder ich muß ſterben unter Läſterungen.“ — „Mein Sohn, redet nicht ſo gottlos; lobt die göttliche Vorſehung, der Ritter, der vor Euch ſteht, lebt.“ — „Er lebt!“ — „Ja er lebt, betet an den göttlichen Rathſchluß; vielleicht iſt er hieher geführet worden, um Euch den Tod zu verſüßen durch ſeine Verzeihung.“ — „Er lebt!“ rief der Sterbende und ließ den Hals des Mönchs fahren, faßte Rogiero bei der Hand, betaſtete ihn mehreremale mit unendlicher Angſt, wie um ſich zu vergewiſſern, daß es keine Täuſchung ſey — „er lebt!“ rief er und führte die Hand an ſeinen Mund und vergoß einen Strom von Thränen darauf.

„Aber ſo geht mir doch, Roberto!“ ſagte Rogiero; „faßt Muth, weint nicht ſo ſehr, weit größere Sünder als Ihr haben Vergebung erlangt mit geringerer Reue!“ Roberto, ohne Rogiero's Hand loszulaſſen, ſah ihm ins Geſicht und flehte mit kläglicher Stimme: „Verzeihung — Verzeihung!“ — „Ihr habt mir nichts zu Leide gethan, Roberto, daß ich Euch zu verzeihen hätte!“ — „O, meine Verbrechen ſind zu viele, und es bedarf der ganzen Kraft der Hoffnung, um nicht zu verzagen an der Vergebung, und der ganzen Barmherzigkeit Gottes, um mir zu vergeben; dieſe Verbrechen hab' ich begangen gegen den Unſchuldigen — gegen Euch — warum hab' ich Euch verrathen!“ — „Warum haſt du mich verrathen? was hatte ich dir zu Leide gethan?“ verſetzte Rogiero in einem Ton, der das wildeſte Gemüth hätte erſchüttern müſſen; „alſo iſt es nicht genug, um ungekränkt zu bleiben, daß man keinem Menſchen ein Leid thut?“ — „Ha — ich habe Euch eben verrathen!“ — „O edler Ritter, wenn Eure Seele mild iſt, wie Euer Aeußeres hoffen läßt, ſo geht nicht zu, daß dieſe Seele ſcheide ohne Eure Vergebung; er hat Euch beleidigt, aber ſeine Reue hat ſeine Schuld ausgelöſcht, und jetzt ſoll er erſcheinen vor dem Gericht Gottes.“

„Guter Vater, ich erinnere mich nicht, wo und wann mir dieſer Mann ein Leid gethan hätte; aber wenn er, wie er ſagt, mich verrathen hat, verzeihe ich ihm. Das Unrecht kann, wie Ihr wißt, nur auf zwiefache Art getilgt werden, entweder durch Rache oder durch Vergebung; das erſte iſt nicht möglich, und ſo bleibt mir nur das zweite übrig. Ich vergebe ihm.“ —

„Vater, Ihr habt's gehört, er hat mir vergeben.“ — „Ja, ſeyd getroſt; der Menſch hat verziehen; urtheilt, ob Euch nicht Gott verzeihen werde, der um ſo viel barmherziger iſt!“ — „Amen.“ — „Roberto, ich bitte Euch, ſagt mir nun auch, wie Ihr mich verrathen habt?“ — „Warum ſollte ich es Euch nicht ſagen? O wäre doch alles Volk der Welt hier, um meine Selbſtanklage zu hören, und zu ſehen, wie ein großer Verbrecher ich geweſen im Angeſicht des Herrn, ſo würde dieſe meine Demüthigung ihn bewegen, mich gnädiger anzuſchauen in dieſer bittern Stunde des Todes, und Viele würden ſich beſſern... aber nein, denn Ihr könntet ja Eure Vergebung wieder zurückziehen, und bereuen, daß Ihr ſie mir gewährt und mir fluchen auf immer, — nein, ich will Euch nicht ſagen, wie ich es gemacht habe, Euch zu verrathen.“ — „Roberto, mehr als Ihr glaubt, bin ich gewohnt Schlimmes zu hören; Ihr könnt mir nichts erzählen, was ich mir nicht vorgeſtellt oder empfunden hätte; ſchon ſeit einiger Zeit bin ich auf Alles gefaßt; ſprecht; ich verheiße Euch, meine Verzeihung nicht zu widerrufen.“ — „Schwört Ihr es?“ — „Ich ſchwöre es!“ — Rogiero leiſtete den Eid auf das Bild des Erlöſers, und Roberto begann.

*) Dieß war der Name des Knechts, durch welchen im Schloß in Capua die Grafen von Terra und Caſerta den Rogiero von ſeinem Wachtpoſten hatten weglocken laſſen.

„Es war eine Winternacht; am Herde verſammelt hörten wir der grauſigen Erzählung des Hausmeiſters zu — von ungewohntem Schauer ergriffen, drängte ich mich mehrere Male an meinen Nachbar und drückte ihm, wie zum Zeichen der Zuneigung, die Hand; in Wahrheit aber weil ich Angſt hatte; gewiß war die Geſchichte des Hausmeiſters ſchauerlich und das Feuer verzehrte ſich und die Finſterniß nahm überhand, aber ich empfand doch in meinem Innern eine ſolche Verſtörung, wie ich ſie aus jenen Umſtänden allein nicht ableiten konnte. Ich habe ſpäter ſpotten hören über jene geheimen Stimmen, mit welchen eine innere Macht Einen zu warnen ſcheint, daß Einem ein Unheil drohe, aber ich habe doch nie ein Unglück erfahren, vor dem mich nicht mein Herz vorher gewarnt hätte. Jener Abend war von der Hölle zum Anfang meiner Miſſethaten beſtimmt! — Ein leichter Schlag machte mich das Geſicht umwenden; die Miene des Grafen Odriſio di Sanguine, meines Gebieters, war immer ſtreng und herb geweſen — an dieſem Abend erſchien ſie mir furchtbar — vielleicht war es die Wirkung des rothen Lichts, das dem Erlöſchen nahe war und das, auf ſein faltenvolles Antlitz fallend, ihm dieſen neuen Ausdruck mittheilte; vielleicht kam es von den Gedanken an die Dinge her, mit denen er umging; — wie ich dieſe weißen ſtraffen Haare ſah auf der blaſſen Stirne, die ſchwarzen, peinlich zuſammengezogenen Augenbrauen, die Röthe auf den erſtorbenen und magern Wangen, hätte ich faſt aufgeſchrien; — er riß die Augen auf, wies mir die kaum zuvor noch unſichtbaren, im heftigſten Zorn funkelnden Augenſterne, und gab mir dadurch zu verſtehen, daß ich ſchweigen ſollte; dann ſich über die Lehne meines Stuhles beugend flüſterte er mir ganz leiſe ins Ohr: Folge mir, ſo daß Niemand dein Weggehen bemerkt! Ich that wie er mich geheißen. Kaum hatte ich die Mitte des Gangs vor dem Zimmer erreicht, ſo fragte mich die Stimme des Barons: Biſt du es, Roberto? — Ich bin's. — Sage mir, Roberto, für was für einen Mann achteſt du deinen Gebieter? — Für einen weiſen, gütigen und adeligen Herrn. — Gewiß? — So wahr ich an Gott glaube. — Verhüten die Heiligen, daß ich dich aufſuche, um dir meine Wohlthaten vorzurücken; aber wie meinſt du daß ich mich gegen dich bewieſen habe? — Wie ein Vater gegen einen geliebten Sohn. — Gewiß? — Bei meiner Dienſtmannstreue. — Wenn ich nun von dir einen Gefallen verlangte, würdeſt du ihn mir erweiſen? — Herr, Alles was man von einem Chriſten fordern kann, bin ich bereit, für Euch und die Eurigen zu thun, wenn es nur nicht mein Seelenheil gilt. — Haſt du einen Bruſtharniſch? — Nein, Herr! — Einen Dolch? — Ja, Herr! — Ich verlange von dir nichts als den Tod eines Menſchen. — Meuchlings? — Wie du ſehen wirſt, genügt es, wenn du ihn nur umbringſt — aber — wenn ich darüber nachdenke — meuchlings würde wohl das Beſte ſeyn. — Herr, es ſteht bei Euch zu befehlen, für mich iſt es all eins. — So mach' denn Roberto, daß du dich eine Stunde vor Tagesanbruch unter dem Balcon rechter Hand meines Schloſſes einfindeſt, der auf den Garten geht. — Herr, verzeiht, welchen von den beiden Balconen meint Ihr? — Den rechts — rechts wenn man von der Pinienallee kommt. — Wenn ich Euch richtig verſtanden, ſo iſt es derjenige, der zu den Gemächern von Madonna Eurer Tochter gehört? — Ja! (dieß Wort ſagte er zögernd, wie gewaltſam und mit einem ſchmerzlichen Seufzer.) Dort alſo finde dich ein und warte mit dem Dolch in der Hand; du wirſt Jemand herabſteigen hören; warte bis er der Erde nahe gekommen, dann... — Soll ich ihm den Dolch in den Leib ſtoßen, Herr? — Ja... ich komme dann gleich, wir graben ein Grab... und Niemand wird von der Sache erfahren, als du. — In mir ſoll ſie begraben ſeyn, wie ſeine Leiche in der Erde. — Ich hoffe es, obgleich die Sache es nicht verdient, denn er iſt ein Räuber... — So... — der ſeit mehreren Nächten den Schatz meiner Familie zu entwenden ſucht, und vielleicht... So, ſchon recht! — Dennoch aber nimm dich in Acht, ſo werth dir meine Liebe iſt, die Sache nicht kundbar werden zu laſſen. Gute Nacht, Roberto. — Ich kehrte in den Saal zurück und nahm wieder meinen Sitz ein und überließ mich meinen Gedanken. Von einem Räuber, dachte ich bei mir, kann wohl nicht die Rede ſeyn. Gewiß iſt es ein heimlicher Liebhaber ſeiner Tochter.. Ha! wäre es denn nicht beſſer, den Wünſchen dieſer Liebenden zu willfahren, als ſich im hohen Alter noch die Hände mit Blut zu beflecken! aber vielleicht iſt der Jüngling nicht von edlem Blut; vielleicht iſt es ein Page oder Diener des Hauſes — vielleicht ſitzt er neben mir. Ich wandte mich um und erblickte an meiner Seite einen alten Falkner, beinahe blind vor Alter, und ich fuhr ermuthigt in meinen Gedanken fort: — wird der Staub zu Gold werden, in den ſich der Leib meines Herrn auflöſen wird? leitet er ſeine Abkunft von einem älteren Menſchen ab als Adam? ſoll ich meuchlings einen umbringen dem ich vielleicht Bruderſchaft geſchworen? — Und ſo erging ich mich in Gedanken, daß ich, als ich wieder mich beſann, fand, daß mich meine Genoſſen ganz allein gelaſſen hatten, und ohne mich zu rufen ſchlafen gegangen waren. Ich eilte in den Garten. Vielleicht eine Stunde war ich auf der Lauer geſtanden, und dieſe Stunde kam mir in meiner Ungeduld ſo lang vor wie eine ganze Nacht, als ich ein leiſes Geräuſch vernahm; ich ſtrengte meine Blicke an und ſah etwas Schwarzes in der Luft ſchweben; ich zog den Dolch, näherte mich und ſtieß, als ich ihn nahe genug zum treffen glaubte, wie ein Verzweifelter zu; ein Glück für den Unbekannten! als er auf drei Armlängen dem Boden ſich genähert, beliebte es ihm vollends mit einem Sprung herabzukommen, weßhalb es geſchah, daß der Dolch gegen die Mauer ſtieß und die Funken ſtoben — weh ihm, wenn ich ihn getroffen! ich hätte ihn durch und durch gebohrt! Ich weiß nicht wie es kam — vielleicht hielt der Unbekannte das Schwert zwiſchen den Zähnen — ich ſah mich augenblicklich aufs wüthendſte angegriffen; wir wechſelten einige Stöße, aber von ſeiner weit größern Kraft und Geſchicklichkeit überwältigt, ließ ich den Dolch fahren, und von einem Hieb auf den Kopf ſtürzte ich zu Boden. Obgleich ich ganz betäubt war, erinnere ich mich doch wohl noch, daß ſich ſofort das Fenſter an dem Balcon aufthat und ein nackter Frauenarm mit einer Kerze ſich zeigte und darauf ein todesbleiches Antlitz; ein wilder Schrei ließ ſich hören und die Worte: Laß mich, daß ich mit ihm ſterbe; — und eine andere Stimme innen: große

Mutter Gottes! was macht Ihr, meine holde Gebieterin? Ihr stürzt Euch ins Verderben — Madonna, vielleicht ist er gerettet. Ein ferner Ruf, um diese Worte zu bestätigen, ertönte: Ich bin gerettet! Inzwischen suche ich wieder auf die Beine zu kommen und höre das Geräusch hastiger Schritte, die sich mir nähern, und die Stimme des Barons, der mich fragt: Wo ist der Todte? — Er hat sich nicht umbringen lassen wollen, Messere, und ist entflohen, nachdem er mich beinahe getödtet hat.— Der Baron brach in einen Fluch aus und entfernte sich murmelnd. Es war ein Räthsel mit ihm. Wohl acht Tage lang in seinen Gemächern eingeschlossen, redete und that er nichts, als daß er einen gewissen Rinald von Aquino, Grafen von Caserta, rufen ließ, der bisher sehr vertraut im Schlosse gewesen und von welchem sich die Dienerschaft ins Ohr sagte, daß er der ungern gesehene Liebhaber der Madonna Spina sey. Nach Verfluß der acht Tage ward den Vasallen angekündigt, sie sollten sich zur Hochzeit der Tochter des Grafen rüsten, die am folgenden Tage stattfinden sollte. Gewohnt, die Befehle des Barons zu vollziehen ohne ein Wort zu äußern, erschien uns doch dieser hastige Entschluß staunenswerth, und wir wagten dieß zu sagen; ja noch mehr, wir wagten die Vermuthung, er sey gegen den Willen der jungen Dame gefaßt; gewiß ist, daß sie sich selten unter uns zeigte, aber wir begrüßten ihre liebliche Erscheinung mit einem Lächeln, und sahen sie nur mit Seufzen sich entfernen — sie war wie ein Engel unter Teufeln; — überzeugt, daß das Gebet von unsern Lippen keine Erhörung droben finden könne, baten wir sie, für uns zu beten; — wir betrachteten sie gleichsam als einen Ring, der unsere Seelen noch mit dem Paradiese verband — nie ward ein Gebet von einer schönern und liebreichern Creatur dem Himmel vorgetragen und nie vielleicht eines so angenehm... Ach, mein Vater, glaubt Ihr, daß mir meine Sünde wirklich vergeben sey?" fragte er den Pater und fuhr, nachdem dieser ihn zum Vertrauen ermahnt hatte, fort:

„Ja ich will Vertrauen haben, da mir nichts anderes übrig bleibt. Ich erinnere mich noch, wie wenn es heute wäre, denn ich war ihr ganz nahe, als sie vor dem Altar sich niederwarf; sie zitterte in einem flüchtigen Schauer, der minder aufmerksamen oder weniger liebevollen Blicken als den meinigen entgehen konnte; der Brautschleier, mit goldnen Sternen geschmückt, bedeckte ihr Antlitz, aber ich weiß gewiß, daß sie weinte — ihr Busen hob sich unter den Gewändern von Zeit zu Zeit so, daß er sie schien zerreißen zu wollen; doch hörte man keinen Seufzer, sondern nur ein tiefes Aufathmen, wie das des Tauchers, wenn er Athem schöpft, ehe er in die Tiefe hinabgeht; das Mißwollen hätte ihren Leib etwas voller und runder finden können, als einer Jungfrau ansteht... vielleicht sah ich falsch... ich hatte aber meine Vermuthungen. Es war der erschütternde Augenblick gekommen, wo der Priester von den Knieenden das Opfer der Leidenschaften, der Gedanken, der Seufzer verlangt zu Gunsten eines einzigen Wesens in der Welt; wo er die Seelen bindet mit der Kette, deren Schlußring der Tod in der Hand hält... da schlug sie den Schleier zurück und sah ihren Vater an und ihr Vater sie... Heilige Jungfrau! welche Blicke! der der Braut war wie das ängstliche Flattern der jungen Schwalbe, die aus dem Neste gefallen, ehe ihr noch die Flügel ausgewachsen; begierig zu sehen und doch voll Angst, dem gesuchten Gegenstand zu begegnen — er offenbarte eine verzweiflungsvolle Ergebung, die mehr die einer Verdammten als eines Sterblichen war — er flehte um Erbarmen. Der des Grafen war anfangs gütig, und wenn ich mich nicht täuschte, so fing an die Ahnung einer Thräne ihm ins Auge zu treten, plötzlich aber schleuderte er einen Blitz der Hölle, — wer weiß, ob nicht in diesem unseligen Augenblick der böse Geist in ihn fuhr? er wurde stier und unbeweglich, es lag darin ein unendlicher Vorwurf — ein tiefer Groll — und ein Fordern von Vergeltung; meine Seele fühlte in jener Stunde die Empfindungen, die in ihm tobten, aber ich kann es jetzt nicht wiedererzählen; das unheilvolle Jawort wurde den halberstorbenen Lippen abgepreßt, der Segen gesprochen; ich hörte die Einwilligung und den Segen — es klang mir wie das Dröhnen des Beils, das, nachdem es den Kopf vom Rumpfe getrennt, noch in den Block einschneidet; ich entfernte mich aus der Capelle... freudlos war jene Hochzeit! Am andern Morgen fanden wir den Grafen Odrisio todt in seinem Bette, wir beweinten ihn als einen Mann, der uns weder Liebes noch Leides gethan hatte... der Graf Rinaldo bezog nun das Schloß, und für uns Diener änderte diese Heirath nichts als die Wappen...

War zu Lebzeiten des Grafen Odrisio Madonna Spina wenig sichtbar für uns gewesen, so kam sie uns jetzt gar nicht mehr zu Gesicht; einen Monat nach der unglückseligen Hochzeit sah ich sie in die Capelle gehen, die Augen waren roth und geschwollen, das übrige Gesicht blaß, die Lippen bläulich; die Knochen waren unter der Haut sichtbar; ich bekreuzte mich aus Mitleid, denn, wenn auch der Tod auf dem Antlitz der Schönheit ohne Schrecken seyn mag, so ist es doch gewiß die Krankheit nicht. Und der Graf Rinaldo? er war doch sonst ein so stattlicher Mann gewesen, hatte seine Freude gehabt an Jagden, Turnieren und andern ritterlichen Uebungen; jetzt schweifte er mit verstörter Miene in den Pinienalleen herum, stieß schmerzliche, klagende Ausrufe aus und verlor täglich mehr sein stattliches Aussehen, die blühende Farbe der Wangen; die Pferde weideten müßig auf den Wiesen, die Hunde lagen faul auf dem Hofe oder am Herde; und nicht vermochten ihn aus seiner tödtlichen Schwermuth aufzurütteln die häufigen Besuche, die ihm sein König Manfred machte, und die Würde eines Connetabels, die höchste im Reich, die ihm um jene Zeit übertragen wurde. Die Diener, die Sitten und das Wesen des Herrn annehmend, gingen auch mit gesenktem Kopf umher, ohne einander zu grüßen. Es war ein Haus voll Trauer, welche dem Unglück voranging.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 März. 1839.

Jules Janin's Reise in Italien.

(Fortsetzung.)

Wir übergehen die detaillirte Beschreibung des Doms und Thurms und theilen die des Campo Santo mit:

„Verlassen wir nun aber diese Höhen und steigen hinab in das unermeßliche, zu unsern Füßen sich öffnende Grab — so erkennen wir endlich, was Ruhm, Ansehen, Wissenschaft, Macht und Freiheit werth sind. Denn zu den Füßen des Thurms, der mit Schauder sich davon zu entfernen scheint, im heiligen Schatten der Kathedrale, die ihn scheint beschirmen zu wollen, nicht weit vom Baptisterium, dieser heiligen Pforte, durch welche der Christ ins Leben eingeht, dehnt sich der Campo Santo, halb versteckt unter den Arkaden und den trauernden Cypressen. Der Campo Santo war der Kirchhof der Republik Pisa, wenn sie ihre Helden, ihre Vertheidiger, ihre Magistrate, ihre Künstler zu begraben hatte. So lang die Republik stark, mächtig, glorreich dauerte, blieb auch der Campo Santo ihren Todten offen; er wurde geschlossen mit ihrem letzten großen Mann. Die Geschichte von Pisa und sein Nationalkirchhof haben an Einem und demselben Tag ihre Aufgabe geschlossen.

Ja, dieß ist was man ein Pantheon nennen darf, ein unverletzliches und vernünftiges Pantheon, wo die Apotheose von gestern sich nicht morgen in Verwünschung verwandelt. Ja, das ist ein nationaler Kirchhof, ein Kirchhof ohne Verwirrung, wo Jeder den gleichen Platz behauptet in dem gleichen glorreichen Nichts. In der That, diese Erde, in Folge eines ganz besondern Vorrechts eigens aus Jerusalem geholt, verzehrt die Leichen, die man ihr übergibt. Sie läßt nichts vom Menschen übrig als seinen Namen und seinen Ruhm. Ha! welches Bedürfniß hat denn der Mensch, ewig diese sechs Schuhe Erde zu besitzen, darauf er so stolz ist? Der Campo Santo läßt ihm kaum einige Tage diesen letzten Titel seines Ehrgeizes; dann ist nichts mehr übrig von diesem Leichnam, nicht einmal jenes Etwas ohne Namen, wovon Tertullian spricht. In diesem leeren und doch so gefüllten Kirchhof fände der Todtengraber im Hamlet nicht einmal einen Schädel, um ihm zum Text für seine Philosophie zu dienen, kein Bein, um mit seinen Cameraden damit zu spielen; kaum könnte der Prinz von Dänemark ein wenig Gras dort pflücken, um daraus den Brautkranz Opheliens zu flechten! An diesem heiligen Ort, einem wahren Feld der Ruhe, wo Alles ruht, selbst die Todten, ist Alles gleich; da ist keine Verwirrung, kein Vorzug, kein Ehrgeiz, wie auf unserm Gottesacker Père-Lachaise, dieser ernsten Carikatur von allen Eitelkeiten der Welt; aber es sind da Namen auf Stein geschrieben, und über diesen Namen ein unsterbliches Leichengebet, nicht das Leichengebet von Einigen aus der Menge, sondern die ewige Lobpreisung der Geschichte zum Frommen all der Menschen, welche diese gastliche Erde verschlungen.

Als die alten Pisaner auf würdige Weise die kriegerische Tugend und die bürgerliche Tugend, welche der erstern an Werth wenigstens gleich steht, belohnen wollten, da wußten sie nichts Besseres zu ersinnen, als diese Erde von Jerusalem kommen zu lassen; um diese heilige Erde herum errichteten sie hohe Mauern und leichte Bogen, wie in einem Kloster. Johann von Pisa, der Sohn von Nikolas, war es, der diese gezackten Steine meißelte, so passend für die milden Strahlen des Mondes im Junius, die aber am Tag all ihre Wirkung verlieren. Dann, als diese Mauern errichtet waren, als Johann von Pisa sein Werk vollendet hatte, überließ die Republik diese Todtenmauern ihren Lieblingskünstlern, damit diese das gemeinschaftliche Grab und zugleich ihr eigenes verschönerten. Eine eigenthümliche Aufgabe, von der wir, wir leidenschaftlichen und enthusiastischen Kinder der gegenwärtigen Stunde, keinen Begriff haben. Diesem Aufruf der Republik leisteten alle Künstler mit ernstem Eifer Folge. Sie wollten, daß kein Zoll dieser Todtenmauern nackt oder leer bliebe, damit doch wenigstens ein Echo in dieser Stille, eine Bevölkerung in dieser Einsamkeit wäre.

Niemand vermöchte den Eindruck dieser durch die Zeit halb ausgelöschten Gemälde zu schildern, die aber doch noch vom Genie und vom religiösen Glauben ihrer Urheber zeugen. Umsonst sucht das thränenvolle Auge einige verwischte Spuren der ersten Versuche des toscanischen Genius zu entdecken; mit Mühe nur kann man aus einigen rein erhaltenen Linien die naiven Dramen errathen, womit diese alten Mauern bedeckt sind. Und doch haben sich auf diesen entwürdigten Mauern die besten Schüler Giotto's versucht, jenes Mannes, der das Geheimniß der Malerei ahnte, und der auf der von ihm neu gebrochenen Bahn erst ein Jahrhundert später an Brunelleschi Donatello und Masaccio, den großen Meistern, Nachfolger fand. Indeß liest man auf den Mauern des Kirchhofs von Pisa doch noch einige Namen: Buffamalco, jener geistreiche Buffano, den Boccaccio feiert, die Freude von Florenz, das seine lustigen Einfälle wiederholte, und der im Hospital laut lachend starb; Bruno di Giovanni, der Freund des Buffamalco, aber ein eifersüchtiger Freund, welchen der Kainskopf nicht schlafen ließ. Noch andere standen dort, besonders der große Orgagna, eine Art von Vorläufer Michel-Angelo's, einer der Ersten, welche die Mauern des Campo Santo schmückten. Dieser Orgagna war Bildhauer, Maler, Architekt und Poet, wie dieß im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhundert, die man die barbarischen nennt, der Brauch war; er war einer der ersten Italiener, der den Dante gelesen, und er hatte sich mit dieser neuen Poesie erfüllt und getränkt mit einem Fanatismus, der an Abgötterei gränzte. Die Hölle, das jüngste Gericht, die im Raum irrenden Welten, die ganze Metaphysik, ich hätte beinahe gesagt die ganze Theologie der Poesie, waren von nun an die einzige Beschäftigung von Andrea Orgagna. Ganz voll von Dante's Gedicht wollte er auf den Mauern des Campo Santo die Hölle der göttlichen Komödie darstellen. Aber dieser große Genius sah in der Poesie Aligbieri's nur erst die Form, die Farbe, die Bewegung, das Dramatische. Er begriff weder ihre tiefe Schwermuth, noch ihren verborgenen Schmerz, noch ihre innige Wehmuth. Er hatte noch nicht die Ahnung jener weltlichen Schönheit, welche später Raphael begeistern sollte. Orgagna hat höchstens das jüngste Gericht auf den Mauern des Campo Santo skizzirt, Michel-Angelo hat es im Vatican vollendet.

So lang es Tag ist, ist nicht die günstige Zeit, diesen Kirchhof zu besuchen, von dem man sagen könnte, er sey gemacht für einen Congreß von Königen — dieß heilige Feld, wo alle Gräber gleich sind. Zwar kann man die Sonne benützen, um nacheinander alle diese Marmor zu studiren, alle diese Trümmerreste des Alterthums, da und dort in der pisanischen Republik aufgerafft, die endlich auch ihren Ruheplatz gefunden, wie wenn sie ein menschliches Leben durchlebt hätten. Unter diesen Fragmenten, welche aus diesem Kirchhof ein Museum machen, sind sehr merkwürdige. Man benütze den Tag, diese zu besehen; und endlich, wenn die Nacht gekommen, wenn der Mond mit seinem friedlichen Strahl die letzte Wolke durchbrochen, wenn der letzte Engländer mit seinem lästigen und langweiligen Gewisper in seinen Gasthof zurückgekehrt ist, dann ist es Zeit, dann schlüpfe man in den Campo Santo von Pisa. Die Nacht, die so viel andere Baumerke auslöscht und sie im Schatten läßt, erfüllt im Gegentheil dieß mit tausend vortheilhaften Lichtern. Das düstere Grün der Cypressen mildert sich in dieser glücklichen Beleuchtung. Die schlanken Colonnaden werden gleichsam kühner in diesem erhellten Dunkel, das alte Kloster wird größer in diesem melancholischen Licht, der halb verschleierte Mond wirft unbestimmt und schwankend seine matten Strahlen auf all diese Reste der alten Zeiten; er ist die Sonne der Gräber.

Treten wir ein in den Raum der Trauer. Schon die Pforte ist mit einem Sarkophag geschmückt; kein Raum ist verloren in diesem letzten Asyl des Todes. Diese sinnreichen Trümmer der griechischen, der etrurischen, der italischen Kunst stellen sich Einem in dieser Stunde der Nacht dar, als ob sie eben aus den Händen des Bildners hervorgegangen wären. Die am Morgen verstümmelten Marmorbilder, die in der Sonne halb erloschenen Gemälde — die klare italienische Nacht bringt sie wieder zu Ehren; sie ergänzt, sie vergrößert, sie restaurirt, sie straft die Zeit förmlich Lügen, sie erfüllt diese Einsamkeit, belebt diese Stille. Wandle leise, damit zu dieser Stunde die um ihre Grabmäler schwebenden Schatten dich für ein Phantom halten. Zu deiner Rechten sind die am Morgen so friedlichen Gemälde in voller Bewegung; zu deiner Linken flieht in weiter Ferne der schmale Bogengang des Klosters, sanft im Schatten dahingleitend, während dein Fuß tritt auf tausend Grabschriften, zerbrochene Wappen, halb erloschene Namen, Embleme, die einst sagen wollten: Hier ruht die Schönheit, die Jugend! und die jetzt kaum noch sagen: Hier ruht ein Todter vier Jahrhunderte alt! Langsamer und feierlicher Spaziergang, ganz erfüllt von ehrfurchterweckenden Erscheinungen! Seltsames Durcheinander von heidnischen und von christlichen Monumenten, die sich wenig wundern, in demselben Nichts sich beisammen zu finden. Das alte Rom hat hier seinen Hercules, seine Juno, seinen Vulcan angesiedelt; Griechenland hat hier seine Venus und seine Amorn gelassen, Aegypten seine Sphinx; besonders aber haben sie gewetteifert, die Proben ihrer Gräber hieher zu schicken. Und weißt du wohl? mehr als einmal haben sich in diesen leeren Särgen, in diesen ägyptischen Sarkophagen mit dem Ibis, oder umschlungen von den Myrten der Venus oder von dem Weinlaub des Bacchus die glaubensvollsten Christen des Mittelalters zur Ruhe gelegt, um nicht früher als am Tage des Gerichts wieder aufzustehen. All diese Urnen des mythologischen Todes haben sich zum zweitenmal gefüllt, aber dießmal sind es die Anbeter Christi, die sie füllen. Treffliches Beispiel, das jene Künstler, die darin ruhen, den künftigen Generationen gaben; nämlich, daß das Alterthum nicht dazu da sey, unwürdig verstümmelt und den Winden preis gegeben zu werden; sondern daß es im Gegentheil heilig und ehrwürdig sey, selbst in seinen Trümmern, und daß ein Christ friedvoll schlummern könne selbst in den von den Priestern Jupiters geweihten Särgen.

Die Nacht vergeht sehr schnell unter den feierlichen Beschwörungen des Gedächtnisses der Todten. Indessen hört man alle Arten von Geflüster und Tönen. Die Cypressen wiegen ihren schwarzen Blätterschmuck, der Wind stöhnt unter den

gothischen Bögen, das Meer rauscht fern; in einer Seitencapelle beleuchtet eine brennende Lampe einen gemeißelten Christus; dieser, voll Schmerz und Vergebung, schleppt sein Kreuz auf seinem leidenvollen Weg; draußen singt von Zeit zu Zeit die Nachtigall Juliens, von Verona nach Pisa gekommen; aus den Brombeerbüschen flattern plötzlich Tausende von fliegenden Funken empor, ein geflügelter Phosphor! Gewiß, dieß sind die Seelen der Todten! Zu gleicher Zeit wirft der Mond vom Gipfel des hängenden Thurms zitternde Strahlen über die Mauern, und plötzlich umflattern einen all die christlichen oder weltlichen Bilder, die dem Pinsel so vieler großen Meister entquollen sind; das ist die Stunde der allgemeinen Auferstehung. Welches Staunen und welche Freude! Und wie erwehrte man sich, Angesichts so vieler Tugenden und so vieler Genien die hier versenkt liegen, des Glaubens an jenes Wort des obersten Priesters der Kirche, welcher den Campo Santo weihte: „Wer in diesem heiligen Gottesacker begraben wird, der wird das ewige Leben besitzen!“ — — —

Nun, das sind recht hübsche Worte, sie fließen dem Verfasser glatt aus der Feder, J. Janins Styl ist, und wir wollen gern glauben mit Recht, berühmt, und in der neuesten Zeit, wo in Frankreich die Religion wieder anfängt Mode zu werden, wird dieser christelnde Ton des Feuilletonisten nicht wenig Anklang finden bei seinen Landsleuten; kann aber ein ernsterer und soliderer Geschmack sich wirklich erfreuen an solchen erkünstelten, religiös seyn sollenden Stimmungen? Das Vorwort rühmt an dem Verfasser, daß er ein „überzeugter“ Schriftsteller sey; davon lassen wir uns nicht so leicht überreden! All die schönen Floskeln und christlichen Gefühle, die er hier preis gibt, halten wir für nicht mehr und nicht minder ernst und aufrichtig, als seinen Glauben: daß der Campo Santo in wenigen Tagen die Gebeine der darin Begrabenen verzehre, oder: daß die Leuchtkäfer die Seelen der Verstorbenen seyen. Dieser allerdings classische Repräsentant der modernen Oberflächlichkeit und Frivolität, paßt nicht in das classische Land im wahren Sinn, und seine Schilderungen von den gediegensten Gegenständen haben immer etwas Kleinliches und Profanes. So ruft er über Florenz aus:

„Florenz! da da liegt Florenz vor uns! Man denke sich einen Steinpalast, leicht auf Rosen aufgesetzt, so daß die Blumen ihn tragen ohne das Haupt zu beugen — den edeln Bau, Museum innen und außen eine Festung. In der That, die Stadt ist gebaut auf einem Feld voll Lilien und Rosen, ohne weder die Rosen noch die Lilien zu erdrücken. Sie versteckt sich wie eine wahre verschmitzte und kokette Italienerin zwischen zwei Hügeln, bedeckt mit Oliven, Weingärten und blühenden Granatbäumen; sie hat, um ihre leise gebräunte Schönheit zu bewundern, ihren Arno, der ebenso stolz und nicht minder anmuthig ist, als die Seine bei Paris.“

(Schluß folgt.)

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Als ich mich spät Nachts in meine Kammer begab, ergriff mich ein Gelüsten, nahe an dem Zimmer des Grafen vorbeizugehen; kaum setze ich einen Fuß in den Saal, so höre ich ein Getöse von redenden Personen; ich näherte mich vorsichtig und lauschte . . . der in dieser Nacht heftig tobende Wind verhinderte, daß ich die Worte vollständig verstehen konnte, doch erhorchte ich Manches: — „Graf Odrisio du hast mich betrogen! wenn es bei mir stände, so hätte deine Seele keine Ruhe unter der Erde“ — der Wind verschlang das Folgende; als er aufhörte, vernahm ich wieder von einer andern Stimme das Wort: „Unersetzlich,“ und ein neuer Windstoß schnitt mir wieder das Weitere ab; die erste Stimme (es schien mir die des Grafen Rinaldo) sagte dann: „sie verließ das Bette, ich wachte, aber stellte mich als ob ich schliefe“ — und nach einer neuen Unterbrechung: „ich stand vor ihr auf, fand das Papier und las: Eure Verwunderung, Fürst, über meine beharrliche Weigerung, das Sacrament zu verrathen, schließt einen schmachvollen aber verdienten Vorwurf in sich, denn das Weib, das ihre erste Pflicht gebrochen, kann auch die zweite und alle brechen . . . und ich beklage mich auch nicht darüber, sondern sehe es als eine der leichteren Züchtigungen an, mit welchen die ewige Gerechtigkeit mich für den Tod meines Vaters büßen läßt; glücklich wenn . . .“ hier raubte mir wieder ein gewaltiger Windstoß die Fortsetzung der Rede und ich vernahm nur noch die abgebrochnen Aeußerungen „Er konnte mir das Leben nehmen, aber nicht die Ehre; dieser Sohn soll nicht die Wappen von Aquino auf dem Schilde tragen“ — „es war ein Betrug, ein Verbrechen;“ — „Ihr dürft nur ein einziges Wort sagen,“ — „es ist aus mit ihr, es ist aus,“ — „die Todten reden nicht mehr.“ — Ich zog mich zurück, mit vorsichtigen Schritten; jetzt wußte ich genug von Madonna Spina; meine Vermuthung am Hochzeittage war nicht ungegründet gewesen.

Eines Abends, als ich allein ging um nachzusehen, ob das Thor des Schlosses gut verschlossen sey, gesellte sich zu mir ein gewisser Graf della Cerra, der, als ein armer Edelmann oft auf die Burg meines Gebieters kam und sich sehr bei ihm in Gunst gesetzt hatte, so daß er ihm alle seine Geheimnisse mittheilte. „Vasall,“ redete er mich an, „was würdest du thun, um deine Freiheit zu erlangen?“ — „Was ich thun würde? sagt Ihr was ich thun soll, denn ich weiß es nicht.“ — „Man verlangt einen kleinen Dienst von dir, Vasall, den dir dein Herr auch befehlen könnte, aber er will dich lieber darum bitten und verspricht dir zur Belohnung die Freiheit und ein hübsches Gut.“ — „Und was ist dieser Dienst?“ — „Ein Dolchstoß.“ — „Ich habe hunderte ausgetheilt zu meinem Schaden; urtheilt ob ich nicht auch einen führen würde zu meinem Gewinn.“ — „Bemerke aber, daß er einem Schlafenden, mit großer Vorsicht, bei Nacht, gegeben werden muß, ohne daß du etwas Anderes bei dir hast als den Dolch.“ — „Es handelt sich ja nicht davon, einen Menschen zu zerspalten — so ist ein Dolch Alles was man braucht — sollte denn darin eine Schwierigkeit liegen?“ — „Für

mich nicht, Roberto, aber für dich vielleicht, der du an Hiebwaffen gewöhnt biſt, wie es ſich für einen getreuen Dienſtmann ziemt.“ — „Wenn ich für gewöhnlich bei Tag fechte, ſo glaubt darum nicht, daß ich nicht noch lieber bei Nacht fechten und Einen rücklings treffen kann; wenn man gerad aus gehen kann, ſo bin ich nicht der Mann, der Berg und Thal aufſucht.“ — „Wohlgeſprochen, Vaſall; halte dich bereit auf morgen um dieſe Stunde, dann will ich dich ſelbſt auf deinen Poſten führen ... ich gebe dir dieſe Zeit zur Vorbereitung ... deines Dolchs.“ Um mich über die Verſprechungen ſicher zu machen, zeigte er mir den Ring meines Gebieters.

„Du zitterſt,“ ſagte zu mir am andern Tag, als wir uns wieder trafen, der Graf, indem er mich mit verbundenen Augen einen unterirdiſchen Weg führte. — „Ja, ich zittere, aber vor Kälte.“ — „Man zittert auch vor Furcht.“ — „Man zittert ... Aber am Treffen erkennt man, ob aus Kälte oder aus Furcht.“ — „Das können wir jetzt im Augenblick ſehen, denn wir ſind am Platz.“ Er nahm mir die Binde ab; Dunkel umgab mich, eine Finſterniß, wie ſie paßt zur Geſellſchaft des Verbrechens.

„Jetzt ſteige ſo leiſe als nur möglich hinab durch dieſe Oeffnung, die etwa zwei Schuhe über dem Boden iſt,“ ſagte er mir; „ſteige zuerſt mit dem einen Bein hinab, dann mit dem andern; thue drei Schritte rechts, ſo wirſt du neben dem Bette ſtehen wo er ſchläft ...“ — „Wer ſchläft?“ — „Was trägt es für dich aus zu wiſſen wer dort ſchläft! du brauchſt an nichts zu denken, als dich deines Auftrags zu entledigen.“ — „Was es mir austrägt? Heilige Maria! es trägt mir viel aus! könnte es nicht einer meiner Cameraden ſeyn?“ — „Habe ich dir nicht geſagt, die Furcht habe ſich deiner bemächtigt? komm, daß ich dir wieder die Binde anlege und dich ins Schloß zurückführe.“ — „Antwortet mir — und hier, mein Vater, ſtieß ich einen gräßlichen Fluch aus, — antwortet mir, ob es ein Camerade von mir iſt?“ — „Es iſt kein Camerade von dir.“ — „Auch kein Freund von mir?“ — „Auch kein Freund!“ — „Nun ſollt Ihr ſehen, ob ich Furcht habe.“ —

Ich ſtieg auf den Zehenſpitzen hinab, tappte mit der Linken durch das Dunkel, in der Rechten hatte ich den Dolch, betaſtete den Körper im Bette, zielte nach dem Herzen, näherte ihm die Spitze des Dolchs, erhob ihn, ſtieß ihn hinein — ha! welch ein herzzerreißendes Geſchrei,“ — und der Sterbende hielt ſich in dieſem Augenblick die Ohren, zu als ob er es wieder hörte. — „Der Graf Anſelmo de Cerra näherte ſich der Oeffnung, brachte eine brennende Laterne zum Vorſchein und fragte: „Iſt ſie auch wirklich todt?“ O Ihr Mächte des Paradieſes! ein Lichtſtreifen, der auf das blutige Bett fiel, zeigte mir in der Ermordeten die Züge der Madonna Spina! Ich rannte, blind vor Entſetzen und Wuth im Zimmer herum, und ſchrie voller Verzweiflung, als das Gewimmer eines Kindes ſich zu den Tönen des Grauſens, des Zornes und Entſetzens geſellte ... ich ſtürzte an das Bette — ein neugebornes Kind krümmte ſich darin, deſſen Geburt durch den Todesſchmerz der Mutter war beſchleunigt worden. Die Mutter küßte es und drückte es an ihre Bruſt, wo das Blut aus der Dolchwunde ſtrömte und ſagte mit ſchwacher, ſterbender Stimme: „Nimm, Unſchuldiges, das iſt die Milch, welche ihrem Kinde diejenige reichen ſollte, die ihren Vater vor Kummer ſterben machte!“ und ſank todt zurück.

Ich wickelte das Kind in ein Leintuch, lief damit zu dem Grafen Cerra und gab es ihm, ſelbſt nicht wiſſend was ich that, in die Hand. — „Anſelmo, was haſt du gethan, Anſelmo!“ rief jetzt die Stimme des Grafen Rinaldo vom Gang her, und beim Anblick des grauſen Schauſpiels ſtürzte er halbtodt zu Boden. — „Ich habe die Gränzen Eures Befehls nicht überſchritten, Rinaldo!“ verſetzte lächelnd der Graf della Cerra, „und darum ſeyd Ihr verpflichtet, mich gegen jede Anfechtung und Verantwortung in dieſer und in der andern Welt zu vertheidigen.“ — Was ſoll ich Euch weiter erzählen von dieſer teufeliſchen Seele? er legte die Abſicht an den Tag, die Bewußtloſigkeit des Grafen von Caſerta zu benützen und ſchlug mir vor, das Kind an der Wand zu zerſchmettern, um ſich, wie er ſagte, dieſe weitere widrige Laſt vom Halſe zu ſchaffen; ich ſagte ihm, er ſolle ſich wohl hüten dieß zu thun, denn wenn dieſe Seele in die Vorhölle kame, würde ſie ganz gewiß der ſeinigen dereinſt den Weg zur rechten Hölle zeigen; ſo rettete ich das Kind. Der Graf Rinaldo erwachte aus dieſer Bewußtloſigkeit kaum mehr halb zum Verſtande; er war ſich des Verluſtes ſeiner Gattin bewußt, weil er ihn jeden Augenblick empfand; die andern unglücklichen Vorfälle vergaß er, oder wenn ſie ihm auch durch die Seele gingen, ſo glaubte er, es ſeyen Ausgeburten ſeiner erſchütterten und erſchreckten Einbildungskraft. Anſelmo della Cerra, der nach kurzer Zeit ſeinen Sinn änderte und auf einen noch ſchlauern Plan dachte, hatte mir keine Hinderniſſe mehr in den Weg gelegt, das Kind zu retten, und mir nur einen Eid bei den Heiligen abgenommen, daß ich keiner Seele etwas von ſeiner Geburt ſagen wollte; er unterſtützte mich mit ſeinem Rath und ſeiner Hülfe um ihn gut aufzuerziehen zu laſſen, ſo daß er, den Menſchen und dem Himmel angenehm, heranwuchs, nachdem man ihn an den Hof gebracht, gefiel er dem König Manfred ſo, daß er ihn unter ſeine Pagen und in reiferen Jahren unter ſeine Knappen aufnahm ... und dort wäre er noch jetzt, wenn ...“ — „Vollende!“ — „Wenn er nicht jetzt vor mir ſtände!“

Wenn du günſtiger Leſer von der Zahl der Erwählten biſt, welche das Verſtändniß haben, kannſt du dir aus dir ſelbſt vorſtellen, was die Schrift, die nur Zeichen hat, um den Zuſtand des Gemüths zu ſchildern, nur ſchwer und ungenügend darzuſtellen vermag; denn für die meiſten Menſchen, geboren mit einem vereisten Herzen, bedeutet jenes Zeichen nichts, und einem kleinen Theile, der wohl darauf achtet, nur ſehr wenig, da die von uns geſchilderten Empfindungen nicht bloß ſelten vorkommende, ſondern in ihrer Art einzig ſind und zu der teufliſchen Wiſſenſchaft gehören, die Seelen zu verderben.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34 u. 35.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

24 März 1839.

Johanna Baillie.

Unter den zahlreichen Schriftstellerinnen Englands nimmt einen ehrenvollen Platz die Dichterin Johanna Baillie ein, die sich theils durch lyrische Poesien, theils aber, und hauptsächlich, durch eine Reihe von dramatischen Productionen einen bedeutenden Namen erworben hat. Sie ist aus Schottland gebürtig, von edler Abkunft und unvermählt. Wir geben hier im Auszug das Urtheil einer Review über eine Reihe neuerer Dramen, nebst Proben daraus, und werden zum Schluß noch ein andres Urtheil über die Dichterin folgen lassen, welches sich minder vortheilhaft über sie ausspricht.

Der Name Johanna Baillie erfüllt alle wahren Liebhaber dramatischer Poesie mit Achtung. Keine Frau, wir behaupten dieß ohne Bedenken, hat je, gleich von vorn herein einen so hohen Ton in der Poesie angestimmt, oder so großen Erfolg errungen in dem edelsten und vollendetsten Zweige poetischer Composition — in der Tragödie. Wir sind nicht alt genug, um uns der Sensation zu erinnern, welche das erste anonyme Erscheinen der „Schauspiele von den Leidenschaften" erregte, aber wir haben sie oft schildern hören, — welche Neugier erwachte in dem literarischen Kreis, der damals noch weit enger und concentrirter war als jetzt, mit welcher Ungläubigkeit das erste Gerücht aufgenommen ward, daß diese kräftigen und originellen Schöpfungen von einer weiblichen Hand herrühren sollten, und welches Erstaunen herrschte, als, nachdem all die Damen, welche sich einer literarischen Celebrität erfreuten, gemustert worden, und man an ihnen allen die glänzenden in jenen Dramen geoffenbarten Eigenschaften vermißte, sich zu denselben eine sanfte, ruhige, zurückgezogen lebende junge Dame bekannte, deren vertrauteste Freunde, glauben wir, ihre außerordentlichen Talente nicht geahnt hatten.

Es mag einiger Nationalstolz und persönliche Hochachtung Antheil gehabt haben an dem gewaltigen Lob, welches Walter Scott der „kühnen Zauberin," in einem Gedichte spendet, wo er die Schwäne des Avon sich über die Wiederauferstehung Shakspeare's freuen läßt; aber man muß nicht nur die eigenthümliche Trefflichkeit ihrer Tragödien, man muß auch den Zustand der dramatischen Literatur Englands zu der Zeit, wo sie erschienen, in Betracht ziehen, um den Genius von Johanna Baillie richtig zu würdigen. In jedem Zeitalter hätte sie durch die männliche Kraft der Erfindung und Sprache hohe Bewunderung sich erworben, die doch gemildert war durch weibliche Anmuth und Zartheit; durch ihr kühnes Sichmessen mit den gewaltigsten Leidenschaften der menschlichen Natur, durch ihre furchtlose Zuversicht auf ihre Erfindungskraft in Schürzung und Entwicklung der Intriken; durch das beharrliche und oft glückliche Streben, all den untergeordneten Vorfällen und Personen ihrer Dramen einen festen Charakter zu geben; durch ihre Sprache, die, wenn auch nicht immer ganz rein, doch in ihrem einfacheren Fluß und in ihren Bildern ganz ihr eigenthümlich ist; selbst durch die Versification, die auf einmal all die künstliche und monotone Steifigkeit abschüttelte, worin das englische Drama seit den Tagen Rowe's befangen gewesen. Aber als diese Dramen zuerst durch die poetische Atmosphäre hervorbrachen — was war damals, und schon lange, der Zustand des englischen Drama's? In der That, als Miß Baillie anfing zu schreiben, schien in ganz Europa das Drama ersterben zu wollen, um nie wieder zu erstehen. Voltaire hatte sich längst in seiner Zaire, seinem Mahomet, seinem Tancred erschöpft. Von Alfieri wußte man, wenn auch schon einige seiner Dramen erschienen waren, in seinem Vaterlande kaum etwas. Schiller war nur erst durch seine ersten, wilderen Stücke bekannt. In England war die einzige Tragödie von Kraft und Originalität (Horace Walpole's räthselhafte Mutter) von der Bühne, und in der That auch von der Bibliothek bedenklicherer Leser ausgeschlossen durch die abstoßende und empörende Beschaffenheit des Gegenstandes. Unter den übrigen ernsten Dramen jener Periode behauptet nur Douglas allein seinen Platz auf der Bühne. Die übrigen, gleich monoton in der Intrike, in den Charakteren, in der Sprache und Versification, lernt man vielleicht am besten kennen aus Sheridan's humoristischer Satyre im Kritiker, die ebenso wahr als komisch ist.

Aus dieſer Knechtſchaft ward die engliſche dramatiſche Poeſie auf einmal befreit, und das durch eine zarte, junge Frau. Zu läugnen iſt nicht, daß trotz ihres männlichen Tons voll Originalität in Gedanken und Ausdrucksweiſe, doch der Einfluß ihres Geſchlechts in den Werken der Miß Baillie unverkennbar bleibt. Der Kreis ſowohl der Begebenheiten als der Leidenſchaften, die ſie in ihrer gewaltigeren Thätigkeit ſchildert, iſt einigermaßen beſchränkt; und keine Schriftſtellerin unterwarf ſich dieſen natürlichen Einſchränkungen je mit ſo viel Anmuth und Würde, wie Johanna Baillie. Da iſt nichts von jener künſtlichen Pruderie und Delicateſſe, die immer ſich ſelbſt beobachtet, um nicht eine unſchickliche Wärme kund werden, um nicht der Leidenſchaft die ſtrengen Schranken des gemeſſenen Anſtandes durchbrechen zu laſſen; es iſt die innere, angeborne Sittſamkeit eines reinen Gemüths, zu tugendhaft, um ſich zum Schautragen der Tugend zu erniedrigen, zu innig vom wahren Gefühl des Schicklichen durchdrungen, um mit ſtudirter, überempfindlicher Schüchternheit zu paradiren. Durch alle Schriften der Miß Baillie zieht ſich der Reiz einer Einfachheit hindurch, welche es verſchmäht, nach Effect zu haſchen. Dieß Haſchen nach Effect iſt, wir müſſen ſo ungalant ſeyn es auszuſprechen, der gewöhnliche Fehler der Schriftſtellerinnen. Sie trachtet nie, eine ſtärkere Gemüthsbewegung zu bewirken, als aus den Begebenheiten ſelbſt natürlich entſpringt; ihre Zartheit (und im Ausdruck der ſanfteren Gefühle iſt ſie oft vollendete Meiſterin), artet nie in Sentimentalität aus; ihre Laune — die harmloſe und muntere Koketterie, womit ſie gern ihre jüngeren weiblichen Charaktere belebt, iſt leicht und unſtudirt; ihre moraliſchen Empfindungen entſpringen ganz naturgemäß den Situationen; ſie werden nie pompös ausposaunt, als wären es philoſophiſche Entdeckungen; immer auf der Seite der Tugend ſtehend, hält ſie es nicht für nöthig, Vorleſungen über ſie zu halten. Sie richtet all ihre Kraft darauf, eine ergreifende und angenehme Dramatikerin zu ſeyn, greift aber nie über ihr Gebiet hinaus. Auch ihre Religion hält ſich in demſelben ruhigen und harmoniſchen Ton — das Motiv iſt immer an ſeinem rechten Platz und die Gefühle, wenn ſie nothwendig auch in die Sprache hervortreten müſſen, ſind ſo anſpruchslos wie das Uebrige; ſie beſitzen die Kraft und den Eindruck völliger innerer Wahrheit, und ſind um ſo ergreifender, als ſie kein Aufheben von ſich machen.

Dieſer angeborne weibliche Sinn für Schicklichkeit beſchränkt jedoch auch die Dichterin auf eine engere Sphäre poetiſcher Erfindung. Sie kann nicht — es iſt ihrer Natur zuwider — ſich völlige Freiheit herausnehmen, die ganze unendliche Mannichfaltigkeit der menſchlichen Natur auszubeuten, welche den großen, unerſchöpflichen Schatz für die tragiſche Poeſie ausmacht. Es ſind da dunklere und geheimnißvollere Zellen, welche ihr verſchloſſen bleiben. Es ſind da Leidenſchaften, die ſie nur mit zitternder Hand entwickeln darf. Zu den wunderbarſten Begabungen unſrer Natur gehört in Wahrheit das Geiſtern von ächtem Genie eignende Vermögen: Leidenſchaften verkörpern und anſchaulich machen zu können, welche ihrem eignen Weſen ganz fremd ſind; in die Perſon Andrer ſich gleichſam hineinzuverſetzen und die ächte Sprache des Jammers zu ſprechen, den ſie ſelbſt nie empfunden, der Eiferſucht, von der ſie nie gequält worden, des Ehrgeizes, der nie von ihrem Herz wirklich Beſitz genommen. Wie wird der Proteus der Phantaſie, wie wird Shakſpeare abwechſelnd das zärtliche Mädchen, der hochmüthige Römer, der blutbefleckte Uſurpator, der menſchenfeindliche Athener, der blinde, alte, verbannte König, Miranda, Coriolan, Macbeth, Timon und Lear? Unter allen Leidenſchaften iſt, das wagen wir zu behaupten, der Haß die dem Weſen der Miß Baillie widerſtrebendſte. Es iſt eine Empfindung, die ſie unmöglich auch nur von ferne aus eigner Erfahrung kann kennen gelernt haben, und doch mit welcher furchtbaren Kraft, mit welch ſchauerlich ergreifender Wahrheit hat ſie ſein geheimes Arbeiten in der Seele, ſeine leicht geweckte Reizbarkeit, ſeinen gewaltſamen Wahnſinn enthüllt! Und doch, obwohl ſie eine ſolche Herrſchaft über Gemüthszuſtände ausübt, welche ihrem eignen Weſen ſo ganz fremd ſind, obgleich ſie eine ſo intuitive Auffaſſung von der Art und Weiſe beſitzt, wie gewiſſe Ereigniſſe auf Gemüther vom eigenthümlichſten und ſeltſamſten Temperament wirken mußten — obgleich ſie die Perſonen ihrer Dramen in die ſchwierigſten und merkwürdigſten Situationen zu verſetzen, und ſie mit der Kraft und Wahrheit der Natur handeln und ſprechen zu laſſen weiß — doch zeigen ſich nun einmal im Weibe gewiſſe Beſchränkungen in der Ausübung eines ſo wunderbaren und umfaſſenden Talents. Es gibt Tiefen im menſchlichen Herzen, vor deren Ergründung ihre Phantaſie zurückbeben muß — nicht ſolche allein, von welchen der Sinn für Schicklichkeit ſie entfernt halten müßte, ſondern auch die Aufregungen gewiſſer heftigerer und ſtürmiſcherer Seelenzuſtände, die concentrirte Gewaltſamkeit, der Wirbelwind gewiſſer Leidenſchaften, wenigſtens auf ihrer höchſten Stufe.

Vor allem aber ſcheint eine ausgebreitetere Bekanntſchaft mit dem menſchlichen Leben ein weſentliches Erforderniß für jene unendliche Mannichfaltigkeit der Begebenheiten, für den Reichthum von Charakteren, welche Shakſpeare und ſeine Schule auszeichnen. Es iſt eigen, wie viele von den Dramen der Miß Baillie, beſonders in den vorliegenden drei Bänden, ſich um das Verbrechen eines Mordes drehen; dieß iſt bei ihr die große Quelle gewaltiger Erſchütterung — ihr tragiſcher Dekalogus ſcheint ſich auf das ſechste Gebot zu beſchränken. Das Bewußtſeyn der Meiſterſchaft, womit ſie die Unentſchloſſenheit, die Angſt, den Kampf, den verzweifelnden Wahnſinn vor dem erſten Begehen des entſetzlichen Frevels, die Reue, die Niedergeſchlagenheit, die tiefe, unheilbare Verzagtheit nach der Vollführung der That ſchildert, war ohne Zweifel die überwältigende Verſuchung für die Dichterin, und der Leſer mag dieß als vollgültige Entſchuldigung davon gelten laſſen, daß ſie ſo häufig zu dieſem Mittel der Spannung des Intereſſe's greift. Wir erwähnen dieſen Umſtand nur zur Erläuterung unſerer Behauptung in Betreff der etwas beſchränkten Mittel das Gemüth zu erſchüttern und zu ſpannen, die ſelbſt einer ſo großen Dichterin, wie Miß Baillie, zu Gebote ſtehen. Zwei Punkte jedoch darf man nicht außer Acht laſſen. Wir vergleichen Miß Baillie mit Shakſpeare und ſeiner Schule. Die Dramen der Miß Baillie wurden aber geſchrieben, ehe die Bewunderung für dieſe großen Dichter, welche auf die meiſten andern glück-

lichen dramatiſchen Dichter der neueſten Zeit einen ſo mächtigen Einfluß geübt hat, wieder lebendig geworden war; in ihren Werken zeigen ſich keine Spuren von Vertrautheit mit Maſſinger, Ford, Fletcher. Nur gegenüber von dieſen unnachahmlichen Dichtern finden wir einen gewiſſen Mangel an Mannichfaltigkeit in ihren Conceptionen und von Fülle in ihrer Sprache, und müſſen wir hinzuſetzen, als nicht minder ſichere Merkmale der weiblichen Hand, trotz der maleriſchen Kraft ihres Styls, gelegentlich die launenhafteſte Ungenauigkeit und Alles eher als die Pünktlichkeit eines tüchtig geſchulten Gelehrten.

(Fortſetzung folgt.)

Jules Janin's Reiſe in Italien.

(Schluß.)

Gar ſeltſam dünkt es uns, wenn wir aus dem Munde dieſes leichtſinnigen „Kindes des Augenblicks," wie er ſich ſelbſt oben nennt, aus dem Munde des gleichſam halbofficiellen Repräſentanten des franzöſiſchen Geiſtes, des (bis jetzt) getreuen Artikellieferanten für das wetterwendiſche Journal des Débats, des Plauderers über Alles, wenn wir aus dem Munde dieſes ephemeren Schöngeiſtes das Lob Dante's, dieſes rieſenhaften, gediegenen Dichters, dieſes ſchauerlich ernſten und tiefen Geiſtes, vernehmen. Fühlt etwa Jules Janin gegenüber dem heraufbeſchwornen Bilde eines ſolchen Mannes ſeine und ſeiner Beſtrebungen und ſeiner Zeit Kleinheit, Oberflächlichkeit und Ueberzeugungsloſigkeit? Schwerlich! Auch Dante wird ihn eben zu einem Thema, über das er ſchöne Worte macht, und das er morgen rein vergeſſen hat, wenn er über irgend eine Armſeligkeit, über irgend ein „artiges Nichts" einen Artikel ſchreiben ſoll. Hier ſeine pathetiſche Declamation über den Florentiner:

— — „um es beſſer zu ſagen, um Alles zu ſagen: Florenz hat nur einen Herrn, nur einen Gründer und rechtmäßigen König: Dante Alighieri! Ja! Dante iſt der höchſte Herrſcher von Florenz und der ganzen großen Epoche des menſchlichen Geiſtes, die man die Wiedergeburt der Bildung nennt. Auf ſeine Stimme erwachte das moderne Italien, wie das alte Griechenland erwachte auf die Stimme Homers und Pythagoras'. Er hat, auch er, das Vaterland und den Glauben, die Götter und die Heroen gefeiert. Auch er iſt der Schöpfer der Sprache geweſen, die er redete. Dieſer Mann verſtand und wußte Alles; er verſtand die Theologie wie Savonarola, die Politik wie Machiavelli; er hatte den Arioſt und Plato geleſen; er war Maler, Muſiker, Redner, Soldat, mit Einem Wort: er war ein Dichter, Homer ebenbürtig. Er fing damit an, ſein Vaterland mit einer Sprache zu beſchenken, das höchſte Geſchenk, das ein Menſch den Menſchen machen kann. Und ſeit fünf Jahrhunderten lebt die Poeſie Dante's. Und ſeit fünfhundert Jahren hat jede Generation, die über dieß Land hinging, dieß Gedicht auswendig gelernt, das mitten unter Gemetzel, Blutbad, Brand und allen Gräueln des Bürgerkriegs entworfen, im Exil niedergeſchrieben wurde. In dieſem Gedicht, in welchem er ſeinen Geiſt, ſeine Seele, ſein Herz niederlegte, hat Dante, ohne es zu wiſſen, die ganze große florentiniſche Schule geſtiftet, die ihres Gleichen nicht hat unter der Sonne. Er hat ſeinem Jahrhundert die Sitten, die Wiſſenſchaften, die Literatur, die Künſte geoffenbart; ſo tief hat er dieß Volk von Republicanern aufgeregt, daß ſie wie mit einem Schlag, mit unglaublichem Aufſchwung aus der Barbarei und dem Dunkel des dreizehnten Jahrhunderts ſich aufrafften. Sein Buch war zugleich das erſte und das letzte Wort dieſer Geſchichte. Er hat die Sprache der Religion, der Moral, der Politik, der Satyre erfunden. Er, der eine ſo furchtbare Hölle gegraben, die einzige Hölle, vor der man ſich fürchtet, er hat aus der chriſtlichen Hölle Homer, Horaz, Ovid, Lucan, das Opfer Nero's, Aeneas, den Helden Virgils, und Cäſar befreit, den er in den Himmel Virgils verſetzte, und neben Cäſar — Brutus; und ſo widerſprach er ſeinerſeits dem Evangelium, das ſie verdammte, dieſe großen Männer des Alterthums. So hat alſo Dante die Seele der heidniſchen Welt aus dem ewigen Feuer errettet, ebenſo wie ſpäter Leo X ſo viel er konnte ihre materiellen Ruinen gerettet hat; eine zwiefache Wiedererweckung, aber die Dante's war die kühnere. Laſſen wir jedoch Dante und Leo X die doppelte Ehre dieſer Wiedererweckung. Sie beide haben zu dem heidniſchen Lazarus geſagt: Stehe auf und wandle! Jeder hat ſeinen Theil an dieſer Wohlthat; Dante hat für ſich die Seele des wiedererweckten Todten behalten, die Mediceer für ſich den Marmor und die Bildwerke ſeines Grabes.

Dieſer Mann, vom Himmel herab gekommen in das Italien des Mittelalters, hat das lebendige Licht ſeiner Poeſie auf all die aufgehäuften Ruinen geworfen. Er hat zuerſt den geblendeten Italienern gezeigt, welche bewundernswerthe Vortheile ſich ziehen ließen aus all dieſen Ruinen; aus den Hiſtorikern, Dichtern, Künſtlern, den Monumenten des Alterthums, den koſtbaren, da und dort zerſtreuten Trümmern in dem gräßlichen Durcheinander von Brand und Schiffbruch. Aus dieſem jammervollen Schauſpiel hat Dante den Schluß gezogen: nicht daß man das Alterthum wieder herſtellen, ſondern daß man Etwas ſchaffen müſſe, was auch ein Alterthum werden könne. Dante, der Theologe wußte allzugut, daß man den erſchöpften Glauben nicht wieder aufrichtet, wie die Säulen eines zertrümmerten Tempels, und ſo ſprach er zu ſeinem Jahrhundert: Schaffen auch wir uns unſere Poeten, unſere Baumeiſter, unſere Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Bildhauer! Seyen wir Ahnen! Machen wir uns zurecht, was uns in der alten poetiſchen Welt dienen kann; aber ſtatt dieſen Ruinen unterthan zu werden, zwingen wir die Ruinen, uns unterthan zu ſeyn. Dante iſt, auf einen Zeitabſtand von drei Jahrhunderten hinaus, der Vater Michel Angelo's, der die Ehre hatte, dreihundert Jahre ſpäter die Epoche der Wiedergeburt zu ſchließen, welche Dante, ſein Meiſter, begonnen. Welch ein Mann auch dieſer! Noch als Kind hatte ihn Politiano in der göttlichen Komödie leſen gelehrt, aus welcher er alle Lehren geſchöpft; er ſah in ganz Florenz nur Dante. Aufrichtiger Republicaner, glaubensvoller Chriſt, von langſamer und ruhiger Einbildungskraft, von lebendiger und kühner Ausführung, hat er allein gelebt, ohne eine Familie, außer ſeinen Schülern, ohne eine Geliebte außer Flo-

renz. In dieſem Gewühl von Kaufleuten, von Fabricanten, von Wechslern, hat Michel Angelo nur die Künſtler geliebt. Er drängte ſich durch dieß Volk von Krämern hindurch, ohne es zu ſehen; er hatte es unter ſeiner Würde gehalten, ſie mit ſeiner Achtung zu beehren. Bis zum Schluß des letzten ſeiner neunzig Jahre blieb Michel Angelo der Sclave Dante's, er, den zu zähmen Julius II, der unbeugſame Papſt, ſo viele Mühe gehabt hatte, Er hat gleicherweiſe den Mediceern und Arioſt widerſtanden." — —

Endlich wollen wir auch noch der Erzählung des Verfaſſers von einem Vorfall, der für ihn der nicht am wenigſten intereſſante auf ſeiner Reiſe ſeyn mochte, einen Raum gönnen. Die öffentlichen Blätter haben ſchon vor Monaten gemeldet, daß J. Janin, der vom Glück ſo begünſtigte Schriftſteller, einen großen Gewinn in einer Lotterie gemacht, daß er Beſitzer eines Schloſſes in Italien geworden ſey. Wohl mögen diejenigen, welche der Anſicht huldigen, daß mit gewiſſen Menſchen das Glück geboren werde, gleichſam als eine ihnen inhärirende Eigenſchaft, in dieſem Gewinnſt eine Beſtätigung ihrer Theorie finden: wir laſſen nun aber den Autor ſelbſt ſprechen:

„Und jetzt, um den Bericht von dieſer Reiſe, ſo voll ſüßem Schweigen und Enthuſiasmus, von dieſer glücklichen und leichten Wanderung durch die ſüßen Leidenſchaften und die ewigen Meiſterwerke Italiens zu ergänzen, bleibt mir nur noch zu erzählen, wie der Zufall, dieſer ehrliche, ſo arg verleumdete Gott, als er mich ſo eingenommen für Italien und namentlich ſo verliebt in Florenz ſah, mir im Augenblick wo ich es am wenigſten erwartete, das hübſcheſte Häuschen beſcherte, das je auf einem italieniſchen Hügel erbaut wurde — ein Haus, das einen nicht ſchlechtern Bewohner gehabt, als Horaz — das zum Bewohner den Herrn von Lamartine gehabt, der mir dieſer Tage davon ſprach, und der in ſeinen Schatten ſeine ſchönſten Gedichte verfaßt hat. Es lebe der Zufall! er hat mir mehr als ein Glück beſchieden, er hat mir einen herrlichen Vorwand geliehen, wieder nach Florenz zurückzukehren. Eben nach Paris zurückgekommen, erzählte ich dieſen glücklichen Zufall wie folgt:

Man ſpricht überall, man ſchreit laut, man redet ſich an: Iſt es denn wahr? — Ja, er iſt Eigenthümer eines Schloſſes! — Die Einen ſagen: es iſt unmöglich! — Die Andern ſehen aus, als wollten ſie rufen: Wie Schade! — Dieſe berechnen ſchon, was das Neſt denn werth ſeyn könne. Einige geſtehen offen, daß der Zufall wohl daran gethan habe, gerade dieſen Mann ſich herauszuſuchen, um aus ihm einen großen Herrn zu machen, der ſich nie um das Glück bekümmert hat. — Und glauben Sie denn, meine Liebe, daß er Baron werden wird? ruft eine junge Frau mit einem bezaubernd verzogenen Mäulchen. — Vielleicht Prinz, antwortete die alte Frau, die, gutmüthig, eine natürliche Neigung zu allen glücklichen Leuten hat. Das iſt alſo die große literariſche Neuigkeit der Woche. Man hätte die Popularité ſpielen können, man hätte ſich nicht ſo viel um die Komödie des Herrn Caſimir Delavigne gekümmert, als um die Villa Lazzarini. Wetten ſind für und gegen gemacht worden. Die Karte von Italien iſt ganz groß aufgerollt auf allen Tiſchen der Neuigkeitsjäger; man will wiſſen, wo das Landgut Lazzarini iſt. Drei Tage dauert dieſe ängſtliche Spannung; und hat nicht das Journal des Débats, das doch am beſten unterrichtet ſeyn muß, die Grauſamkeit gehabt, kein Wort von der Sache zu ſagen?

Gewiß, der Held dieſes nur unwahrſcheinlichen Abenteuers hätte nicht geglaubt ein ſo wichtiger Mann in der Welt zu ſeyn, daß ſein Glück das Intereſſe des Publicums in ſolchem Maaß erregen könnte. Wie! beim erſten Gerücht von ſeinem Gewinnſt bricht die franzöſiſche Geſellſchaft ihre angefangene Plauderei ab, jedes Geſpräch wechſelt ſeinen Gegenſtand; die Schweiz und der Prinz Napoleon, und die großen Verbrechen des Aſſiſenhofs und die Eiſenbahnen verſchwinden vor dem unſichern Schatten einiger italiſcher Orangenbäume, weil dieſe ſchönen Orangenbäume, im Freien wurzelnd, zufällig ihren Herrn vertauſcht haben ſollen? Wie! bei dieſer in die Lüfte geſtreuten Kunde iſt kein großer Politiker, der nicht ſtaunte, kein großer Schriftſteller, der nicht unruhig würde, und kein kleines Journal, das nicht ſein Bischen Gift ausſpritzte?

Ein Schloß! Ein Schloß! Er hat Landgüter! er hat Sklaven! er hat Leibeigene! er hat einen Wappenſchild! er hat einen Springbrunnen! eine Terraſſe! Statuen! vergoldete Plafonds! Ei das iſt ja entſetzlich! Und wir Leute von Geiſt, die wir während ſeiner Reiſe ſo viel Dornen auf ſeinen Weg geworfen! Ach, die armen Teufel ſahen nicht, daß ſie dieſe Dornen ihm nicht in den Weg, ſondern hinter ihm auf ſeinen Weg geworfen hatten; und inzwiſchen raffte er, ohne an dieſe Dornen zu denken, alle Arten von Blumen auf, die ſich ihm erſchloſſen; und wenn irgend Einer mit Recht die Worte Virgils ausſprechen durfte, ſo iſt gewiß er es, die Worte: Tellus inarata! Magna parens frugum, Saturnia Tellus!

Das iſt alſo die große Neuigkeit: Er hat ein Schloß gewonnen! Am erſten Tag war es ein Haus ohne Thüren, ohne Fenſter und ohne Belang; am zweiten Tag war es ein Schloß, aber der Ausbeſſerung bedürftig, und man weiß, daß die Ausbeſſerungen Einen zu Grunde richten; am nächſten Tag war das Schluß ein Palaſt, der Stein war zu Marmor geworden; es war mehr als ein Garten — ein Park, ein Landgut, es war etwas Ungeheures. Man las in Einem Journal: hundert und fünfzig tauſend Franks, und zwei Blätter weiter hinten: dreimalhunderttauſend Franks. Wenn es ſo fortgegangen wäre, hätte man aus der Pallazina noch den Palaſt Pitti gemacht; aus dem Baron wurde ein Großherzog von Florenz und Raphael war nicht mehr gut genug zum Anſtreicher ſeines Hauſes.

Aber endlich ſeyd auch Ihr ſelbſt, Ihr Geduldigen, die Ihr wißt, daß zuletzt das Wort des Räthſels Euch werde kund gethan werden, Ihr meine Leſer, deren Glück ſich ein wenig verfärbt hat über dem Millionär von Schriftſteller, von welchem die Rede iſt, auch Ihr ſeyd ganz unruhig und betroffen, und wollt ſofort wiſſen, was denn an der Sache iſt? Nur Geduld! Wenn der Held dieſer Geſchichte ſo ungeduldig geweſen wäre wie Ihr, ſo wäre er nicht einmal Baron. Was die Orangen betrifft, ſo hätte er nur die Orangen der Madame Ebevet. Das Thal von Montmorency, oder auch das liebliche,

entzückende Thal von Vieyre wäre dermalen sein einziges Besitzthum; er wäre nichts als ein Mann der sichs zum Glück schätzte zu leben und zu schreiben und jeden Tag laut zu sagen, was er auf der Seele und auf dem Herzen hat. Weil er geduldig war, ist er dieser stattliche und mächtige Herr geworden, wie Ihr sogleich sehen werdet.

Es ist wahrhaftig etwas Schönes darum, zu seyn was man ein „Kind der Presse" nennt! Es ist eine wahre Lust, wie Einen die treffliche Mutter und Amme behandelt. So lange du dich an ihre hängende Brust anschmiegst, in Lumpen, und ganz rotznasig und besudelt mit der Gallenhefe, womit sie ihre Kinder nährt, lächelt die treffliche Frau dich an und liebkost dir. Statt reiner Milch gibt sie dir tüchtige Schmeicheleien. Sie wirft dir lächelnd die Kruste aus ihrem Bettelsack zu. Alles geht aufs Beste; du bist ihr verzogenes Kind, ihr Liebling, der Freund ihres Herzens; sie zeigt dir alle Königreiche der Welt von ihrer Höhe herab und sagt zu dir: du betest mich an, so will ich dir alle Königreiche der Welt geben!

Aber du versuchst, schlecht genährt, schlecht gekleidet, unglücklich, voll von einem unschuldigen kleinen Gift, das du jeden Augenblick ausbrichst; dich von deiner geliebten Mutter im Ehrgeiz zu entfernen, du wirst etwas, fliegst mit deinen eigenen Flügel, gewinnst ein Schloß, wirst reich, schreibst ein gutes Buch, sprichst in der Kammer mit der Autorität eines großen Talents, wirst nur etwa erster Minister, — und dann sieh zu, was die zärtliche Mutter dir aufspart! Ha Schelm! Ha Dieb! Ha Spitzbube! Ha Nichtswürdiger! Du verläßt deine Mutter und Amme! Du willst nicht mehr ihr schlechtgebackenes Brod, befeuchtet von ihrem klebrigen Speichel! du stößt von dir ihre milchleere Brust! du willst ein wenig allein gehen! wart nur Thor! Und da ist sie jetzt, die milde Stiefmutter, die dich, ihr verzogenes Kind, mit beispielloser Härte behandelt. Sie ersinnt, ihr Kind zu quälen, ganz neue Mißhandlungen. Sie zermalmt es, sie wirft es in Abgründe, sie tödtet, sie verschlingt es. Zum Beispiel, wenn es je ein „Kind der Presse" gab, so ist es Herr Thiers. Er war ihre Ehre, er sollte ihr Stolz werden. Die Presse hatte hier eines ihrer Meisterwerke geliefert, das ihr ewiger Ruhm seyn sollte. Und doch, wie hat sie ihr verzogenes Kind behandelt, sobald das verzogene Kind auf die Höhen der politischen Welt sich emporschwang? Gewiß, wenn sie es nicht vergiftet hat, so ist es, weil das Kind der Mutter nicht getraut und weil es nicht hat trinken wollen, wo sie getrunken hatte.

Das ist dem Herrn Thiers begegnet; was Wunder, daß dasselbe einem andern Kind der Presse begegnete, das nicht so hoch steht, wie Thiers, aber weit getreuer ist seiner Amme als er. Seit zehn Jahren, seit er etwas gilt in den Kämpfen jedes Tags, hat der letztere nie etwas Anderes seyn wollen als ein Kind der Presse. Er war nie mehr, aber auch nie weniger. Er hätte können Unterpräfect werden, wenn er gewollt hätte oder auch Inspector der Primärschulen; wer weiß, vielleicht gar Facultätsprofessor in Lyon oder Bordeaux. Aber er ist weniger kühn als Herr Thiers; er hat Nichts gewollt, Nichts verlangt, er ist Journalist geblieben; er glaubte so durch seine Bescheidenheit die Presse, seine treffliche Amme, zu versöhnen, und indem er ihr fortwährend mit Leib und Seele angehörte, ihren Schlägen so gut zu entgehen, wie als Steuereinnehmer in einem entfernten Departement.

Aber man sehe das Unglück, welches dieß Kind der Presse verfolgt! Ohne etwas Böses zu denken, schlenderte er in den Städten und Fluren Italiens herum; sogleich stößt die Presse, seine Amme, ein klagendes Geheul aus; sie klagt ihn im Angesicht Europa's an, Gesandter in Mailand geworden zu seyn. Im Augenblick kehrt er nach Paris zurück, ohne nur die Krönung abzuwarten, bei welcher er Frankreich repräsentiren sollte; so überzeugt er durch seine persönliche Erscheinung seine Mutter von der Unwahrheit jenes Gerüchts; er ist nicht Gesandter, er tritt wieder seine täglichen Functionen an.

Aber noch einmal, man sehe das Unglück, im Augenblick wo unser Mann sich vor allen Unbilden seiner Amme gesichert glaubt, da gewinnt er, ohne es zu wissen und fast ohne es zu wollen, ein Schloß in Italien; und da, plötzlich, wird er ebenso mißhandelt, wie Herr Thiers es wurde an dem Tage, wo er sich beigehen ließ, den Herzog von Broglie im Ministerium des Auswärtigen und in der Präsidentschaft des Conseils zu ersetzen.

Der Held dieser Geschichte, Ihr kennt ihn, ist ohne Widerrede einer der am wenigsten ehrgeizigen Menschen auf der Erde. Er war glücklich sein ganzes Leben hindurch, d. h. er hat sein ganzes Leben lang nie etwas Anderes gewünscht, als was er haben konnte, und man muß hinzusetzen, er hat immer das erhalten, was er wünschte. Er wünschte sich Pferde, und er hatte bis auf drei in seinen Ställen. Er wünschte sich wohlhabend zu werden und er wurde wohlhabend. Er wünschte sehnlich wieder arm zu werden und er wurde wieder arm. Unbekümmert um Vermögen, noch mehr als um den Ruhm befand sich der Held der Geschichte in Florenz so glücklich, als es nur ein Kritiker, umgeben von Meisterwerken seyn kann. Eines Tages sprachen wir von den schönsten Aussichtpunkten Italiens. Per Baccho! rief der Doctor F..., das erinnert mich daran, daß im Herzogthum Lucca, in der Nähe einer warmen Heilquelle, geschützt von einem sanften Hügel, ein Haus ist, das sich hinter blühenden Orangenbäume verbirgt. Das Haus ist von Marmor und steht auf einer breiten Terrasse, welche das Thal beherrscht; eine große Allee führt zu ihm; es ist zwischen zwei Wäldchen halb verborgen; eine Wasserleitung unterhält daselbst Tag und Nacht drei Springbrunnen, es ist ein wahres Zauberschloß. — Wer von Ihnen will es haben?

Damit zog er mehrere Lotterieloose aus der Tasche. Sie waren bald verschlossen. Der Herr des Hauses bemächtigte sich aller Loose, die man ihm nur ablassen wollte, und ich allein nahm nicht Theil an dem allgemeinen Eifer; aber auf das Zureden der Andern erlegte ich auch meine zehn Paoli für ein Loos. Hätte ich statt dieser auch nur zehn französische Franks geben müssen, ich hätte mein Glück von mir gewiesen. Am Abend dieses Tags sah ich den Herzog von Lucca, und sagte ihm, ich hätte die Hoffnung erkauft, Eigenthümer eines Schlosses in seinem Lande zu werden. Ich hoffe, antwortete der Fürst, daß Sie dann auch ein wenig mein Unterthan seyen. Von diesem Tag an dachte ich nicht mehr an das Schloß. Nach Paris

zurückgekehrt warf ich mein Loos in einen Papierkorb. Ganz unerwartet meldet mir ein Brief, daß, falls mein Loos die Nummern 72 — 75 habe, ich der Beſitzer des Schloſſes ſey. Ich ſuche in dem Korb, ich finde das Loos! Es hat dieſe Zahlen.

Zwei Tage nachher, zwei Tage verbreitete ſich das Gerücht von dieſem plötzlichen, unvorhergeſehenen, unglaublichen, wunderbaren Glück mit der Schnelligkeit einer Unglücksbotſchaft. Meine Freunde ſtaunten nicht ſo arg darüber und wünſchten mir einfach und aufrichtig Glück — aber die Andern! —

Und was fangen Sie jetzt an? fragen mich ganz leiſe die unbekannten Freunde, die mich beſchützen und vertheidigen, und mich als das Kind ihrer Adoption behandeln; und ihnen gebe ich die Antwort, die der Schäfer gab. Der Schäfer nemlich rief eines Tags: Ach wenn ich nur der König von Frankreich wäre! — Nun, und wenn du König von Frankreich wareſt? fragte ihn ein Vorübergehender? — Nun, dann würde ich meine Schafe zu Pferde hüten. — Und ich, wenn mein Schloß etwas werth iſt, werde ich mir einen Regenſchirm kaufen und im Omnibus in die Oper fahren.

Die Schlacht von Benevento.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

(Schluß.)

Rogiero ſah ſich plötzlich eines Vaters beraubt, ohne daß man ihm einen andern dafür genannt hätte; er ward aufgerüttelt aus einer traurigen Gewißheit, um in einen noch ſchmerzlicheren Zweifel geſtürzt zu werden; er wurde vom Unglück der Sünde zugeſchleudert. Schon hatte er bis jetzt bitter verachtet die menſchliche Natur und die ſeinige; jetzt verabſcheute er ſie, da er die Leidenſchaften, die er für großmüthig und edel gehalten, ſich zu Werkzeugen der Schande verwandeln ſah; ſeine Unſchuld hatte ihn verleitet, Glauben zu ſetzen in die Worte von Seinesgleichen, das Mitleid, Einen für ſeinen Vater zu halten der es nicht war; die kindliche Liebe, ſeinen König zu verrathen, um ſeinen verrathenen, vermeintlichen Vater zu rächen. Eine ſolche Verkettung räthſelhafter Begebenheiten, ſo viele ihm gelegte Schlingen, um ihn in Sünde zu verſtricken, der mit den theuerſten Gefühlen getriebene Hohn, der Wahnſinn, die Scham, die Angſt — das Alles ſtürmte ſo auf ihn ein, daß er die Dielen des Bettes, von unzähmbarer Wuth geſtachelt, faßte, und dergeſtalt daran rüttelte, daß der darauf Liegende, die Bettdecke und alles Andre emporgeworfen wurde; das Crucifix fiel auf den Boden, der Sterbende umfaßte ſeinen Beichtiger mit den Armen um den Hals und verbarg wieder ſein Geſicht an deſſen Bruſt.

„Und die Gerechtigkeit ſoll nicht rächen dieſen Frevel? Kann er verborgen bleiben vor der Strafe der Menſchen?“ — „O, betet zu Gott, daß der Mächtige nicht das Verbrechen wolle, denn kaum nimmt er ſich die Mühe es zu verheimlichen und Niemand zieht ihn zur Strafe!“ — „Und der Brudermörd, den ſie mir von Manfred erzählten?“ — „War eine Lüge!“ — „Und meine Abkunft von Heinrich dem Gelähmten?“ — „Eine Lüge!“ — „Und Heinrich?“ — „Ward am Leben erhalten in der Abſicht glaube ich, ihn dem Manfred im Kampf um das Königthum entgegenzuſtellen; aber nachdem er vor Angſt und Pein den Verſtand verloren, ließen ſie ihn doch immer noch leben, weil ſie nicht wagten ihn umzubringen, oder weil ſie bis dahin im Sinne hatten, ihn für Euern Vater auszugeben und ſo Euch zum Verrath an Eurem König zu treiben.“ — „Das iſt ein Wunder von Bosheit. Und du wußteſt es, Roberto?“ — „Ich wußte es.“ — „Und haſt mich verrathen?“ — „Sie hatten mir geſchworen, mich groß zu machen und Euch nicht zu tödten.“ — „Verlorene Seele ſey verflucht auf alle Ewigkeit!“ — „O Vater, hört Ihr's? Haſt du mir nicht verziehen, haſt du mir nicht geſchworen mir zu verzeihen?“ — „Wenn ich geſchworen habe, ſo nehme ich jetzt den Schwur zurück; wohin nun auch dein Geiſt möge berufen werden, an den Ort des Heils oder des Verderbens, ich werde dich dahin verfolgen mit unaufhörlichen, endloſen Verwünſchungen . . .“ — „Sprecht nicht ſo, Rogiero! Vater, bittet ihn, nicht ſo zu ſprechen! erzählt ihm, mit welcher Buße ich mich abgemüht habe meine Schuld zu tilgen . . . habe ich dir doch das Leben gerettet!“ — „Ich habe den verwünſcht, der es mir gegeben, und dich würde ich, auch wenn du mir kein Leid gethan hätteſt, verwünſchen, daß du mir es erhalten haſt; ſey verdammt und ſtirb!“ — „Unbarmherziger! es wird der Tag kommen, wo du theuer büßen wirſt dieſe deine Grauſamkeit: — im Begriff vor dem Richterſtuhl Gottes zu erſcheinen, fühle ich, daß meine Verſchuldungen zu viele und zu ſchwer ſind, als daß ſie mir könnten vergeben werden . . . deine Verzeihung hätte mir nichts geholfen, aber für dich hätte ſie geſprochen, wenn du einmal an deinem Theile wirſt gerichtet werden . . noch einmal . . willſt du deinen Schwur halten?“ — „Nein!“ — „So geh und laß mich im Frieden ſterben.“ — „Nein, ſo lange noch nicht der Schleier des Todes über deine Augen ſich geſenkt hat, ſey gepeinigt von meinem Anblick, ſey verdammt und ſtirb!“

Noch hatte Rogiero dieſe bittern Worte nicht ausgeſprochen, als ſich die Thüren der Zelle aufthaten und zwei Reihen Mönche eintraten, welche viele angezündete Fackeln in Händen hatten; als der letzte kam, mit feierlich ernſter Miene, der Mönch, den Rogiero auf dem Kirchhof getroffen hatte, und hielt unter einem ſeidenen Mantel die Flüſſigkeit zur letzten Oelung. Der Mönch näherte ſich, aus der Miene Rogiero's, der mit aufgehobner Hand und mit den Gebärden eines Verfluchenden daſtand, und aus dem Weſen Roberto's, der im Kloſter Egidius hieß, welcher ſtehend, beängſtigt von der Furcht der bevorſtehenden Verdammniß, von Schweiß übergoſſen, alle Mittel erſchöpft hatte, womit ein Menſch den Andern zum Mitleiden bewegt, merkte er ungefähr den Stand der Sache; er wandte ſich gegen den Beleidigten mit jener Zuverſicht, welche dem frommen Eifer eigen iſt, berührte ihn an der Stirne und ſagte: „Geſchöpf, geboren um zu ſterben, kannſt du einen unſterblichen Haß nähren?“ — „Ich weiß nicht, Vater, ob ich es kann, aber ich will es.“ — „Würdiger Sohn des gefallenen Geſchlechts, deine Geſinnung iſt theilhaftig der Nichtswürdigkeit der Würmer, aus denen du beſtehſt; deine Gedanken ſind in dem Staub, von dem du genom-

men biſt und in den du zurückkehrſt." — „Er hat mir die Mutter umgebracht (ſchrie Rogiero, auf den Kranken deutend), wie ſollte ich es unterlaſſen ihm zu fluchen?" — „Er (verſetzte der Mönch, mit dem Finger zum Himmel empor weiſend) ließ ſeinen Sohn tödten um zu ſegnen." — „Ich bin nicht Gott." — „Ich weiß, daß du Erde biſt; aber es lebt in dir ein Funke der Gottheit, ein Theil des göttlichen Geiſtes, der alle ſeine Sorge darauf wenden ſollte, das Beiſpiel ſeines Schöpfers nachzuahmen, ihm wohlzugefallen und ſich würdig zu machen jener Herrlichkeit, zu welcher er uns beruft mit allen Wundern der Schöpfung; der Ewige, ſelbſt ohne Sünde, ließ ungebeten die Sünde nach; laſſe du ſie nach, der du ein Sünder biſt und den wir zu deinen Knieen liegend anflehen."

Auf dieſe Worte fiel er Rogiero zu Füßen und die gefalteten Hände emporhebend, beſchwor er ihn in dieſer ſchönen Stellung demüthiger Liebe. Die übrigen Brüder folgten dem Beiſpiel des Abts, ſanken auch auf die Kniee und riefen Alle einſtimmig: „Verzeihung!"

„Und gäbe man mir auch die Herrſchaft über den Blitz... und gäbe man mir Macht über alle Geiſter ... und hätten alle erſchaffenen Weſen eine Stimme um mich zu preiſen, und ſängen mir die Myriaden Engel Hoſiannah in alle Ewigkeit ... nie würde ich meinen Fluch zurücknehmen. Sey verflucht (ſchrie Rogiero mit erhobnerer Stimme und ſchüttelte beide Hände über dem Sterbenden) und mit mir ſollen dir fluchen alle Weſen, die einen Körper haben und die Geiſter, die Todten, die Lebenden, die noch nicht Gebornen; könnten doch aus dieſen meinen Händen Flammen regnen auf deine Seele und auf die Seele deiner Verbrechensgenoſſen; kein Mund ſey, der dich nicht höhne, kein Geſchöpf, das nicht lächle über die Grauſamkeit deiner Strafe; und möge meine Grauſamkeit wirken, daß auch ich verdammt werde und brennen müſſe in derſelben Hölle, damit du dann mich peinigen kannſt mit der gräßlichen Geſchichte und ich dich mit meinen wilden Vorwürfen; da werden wir beide unbarmherzige, unverſöhnliche Teufel ſeyn."

Er ſtieß den alten Abt zurück, der ſeine Arme um ſeine Kniee geſchlungen hatte, warf ihn hart auf den Boden und ſprang mit einem wilden Satz aus der Zelle. Die heilige Salbe ward verſchüttet auf dem Eſtrich und miſchte ſich mit dem Blut, das aus der verletzten Stirne des armen Abts rann; er aber kümmerte ſich nicht um ſeine Wunde, richtete ſich, von den Mönchen unterſtützt, wieder auf und ſchickte ſich an, mit dem wenigen noch übrigen Oel die fromme Pflicht zu erfüllen; ſchon hatte er, die Hand über das Auge des Sterbenden erhebend, ſeinen Spruch begonnen, als auf der andern Seite des Bettes der Beichtiger mit dumpfer Stimme murmelte: „Er iſt todt!" Mit größerer Aufmerkſamkeit ſchaute jetzt der Abt hin und ſah Roberto mit offnem Munde und offnen Augen daliegen; — eine leichte Röthe färbte ſeine Wangen — er ſchien zu leben; er legte ihm die Hand aufs Herz — es war anzufühlen wie Stein; da nahm er die Decke und verhüllte ihm damit das Angeſicht unter den Worten: „Er iſt hingegangen im Frieden!"

Wir wollen die Schickſale Rogiero's hier nicht weiter erzählen und ſetzen nur noch hinzu, daß er auf einem und ebendemſelben Schlachtfeld mit ſeinem Vater — dem König Manfred, fiel, und daß der halbwahnſinnige Graf von Caſerta Zeuge der letzten Augenblicke von Vater und Sohn war. Das mitgetheilte Fragment gibt eine Vorſtellung von Guerazzi's leidenſchaftlicher, anſchaulicher und phantaſievoller Darſtellung und Behandlung ſeines Stoffes; die Verwicklungen und Situationen ſind meiſt gewaltſamer, erſchütternder Art, die Charaktere ſchroff, wild und grauſam; aber der Charakter der Zeit, in welche dieſe Geſchichte fällt, rechtfertigt zum Theil oder macht vielleicht gar zu einem Vorzug, was ſonſt ein *Fehler* des Verfaſſers wäre. Man kann ihm nicht, wie ſo vielen neuern Franzoſen, den Vorwurf machen, daß er das Entſetzliche mit Vorliebe aufſuche; bei ihm iſt nicht, wie bei jenen das Raffinement eines überreizten Geſchmacks, der eine wahrhaft blutdürſtige Phantaſie in Dienſte nimmt; der geſchichtliche Boden eines blutigen Jahrhunderts kann keine zarten Erzählungen als Blüthe hervorbringen. Guerazzi's Sprache iſt kräftig und individuell, nicht durch Modephraſen verweichlicht; aber bisweilen fällt er ins Bombaſtiſche, was er ſelbſt an einer Stelle ſei es Buchs, als einen nicht ſeltnen Fehler der italieniſchen Sprache*) bezeichnet. Unangenehm iſt es und ſtört den Effect, wenn er hier und dort auf neuere Begebenheiten, Syſteme, Autoren u. ſ. w. Rückſicht nimmt, und plötzlich z. B. von Lavaters Phyſiognomik zu ſprechen anfängt, mitten in einer ernſten Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert. Ueberhaupt geben die häufigen eingeſtreuten Reflexionen des Verfaſſers und auch die Betrachtungen, die er oft ſeinen Perſonen in etwas zu großer Breite in den Mund legt, dem Buch, im Widerſpruch mit dem Inhalt, ein allzu modernes Anſehen; ſo anziehend auch manchmal dieſe Reflexionen ſind, wünſcht man ſie doch, im Intereſſe der Kunſt, weg. Das einundzwanzigſte Capitel z. B. fängt Guerazzi ſo an:

„Je mehr ich mit dem Geiſte, den mir der Himmel verliehen, darüber nachdenke, um ſo mehr überzeuge ich mich davon, daß ich Recht habe wenn ich behaupte: daß die Compoſitionen, welche die Leute Romane nennen, gar ſehr den blühenden Roſenſtöcken gleichen. Prangend mit Roſen, glühend vom prächtigſten Roth, lieblich durch den ſüßeſten Duft, ergötzen ſie das Auge des Wanderers, der mit bezaubertem Sinn ſich wundert, wie eine Blume ſo viel Aehnlichkeit haben könne mit der geliebten Jungfrau ſeines Herzens. Noch ſtärker wird die Aehnlichkeit, wenn man erwägt, daß, wie die Stiele der Roſen mit Dornen beſetzt ſind, ſo auch die Pfade, welche in Werken jener Art zur Vollendung führen, bedeckt ſind von Hinderniſſen, die theils ſchwer, theils unmöglich zu überwinden. Freilich aber ſind ſie darin verſchieden, daß beim Roſenſtock der Wanderer, ſich be-

*) Er ſagt, nachdem er das Geſpräch zweier Liebenden gegeben „Es pflegen die Italiener alle, angeglüht von der allbelebenden Sonne, und aus andern Urſachen, die man hier nicht auseinander zu ſetzen braucht, in ihren Worten und Schriften ſich gerne einen gewiſſen bildlichen Styl anzueignen, der, weil er ſich vorzugsweiſe im Orient findet, der orientaliſche heißt; beſonders gilt dieß von den Neapolitanern und andern Bewohnern der heißeren Gegenden, wenn eine feurige oder traurige Leidenſchaft ſie außerordentlich aufregt; hoffentlich wird aber Niemand das Geſpräch unſerer beiden Liebenden verkünſtelt oder manierirt finden."

gnügend mit der Pracht der Blume, nicht weiter sich darum kümmert, und forscht, wie ihre Geburt vor sich gehe, oder wie sie ihr Leben erhalte, oder warum sie sterbe — wobei eines Theils das nicht Wollen, noch viel mehr aber das nicht Können zu berücksichtigen ist; — während es sich ganz anders verhält beim Roman; wohl lehrt die Kunst, die Begebenheiten mit einer gewissen räthselhaften Seltsamkeit aneinander zu reihen, und sie mit so viel Aufwand von Phantasie, als dem Dichter zu Gebote steht, darstellen, damit die Leidenschaft des Lesers von Augenblick zu Augenblick mehr entzündet, nach dem Ausgang dürste; aber zugleich mahnt sie auch: es gebühre sich, dieselben auf natürliche und einleuchtende Weise zu erklären, damit nicht der Leser sich darüber erzürne, wenn er seine Klagen verschwendet hat an Begebenheiten und Empfindungen, die gar nicht der menschlichen Natur gemäß sind. Das ist die Hauptaufgabe, die wichtigste Schwierigkeit; das ist die Probe und Klippe für tüchtige Geister, das Verderben und der Abgrund für die Mittelmäßigen; und gewiß träfe uns das letztere Loos, wenn die erzählten Begebenheiten nicht wahr wären, oder wenigstens, wenn wir sie nicht verzeichnet gefunden hätten in einer sehr alten Pergament-Chronik, geschrieben mit gothischen Buchstaben und farbig bemalten und vergoldeten Initialen, die, obgleich ein wenig verdorben von den Motten, von den Mäusen und von der Feuchtigkeit, immer ein schöner Schatz bleibt, wie sich Jeder überzeugen kann, der kommen will sie zu sehen." —

Guerazzi hat viel Naturſinn; zur Probe folgende Stelle: „Der Morgen kam. Empor rang sich das Tagesgestirn in der Majestät seiner Strahlen und verbreitete Licht und Wärme über die Welt; die Wasser des Stroms schienen erfreut die Sonne — und die Sonne, die Wasser des Stromes wieder zu schauen; diese zitterten und schwankten, vom Morgenwind aufgewühlt und die Sonne goß ihre Strahlen darüber; und daraus entstand ein beständiges, helles, rasches Blitzen und Flimmern, daß das Auge nicht vermochte es auszuhalten und doch immer darnach begehrte; es war wie die Freude zweier Freunde, die sich nach vielen Jahren der Entfernung und überstandener Gefahren wieder umarmen. Das ganze Feld war Eine Harmonie von bunt wechselnden Farbentinten, von Gesang und Wohlgerüchen — der Jubel der Natur! Vielleicht gibt es eine Stunde des Tages, wo die Erde uns zeigt, wie sie gewesen in den ersten Zeiten der Schöpfung, ehe unsre Eltern gesündigt, und dieß ist gewiß die Stunde, wo die Sonne wiederkehrt, sie zu beleuchten. Gott in seiner Weisheit schenkte sie zum Lohne dem Ergebungsvollen, der mit dem Morgengrauen sich erhebt, um sein mühevolles saures Tagewerk zu verrichten, unter welchem Adams Nachkommenschaft seufzt; oder vielmehr zum Trost für seinen Zustand, weil der Arbeiter arm ist und sein Aufstehen mit Aufgang der Sonne dem zu Gute kommt, der sie erst sieht, wenn sie beginnt sich zum Untergang zu neigen. — Der Mittag kam — der schöne Mittag an heitern Sommertagen. Was hienieden kommt dem Blau des Himmels gleich? Das Auge der Schönheit, hat uns ein edler Dichter (Petrarka) gesagt, zeigt den Weg, der zum Himmel führt, aber es kann ihm nicht gleich kommen — die Herrlichkeit des Himmels ist einzig, wie die Allmacht seines Schöpfers. Das Gestirn des Lebens, stolz in seiner Jugendfülle, freut sich, dieses göttliche Gewölbe zu erleuchten und dieses Gewölbe beut ein gränzenloses Feld für die Pracht seiner Strahlen: — beide schön, theilen sie gern ihre Schönheit einander mit. O Sohn der Erde! in dieser Stunde des Trostes schlage deinen Blick nicht nieder zu deiner Mutter, die dich trägt! die Menschen haben die Felder der Früchte des Schweißes beraubt, um ein Leben der Mühseligkeit und des Elends zu fristen — wende deinen Blick nicht auf deine Mutter, die dich trägt, oder der schöne Traum schwindet; halte ihn an das Firmament geheftet, dazu hat dein Schöpfer dich gebildet!

Gruß, Gruß dir o Sonne, die du das Leben weckst und ihm seine Gränzen vorschreibst; Gruß dir, o Quell der Erzeugung und des Todes! Mit denselben Strahlen sahst du den Ort der Geburt und das Grab unsrer ersten Eltern, und wirst das der letzten Sprossen der Menschheit sehen; die Völker sind verschwunden vor dir, wie die Wasser des Stroms, wie der Sand der Wüste. Die Menschen haben dir geflucht und du hast nicht aufgehört den Segen des Lichts über sie auszuströmen; sie haben dir Weihrauch und Gebete geopfert wie einem Gott, und du hast deine Gluthen nicht verstärkt, immer groß, immer und unveränderlich in deiner Güte. Und werden deine Strahlen ewig seyn? Woher bekamst du deine Flammen? Wie nährst du sie? Wirst du überleben den Letzten der Lebendigen? Bist du durch dich selbst, oder zwingt dich eine andre Macht zum Daseyn? Nein! beten wir an — sie ist die Spenderin des Lichts und der Wärme.

Die Abenddämmerung kam, die, obgleich geschmückt von einem noch reicheren Farbenwechsel als die des Morgens, dennoch voll tiefer Wehmuth und Trauer ist. Ein Streif von Gold und Purpur entzündet jene Gränzen, wo der hinabgesenkte Himmel sich mit dem Meer zu vereinigen scheint; aber dieser Strahlenstreif ist von etwas Vergangenem und trägt das Gepräge seines flüchtigen Verschwindens an sich: — er ist wie der Ruf eines Mächtigen, der, obgleich verschwunden von dem Antlitz der Erde, sein Gedächtniß niedergelegt hat in der Geschichte und sich, so gut er kann, mit ihr in kommenden Jahrhunderten verjüngt. Dieser Kampf zwischen dem Licht und der Finsterniß ist feierlich ernst, wie der zwischen dem Leben und dem Tode; er verknüpft sich mit allem, was von Empfindungen und weichen Gefühlen in unserem Herzen ist; der Arbeiter verläßt sein Tagewerk, der Philosoph sein Nachdenken, um die Seele ihren schwermüthigen Empfindungen nachhängen zu lassen. Diese Stunde ist die Prodezeit gefühlvoller Gemüther, wenn ein Feind auf seinen Feind träfe und ihn um Verzeihung bäte; jetzt könnte dieser sie ihm nicht versagen, wäre er auch im Stande, in der Nacht wieder auf seine Racheentwürfe zurückzukommen und sie auszuführen. — Unglücklich derjenige, welcher den Tag sterben sieht ohne milde Rührung und Erbarmen zu fühlen! tausendmal unglücklicher als derjenige, der den Tag erwachen sieht, ohne sich seiner zu freuen!"

Wir behalten uns vor, später noch mehrere Proben aus diesem Buche mitzutheilen, das nicht ohne Bedeutung für die sich erneuernde Literatur Italiens ist.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 März. 1839.

Gedichte von A. Puschkin.

(Deutsch von Tieck.)

Der Krieg.

Der Kampf bricht los! Die Fahnen weh'n!
Verletzte Ehre hebt die heil'gen Zeichen, —
Und Blut erschauen wird mein Aug' und Leichen,
Den Feiertag der Rache werd' ich seh'n
Und um mich wird der Kugelregen sausen.

Wie stürmt nun alles ein auf meine Seele! —
Im Lager regt sich, wie Meeresbrausen,
Der Krieger Schaar, — es schallen die Befehle
Der Führer, die zum blut'gen Tanze winken;
Im Sonnenglanz seh' ich die Schwerter blinken,
Der Donner dröhnet dumpf aus eh'rnem Munde
Und schleudert das Verderben rings umher;
Weit auf klafft blutig roth die Todeswunde,
Der matten Hand entsinkt die scharfe Wehr. —
Hier, Sänger, singe laut von Thatenkraft!
Ich werd' es! Meiner Leyer ist noch nicht erschlafft.

Wie neu ist mir dieß Schauspiel! — Hier das Zelt,
Der Wachtruf, der die dunkle Nacht durchgellt,
Im stillen Abendweh'n der Trommelschall,
Der Schlachtendonner, der dann wild erwacht,
Der Kugel Schrillen, wackrer Kämpfer Fall,
Des Todes Nah'n — des Todes ew'ge Nacht! —

Und wird dieß Schauspiel auch in meiner Brust
Den Ehrgeiz wecken und die Todeslust?
Des Helden wildes Sehnen nach Gefahr?
Und schmückt vielleicht ein Doppelkranz mein Haar? —
Hat mich des Schicksals unerforschte Macht
Geweiht des Schlachtentodes düstern Nacht?

Soll Alles mit mir in das Nichts versinken?
Der Tugend Hoffnung und des Herzens Streben?
Soll mir nicht mehr Erinn'rung winken
An Brüder, Freunde? Soll mit diesem Leben
Auch der Gedanke schwinden, der in mir erzeugt?
Auch Liebe, du, Kind meiner süßen Schmerzen?

Gedanken, immer wiederkehrende, entweicht, —
Entweicht aus meinem tiefbeklommnen Herzen!
Rollt auf mich, Schlachtlärm! aus dem dumpfen Sinnen
Und führe mich zum stolzen Ruhmeslauf!
Doch rasch — um mich mir wieder zu gewinnen —
Weck' meinen Geist aus trägem Brüten auf! —

Warum noch zaudert ihr, eh'rne Geschütze?
Brüllt los und schleudert eure Todesblitze!

Johanna Baillie.

(Fortsetzung.)

Ein anderer, nicht zu übersehender Punkt, ist der: sie hat bei der Erfindung so wohl des Plans als der Charaktere ihrer Stücke beinahe immer sich ganz auf ihre eigene Phantasie verlassen. Mit Ausnahme des Konstantin Paläologus erinnern wir uns nicht, daß sie ein einziges ihrer Stücke auf die Geschichte gegründet hätte; auch hat sie nicht, wie unsere alten Dramatiker und selbst der Fürst unserer Dramatiker willkürliche Contributionen eingezogen von Novellen, Gedichten, Chroniken, ältern Stücken oder Allem, was nur immer einen genügend skizzirten Hintergrund für die Einführung und Aufstellung der Gruppen selbstgeschaffener Gestalten darbot. Kein dramatischer Dichter hat so wenig geborgt; wir maßen uns nicht an, in das Heiligthum ihres Studirzimmers einzudringen: aber wenigen Autoren könnte man aus ihren Werken beweisen, daß sie so wenig gelesen, wie Miß Baillie. Kurz das Wunderbare ist nicht, daß eine Frau, und eine Frau, die durch ihre Tugenden und ihre Lebensstellung so hoch erhaben ist über das Unglück, das Elend, die Thorheiten und Laster, welche manchmal auf traurige, beklagenswerthe Weise ihr Geschlecht näher bekannt machen mit der bunten und unfreundlichen Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebens, welche hin und wieder ihnen selbst

eine jammervolle Anſchauung, wo nicht gar Erfahrung, von den Wirkungen und dem Weſen der heftigſten Leidenſchaften verſchaffen — das Wunderbare an ihren Compoſitionen iſt nicht, daß ein ſolches weibliches Weſen, nicht mehr, ſondern daß es ſo viel geleiſtet. Zur Vertheidigung unſerer Behauptung wollen wir uns dann nur noch auf die Art und Weiſe berufen, wie Miß Baillie gewöhnlich ihr eigenes Geſchlecht geſchildert hat. Wenn wir die ſtolze Elburga in Erhwald, und Annabel in dem Drama Zauberei ausnehmen, ſtehen ihre weiblichen Charaktere nie unter dem Einfluß ſchlimmer oder auch nur gewaltſamer und heftiger Gemüthsaufregungen. Sie ſind zuweilen in eine Art idealer Würde gehüllt, in eine Erhabenheit über all die gewöhnlichen Schwächen ihres Geſchlechts oder ſelbſt ihrer Natur; beinahe immer aber ſind ſie edel, ſittſam, zärtlich; liebend, aber mit reiner, heiliger und gemäßigter Leidenſchaft. Sie hat ihre Freude an einer Art von milder Fröhlichkeit der Gemüthsart, an einer harmloſen Munterkeit; aber Sittſamkeit und Pflichtgefühl ſänftigen und mildern jederzeit die innern Leidenſchaften; die Dichterin iſt eiferſüchtig beſorgt um die Würde, die Sittſamkeit ihres Geſchlechts; ſie behandelt es mit einer Art ehrfurchtsvoller, ſchweſterlicher Achtung, man ſchaut auf ihre Frauen nie, wie Shakſpeare von ſeiner Iſabelle ſagt, als auf „verhimmelichte und geheiligte Weſen," aber nie ſind ſie durch wirkliche Schuld entheiligt. Man kann ſagen, daß ſie in dieſer Beziehung nicht mehr gethan habe, als ihr großer Meiſter vor ihr mit ſeinem männlichen Geſchmack und Gefühl; gegen die eine Lady Macbeth haben wir Miranda und Imogene, Ophelia, Desdemona, Iſabella, Portia, Volumnia, Conſtance und Katharine von Arragon. Aber doch wird man uns geſtatten, die Perſönlichkeit der Dichterin in dieſem eigenthümlichen Zug ihrer Dramen zu erkennen. Miß Baillie wird uns gewiß verzeihen, wenn wir ſie immer als Frau würdigen, da wir ſie aufrichtigſt ſchätzen als diejenige, welcher es Keine ihres Geſchlechts in irgend einem Land oder Zeitalter gleich gethan hat in den Talenten, die ſie auf dem ſchwierigſten wie edelſten Gebiet der Poeſie entfaltet hat.

Wir müſſen nun aber zur Beachtung der neuern Reihe von Dramen übergehen. Es iſt bemerkenswerth, daß wir in mehreren der vorliegenden Stücke ſie beſonders ſtark finden in einem Punkt, worin wir ihre frühern Dramen für mangelhaft erkennen mußten. So ſchön auch dieſelben zum Leſen waren, ſo waren es doch kaum Stücke zum Aufführen; es fehlte ihnen jenes ſpannende, aufregende Intereſſe, welches die Aufmerkſamkeit eines verſammelten Publicums erweckt und feſſelt; ſie beſaßen nicht genug dramatiſchen Effect, um die nachlaſſenden Gemüthsbewegungen der Zuſchauer immer neu zu beleben. Mit Ausnahme der Familienlegende wurden ſie, glauben wir, nie auf die Bühne gebracht, wenigſtens nicht wiederholt. Montfort ward gleich beim erſten Erſcheinen aufgeführt, aber ohne Glück. Der Grund des Fehlſchlagens iſt leicht zu finden; es fehlt dieſem Stück ganz beſonders an jenem lebendigen Wechſel von Ereigniſſen, wodurch allein die Aufmerkſamkeit eines gefüllten Theaters gewonnen wird. Baſil vielleicht könnte, wenn man ſich die Acteure und das Publicum eigens auswählen dürfte, eine entzückende ſceniſche Darſtellung abgeben. Aber die ganze Conception, die Sprache ſelbſt in Baſil iſt zu hoch, zu ritterlich, zu romantiſch, um das Ohr der Menge in einem modernen Theater zu feſſeln; die geringſte Plumpheit in der Darſtellung würde den Effect auf den höhergebildeten Theil des Publicums zerſtören, und die Farben und Rührungen im Ganzen würden zu leiſe aufgetragen, zu ſehr hingehaucht ſeyn, um die Aufmerkſamkeit derer zu ſpannen, welche ſtärkere Aufregung verlangen.

Der charakteriſtiſche Zug einiger der neuern Dramen iſt, wie geſagt, daß ſie in dem wichtigen Punkt, in welchem es den frühern fehlte, ſich auszeichnen. Henriquez und die Scheidung, und in einer etwas untergeordneteren Sphäre: der Mörder, ſind treffliche Stücke zur Aufführung. Als Gedichte kommen ſie vielleicht den frühern nicht gleich, als Dramen aber übertreffen ſie ſie weit. Was das tiefe, feſſelnde, verſchlingende Intereſſe des Knotens, was die einfache und ungekünſtelte, und doch höchſt gewandte Unterordnung aller Begebenheiten unter den Haupteindruck oder die Hauptidee — dieſe einzige Einheit, welche der Beobachtung werth und in der That auch von allen großen dramatiſchen Dichtern beobachtet worden iſt — und beſonders was die Gelegenheit betrifft, welche großen Schauſpielern darin ſo häufig eröffnet wird, ihre Talente glänzend zu entwickeln, haben wir in langer Zeit nichts geleſen, was unſerer Schätzung nach, für die theatraliſche Darſtellung ſo viel verſpräche, wie dieſe Dramen.

Bedauern müſſen wir, daß die Tragödie Romiero an der Spitze der vorliegenden Sammlung ſteht. Es iſt unſers Erachtens die am mindeſten glücklich angelegte, und am ſchwächſten ausgeführte der ganzen Reihe. Sie ſoll die Leidenſchaft der Eiferſucht veranſchaulichen. Aber Miß Baillie hat, glauben wir, nicht ganz deutlich eingeſehen, daß die Leidenſchaft der Eiferſucht mit den edelſten Eigenſchaften unſerer Natur zuſammenbeſtehen kann. Sie kann das hohe Ehrgefühl des Mannes in wahnſinnige Rachſucht verwandeln; ſie kann die Milch weiblicher Herzensgüte in Galle verkehren; je inniger die andern Gefühle: Muth, Großherzigkeit, Liebe, ſind — um ſo furchtbarer wird der Zuſtand dieſes Geiſtes ſeyn, wenn ſolche Eigenſchaften durch jene überwältigende Leidenſchaft zu wildem, beſinnungsloſem Wahnſinn empört werden. Aber eine eiferſüchtige Gemüthsart, und ſo ſcheint die des Romiero zu ſeyn, iſt etwas an ſich Gemeines und Entwürdigendes; es iſt beinahe unmöglich, ihr die Würde zu leihen, welche zu einem hohen tragiſchen Intereſſe unentbehrlich iſt. Man werfe nur einen Blick auf den großen Commentator des menſchlichen Lebens, auf den Meiſter, der den Schlüſſel zum menſchlichen Herzen beſaß. Othello iſt Alles eher als ein eiferſüchtiger Charakter; ſeine entzündliche Natur einmal in Flammen geſetzt, brennt mit der verzehrendſten Wuth; das mauriſche Blut ſiedet mit Einemmal auf in der gewaltigſten Siedhitze, aber es braucht Jago's ganze teufliſche Kunſt, um ihn zum Wahnſinn zu bearbeiten; und auch dann noch iſt es Entrüſtung, iſt es finſtrer Zorn über die Täuſchung ſeines leidenſchaftlichen und vertrauensvollen Weſens, iſt es das Gefühl gänzlicher Einſamkeit und Verarmung, daß da,

wo er seines Herzens Schätze aufgespeichert, sollte seines Einen theuern Kleinods, Desdemona's Liebe, beraubt seyn — es ist Rachsucht gegen sie, nicht Haß gegen Cassio, was das vorherrschende, das Alles verschlingende Gefühl ausmacht, und uns auf die erschütternde Katastrophe vorbereitet. Andrerseits ist Leontes, im Wintermährchen, bei welchem die Eifersucht gleichsam im Temperament liegt, ohne Zweifel für unsere Einbildungskraft wieder einigermaßen gehoben durch seinen königlichen Rang. Aber Leontes ist auch nicht zum Helden einer Tragödie gemacht. Hätte er Hermionen mit eigner Hand ermordet, der Eindruck auf das Gemüth wäre mehr empörend als erschütternd gewesen. So erweckt Romiero, der entschlossen ist, seine Gattin entehrt zu finden, und, sobald ein Grund zum Verdacht beseitigt ist, sogleich wieder nach einem neuen hascht, keine edle Sympathie; er wäre verabscheuungswerth, wenn er nicht verächtlich wäre; die Dichterin hat ihre Kunst und Kraft umsonst verschwendet an den Versuch, den Charakter zu heben oder das Gemüth mit der traurigen Katastrophe zu versöhnen.

Gerne gehen wir zu Henriquez über, einem weit höher stehenden Werk. Es ist eben so glücklich in der Conception als in der Ausführung. In dem fesselnden Interesse der Verwicklung, und in kunstreicher Entwicklung der Charaktere und der Handlung übertrifft es alle frühern, vielleicht poetischern Dramen der Miß Baillie. Henriquez beruht auch auf der Leidenschaft der Eifersucht, aber es ist eine Eifersucht, zu der durch gewichtige und auffallende Umstände ein edler und vertrauensvoller Geist gedrängt wird. Henriquez verwirft anfänglich mit zorniger Verachtung die Verdächtigung der Ehre seiner Gattin und gewinnt so für sich alle die Gefühle der Theilnahme und des Mitgefühls, die wir dem Mann von eifersüchtiger Gemüthsart versagen. In der eifersüchtigen Gemüthsart verräth sich ein Mangel an Selbstachtung, und wo diese fehlt, da entgeht dem Mann auch die Achtung Anderer. Henriquez aber erwirbt sich beides. Der erste Act dieser Tragödie ist damit ausgefüllt, zu zeigen, wie in Henriquez diese Leidenschaft, seinem eigentlichen Wesen so fremd, heranreift; die dann, vielleicht gerade aus diesem Grund, wenn sie einmal rege geworden, sich als vorübergehender aber unbezähmbarer Wahnsinn äußert.

Henriquez, der Lieblingsgeneral des Königs Alonzo, kehrt im Triumph von den Kriegen mit den Mauren in den Schooß seiner Familie zurück. So zu sagen auf der Schwelle seines Schlosses treten ihm verdachterregende Umstände entgegen, die er aber verachtend zurückweist. Allmählich aber drängen sie sich dichter und schwärzer auf ihn herein. Er entdeckt endlich, daß der Gegenstand all dieses Verdachts, sein liebster Freund Don Juan, den er, nach dessen eigenem Schreiben auf seinem weitentfernten, nördlichen Schloß glaubte, mit Anbruch der Nacht an einem „geheimen Pförtchen nach dem Garten" sich einfinden soll. In seinem Zorn ruft er drohend aus:

„Die Nacht graut Manchem, dem kein Morgen glänzt!"

Manchen Lesern werden freilich die Verdachtsgründe nicht ganz verdammend und bündig genug erscheinen, um die verzweifelte That des Henriquez zu erklären. Man kann denken, der Knoten sey doch nicht mit genügender Kunst und Vorbereitung auf die entsetzliche Katastrophe geschürzt. Unser Einwurf, wenn wir ihn auszusprechen wagen dürfen, würde ein ganz anderer seyn. Es ist ein gewichtiges Gesetz der tragischen Dichtkunst, daß, was zu einem grauenvollen und schuldvollen Resultat führt, direct aus dem Willen einer der im Drama auftretenden Personen entspringen soll. Unser moralisches Gefühl verlangt gleichsam ein Opfer, auf welchem es seinen gerechten Zorn auslassen kann. Wo ein edler Geist auf eine beinahe verzeihliche Weise zum Verbrechen verlockt und gedrängt wird — wo gerade die edelsten Eigenschaften seiner Natur, wie bei Henriquez der Fall ist, mißbraucht werden zu einer That, die seinem hochherzigen Gemüth eigentlich so fremd ist — da können wir nicht zufrieden seyn, wenn man uns nur auf den Zufall verweist. Mißverständniß und Zufall sind keine vollberechtigten Mittel, eine gräßliche Katastrophe herbeizuführen; Othello hat seinen Jago. Selbst wo kein Verbrechen begangen, aber wo das höchste Maaß des Elends auf ein schuldloses Haupt gehäuft wird, auch da verlangen wir die uns vors Auge tretende vermittelnde Thätigkeit von Menschen. Ohne Goneril und Regan wäre Lear für unser Gefühl unerträglich. Wir müssen fühlen, daß er ein hartes und unverdientes Geschick erduldet — eine lebhafte, beinahe empörte Empfindung von Unrecht steigt in unsrer Seele auf. Aber wenn nun kein menschliches Wesen da ist, auf das wir unsere Erbitterung ausgießen, oder wenigstens unser Mißvergnügen: auf welche höhere, auf welche heilige Macht fällt dann unser Gefühl beinahe nothwendig zurück? Wir können nicht unsere Zuflucht nehmen zu dem Geheimniß, das ja auch über dem wirklichen Leben lastet, wo wir in gezwungener Resignation uns in unsere Unwissenheit hinsichtlich der eigentlichen Ursachen, woraus solche Ereignisse entspringen, ergeben. Denn der Dichter ist im Geheimniß aller der Ursachen, welche das Schicksal seiner tragischen Charaktere beherrschen, zumal wenn diese rein erfunden sind; und wir haben das Recht zu verlangen, daß er unser moralisches Gefühl nicht in ein so widriges Dilemma bringe. Er darf nicht den Eindruck hinterlassen, daß ein tugendhafter Mann in Schuld gestürzt werde durch unvermeidliche Umstände, über die weder er noch sonst irgend ein Mensch Macht hat. Auch darf nicht die Unschuld in Trübsale hineingezogen werden — falls nicht diese als Prüfungen angesehen werden können — wenn nicht Jemand da ist, an den wir uns ohne Anmaßung und ohne Frevel deßwegen halten können. Man hat oft gesagt, die Erhabenheit der griechischen Tragödie beruhe auf dem Kampf eines edeln und großen Geistes mit dem unerbittlichen, unüberwindlichen Schicksal. Trotz der hohen Autorität, auf welche sich diese Ansicht stützt, hegen wir große Zweifel gegen ihre Richtigkeit. Wir läugnen, daß der Fatalismus der Griechen willkürlich und der Achtung gegen die Gottheit ermangelnd sey. Es ist, in beinahe allen Dramen, Nemesis, Ate, eine rächende Macht wegen der erblichen, der willkürlichen Schuld eines alten Hauses, nicht eine bloße, finstere Nothwendigkeit, die Verbrechen veranlaßt und Jammer und Elend verhängt. Es ist in der That die Heimsuchung der Sünden der Väter an den Kindern.

Beim Beginn des zweiten Acts ist die gräßliche That

ſchon verübt; Henriquez tritt auf mit einem Schwert in der Hand, das er auf den erleuchteten Tiſch niederlegt, zurückfahrend, wie er es anſieht:

Henriquez.

Blut! — dieſes Blut! — Sein Blut! — O traur'ger Wechſel!
Beim Anbruch dieſes Jammertags — wie freudig
Hätt' ich vergoſſen mein's, um einen Tropfen
Von dieſem, da mir noch ſo theu'r, zu retten!
(Er ſchiebt das Schwert in den Schatten zurück.)
Aus meinem Auge weg! es ſchnürt mein Herz;
Und doch befleckte nie ſo ſchwarzes Blut,
So niederträchtiges, verrätheriſches
Das Schwert der heiligen Gerechtigkeit.
(Nachdem er ſich geſetzt und eine Weile auf den Boden geſtarrt.)
Dieß iſt ein Ruhpunkt nach der erſten That,
Der nöthigen That berechtigter Vergeltung.
Oh! iſt es Ruh? Die Seelen, die vom Licht
Zum tiefen Dunkel abgefallen, fern
Der Seligkeit ſind, haben ſolche Ruhe!
(Er faßt ſich mit beiden Händen an den Schläfen.)
Wie wüthend pochen dieſe brennenden Schläfe!
Seyd ruhig, ruhig! Mehr noch iſt zu thun,
Doch kein Blutwerk mehr; ihr's vergieß' ich nicht.
(Es pocht an der Thür.)
Wer draußen?

Stimme.

Seyd Ihr wach, Herr?

Henriquez.

Was begehrſt du?

Stimme.

Bereit iſt das Bankett, die Gäſte verſammelt,
Die Diener harren Eurer mit dem Anzug.
Beliebt es Euch, ſie einzulaſſen, Herr?

Henriquez (vor ſich hin).

Die Gäſte verſammelt! Schnöder, wüſter Traum!
Vergeſſen hatt' ich's ganz. Ich muß mich zeigen.

Stimme.

Beliebt es Euch, ſie einzulaſſen, Herr?

Henriquez.

Still! ſtill! ich werde ſogleich ihnen öffnen.
(Geht haſtig ab in ein inneres Gemach und nimmt das Schwert mit.)

Das Bankett wird beehrt und verherrlicht durch die plötzliche Ankunft eines unerwarteten Gaſtes; des Königs ſelbſt. Er wird von der vornehmen und ahnungsloſen Gattin des Henriquez, Leonora, mit der ſtolzeſten Freude empfangen. Zufällig in geringer Entfernung des Weges ziehend, iſt er durch den Anblick des glänzend erleuchteten Schloſſes herbeigelockt worden:

Verführeriſch aus den Wäldern ſchaut' Eu'r Schloß
Und winkte mir von fern, zur Einkehr lockend.
Aus allen Fenſtern ſtrömte freud'ges Licht,
Der Vorräume Dämmerung erhellten
Lampen, wie Sterne; von den Höfen unten
Warfen die Fackeln rother Flammen Glanz
Hinauf an den ſturmfeſten Mau'rn und Zinnen.
Indeß die Thürme, ragend hoch empor,
In eis'ger Kälte ihre ſchroffen Giebel
Zeigten, vom bleichen Strahl des Monds umwallt.

Der König erzählt, als Henriquez erſcheint, deſſen glänzende Thaten, und händigt ihm einen Ring ein, zum Pfand, daß er ihm in der Zukunft jede Gnade die er ſich erbitten möge, bewilligen wolle. Das Feſt wird unterbrochen durch die Nachricht, daß man des ermordeten Don Juen Leiche gefunden. Nach einigen Scenen erſcheint der Geheimſchreiber Don Juens, um Nachforſchungen über den Tod ſeines Herrn anzuſtellen und legt dem von Entſetzen faſt gelähmten Henriquez vor: erſtlich ein Teſtament, worin Juen de Torva ſeinem „geliebten, alten, einzigen Freunde, Don Henriquez de Altavera," ſein ganzes, glänzendes Vermögen vermacht: — und zweitens einen Heirathsvertrag mit Mencia, der Schweſter von Don Henriquez's Gattin, Leonora. Das war das unglückſelige Geheimniß, dieß der Grund der heimlichen Beſuche von Don Juen auf Henriquez's Schloſſe. Ihre Verlobung war Henriquez von Leonora verheimlicht worden in Folge einer weiblichen Neigung zu angenehmen Ueberraſchungen, und dieß hatte zu all den heilloſen Mißverſtändniſſen geführt. Entſetzen — Reue — Verzweiflung ſtürmen auf Henriquez's Seele ein; er kommt erſt wieder zum Leben, wie er mit Leonoren allein iſt:

Leonora.

Wieder dieß Stöhnen! Theurer Henriquez!
Ach! dieſer Blick! Du leideſt arge Qualen!
Dieſe Bewegung! Was ſtierſt du ſo um dich?
Wir ſind allein; du gehſt doch nicht von mir.
Wo wollt'ſt du hin?

Henriquez.

Zur tiefſten, ſchwärzeſten Hölle,
Dem Abgrund alles Elends, aller Pein;
Weh uber Weh — Verfluchter zu Verfluchten!

Leonora.

Welch ſchauerliche Worte, wenn einen Sinn
Sie haben! und wenn nicht, höchſt jammervoll!
Henriquez! o mein Herr! edler Gemahl!
Nicht möglich glaubt' ich's, daß du je mich ſo
Anſähſt wie jetzt, mit ſolchem finſtern Auge.
Ach! hättſt du denn auf Erden Theures nichts
Als ihn, den du verloren?

Henriquez.

Ja! ich hatte!
Treu war und tugendhaft war deine Liebe,
Und iſt's noch: reine Hand auf meiner Bruſt —
(ihre Hand drückend, die ſie ihm auf die Bruſt gelegt)
Ich fühl' ſie — o wie theur!
(er iſt im Begriff ſie zu küſſen, ſchleudert ſie aber dann zurück)
Es darf nicht ſeyn!
O wärſt du falſch! O hätt' malmende Schmach
Zur Erde mich gebeugt — und ausgelöſcht
In mir den Sinn, das Weſen eines Mannes.
Mir treu! Geh, löſe dich von meiner Seite!
Qual iſt, unſäglichſte, mir deine Treue,
Macht noch verfluchter mich. Faſſ' mich nicht an!
Den kleinſten Tropfen deiner Liebe koſten
Wär' ſchlecht — wär' frevelhaft jetzt. — Folg' mir nicht!
Des Elends Wahnſinn ſpottet des Erbarmens.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37 u. 38.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 März 1839.

Religiöse Gedichte.

Von Edouard Turquety.

Unter dem Titel: Heilige Hymnen ist der dritte Band der religiösen Dichtungen dieses katholischen Poeten vor kurzem erschienen. Die beiden ersten Sammlungen führen die Titel Glauben und Liebe und Katholische Poesie. Der Dichter lebt in der Bretagne. Seine Gedichte haben ein zahlreiches Publicum und verdienen es. Hier ein paar Proben.

Herr, ich bin nicht würdig.

Im tiefen dichsten Wald da rann ein klarer Bach
In seinem Bett auf Sand und Kieseln hin gemach,
Mit murmelnder melodischer Welle;
Und eine Stimme rief, wie ich herbeikam nah,
Mir zu, doch ohne daß mein Auge Jemand sah:
Schau, hier ist deines Vaters Quelle!

Oh, wie eilt' ich drauf los! wie froh war mir zu Muth!
Denn viel gelitten hatt' ich von des Tages Gluth,
Die Lippe brannte wie im Fieber;
An kam ich; aber kaum hatt' ich erreicht den Rand,
Als ich von Schauer mich schmerzhaft durchzückt empfand —
Meiner Seele stand ich gegenüber!

In diesem Augenblick schwebten vom Himmel klar
Tauben mit Liebesgirrn herunter, Paar und Paar,
Daß sich ihr Flaum im Bade kühlte;
Und da hebt' ich zurück und ging mit Thränen fort,
Scheu, trinkend mich zu nahn der Himmelsquelle Bord,
Weil ich nicht rein wie sie mich fühlte.

In ihrer Zelle.

Dir, meine Taub', in Schleier gehüllet,
Der Hoffnung süße Rosen dir!
Den Zauber, der den Abend füllet!
Die Lüftchen in des Thals Revier!

Dir dieser Nacht geweihtes Schweigen,
Die alles Land mit Duft durchhaucht,
Dir des Gestirns holdselig Steigen,
Das unsre Welt in Strahlen taucht.

Dir, süßes Kind der Einsamkeiten,
Des höchsten Einklangs Weiheton!
Dir jene Himmelsseligkeiten
Des Herzens, das der Welt entflohn!

Dir, die du, schreitend durch die Gassen
Jer'schen Triumphs, bliebst ungestillt,
Die Alles für Ein Bild verlassen —
Des Kreuzes heilig stilles Bild!

Und fern dem eiteln Kampf und Ringen,
Deß Glanz nicht deinem Geist gefällt,
Zusammenlegtest deine Schwingen
Vor Gottes hochgeweihtem Zelt.

Oh! in dem Düster dieses Raumes
Drängst du zurück mit scheuer Hand
Jede Erinnerung des Traumes
Der Welt, wie ein befleckt Band.

Da unten, bei dem ziehnden Flusse,
Kennst das Gejauchze du nicht mehr
Wie wenn mit ungestümem Gruße
Zog hinter die die Menge her;

Nicht mehr des Schmuckes schimmernd Glänzen,
Dem sonst dein Alter ist so hold;
Nicht mehr das Fest mit seinen Kränzen
Darauf die Lampe strahlt von Gold.

Doch, meine Taub' in Schleier gehüllet,
Die Hoffnung blieb, die ew'ge, dir!
Der Zauber, der den Abend füllet,
Die Lüftchen in des Thals Revier!

Und wenn die Dämmrung bringt den Müden
Des Tagewerkes Stillestand:
Findſt du im blaſſeſten Traum den Frieden
Des Himmels, welcher mir entſchwand.

Thomas Moore's
Geſchichte von Irland.

Thomas Moore, der gefeierte Dichter der von orientaliſchem Farbenglanz ſchimmernden Lalla Rookh, der Liebe der Engel, der erotiſchen Gedichte und der ſatyriſch-komiſchen Fudges, der in ſeinem Epikuräer die in ſeinen eignen Geſinnungen und Lebensanſichten vorgegangene Veränderung geſchildert zu haben ſcheint, hat in ſpäteren Jahren eine ernſtere Richtung in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Beſtrebungen verfolgt, als man nach ſeinen, zum Theil ziemlich leichtfertigen und anſtößigen Jugendpoeſien hätte erwarten ſollen. Seine Liebe zu ſeinem Vaterland, Irland, hatte ſich jedoch nie verläugnet; in ſeinem Capitän Rock hatte er den Beweis gegeben, mit welcher Anhänglichkeit und Sorgfalt er deſſen Sitten und Eigenthümlichkeiten ſtudirte und darſtellte, und in den Gedichten zu iriſchen Melodien hat er den muſikaliſch-nationalen Traditionen ſeines Vaterlandes den ſchönſten Tribut dargebracht, wiewohl er ſelbſt ſehr beſcheiden ſich darüber äußert: ſie könnten ſich an ſich nur eines geringen Vorzugs rühmen, daß ſie, wie eine Fliege im Bernſtein, geſchätzt würden wegen der Materie, in der ſie eingeſchloſſen ſeyen. Die Confeſſion ſeines Vaterlands, die katholiſche, hat Moore vertheidigt in ſeinen: Reiſen eines iriſchen Gentleman, und neuerdings hat er die Geſchichte Irlands zu ſchreiben unternommen, eine Aufgabe, zu der ihn ebenſo ſein warmer Patriotismus, als ſeine umfaſſende Fülle von Kenntniſſen vorzüglich zu befähigen ſcheinen.

Irland hat in den jüngſten Jahren für diejenigen, welche dem verwickelten Gang der Ereigniſſe in ihrem ſich gegenſeitig bedingenden Zuſammenhang mit aufmerkſamem Blick folgen, ein neues und großes Intereſſe gewonnen. Eine Reihe von Jahren hindurch bildeten die iriſchen Fragen, im Parlament repräſentirt hauptſächlich durch den energiſchen O'Connell und den beredten Shiel, den wichtigſten Punkt der engliſchen Politik; und auch jetzt noch ſind dieſelben, wenn ſchon für den Augenblick gegen andere, dringendere etwas zurücktretend, keineswegs erledigt; noch immer fordern die iriſchen Mitglieder des Parlaments, welche einem ſonſt nicht ſehr ſtarken Miniſterium die Majorität zu geben und zu nehmen vermögen, völlige Gleichſtellung der Irländer mit den Engländern, volle Gerechtigkeit für Irland, und namentlich Abſtellung der Bedrückung und Ausſaugung der größtentheils katholiſchen Bevölkerung durch die hochkirchliche Geiſtlichkeit, noch immer droht O'Connell mit der Wiederauflöſung der Vereinigung von Irland mit Großbritannien. Das berüchtigte Wort Lord Lyndhurſt's, der die Iren „Fremde in Blut, Glauben und Sprache" nannte, iſt noch nicht vergeſſen, und ſo unläugbar es an ſich, in Beziehung auf das Factiſche, iſt, ſo erbittert ſind doch immer noch die Irländer darüber in Betracht der Maaßregeln und der Politik, die man auf jene Vorausſetzung gründen, ſie fortwährend als Unterworfene, als Feinde behandeln will. Abgeſehen von der politiſchen Bedeutſamkeit des Landes und Volkes iſt in neuern Zeiten in Deutſchland durch manche Reiſebeſchreibungen, unter welchen die trefflichen Briefe des Verſtorbenen die erſte Stelle einnehmen, ein neues, lebhaftes Intereſſe dafür erweckt worden, und es wird unſern Leſern nicht unerwünſcht ſeyn, wenn wir aus Thomas Moore's Geſchichte Auszüge mittheilen, vor der Hand aus den ältern und älteſten Zeiten Irlands, welchen wir ſpäter, wenn das Werk vollendet ſeyn wird, auch ſolche aus den neuern Zeiten folgen laſſen werden.

Celtiſche Abkunft der Iren.

Es ſcheint außer allem Zweifel zu ſeyn, daß die erſten Bewohner Irlands von demſelben Celtiſchen Stamm herſtammten, welcher auch Gallien, Britannien, Spanien ihre Urbevölkerung gab. Seine Sprache, die zahlreichen Monumente, die es noch beſitzt von jener älteſten Religion, welche bekanntlich die erſten Stämme, die von Aſien nach Europa ſtrömten, überall einführten, wohin ſie kamen, bezeugen zur Genüge dieſe Abſtammung des Volks. Welches Dunkel auch über der Geſchichte der Stämme ſchwebt, welche auf den erſten Schwarm von Oſten her folgten, und wie abweichend auch die Meinungen darüber ſeyn mögen, ob ſie von demſelben, oder von einem andern Volke waren, ſo ſcheint doch das gewiß, daß die Celten die erſten Bewohner der weſtlichen Länder Europa's geweſen, und daß der reinſte, von der Sprache dieſes älteſten Volks noch exiſtirende Dialekt der iriſche iſt.

Verſchiedene Schickſale Irlands und Britanniens.

Man könnte aus der ſo nahen Nachbarſchaft der beiden Inſeln zu ſchließen, verſucht ſeyn, daß das Schickſal Britanniens und Irlands in jenen Zeiten werde ziemlich gleich geweſen ſeyn; daß bei den mannichfachen Veränderungen und Miſchungen, welchen damals die Bevölkerungen, in Folge der einander drängenden Einwanderungen neuer Stämme von Oſten her, ausgeſetzt waren, ſolche Wechſel von den beiden Inſeln werden in gleicher Art empfunden worden, und die Ebbe und Fluth der Bevölkerung auf beiden Küſten in entſprechendem Verhältniß geſtanden ſeyn. Eine ſolche Annahme aber würde ſelbſt für jene frühen Zeiten zu voreilig ſeyn; und wie wenig gegründet ſie, als ein allgemeiner Satz iſt, erhellt aus dem hiſtoriſchen Factum: daß die Römer beinahe vierhundert Jahre im Beſitz Britanniens ſich behaupteten, ohne daß man wüßte, daß während dieſer ganzen Zeit auch nur ein einziger Römer den Fuß auf irländiſchen Grund geſetzt hätte. Das Syſtem derjenigen, die wegen der Nähe der beiden Inſeln behaupten, die Bevölkerung Irlands müſſe ganz von Britannien herübergeleitet werden, iſt gänzlich im Widerſpruch nicht nur mit aller Wahrſcheinlichkeit, ſondern mit wirklichen Zeugniſſen. Daß bei der allgemeinen, drängenden Bewegung der Celtiſchen Stämme gegen Weſten, eine Inſel wie Irland, die von Spanien und Gallien aus ſo leicht zu erreichen war, während der langen Zeit ſollte unbeſetzt geblieben ſeyn,

deren es bedurfte, bis England bevölkert war, ist im höchsten Grad unwahrscheinlich. Aber unabhängig von dieser Erwägung existirt auch ein starkes Zeugniß von dem frühzeitigen Verkehr zwischen Spanien und Irland in den historischen Traditionen der beiden Länder, in den Namen verschiedener spanischer Stämme, welche von Ptolemäus letzterem zugeschrieben wurden, und noch mehr in dem Ruf, welchen Irland schon früh erlangte, was nur eine Folge seyn konnte seiner Verbindung mit den phönizischen Colonien, durch welche allein ein abgeschlossenes Eiland des atlantischen Meeres der Welt so bekannt werden konnte. In einer spätern Zeit, als die belgischen Gallier so festen Fuß in Britannien zu fassen angefangen, daß sie nachgerade ein Uebergewicht über die Celtischen Ureinwohner erlangten, blieb diesem Volke nur das gewöhnliche Auskunftsmittel eines Zurückweichens gegen Westen; und Irland, schon besetzt von einem Volke, das dieselbe Sprache redete — die damals allen Celten Europa's gemeinsame — bot ihnen die ersehnte Zuflucht bei der Gothischen Invasion. Man hat klärlich bewiesen, aus den Namen der Berge und Flüsse — diesen untrüglichen Merkmalen eines Urvolks — daß die ersten Einwohner des Landes, das jetzt Wales heißt, ein Volk gewesen seyn müssen, dessen Sprache dieselbe war mit der der Irländer, da die Berge und Gewässer jenes edeln Landes irische Namen haben. Zu welcher Zeit die Belgen, die hauptsächlichen Stammväter der englischen Nation, anfingen die Celtischen Ureinwohner aus dem Besitz des Landes zu verdrängen, steht nicht in der Macht des Historikers auszumitteln, so wie auch die Frage, ob diejenigen Belgen, welche, wie man weiß nach Irland gekommen sind, geradenwegs aus Gallien kamen, oder ein Zweig von den in Britannien eingedrungenen waren. Aber wie immer einige der die Bevölkerung bildenden Bestandtheile im Lauf der Zeit beiden Ländern gemeinsam gewesen seyn mögen: höchst wahrscheinlich ist doch, daß ihre ursprünglichen Einwohner von gänzlich verschiedenen Völkerströmen ausgingen; und daß, während Gallien seine Celten auf die Küsten Britanniens hinübersandte, die Bevölkerung Irlands von den Küsten des Celtischen Spaniens herkam. — —

Früheste Religion in Irland.

In den religiösen Ueberbleibseln der alten Irländer kann man die Spuren von drei verschiedenen Stadien der Religion erkennen: erstens die frühesten rohen Gebräuche, welche ihre Celtischen Väter aus dem Orient mitbrachten; sodann die Einführung von Bildern, die sich einigermaßen der menschlichen Gestalt näherten, und drittens die Denkmale eines verfeinerten Systems des Feuer-Cultus, welche noch diesem Land zur Zierde gereichen. Während einige Gebräuche und Namen von Gottheiten direct von den Phöniziern sich herleiten lassen, finden sich andere religiöse Bräuche, welche sie mittelst dieses Volks von Persien überkommen zu haben scheinen. Im Ganzen war es eine Art Religion, wie sie ganz natürlich in einem Lande sich bilden mußte, in das eine Mannichfaltigkeit von Lehren und Culten war eingeschleppt worden; und man weiß ja wohl, wie die Phönizier, mit jener gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die Verschiedenheit des Cultus, die einen der auffallendsten Unterschiede zwischen dem heidnischen und christlichen Religiösen ausmacht, der Verschiedenheit des Glaubens und der Gebräuche keine Gränzen setzten, womit sie in ihren Fahrten über die Erde hin ihre Colonien versahen. Die Mischung in dem Glauben der alten Irländer scheint auch schon angedeutet zu seyn in ihren Benennungen ihrer Priesterschaft, welcher sie sowohl den Persischen als den Celtischen Namen gaben, und die sie abwechselnd bald Magier bald Druiden nannten. Der große Gegenstand der Anbetung bei den Phöniziern, die Sonne, war unter demselben Namen, Bel oder Baal, die Hauptgottheit der Irländer. Selbst der Namen Beelsamem, oder Herr des Himmels, unter welchem die Phönizier mit ausgestreckten Händen ihren Gott anriefen, war in dem heidnischen Cultus Irlands erhalten, und das Fest Samhin — der Himmel, die große kabirische Gottheit — bezeichnete eine der vier Eintheilungen des irischen Jahres. Daß die Anbetung der Sonne einen Theil des heidnischen Systems bildete, das St. Patrick bei seiner Ankunft vorfand, erhellt aus folgender Stelle seines Bekenntnisses: „Diese Sonne, die wir schauen, geht täglich auf, zu unsrem Frommen, auf Gottes Geheiß. Aber nie soll sie herrschen und ihr Glanz wird nicht dauern; und Alle, die sie anbeten, werden jämmerlich an den Ort der Strafe fahren. Wir aber glauben und beten an die wahre Sonne, Christum." Noch in unsern Tagen bewahren manche Namen die Spuren von dem alten Cultus des Landes; und Namen, welche bedeuten: Sonnenberg, bezeichnen die Orte, wo vor Jahrhunderten auf Höhen und Bergen die Sonnenfeste gefeiert wurden. Wo die Sonne ein Gegenstand der Anbetung war, da theilte natürlich auch der Mond dieselbe, und so wurde auch in Irland dieser Himmelskörper verehrt unter dem heiligen Namen Re; die Sonne hieß Grian. Die goldnen halbmondförmigen Zierrathen, die man häufig in Irland gefunden, standen, wie man vermuthen darf, in Verbindung mit diesem Mondscultus, und wurden wohl von den Druiden getragen bei den religiösen Ceremonien, welche beim Eintritt des ersten Mondsviertels statt hatten. Der Feuerdienst, einst allen Religionen der Welt gemein, bildete auch einen Theil des alten irischen Glaubens; und das unauslöschliche Feuer von St. Bridget war nur eine Uebertragung eines, lange Jahrhunderte hindurch mit den religiösen Ansichten des Volks verbundenen Brauchs ins Christliche. Jährlich wurde zur Zeit der Frühlingstagundnachtgleiche das große Fest von La Baal-tinne oder der Tag des Baalfeuers begangen; und es war streng geboten im ganzen Gebiet Irlands, daß in dieser Nacht alle Feuer gelöscht werden, und bei Todesstrafe nicht wieder angezündet werden sollten, als bis der Opferholzstoß in dem Palast Tara in Flammen gesteckt war. Bis auf den heutigen Tag herrscht noch in ganz Irland die Sitte, in der ersten Nacht des Mais Freudenfeuer anzuzünden; die Veränderung des Zeitpunkts für das Fest ward bald nach der Einführung des Christenthums gemacht worden, damit es nicht in die heilige Fastenzeit falle. Mit der Verehrung des Feuers war die des Wassers bei den Heiden gewöhnlich verbunden; und so finden wir auch, daß besondere Bronnen und Quellen bei den Irländern heilig gehalten wurden.

Aber auch in weit weniger harmloſen Punkten traf der Cultus der Irländer mit dem der Orientalen zuſammen. Es iſt nur zu gewiß, daß Menſchenopfer einen Theil des heidniſchen Cultus in Irland ausmachten, wie in allen Ländern, wo der Sonnengott, Baal, angebetet wurde. Am Abend des Feſtes Samhin wurden alle diejenigen, welche im vorhergehenden Monat März von den Druiden bei ihrem Gericht auf dem Berg Usneach zum Tod verurtheilt worden waren, zur Vollſtreckung dieſes feierlichen Spruchs zwiſchen zwei Feuern verbrannt. Im Allgemeinen jedoch ſcheint der auf Menſchen und Thiere ſeine Anwendung findende Brauch, ſie zwiſchen zwei Feuern hindurchgehen zu laſſen, nicht deren Tödtung beabſichtigt zu haben, ſondern eine Art periodiſcher Reinigung geweſen zu ſeyn.

Gelehrſamkeit der iriſchen Druiden. Alte Sprache.

Unſere Nachrichten von der Gelehrſamkeit der iriſchen Druiden ſind, obgleich weit beſtimmter und befriedigender als irgend andere, welche ſich direct auf die britanniſchen Druiden beziehen, doch immerhin unvollkommen und ſchwankend. Hiebei müſſen wir aber auch auf die alte Sprache des Landes eingehen. So reichlich und mannichfach die Monumente ſind, auf welche Irland als ſchweigende Zeugen ſeines Alterthums hinweiſen kann, ſo hat es ſich doch eines noch ſchlagenderen Beweiſes zu rühmen in der lebendigen Sprache ſeines Volks, in dieſem ſo unverfälſchten, wo nicht einzig noch exiſtirenden Dialekt der älteſten aller europäiſchen Sprachen — der Sprache, die, mit welchem Namen man ſie immer nennen mag, je nach den verſchiedenen ſchwankenden Theorien darüber, — die Japhet'ſche, oder Cimmeriſche, oder Pelasgiſche, oder Celtiſche, doch ſo ziemlich allgemein für die gilt, welche am früheſten aus dem Orient von den Noachiden gebracht wurde, und ſo das Vehikel der erſten Kenntniſſe wurde, welche über Europa aufgingen. In dem noch geſchriebenen und geſprochenen Dialekt dieſer uralten Sprache beſitzen wir ein Denkmal von dem hohen Alterthum des Volks, dem ſie angehört, das keine Verleumdung erreichen und keine Zweifel erſchüttern können.

In der That ſind nach der Anſicht von gelehrten Philologen ſelbſt die der iriſchen Sprache zugeſchriebenen Unvollkommenheiten, das Vorherrſchen der Gutturale in ihr, und die Unvollſtändigkeit ihres Alphabets, nur weitere und überzeugende Beweiſe ſowohl von ihrer unmittelbar orientaliſchen Abſtammung, als von ihrem hohen Alter, da die Sprachen des Orients wie es ſcheint vor der Einführung der Aſpiraten Ueberfluß an Gutturalen hatten, und das Alphabet, das die Griechen von den Phöniziern entlehnten, auch nur dieſelbe beſchränkte Anzahl von Buchſtaben hatte, wie das iriſche. Während alle neuern und gemiſchten Sprachformen die Zuſatzbuchſtaben der Griechen annahmen, blieb die iriſche allein fortwährend der urſprünglichen Zahl getreu — derſelben Zahl, ohne Zweifel, welche Herodot auf den Dreifüßen im Tempel des Apollo zu Theben eingegraben ſah — derſelben Zahl, an welcher das Volk von Attika ſo beharrlich feſthielt, daß es eine ſprüchwörtliche Redensart unter den Griechen wurde, von etwas ſehr Altem zu ſagen, es ſey mit attiſchen Buchſtaben geſchrieben. In ſo charakteriſchem Grad ahmten die Irländer dieſe Treue nach, daß ſelbſt die Einführung des römiſchen Alphabets durch St. Patrick unter ihnen ſie nicht zu einer Neuerung in ihrem eigenen vermochte. Im Gegentheil, ſo ſtarr hielten ſie auf ihre Buchſtaben, daß ſelbſt wenn ſie lateiniſche Worte ſchrieben, ſie nie ein römiſches Schriftzeichen aufnahmen, das ſich nicht in ihrem urſprünglichen Alphabet fand, ſondern lieber zwei oder mehr von ihren alten Schriftzeichen nahmen, um den gleichen organiſchen Laut darzuſtellen. Aus dem Bisherigen wird man erſehen, daß ich der Anſicht bin, die Iren müßten ſchon ſehr früh mit den Buchſtaben und deren Gebrauch bekannt geweſen ſeyn; und das, ich geſtehe es, ſcheint mir auch das Ergebniß zu ſeyn, zu welchem, obgleich einige Schwierigkeiten dabei zu beſeitigen ſind, eine tüchtige Unterſuchung dieſer lang behandelten Frage führen ſollte. Damit ſoll keineswegs behauptet werden, daß ſich die Kenntniß der Buchſtaben weiter erſtreckt habe, als auf die gelehrte oder die Druiden-Claſſe — da die Verbreitung der Bekanntſchaft mit der Buchſtabenſchrift unter dem geſammten Volk in allen Ländern zu den ſpäteſten Reſultaten der Geſittung gehört. Auch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß bei den Irländern dieſe Kunſt noch auf einer ſehr rohen Stufe ſtand; ihre Schreibmaterialien ſollen Tafeln geweſen ſeyn aus Buchenholz, auf welche ſie mit einem eiſernen Griffel oder Stylus ſchrieben, woher die Buchſtaben ſelbſt urſprünglich Fradha oder Hölzer hießen.

Bei denjenigen, welche das hohe Alterthum Irlands bezweifeln, gilt die Zeit des Apoſtolats von St. Patrick gewöhnlich als die Epoche, in welche die erſte Einführung der Buchſtaben in dieſem Lande zu ſetzen wäre. Dieſe Hypotheſe hat nun aber der hohen Autorität von Mr. Aſtle weichen müſſen, von welchem beſchriebene ſteinerne Monumente in Irland aufgefunden worden ſind, die beweiſen, daß die Iren Buchſtaben hatten ſchon vor der Ankunft St. Patricks in dieſem Königreich. Zwar behauptet er auch: keines dieſer Monumente ſey ſo alt, daß es bewieſe, die Irländer hätten die Buchſtaben beſeſſen, ehe die Römer in Berührung mit den Bretonen traten; aber ſein Aufgeben der lang gehegten Anſicht, daß die Irländer die erſte Bekanntſchaft mit dieſer wohlthätigen Kunſt dem St. Patrick zu danken hätten, läßt keinen andern wahrſcheinlichen Canal übrig, durch welchen ſie ihnen in ſpätern Zeiten könnte zugekommen ſeyn, und nöthigt uns ſomit, ihren Urſprung in jenen fernen Zeiten zu ſuchen, auf welche die Traditionen des Volks ſelbſt unabänderlich hinweiſen. Der Zuſtand von Reinheit, worin, in Betracht des hohen, weitzurückgehenden Alters, der in Irland geſprochne Dialekt des Celtiſchen getroffen wurde, als dieß Land zuerſt die Aufmerkſamkeit des modernen Europa auf ſich zog, ſcheint für ſich allein ſchon ein hinreichender Beweis, daß der Gebrauch der Buchſtaben dieſem Volk ſchon lang bekannt war. Man kann ſich in der That kaum als möglich denken, daß ohne Hülfe einer maaßgebenden Schrift dieſe Sprache in ſo hohem Grade ihre urſprüngliche Structur und ihre Formen behalten haben ſollte, daß ſie ſogar dem Sprachforſcher bei ſeinen Unterſuchungen über die Verwandtſchaften und die allmähliche Geſtaltung neuerer Sprachen als Führerin und Hülfsmittel dienen

konnte. Daß einer Urſprache wie der iriſchen ein Princip der Selbſterhaltung inwohne, läßt ſich an ſich ſchon ſehr leicht glauben; aber wir erkennen doch auch aus dem Beiſpiel der Hochländer Schottlands, wie ſehr der von dieſem Volk geſprochene Dialekt der Irländer, in Folge des Mangels oder Nichtgebrauchs einer maaßgebenden Schrift, im Verlauf der Zeit entſtellt und verdorben worden iſt; und noch in merkwürdigerer Weiſe aus dem Beiſpiel Irlands ſelbſt, wo, trotz der Schreibekunſt, in deren Beſitz es ſeit der Miſſion St. Patricks anerkanntermaßen war, die Sprache während dieſes Zeitraums eine ſo große Veränderung erlitten hat, nicht bloß im Sprechen, ſondern auch als Schriftſprache, daß einige noch vorhandne Fragmente alter Geſetze und Gedichte mit ihrem veralteten Idiom der Geſchicklichkeit ſelbſt der geübteſten und gelehrteſten iriſchen Interpreten trotzt. Wenn eine ſolche Aenderung in der iriſchen Sprache Platz greifen konnte während dieſer Periode, obgleich während eines großen Theils dieſes Zeitraums die Eigenthümlichkeit und das Muſter derſelben durch eine regelmäßige Aufeinanderfolge öffentlicher Annaliſten, ſo wie durch die Schriften eingeborner Legendenerzähler und Barden aufrecht erhalten und bewahrt werden konnte: ſo ſcheint man zu dem Schluß berechtigt, daß die allgemeine Sprache des Volks ohne ſolche Schutzwehren, und in dem Zuſtand der Barbarei, welchen die Ermanglung derſelben bedingen würde, ſehr bald in einen ganz unbeſtimmten und haltloſen Jargon müßte ausgeartet ſeyn, der nur wenige Spuren von Verwandtſchaft würde behalten haben mit einigen der gebildetſten Sprachen Europa's, welche den großen Leibnitz veranlaßte, ein fleißiges Studium der iriſchen Sprache zu empfehlen, als, ſeiner Anſicht nach, höchſt förderlich für die Kenntniß und Hebung der Celtiſchen Literatur. — —

In dem Verbot, die Schrift als ein Mittel zur Mittheilung von Kenntniſſen zu gebrauchen, lag der weſentliche Punkt des Unterſchieds zwiſchen den galliſchen und iriſchen Druiden. Der erklärte Grundſatz, in Kraft deſſen jene ſich enthielten, ihr Wiſſen niederzuſchreiben — ein Grundſatz, den ſie, wie wir wiſſen, mit vielen Weiſen des Alterthums gemein hatten — war: daß, da das Gedächtniß das große lebendige Aufbewahrungsmittel der Kenntniſſe ſey, zu fürchten ſtände, es möchte, wenn einmal daran gewohnt, ſeine Schätze der Schrift anzuvertrauen, ſich ſeiner hohen Aufgabe entledigt glauben, und allmählich in der Beſchützung der koſtbaren ihm anvertrauten, Güter erſchlaffen. Daß in dieſem Punkt die iriſchen Magier von den galliſchen Druiden abwichen, wird bewieſen daraus, daß ſie eine eigene geheime Art der Schrift beſaßen, welche ausdrücklich beſtimmt war, das heilige Wiſſen ihren Nachfolgern zu überliefern, und daſſelbe doch vor dem neugierigen Auge der Profanen zu verbergen.

Wo immer die Verehrung der Himmelskörper herrſchte, da hat man gefunden, daß auch die Aſtronomie, als die natürliche Dienerin einer ſolchen Religion, blühte, und die Phönizier, die großen Sonnenanbeter des Alterthums, waren auch die größten Aſtronomen. Die Geſchicklichkeit der iriſchen Druiden könnte in Einem ſehr bedeutenden Punkt die ihrer galliſchen Brüder übertroffen zu haben ſcheinen, welche, wie wir aus Plinius erſehen, das Jahr nach Mondswechſeln gemeſſen haben, während die Iren eine dämmernde Vorſtellung davon ſcheinen gehabt zu haben, wie man mittelſt Schalttagen die Differenz zwiſchen dem Sonnen- und Monden-Jahr ausgleichen könne. Dieß ſollen ſie dadurch bewerkſtelligt haben, daß ſie zu den 360 Tagen, aus welchen die zwölf Mondsumläufe beſtanden, fünf und einen Viertelstag hinzufügten, von der Zeit, welche von ihnen jährlich der Feier ihrer alten taltiniſchen Spiele gewidmet wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Johanna Baillie.

(Fortſetzung.)

Mencia, Leonorens Schweſter, hat um des hochgebornen und reichen Don Juens willen einen Jüngling von ihrem eigenen, urſprünglich ziemlich niedern Stande, für welchen ſie eine wirkliche Neigung empfand, ausgeſchlagen. Sie hat im erſten Act eine Unterredung mit ihm gehabt, und da er ſich noch in der Nähe des Schloſſes umhertreibt, fürchtet ſie, ſein geheimnißvolles Weſen und Erſcheinen möchte ihn des Mordes verdächtig machen. Er wird auch wirklich verhaftet; und Carlos, ein anderer Freund, welcher Henriquez aufſucht, um ihm die Nachricht mitzutheilen, findet ihn in ſeiner Schloßcapelle über dem Grabe Juen's ausgeſtreckt:

Carlos.

Henriquez! hörſt nicht, edler Henriquez?
Nein, nein! ſteh' auf vom Boden: ſolcher Wahnſinn
Des Schmerzens ziemt dem Mann nicht, und am mindſten
Dem, deſſen Feſtigkeit im Mißgeſchick
Solch edle Zierde ſeines Werthes war.
Antwort'ſt du nur mit ſolchem tiefen Stöhnen?
Den Todten kannſt du nicht vom Grab rückrufen;
Ermanne dich, zu rächen ſeinen Tod!

Henriquez (das Haupt erhebend).

Was ſagſt du?

Carlos.

Laß dieß finſtre Haus des Todes!
Ermann' dich! räche den erſchlagnen Freund!

Henriquez.

Er iſt gerächt; Gott lohnt ſo grauſer Schuld.
Des Menſchen Hand vermag nichts.

Carlos.

Nein! doch ſoll
Die Hand des Menſchen auch das ihre ſchaffen.
(Er faßt ihn bei der Hand um ihn aufzuheben.)
Auf von dem Boden! Ich hab' den Mörder troffen!

Henriquez

(wild aufſpringend und ihn bei der Kehle packend).

Ha! du legſt Hand an mich? Was iſt, was nicht iſt,
Weiß Gott im Himmel und nur Er allein.
Darfſt du, mit dem Munde eines Sterblichen,
Zu eines edeln Hauſes Schmach, den Namen
Zurufen einem Mann fürſtlichen Stammbaums?

Carlos.

Laſſ' los, Wahnſinn'ger, mich mit deiner Faust!
Was, ſollen tapfere Caſtilianer ſo,
Wie zorn'ge Knaben, ſich mit Händen balgen?
Zu rechter Zeit, am rechten Ort will ich
Vertreten meine Worte, wenn ſie wirklich
Beleid'gen. — Unſre Wache hat ergriffen
Einen Jüngling, welcher höchſt verdächtig ſich
Darg in des Schloſſes Nähe, der ſich bewarb
Um Mencia's Liebe, deß Hand ohne Zweifel
Die That verübt; doch wenn er von ſo hohem
Stamm iſt, ſo iſt dieß mehr als er behauptet,
Und als wir glauben können. Warum laßt Ihr
So ſchlaff die Arm' am Leibe niederſinken?
Was ſtiert Ihr auf den Boden? Wollt Ihr nicht
Sehn den Gefangnen, dem Verhör' anwohnen?

Henriquez.

Ja, ja, das iſt geziemend; ich geh' mit dir;
Ich faß' dich jetzt.

Carlos.

Und doch rührſt du dich nicht:
Hält deine Schritte jäher Schmerz zurück?

Henriquez.

Ich bin betäubt und ſchwach. — Ich will dir folgen.

Antonio, der verſchmähte Liebhaber, wird im Gefängniß von Mencia und dann von Henriquez beſucht. Der Letztere bietet ihm Mittel zur Flucht an, aber der hochſinnige Jüngling, ſtark im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld, iſt entſchloſſen, dem Schlimmſten zu trotzen und lieber auf dem Schaffott zu ſterben, als durch den Verdacht eines Verbrechens entehrt zu leben. Henriquez's Geiſt, erdrückt gleichſam und erniedrigt durch das Gefühl ſeiner Schuld, aber jetzt wieder entzündet durch das Feuer dieſes ihm verwandten Gemüths, nimmt auf einmal ſeine frühere Stärke und Würde wieder an. Er hat eine lange und ergreifende Unterredung mit einem Mönch, um ſein Gemüth zur letzten großen Kraftanſtrengung zu ſtählen. Im fünften Act tritt er plötzlich am Hofe, vor dem verſammelten höchſten Gericht, dem der König repräſentirt, auf:

Henriquez tritt ein, gefolgt von Carlos und Antonio, der letztere gebunden und gefeſſelt.

König.

Auch du, mein tapfrer Freund, als Kläger hier?

Henriquez.

Als ein demüthiger Bittſteller.

König.

Der
Nicht lang ſoll ſtehn; ſag, was du wünſcheſt, frei,
So iſt's gewährt.

Henriquez.

Doch was ich werb' erbitten,
Ein ernſter Wunſch, muß mir erſt feierlich
Und förmlich zugeſagt ſeyn eh' ich rede.

König.

Ein ſonderbar Verlangen! Hätteſt du nicht
Dienſte geleiſtet mir, die über jede
Belohnung ſind, und wüßt' ich nicht, daß die
Die Wohlfahrt deines Landes und die Ehre
Deines Gebieters, wie du wohl gezeigt,
Theu'r ſind: gäb' ich mit Vorſicht nur mein Wort,
Doch ſey es ſo; dein Wunſch ſey dir bewilligt.

Henriquez.

Nun ſo beſchwöre es auch bei dieſem Schwert.

König.

Was ſoll dieß? Setzſt in Königswort du Zweifel?

Henriquez.

Neulich, mit hoher Gegenwart mich ehrend,
Gabt Ihr mir dieſen Ring mit huld'gen Worten:
Ihr ſagtet, wenn vom Schickſal ich gedrängt
Ihn je zurück Euch gebe: welche Gnade
Ich mir erbäte, ſolle mir gewährt ſeyn.
(Er gibt den Ring zurück.)
Nehmt Euer Königspfand zurück; ich bitte,
Ihr wollt bei meinem Schwert mir ſchwören, das
Was ich verlangen werde, zu bewill'gen.
(Er hält ſein Schwert dem König dar, der die Hand darauf legt.)

König.

Wohl kenn' dieß Schwert, die ehrenvolle Kling', ich,
Die in der Schlacht dem fürſtlichen Mauren du
So tapfer abgewannſt; wie ſträubt' ich mich
Vor einem Eid, auf dieſes Schwert zu ſchwören?
Ich ſchwör', bei eines Kriegers feſter Ehre,
Zu will'gen, was es ſey, in dein Begehren.
So ſprich's jetzt aus, Henriquez.
(Eine Pauſe.)
Du biſt bleich
Und ſtumm; ich warte deines Worts.

Henriquez.

Der Athem
Verſagt mir — doch die Schwäche geht vorüber,
Jetzt hab' ich Kraft. — Es iſt da ein Verbrecher,
Deß Schuld in richt'ger Form vor Eurer Hoheit
Sofort bewieſen werden ſoll; nun bitt' ich,
Eur Hoheit woll' ihm nicht Verzeihung ſchenken,
Wie ſtark Ihr auch zu königlicher Gnade
Geneigt Euch fühlen — wie gedrängt von Andern
Dazu auch werden möget.

König.

Dieſe Bitte
Befremdet mich nicht wenig. Stets bis jetzt
Warſt du für Gnade, nicht für Blut geſtimmt.

Henriquez.

Ja; aber der Verbrecher, den ich meine,
Hat mit ſelbſtſücht'ger Grauſamkeit, mit ſchwarzer
Undankbarkeit, mit ſchändlicher Verachtung
All deſſen, was an tugendhaften Banden
Iſt Heiliges, was Herzen knüpft an Herzen — —

Was ſoll ich ſagen? eng wird mir der Athem —
(Er reißt mit Heftigkeit ſein Wamms auf.)
Er hatte einen Freund, arglos und treu,
Edel und großmuthsvoll; Ein Blick auf ihn
Wär' Bürgſchaft ſchon geweſen aller Welt
Gegen Anklagen, mochten aus dem Mund
Von Menſchen ſie, oder von Engeln, kommen:
Er aber — er erſchlug ihn. Einen Freund,
Deß treue Liebe war der Halt, der Troſt,
Die Führerin ſeiner unbänd'gen Jugend —
Erprobt, geduldig — doch erſchlug er ihn.
Einen Freund, der mit den innigſten Gedanken,
Mit ird'ſchem Glück, mit Seligkeit im Himmel
Sein Bild vermählte — ohne ihn von ſeinem
Gut wußte — ſchändlich doch erſchlug er ihn;
Im Dunkel ſtürzt' er auf ihn wie ein Schurke,
Und ſtieß ihn aus dem Kreis des Lichts, des Lebens
Und der Natur, ganz ahnungslos und nicht
Bereitet auf den fürchterlichen Wechſel,
Den Allen bringt der Tod. Solch ſchändliche,
Verdammte That hat er verübt; drum falle
Des Rechtes vollſte Strenge auf ſein Haupt.

König.

Und warum zweifelſt du, daß ſolchem Mann
Ich alle Gnade vorenthalten würde?
Wär' er mein Bruder, ich verzieh' ihm nicht.
Euern Verbrecher führet vor.

(Diejenigen welche Antonio bewachen führen ihn vorwärts.)

Henriquez (winkt ihnen abwehrend mit der Hand).

Weg ſeine Feſſeln! ohne Schuld iſt er.

König.

Was ſoll dieß? Führt Euern Verbrecher vor!

Henriquez (tritend).

Mein Herr und König, Euch zu Füßen kniet er.

(Ein Schrei des Erſtaunens wird im Saal gehört; der König, von ſeinem Platz zurücktretend, wird von einem Diener aufrecht gehalten, während Carlos und Antonio, jetzt von ſeinen Feſſeln entledigt, zu Henriquez eilen, der noch immer kniet, und ſich mit inniger Theilnahme über ihn hinbeugen.)

Nichts kann ſchöner ſeyn als dieſer ganze Act. Alle möglichen Verſuche werden gemacht, um Don Henriquez zu bewegen, ſeine ſtrenge Zurückweiſung und Hemmung der königlichen Gnade zurückzunehmen, aber umſonſt. Es wird beſchrieben, wie er tief und ruhig in der Nacht vor ſeiner Hinrichtung ſchläft. Der König macht eine letzte Anſtrengung ihn zu retten:

König.

Mein edler Freund, ich fühl' ein ſtark Verlangen
Noch einmal — Euch zu ſtören, nur mit kurzem
Beſuch.

Henriquez.

Sagt das nicht; Eure Hoheit kam,
Um guten Morgen mir zu wünſchen, mich
Zu grüßen bei dem Antritt meiner Bahn.

König.

Ein traur'ger Gruß, ach! ein ſchmerzvoller Morgen!

Henriquez.

Nein! aufgegangen ſind drei Tage mir
In ſolchem Dunkel hoffnungsloſen Elends,
Daß dieſer mir ein Freudenmorgen ſcheint
Dagegen. Drum ſeht Ihr auch ſo ihn an;
Und ſcheidend möcht' ich nun Euch bitten, was ich
In meinem langen Dienſt, unwiſſend oder
Aus Trotz gethan, des Staates Dienſt zum Nachtheil,
Oder zur Kränkung Euch, mir zu verzeihn.
Einmal wagt' ich das Leben tapfrer Männer
Blindhaftig bei Guenca; es verloren
Das Leben dieſe Tapfern, dem Triumph,
Dem ganz werthloſen, eines Tags zulieb.
Darum hat viele Qual mein Herz erduldet;
Bis jetzt hat Stolz verwehrt mir das Geſtändniß.
Verzeiht mir dieß.

König.

Verzeihung nicht bedarfſt du
Von mir, doch haſt du ſie, und meinen Dank
Dazu — den feierlichſten Dank für alle
Die edeln Dienſte, die du mir geleiſtet;
Und haſt du keinen Wunſch mir vorzutragen?

Henriquez.

Ja, wenn ich darf. Hier hab' ich ein Verzeichniß
Von tapfern Offizieren, deren Dienſte
Beförderung verdienen; meinetwillen
Laßt ſie Gunſt finden; dieß iſt meine Bitte.

König.

Es ſoll geſchehn. O daß dagegen auch
Ein Wunſch von mir dein hartes Herz erweichte.

Henriquez.

Und was iſt der, mein gnadenvoller Herr?

König.

Wenn ich ein gnadenvoller Herr dir war,
Sey ein geneigter Dienſtmann du, und gib —
Zurück gib mir die Ehre meiner Herrſchaft,
Den Stolz, den Damm, das Bollwerk meines Lands,
Gib wieder meinen tapfern Feldherrn mir,
Henriquez d'Altavera.

Henriquez.

Lang dient' ich dir, Alphonſo von Caſtilien, —
Ich diente dir, ſelbſt darf ich's ſagen, brav.
Wehr' ich zurück vor Feuer, Fluth und Aufruhr?
Wo hab' ich eine Schlacht verloren, wo
Verlaſſen eine Stadt, daß ich nicht jetzt
Verlaſſen dürfte, wie ein edler Spanier,
Frei jeden Schimpfes, meinen ird'ſchen Poſten?
Ich ſchuld' Euch Dienſt, meinem rechtmäß'gen König;
Ich ſchuld' Euch Dienſt, als meinem gnäd'gen Herrn,
Doch keinem Mann zulieb auf Erden, keinem
Heil'gen des Himmels, gäb' ich mich darein

Zu leben ein verhaßtes, ſchnödes Leben,
Nachdem ich ſolche grauſe That verübt.

Der Mönch (ſanft die Hand auf Henriquez's Haupt legend).

Mein Sohn, mein Sohn, wo bleibt des Chriſten Milde,
Um welche du vor wenig Augenblicken
Am Thron der Gnade brünſtig haſt gefleht?

Henriquez.

Vater, ich bin des Tadels werth; erſtickt nur,
Nicht ausgelöſcht ward meine ird'ſche Schwachheit.
(Zum König ſich wendend.)
Ich will, auf dieſem ſchaur'gen Gränzpunkt ſtehend,
Mich beugen nicht vor ird'ſcher Größe, ſonſt
Wollt' ich auf meinen Knie'n erflehn Verzeihung
Für dieſen neuen Fehl;
(Die Hand kummervoll auf die Bruſt legend.)
ein unbotmäßig
Gemüth, das bis zum Ende kränkt und ſündigt.

(Der König ſtürzt ſich ihm in die Arme und drückt ihn an die Bruſt; dann wendet er ſich ab und tritt in den Hintergrund, ſeine Bewegung zu verbergen.)

Und Henriquez ſühnt ſein Verbrechen auf dem Schaffott. —

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

„Prüfungen des Herzens" (Trials of the Heart) von Mrs. Bray, der bekannten Verfaſſerin des „Proteſtanten" „De Foix," „die Weißkappen" ꝛc. beſchäftigt ſich wieder mit Scenen aus der frühern franzöſiſchen Geſchichte. Es iſt das Schickſal zweier Waiſen aus der Vendée, die hier in der ſchon bekannten Manier der Schriftſtellerin erzählt werden.

„Ein Kranz von wilden Blumen aus Neu-England." (A Wreath of Wild Flowers from New-England) gewunden von Frances Sargent Osgood. Die Literary Gazette urtheilt nicht unvortheilhaft von dieſen poetiſchen Gaben und theilt einige Proben mit, die ſich angenehm leſen laſſen.

Am 7 März wurde auf dem Covent-Garden Theater ein neues Drama von Sir E. L. Bulwer, dem berühmten Romandichter, aufgeführt, das den Titel Richelieu führt, und das mit großem Beifall von dem gefüllten Hauſe aufgenommen worden iſt. Im Allgemeinen ſcheint Hr. Bulwer immer noch nicht für ſeine Dramen diejenige Stimmung zu erregen, die ſeine Romane ihm ſchnell gewannen. Das Athenäum wenigſtens iſt nicht ganz zufrieden damit. Es ſey uns erlaubt, ſo lange das Stück noch nicht ſeinen Weg zu uns gefunden hat, einiges Nähere aus dieſer Kritik anzuführen:

„Die Abſicht des Verfaſſers ſcheint zu ſeyn, den Charakter Richelieu's in einem günſtigen Lichte darzuſtellen, die Größe des vollendeten Staatsmannes mit der kleinlichen Sorge der Hofintriguen, die ſich ihm entgegenſtellen und der Beſchränktheit des Fürſten, in Contraſt zu bringen und daraus ein Bild des Mannes und des Miniſters zu ſchaffen. Um dieſer Abſicht zu genügen, hat der Dichter jedoch vermieden, eine wirkliche Verſchwörung von den vielen, welche die Geſchichte dieſes Miniſters erwähnt, aufzunehmen, ſondern macht aus eignen Erdichtungen und hiſtoriſchen Erinnerungen ein Werk, worin zwar Richelieu als Menſch, wie ihn der Dichter ſich dachte, uns deutlicher wird, aber ſeine hiſtoriſche Größe verliert. Die Verſchwörung Bulwer's gegen den Miniſter iſt glücklich bis zu einem gewiſſen Punkt, doch mehr weil ihr nicht entgegengearbeitet wird, als weil ſie geheim gehalten und ſtark angelegt iſt. Die Heldin iſt Julie von Mortemar, eine Waiſe und Mündel Richelieu's, die von Chevalier de Mauprat, einem jungen Soldaten, der ſich das Mißfallen des Cardinals zugezogen hat, geliebt wird und ſeine Neigung erwiedert. Der Herzog von Bouillon verfolgt ſie auch mit ſeiner Neigung und ſucht auch den König in ſein Intereſſe zu ziehen, um ehrgeizige Plane zu erreichen. Das Ganze iſt mit melodramatiſchen und poſſenhaften Scenen ausgeſtattet, und zieht dadurch den Beifall des großen Publicums auf ſich, der ſich denn auch bei der erſten Darſtellung in bedeutendem Maaße ausſprach, ſelbſt der Dichter wurde auf die Scene gerufen. Doch iſt die Sprache ohne Würde und Einheit, bald poſſenhaft gemein, bald mit poetiſchen Bildern verbrämt, und die Anlage und Entwicklung des Ganzen überladen und unwahrſcheinlich."

Eine neue Burlette „Our Cousin German," ein Titel, der nicht gut zu überſetzen iſt, da er einen Doppelſinn hat, ergötzt die Engländer jetzt ſehr. Die Hauptperſon iſt ein junger Deutſcher, Wittikind, tölpelhaft und einfältig, der durch ſeine Gutmüthigkeit und Geſchäftigkeit aller Welt zur Laſt fällt, Dummheiten macht und Verwirrung anrichtet. Den Höhepunkt erreicht aber ſeine unzeitige Dienſtfertigkeit, als er mit Extrapoſt von Wien nach England kommt, um ſeiner Baſe die Nachricht zu bringen, daß ihr Mann geſtorben ſey und ſie zur Erbin eingeſetzt habe. Er verlangt, daß das Teſtament ſogleich geleſen werde, obgleich ſie die Erbſchaft verlieren ſoll, wenn es vor einer gewiſſen Zeit geöffnet wird; unterdeſſen aber kommt der Mann ſelbſt an, deſſen wirkliches Ende Wittikind nicht abgewartet hatte. So unwahrſcheinlich das Alles iſt, ſo ſcheint das kleine Stück durch den Darſteller des jungen Deutſchen, Karl Mathews, ſehr gehoben zu werden, der das Ungeſchick und das raſtloſe Treiben des albernen gutmüthigen Deutſchen ſehr unterhaltend darſtellen ſoll. Sein Aeußeres — blondes Haar, dünner Schnurrbart, eine kleine Mütze, gleich einer runden Schnupftabaksdoſe mit dem Deckel über der Stirne — ſollen die harmloſe, gutmüthige Einfalt recht gut hervorheben.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 April 1839.

Thomas Moore's Geschichte von Irland.

(Fortsetzung.)

Dämmerung des historischen Zeitalters.

Im Anfang seiner Geschichte der Milesischen oder Schottischen Könige benachrichtigt uns der bei weitem glaubwürdigste unter den irischen Annalisten: daß alle Sagen und Ueberlieferungen von den Schotten vor der Zeit König Kimbaoths unzuverlässig sind. Dieser König, der nach den Genealogien der fünfundsiebzigste König von Irland und der siebenundfünfzigste der Milesischen Dynastie war, blühte, wie wir aus derselben Quelle erfahren, etwa 300 Jahre vor Christus; der gelehrte Dr. O'Connor hat gezeigt, daß die Regierung Kimbaoths nicht weiter als 200 Jahre vor unsrer Zeitrechnung hinaufzusetzen ist. Der Leser aber, der sich aus Früherem überzeugt hat, wie grundlos die Behauptungen von einem so hohen Alter der Schottischen oder Milesischen Colonie sind, wird der Ansicht seyn, daß jene Genealogien nicht viel Glauben und Studium verdienen. Die glaubwürdigste Tradition über die früheste uns bekannt gewordene Geschichte ist diese:

Ein entscheidender Sieg über die Tuatha-de-Danaan, die früheren Besitzer des Landes, hatte die Obergewalt an Heber und Heremon, die Söhne des spanischen Königs Milesius, gebracht, und diese beiden Brüder theilten das Königreich unter sich; während, wie es heißt, Leinster und Munster den Antheil Hebers ausmachten, bekam Heremon, der jüngere Bruder, zu seinem Antheil Ulster und Connaught. Noch war ein dritter Bruder da, Amergin, den sie zum Erzbarden machten, oder zum Minister und Aufseher über das Gerichtswesen, Poesie, Philosophie und Religion. In der Theilung der Souveränetät, welche die Familie inne hatte, kann man die Grundzüge desjenigen Regierungssystems erkennen, welches so lange bei ihren Nachfolgern dauerte, während wir in dem Amt des Erzbarden den Ursprung metrischer Chronisten und Gesetzgeber finden, welche unter allen schottischen Fürsten einen so ausgezeichneten Antheil an der Leitung der Angelegenheiten des Reichs hatten. In anderer Hinsicht muß man gestehen, daß der Beginn der Milesischen Monarchie schon stark bezeichnet war durch diejenigen Züge, welche nur zu sehr ihre ganze Geschichte charakterisirten. Ein schönes, in dem Länderantheil Heremons liegendes Thal war eine Zeitlang der Gegenstand des Streits zwischen den beiden Brüdern gewesen; und als ihre Mißhelligkeit endlich in Erbitterung überging, führte dieß eine Schlacht zwischen ihnen herbei auf den Ebenen von Geisiol, wo Heber das Leben verlor und Heremon so der ausschließliche Besitz des Königreichs blieb. Selbst der friedliche Beruf des Erzbarden Amergin beschützte ihn nicht vor den Wirkungen einer so frühe schon beginnenden Zwietracht; und in einer spätern Schlacht fiel auch dieser dritte Sohn des Milesius als Opfer von seines Bruders Heremon Schwert.

Während Heremons Herrschaft sollen, den bardischen Historikern zufolge, die ersten Züge des Volks, das Pikten genannt wird, in diese Länder eingedrungen seyn. Auf der östlichen Küste Irlands landend, beabsichtigten sie, sich auf der Insel fest niederzulassen; die Eingebornen aber, denen eine solche Ansiedlung nicht gefiel, sagten ihnen von andern Inseln, gegen Nordosten, welche unbewohnt seyen und wo sie ihre Wohnsitze aufschlagen könnten. Diesem Ansinnen waren die Pikten nicht abgeneigt zu folgen, zuvor aber verlangten sie, daß man einigen Milesischen Weibern gestatte, sie zu begleiten, wobei sie feierlich gelobten, daß, wenn sie Herren des Landes würden, in das sie zu ziehen gedachten, die Oberherrschaft nachmals an die Abkömmlinge von der weiblichen Linie kommen solle. Nachdem man dieß Verlangen gewährt, segelten die Piktischen Häuptlinge, begleitet von ihren Milesischen Frauen, nach den Inseln in der Nähe von Schottland und gründeten hier ihre Niederlassung. Die unmittelbaren Nachfolger Heremons übergehend, stoßen wir auf wenig Merkwürdiges, bis wir zur Regierung des Götzendieners Tighernmas kommen, der, während er bei einer großen

Volksverſammlung dem ungeheuerlichen Götzen Crom-Cruach Opfer darbrachte, ſammt der großen Volksmenge um ihn auf wunderbare Weiſe umkam. Unter den zahlreichen Königen, die in dieſer dämmernden Periode der iriſchen Geſchichte wie Schatten vor unſerm Auge vorüberziehen, iſt Ollanch Fodhla beinahe der einzige, der in Folge des ſtarken Lichts, das die Tradition auf ihn wirft, als ein wirklich hiſtoriſches Weſen mit Mark und Blut hervortritt. Es würde dazu dienen, die Beſchaffenheit und den Umfang des Zeugniſſes anſchaulich zu machen, womit die Welt ſich manchmal begnügt, wenn man die verſchiedenen gefeierten Namen ſammelte, welche als authentiſch angenommen werden, einzig in Kraft der Tradition; und Wenige vielleicht könnten kräftigere Anſprüche auf dieß Privilegium machen, als der große Geſetzgeber der alten Iren, Ollanch Fodhla. Einige ſeiner heilſamſten Inſtitutionen ſollen ihn nur kurze Zeit überlebt haben. Aber der Act, welcher ſeine Herrſchaft zu einer wichtigen Aera in der Geſetzgebung machte, war die Stiftung des großen Feis, oder der alle drei Jahre ſtattfindenden Verſammlung zu Tara, eine ziemliche Annäherung an die Repräſentativregierung, ſofern bei dieſen periodiſchen Verſammlungen die an der Spitze der drei Stände, aus welchen das Gemeinweſen beſtand, ſtehenden Perſonen, das heißt der Monarch, die Druiden oder Ollanchs und die angeſehenſten Plebejer, zuſammentraten um ſolche Geſetze und Anordnungen zu beſchließen, welche das gemeine Beſte zu erfordern ſchien. In Gegenwart dieſer Verſammlungen wurden auch die verſchiedenen Annalen und Urkunden des Königreichs geprüft; alle Materialien für die Nationalgeſchichte, welche die Provincial-Annalen boten, wurden hier geſichtet und ausgezogen und das Ergebniß in das große National-Regiſter, der Pſalter von Tara genannt, eingetragen.

Eine lange Reihe von Königen, wo kaum Ein denkwürdiges Ereigniß vorkommt, füllt den Zwiſchenraum zwiſchen der Regierung dieſes Fürſten und der Erbauung des Palaſtes von Emania durch König Kimboath. Dieſer prächtige Palaſt der Fürſten von Ulſter, welche von da an Könige von Emania hießen, hatte in ſeiner Nähe das Haus, welches den gefeierten Rittern vom rothen Zweig angehörte, die von den Barden ſo triumphirend beſungen werden. Von den 32 Königen, welche in dieſer Zwiſchenzeit herrſchten, ſollen nicht mehr als drei eines natürlichen Todes geſtorben ſeyn, und die meiſten der übrigen fielen von der Hand ihrer Nachfolger.

In politiſcher Beziehung bezeichnet die Herrſchaft von Hugony dem Großen eine noch wichtigere Aera, da es ihm durch ſeinen Einfluß bei der Volksverſammlung in Tara gelang, die damals beſtehende Pentarchie zu vernichten, und er ſogar die vier Provincialkönige vermochte, ihrem Succeſſionsrecht zu Gunſten ſeiner Familie zu entſagen, und ihnen einen feierlichen Eid „bei allem Sichtbaren und Unſichtbaren" abnahm, keinen oberſten König von einer andern Linie anzunehmen. An die Stelle der Pentarchie ſetzte dieſer König eine Eintheilung des Königreichs in 25 Bezirke oder Dynaſtien, befreite ſich ſo von der Rivalität der Provincialkönige, und erweiterte die Baſis der monarchiſchen oder ariſtokratiſchen Macht.

Die Helden von Oſſians Gedichten.

Während der Herrſchaft Conary's des Großen, welche mit dem Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung zuſammenfällt, iſt der Name, bei welchem die Chroniſten mit dem größten Intereſſe verweilen, der des jungen Helden Cuchullin, deſſen Tod in der vollen Blüthe und Herrlichkeit ſeiner Lebensbahn nach denſelben Quellen im zweiten Jahr unſerer Zeitrechnung eintrat. Mit dem Ruhm dieſes iriſchen Kriegers ſind die modernen Leſer bekannt gemacht worden durch jenes glänzende Gewebe von Dichtung und Fälſchung, welches der Welt unter dem Namen von Oſſians Gedichten geboten wurde, worin er vermöge eines jener kecken, in dieſem Werk nicht ſeltnen Anachronismen, mit dem Barden und Helden Oſſin gleichzeitig geſetzt wird, der doch erſt in der Mitte des dritten Jahrhunderts blühte. Die Thaten Cuchullins, Conal Cearnach und anderer Helden vom rothen Zweig in dem denkwürdigen ſiebenjährigen Krieg zwiſchen Connaught und Ulſter gehören zu den Themen, bei welchen die alten Chroniſten und bardiſchen Geſchichtſchreiber am liebſten verweilen. — Unter denjenigen, welche während der Herrſchaft Cormacs im dritten Jahrhundert, zur Vermehrung des großen geſetzgeberiſchen Werks, das den Namen „himmliſche Gerichte," führte, beitrugen, wird beſonders auch genannt Finn Mac-Cumhal, oder wie er den neuern bekannter iſt, Fingal, der Schwiegerſohn des Königs Cormac und Anführer der berühmten Fianna Eirinn, oder der alten iriſchen Miliz. Es war das Schickſal dieſes alten iriſchen Helden nach einer langen traditionellen Berühmtheit in ſeinem eigenen Lande, wo ſein Name noch lebt, und zwar nicht nur in Legenden und Geſängen, ſondern in den noch unzerſtörbareren Urkunden der Gegenden, an welche ſich ſein Gedächtniß knüpft, auf einmal wie durch Adoption in ein anderes Land verpflanzt zu werden, und unter einer neuen aber falſchen Geſtalt in einer neuen Bahn des Ruhms aufzutreten. Neben dem, daß er ſelbſt ein trefflicher Krieger und Barde war, vererbte dieſer Häuptling auch auf ſeine Abkömmlinge Oſſian und Osgar die Gaben des Geſangs und Heldenmuths, und ſtarb, wie es heißt, von dem Speer eines Meuchelmörders im Jahr 273.

In einer beſcheidenen Hütte in Aicill oder Kells, wo König Cormac ſeine letzten Tage verlebte, verfaßte er jene Werke, die ihm eine Stelle auf der Liſte der königlichen Autoren verſchaffen. Der „Rath für einen König," den er zur Belehrung ſeines Sohns, Carbre, ſchrieb, als er ihm den Thron abtrat, ſoll bis ins 17te Jahrhundert exiſtirt haben, ſo wie ein ihm ebenfalls zugeſchriebenes Gedicht über die Tugenden der Zahl Drei.

Während der Herrſchaft Carbre's, Sohn und Nachfolger Cormacs, wurde die berühmte Fianna Eirinn, oder iriſche Miliz, deren Thaten ſo oft von unſern alten Dichtern verherrlicht werden, in Folge der in ihrer Mitte ausgebrochenen Uneinigkeiten, ſo wie der furchtbaren Macht, welche ſie erlangt hatte, gewaltſam niedergedrückt. Dieß Nationalheer war eine Zeitlang in zwei rivaliſirende Schaaren getheilt geweſen, die Clanna Boiſgne, von Oſſin, dem Sohne Finns, befehligt, und die Clanna Morna, die unter dem Schutz des Königs von Munſter ſtand; und das von der erſtern Schaar in Anſpruch genommene Recht des Vor-

trittö vor allen andern Kriegerſtämmen war lang eine Quelle heftiger Fehden zwiſchen den Häuptlingen geweſen. Ein berühmter Streit dieſer Art zwiſchen Goll und Fin Mac-Cumhal in der Nähe von des Letztern Palaſt zu Almhain war zu ſolcher Hitze gediehen, daß er nur durch Dazwiſchenkunft der Barden gedämpft werden konnte, welche, die Kette des Schweigens zwiſchen den Häuptlingen ſchüttelnd, endlich ihren Hader glücklich ſtillten. Aber die Anmaßung der Clanna Boiſgne ſtieg endlich ſo hoch, daß ſie, als ſie ſogar dem König ſelbſt Trotz boten, von der vereinigten Macht beinahe aller königlichen Truppen des Königreichs angegriffen wurden (nur der König von Munſter trat auf die Seite der Rebellen), und eine Schlacht erfolgte, merkwürdig wegen ihres argen Blutbads, worin Oſgar, der Sohn Oſſins oder Oſſians, von des Monarchen eigner Hand fiel und kaum Ein Mann von der Clanna Boiſgne dem Gemetzel dieſes Tags entrann. Auch der ſiegreiche König, der nur kurz ſeinen furchtbaren Kampf mit Oſgar überlebte, war unter den Erſchlagenen.

Die Sage von dieſer verhängnißvollen Schlacht von Gabhra und von den tapfern Kriegern, die in ihr gefallen, war lange Zeit ein Lieblingsthema der iriſchen Barden und Romanzenſänger; und auf keine andere Grundlage ſich ſtützend, als auf die alten Geſänge von den Helden dieſes Kampfs, gemiſcht mit andern, die von noch viel ältern Häuptlingen handelten, ward jenes glänzende Machwerk des Betrugs zu Tage gefördert, das unter dem angenommenen Namen Oſſians ſo lange die Welt geblendet und getäuſcht hat, und das nicht minder merkwürdig iſt durch die Keckheit, womit der Verfaſſer auf die allgemeine Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit ſeiner Leſer rechnete, als durch die Kunſt und Phantaſie, welche bei der Ausführung desſelben aufgeboten iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Johanna Baillie.

(Fortſetzung.)

Wenn die Geſammtwirkung der Scheidung nicht ſogar noch gewaltiger iſt, als die von Henriquez, wie wir beinahe behaupten möchten, ſo iſt wenigſtens der Anfang ohne Zweifel von noch hinreißenderem und erſchütternderem Intereſſe. Die Gattin des Grafen Garcio hat ihren Wohnſitz in einem alten Schloß, das, obgleich die trefflichſte von allen ſeinen großen Beſitzungen, doch der Graf immer mit unerklärlicher Abneigung gemieden hat. Die Gräfin iſt durch die Zerſtörung ihres gewöhnlichen Aufenthaltsorts bei einem Erdbeben genöthigt worden, hier ihren Wohnſitz zu nehmen während der Abweſenheit ihres Gatten im Krieg. Der Anfang des Stücks ſtellt das Schloß in ziemlicher Unruhe und Verwirrung dar, in Folge davon, daß Baldwin, der Lieblingsdiener des Grafen, ſterbend darnieder liegt. Es wird allem Aufgeboten, um die Gräfin von dem Gemach des Sterbenden entfernt zu halten, da doch ihr menſchenfreundliches Gemüth ſie jederzeit getrieben hat, in eigner Perſon auch den Geringſten vom Geſinde jeden Liebesdienſt zu erweiſen. Das Geſchrei des Sterbenden ertönt durchs Schloß, und man hört ein paar entſetzliche Aeußerungen, welche ſeine Todesangſt ausdrücken, vor dem Eintritt der Gräfin:

Das Blut ſchreit laut... bin ich nicht drum verdammt?
Ich hab' ihn nicht ermordet..

Während ſie auf der Bühne iſt, ſtößt er die noch gräßlicheren und deutlicheren Worte aus:

Ulrico's Blut vergoß Garcio's Hand.
Doch dieſen Fluch muß theilen ich!

Ulrico war der Bruder, der einzige, geliebte Bruder der Gräfin geweſen!

Der zweite Act zeigt Garcio, welcher ſich dem Schloß nähert, begleitet von ſeinen Freunden und ſiegreichen Truppen, mit etwas weniger Eile, als man erwarten dürfte von einem feurigen Gatten, der in die Arme ſeines geliebten Weibes zurückkehrt, oder vom Vater eines einzigen Kindes, an dem er mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit hängt. Der Empfang der zuerſt ſeinem Freund und dann ihm ſelbſt bei der Gräfin wird, die, betäubt von dem plötzlichen Schlag und erfüllt von ſchrecklichem Verdacht, die Schuld ihres Gatten ahnt, aber fürchtet, erweckt Garcio's Eiferſucht. Es kommt an den Tag, daß ein früherer Bewunderer der Gräfin, der Marquis von Tortona, ſich in der Nachbarſchaft hat blicken laſſen. Doch wir eilen zur Aufklärung im dritten Act.

Zweite Scene.

Das Schlafzimmer der Gräfin, die man auf einem niedern Sitz neben dem Bette ſitzend ſieht, Haupt und Arme auf das Bett geſtützt. Sie erhebt das Haupt und fährt nach einer nachdenklichen Pauſe raſch auf.

Gräfin.

Es kann nicht ſeyn! das zornempörte Meer
Peitſcht ſchäumend ſeine Wellen übers Schiff,
Das des Verfluchten Laſt trägt, bis das Schiffsvolk
Den Mörder auswirft in die gähnende Tiefe.
Und auf dem Schlachtfeld wird im Stahlgewand
Zu welker Schwäche ſeine Mannesſtärke.
Zu Haus, im Frieden ſelbſt, wenden die Menſchen,
Wie vom Inſtinct getrieben, von dem Dunkel
Rollenden Aug' ſich weg, ſie wiſſen nicht:
Warum? ſo leſerlich hat ihm Natur
Das Cainszeichen auf die Stirn geprägt.
Soll glauben ich, der glückliche Garcio,
Deß Antlitz Aller Augen auf ſich zog,
Deß Lächeln, deſſen Stimme Liebe war,
Deß ganzes Weſen ich vom mächtigen
Gefühl der Zärtlichkeit erſchüttert ſah;
Der mir in Armen, mir im Herzen lebte —
Nein! mögen dunkle Prieſter Sterbende
Aus ihren Fieberträumen klagen an
Arger Verbrechen — ich will es nicht glauben;

(Nach einer Pauſe.)

O! hätt', in dieſem Glauben unerſchüttert
Zu bleiben, meine Seele Kraft genug!
Zweifel iſt Elend! Selbſt will ich zu ihm,
Ihm meinen Jammer ſagen; ha! wenn er
Flammenden Aug's mit edlem Zorn zurück

Stößt die Anklage — ſeine ſüße Stimme
Sie läugnet: ob auch, auferſtanden von
Den Todten Einer ſchwür' auf ihre Wahrheit,
Nicht glaub' ich dran.

(Sophora tritt auf.)

Was führt dich wieder her?
Hab' ich die nicht zu Bett zu gehn befohlen?

Sophora.

Das wollt' ich auch; aber in meinem Zimmer,
Als ich, die Ruh zu ſuchen im Begriff,
Aufmachte eines alten Schranks Schublade,
Etwas hineinzulegen, fand ich —

Gräfin.

Was?

Sophora.

Hört' ich nicht ſchon von Euch, daß bald nach Eurer
Vermählung mit dem Grafen, ein Gemälde
Von Eurem Bruder, wohlgetroffen, ihn
Im Harniſch zeigend, über welches oft
Gefloſſen Eure Thränen, ward geſtohlen
Aus Eurem Zimmer weg?

Gräfin.

So iſt es, ja!
Oft ob dem Diebſtahl hab' ich mich gewundert,
Denn keinen Werth hatt' es, als nur für mich.
Du fandſt's doch nicht?

Sophora.

Seht, dieß hab' ich gefunden!

(Sie übergibt ihr ein Gemälde, das die Gräfin lebhaft ergreift.)

Gräfin.

Es iſt's, es iſt's wahrhaftig.

(Sie betrachtet es kummervoll.)

Jetzt, ich bitt' dich,
Entferne dich, und komm vor Morgens Anbruch
Nicht wieder, mich verlangt allein zu ſeyn.

(Sophora geht ab.)

(Nachdem ſie das Gemälde wieder betrachtet.)

Ach! dieſer Mund, dieß Aug', der Stirne Wölbung,
Der nachdenkſame Blick, der mir ſo oft
Auffiel, ſo ähnlich meinem edeln Vater.

(Sie küßt es.)

Nimm dieß um ſein, des lieben Todten willen,
Und dieß für dich! Im Staub ruht Ihr beiſammen.
Wie hold, ach! färbte deine Wange ſich
Beim Anblick deiner Lieben! Was geſchah nicht,
Wie viele Stunden, Jahre voller Unruh
Verfloſſen nicht, ſeit du in glücklicher,
Sorgloſer Jugend wareſt ſo, der Liebſte
Und Nächſte meinem unbefangnen Herzen.

(Sie küßt das Bild wieder und drückt es an ihre Bruſt, während Garcio der von hinten durch eine geheime Thüre im Hintergrund der Bühne eingetreten, ſich ihr ſchweigend nähert, und ſie einen Schrei der Ueberraſchung ausſtößt.)

Garcio.

So, dieß iſt deine Ruhe, dieß der Schlaf,
Der die Geſundheit wieder bringen ſoll;
Um liebzukoſen eines Günſtlings Bild
Verwendeſt du die Stunden, die dem treuen
Gemahle du verſagſt. Auf Morgennebel
Treten ſie, die auf We bertreue bauen
Ihr Glück! Ein ſchnöder Wurm wird's ſeyn! ein dürft'ger,
Nichtswürd'ger Günſtling! (Er ſtampft auf den Boden.)

Gräfin.

Ha! war's Eiferſucht,
Was dich ſo hat verſtört? Wenn dieß, ſo können
Wir glücklich bleiben. Meine Liebe zu
Den Todten, ob ſie noch ſo zärtlich ſey,
Tritt ſicherlich dir nicht zu nah.

Garcio.

Nein, liſtig Weib! gib's her in meine Hand!

(Er entreißt ihr das Bild.)

Das iſt das Bild eines lebend'gen Buhlen.

Gräfin.

O daß er lebte, den dieß Bild ſtellt vor!

(Sie überläßt ihm das Bild und er, von dem Anblick desſelben betroffen, taumelt einige Schritte zurück an den Betpfoſten, an den er ſich in einer Art von dumpfer Starrſucht lehnt und das Bild aus den Händen fallen läßt.)

Barmherz'ger Gott! ſchuldig iſt er! und ich?
Gott leih mir Kraft! der Zweifel komm' zum Ende!

(Sie eilt auf ihn zu mit gefalteten Händen.)

In meiner Seel' iſt etwas Gräßliches,
Garcio! ſuch mir nicht, daß ich es drin
Beherbergt, ob's nun wahr ſey oder falſch.
Der unglückſel'ge Baldwin auf dem Todbett
Hat dich, in ſeinen tollen Fieberträumen,
Als Mörder meines Bruders angeklagt.
Verzeih mir, daß ſolch ſchauderhafte Mähr
Mich konnt' unruhig machen; ſieh mich an!
Sag, daß du's nicht gethan — ich glaube dir. (Pauſe.)
Du ſprichſt nicht. Welcher fürchterliche Blick!
Die Wangen fahl! die Lippe bebt! o gräßlich!

(Ihn bei den Kleidern faſſend.)

Thu' auf den Mund! nimm mir den Jammer ab!
Sag', daß du's nicht gethan!

(Er bleibt ſtumm und macht eine ſchmerzliche Bewegung mit dem Kopf.)

O Gott! du haſt's gethan, du haſt's gethan!

(Sie hebt die Hände in Verzweiflung zum Himmel empor, und kann von ihm zurückweichend in einen entfernten Theil des Zimmers, betrachtet ſie ihn lange mit Entſetzen. Garcio, in großer Bewegung nähert ihr ſich allmählich, unentſchloſſen.)

Ich lag an deiner Bruſt, dein Lieben theilend,
Aber komm' mir nicht nah! berühr' mich nicht!
Die Erde, gähnend unter meinen Füßen,
Wird mich entziehn deiner verfluchten Hand.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40 u. 41.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 April 1839.

Der Mönch.

Eine Kiew'sche Erzählung.

Von J. Koslow.

(Nach dem Ruſſiſchen von Tietz.)

Zueignung des blinden Dichters an ſeine Gattin.

Du holde Freundin frührer beſſrer Zeit,
Du Tröſterin in düſtern, bittern Schmerzen,
Dir Mutter meiner Kinder ſey geweiht
Dieß Lied, entquollen meinem treuen Herzen.
Im trüben Sinnen hab' ich es geſchrieben,
Wenn in der Nacht die Ruh mich mied,
Wenn von des Geiſt's geheimer Macht getrieben,
Mein Leiden ſich geoffenbart im Lied.
Da floſſen auf die Leyer meine Thränen,
Als ich die Schmerzen meines Mönchs geſungen,
Wie er von Täuſchungsbildern rings umrungen,
Gehofft, gekämpft im unnennbaren Sehnen.
Ich fühlte mit ihm ſeines Buſens Wunden,
Ich ſtreifte durch die Ferne mit ihm fort,
Den Dnieper ſah ich in der Heimath dort,
Und hab' ſein Leid, gleich ihm, auch tief empfunden,
Darum mag auch mein Lied wohl wahr erklingen.
Gleich ihm verſchloß ich längſt in meiner Bruſt
Der Jugend Freud' und Leid, und ſuche aufzuſchwingen
Im Geiſte mich zur ſchönern Jenſeitsluſt.
Für mich iſt todt die Welt, ringsum mich Nacht,
Ich ſeh' nicht mehr des Abends goldnes Glühen,
Ich ſeh' nicht mehr im Lenz die Blumen blühen,
Nicht treuen Freundesblick, der mir entgegenlacht.
Gleich einem Schatten auf dem Feld der Leichen,
Wank' ich hier abgeſtorben noch im Leben;
Nur eines läßt mich nicht von hinnen weichen
Und mich dem trüben Dießſeits ſchon entſchweben:
Ihr, lieben Kinder! treue Gattin, Du!
An Eurer Bruſt blüht in der Nacht mir Wonne,
Bei Euch erſprießt dem Sänger milde Ruh,
Ich miß' an Eurer Seite nicht die Sonne,
So wie die Nacht das blumige Gefild
Auch ohne Tagesglanz mit Duft erfüllt.

1.

Bei Kiew, wo des Dnieyes Wogen
Im Strudel ſich laut ſchäumend drehn,
Erheben auf des Berges Höhn
Im Wald ſich eines Kloſters Bogen,
Rundum von einer Mau'r umgeben,
Auf der vier Thürme aufwärts ſtreben,
Steigt mitten drin ein Tempelbau
Mit goldner Kuppel, goldnen Spitzen,
Die ſchimmernd in der Sonne blitzen,
Empor hoch in der Lüfte Blau.
Im Gange zeigt ſich Zell' an Zelle,
Der Pilger Bank' am heil'gen Thor,
Ein Wunderbild in der Capelle.
Daneben ſprudelt friſch hervor,
Von einem Lindenbaum bedeckt,
Ein Heilquell, ſtill und halb verſteckt.

2.

Es ſinkt auf Thal und Bergeshöhen
Die Nacht; der Sonne Strahl verglüht.
Verſtummt iſt ſchon des Hirten Lied
Und kühler rauſcht des Abend's Wehen.
Es tönt nicht mehr das Horn der Jagd. —
Rings Stille! nur des Glöckleins Klingen
Am Dreigeſpann, des Jämtſchicks Singen,
Der auf der nahen Straße jagt.
Hört man erſchallen durch das Dunkel
Des kleinen Lämpchens Lichtgefunkel

Blinkt in der Hütte ſchon nicht mehr.
Der Mond ſteigt auf, der Sterne Heer
Ergießt ſein Licht auf Berg und Thal.
Und zwölfe tönt der Glockenſchall
Vom Kloſterthurme dumpf herab.
Dort herrſchet Ruhe, wie im Grab,
Bedeckt vom Schleier ſtiller Nacht.
Rings Schlaf! nur bittrer Kummer wacht
In einer kleinen, engen Zelle.
Hier an des heil'gen Altars Schwelle
Durchkämpft die ſchwere Lebensbahn
Ein junger Mönch in Angſt und Schmerzen.
Es nagt ihm am gebrochnen Herzen
Ein Wurm, und Alle, die ihn ſah'n,
Erkennen auf der düſtern Stirne
Die Qual, die in dem wüſten Hirne
Des Mönches unbezwinglich brennt.
Es iſt hier Niemand, der ihn kennt,
Sein Schickſal nicht, das ihn ereilte,
Den Ort nicht, wo er früher weilte,
Nicht ſeinen Namen, den er trug.
Das Alles iſt von Nacht umhüllet,
Doch daß ihn des Geſchickes Fluch
Mit unnennbarer Pein erfüllet,
Steht auf dem Antlitz ihm geſchrieben.
So kam er einſt um Mitternacht
Zum Kloſter, nahm die Ordenstracht
Und iſt ſeitdem dann hier geblieben.
Doch hat er Keinem ſich entdeckt,
Kein Wort ertönt aus ſeinem Munde,
Nur wenn die mitternächt'ge Stunde
Die Mönche zum Gebet erweckt,
Sang er die Hora mit im Chor.
Oft drang von ihm durch die Geſänge
Ein dumpfes Angſtgeſchrei empor
Und ſtörte ſo die heil'gen Klänge,
Oft aufgeſchreckt durch wilde Träume,
Verläßt er in der Nacht die Zelle
Und wankt dann durch des Kirchhofs Räume
Bis hin zu der verſteckten Quelle.
Jetzt liegt er auf der Lagerſtätte
Dem Tode nahe, krank und matt.

3.

Entgegen tritt dem Mönch, dem bleichen,
Der Abt nun mit des Kreuzes Zeichen,
Um Troſt und Segen ihm zu reichen.
Es ſtöhnt und ſeufzt der Mönch ſo ſchwer
Und zitternd blickt er rings umher,
Dann will er ſich vom Lager heben,
Will ſprechen, doch die Lippen beben;
Ein Traumbild ſcheint ihn zu umſchweben,
Das ihn auf's Neu mit Pein umhüllt,
Aufs Neue ihn mit Grauſ erfüllt.
Er denkt wohl längſt vergang'ner Tage,
Der Zeit der Wonne und der Klage.
Dem Tode kämpft er nun entgegen,
Der Mund beginnt ſich zu bewegen,
Und dann mit Thränen im Geſicht,
Faßt er des Abtes Hand und ſpricht:

(Fortſetzung folgt.)

Thomas Moore's

Geſchichte von Irland.

(Fortſetzung.)

Boece, Buchanan, Mackenzie und Macpherſon.

Die enge Verbindung, in welcher das Werk Macphersons mit der Geſchichte Irlands ſteht, ſo wie mit der von Nordbritannien, und die falſchen Anſichten, die es in Beziehung auf die frühern Verhältniſſe zwiſchen den beiden Ländern in Umlauf bringen ſollte, machen es nöthig, deſſelben weitläuftiger zu gedenken. Dieß Machwerk iſt nur ein Verſuch unter vielen zuſammenhängenden von Seiten ſchottiſcher Schriftſteller, die hiſtoriſchen Wechſelbeziehungen zwiſchen den beiden Ländern zu verwirren und ſelbſt zu verkehren, um als Eigenthum Schottlands nicht nur jene hohen Heldennamen und die romantiſchen Traditionen in Anſpruch zu nehmen, welche der dämmernden Periode der iriſchen Geſchichte angehören; ſondern auch die Ausgezeichnetſten jener zahlreichen Heiligen und Gelehrten, die in einer ſpätern, hellern Periode, wie man weiß, eine Zierde unſerer Annalen waren. Dieſer Plan, begünſtigt und erleichtert durch den beiden Ländern gemeinſamen Namen Scotia, wurde ſchon im 13ten Jahrhundert aufgenommen, als, aus Veranlaſſung der von Edward I erhobenen Anſprüche auf die Oberlehensherrlichkeit über Schottland es für dieß Volk ein Gegenſtand von Wichtigkeit wurde, die Unabhängigkeit der ſchottiſchen Krone zu behaupten, und wo zuerſt von dieſer Seite her Anmaßungen ſich erhoben, die zum Zweck hatten, ſich Alterthümer anzueignen, welche ſie theilweiſe von dem Mutterland entlehnten, und dieß zu überflügeln und zu verdunkeln.

Dieſe Anmaßungen, zuerſt nur ſchwach, nahmen in den Händen ſpäterer Chroniſten eine entſchiedenere Geſtalt an; bis endlich mit Hülfe der von Hektor Boece hervorgebrachten falſchen Autoritäten auf einmal eine Zahl von vierzig bis fünfundvierzig ſchottiſchen Königen in die authentiſche iriſche Liſte der Dalriadiſchen Herrſcher eingeſchoben wurde, wodurch der Anfang des ſchottiſchen Königthums in Britannien von ſeinem wahren hiſtoriſchen Datum weggerückt wurde. Mit dieſem Kunſtgriff wollten die Schotten einer ähnlichen Parade mit hohem Alterthum von Seiten des engliſchen Königs begegnen und ſo rückten auch ſie mit uralten Königen hervor. Der beredte Buchanan bot alle Kunſt und Schönheit ſeines Styls auf, um die abgeſchmackten Legenden Hektor Boece's von den vierzig Königen in Umlauf zu bringen, nicht weil er glaubte, daß aus

solchen Fälschungen und Erdichtungen seinem Vaterland Ruhm erwachse, sondern weil die Beispiele, die er in den angeblichen Urkunden fand, von Königen, welche von ihren Unterthanen abgesetzt und gestraft werden, ganz zusammenstimmten mit den in jener Zeit umlaufenden Grundsätzen, und Vorgänge boten für das Recht der Auflehnung gegen Tyrannei, das er selbst so hitzig und geistreich verfocht.

Von dieser Zeit an ließ man die gerühmten Alterthümer der brittischen Schotten ungestört schlummern, bis zur Erscheinung des Werkes des Bischofs von St. Asaph, betitelt: historischer Bericht über das alte Kirchenregiment in Großbritannien und Irland, wo dieser gelehrte Prälat Gelegenheit hatte die erdichtete Reihenfolge schottischer Könige, die von einem eingebildeten Fergus abstammen sollten, zu rügen und die Falschheit und gänzliche Absurdität der ganzen Fabel darthat. Diese einfache historische Behauptung rief einen Vertheidiger der vierzig Phantomkönige hervor an Sir George Mackenzie, des Königs Advocat für Schottland, der diese Verkürzung des königlichen Stammbaums als eine Art Majestätsbeleidigung mit großer Wärme rügend, so weit ging, die Ehre und das Heil der brittischen Monarchie mit dem Glauben an die fabelhaften Könige von Boece aufs engste zu verknüpfen.

Die Meisterhand des Bischofs Stillingfleet gab diesem schattenhaften Machwerk den letzten Stoß, und die Anmaßungen der Schotten und ihre Behauptungen eines hohen uralten Königsstamms, unabhängig von dem ihrer Ahnen, der Irländer, fielen, um nie wieder in derselben Gestalt zu erstehen.

Aber noch blieb eine andere Weise, die schottische Geschichte Irlands zu untergraben, oder vielmehr sie mit der von ihr abstammenden Geschichte Schottlands so zu vermischen, daß man auf die Tochter viel vom Ruhm der Mutter übertrug; und diese Bahn betrat Macpherson mit vieler Gewandtheit und Scharfsinn und mit einer beinahe beispiellosen Keckheit. Sich verlassend auf die Dunkelheit der irischen Geschichte im Anfang der christlichen Zeitrechnung, sah er, daß eine angebliche Wanderung von Caledoniern in dieß Land im ersten Jahrhundert, ihm nicht nur ein weites und sicheres Feld öffnen würde für die Phantasieschöpfungen, mit welchen er sich trug, sondern auch das Mittel seyn würde, *seinem* Vaterlande den romantischen Ruhm jener alten Helden und Barden anzueignen, jene traditionellen Gegenstände der Geschichte und des Gesanges, an die sich am Ende jedes alte Volk mit größerer Innigkeit hängt, als selbst an seine authentischste und ehrenvollste Geschichte.

Es ist wahr, diese Adoption und Aneignung der Gesänge und Traditionen der Iren von Seiten der brittischen Schotten war schon Jahrhunderte früher in Anwendung gebracht worden, ehe Macpherson mit solchem Geschick die Aufgabe löste, da dieß nur das natürliche Ergebniß des lebhaften, so lange Zeit bestehenden Verkehrs zwischen den beiden Ländern war. Die ursprünglichen Fragmente erssischer Poesie, welche den Grund der meisten seiner epischen Dichtungen bilden, waren in der That nur Versionen von alten irischen Gesängen über die Fenischen Helden, die, obgleich dem Dichter Ossin zugeschrieben, die Producte von Barden aus dem 11ten und 12ten Jahrhundert waren, und als sie ihren Weg unter die brittischen Hochländer fanden, in Folge der engen Verbindung zwischen den beiden Ländern, so daß im Verlauf der Zeit Helden und Gesänge von den Letztern als ihr Eigenthum adoptirt wurden.

Die verschiedenen Umgestaltungen und Corruptionen der Originalballaden, wodurch dieser Naturalisationsproceß bewirkt wurde, und die Häuptlinge Finn, Ossin, Osgar, Cuchullin, Goll Mac-Morn insgesammt in den erssischen Gedichten in hochländische Helden verwandelt wurden, sind von den mit den Dialekten beider Länder vertrauten Kritikern nachgewiesen worden; und obgleich ein Theil dieser Abweichungen von den Originalballaden ohne Zweifel von dem Mangel einer maßgebenden schriftlichen Aufzeichnung herrührt, so finden sich doch auch andere — wie die häufige Weglassung des Namens Irlands und St. Patricks, die aus keinem andern Grund zu erklären sind, als aus der Absicht zu täuschen.

Mit allen solchen Mitteln und Arten der Fälschung behandelte Macpherson keck seine rohen Originale, obwohl mit so wenig Berücksichtigung der innern Wahrscheinlichkeit, daß häufig der Verdacht gerechtfertigt erscheint, daß sein großer Erfolg mindestens ebenso sehr von der Bereitwilligkeit Anderer herrühre, sich täuschen zu lassen, als von seinem Talent, zu täuschen. Die Verwandlung van Finn, einem irischen Häuptling des dritten Jahrhunderts in einen caledonischen König von Morven, und der chronologische Schnitzer, ihm Cuchullin der mehr als zwei Jahrhunderte früher geblüht hatte, zum Zeitgenossen zu geben, sind Verstöße, die, so arg sie sind, doch unter dem Schutz der Dunkelheit der irischen Geschichte in jener Periode etwa noch unbeachtet hätten hingehen können. Aber daß er diesen Finn oder Fingal darstellt, als im Jahr 208 die Caledonier gegen Caracalla zum Kampf anführend, und dann ihn wieder, mehr als ein Jahrhundert später auftreten läßt, um einen Zweikampf mit Cathmar zu bestehen — das ist einer jener verwegenen Züge von Unwahrscheinlichkeit und Absurdität, wie nur ein seines Talents zum Betrug sich so bewußter Schriftsteller sich erlauben konnte.

Es ist wahr, daß in den meisten dieser unserm Barden Ossin zugeschriebenen Gedichte, welche den Grund, oder vielmehr den Vorwand, für die ausstudirten Fälschungen Macphersons lieferten, sich ungefähr dieselben Licenzen des Anachronismus finden. In diesen rohen und unächten Producten bringt der Sohn Finns nicht nur sein Leben so hoch, daß er noch ins fünfte Jahrhundert reicht, um ein Gespräch mit St. Patrick halten zu können, sondern er besteht sogar noch im Anfang des zwölften einen Zweikampf mit dem norwegischen König Magnus. Aber man muß bedenken, daß diese chronologischen Widersprüche vorkommen in vereinzelnten poetischen Stücken, verfaßt von verschiedenen Dichtern und zu verschiedenen Perioden, während die vorgeblichen epischen Gedichte Ossians der Behauptung nach die Erzeugnisse Eines großen und bekannten Dichters zu einer bestimmten geschichtlichen Zeit seyn sollen, und doch, trotz diesem angenommenen Charakter, wimmeln von so monströsen Anachronismen, von einer solchen Verwirrung der Zeiten, Orte, Personen und Sitten, daß der so lang sich behauptende Glaube

an die Authenticität eines ſolchen Werks zu den befremdendſten Wundern in der ganzen Geſchichte der Literatur gehört. Um nur zwei oder drei Fälle zu nennen, wo dieſer angebliche Barde aus dem dritten Jahrhundert die Sitten und Gebräuche von viel ſpätern Zeiten anticipirt, — ſo finden wir, daß er iriſchen Helden, einige Jahrhunderte, ehe der Panzer eingeführt wurde, ſtählerne Bruſtharniſche gibt, und von Schlöſſern in Irland ſpricht zu einer Zeit, wo die ſtattlichſten Paläſte ſeiner Könige erſt aus Holz gebaut waren. Mit noch übermüthigerer Verhöhnung von Geſchichte und geſundem Verſtand bringt er den Zug Caracalla's zu Anfang des dritten Jahrhunderts, den von Carauſius zu Ende desſelben, und die Einfälle der Dänen und Norwegen im 9ten und 10ten Jahrhundert, als gleichzeitige Ereigniſſe, zuſammen.

Hätte ſich der Zweck des Betrugs auf die gewöhnlichen Zwecke der Dichtung beſchränkt, nämlich zu unterhalten und zu ergötzen, ſo wäre eine ſo ernſte Rüge der Anachronismen und Widerſprüche nicht am Platz. Aber der Betrug Macphersons war mindeſtens ebenſoſehr ein hiſtoriſcher als ein poetiſcher. Seine Unterdrückung und Verſchweigung — denn Unwiſſenheit konnte es ſchwerlich ſeyn — der zuverläſſigen Geſchichte von der iriſchen Niederlaſſung in Argyleſhire in der Mitte des dritten Jahrhunderts, ein Factum, das die Grundlage ſeiner angeblichen ſchottiſchen Geſchichte zerſtört, konnte nur aus einer ſyſtematiſchen Abſicht zu täuſchen entſpringen, indem ſie zum Zweck hatte, das hiſtoriſche Verhältniß zwiſchen den beiden Ländern ſo umzukehren, daß Schottland zur einzigen Quelle für alle die Materialien der Poeſie gemacht wurde, welche es in der That durch Coloniſation von Irland überkommen hatte.

Die Zeit iſt jetzt vorbei, in der man mit der wunderbarſten Leichtgläubigkeit auf dieſe Compoſitionen als auf hiſtoriſche Zeugniſſe ſich berief, was ſelbſt Männern wie Blair, Henry und Whitaker begegnete und unter Einem Geſichtspunkt war dieſer Betrug ſelbſt der Sache der hiſtoriſchen Wahrheit förderlich, inſofern er, die öffentliche Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand lenkend, zu einer genauern und allgemeineren Kenntniß der frühern Verhältniſſe zwiſchen Schottland und Irland führte, und, wie man hoffen darf, jede Wiederholung jener Verwirrung und Vermiſchung der Annalen beider Länder unmöglich machte, jede Wiedererweckung des Nebels, den man in manchen Fällen abſichtlich über ihre früheren Beziehungen verbreitete und worin allein ſolche hiſtoriſche und antiquariſche Anmaßungen und Fictionen, wie zuletzt die von Macpherſon, hoffen konnten, der Entdeckung zu entgehen. Auch hat ſich der, durch einen ſo lange fortgeführten Streit geweckte Geiſt der Forſchung für die literariſchen nicht minder als für die hiſtoriſchen Anſprüche des alten Irlands günſtig erwieſen, da man fand, daß in ſeinen Liedern und Romanzen, welche von den britiſchen Schotten adoptirt worden waren, ſo wie in ſeinen Helden, der wiewohl dürftige Kern und Grund von den modernen Fictionen lag; daß, weit entfernt, daß ſeine Abkömmlinge, die Schotten von Albanien, Anſprüche auf eine originale Literatur oder auf eine beſondere Schule der Poeſie zu machen hatten, nie unter den Hochländern andre Bücher exiſtirt hatten, als iriſche; und während die Gelehrten Irlands ſich beinahe tauſend Jahr alter Manuſcripte in ihrer Sprache rühmten konnten, erſt im Jahre 1778 eine Grammatik des erſiſchen Dialekts des Gäliſchen zum Vorſchein kam.

Der Kriegszug Agricola's (75 — 82 nach Chr.)

Während der Herrſchaft des iriſchen Königs Crimthan, oder nach Andern, ſeines Nachfolgers Fiachad, war es, daß Agricola ſeine ſiegreichen Unternehmungen in Britannien verfolgte; und die wenigen auf Irland bezüglichen Facta, welche der philoſophiſche Biograph mittheilt, ſind allein ſchon ſo viel werth, als ganze Bände ſchwankender gewöhnlicher Geſchichte, da, obgleich es nur flüchtige Andeutungen ſind, doch die dadurch gewährte Einſicht in den Stand der Dinge lebendig und ſcharf iſt. Die einfache Angabe des Tacitus z. B., daß zu der Zeit, wo er ſchrieb, die Gewäſſer und Häfen Irlands mittelſt des Handels und der Seefahrer beſſer bekannt geweſen ſeyen, als die von Britannien eröffnet auf einmal eine ſolche Ausſicht in die frühere Geſchichte des Landes, daß, in Erwägung ähnlicher Andeutungen in andern Schriften des Alterthums, ſeine Anſprüche auf eine frühzeitige Civiliſation dadurch ſehr glaubwürdig werden, und manche der ſtolzen Selbſtlobpreiſungen in ſeinen Annalen ſich rechtfertigen.

In einem ganz andern Sinn aber iſt die uns von dem Hiſtoriker eröffnete Einſicht in das Innere des politiſchen Zuſtandes von Irland in jenem Zeitpunkt — die Getheiltheit und Parteiung ſeines Volkes und die Politik, welche in Folge hievon der ſchlaue Agricola als Regent Britanniens gegen ſie zu befolgen ſich anſchickte, ebenſo wichtig als betrübend, indem daraus erhellt, in wie früher Zeit ſchon die Irländer bekannt waren wegen ihrer Uneinigkeit unter ſich, und wie frühe ſchon diejenigen, welche ein Intereſſe dabei hatten, ſie ſchwach zu ſehen, ihre Uneinigkeit zu benützen wußten.

„Einer ihrer kleinen Könige," ſagt Tacitus, „der durch eine Partei im Innern zur Flucht genöthigt worden war, wurde von dem römiſchen Feldherrn aufgenommen und unter dem Schein der Freundſchaft für weitere Zwecke zurückbehalten." Der von Cäſar mit Glück gegen Gallien in Anwendung gebrachte Plan, die verſchiednen Parteien dieſes Landes gegen einander aufzuregen und zu benützen, und ſeine eignen Kinder zu bereitwilligen Werkzeugen ſeiner Unterjochung zu machen, wäre ohne Zweifel Agricola's Politik gegen Irland geweſen, wenn er jene weiteren Zwecke hätte wirklich verfolgen können. Die Abſicht des Irländers war, die Römer zu einem Einfall in ſein Vaterland zu vermögen, und durch ſeine Vorſpieglungen, wie es ſcheint, ließ Agricola ſich auf den Glauben bringen, daß er mit Einer Legion und einer mäßigen Anzahl Hülfstruppen Irland erobern und ſich in deſſen Beſitz behaupten könnte. Es wäre vielleicht kaum möglich, im ganzen Gebiet der Geſchichte ein Gemälde zu finden, das auf charakteriſtiſch-prophetiſchere Weiſe die Zukunft in ſich abſpiegelte, als das dieſes abtrünnigen iriſchen Fürſten im Lager der Römer, wie er den Fremden ſeine verrätheriſchen Dienſte anbot, und ſein Land herabwürdigte, zur Entſchuldigung

daron, daß er es verrieth. Es iſt in der That eine ſchmerzliche Betrachtung, daß jetzt noch, nach beinahe achtzehn Jahrhunderten, die Züge dieſes Nationalbildes ſo unverändert ſollen geblieben ſeyn, und daß, nur mit Veränderung der Scene aus dem Zelt des römiſchen Feldherrn in das Gemach des engliſchen Miniſters oder Vicekönigs, das Schauſpiel, wie ein Irländer es mit den Feinden ſeines Vaterlands hält, auch in der neuern Geſchichte keineswegs ein ſeltnes geweſen iſt.

Die unermeßlichen Vortheile, welche die Eroberung eines ſo nahe an ihre britiſchen Beſitzungen ſtoßenden Landes haben mußte, wurden, wie wir wiſſen, von den Römern vollkommen gewürdigt, und man konnte nicht ſchärfer und einſichtsvoller dieß beurtheilen, als Agricola, nach Tacitus, that. Er erkannte, ſagt der Hiſtoriker, daß die Britten nie nachhaltig unterjocht werden könnten, ſo lange in ihrer Nähe ein noch nicht bezwungenes Volk war, und daß, um jenen Zweck zu erreichen, das Beiſpiel der Freiheit ihnen ganz aus den Augen gerückt werden müſſe. Könnte der ſcharfſichtige Agricola wieder dieſe Erde beſuchen, er würde ſeine Anſichten in Betreff des moraliſchen Einfluſſes der beiden Länder auf einander vollkommen beſtätigt finden; er würde ſehen, daß die Unterdrückung des ſchwächern Volks durch das ſtärkere eine Reaction bewirkt hat, welche ihrer Zeit für beide heilſam werden mag, und daß ſchon, wenigſtens in allen Arten und Weiſen, für die Freiheit zu kämpfen, Irland der geübte Lehrmeiſter Englands geworden iſt; daß übrigens die Römer, bei dieſem klaren Bewußtſeyn von dem Werth dieſes Beſitzes, die Eroberung des Landes für keine ſo leichte Aufgabe müſſen angeſehen haben, geht am allerüberzeugendſten aus der einfachen Thatſache hervor, daß ſie dieſelben nie verſuchten; und daß, obgleich Britannien fortwährend noch beinahe drei Jahrhunderte lang von den Iren beunruhigt wurde, doch nicht Ein römiſcher Soldat den Fuß auf die Küſten Irlands ſetzte. Selbſt als der Flug ihrer Adler ſogar die Orkaden erreicht hatte, blieb Irland noch frei.

(Fortſetzung folgt.)

Johanna Baillie.

(Fortſetzung.)

Miß Baillie hat ſich durch dieſe kühne und gefährliche Situation in eine nicht geringe Schwierigkeit verwickelt. Sie hat unſern Abſcheu vor Garcio, dem Mörder, zu mildern. Der Gatte der Gräfin muß noch ein Gegenſtand des Intereſſes bleiben. Die Dichterin hat mit großer Einſicht in Garcio's Charakter gleich von vorn herein eine ungewöhnliche Empfänglichkeit für die Gefühle der Blutsverwandtſchaft gelegt; doch aber mußte das Verbrechen in ſolcher Weiſe erklärt werden, daß weder dadurch das Entſetzliche der Scene vermindert wird, noch auch der von der Gräfin gefaßte ſtrenge Vorſatz als nicht gerechtfertigt oder unnatürlich erſcheint; noch auch andererſeits ſo, daß Garcio aller Anſprüche auf unſer Mitgefühl verluſtig wird, der Gegenſtand unbegränzten Abſcheus. Sie hat ſich mit vieler Kunſt aus der ſchwierigen Lage gezogen. Garcio ſchildert das Motiv und die Ausführung ſeines Verbrechens:

Garcio.

Du weißt zu gut, mit welchem Stolz Ulrico
Meine Bewerbung wies zurück um dich;
Ihm ſchien ein Krieger, zwar von edlem Stamm,
Von ſeinem Blut ſelbſt, der nur ſeine Waffen
Beſaß, und ein'ge leichte Ruhmeskränze,
Kein paſſender Gemahl für eine Dame,
Die zu gewinnen Herr'n von Fürſtenthümern
Wetteiferten; und hierin hatt' er Recht;
Ich ſelbſt geſteh's; anmaßend war mein Werben.

Gräfin.

Ach! übergehn wir dieß! Ich weiß, er ſetzte
Zu ſtolz entgegen ſich deiner Bewerbung.

Garcio.

'S war eine Nacht im traurigen November,
Als ich, des Abends, mit dem treuen Baldwin
Dieß Schloß erreichte, mit dem eitlen Plan,
Den letzten Sturm zu wagen auf ſein Herz.
Ich wagt' ihn — er mißlang. Verachtungsvoll,
Mit Leidenſchaft und Hohn ſchickt' er mich in
Die dunkle Nacht hinaus.

Gräfin.

Verlaſſen alſo,
Verlaſſen haſt du ihn?

Garcio.

Ja, ich verließ ihn.
Mein ſtolzes Blut kocht' in der ſchwell'nden Bruſt.
Mein dunkler Weg führte durch wilden Wald mich.
Ein heft'ger Sturm brach los, auf mich herab
Goſſen die ſchwarzen Wolken ihre Ströme;
Empörte Winde hielten hoch in Lüften
Gewalt'gen Kampf mit den zerwühlten Bäumen,
Indeß umſonſt meine zerrißne Bruſt
Den krachenden, verworrnen Aeſten ſich,
Dem dornigen Geſtrüpp entgegenſtemmte.
Quer durcheinander liefen die Waldpfade.
Den Weg verfehlt' ich; und nach mancher Wendung,
Als ich ein ſtetes Licht ſah durch die Bäume
Wie hinter einem Fenſter ſchimmern, eilt' ich
Drauf los. Es war ein niedres Fenſter; drinnen
Das helle Zimmer zeigte nur zu gut mir,
Daß irrend wir gemacht nur einen Umweg
Zu den vorher von uns verlaſſnen Mauern.

Gräfin.

Oh unheilvolles, ſchreckliches Verirren!

Garcio.

Doch oh! was für Empfindungen glaubſt du,
Was für Gedanken, ſpornende Gedanken,
Und furchtbare Gelüſten, daß in mir
Aufſtiegen, und wie eine Rotte Teufel
Auf mich einſtürmten, als bei ſchärferm Hinſchaun

Ich im Gemach, auf einem offnen Pfühl
Allein und ſchlafend ſah Ulrico liegen?

Gräfin.

Erſchlugſt du ſchlafend ihn? Grauvolle That!
Das konnteſt du nicht! Oh, das konnteſt du nicht!

Garcio.

Wohl magſt du ſagen ſo! O Margaret,
Holdſel'ges Weib, ich hab' im Leben, höchſt
Unwürdig zwar, begleiten dürfen dich,
Die Tugendreiche, dich, das Weib, deß Herz
Edler Gefühle ganz war voll, und ward
Dir ähnlich; aber damals war ich anders.
In blut'gem, wildem Raubkrieg wuchs ich auf,
Ein unberathner Jüngling. Nicht empört' es
Den rohen Knaben, wenn er ganze Banden
Betrunkner und in Schlaf verſunkner Männer
Mit kaltem Blut hinſchlachten ſah. Könnt' ich
Die Dinge die erzählen die ich ſah,
Dinge, dran Theil nahm meine junge Hand:
Nicht wundern würd'ſt du dich, daß ich, als ſo
Ich meinen Feind in meiner Macht ſah, Liebe,'
Reichthum und Ehre — Alles feil geboten
Um Eines Streichs verrätheriſchen Preis —
Ich hob den Arm auf und den Streich führt' ich.

Gräfin.

O gräßliche Verſuchung!

Das Benehmen der Gräfin übertrifft wo möglich die Kraft und den erſchütternden Effect der ganzen Scene. Nichts kann ſchöner ſeyn als ihre Schwäche und ihre Stärke, die ruhige Würde ihrer Entſchloſſenheit, unterbrochen durch ihre Angſt um ihres Gatten Leben und durch die tief wurzelnden, unauslöſchlichen Gefühle inniger Anhänglichkeit:

Gräfin.

Und an der Bruſt bin ich gelegen dir,
Drückend, argloſer Liebe voll, die Hand,
Die blutige, die meinen Bruder ſchlug!

Garcio.

Wahrlich, ein reiner Engel wareſt du
An einem Teufel angeſchmieget. Doch
Denk' nicht, ich hätt' in Freuden das genoſſen,
Was mir ſo arge Schuld erkauft! O nein!
Wohin ich ging, trug ich in meiner Bruſt
Geheimes Elend mit mir, das die Luſt
In Qual verwandelte. Jetzt weißt du auch,
Warum du oft auf meinem Lager mich
Um Mitternacht ächzen und ſtöhnen hörteſt,
Wo du, aus deinem Schlummer aufgewacht,
Geglaubt nur, daß der Alp die Bruſt mir drücke.
Oh! wäre ungeſchehn die That, nicht all
Der Unterſchied von ird'ſcher Seligkeit,
Der trennt den ſtolzeſten Monarchen von
Dem jämmerlichſten Bettler, der die Nahrung
Heraus ſich ſcharrt aus ſchmutz'gem Düngerhaufen,
Lockte mich mehr, die Hand mit Mord zu färben.

Gräfin.

Still! ſprich ſo laut nicht! hören könnt' man dich!
Vielleicht lauſcht Jemand an der Thür'; ich meinte
Geräuſch zu hören.

(Geht zur Thüre hin, öffnet ſie, ſchließt ſie dann leiſe und kommt zurück.)

Nein! Niemand iſt da;
Mich täuſchte meine Furcht.

Garcio.

Und fürchteſt du
Für mich? Blieb denn ein Reſt von Liebe noch
In deiner Bruſt zu ſolchem Uebelthäter?
So willſt du nicht in unbegränztem Abſcheu
Fluch häufen auf mein Haupt?

Gräfin.

So ſchuldig du, kann ich dir doch nicht fluchen.
O nein! Aus meiner klöſterlichen Zelle
Will ich allnächtlich zum barmherz'gen Himmel
Für dich hinauf meine Gebete ſenden.

Garcio.

Aus deiner klöſterlichen Zelle! Was
Bedeuten dieſe drohungsſchweren Worte?

Gräfin.

Garcio, ſcheiden müſſen wir!

Garcio.

Nein, nie! Jedwede Strafe, nur nicht dieſe!
Wir ſcheiden nicht.

Gräfin.

Wir müſſen! Es wär' Frevel, gräuelvoller,
Länger mit dir zu leben.

Garcio.

Nein, Margaret, nein! Meinſt du, ſo fluchbeladen
Ich bin, ich würde darein mich ergeben?
Nein! wär' ich ſchwarz wie Höllenteufel, — du
Rein wie du des Himmels Geiſter — und das biſt du! —
Mein biſt du doch! mein angeſchwornes Weib,
Und nicht laß' ich von dir als ſolchem.

Gräfin.

Der Himmel, die Natur ſelbſt heißt uns ſcheiden.

Garcio.

Der Himmel heißt uns ſcheiden? ſeinen Blitz
Dann ſchleudr' er, mich von deiner Seite raffend;
Dann öffne gähnend ſich zu meinen Füßen
Die Erd' und trenn' uns. Dann nur, eher nicht,
Laß' ich mich weg von deiner Seite reißen.

Gräfin.

Laß los von mir die Hand, die fürchterliche!
Du willſt doch nicht als Zwingherr mich beherrſchen?
Wohl kannſt du unter deiner Macht mich halten,
Zermalmt, entwürdigt, mit geheimem Schauer,
Wie eine gebrochne Sklavin, jeden Blick
Deines verſtörten Auges bewachend, wenn
Dir dieß genügt; doch alle Liebesbande —
Alle Gefühle zwiſchen uns ſind jetzt
Und immerdar gebrochen und verloren.

Garcio.

Kannſt du ſo grauſam ſeyn? Du kannſt es nicht!
Des Himmels gerechter Rache überlaß mich!
Laß Gram, Reu', Krankheit, alle Uebel laß
Mein Theil ſeyn hier in dieſer irdſchen Welt!
Und wohl weiß ich, daß in der Geiſterwelt
Des Mörders grauſes Urtheil meiner wartet.
Und dieß genügt nicht deiner Grauſamkeit?
Nein, beim lebend'gen Gott! auf den Verfluchten
Komm' jedes andre Leid! Wir ſcheiden nicht.

Gräfin.

Wann der Verzweiflung, los laß deine Hand!
Zu fürchterlichem Schwure zwingſt du mich, —
Und bei dem hehren Namen — —

Garcio.

Halt, halt ein!
Dann muß es ſeyn! Und keine Lindrung gibt's.
(Er wirft ſich, mit einem tiefen Stöhnen, auf den Boden nieder, als Rovani und Sophora von verſchiedenen Seiten hereinſtürzen.)

Rovani zu der Gräfin.

Was gibt es hier? Hat Hand er an ſich ſelbſt
Gelegt? Ich hör' ihn laut und ſtürmiſch ſprechen?

Sophora.

Sie kann dir nicht antworten; nach dem Grafen
Sieh du; ich lege ſanft ſie auf ihr Bett,
Denn beide ſind höchſt elend.

Die Religion bringt Garcio's Gemüth dahin, daß er nicht nur in die Scheidung willigt, ſondern auch ihre Nothwendigkeit einſieht. Er ergibt ſich darein, als in eine milde Strafe für ſein arges Verbrechen. Seine Stärke kommt jetzt ihrer beinah wankenden, beinahe erliegenden Entſchloſſenheit zu Hülfe. Die Scheidesſcene zwiſchen Garcio und der Gräfin iſt ebenſo erſchütternd als edel gehalten:

Gräfin.

Ach! du biſt ſehr verändert! deine Wange
So blaß! dein Aug' ſo matt und eingeſunken!
Hat Eine kurze Nacht dich ſo verwandelt?

Garcio.

Ja, Eine Nacht in der Verzweiflung Strudeln,
Wo kämpfender Leidenſchaften wilder Sturm
Zur tiefſten Selbſtverdammung und Zerknirſchung
Sich niederſchlug, — ja, eine Nacht, in der
Ich mich entſchloß, die Bruſt mir aufzureißen,
Und meines Herzens liebſte, einz'ge Bande
Zu brechen, — ja, ſolch eine Nacht vollbringt
Am Menſchenleib die Unbill langer Jahre.

Gräfin.

Zu bald nur, fürcht' ich, wird dein Leib empfinden
Der Jahre Unbill. Gram und Krankheit beugen
Dich nieder dann, indeß fühlloſe Fremde
Auf deinem Krankenlager dich verſäumen.

Garcio.

Und warum drob dich grämen? um ſo beſſer!
Am mindſten dienen dem Elenden die,
So ihm verzögern der Erlöſung Stunde.
Was ſollt' ich, wenn der Himmel meine Buße
Annimmt, noch leben? Hat die Erde Etwas
Um Wünſche zu erregen, zu beleuchten
Den Pfad deß, der von Jammer ſo umnachtet?

Gräfin.

Nein, ſprich nicht ſo! dein Kind, dein Sohn — ihn groß
Und kräftig ſehn — lockt dieß dich nicht, zu wünſchen
Noch ein'ge Lebensjahre?

Garcio.

Andre werden
Ihn aufziehn; Andere den Uebergang
Vom holden Engel in den muntern Knaben
Belauſchen, und mit jenem Mitleid, das
Man Waiſen zollt, theilen ſein harmlos Spiel
Und ſeine Lieb' gewinnen; während ich —
Leb' anders ich, und gönnt es mir der Himmel —
Als müder Fremder komm', in langen Friſten,
Ihn anzuſchaun, ihn an mein Herz zu preſſen,
Und mir aus ſeinem Aug' dann ſtatt der Liebe
Nur der Verwundrung kalter Blick zu Theil wird.

Gräfin.

O glaub' das nicht! man lehrt ihn dich zu lieben —
Zu liſpeln deinen Namen, ſeine Händchen
Zum Himmel zu erheben, Segen flehend
Herab auf dich, den Fernen aber Theuern.

Garcio.

Ich glaube, daß du das ihn lehren wirſt.
Ich weiß, in meiner Buße Einſamkeit,
Getrennt von irdſchem Glück, erſchein' ich deinem
Gemüth wie Einer, den der Tod gereinigt.
O daß der Tod doch, oder andre Leiden,
Erduldet je von Körpern oder Geiſtern,
Mein Weſen ſo umwandelten, daß ich
Werth wär' der Wiedervereinigung mit dir!

. . . . . .

Gräfin.

Ein heimathloſer Wandrer willſt du ſeyn?
Soll ich, im warmen Kleid, am Winterfeuer,
Die Windsbraut toben hören und dann denken,
Daß ohne Obdach iſt dein Haupt?
Soll ich, eſſend mein Brod, denken: Garcio —
Oh, muthe mir nicht ſolchen Jammer zu!
(Sie bricht in Thränen aus.)

Garcio.

Und fühlſt du denn ſolch Mitleid noch mit mir?
Beſitz' ich einen Theil noch deiner Liebe?
O wenn dieß iſt — dann bin ich doch nicht gänzlich
Verworfen!
(Er kniet ihr zu Füßen und umfaßt ihre Knier.)
Margaret! Mein Weib! darf ich
Dich nennen noch mit dieſem theuern Namen?

Gräfin
(ſich von ihm losmachend und etwas zurücktretend).
O laß mich, laß mich! beim barmherz'gen Himmel!

Garcio
(ihr folgend und ein Knie beugend).
Margaret! Du mein — mein heißgeliebtes Weib!

Gräfin.
O mach' mich weich nicht! laß mich gehn! sey gnädig!
Du bist mir fürchterlich und theuer doch!
Hölle ist in dir und Himmel — so verlaß mich!
Gönn' mir zu thun, was recht und heilig ist.

Garcio.
Ja, thun sollst du, was recht und heilig ist.
Erschüttern will ich deinen Vorsatz nicht;
O mein! leb wohl meine geliebte Margret.
Doch wenn du, eh' ich geh', könnt'st ohne Abscheu —

Gräfin.
Was möchtest du, Garcio?

Garcio.
Wenn ich nur dürft' an meinen Mund zum Abschied
Diese geliebte Hand noch einmal drücken:
Mein Elend würd' mir leichter. Ach! du kannst's nicht —
Du kannst nicht solcher Schuld —

Gräfin.
Ich kann! ich will!
Und gnädig mög' der Himmel mir die Sünde
Verzeihn, wenn's eine Sünde ist! — — —

Noch theilen wir eine Stelle voll der süßesten Poesie der Miß Baillie mit:

Sophera.
Und seht nur, wie so süß und frisch und duftend
Der thau'ge Morgen ist. In unsern Häuptern
Sitzen die Vögel, ein geschwätz'ger Kreis,
Die bunten Federn putzend. In dem dichten,
Sammtbusch'gen Gras rührt sich manch neuerwachtes
Geschöpf mit frohem Summen; durch das Grün
Schlüpfen Marienkäfer und Lazerten,
Die Hüllen schimmernd wie gefärbtes Gold.

Gräfin.
Ja, alle Wesen, an so sonn'gem Morgen,
Welche mit andern ihrer Art gesellig,
In Eintracht leben, fangen fröhlich, thätig
An ihren Tag. Doch wir erwacht', ach! der
Den Tag, den einsam stillen anzutreten,
Der, ganz beraubt geselliger Gemeinschaft,
Auf kalter Erd' hinbracht' die traur'ge Nacht?
Nicht frohen Lärm im Haus, nicht krähenden Hahn,
Nicht einen Freund hat er, nicht einen Hund,
Zu bieten ihm guten Morgen.

Sophera.
Nein, brütet nicht darob mit Euern Träumen,
Denkt nicht, der Graf, obgleich von Gomez er
Schied im einsamen Wald, durchwandre einsam
Die Welt. In jedem Land gibts milde Herzen,
Welche dem Fremdling seinen Weg erheitern.

Gräfin.
O gebe Gott, daß solchen er begegne!

Sophera.
Drum seyd so traurig nicht. Die Luft heut Nacht
War still und mild; hold schauten durch die Bäume,
Die regungslosen, Stern und Silbermond;
Beruh'gend drang der langgedehnte Ruf
Melodischer Nachtvögel und das sanfte
Stete Geriesel ferner Bäche an Ohr;
Der Lüfte Frische war gemischt mit Düften,
Die aus der blumenreichen Erde stiegen;
Gewiß in solchen holden Sommernächten
Schläft am gesundesten ein Haupt ohn' Obdach.

Gräfin.
Ein Haupt ohn' Obdach! Das ist jetzt Garcio!

Der Schluß der Scheidung ist etwas melodramatisch, mag aber auf der Bühne eine große Wirkung machen. Der Marquis von Tortona, entrüstet über die verächtliche Ausschlagung seiner Hand von Seiten der Scheinwittwe Garcio's, belagert das Schloß mit großer Heeresmacht. Unter den Armen, welche sich zu der wohlthätigen Gräfin drängen, ist ein geheimnißvoller Eremit, der sich während der Belagerung im Schloß verbirgt. Die kleine Besatzung ist aufs äußerste bedrängt — schon ist eine Bresche gemacht — die Sieger stürzen über die Leiche des Befehlshabers, Rovani, herein, als der Eremit hervorbricht, Tortona erschlägt, und selbst tödtlich verwundet wird. Er stirbt zu den Füßen seines Weibes — Garcio, ihr Gatte, ihr Befreier.

Die andere Kritik spricht sich so über die Dichterin aus: „Ihre Dramen sind elegant, im classischen Geschmack, stattlich auftretend, gelegentlich mit einem Anstrich von Natur und Leidenschaft; aber ihre Tragödie hat, bei allen Vorzügen des Geschmacks und Studiums, doch die Haltung und das Gepräge des weiblichen Genius. Sie hat die Muse nicht über ihr Geschlecht erhoben! Es ist ausnehmend viel Anstand, Freiheit, Kunst darin; wir bekommen einen anmuthigen und umfassenden Commentar über die Natur; nicht den nackten, derben, ungeschmückten Text selbst. Es ist zu viel methodische Vorbereitung auf die Katastrophe und gehen so viele mildernde und schwächende Abstufungen vorher, daß man den Kampf, wenn er da ist, kaum empfindet; es ist so viel Verstand, Ueberlegung und Declamation den Sprechenden in den Mund gelegt, daß die Leidenschaft in Gedanken aufgeht, und wir eben so philosophisch werden, wie die Personen selbst; statt des Blitzes und Donnerkeils, der aus schwarzer Wolke fährt, sehen wir oft nur einen sanften schimmernden Dunst von Worten; die Tragödie spricht nur in dumpfen und gedämpften Tönen."

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 April 1839.

Neuere ſpaniſche Lyrik.

Erſter Artikel.

So fern uns Spanien in geographiſcher und mancher ſonſtigen Rückſicht iſt, ſo iſt doch für die Ueberſichtlichkeit und Zugänglichkeit ſeiner Literatur uns ſo viel Vorſchub geleiſtet, wie kaum bei einer andern ausländiſchen Literatur. Zwei großartig angelegte Sammelwerke, welche erſt in dieſem Jahre ihren Anfang genommen haben, bemühen ſich, eines die älteren, das andere die neueſten literariſchen Productionen Spaniens in allgemeinen erwerbbaren Ausgaben zu verbreiten. Die Sammlungen für das ältere ſpaniſche Theater von Moratin, Böhl de Faber, Ochoa ſind ziemlich erſchöpfend, der erſte Dramatiker Calderon iſt in Deutſchland in einer ſo umfaſſenden Ausgabe erſchienen, wie ihn die Spanier ſelbſt nicht beſitzen; die Hauptwerke des Cervantes ſind in verſchiedenen Ausgaben ebenfalls in Deutſchland gedruckt. Für die ältere ſpaniſche Lyrik hat der ſchon genannte Böhl de Faber in ſeiner Floresta de rimas antiguas castellanas geſorgt: für die neueſte Lyrik aber iſt 1837 ein Werk erſchienen, welches an das Faber'ſche fortſetzend ſich anreiht und welches uns die nächſte Veranlaſſung zu dieſen Zeilen gegeben hat. Es iſt dieß die Blumenleſe moderner caſtilianiſcher Gedichte, oder ausgewählte ſpaniſche Poeſien von der Zeit des Ignacio de Luzan bis auf unſere Tage, mit einer hiſtoriſchen Einleitung, biographiſchen und kritiſchen Notizen geſammelt und geordnet von Ferdinand Joſeph Wolf. *) Was Hubers treffliches ſpaniſches Leſebuch für die neuere ſpaniſche Lyrik nur in beſchränkter Weiſe nach ſeinem beſondern Zwecke leiſten konnte, das geſchieht nun in erwünſchter Vollkommenheit durch Dr. Ferd. Wolf, der wegen ſeiner Stellung als Mitvorſtand einer der reichſten Bibliotheken, wegen ſeiner unmittelbaren Beziehungen zu den Gelehrten und Dichtern Spaniens, vornehmlich aber wegen der ausgebreiteten und gründlichen Studien, durch die er ſich eine der erſten Stellen unter den Kennern der romaniſchen Literatur im Allgemeinen zu verſchaffen gewußt hat, mehr als irgend einer berufen ſeyn mußte, ein Werk wie das fragliche zu unternehmen. Es wird hier über die bedeutendſten Dichter des 18ten und 19ten Jahrhunderts in chronologiſcher Reihenfolge kurz berichtet, und von jedem gut gewählte charakteriſtiſche Proben in unverkürzten, nach den beſten Ausgaben, in der neueſten akademiſchen Orthographie gedruckten Stücken gegeben. Die ſo behandelten Dichter ſind folgende; Ignacio de Luzan, Jorge Pitillas, Nicolas Fernandez de Moratin, José de Cadalſo, Vicente Garcia de la Huerta, Tomas de Iriarte, Felix Maria de Samaniego, Francisco Gregorio de Salas, Leon de Arroyal, der Graf von Noroña, Juan Melendez Valdes, Gaſpar Melchor de Jovellanos, Fray Diego Gonzalez, José Igleſias de la Caſa, Juan Pablo Forner, Nicaſio Cienfuegos, Manuel José Quintana, Francisco Sanchez Barbero, Juan Nicaſio Gallego, Leandro Fernandez de Moratin, Manuel de Arjona, Joſef Maria Roldan, Franzisco de Caſtro, Juan Bautiſta de Arriaza, Pablo de Jerica, Alberto Liſta, Don Francisco Martinez de la Roſa, José Joaquin de Mora, Angel de Saavedra Herzog von Rivas, Don Manuel Breton de los Herreros.

Wir theilen hier unſern Leſern einen Theil der Einleitung des Herausgebers über die ſpaniſche Poeſie im 18ten und 19ten Jahrhundert mit, und behalten uns vor, wie dieß auch theilweiſe ſchon geſchehen iſt (vergl. Jahrg. 1835, Nr. 108), in ſpätern Artikeln über einzelne in der Sammlung befindliche Dichter zu reden und überſetzte Proben ihrer Poeſien mitzutheilen.

Auf zwei Jahrhunderte des Ruhms und Glanzes, in wel-

*) Floresta de rimas modernas castellanas ó poesias selectas castellanas desde el tiempo de Ignacio de Luzan hasta nuestros dias, con una introduccion histórica y con noticias biográficas y críticas, recogidas y ordenadas por Fernando José Wolf, Secretario de la bibliotheca imperial de Viena, individuo de número de la real sociedad de la historia de Madrid, de la de ciencias, artes y bellas letras de Caen, de la real sociedad de anticuarios de Francia etc. Paris, a expensas de Rohrmann y Schweigerd, libreros de la corte en Viena. 1837. 2 Bde.

chen] die caſtiliſche Poeſie ihre höchſte Blüthe erreicht hatte, folgte im Anfang des 18ten Jahrhunderts eine vollſtändige Entkräftung der ſpaniſchen Literatur, welche vollkommen dem erbärmlichen politiſchen Zuſtande entſpricht, in welchem ſich die Nation unter den Regierungen Karls II und Philipps V befand. Schon im zweiten Drittheil des ſiebzehnten Jahrhunderts begann der ſchlechte Geſchmack um ſich zu greifen, der unter dem Namen Culteranismus und Gongorismus bekannt iſt; doch findet man ſich für das Ungereimte, Spitzfindige, Triviale und Uebertriebene, wodurch die Schriftſteller jener Epoche ihre Producte entſtellten, indem ſie ihr unſtreitig vorhandenes Talent zu ſchlechten Späßen und Seiltänzerkünſten mißbrauchten, theilweiſe durch wirklich geiſtreiche Züge, phantaſievolle Erfindungen und ganz originelle und völlig nationelle Formen entſchädigt. Die Schriftſteller unter der Regierung Karls II erbten den ſchlechten Geſchmack, die Affectation und die Sorgfalt in der Ausführung, nicht aber den Geiſt, die Phantaſie und die Originalität ihrer Vorgänger. Alles wurde armſelig und kleinlich; die Schriftſteller waren in einer ſchlechten Zeit geboren und gebildet, und ſchrieben in einer noch ſchlechtern. Zu den Fehlern des ſogenannten geſtriegelten Styls der letzten Zeit und zu all dem Aufwand von Scharfſinn und Spitzfindigkeit kam noch unter Karl II der zügelloſeſte Mißbrauch von Hyperbeln, Paradoxen, Allegorien, Myſticismen, Wortſpielen und Contraſten, und die Eigenthümlichkeit und Reinheit des Wörterſchatzes der Sprache kam dadurch in ſichtbaren Nachtheil.

Wenn der Zuſtand der Schwäche und Lethargie, in welchem Spanien ſich während der Regierung Karls II befand, der Literatur nicht ſehr günſtig geweſen war, ſo waren ihrem Aufkommen und ihrer Vereblung die Umſtände nicht günſtiger, in welche die Nation am Beginne des nächſtfolgenden Jahrhunderts eintrat, da ſie in einen langen innerlichen und auswärtigen Krieg verwickelt wurde. Weder die Regierung noch die öffentlichen Inſtitutionen, noch einzelne Individuen vermochten ſich ſo ſchnell aus den Banden der Lethargie und Erſchlaffung loszuwinden, in welche ſie der unſelige Erbfolgekrieg, der alle ſeine Plagen über das ſchon hinlänglich geſchwächte Volk entlud und von ihm ſtatt aller Schöne nur noch ein Gerippe übrig ließ, geſchlagen hatte. Im Anfang der Regierung Philipps V ging alles zu Grunde, Sprache, Styl, ja der verkehrte und verkehrende Geiſt ſelbſt. Die Kunſt verſchwand; man hielt nicht mehr darauf, ein Buch ſchön zu ſchreiben, und, was noch ſchlimmer war, das ſchlecht Geſchriebene zu verblümen, ſo daß Proſa und Poeſie nicht aufeinander eiferſüchtig werden konnte. Als das Verderbniß dieſer beiden begann, athmete die Darſtellung doch noch Feuer und Kraft; aber unter der Regierung Philipps V verkündete alles einen nahen Tod, und faſt in allen Schriften blieb kein anderes Lebenszeichen, als die Schwulſt der Rede und ein eitler Pedantismus in den Worten.

In ſo kläglichem Zuſtand befand ſich die ſpaniſche Poeſie am erſten Drittheil des letztverfloſſenen Jahrhunderts. Welchen Weg mußte oder vielmehr konnte ſie verfolgen, um aus dem langen todähnlichen Schlafe zu erwachen? Einen eigenen einzuſchlagen war nicht leicht, ja vielleicht unmöglich. Alle Zeitverhältniſſe wohl erwogen, konnte ſie keinen andern wählen, als den von dem franzöſiſchen Geiſt und Geſchmack vorgezeichneten. Von Frankreich kam die neue Dynaſtie, durch ein enges Bündniß mit dieſem Lande kam die mit dem Tode ringende ſpaniſche Monarchie zu neuem Halt und Leben, der Hof von Verſailles, damals der glänzendſte Europa's, gab dem ſpaniſchen Moden, Luxus, die großen Einrichtungen der Cultur, die literariſchen Inſtitute; die Sonne des gefeierten Jahrhunderts Ludwigs XIV warf ihre Strahlen auf alle andern Nationen Europa's, deren Literatur ſich dem Scepter des franzöſiſchen Claſſicismus unterwarf: wie ſollte es befremden, daß auch die ſpaniſche Dichtung, wenn das was in jener Zeit dafür galt, dieſen Namen verdient, dem allgemeinen, gebieteriſchen Einfluß ſich hingab und allmählich einen ganz franzöſiſchen Charakter annahm?

Die erſten wiewohl ſchwachen und noch einzeln ſtehenden Verſuche, den franzöſiſchen Geſchmack einzuführen, machte der Marques de San Juan mit ſeiner Ueberſetzung des Cinna von Corneille, welche 1713 erſchien, und Cañizares mit ſeinem Opfer der Iphigenie. Den entſcheidenden Schritt auf dieſer Bahn zu thun, war jedoch einem Lehrdichter vorbehalten, der ſich im Ausland gebildet und das reinſte Waſſer des franzöſiſchen Parnaſſes an den Ufern der Seine ſelbſt getrunken hatte. Dieſer Stifter der galliſch hiſpaniſchen Schule war Don Ignacio de Luzan, der in ſeiner Poetik, welche zuerſt 1737 erſchien, einen Leuchtthurm zu errichten ſich bemühte, der nach ſolchen romantiſchen Stürmen ſeine ſchiffbrüchigen Landsleute in den ſichern Hafen des Claſſicismus einführen ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Mönch.

Eine Kiew'ſche Erzählung.

Zueignung des blinden Dichters an ſeine Gattin.

(Fortſetzung.)

4.

Vielleicht hab' ich des Kloſters Frieden,
Des Ortes ſtille Heiligkeit,
Geſtört durch meine Traurigkeit; —
Vergebt es mir, dem Lebensmüden!
Mir hat von Anbeginn das Leben
Mit ſeinem Weh' die Bruſt durchdrungen;
Ich kannt' die nicht, die mir's gegeben,
Ward' nie von Mutterarm umſchlungen.
Die holde Kindheit war verfloſſen
Zu raſch im flücht'gen Strom der Zeit.
Den heitern Spielen der Genoſſen
War bald nicht mehr mein Herz geweiht.
Doch flammte in der Bruſt vergebens
Die heil'ge Gluth des Jünglingslebens;
Verſtanden ward die Liebe nicht.

Die ich in meinem Busen pflegte,
Des Hohns verzerrtes Angesicht
Verlachte, was ich in mir hegte.
So mußte ich in mir verschließen
Der Seele heiligstes Gefühl;
Mir konnte keine Freude sprießen,
Ich floh das rege Weltgewühl.
Mein Herz durft' ich mit Niemand theilen,
Ich kannte nicht der Jugend Freuden,
Nur ihre Schmerzen, ihre Leiden.
In ferner Wildniß zu verweilen,
Entzog ich mich dem Menschenschwarm
Und fand dort Trost für meinen Harm.
Die Jagd im tiefen Waldesdunkel
Zerstreute auf Momente mich.
Das Leben tollkühn so zu wagen,
War mir in meinem Schmerze Lust;
Es füllte ja in jenen Tagen
Kein liebend Wesen meine Brust.
Ich hatte nichts, was mein ich nannte,
Ich floh die Welt, die mich verkannte.

5.

Da langte von dem Newastrande,
In seinem, meinem Vaterlande
Ein silberhaar'ger Kriegesmann,
Sein Alter hier zu pflegen, an.
Mit ihm kam seine Gattin auch
Und — siebzehn Jahre kaum noch alt —
Die Tochter, schön wie Frühlingshauch,
Vom Unschuldsglanze hehr umwallt! —
Ehrwürd'ger Vater! Todesschauer
Senkt sich auf mich schon kalt herab,
Und sie — o herzentbittre Trauer! —
Auch sie umschließt schon lang das Grab.
Noch füllet meine Phantasie
Ihr Bild, — ach, es verläßt mich nie!
Es reichen ja nicht Worte aus,
Der Holden Liebreiz Dir zu nennen!
Vergönnt ward Dir nicht, sie zu kennen,
Den Namen sprech' ich Niemand aus.
O bete nur für ihren Frieden,
Der ihr — ich hoff' es — dort beschieden! —
Das Schicksal führte mich entgegen
Der Holden, ich gewann ihr Herz,
Uns ward der theuern Eltern Segen,
Uns lachte Glück, fremd war uns Schmerz.
Schon war des Altars heil'ger Glanz,
Der jungfräuliche Hochzeitskranz
Bereit, um unser Glück zu krönen;
Ich sah die Zukunft hold mir winken,
Mein Leben, ihres zu verschönen,
Und durfte dankend niedersinken
Vor Gott, daß er nun meinem Leben
Solch hohes Glück gnädig gegeben,
Daß er für Schmerz, für Gram und Pein,
Die sonst so schwer mein Herz umfangen,
Für alles Zagen, alles Bangen
Verliehn der Liebe Sonnenschein,
Und mir gesenket in die Brust
Des neuen, schönern Lebens Lust.
Die Thränen, die ich da vergossen,
Der Freude waren sie entsprossen.
Wie fühlte ich mich so entzückt
Von ihrem Arme sanft umschlossen!
Wie wurde ich von ihr beglückt!
Ich liebte sie mit heil'gem Feuer,
Durch sie erwacht' ich erst zum Leben. —
Ein neu Geschöpf, der Welt gegeben,
Ward ich durch sie, die mir so theuer!
Ich durfte ruhn an ihrer Brust
Und fühlte in mir Himmelslust!

6.

Doch gegen mich heraufgezogen
Kam neues Unglück, neuer Schmerz;
Im Schicksal hatt' ich mich betrogen
Und wähnte glücklich schon mein Herz.
Ein Anverwandter meiner Braut,
Der sonst gedient im Polenheer,
Ein Mann, mit Ränken wohl vertraut,
Zog zu uns aus der Fremde her.
Er suchte Liebe ihr zu heucheln,
Mit süßen Worten ihr zu schmeicheln,
Weil auf ihr Gut er lüstern war.
Sie wies verachtend ihn zurücke,
Er schwor ihr nun in seiner Tücke
Die Rache und den Tod sogar.
Doch um zuvor uns noch zu täuschen,
Begann Versöhnung er zu heischen. —
Das Höchste, was uns Gott gegeben,
Es ist die reine Herzensgluth.
Doch löscht dieß heil'ge Seelengut,
Wohnt in dem Menschen sünd'ges Leben.
Die Lieb' im Irdischen erblindet,
So wie der Stern im Nebel schwindet.
Er liebte nicht! — Das Schicksal wollte,
Daß unsre Mutter sterben sollte.
Es warf sie schwere Krankheit nieder,
Wir weinten, beteten für sie!
Noch kehrt mir die Erinn'rung wieder —
Ach! ich vergeß' die Gute nie!
Als wir auf ihren Athem lauschten,
Des Todes Flügel sie umrauschten,
Blickt' sie verklärt auf uns herab,
Versuchte noch die Hand zu legen
Aufs Haupt der Tochter, wie zum Segen,
Dann sank entseelt sie in das Grab. —

Nun trat der Böſewicht hervor, —
Mit Liſt, Verleumdung und mit Lug
Berückte er des Vaters Ohr;
Der Alte glaubte ſeinem Trug
Und brach das Wort, das er gegeben
Zu unſerm Bündniß für das Leben.
So, leicht bethört von unſerm Feinde,
Zerriß das Band er, das uns einte.
Doch Herzen, die in Lieb' entbrennen,
Sind durch ein Wort wohl nicht zu trennen!
Die Tochter ſank in Thränen hin
Vor ihm, umfaßte ſeine Knie'; —
Doch nur vergebens klagte ſie,
Nichts rührte ſeinen ſtarren Sinn!
Kalt blieb ich bei des Vaters Toben,
Kalt bei des Nebenbuhlers Hohn, —
Ich baute auf den Vater droben,
Umſchlang die Braut und wir entflohn. —
Ein Prieſter, mir ſchon längſt bekannt,
Vereint' uns durch der Kirche Band. —

(Fortſetzung folgt.)

Thomas Moore's Geſchichte von Irland.

(Fortſetzung.)

Urſachen der innern Zwietracht und des Mangels an Nationalgeiſt in Irland in früher Zeit.

Unter allen Umſtänden mußte ein ſo allgemeiner und beſtändiger Kriegszuſtand, wie er in Irland in ſeiner vorchriſtlichen Zeit war, dadurch, daß er die Betreibung der Künſte des Friedens unmöglich machte, ſchlimm wirken auf die moraliſche Entwicklung des Volks; aber die Bürgerkriege, in welche die Iren fortdauernd verwickelt waren, mußten ſie mehr als jede andre Art von Krieg entſittlichen und verſchlechtern. Zur Eroberung eines fremden Landes marſchiren die Krieger mit einem Geiſt des Abenteuers, der einen Nimbus von Ritterlichkeit ſelbſt über Raub und Unrecht verbreitet; während diejenigen, die bis auf den Tod einem fremden Einfall ſich widerſetzen, gewiß die edelſten Gefühle der menſchlichen Natur auf der Seite ihrer Sache haben. Aber die blutigen Schlächtereien einer gegen ſich ſelbſt gewaffneten Nation bieten nicht Ein erhebendes Gefühl, das mit ihnen ausſöhnte, und ſind in Sieg und Niederlage gleich ruhmlos. Was andern Kriegen Würde verleiht, das fehlte bei dieſen perſönlichen, parteimäßigen Fehden. Die ganz beſondere Erbitterung, welche man Familienzwiſten beilegt, bezeichnet auch den Verlauf des Bürgerkriegs; und jene Aufwallung großmüthiger Gefühle, welche ſo oft an die Stelle heftiger Feindſeligkeit zwiſchen Fremden tritt, iſt ſelten oder nie empfunden worden von den Parteien eines und desſelben Landes, die in Waffen gegeneinander geſtanden haben. In der That, eines der ſchlimmſten Reſultate desjenigen Geſetzgebungs- und Regierungsſyſtems, unter welchem Irland zuerſt ins politiſche Daſeyn eintrat, und das es, in voller Kraft und Blüthe des Mißbrauchs, weit länger als ein Jahrtauſend aufrecht erhielt, waren die beſtändigen Hinderniſſe, die es dem Erwachſen und Gedeihen eines öffentlichen Nationalgeiſts in den Weg ſtellte, indem es die Maſſe des Volks in unter einander feindſelige Stämme ſchied, und Jeden daran gewöhnte, alle Gedanken an allgemeinen Frieden und Wohlfahrt in ſeinen eignen Parteizwecken oder in der Befriedigung von Privatrache zu verſenken. Daß abgeſonderte Staaten in einer Föderativ-Vereinigung ſo feſt ſich aneinanderſchließen können, um allen großen Zwecken von Krieg und Frieden nachdrücklich zu genügen, iſt hinreichend bewieſen durch mehr als Ein Beiſpiel der Geſchichte. Aber bei den Gliedern der iriſchen Pentarchie war keine ſolche Form, kein ſolches Princip des Sichaneinanderſchließens. Die in der Theorie dem Monarchen angewieſene vermittelnde Macht zeigte ſich in der Praxis ziemlich unwirkſam und war in den Augenblicken der erbitterſten Heftigkeit, wo man ihrer am benothigſten war, ganz ſchwach. Ein Theil der Geſchäfte der alle drei Jahre in Tara gehaltnen Verſammlungen beſtand, wie gemeldet wird, darin, daß man Klagen gegen tyranniſche Fürſten anhörte und ſich für Vergütung zugefügten Unrechts verwendete. Aber ſelbſt zugegeben, daß dieſe Verſammlungen regelmäßig gehalten worden ſeyen, was mehr als zweifelhaft erſcheint, ſo iſt klar, daß bei der raſchen Aufeinanderfolge von täglichen blutigen Auftritten, welche die Annalen Irlands beflecken, eine nur alle drei Jahre zuſammentretende Verſammlung nur einen ſäumigen und baldvergeſſenen Einfluß ausüben konnte.

Ein ſolcher, durch Jahrhunderte hin ſich erſtreckender Zuſtand von Zwietracht und Parteiung mußte nothwendig auf den Charakter der Nation im Ganzen einen weſentlichen Einfluß ausüben und den Samen künftiger Demüthigung und Schwäche tief ſaen. Ein ſo in ſich ſelbſt getheiltes Volk muß zu allen Zeiten eine leichte Beute für einfallende Feinde geweſen ſeyn, und die unheilvollen Folgen einer ſolchen Zwietracht zeigten ſich in höchſt beklagenswerther Weiſe wenige Jahrhunderte nach dieſer Periode, als durch den Beiſtand von Irländern allein die däniſchen Maraudeurs in Stand geſetzt wurden, feſten Fuß im Land zu faſſen und ſo lang zu deſſen größtem Nachtheil und Verderben zu behaupten. — —

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart** einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43 u. 44.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 April 1839.

Neuere spanische Lyrik.

(Fortsetzung.)

Von dieser Poetik, welche hinreichend bekannt und von den Classicisten hoch erhoben worden, darf nur bemerkt werden, daß ihre Principien denen des Aristoteles, Horaz und Boileau völlig nachgebildet sind, die Darstellung aber sich in einem trockenen geschmacklosen Style bewegt. Es ist darum nicht zu verwundern, daß sie damals wenig gelesen wurde, und daß für den ersten Augenblick ihr Einfluß auf die Fortschritte und die Hebung der Kunst gering, wo nicht gar keiner seyn mußte. Aber Luzan begnügte sich nicht damit, den neuen Geschmack bloß durch seine Lehren zu empfehlen, sondern er bediente sich auch des wirksameren Mittels eigener Versuche, worin er von einigen seiner Freunde unterstützt wurde. Es bildete sich nämlich im Jahre 1749 in Madrid eine poetische Gesellschaft unter dem Namen Akademie des guten Geschmacks, unter dem Vorsitz der Gräfin von Lemos; ihre Mitglieder waren unter andern der Graf von Torrepalma, Don Agustin Montiano, Don Ignacio de Luzan, Don José Porcel, und Don Luis Velazquez, Männer die durch ihre Theorie wie durch ihre Productionen eine Art von Schule bildeten, in welcher die scrupulöseste Strenge an die Stelle der Willkür und der leichtsinnigen Regellosigkeit der früheren gezierten und witzhaschenden Dichter trat; die drei Einheiten folgten auf die verwirrte Mannichfaltigkeit der Handlung, der Zeit und des Orts; kurz die französische Schule mit all ihren Vorschriften verschaffte sich Geltung statt jener völligen Abschwörung aller Regel und Vernunft. Unter jenen Akademikern des guten Geschmacks zeichneten sich als Dichter aus, der Graf von Torrepalma durch seine Nachahmung des ovidischen Deukalion, Don Agustin Montiano durch seine zwei Tragödien Virginia und Ataulfo; Don José Porcel verfaßte einige Jagdklagen, welche damals großen Beifall fanden, aber nie gedruckt worden sind; von Luzan selbst endlich hat man einige Uebersetzungen und lyrische Compositionen. Die löblichen Bemühungen dieser Wiederhersteller der Kunst scheiterten zuweilen durch die übermäßige Bescheidenheit und Schüchternheit, andrerseits zeigen sie, wie schwer es auch damals war, sich gänzlich von der neuen Ansteckung frei zu halten.

Theils weil es ihr so sehr an ausgezeichneten Talenten fehlte, theils weil sie mit dem Geschmack des Volks in völligen Widerspruch trat, konnte diese Schule vorerst keinen großen Einfluß auf die Entwicklung der spanischen Poesie gewinnen. Die Wirkungen dieser Reform beschränkten sich auf die engen Gränzen der Akademien und des Hofes, während das Publicum oder der unwissende Pöbel, wie ihn jene Gallicisten nannten, fortwährend dem alten, wiewohl verdorbenen Nationalgeschmack anhingen. So befand sich um das Ende der Regierung Ferdinands VI die Poesie fast in derselben Lage wie unter den Regierungen seiner Vorgänger. Wir bedienen uns zur Schilderung dieses nicht minder kläglichen Zustands der Worte des Leandro Fernandez de Moratin, welcher sich in dem Leben seines Vaters über diesen Gegenstand folgendermaßen ausdrückt: „Die spanische Poesie hatte um jene Zeit keinen Schritt gethan, der nicht ihrem Verfall entgegenführte. Umsonst bemühte sich der verdiente Don Ignacio Luzan seine Mitbürger durch Lehre und Beispiel anzuregen. Seine im Jahr 1737 gedruckte Poetik wurde im Jahr 1760 nicht mehr gelesen, und seine lyrischen Compositionen, in welchen er die Bemühungen pries, die man auf die schönen Künste verwende, hörte man zwar mit Beifall in der Akademie von San Fernando, aber sie hatten keine weitere Wirkung, als daß sie die Actenstöße jener Akademie vergrößerten. Don Agustin de Montiano, sein Freund und Landsmann, eben so talentvoll und nicht minder gebildet und eifrig für unsern literarischen Ruhm, hatte zwei regelrechte anständige Tragödien herausgegeben, die aber nie aufgeführt wurden, und zwei kritische Abhandlungen, in welchen er einen Abriß der Kunstgeschichte mittheilte, und gute Principien empfahl, welche niemand zu befolgen Lust hatte. Das Theater, von verschiedenen Parteiungen bewegt, war bis zur äußersten Verderbniß herabgesunken. Die lyrische Poesie-

beſchäftigte ſich mit Wortſpielen, Zweideutigkeiten, Labyrinthen, Echos, Spitzenwitzen und allem möglichen Unſinn; in der erhabenen Gattung war Schwulſt, Dunkelheit, unrichtige Schlüſſe, abgeſchmackte Metaphern zu Hauſe, im heitern Genre, Hanswurſtſtreiche, Narrenpoſſen, ſchmutzige Späße, durchaus keine Nachahmung der äußeren Natur oder der innern Welt, keine Kunſtregel, welche die Ausſchweifungen der Phantaſie gebändigt und geleitet hätte.

Dieſer Zuſtand der Verheerung der ſpaniſchen Literatur erregte in einem feurigen und aufgeklärten Patrioten ſolchen Verdruß und Entrüſtung, daß er ſeiner Galle Luft zu machen ſich gemüßigt ſah durch eine geiſtreiche Satyre gegen die ſchlechten Schriftſteller ſeiner Zeit, das einzige wahrhaft poetiſche Product, welches Spanien in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhundert hervorbrachte.

In demſelben Jahr aber, in welchem Luzan ſeine Poetik herausgegeben hatte, wurde Don Nicolas Fernandez de Moratin geboren, wie wenn die Natur durch dieſen Zeitpunkt ſeiner Geburt den kräftigſten Verfechter jener von ſeinem Vorgänger aufgeſtellten Principien hätte bezeichnen wollen. Moratin welcher unter günſtigeren Umſtänden lebte, und mit wahrhaft poetiſchem Talent begabt war, konnte, indem er dieſelbe Bahn verfolgte, viel kräftiger auf die Reform der ſpaniſchen Poeſie hinwirken, und ihre Wiedergeburt vorbereiten. Moratin bildet die Hauptepoche zwiſchen Luzan und Melendez; ſeine Blüthezeit fällt in die Regierungszeit Karls III, welche überhaupt für Spanien eine Zeit des Beſſerwerdens und Fortſchrittes iſt. Dieſer Fürſt verſtand es, die ſchlafenden Kräfte der Nation zu wecken, und den gedrückten Volksgeiſt neu zu beleben. Das Wort, das den Zauber löste, ertönte vom Throne, und wie durch magiſche Kraft erſtand der Phönix Spanien verjüngt aus ſeiner Aſche. Gleich mit der Thronbeſteigung dieſes Fürſten ſchien alles eine „Reſtauration der Literatur" zu verkünden; der Aufſchwung, den die Nation durch heilſame Reformen nahm, nützliche Einrichtungen, das Erſcheinen wichtiger Werke, die literariſchen Zeitſchriften, welche in der Hauptſtadt gedruckt wurden, der den Künſten und Wiſſenſchaften zugewandte Schutz; Alles berechtigte zu den ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, und wenn dieſe auch, unter bald eingetretenen ungünſtigen Umſtänden nicht ganz in Erfüllung gehen konnten, ſo war doch der einmal gegebene Impuls nicht durchaus vergeblich und ſchaffte beträchtlichen Nutzen.

(Fortſetzung folgt.)

Der Mönch.

Eine Kiewſche Erzählung.

(Fortſetzung.)

7.

Du heil'ger Vater! tadelſt mich,
Daß ich ſo übereilt gehandelt,
Doch biſt du, Frommer! ſicherlich
Wohl nie auf jenem Pfad gewandelt,
Den kühne Leidenſchaft uns leitet.
Du ſiehſt, wie jetzt mein Herz erbebt,
Siehſt Todesfroſt auf mich verbreitet,
Des Mundes glüh'nden Athemzug,
Der fiebernd mir den Buſen hebt,
Den trüben Blick, die blaſſen Wangen,
Den Wahnſinn und der Schande Fluch,
Siehſt mich von Blut und Sünd' umfangen —
Das nur blieb mir von meiner Liebe
Und Schrecklicheres folgte noch!
Die Theure war die Meine doch,
Ihr weiht' ich meines Herzens Triebe,
Und ob auch düſter das Geſchick,
Wir glaubten nah' uns doch dem Glück,
Obgleich das Unglück uns verbanden.
Sie war in Sanftmuth — ach! — ſo ſchön,
Und ſchöner noch hab' ich geſehn
Sie in der Schwermuth trüben Stunden!
Mein Herz ſchlug nur für ſie allein,
Ein himmliſch Jahr war uns entſchwunden,
Ich nannte einen Sohn ſchon mein,
Wir wagten oft hinauszuſchauen
In heitre Zukunft, voll Vertrauen,
Der Vater werde uns verzeihn.
Allein der Bosheit düſtre Rache,
Sie zeigte uns, daß ſie noch wache:
Des Vaters Fluch drang zu uns hin!
Es war — noch ſchaudert drob mein Sinn! —
Der Fluch der Gattin Todeswunde
Zerſchmettert hatte ſie die Kunde —
Sie ſtarb und nahm den Sohn mit ſich.
Wohl war die Rache fürchterlich.
Die unſer Feind an mir geübt;
Er raubte, was ich heiß geliebt;
Die Mutter und den holden Knaben,
Sie mußte meine Hand begraben!
Und ich — Gott ſchau mich gnädig an!
Ich ſtand am Hügel — blickt hinab —
Und lebte noch! — — — —
O heil'ger Mann!
Was darauf ſich mit mir begab,
Ich weiß es nicht! Mein ganzes Sinnen,
Von düſterm Schleier war's umgeben,
Es ſenkte Nacht ſich auf mein Leben,
Nur langſam konnt' ich Licht gewinnen.
Viel Tage war ich fortgeirret,
Und als mein Stampfſinn ſich entwirret,
Fand ich in einer Hütte Raum
Ermattet mich, und konnte kaum
Nach angeſtrengtem, tiefem Sinnen
Ein Bild des Leidens neu gewinnen,
Das ſchwer auf meinem Leben lag.

Mein Denken blieb nicht lange wach,
Aufs neu erſtarrte mir vor Schmerz
Zu kaltem Stein mein wundes Herz;
Die Züge meines Angeſichts,
Sie zeigten Staunen nur und Schrecken,
Wieder beraubt des Seelenlichts,
Konnt' meinen Starrſinn nur erwecken
Ein Blick auf meine ſchlaffe Hand,
Wo ich, ach! ihren Trauring fand.

8.

Ich floh das Land, das öd' mir ſchien;
Vom Arm der Lieb' nicht mehr umfangen,
Einſam und Thränen auf den Wangen,
Wie Geiſter durch die Wüſte ziehn,
So zog fortan ich flüchtig, ſcheu,
Unſtät mit wildem Klaggeſchrei
Durch Klüfte, längs der Felſenwand,
Wohl ſieben lange Jahre hin,
Bejammerte mit wirrem Sinn
Mein Glück, das ewig mir entſchwand.
Des wilden Bergſtroms ſchäumend Brauſen,
Des nächt'gen Sturms unheimlich Sauſen, —
Mit dieſem Grauſen der Natur
Vereinten ſich die Seelenſchmerzen,
Die ungezähmte Angſt im Herzen;
Furchtbarer quälten ſie mich nur.
Und dennoch labte mich der Gram
Wie ein Vermächtniß beſſrer Tage;
Oft träumte ich bei meiner Plage,
Daß ſie von jenſeits zu mir kam.

9.

Und drückt' auch Leid das Herz des Müden,
Gottes Erbarmen bleibt uns nah!
Er ſchickt das Kreuz, im Kreuze Frieden,
Geduld und Hoffnung! — Ich auch ſah
Nach ſieben ſchmerzensreichen Jahren,
Wo ich des Leids ſo viel erfahren,
Sich meine Nacht zum Tag erhellen.
Einſt ſaß im mitternächt'gen Dunkel,
Durchblinkt nur von dem Sterngefunkel,
Ich an des Waldbachs wilden Wellen.
Der Mond, von Wolken ſchwarz umzogen,
Trat jetzt hervor, und in den Wogen
Erglänzte zitternd hell ſein Bild.
Der Hain, von mildem Licht erfüllt,
Rauſcht, wie mit Zauberſtimmen mild.
Da zog die langentbehrte Macht
Des Friedens wieder in mein Herz
Und milderte den düſtern Schmerz!
Gleichwie aus ſchwerem Traum erwacht,
Rief ich empor zum Sternenzelt:
„Du heil'ger Gott! o Herr der Welt;
„Mein unvergeßlich Weib, mein Sohn,
„Sie weilen dort an Deinem Thron,
„Und gnädig wirſt Du mich vereinen
„Dort einſt mit den verklärten Meinen!“ —
An Wunder glaubt die Liebe immer;
Ich fühlte, wie das Herz mir bebte,
Das ſich von Hoffnung friſch belebte;
Mein Blick flog auf zum Sternenſchimmer,
Als wollt' ich Antwort mir erringen
Von dort, wo Seraphime ſingen.
Und Antwort ward mir; an dem Frieden
Fühlt' ich es, der mir nun beſchieden!
Das Unglück ward ſeitdem mir nicht
Ein Unglück, — ward zum Troſte mir:
Ich hoffte, wenn mein Herz einſt bricht,
Vereint zu ſeyn mit ihm, mit ihr!
Und dieſer Blick ins beſſ're Land,
Er löſchte mild die heißen Thränen,
Erfüllte mich mit ſtillem Sehnen
Nach unſer Aller Vaterland.
Selbſt meines Feindes dacht' ich kaum,
Errang mir Ruhe durch den Glauben:
Einſt würde ſie mir nichts mehr rauben!
Oft ſah ich ſie, im ſchönen Traum,
Hernieder mit dem Knaben ſchweben.
Dann wünſcht' ich, rein und engelgleich,
Gleich ihr mich einſt empor zu heben,
Hinauf zum lichten Himmelreich.
Ich hing nicht mehr an dieſem Leben,
Doch wollte ich in jenem Lande,
Wo meine Jugend ich verbracht,
Wo mich beglückt der Liebe Bande,
Wo mir einſt Seligkeit gelacht, —
Nicht in der düſtern Wildniß hier
Wollt' ich zum letzten Schlaf mich betten.
Zur lieben Heimath, hin zu ihr
Zog's mich, gleich wie mit Zauberketten!
Noch einmal wollt' den Hain ich ſehn,
Den ich ſo oft mit ihr durcheilet, —
Das Gärtchen, wo die Blumen ſtehn,
Das Haus, wo ich bei ihr geweilet,
Des Dnepers ſonnenhelle Wellen, —
Und dann den Kirchhof, wo in Frieden
Die Theuern ruhn, die nun geſchieden, —
Die Hügel, wo jetzt Blümchen ſchwellen,
Wo, roth umglänzt vom Abendſchein,
Süß ſchlummernd ruht, was, ach! einſt mein!

10.

Kiew! Du vaterländ'ſche Erde,
Beglänzt vom heitern Sonnenblick!
O Herz, was ward dir für ein Glück,
Als ich genaht dem Heimathherde?
Es rauſchte noch, wie ſonſt, der Fluß,

Die Auren ſah ich üppig blühn,
Wie ſonſt der Wald ſo ſchattig grün,
Der Schnitter Sang: bekannter Gruß; —
Ach! Alles ſprach verwandt mir zu,
Nur eines fehlte — Theure, du!
Die Berge, Bäche und das Thal,
Die Au ſo ſchön wie ſonſt, und mild
Auch jetzt dem Blick, — o überall
Mein liebes Vaterlandsgefild!
Doch ich, den tiefen Gram im Herzen,
War Fremdling worden in dem Lande,
Das um mich ſchlang einſt heil'ge Bande, —
Mit Thränen grüßt' ich es, mit Schmerzen. —
Die Sonne ſank. Ich ſchritt nun weiter,
Der Abend lächelte ſo heiter, —
Da zeigte ſich der Friedhof mir —
Hin flog ich klagend, hin zu ihr!
Der Hügel winkte, der den Sarg
Der Gattin und des Sohnes barg.
Ich hemmt' den Schritt, und leiſe nur,
Folgt' ich des Fußſteigs enger Spur;
Ich wagte nicht mehr laut zu weinen,
Ich glaubt', daß dieß die theuern Meinen —
Als ob ihr Ohr mein Schluchzen höre —
Aus ihrem ſüßen Schlummer ſtöre. —
Gelehnt an meinem Pilgerſtabe
Blieb ich verſtummt und ſinnend ſtehn;
Den Blick gerichtet nach dem Grabe,
Schien mir ein Troſteshauch zu wehn,
Die Hoffnung, fremd mir ſonſt hienieden,
Umgab mich und ein ſanfter Frieden.
Stillweinend ſank ich auf das Grab
Und betete und ſprach hinab.
Da hör' ich nahe mir ein Rauſchen,
Ich ſehe — was erfaßt mein Blick,
Welch ſüßes Bild muß ich belauſchen? —
Ein Schnitter fährt vom Feld zurück
Und neben ihm, hoch auf den Garben,
Sein junges Weib, ſein ſchönſtes Glück,
Und, roth von der Geſundheit Farben,
Ein kräft'ger Knabe, deſſen Haupt
Mit einem Blumenkranz geziert.
Da ward zur Klage ich verführt:
„Solch ſüßes Glück ward mir geraubt!
„Mein Theuerſtes hab' ich verloren,
„In feuchter Erde ruht ſie ſchon,
„Und ohne Blumenkranz mein Sohn,
„Zum Raub den Würmern auserkoren!"
Zu Boden ſank ich jammernd hin,
Den Brand des Schmerzens in der Bruſt;
Voll Seelenangſt, mir nichts bewußt,
Küßt' ich den Raſen, wühlt' in ihn
Und grub in ſeinem lockern Sand
Ein Bette mir mit gier'ger Hand, —
Ich wollte neben ihnen ruhn.
Ich ſeufzte, ſtöhnte tief und laut,
Vom Wahnſinn fühlt' ich mich umgraut,
Ich wußte nichts von meinem Thun.
Gleich wie im Traume ſchwand mein Sinnen,
Ich fühlte, ob mein Herz auch bebte,
Kaum, daß ich athmete und lebte,
Mein Blut begann ſchon zu gerinnen.
So lag ich, ſelbſt dem Tode nah,
Halb lebend zwiſchen Todten da.
Da zog der Nachtwind kühl herauf,
Er weckte mich zum Leben auf
Und rief ins Daſeyn mich zurücke.
Mit ſtarrem, glanzerloſchnem Blicke
Schaut' ich umher. Rings Alles ſtille.
Der Mond ſchien durch des Nebels Hülle,
Und durch die Gräſer rauſchte ſtöhnend
Der Nachtwind, wie mein Leid verhöhnend.

11.

Ich ſuchte mich emporzuheben
Und eilte dann mit innerm Beben,
Das Haupt geſenkt, ſchnell durch die Flur,
Bis wo am Berg des Weges Spur.
So wankte ich mit wirrem Sinnen
Auf ſchwachen Füßen weiter fort.
Da plötzlich kommt am buſch'gen Ort,
Wo er nicht konnte mir entrinnen,
Ein Reiter raſch entgegen mir.
Mein Schickſalsloos entſchied ſich hier!
Denn ſchaudernd traf mein raſcher Blick
Des Feindes unheilvolles Haupt,
Der Gattin mir und Sohn geraubt,
Er, der einſt mordete mein Glück.
Hier, Vater! traf ihn ſein Geſchick!
Ich ſah ihn! fort war da mein Frieden!
Ihm zu begegnen glaubt' ich nicht,
Ich wollte mich vor Rache hüten
An ihm, den falſchen Böſewicht,
Der mich dem Schmerz anheim gegeben,
Der mir zerſtört mein ganzes Leben!
Doch als ich ihn nun hier erblickte,
Am Grabe meiner theuern Lieben,
Wo Schmerz, Verzweiflung mich durchzückte,
Wo nichts als Leid mir war geblieben,
Da — Gott mag es mir mild vergeben! —
War Rache nur mein einz'ges Streben,
Verzeihung kannte ich nicht mehr!
Aufs neue bluteten die Wunden,
Die er einſt meinem Herzen ſchlug,
Und heim fiel ich des Schickſals Fluch.
Denn hier, hier hatt' ich ihn gefunden!
Am Zügel faßte ich ſein Pferd:
„Verbrecher!" rief ich, „kennſt du mich?"

Scheu wendet er ſein Aug' und hört
Mit Beben meine Stimme, wich
Zurück und griff nach ſeinem Schwert.
Mein Dolch — ich riß ihn aus dem Kleide —
Sein Herz ward meiner Waffe Scheide. —

Noch deckte Nacht die Erde zu;
Ganz außer mir kehrt' ich zurücke.
Noch unerweckt vom Sonnenlichte
ſchweigend Feld und Hain in Ruh.
Von ferne tönt's zu meinem Ohr
Wie Lärm des Roſſes ohne Reiter;
Bewußtlos irrte ich nun weiter.
Wie ſchwerer Traum kam es mir vor,
Was ſündenvoll ich hier vollbracht.
Da hört' ich plötzlich Glockenklänge
Und feierliche, heil'ge Geſänge,
Und, hellerleuchtet in der Nacht,
Stand eine Kirche vor mir da!
Und bei des Mondes bleichem Scheine
Erglänzten matt die Leichenſteine.
Die Glocke klang. Verlangend ſah
Ich nach der Thür und wagte nicht
Die heil'ge Schwelle zu betreten.
Wie durft' ich — ſelbſt jetzt Böſewicht —
Dort an des Altars Stufen beten?
Nicht bitten durft' von Gott ich mehr
Mit ihr vereint zu ſeyn dort droben,
Mit ihr, dem Engel rein und hehr!
Die Sünde war in mir erhoben,
Mir ſtand nicht mehr der Himmel offen,
Wie konnt' der Sünder jemals hoffen
Den Engel jenſeits zu umfangen
Und Seligkeit noch zu verlangen?

(Schluß folgt.)

Thomas Moore's
Geſchichte von Irland.

(Fortſetzung.)

Einführung des Chriſtenthums in Irland.

(Bekanntlich iſt St. Patrick, der Apoſtel Irlands, der in dieſem Lande vorzugsweiſe geehrte Heilige, von welchem auch die Irländer den Spottnamen „Paddy" bei den Engländern haben. Ihm hat auch Th. Moore eine ſehr ausführliche Erzählung gewidmet, woraus hier Einiges folgt.)

Die Periode der iriſchen Geſchichte, in welche wir jetzt treten (Anfang des fünften Jahrhunderts) und deren wichtigſten Zug die Miſſion von St. Patrick ausmacht, bietet vielleicht ein ſo eigenthümliches und ergreifendes moraliſches Schauſpiel dar, als man nur irgend eines im ganzen Verlauf der Geſchichte findet. Eine Gemeinſchaft von trotzigen und ſtolzen Stämmen, immerdar unter einander kriegend, mit einer alten Hierarchie, verſchanzt in ihren ehrwürdigen Bräuchen und Satzungen, und geſchützt vor den ſchwächenden Einflüſſen des griechiſchen und römiſchen Glaubens, abgeſchloſſen von aller übrigen Welt — dieß, ſollte man meinen, wäre ein ſo ſchwer zu behandelndes Material zur Geſtaltung eines chriſtlichen Volks, als man ſich nur immer eines denken könne. Aber der Erfolg beweiſt die Unſicherheit ſolcher Berechnungen und Schlüſſe aus dem Nationalcharakter, und bietet zugleich ein Beiſpiel von jener Gefügigkeit, von jener Leichtigkeit, neuen Eindrücken und Einflüſſen nachzugeben, welche im iriſchen Charakter ſich auf ſo merkwürdige Weiſe vereinigt findet mit einer innigen Anhänglichkeit an alten Bräuchen und Gewohnheiten, und mit jener Art von rückwärtsgewandter Phantaſie, welche ſich immer nach der Vergangenheit ſehnt.

Während in allen andern Ländern die Einführung des Chriſtenthums das langſame Werk der Zeit war, ſich ihm entweder die Regierung oder das Volk widerſetzte und es ſelten ohne großes Blutvergießen durchdrang, brach dagegen in Irland das Chriſtenthum, mittelſt des Einfluſſes Eines demüthigen aber eifrigen Miſſionärs, und bei nur ſparſamer Vorbereitung des Bodens durch andere Hände, bei dem erſten Strahl des apoſtoliſchen Lichts hervor, und verbreitete ſich, mit der plötzlichen Reiſe eines nordiſchen Sommers, auf einmal über das ganze Land. Könige und Fürſten, wenn nicht ſelbſt unter den Bekehrten, ſahen doch ihre Söhne und Töchter ohne Murren ſich dem allgemeinen Zug anſchließen. Häuptlinge, ſonſt in Allem feindſelig, trafen doch zuſammen in der Annahme des Chriſtenglaubens; und die ſtolzen Druiden und Barden legten ergeben ihren Aberglauben zu den Füßen des Kreuzes nieder; auch ward, durch den beſondern Segen der Vorſehung — ein in der ganzen Geſchichte der Kirche ſonſt beiſpielloſer Fall — nicht Ein Tropfen Bluts wegen der Religion, während des ganzen Verlaufs dieſer milden chriſtlichen Revolution, vergoſſen, durch welche binnen weniger Jahre ganz Irland friedlich dem Evangelium unterworfen wurde.

Durch ein minder ſanftes und einſichtsvolles Verfahren, als das von dieſem großen Apoſtel Irlands befolgte, hätte aber auch ein, für ihn ſelbſt wie für die ſo willig der Bekehrung ſich zuwendende Nation, ſo ehrenvoller Triumph nicht errungen werden können. Er landete allein, oder mit wenigen beſcheidnen Genoſſen an der Küſte, und die Umſtände, welche ſein erſtes Auftreten begleiteten, waren von der Art, daß ſie die Gemüther eines Volks von lebendiger und religiöſer Phantaſie kräftig anſprechen mußten; und die einmal angefachte Flamme fand Nahrung und Brennſtoff in den Gebräuchen und der falſchen Religion ſelbſt, welche durch ſie verzehrt wurden. Wäre ein Verſuch gemacht worden, die alten Ceremonien und Symbole ihres Glaubens anzugreifen oder auf rohe Art zu verändern: ſo hätte ſich wohl all das Vorurtheil zu Gunſten alter Inſtitutionen, welches der Nation ſo ſtark anhaftet, ſogleich um den uralten Glauben her geſchaart, und das Reſultat wäre natürlich ein

ganz anderes geweſen. Aber dieſelbe Politik, wodurch das Chriſtenthum in geſittreteren Ländern ſich Eingang zu verſchaffen nicht verſchmähte, ward auch von den erſten Miſſionären Irlands angenommen; und die äußerlichen Formen veralteten Irrthums wurden das Vehikel zur Einführung neuer, lebenskräftiger Wahrheiten. Die ſeit alter Zeit heidniſchen Feſten gewidmeten Tage wurden jetzt auf den chriſtlichen Gottesdienſt übergetragen. Das Feſt Sanchin, welches jährlich zur Zeit der Frühlingstagundnachtgleiche gefeiert worden war, traf, wie man fand, mit dem Oſterfeſt zuſammen; und die von den heidniſchen Iren ganz geſchickt zur Begrüßung des Sommerſolſtitiums angezündeten Feuer dauerten auch ſpäter und dauern bis auf den heutigen Tag fort, zu Ehren des St. Johannisabends. In der That, bei jedem Schritt ward der Uebergang zu einem neuen Glauben durch ſolche Fälle des Zuſammentreffens, oder der Anbequemung geebnet. Der Bekehrte ſah in dem Taufquell, wo er untergetaucht wurde, den heiligen Brunnen, an welchem ſeine Väter angebetet hatten. Der Druidenſtein auf den hohen Plätzen trug, roh eingegraben, den Namen des Heilands; und gewöhnlich neben den alten Säulenthürmen — deren Entſtehung vielleicht auch damals ein Geheimniß war — erhoben ſich die chriſtlichen Tempel, um theilzunehmen an den hehren Gefühlen, welche dieſelben einflößten. In demſelben Sinn ward der heilige Hain aufs neue der Religion gewidmet, und das Wort Dair, oder Eiche, das ſo oft mit Kirchennamen in Irland zuſammengeſetzt iſt, bezeichnet zur Genüge die Lieblingsorte der Idolatrie, welche durch jene entbehrlich und verdrängt wurden. In einigen Fällen wurden die gewohnten Gegenſtände früherer Anbetung auf noch innigere Weiſe mit dem neuen Glauben in Verbindung geſetzt; und der Stand der Druidinnen, ſo wie die von ihnen geübte Idolatrie ſchien wiederbelebt oder vielmehr fortgeſetzt zu werden in den Nonnen von St. Bridget mit ihrem unauslöſchlichen Feuer und der wunderthätigen Eiche zu Kildare.

St. Patrick war ein geborner Gallier und wurde von dem iriſchen König Nial von den neun Geiſeln, welcher Britannien und dann auch die Küſten von Gallien verheerte und plünderte, gefangen. Als er von denen, die ihn gefangen hatten, nach Irland gebracht worden (im Jahr 403), wurde der junge Patrick als Sklave gekauft von einem Mann mit Namen Milcho, der in der jetzigen Grafſchaft Antrice lebte. Das ihm angewieſene Geſchäft war: die Schafe zu hüten; und ſeine einſamen Wanderungen auf den Bergen und in den Wäldern waren, wie er ſelbſt es beſchreibt, beſtändigem Gebet und Andacht gewidmet, und der Hegung jener tief frommen Gefühle, die er ſchon damals lebhaft in ſich aufſteigen fühlte. Nach ſechs Jahren der Knechtſchaft regte ſich in ſeinem Herzen die Sehnſucht, aus den Banden zu entfliehen; eine Stimme in ſeinen Träumen, wie er ſagt, verkündete ihm, daß er bald in ſeine Heimath kommen ſolle, und daß ein Schiff bereit liege, ihn hinüber zu bringen. Seine Flucht gelang und ein Kauffchiff brachte ihn, nach einer Fahrt von drei Tagen, an die Küſte Galliens.

Nachdem er einige Zeit in der Geſellſchaft ſeiner Eltern und Freunde ſich erfreut hatte, ward er, wie begreiflich, begierig, den Verluſt der Jahre gut zu machen, während welcher er ohne Unterricht geblieben war, und begab ſich in das berühmte Kloſter oder Collegium St. Martin in der Nähe von Tours, wo er vier Jahre blieb, und wie man glaubt, die Weihen des geiſtlichen Standes erhielt. Daß ſein Gemüth ſtark an den Erinnerungen Irlands haftete, kann man aus einem Traum ſchließen, den er um dieſe Zeit gehabt zu haben erzählt, worin ihm ein Bote erſchien, wie von Irland kommend, und ihm unzählige Briefe brachte, auf deren einem die Worte geſchrieben ſtanden: die Stimme der Iren. Im ſelben Augenblick wähnte er die Stimmen von Perſonen vom Walde von Foclut her zu hören, welche wie mit Einem Munde riefen: „Wir bitten dich, heiliger Jüngling, komm und wandle hinfort unter uns!“ — „Ich ward ſehr erſchüttert in meinem Herzen,“ fährt der Heilige fort in ſeiner Beſchreibung dieſes Traums, „und konnte nicht weiter leſen; und dann erwachte ich.“ — Aus dieſen natürlichen Wirkungen einer warmen und frommen Phantaſie, die von ihm ſelbſt ſo einfach beſchrieben werden — ſo unähnlich den Wundern und Miraceln, von welchen die meiſten Legenden über ſein Leben wimmeln — ſehen wir, wie ſtark die Erinnerung an Irland ſich ſeiner jugendlichen Phantaſie eingeprägt hatte, und mit welcher Innigkeit er ſchon den Gedanken an ein heiliges Werk zu ſeinem Frommen hegte. Im Jahr 429 finden wir ihn als Begleiter von St. German von Auxerre und Lupus auf ihrem Zuge nach Britannien, um in dieſem Lande den überhandnehmenden Irrthum des Pelagianismus auszurotten. Neun Jahre ſoll er, vor dieſem Zeitpunkt, auf der kleinen Inſel Lerins in kloſterlicher Stille und Abgezogenheit verlebt haben. Als ſich nun das Augenmerk Roms auf den Zuſtand des Chriſtenthums in Irland richtete, beſchloß Cöleſtin, einen Biſchof in dieß Land zu ſchicken, in der Perſon des Palladius. St. German ſchickte den Patrick nach Rom mit Empfehlungsbriefen, damit man ihn an der Miſſion Theil nehmen laſſe; aber Palladius war ſchon abgegangen, deſſen Miſſion jedoch einen ſchlechten Erfolg hatte, ſo daß er Irland bald wieder verlaſſen mußte, da, nach einer unter den Irländern noch fortlebenden Tradition „Gott nicht dem Palladius, ſondern St. Patrick die Bekehrung des Landes beſtimmt hatte.“ Patrick wurde nun ſein Nachfolger. Er hatte ſich ſelbſt zum Biſchof von Eborria geweiht, begab ſich von Gallien zuerſt nach Britannien, und von da nach Irland, wo er zuerſt im Hafen von Dublin gelandet zu haben ſcheint. Nachdem er hier, ſo wie an einigen andern Orten in Leinſter, zurückgewieſen worden, ſteuerte der Heilige, verlangend die Lieblingsplätze ſeiner Jugend zu beſuchen, ſeinen alten Herrn Milcho wieder zu ſehen, und einen Verſuch zu deſſen Bekehrung zu machen, nach dem öſtlichen Ulſter und langte in einem Hafen in der Nähe von Strangford an. Als ſie hier gelandet, begegnete ihnen ein Hirte im Dienſt des Herrn der Gegend, der ſie für Seeräuber hielt und Lärm machte. Augenblicklich erſchien der Herr, Dicho mit Namen, begleitet von einer Anzahl Bewaffneter, und drohte den Eindringlingen Verderben. Aber als er St. Patrick ſah, da ward der rohe Häuptling ſo betroffen von der ruhigen Heiligkeit ſeines Weſens, daß die gehobene Waffe ſchwebend blieb und er ſofort die ganze Geſellſchaft in

seine Wohnung lud. Den Eindruck, welchen das Aeußere des Heiligen gemacht, diente, seine christliche Beredsamkeit nur noch tiefer und stärker zu machen, und nicht nur der heidnische Gebieter, sondern die ganze Hausgenossenschaft bekehrte sich. Sodann machte er sich auf den Weg zu dem Wohnsitz Milcho's; aber seine Hoffnung, diesen zum Uebertritt zu bewegen, ward getäuscht; Milcho, im Heidenthum tief eingewurzelt und verhärtet, weigerte sich, als er von der Annäherung seines heiligen Besuchs hörte, ihn zu sehen oder aufzunehmen.

Als nach einiger Zeit Ostern herannahte, schickte St. Patrick sich zu dem kecken und wie es sich auswies, klugen Schritt an, dieß große christliche Fest ganz in der Nähe von Tara zu feiern, wo die Fürsten und Stände des Königreichs um diese Zeit sich versammeln sollten. Auf seiner Reise dahin faßte ein Jüngling von guter Familie, den er taufte, und dem er wegen seines milden und freundlichen Wesens den Namen Benignus gab, eine solche Neigung zu ihm, daß er darauf bestand, ihn zu begleiten. Dieser enthusiastische Jüngling wurde einer seiner eifrigsten Schüler, und sein Nachfolger als Bischof von Armagh.

In Slane angekommen, schlugen der Heilige und seine Begleiter für die Nacht ihre Zelte auf, und da es der Abend des Osterfestes war, zündeten sie mit Anbruch der Nacht das Osterfeuer an. Am selben Abend feierten gerade auch der König Leogaire und die versammelten Fürsten nach der Gewohnheit das heidnische Fest La Baaltinne, und da das Gesetz wollte, daß in dieser Nacht keine Feuer sollten angezündet werden, ehe der große Holzstoß in dem Palast von Tara in Flammen stand, erregte das Osterfeuer des St. Patrick, als man es von den Höhen von Tara aus vor dem des Monarchen lodern sah, die Verwunderung und Neugierde aller Versammelten. Auf die zornige Frage des Leogaire, wer sich denn erfrechen dürfe, das Gesetz so zu verletzen? sollen seine Magier oder Druiden die Antwort gegeben haben: „Wenn dieß Feuer, das jetzt vor unsern Augen angezündet worden, nicht in dieser Nacht noch gelöscht wird, so wird es nie mehr in allen Zeiten gelöscht werden. Ja es wird alle Feuer unserer alten Festbräuche überragen, und der, der es angezündet, wird binnen kurzem dein Königreich zerschlagen." Ueberrascht und entrüstet schickte der König sogleich Boten ab, den Uebertreter vor sein Antlitz zu fordern; die Fürsten setzten sich im Kreis herum auf das Gras, ihn zu empfangen; und als er kam, stand nur Einer unter ihnen, Here, der Sohn Dego's, auf, ihn zu begrüßen, weil die Erscheinung des Fremdlings ihn mit Ehrfurcht erfüllte.

Daß sie jedoch seine Erklärungen über die Zwecke seiner Mission wohlgefällig anhörten, erhellt daraus, daß er am folgenden Tag in Gegenwart des Königs und der Stände im Palast von Tara predigte und gegen die Gelehrtesten unter den Druiden einen Streitsatz verfocht, wobei der Sieg auf seiner Seite blieb. Es wird erzählt, daß die einzige Person, die dießmal aufstand, ihn zu bewillkommen, der Erzdichter Dubtach gewesen sey, der noch an demselben Tage sich von ihm bekehren ließ und von nun an seine poetischen Talente ausschließlich religiösen Gegenständen widmete. Der König selbst auch soll, während er der Predigt des Apostels zuhörte, gegen die ihn umgebenden Edeln ausgerufen haben: „Es ist besser, ich glaube, als daß ich sterbe;" und entsetzt über die grauenvollen Drohungen des Predigers sofort zum Christenthum übergetreten seyn. Daß der König Leogaire dem Heiligen frei gestattete, seinen neuen Glauben unter dem Volk auszubreiten, scheint außer allem Zweifel; daß aber er oder die Königin unter den Bekehrten gewesen seyn sollen, ist sehr unwahrscheinlich. Vom Anfang an hat das Christenthum bei den höhern Classen der Gesellschaft am meisten Widerstand erfahren, und aus der Erzählung St. Patricks geht hervor, daß, während er an dem Volk überall gelehrige Zuhörer fand, sein Erfolg bei der höhern oder herrschenden Kaste verhältnißmäßig gering war.

Jedoch von Seiten der Frauen, selbst der höchsten Classen, wurden die von ihm vorgetragenen Lehren des Friedens und der Demuth immer freudig begrüßt, und er beschreibt eine edle junge Schottin, die er taufte, als „gesegnet und sehr schön." Zu seinen Convertitinnen gehörten auch die Schwestern Ethnea und Fethlimia, Töchter des Königs Leogaire, mit welchen ihn, auf einer Reise über die Ebene von Connaught, sein gutes Glück zusammenführte, unter Umständen, die voll waren von dem, was man die Poesie der Wirklichkeit nennen kann.

Es war natürlich, daß der Traum von „der Stimme der Irländer," der seine Phantasie vor vielen Jahren aufgeregt hatte, jetzt mitten unter so befriedigenden und erfreulichen Ereignissen mit größerer Lebendigkeit seinem Geist sich wieder aufdrangte; und so wird denn auch gemeldet, daß ein Wunsch, noch einmal die Scene jener Vision zu besuchen, den Wald neben der westlichen See zu sehen, von woher die Stimmen, wie ihn däuchte, gekommen waren, neben andern wichtigen Beweggründen ihn bestimmte, diese Reise nach den westlichen Gegenden zu unternehmen. Unterwegs hatte er einmal des Nachts bei einer Quelle in der Nähe des königlichen Wohnsitzes Rast gemacht, und er und seine Begleiter hatten bei Tagesanbruch ihren Morgengottesdienst zu halten angefangen, als die beiden jungen Prinzessinnen um diese frühe Stunde zu der Quelle kamen, um zu baden, und sehr betroffen waren über das Schauspiel einer Gruppe ehrwürdiger Männer, alle in weiße Gewänder gekleidet, und Bücher in den Händen haltend. Auf ihre Frage, wer die Fremden seyen, und zu welcher Gattung von Wesen sie gehören, zu denen des Himmels, der Luft oder der Erde, benützte St. Patrick die sich ihm so darbietende Gelegenheit, sie über das Wesen des wahren Gottes zu belehren; und beantwortend ihre einfachen und lebhaften Fragen: wo der Gott, den er anbete, wohne, ob im Himmel oder auf der Erde, auf Bergen oder in Thälern, im Meere oder in Flüssen, wußte er ihnen die Hauptwahrheit des Christenthums auseinanderzusetzen. Erfreut über seine Reden erklärten die königlichen Schwestern ihre Bereitwilligkeit, sich zu jedem Lebenswandel zu verstehen, der sie einem solchen Gott, wie er ihnen verkündige, wohlgefällig mache; und so wurden sie denn von dem heiligen Fremdling in der Quelle getauft, und wurden bald nachher heilige Jungfrauen der Kirche. St. Patrick starb, nachdem er das druidische Götzenbild Crom-Cruach, den Moloch der Irländer, auf der „Ebene der Schlächterei" zerstört, durch alle Provinzen Irlands predigend gewan-

dert und den größten Theil der Insel mit Christen und christlichen Kirchen erfüllt, namentlich auch den Bischofssitz von Armagh gegründet hatte, in seinem 78sten Jahre, 465 nach Christus. —

Geistige Blüthe Irlands im siebenten Jahrhundert.

Um dem Leser einen richtigen Begriff zu geben von den apostolischen Arbeiten der Menge gelehrter Missionäre, welche Irland im Lauf dieses Jahrhunderts nach allen Theilen Europa's aussandte, wäre erforderlich, ihn auf die Schauplätze aller dieser Missionen zu versetzen, die Schwierigkeiten darzustellen, mit welchen sie zu kämpfen hatten, und die bewundernswerthe Geduld und den Muth, womit sie sie überwanden; zu zeigen, welche unschätzbare Dienste sie während jener dunkeln Periode dadurch leisteten, daß sie die ersterbende Asche der Gelehrsamkeit noch glimmend erhielten, und wie dankbar ihre Namen aufgezeichnet stehen in den Annalen fremder Länder, obgleich man ihrer in ihrer Heimath kaum mehr gedenkt. Es war in der That damals schon, wie seither immer, das eigenthümliche Schicksal Irlands, daß seine Söhne in Talenten sowohl als in dem Ruhm, welcher deren ehrender Lohn ist, weit glänzendere Triumphe im Ausland als zu Haus errangen; denn während von den Vielen, die ihre Arbeiten auf ihr Heimathland beschränkten, nur Wenige solche Erinnerungen zurückgelassen, welche den Ruhm begründen, haben solche, die das Licht ihres Talents und Eifers über fremde Länder leuchten ließen, nicht nur sich selbst einen bleibenden Namen gestiftet, sondern auch ihr Land an ihrem Ruf Theil nehmen lassen, indem sie für dasselbe den edeln Namen gewannen: „die Insel der Heiligen und der Gelehrten," den sie während der Nacht, die das übrige Europa bedeckte, so lang und so stolz trug. So wurden die Arbeiten des großen Missionärs, St. Columbanus, nach seinem Tode noch in Frankreich und Italien kräftig fortgesetzt von den Schülern, die ihn aus Irland begleiteten oder ihm nachfolgten; und sein Liebling Gallus, dem er sterbend seinen geistlichen Hirtenstab vermachte, wurde der Stifter einer Abtei in der Schweiz, die im 13ten Jahrhundert zu einem Fürstenthum erhoben wurde, während das zu ihr gehörige Gebiet durch alle Wechsel der Zeiten hindurch den Namen St. Gallen behielt. Die Fremden, welche Irland besuchten, um sich den Studien zu widmen, wurden alle aufs freundlichste aufgenommen und umsonst mit Nahrung, Büchern und Unterricht versorgt. Während von England Schaaren herüber kamen, und sich entweder dem Mönchsleben widmeten, oder die Zellen der verschiedenen Klöster besuchten, um sich allgemeine Kenntnisse zu erwerben, wurden, aus gleicher Absicht, irische Gelehrte nach England eingeladen. Die Insel Hy, von irischen Mönchen bewohnt, versah alle nördlicheren Gegenden mit Lehrern, und die Ernennung dreier geborner Irländer nacheinander für den neuen Bischofsitz von Lindisfarne zeigt, mit welcher Dankbarkeit die northumberischen Fürsten dieser Zeit die Verdienste dieses Volks anerkannten. Um diese Zeit fand eine große Disputation statt über die Zeit der Feier des Osterfestes, in Whitby, in Anwesenheit zweier Könige, Vater und Sohn, Oswin und Alchfrid, welche selbst entgegengesetzter Meinung waren, zwischen dem irischen Bischof Colman einerseits, und dem die Ansicht der römischen Kirche vertheidigenden Priester Wilfrid andrerseits. Die Disputation wurde in einem Kloster gehalten, das unter der trefflichen Aebtissi Hilda stand; die Debatten wurden in irischer und angelsächsischer Sprache geführt, und der englische Bischof Cead machte den Dolmetscher zwischen den Parteien; der ganzen Verhandlung fehlte nur ein würdigerer oder wichtigerer Gegenstand der Erörterung, um sie höchst interessant und ergreifend zu machen. — — Nähern wir uns der Mitte des achten Jahrhunderts, so haben die literarischen Annalen des Landes eine weit kleinere Anzahl ausgezeichneter Namen aufzuweisen. Aber, wie sparsam auch, sie waren doch die einzigen, oder die vorzüglichsten Lichter ihrer Zeit. Geister, die ihrer Zeit vorauseilten, haben immer einen doppelten Antheil von Ruhm erhalten und behauptet, und es ist in dieser Periode Ein ausgezeichneter Irländer, dessen Name, wegen der Dunkelheit, in welcher er aufglänzte, fortdauernd im Andenken bleiben wird, wenn die von weit minder Begabten werden in Vergessenheit gesunken seyn. Virgilius, dessen eigentlicher Name Feargil oder Feargal gewesen seyn soll, trat zuerst als Missionär im Ausland auf, ums Jahr 746, wo er in Frankreich die Aufmerksamkeit und Freundschaft Pipins, des Vaters Karls des Großen, gewann, und sein Hausgenosse in seinem Sitz zu Compiegne an der Oise wurde. Von da ging er mit Empfehlungsbriefen seines Gönners nach Bayern zum Herzog Odilo. Mit Bonifacius, Bischof von Mainz, kam er in eine Collision, die der Papst u seinen Gunsten entschied, was den Bonifacius so erbitterte, daß er ihn dem Papst als ketzerischen Irrlehrer schuldig oder verdächtig denuncirte. Unter den Anklagen war die bedeutendste die, daß der irische Abt behauptete: „es gebe noch eine andere Welt und andere Menschen unter der Erde." Die Sache verhielt sich so, daß Virgilius mit seinem scharfsinnigen Geist aus den Kenntnissen, die er sich in den irischen Schulen erworben, wo geographische und philosophische Studien eifriger betrieben wurden als in irge d einem Theil der westlichen Länder, sich den Schluß gebildet hatte, daß die Erde eine sphärische Gestalt habe, und es mithin nothwendig Antipoden gebe. Die Anklage, wegen welcher der gelehrte Abt mag Mittel gefunden haben sich zu reinigen, hatte indeß so wenig eine nachtheilige Folge für ihn, daß er bald zum Bischof von Salzburg ernannt wurde, und im Jahr 1233 wurde er vom Papst Gregor IX canonisirt. — —

(Fortsetzung später.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 45.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 April 1839.

An ein Tauſendſchönchen,
als er es mit dem Pfluge umkehrte.

Von Burns.

Beſcheidnes Blümchen, weiß und roth,
Begegnend mir, biſt du bedroht,
Im Staub muß finden ſeinen Tod
Dein zarter Stiel,
Dich retten kann kein Machtgebot,
Du klein Juwel.

Ach 's iſt nicht deine Nachbarin,
Die Lerche, die dir oft erſchien,
Umflatternd nieder dich zu ziehn
Mit fleck'ger Bruſt,
Und ſteigend grüßt in frohem Sinn
Den Purpurroſt.

Kalt blies der Wind aus Nordens Thor
Auf deinen frühen Farbenflor,
Doch freudig keimteſt du empor
Im rauhen Sturm,
Kaum ragte aus der Erde vor
Die zarte Form.

Die Gartenblumen ſchieden früh,
Und Holz und Mauer ſchützen ſie;
Doch du, geſchützt, ich weiß nicht wie,
Von Scholl und Stein,
Noch zierſt das Stoppelfeld dahie
Du ganz allein.

Von ſchwachen Blättchen nur umlaubt,
Die Bruſt der Sonne nicht beraubt,
Erhebſt zu dem beſcheidnes Haupt
Demüthiglich;
Doch nun der Pflug dir Boden raubt,
Zerſtört er dich.

So iſt das Loos der ſtillen Maid,
Der Blume in der Einſamkeit,
Bethöret durch Argloſigkeit
Der Liebesgluth,
Bis ſie, wie du, ſchon früh entweiht
Im Staube ruht.

Das iſt des biedren Barden Loos
In rauher Lebenswellen Schooß,
Durch Andres als durch Klugheit groß,
Bis ihn bezwingt
Der Wogen Wuth, des Sturmes Stoß,
Und er verſinkt.

Solch Loos wohl oft ein Adler litt,
Der lang mit Sorg' und Mangel ſtritt,
Bis Menſchenſtolz ihn niedertritt
In endes Weh,
Daß er, im bittren Kampf damit,
Gequält vergeh'.

Ich ſelber, der ich es bewein',
Des Tauſendſchönchens Loos iſt mein:
Verderbens Pflugſchaar bricht herein,
Entblättert mich,
Und in ihr dunkles Grab ſchlingt ein
Die Furche mich.

Afton.

Von Demſelben.

Fließ, Afton, an grünenden Ufern entlang,
Fließ ſanfter, es tönet für dich mein Geſang;
Marie, ſie ſchlummert an murmelnder Fluth,
Fließ ſanfter, o Afton, wo träumend ſie ruht.

Waldtaube, die lauter du girrſt durch die Kluft,
Wildpfeifende Amſeln in dornichter Schluft,

Grünlöckiger Kibitz, o ſchweig mir zu Lieb',
Ich bitte euch, ſtört nicht mein ſchlummerndes Lieb.

Wie reizend, o Aſton, die Hügel am Thal,
Durchblitzt von gewundener Bäche Kryſtall;
Steht hoch ſchon die Sonne, da wandle ich hier
Die Heerd' und die Hütte Mariens vor mir.

Wie glänzet an Ufern, in Schluchten das Grün,
Wo wild in dem Waldland die Primeln erblühn;
Beſchattet doch oft, eh der Abend entwich,
Hier duftend die Birke Marien und mich.

Wie hell ſich, o Aſton, dein Waſſer ergießt,
Und ſchlängelnd die Hütte Mariens umfließt;
Wie ſcherzend die Fluth ihr umſpület den Fuß,
Wann Blumen ſie pflückend ſich wagt in den Fluß.

Fließ, Aſton, an grünenden Ufern entlang,
Fließ ſanfter, mein Fluß, den ſo oft ich beſang.
Marie ſie ſchlummert an murmelnder Fluth,
Fließ ſanfter, o Aſton, wo träumend ſie ruht!

J. Graf Rieſch

Neuere ſpaniſche Lyrik.

(Fortſetzung.)

In dieſer Zeit der allgemeinen Reform war für den Aufſchwung der Poeſie niemand von größerer Bedeutung als Don Nicolas Moratin. Eine lebhafte Phantaſie, ein ſeltener Geſchmack und Tact, das Schöne herauszufinden, wo es ihm immer begegnen mochte, eine unermüdliche Thätigkeit und bei dem Allem eine glühende Vaterlandsliebe waren die hervorſtechendſten Eigenſchaften jenes ausgezeichneten Mannes. Er verkannte den geſunkenen Zuſtand nicht, in welchem ſich damals die ſpaniſche Poeſie befand, und ſuchte ihm dadurch aufzuhelfen, daß er den um jene Periode in dem ganzen gebildeten Europa herrſchenden Geſchmack in ſein Vaterland einführte, wo gar keiner war. Er hielt für das einzige und ſicherſte Mittel, gegen die hergebrachten Ausſchweifungen und Abgeſchmacktheiten eine ſtrenge Beobachtung gewiſſer Regeln und des Anſtandes, ohne darum das Verdienſt großer Geiſter in der Nation zu verkennen. Er wollte nicht ſogleich und auf einmal die Spanier in Franzoſen verwandeln, aber er hielt es nicht für unmöglich, die Gravität und den Prunk der alten caſtiliſchen Poeſie mit der Glätte und Regelmäßigkeit der neuen franzöſiſchen Schule zu verbrüdern. Mit Einem Worte: er war Spanier und ganz Spanier. Und als er einſt von einem Freunde erſucht wurde, ihm anzugeben, welche claſſiſche Dichter und aus welcher Nation er ſie vorzugsweiſe wählen ſolle, um ſich eine auserleſene Bibliothek anzulegen, antwortete er ihm: Griechen und Spanier, Lateiner und Spanier, Italiener und Spanier, Franzoſen und Spanier, Engländer und Spanier. Darum ſuchte er auch nicht allein die beſten unter den caſtilianiſchen Dichtern nachzuahmen, ſondern verſchmähte auch nicht, ſich der populären Formen ſeiner Nation zu bedienen. Was denn die lyriſche Poeſie insbeſondere betrifft, ſo mußte dem zu Folge Moratin ihr Gedeihen weſentlich fördern. Und während er ſie unter der Behandlung unwiſſender Schriftſteller gemein und nichts beſagend angetroffen hatte, verließ er ſie elegant, blühend, pathetiſch, gebildet und wohlklingend, eine ebene Bahn für ſeine Nachfolger.

Um jene Zeit kamen Moratin, Ayala, Cerdá, Rios Cadalſo, Pnieda, Ortega, Pizzi, Muños, Tomas de Iriate, Guevara, Signorelli, Conti, Bernascone und andere Gelehrte häufig in dem Gaſthauſe San Sebaſtian zuſammen; ſie hatten zu dieſem Zwecke ein eigenes Appartement mit dem nöthigen Zubehör zur Feier ihrer Zuſammenkünfte gemiethet, in welchen, dieß war das einzige Statut, nur vom Theater, von Stiergefechten, Liebe und Poeſie geſprochen werden durfte. Man las daſelbſt die beſſern Tragödien der franzöſiſchen Bühne, die Satyren und die Poetik Boileau's, die Oden von Rouſſeau, viele Sonette und Canzonen von Frugoni, Filicaja, Chiabrara, Petrarca und einige Geſänge des Arioſt. Cadalſo las ſeine Cartas Marruecas, Iriate einige ſeiner Werke, Ayala den erſten Band der Lebensbeſchreibungen berühmter Spanier, die er ſich vornahm, unter dem Titel ſpaniſcher Plutarch herauszugeben, und die Tragödien das zerſtörte Numanz und Abidis. Man las ebenſo einige Bände des ſpaniſchen Parnaſſes, und die Kritik, zu welcher dieſe Vorleſung Veranlaſſung gab, erweckte in Moratin und Ayala den Gedanken, eine Schrift anzufertigen und herauszugeben unter dem Titel: Kritiſche Reflexionen, gerichtet an den Sammler des Parnaſſes Don Juan Lopez Sedano. Auf Moratins Bitten aber ſtanden ſie von dieſem Vorhaben, obgleich es von der Geſellſchaft gebilligt wurde, ab, um den Sammler nicht in einem ſo patriotiſchen Unternehmen zu entmuthigen, ſo wenig auch mit dem gehörigen Geſchick dabei verfahren wurde. Kurz die glänzendſten Geiſter des Hofs vereinigten ſich in dieſer Geſellſchaft, um der ſpaniſchen Literatur aufzuhelfen, durch Erforſchung und Feſtſtellung tüchtiger Grundlagen der Kritik, durch das Studium claſſiſcher Werke, nicht nur der Franzoſen, ſondern auch der übrigen gebildeten Nationen, und durch Benützung dieſer Mittel bei der Anfertigung ihrer eigenen Werke.

Unter den Mitgliedern dieſer Geſellſchaft zeichnete ſich als lyriſcher Dichter auch der Oberſt Don José de Cadalſo aus. Dieſer Freund, Verehrer und Beſchützer Moratins verfolgte dieſelbe Bahn mit gleichem Eifer und Patriotismus, indeß mit weit weniger Talent, weßhalb er ſich denn auch weit nicht die Unabhängigkeit ſeines Freundes bewahrte; man kann an ihm bereits bemerken, daß die Tendenz fremder Nachahmung weit ausgeſprochener hervortritt, wiewohl er auch nicht unterließ, einheimiſche, claſſiſche Autoren nachzubilden, beſonders Villegas, Gongora und Quevedo.

Durch die Bemühungen dieſer beiden Dichter und einiger andern, welche in ihre Fußſtapfen traten, faßte der neue Geſchmack ſo feſte Wurzel im ſpaniſchen Boden, daß auch ein ſo

hartnäckiger und eifriger Verfechter des alten Geſchmacks, wie Don Vicente Garcia de la Huerta ſich umſonſt bemühte, jenes fremde Gewächs wieder aus ſeinem Vaterlande auszujäten. Freilich war die Neigung der Zeit, in welcher er lebte, ſeinen Planen nicht eben günſtig, da ſich bereits mit Rieſenſchritten in Spanien der Geiſt der Reform und das Streben, ſich auf gleiche Höhe mit andern gebildeten Nationen Europa's zu ſtellen, verbreitet hatte; außerdem konnte auch Huerta's Anmaßung, Parteilichkeit und geringe Kenntniß zum Gelingen ſeiner guten Sache nicht eben förderlich ſeyn. Er vertheidigte ohne Unterſchied mit theils unwürdigen, theils abgeſchmackten Gründen Gutes und Schlechtes, wenn es nur alt war; er erklärte den Neuerern, die er Transpyrenäer, Schurken und Räuber nannte, offenen Krieg und ſchleuderte auf ſie Sonette, Fabeln und Octaven, die wie die meiſten ſeiner übrigen poetiſchen Producte in ſchwulſtigem gongoriſchem Styl geſchrieben ſind. Seine Gegner, die antihortenſiſchen Dichter, wie er ſie nannte, verſäumten nicht, ihm ſeine Angriffe zurückzugeben; es regnete über ihn mit Flugſchriften, Satyren und Epigrammen bekannter und unbekannter Autoren, und alle glaubten die Vernunft und den guten Geſchmack an den Anfällen eines tollkühnen Wilden rächen zu müſſen, der eine ſo entſchiedene Mißachtung gegen die Quellen der Bildung und Kritik äußerte, aus welchen ſie in heiligem Eifer ihren Trank holten. So mußte Huerta trotz ſeines ehrenwerthen Patriotismus und ſeiner nicht gemeinen Talente zuletzt den Anhängern der neuen Schule weichen. Sie behielten das Feld und Huerta beſchloß ſeine Arbeiten mit einer Ueberſetzung der Zayra und beugte ſich, wenigſtens äußerlich dem Geſchmack und den Anſichten, gegen welche er ſo lange und ſo beharrlich angekämpft hatte. Indeß waren durch die literariſche Bewegung, die er mit ſeinen Streitigkeiten und Debatten nach allen Seiten aufregte, ſeine Gegner genöthigt, durch ihre eigenen Werke zu beweiſen, daß die neue Schule mit der alten zu wetteifern vermöge, und ſchon durch dieſen Umſtand bleibt ihm für immer ſeine Stelle in der Geſchichte der ſpaniſchen Poeſie geſichert.

(Fortſetzung folgt.)

Der Mönch.

Eine Kiew'ſche Erzählung.

(Schluß.)

12.

Mit Thränen, tiefer Reue voll,
Trat ich in Euer Kloſter ein;
Vernichtet hatt' ich ſündenvoll
Des Herzens heil'gen Hoffnungsſchein.
Sanft konnte ich mein Aug' erheben
Im Glauben, — ach! der Troſt im Leben,
Mit dem Verbrechen ſchwand er mir!
Jetzt konnte nicht mehr Troſt mir geben
Das Grab, das Jenſeits! — Aufgegeben
Hatt' ich das Wiederſehn mit ihr!
Ich meinte, Vater! hier bei Euch
Den Zorn des Himmels zu verſöhnen,
Zu nahn mich wieder Gottes Reich
Durch ſtrenge Buße und durch Thränen.
Doch ſelbſt im heil'gen Kloſter höre
Ich immerfort des Sturmes Hall,
Der mich umbraust ſeit meinem Fall:
Ich fühl' des Strafgerichtes Schwere,
Mit unnennbaren Qualen zeiget
Verzweiflung mir der Theuern Bild,
Mein Buſen iſt von ihr erfüllt!
Im brünſtigen Gebete neiget
Der Mund ſich zu ihr, — doch mein Herz
Wagt nicht zu ihr ſich zu erheben,
Es könnte ſie mein wüſtes Schmerz
Entweihen ja in jenem Leben.
O Himmel! als ich rein von Blut,
War meine Liebe auch noch rein.
Da dachte ich mit frommen Muth:
Einſt wird im Himmel ſie ja mein!
Jetzt hat die Sünde, das Verderben
Auf ewig mich von ihr getrennt,
Beglücken kann mich nicht das Sterben, —
Das iſt's, was qualvoll mich hier brennt!
Hier auf dem Stroh, in kalter Zelle,
Am Kreuze hab' ich keine Thränen,
Mich martert hier die Qual der Hölle,
Ich pein'ge mich in Liebesſehnen.
Wie Gift, ſo fiedet mir im Herzen
Der Leidenſchaften Raſerei;
Die alten, halbvernarbten Schmerzen,
Sie bluten in der Bruſt aufs neu!
Und in den ſtillen Nächten klang
Des Sünders Heulen, gräßlich bang.

13.

Als geſtern ich um Mitternacht
In Todesgrauſen aufgewacht,
Sank ich, die Bruſt von Qual erfüllt,
Vor meines Heil'gen Gnadenbild
Und flehte, Thränen auf den Wangen,
Das Herz von Todesſchuld beladen,
Zu Gott, dem Vater aller Gnaden,
Er möge mich aus tiefem Bangen
Barmherzig löſen und vergeben
Den grauſen Mord, den ich begangen.
Da ſegensvoll herniederſchweben,
Von überird'ſchem Glanz umwoben,
Sah einen Engel ich von droben
Und fühlt' von heil'ger Scheu mich beben:
Aus meiner Seele ſchwand die Pein;

Die Lampe in der kleinen Zelle
Verbreitete nur schwache Helle,
Und in dem ungewissen Schein
Stand, in ein Leichenkleid gehüllt,
Sie vor mir, die mein Herz erfüllt.
Wie in der Herbstnacht Sterne flimmern,
Sah ihrer Augen Licht ich schimmern.
Zu täuschen glaubt' ich selber mich.
Ein Traum vielleicht, der schnell verschwindet,
Wie er sich schnell dem Nichts entwindet?
Ach nein, ich wachte sicherlich!
Das Antlitz, unverhüllt zu sehen,
Ich kannt' es wieder, jugendlich,
Wie Frühlingssonnenschein so schön!
Ihr Lächeln, heiterm Himmel gleich!
Die schwarzen Locken, die so reich
Wie dunkle Nacht das Haupt umzogen,
Zur weißen Brust herniederwogen. —
Ach! alles, alles kannt' ich ja!
Mein Leben, lebend stand es da!
Und Worte tönten aus dem Munde,
Wie bess'rer Zeiten süße Kunde, —
Der Blick, so liebevoll und warm,
Den holden Knaben in dem Arm.
Sie war's! Vergebung bracht' sie mir!
Da stürzt' ich auf sie zu, — zu ihr,
An meinen Busen sie zu pressen;
Doch ach! vielleicht wohl zu vermessen
War mein Beginnen, denn kein Schlag
Des Herzens bebte mir entgegen,
Kalt blieb ihr Bild und ohne Regen.
Es schwand im Nebel nach und nach
Nur leere Luft konnt' ich umfangen,
Die Arme sanken mir hernieder,
Und Angst und bittern Zweifels Bangen
Erfüllte meinen Busen wieder.
War mein Gebet denn nicht vernommen
Am ew'gen Thron? Sie nicht gekommen,
Um mir Verzeihung zu verkünden?
Sollt' ich noch keine Gnade finden?
Vielleicht stiegst du zu mir herab,
Noch einmal deinen Freund zu sehn,
Eh' ihn auf immerdar das Grab
Von dir getrennt im Todeswehn? —
Der Mönch kniet auf sein Lager nieder.
Der Schmerz erstickt der Worte Klang.
Dann blitzt sein todtes Auge wieder,
Nach oben blickt er fest und lang;
Die Hände streckt er vor sich hin,
Dann ruft er, wie mit heiterm Sinn:
„Du kommst! jetzt ist der Schmerz geendet!
„Du rufst! mein Loos hat sich gewendet!
„Ich seh' dich, holdes Angesicht!
„Jetzt ewig dein! Die Nacht wird licht!"

14.

Zwei Tage und zwei Nächte lang
Lag er an Leib und Seele krank,
Und betete und litt so schwer.
Und als die dritte Nacht gekommen,
Berief der heil'ge Abt die frommen
Ehrwürd'gen Brüder zu sich her.
Die letzte Stunde nahte sich
Und senkt' aufs Haupt des Kranken sich.
Da schritten in des Bruders Zelle
Die Mönche, Kerzen in der Hand,
Herein mit einem Grabgewand.
Ein Sarg stand an der Thüre Schwelle,
Traurig ertönt der Todtensang
Und füllt das Herz mit tiefem Leid
Durch seine Töne, trüb und bang.
Es fällt aufs schwarze, härne Kleid,
In das der Bruder eingehüllet.
Matt nur der Todtenkerzen Licht.
Dann, als des Mönches Auge bricht,
Der Tod die Schmerzen sanft gestillet,
Erschallt des Sterbgebetes Wort:
„Er ruh' in Frieden hier und dort!"
Den letzten Segen ihm zu reichen,
Macht drauf der Abt des Kreuzes Zeichen.
Die Glocke tönt mit ehrnem Munde
Dumpf dreimal in der nächt'gen Stunde,
Und auf des Flusses dunkeln Wogen
Wird weit ihr Schall ins Land gezogen
Zu einer Höhle in der Wüste,
Wo streng ein Klausner lebt' und büßte.
„Der Herr mit ihm!" so spricht der Greis
Und murmelt ein Gebet dann leis.
Der Fischer höret durch die Nacht
Die Glocke schallen und erwacht;
Das Kind verstummt, die Mutter schickt
Zum Himmel ein Gebet und drückt
Den Säugling an sich, — dann beim Schein
Des Herdes schläft sie wieder ein. —
Damals zog durch die dunkle Flur
Ein junges, schönes Paar in Liebe,
Mit heiteren Gesängen nur
Verbannte es des Lebens Trübe; —
Da tönt die Glocke dumpf und bang.
Sie machen still des Kreuzes Zeichen
Und bebend sieht man sie entweichen; —
In dunkler Nacht verhallt der Klang.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 April 1839.

Ein Weihnachtmährchen.

Von Dickens (Boz).

Die Geschichte von den Kobolden, die einen Todtengräber stahlen.

Den Pickwickiern sind kurze Erzählungen von verschiedenem Charakter hin und wieder eingestreut, und wir theilen hier den Lesern eine humoristisch mährchenhafte mit, welche ein muntrer Landgentleman seinen Gästen, Pickwick und dessen Freunden, erzählt. —

In einer alten Abteistadt, vor langen, langen Jahren — so vielen, daß die Geschichte wahr seyn muß, weil unsere Urahnen sie unbedingt glaubten, functionirte als Küster und Todtengräber auf dem Kirchhof ein Mann mit Namen Gabriel Grub. Es folgt keineswegs, daß einer, weil er ein Todtengräber und daher beständig von den Zeichen und Bildern der Sterblichkeit umgeben ist, darum ein mürrischer und trübseliger Mann seyn muß; die Leichenbesorger sind die lustigsten Leute von der Welt, und ich hatte einmal die Ehre, genau bekannt zu seyn mit einem solchen Leichenbeamten, der im Privatleben und außerhalb seiner amtlichen Verrichtungen solch ein komischer und spaßhafter kleiner Kerl war, wie nur je Einer ein Lied „der Teufel hol' die Sorgen!“ pfiff und sang, ohne daß ihm ein Wörtchen fehlte, oder ein tüchtiges Glas Grog ausleerte, ohne dazwischen Athem zu holen. Aber trotz solcher Beispiele vom Gegentheil war Gabriel Grub ein ungemüthlicher, griesgrämiger, finstrer Gesell — ein mürrischer und einsamer Mann, der mit Niemand verkehrte, als mit sich selbst und einer alten Weidenflasche, welche gerade in seine große, tiefe Westentasche paßte; und der jedes lustige Angesicht, das an ihm vorbeikam, mit solchem mißlaunigen und boshaften und sauren Gesicht ansah, daß man ihm gar nicht begegnen konnte, ohne daß es einem Wind und Weh wurde.

An einem Weihnachtabend, ein wenig vor Dämmerung, schulterte Gabriel seinen Spaten, zündete seine Laterne an, und machte sich auf den Weg, dem alten Kirchhof zu, denn er hatte bis zum nächsten Morgen ein Grab fertig zu machen; und da es ihm sehr schwächlich zu Muthe war, dachte er, es würde vielleicht seine Laune und Lebensgeister etwas heben, wenn er sein Werk sogleich vollendete. Wie er nun durch die alte Straße hinschritt, sah er das fröhliche Licht der glänzenden Feuer durch die alten Fenster schimmern und hörte das laute Lachen und fröhliche Lärmen der darum Versammelten; er bemerkte die geschäftigen Vorbereitungen zu der Lustbarkeit des nächsten Tages, und roch die zahlreichen schmackhaften Gerüche, die sich darauf bezogen, wie sie in Wolken aus den Küchenfenstern emporströmten. All dieß war für das Herz von Gabriel Grub wie Galle und Wermuth; und als Truppe von Kindern aus den Häusern hüpften, über die Straße trippelten, und ehe sie an der Thüre gegenüber anpochen konnten, von einem halben Dutzend krauslockiger kleiner Schelme verstärkt wurden, welche um sie her sich drängten, als sie die Treppen hinauf stürmten, um den Abend mit Weihnachtspielen sich zu vertreiben, da lächelte Gabriel grimmig, und packte die Handhabe seines Spatens mit festerem Griff, indem er an Masern, Scharlachfieber, Mundfäule, Keuchhusten und manche andere Krankheiten zu seinem Trost dachte.

In dieser glücklichen Gemüthsstimmung wandelte Gabriel weiter, die gutmüthigen Begrüßungen seiner Nachbarn, die dann und wann vorübergingen, mit einem kurzen, mürrischen Brummen erwiedernd, bis er in das dunkle Gäßchen einbog, das zum Kirchhof führte. Nun hatte sich Gabriel recht gesehnt, das dunkle Gäßchen zu erreichen, das die Stadtleute nicht gar gern betraten, außer beim hellen Tag, wenn die Sonne schien, weil es ein gar düstrer, trauriger Platz war; es verdroß ihn daher nicht wenig, als er einen jungen Zottelbären ein muntres Lied von einer fröhlichen Weihnacht in diesem Heiligthum brüllen hörte, welches das Sarggäßchen hieß, seit den Tagen der alten Abtei und der kahlgeschornen Mönche. Als Gabriel zuschritt und die Stimme näher kam, entdeckte er, daß sie einem kleinen Knaben gehörte, welcher dahersprang, um sich einer der kleinen Gesellschaften in der alten Straße anzuschließen, und der, theils

um ſich ſelbſt Geſellſchaft zu leiſten, theils um ſich würdig vorzubereiten, mit der höchſten Anſtrengung ſeiner Lungen das Lied ſang. So wartete Gabriel, bis der Knabe heran kam, drückte ihn dann in eine Ecke, und pufte ihn fünf oder ſechsmal mit ſeiner Laterne auf den Kopf, um ihn zu lehren, ſeiner Stimme mehr Modulation zu geben. Und als der Knabe weiter eilte, die Hand an den Kopf haltend und einen ganz andern Ton anſtimmend, da lachte Gabriel Grub ganz herzlich in ſich hinein und trat in den Kirchhof, das Thor hinter ſich ſchließend.

Er zog ſeinen Rock aus, ſetzte ſeine Laterne nieder, trat in das angefangene Grab und arbeitete daran etwa eine Stunde mit beſtem Eifer. Aber die Erde war hart vom Froſt, und es war nicht gar leicht, ſie aufzuwühlen und herauszuſchaufeln; und obgleich der Mond ſchien, war er doch noch ſehr jung und goß wenig Licht aus über das Grab, das im Schatten der Kirche lag. Zu jeder andern Zeit hätten dieſe Hinderniſſe den Gabriel Grub ſehr mißmuthig und unglückſelig gemacht; aber er hatte eine ſolche Freude, daß er dem kleinen Knaben das Singen vertrieben hatte, daß ihn die geringen Fortſchritte ſeines Werks wenig bekümmerten, und er, als er mit ſeiner Arbeit für dieſe Nacht zu Ende war, mit grimmiger Zufriedenheit in das Grab hinabblickte, und als er ſeine Sachen zuſammenraffte, vor ſich hin ſummte:

Ein braves Quartier hieß, ein ſtattliches Haus,
Ein paar Fuß kalte Erde, wenn's Leben iſt aus;
Ein Stein zu Häupten, ein Stein zu Füßen,
Ein Mahl, dran die Luft die Würmer büßen,
Ueberm Haupt faules Gras, feuchter Lehm in der Runde —
Ein braves Quartier das in geweihtem Grunde!

„Ho, ho!“ lachte Gabriel Grub, indem er ſich auf einen flachen Grabſtein ſetzte, der ein Lieblingsruheplatz von ihm war und zog ſeine Weidenflaſche heraus. „Ein Sarg um Weihnachten — ein Weihnachthäuschen. Ho, ho, ho!“ — Ho, ho, ho!“ wiederholte eine Stimme, die dicht hinter ihm erſcholl. Gabriel hielt einigermaßen erſchrocken inne, wie er gerade im Begriff war die Weidenflaſche an den Mund zu führen, und ſah ſich um. Der Grund des älteſten Grabes in der Runde war nicht ſtiller und ruhiger, als der Kirchhof in dem blaſſen Mondlicht. Der kalte Reif glitzerte auf den Grabſteinen und funkelte wie Reihen Edelſteine an den künſtlich gemeißelten Steinen der alten Kirche. Der Schnee lag hart und ſpröd auf dem Boden und breitete über die dichtgedrängten Erdhügel eine ſo weiße und glatte Hülle, daß es war, als ob Leichname hier lägen, nur von ihren Leintüchern bedeckt. Nicht das leiſeſte Kniſtern unterbrach die tiefe Stille der feierlich ernſten Scene. Der Ton ſelbſt ſchien wie eingefroren, ſo kalt und ſtill war Alles.

„Es war das Echo,“ ſagte Gabriel Grub, die Flaſche wieder zum Mund erhebend. „Es war es nicht!“ ſagte eine tiefe Stimme. Gabriel fuhr auf und ſtand wie angewurzelt vor Erſtaunen und Schrecken auf dem Platz, denn ſein Auge haftete auf einer Geſtalt, die ihm das Blut erſtarren machte. Auf einem aufrechten Grabſtein ganz nahe bei ihm ſaß eine ſeltſame, unirdiſche Geſtalt, die, wie Gabriel ſogleich empfand, kein Weſen von dieſer Welt war. Ihre langen phantaſtiſchen Beine, welche wohl den Boden erreicht hätten, waren hinaufgezogen, und in curioſer, phantaſtiſcher Weiſe übereinandergeſchlagen; ſeine ſehnigten Arme waren nackt und ſeine Hände ruhten auf ſeinen Knieen. An ſeinem kurzen, runden Leib trug er ein enganliegendes Kleid, mit kleinen Schlitzen geziert, und ein kurzer Mantel baumelte um ſeinen Rücken; der Kragen war in ſonderbare Spitzen geſchnitten, welche dem Geſpenſt ſtatt Krauſen oder Halstuch dienten, und ſeine Schuhe krümmten ſich an den Zehen in lange Schnäbel. Auf dem Kopf trug er einen breitkrämpigen Zuckerhut, mit einer einzigen Feder geſchmückt. Der Hut war von weißem Reif bedeckt, und das Geſpenſt ſah aus, als ob es auf dieſem Grabſtein ſeit zwei oder dreihundert Jahren ganz gemächlich ſäße. Es ſaß ganz ruhig; ſeine Zunge war, wie im Hohn, hervorgereckt, und er ſchaute den Gabriel Grub mit einem Grinſen an, wie es nur einem Kobold zu Gebot ſtand. „Es war nicht das Echo,“ ſagte der Kobold. Gabriel Grub war wie gelähmt und konnte nicht antworten. „Was macht Ihr hier am Weihnachtabend?“ ſagte das Geſpenſt finſter. „Ich kam hieher, um ein Grab zu graben, Sir,“ ſtammelte Gabriel Grub. — „Welcher Menſch wandelt unter Gräbern und auf Kirchhöfen herum in einer Nacht wie dieſe?“ ſagte das Geſpenſt. — „Gabriel Grub! Gabriel Grub!“ kreiſchte ein wilder Chor von Stimmen, welche den Kirchhof zu erfüllen ſchienen. Gabriel ſah ſich furchtſam um — nichts war zu ſehen. — „Was habt Ihr in dieſer Flaſche?“ — fragte das Geſpenſt. — „Holländer, Sir,“ verſetzte der Todtengräber, mehr als je zitternd, denn er hatte ihn von den Schmugglern gekauft, und dachte, der Frager könnte leicht dem Acciſe-Departement in der Geſpenſterwelt angehören. „Wer trinkt Holländer, allein und auf einem Kirchhof, in einer Nacht wie dieſe?“ ſagte das Geſpenſt. — „Gabriel Grub, Gabriel Grub!“ riefen wieder die wilden Stimmen. Der Kobold ſchaute den geängſteten Todtengräber mit einem boshaften Blick an und rief: „Und wer iſt denn nun unſere rechtmäßige Beute?“ — Auf dieſe Frage antwortete der unſichtbare Chor in einer Weiſe, welche erkünte wie die Stimmen von vielen Sängern, die zu dem mächtigen Brauſen der alten Kirchenorgel ſangen — einer Weiſe, die dem Ohr des Todtengräbers ſchien von einem ſanften Lüftchen zugetragen zu werden, und dahinzuſterben, als ſein ſanfter Hauch ſich verlor — aber der Inhalt der Antwort war derſelbe wie zuvor: „Gabriel Grub, Gabriel Grub!“

Das Geſpenſt grinſte mit noch ärger geflettſchtem Mund als zuvor, als es ſagte: „Nun, Gabriel, was ſagt Ihr hiezu?“ Der Todtengräber ſchnappte nach Athem. — „Was denkt Ihr hiezu, Gabriel!“ ſagte das Geſpenſt, ſeine Füße in der Luft zu beiden Seiten des Grabſteins in die Höhe ſchleudernd, und die gekrümmten Schnäbel ſeiner Schuhe mit ſolchem Wohlgefallen betrachtend, als ob er das modiſchſte Paar von Wellingtonsſtiefeln in der ganzen Bondſtreet vor ſich hätte. — „Es iſt — es iſt — ſehr ſonderbar, Sir,“ erwiederte der Todtengräber, halb todt vor Angſt, — „ſehr ſonderbar, und ſehr artig, aber ich glaube ich will zurückgehen und mein Werk vollenden, Sir, wenn Ihr es erlaubt.“ — „Werk!“ ſagte der Kobold, „was

für ein Werk?" — „Das Grab, Sir, das Grab zurecht zu machen," ſtammelte der Todtengräber. — „Oh! das Grab, he?" ſagte der Kobold, „wer macht denn Gräber zu einer Zeit, wo alle andern Menſchen fröhlich ſind, und hat ſogar eine Freude daran?" — und wieder antworteten die geheimnißvollen Stimmen: „Gabriel Grub! Gabriel Grub!"

„Ich fürchte, meine Freunde haben ein Verlangen nach Euch, Gabriel," ſagte der Kobold, ſeine Zunge noch weiter als je herausſtreckend — und eine entſetzliche Zunge war es — „ich fürchte, meine Freunde haben ein Verlangen nach Euch, Gabriel," ſagte der Kobold.

„Mit Vergunſt, Sir," ſagte der von Entſetzen gefaßte Todtengraber, „ich glaube und hoffe das nicht, Sir; ſie kennen mich nicht, Sir; ich glaube, die Herren haben mich nie geſehen, Sir."

„Oh, ja! ſie haben," verſetzte das Geſpenſt, „wir kennen wohl den Mann mit dem grämlichen Geſicht und dem grimmigen Grinſen, der heut Nacht die Straße herab kam, und ſeine böſen Blicke auf die Kinder warf, und ſeinen Todtengräberſpaten feſter anpackte. Wir kennen den Mann, der den Knaben ſchlug in der neidiſchen Bosheit ſeines Herzens, weil der Knabe fröhlich ſeyn konnte, und er konnte es nicht. Wir kennen ihn, wir kennen ihn."

Hier ſtieß das Geſpenſt ein lautes, gellendes Gelächter aus, das vom Echo zwanzigmal wiederholt wurde, warf ſeine Beine in die Luft hinauf und ſtand auf ſeinen Kopf, oder vielmehr auf der äußerſten Spitze ſeines Zuckerhuts, auf der ſchmalen Fläche des Grabſteins, von wo er dann mit außerordentlicher Behendigkeit einen Burzelbaum ſchoß, rechts zu den Füßen des Todtengräbers, wo er ſich dann hinpflanzte in der Stellung, in welcher die Schneider gewöhnlich auf dem Werkſtatttiſch ſitzen.

„Es thut — thut — mir leid, ich muß Euch verlaſſen, Sir," ſagte der Todtengräber, indem er einen Verſuch machte, wegzukommen. — „Uns verlaſſen!" ſagte der Kobold, „Gabriel Grub will uns verlaſſen. Ho, ho, ho!" Als der Kobold ſo lachte, bemerkte der Todtengräber einen Augenblick eine glänzende Illumination hinter den Fenſtern der Kirche, als ob der ganze Bau erleuchtet wäre; ſie verſchwand, die Orgel ſtimmte eine lebhafte Melodie an, und ganze Schaaren von Kobolden, alle dem erſten ähnlich, ſtrömten auf den Kirchhof und fingen an, Bocksſpringens mit den Grabſteinen zu ſpielen; keinen Augenblick blieben ſie ruhig ſtehen, um Athem zu ſchöpfen, ſondern über die höchſten, einen um den andern, ſprangen ſie mit der wunderbarſten Behendigkeit weg. Der erſte Kobold war ein ganz erſtaunlicher Springer, und keiner von den andern konnte es ihm gleich thun; ſelbſt in ſeinem unmäßigen Schrecken konnte der Todtengräber nicht umhin zu bemerken, daß während ſeine Geſellen ſich begnügten, über die gewöhnlichen Grabſteine wegzuſpringen, der erſte über die Familienbegräbniſſe, eiſernen Geländer und Alles mit ſolcher Bequemlichkeit hinüberſetzte, als wären es bloße Straßenpfoſten und Eckſteine. Zuletzt gedieh das Spiel zu höchſt aufgeregter Lebendigkeit; die Orgel ſpielte ſchneller und ſchneller, und die Kobolde ſprangen raſcher und raſcher, wickelten ſich auf, kugelten kopfüber auf dem Boden hin und hüpften über die Grabſteine hin wie Bälle. Des Todtengräbers Hirn begann auch zu wirbeln beim Anblick dieſer unerhörten Beweglichkeit, und ſeine Beine ſchwankten unter ihm, wie die Geiſter vor ſeinen Augen vorbeiflogen, als der Koboldkönig plötzlich auf ihn los kam, ihm die Hand auf den Kragen legte, und mit ihm durch die Erde verſchwand.

Als Gabriel Grub Zeit gefunden, wieder Athem zu holen, der ihm bei der Schnelligkeit ſeiner Niederfahrt einen Augenblick abhanden gekommen war, befand er ſich, wie es ſchien, in einer Art von geräumiger Höhle, auf allen Seiten von Schaaren häßlicher und grimmig ausſehender Kobolde umgeben; im Mittelpunkt des Gemachs, auf einem erhöhten Sitz, ſaß ſein Bekannter vom Kirchhof; und dicht neben ihm ſtand Gabriel Grub ſelbſt, unfähig ſich zu rühren.

„Eine kalte Nacht heut," ſagte der König der Kobolde, „ſehr kalt. Ein Glas warmes Getränk her!" — Auf dieſen Befehl hin verſchwanden haſtig ein halb Duzend dienſtbefliſſener Kobolde, mit einem beſtändigen Lächeln auf dem Geſicht, welche Gabriel Grub aus dieſem Grund für Hofleute hielt, und kehrten augenblicklich wieder zurück mit einem Pocal flüſſigen Feuers, den ſie dem König reichten. „Ha!" ſagte der Kobold, deſſen Wangen und Kehle ganz durchſichtig wurden, wie er die Gluth hinunter ſchüttete, „das wärmt Einen! wahrhaftig! bringt einen Becher vom gleichen für Herrn Grub." Umſonſt betheuerte der unglückliche Todtengraber, daß er des Nachts nie etwas Warmes zu ſich zu nehmen pflege; denn einer der Kobolde hielt ihn feſt, während ein anderer das flammende Naß ihm den Hals hinunter goß, und die ganze Verſammlung kreiſchte vor Lachen, wie er huſtete und ſtickte und ſich die Thränen abwiſchte, die ihm reichlich aus den Augen ſtrömten, nachdem er den brennenden Trank hinuntergeſchlungen.

„Und jetzt," ſagte der König, indem er mit einer phantaſtiſchen Bewegung das ſpitzzulaufende Ende ſeines Zuckerhutes dem Todtengräber ins Aug kehrte und ihm damit einen Höllenſchmerz verurſachte — „und nun zeigt dem Mann des Jammers und Mißmuths einige Bilder aus unſerm großen Schatzhaus." — Wie der Kobold dieß ſagte, rollte eine dicke Wolke, welche den hintern Theil der Höhle verdunkelte, allmählich zurück, und ließ, dem Anſchein nach in großer Entfernung, ein kleines und armſelig eingerichtetes, aber ſauberes und nettes Gemach ſehen. Ein Haufen kleiner Kinder war verſammelt um ein fröhlich lodernde Feuer, die ſich an ihrer Mutter Rock klammerten und um ihren Stuhl herum ſich drängten. Die Mutter ſtand von Zeit zu Zeit auf und zog den Fenſtervorhang zurück, als ob ſie nach Jemand Erwartetem hinausſchaute; eine frugale Mahlzeit war ſchon auf dem Tiſch aufgeſtellt und ein Lehnſtuhl ſtand neben dem Feuer. Ein Pochen an der Thüre ward gehört; die Mutter öffnete, und die Kinder drängten ſich um ſie her und klatſchten in die Hände vor Freude, als der Vater eintrat. Er war durchnäßt und müde, und ſchüttelte den Schnee von ſeinen Kleidern, als die Kinder ihn umringten, und ſeinen Mantel, Hut, Stock, Handſchuhe mit geſchäftigem Eifer ergriffen, und damit aus dem Zimmer rannten. Dann als er

ſich zu ſeinem Eſſen ans Feuer ſetzte, kletterten die Kinder ihm an den Knieen herum, und die Mutter ſaß neben ihm und alles ſchien lauter Glück und Zufriedenheit.

(Schluß folgt.)

Neuere ſpaniſche Lyrik.

(Fortſetzung.)

Es war damals ganz die Zeit für ſolche Streitigkeiten. Die Ehre und Begünſtigung, welche unter der Regierung Karls III Künſte und Wiſſenſchaften genoſſen, die Preiſe, welche die ſpaniſche Akademie auf Werke der Beredſamkeit und Dichtkunſt ausſetzte, der Concurs, welchen die Stadt Madrid eröffnete, um den 1783 mit England zu Stande gekommenen Frieden poetiſch zu feiern, die öffentliche Aufmerkſamkeit und das Intereſſe an geiſtigen Producten, wie ſie in ſolchen glücklichen Zeiten zur Veredlung und Verſchönerung der ſocialen Zuſtände beitragen, und tauſend andere Dinge hatten Fleiß und Talente angeregt, aber auch Wetteifer und Rivalität geweckt. Verſchiedene ſtrebten nach dem Sieg und dem erſten Range, aber ſtatt ſich denſelben durch wirklich ausgezeichnete Werke des Geiſtes und Wiſſens zu erwerben, wollten ſie ihn einander mit kleinlichen Streitigkeiten, Ränken und Zank entreißen.

Huerta ſtand, wie geſagt, gegen alle, und alle gegen Huerta; Forner gegen Iriarte, Iriarte gegen Forner, die Vertheidiger der ſpaniſchen Literatur gegen ihre Tadler und dieſe gegen jene. Worüber ſchrieb, worüber ſtritt man nicht alles? Die Preſſen waren in voller Thätigkeit, die Zeitungen wimmelten von Streitſchriften, Satyren und Epigrammen, welche die ſpaniſchen Schöngeiſter aufeinander ſchleuderten ohne andern Grund, als um einander in Miscredit zu bringen, wobei die Kunſt entwürdigt und die Zeit auf eine jämmerliche Weiſe verſchleudert wurde.

Das Aergerniß und der Schaden, den dieſe endloſen Debatten verurſachten, wurde jedoch theilweiſe vergütet durch die Regſamkeit, welche ſich durch dieſen kleinen Krieg dem Geiſte der Literatur mittheilte, durch den Fortſchritt, welchen die Kunſt der Kritik und der Beweisführung dabei machte, und durch die Forſchungen und Entdeckungen auf dem Felde der Kritik und der Geſchichte; denn nur durch Kampf gelangt man zum Sieg, durch Uebung der Kräfte zum feſten Stand, durch Läuterung des Falſchen zur Wahrheit; das Gute, das Schöne, alles was hinreichendes Lebensprincip in ſich hatte, blieb trotz des Widerſpruchs und der Bosheit, während das Schlechte, Häßliche, Weſenloſe in ſich ſelbſt zuſammen ſank und in gerechter Vergeſſenheit begraben liegt.

Unter den Dichtern der damals herrſchenden Schule zeichneten ſich vornehmlich aus Don Tomas de Iriarte und Don Felix Maria Samaniego. Sie ſind bemerkenswerth durch ihre Eleganz, Klarheit, Ungezwungenheit und Einfachheit, und haben den ſpaniſchen Parnaß mit ihren Fabeln bereichert, einer Gattung der Poeſie, welche ſeit dem Mittelalter in Spanien wenig angebaut, ja faſt ganz verlaſſen war.

Dieſem leichten und einfachen Geſchmack, welchen dieſe beiden Dichter eingeführt und geltend gemacht hatten, folgten die ſcherzhaften Epigrammatiſten Don Francisco Gregorio de Salas und Don Leon de Arroyal, Don Vicente Maria Santibañez, der nicht ſehr glückliche Ueberſetzer von Pope's Heroide, der Marques de Ureña, Verfaſſer des komiſchen Gedichts la Posmodia, der Graf Noroña, den einige den ſpaniſchen Dorat nannten, ſo wie andere weniger bemerkenswerthe und eben ſo ſchnell vergeſſene als aufgetauchte Schriftſteller.

Auf dieſem Wege weiter ſchreitend mußten die Spanier, welche eine an wahrer Poeſie ſo reiche, von der ganzen gebildeten Welt bewunderte und von den Nachbarn über den Pyrenäen ſklaviſch nachgeahmte nationale Literatur beſaßen, von Stufe zu Stufe herabſinken zu einer froſtigen Nachahmung der Autoren des Hofes Ludwigs XIV, die freilich den caſtiliſche an Glätte, Bildung und durch einen gewiſſen Schein von Regelrichtigkeit und Einfachheit überlegen, in der That aber ungleich ärmer an Phantaſie, Geiſt, Originalität und Nationalität waren. Daraus entſtand denn freilich eine ſpaniſche Kritik und ſpäter eine Poeſie, jene geachtet, dieſe correct, aber auch jene unzureichend und dieſe ſchüchtern nachahmend.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der Urſprung der Harfe.

(Aus Th. Moore's Iriſh Melodies.)

Man glaubt, daß die Harfe — die tönt jetzt ihr Klang —
Sirene einſt war, in dem Meeresgrund ſang,
Und Abends wohl oft durch die Wellen hinglitt,
Erſcholl an dem Ufer des Lieblinges Tritt.

Doch liebte umſonſt ſie, verlaſſen ſie war,
Und tauchte in Thränen das goldene Haar,
Bis trauernd der Himmel gewahret ihr Weh,
Zur Harfe verwandelt die Tochter der See.

Noch hebt ſich die Bruſt, und ein Lächeln umirrt
Den Mund, wie der Leib in die Form ſich verliert;
Die thauende Locke hernieder ſie fällt
Zum Arm, der die goldenen Saiten nun hält.

Gemiſcht hat die Harfe gar lange nun ſchon
Der zärtlichſten Liebe, der Kümmerniß Ton,
Bis du ſie gelehret, daß Liebe er iſt,
Wann nahe du, Kummer, wann ferne du biſt.

J. Gr. Aiſch.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47 u. 48.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

24 April 1839.

Schlaf und Poesie.

Von John Keats.

Was gibt es Zarteres als ein Sommerlüftchen?
Was iſt anmuth'ger als der hübſche Falter,
Der kurz nur weilt in einer offnen Blume
Und froh von einem Luftſchloß ſchwebt zum andern?
Was friedlicher als die Muskatroſ, blühend
Auf grünem Eiland, allen Menſchen fremd?
Geſunder was als dichtbelaubte Thälchen?
Heimlicher als ein Neſt voll Nachtigallen?
Harmloſer als das Angeſicht Cordeliens?
Träumriſcher als die feurigſte Romanze?
Was, als du, Schlaf? Du ſanfter Augenſchließer!
Du leiſer Murmler holder Wiegenlieder!
Leichter Beſucher unſrer Schlummerpfühle,
Deß Kranz Mohnknöpfe ſind und Thränenweiden?
Stummer Verwirrer von der Schönheit Locken!
Beglückter Horcher! wenn dich lohnt der Morgen
Dafür, daß du belebt die muntern Augen,
Die hell der neuen Sonn' entgegenſchaun.

Doch was iſt viel, viel höher noch als du?
Friſcher als Beeren von dem Baum des Berges?
Was ſeltner, ſchöner, ſanfter, königlicher
Als Schwanenflügel, Tauben, ferne Adler?
Was iſt es, und womit ſoll ich's vergleichen?
Es theilet mit nichts Anderm ſeine Glorie;
Schon der Gedanke dran iſt ernſt, ſüß, heilig,
Verſcheuchend alle Weltlichkeit und Thorheit;
Bald kommt er wie furchtbare Donnerſchläge,
Oder wie das Geiſt im Schooß der Erde;
Und wie ein leiſ Geflüſter bald von all
Den Heimlichkeiten eines Wunderweſens,
Das um uns athmet in der leeren Luft,
So daß wir uns umſchaun mit ſcharfem Blick,
Um Lichtgeſtalten zu erſpähn vielleicht,
Aus Luft gewobne Bilder, und zu haſchen
Faſt unhörbarer Hymnen ſanfte Wellen,
Den Lorbeerkranz zu ſehn, hoch aufgehangen,
Der unſern Namen krönt, wenn aus das Leben.
Manchmal verleibt er höhre Kraft der Stimme,
Und weckt der Wonne Born im tiefen Buſen,
Und Töne, die empor zum Schöpfer dringen
Und die in glühendem Gemurmel ſterben.

Jeder, der Einmal ſah der Sonne Pracht,
Und alle Wolken, und ſich rein gefühlt
Für ſeines Schöpfers Gegenwart im Herzen,
Weiß was ich meine und fühlt glühn ſein Weſen,
Drum will ich nicht beleid'gen ſeinen Geiſt,
Verkündend das, was von ſich ſelbſt er ſchaut.
O Poeſie! für dich faſt' ich den Griffel,
Der ich noch kein glanzvoller Bürger bin
Vor deinem Himmel — ſollt' ich knien vielmehr
Auf eines Berges Gipfel, bis ich mich
Von einem glühnden Glanz umfloſſen fühlte
Und widerhallen deiner Zunge Ton?
O Poeſie! für dich halt' ich den Griffel,
Der ich noch kein glanzvoller Bürger bin
Von deinem Himmel; doch, auf mein Gebet
Gönn' mir aus deinem Heiligthum ein Lüftchen,
Getränkt, um zu berauſchen, mit dem Athem
Des blühnden Lorbeers, daß ich ſterb' den Tod
Der Wonne und mein junger Geiſt des großen
Apollo Morgenſonnenſtrahlen folge.
Ein friſches Opfer; oder wenn ich kann
Den überwältigenden Duft ertragen,
Schafft er mir jedes Platzes heldſte Bilder;
Ein heimlich Plätzchen wird mir dann Elyſium,
Ein ewig Bach, daraus ich kann entlehnen
Manch lieblich Wort von Blättern und von Blüthen.

Von Nymphenſpiel in Wäldern und in Quellen.
Vom Schatten, ſtumm ein ſchlafend Mädchen hütend,
Und manchen Vers von ſo ſeltſamer Kraft,
Daß man ſich immer wundert, wie, woher
Er kam. Auch werden Phantaſien ſich drängen
Um meinen Herd, und dort vielleicht entdeckt
Ausſichten höherer Schönheit, wo ich kann
In ſeel'gem Schweigen mich ergehn, dem klaren
Bläander gleich, durch ſeine ſtillen Thäler;
Und wo ich fänd' ein ſchattendüſtres Plätzchen,
Eine Zaubergrotte, einen grünen Hügel,
Vom Schmuck buntfarb'ger Blumen überdeckt,
Ob ſeiner eignen Lieblichkeit faſt ſchüchtern:
Schrieb' in mein Buch ich Alles was ich dürfte,
Was unſern Menſchenſinnen wär' gemäß —
Dann, wie ein Rieſe, faßt' ich dieſer Welt
Ereigniſſe, und ſpornte meinen Geiſt,
Bis ſtolz an ſeinen Schultern er ſäh' Flügel
Eine Unſterblichkeit ſich zu erringen.

Halt! und bedenk! ein Tag nur iſt das Leben;
Ein flücht'ger Tropfen Thau, gefahrumdroht
Auf ſeinem Weg vom Wipfel eines Baums,
Eines armſel'gen Indianers Schlaf,
Indeß ſein Boot zum grauſen Abſturz eilt
Von Montmorenci. Ha! welch düſtre Bilder!
Das Leben iſt die Hoffnung einer Roſe,
Die noch nicht aufgebrochen ganz, ein Mährchen,
Das unterm Leſen wechſelt immerdar;
Der leichte Aufſchlag eines Mädchenſchleiers;
Ein Taubenflug in heitern Sommerlüften;
Ein froher Schulknab' ohne Sorg' und Gram,
Der auf dem Aſt ſich einer Ulme ſchaukelt.

O nur zehn Jahr, daß ich mich kann einwühlen
In Poeſie ganz, und die That vollbringen,
Die meine Seele ſich hat vorgeſteckt!
Die Länder dann durchzieh' ich, die vor mir
Ich lang gedehnt ſeh', koſtend unabläſſig
Von ihren reinen Quellen. Flora's Reiche
Durchwandr' ich erſt und die des alten Pan;
Im Gras ſchlaf' ich, leb' von den rothen Aepfeln
Und Beeren und erkür' mir jede Laſt,
Zu der mich Phantaſie und Laune treibt;
Im Schatten haſch' ich die weißhänd'gen Nymphen,
Den Abgewandten ſüße Küße raubend, —
Mit ihren Fingern ſpiel' ich, ihre Schultern,
Die weißen, mach' in leiſem Schreck ich zucken,
Sie faſt, nur mit der Lippen Biß, verwundend,
Bis wir verſöhnt, in beſter Eintracht leſen
Vom Menſchenleben ein anmuthig Mährchen.
Eine lehrt eine zahme Taube dann
Im Schlummer ſanft mir kühle Luft zufächeln;
Die andre, ſich im flinken Schritte beugend,
Läßt um ihr Haupt flattern ein grün Gewand,
Und tanzt in wechſelvoller Leichtigkeit,
Anlächelnd hold die Blumen und die Bäume;
Die dritte lockt mich fort und fort durch Blüthen
Von Mandelbäumen und von reichem Zimmt,
Bis wir im Schoos von einer Laubwelt ruhn
Im Schweigen, wie Juwelen zwei, verborgen
Im tiefſten Innern einer Perlenmuſchel.

Und kann ich ſcheiden je von dieſen Freuden?
Ja, fort muß ich zu einem edlern Leben,
Wo ich die Schmerzen finde und den Kampf
Von Menſchenherzen! Ha, ich ſchau' von fern,
Ueber der ſteilen Bläue, einen Wagen
Und Pferde, deren Mähnen wallend fliegen —
Der Lenker ſchaut voll Trotzes auf die Winde;
Jetzt eilen ſie mit raſchen Hufen hin
An einer ungeheuern Wolke Saum,
Und jetzt mit hellem Rade ſtürmen ſie
Herab in friſchre Aetherregionen,
Wie ſilbern eingefaßt vom Blick der Sonne.
Noch immer abwärts geht's in mächt'gen Sprüngen;
Jetzt ſeh' ich ſie auf einem grünen Hügel
In Raſt, verathmend, unter nickenden Büſchen.
Der Lenker ſpricht mit ſtaunenden Gebärden
Zu Bäumen und zu Bergen; bald erſcheinen
Geſtalten, — bold — geheimnißvoll — und furchtbar,
In dunklem Hintergrund vorüberziehend
Von mächt'gen Eichen; als verſtändigten ſie
Flücht'ge Muſik, ſo ziehen ſie vorüber.
Horch! wie ſie murmeln, lachen, lächeln, weinen —
Die mit erhobner Hand und ſtrengem Mund,
Die bergend ſo ihr Antlitz mit den Armen,
Daß ihre Stimme nicht das Ohr vernimmt;
Andre, in jugendlicher Blüthe glänzend,
Ziehn froh und lächelnd in die Düſterheit;
Rückwärts ſchaun dieſe, und noch Andre aufwärts;
Ja, Tauſende in tauſendfacher Weiſe
Schweben vorüber — jetzt ein holder Kranz
Von Mädchen, deren glattes Haar im Tanz
Sich zu verworrenen Locken kräuſelt — jetzt
Zu großen Flügeln. Schauerlich geſpannt
Steht vorgebeugt jetzt da der Roſſe Lenker,
Und ſcheint zu lauſchen; O wie wüßt' ich gern
Was in ſo glühnder Haſt er niederſchreibt!

Geflohn ſind die Geſichte — weg der Wagen
Zum Licht des Himmels; doppelt ſtark dafür
Drängt jetzt herein der Wirklichkeit Empfindung.
Und, wie ein ſchlamm'ger Strom, will ſie zum Reich
Des Nichts entführen meine Seele; doch
Ich kämpfe gegen alle Zweifel, ich
Halte lebendig die Erinnerung
An jenen Wagen und die ſeltſame
Bahn, die er einſchlug.

Iſt denn heutzutag
So eng der Kreis geſteckt der Menſchheit Kraft,
Daß frei die hohe Phantaſie nicht fliegen
Kann, wie ſie ehmals that? Die Roſſe ſchirren,
Ins Licht aufſtreben und in Wolken hoch
Thun Wunder? zeigte ſie nicht Alles uns?
Vom klaren Aetherreich bis zu dem Hauch
Der neuentſprungnen Knoſpen? Von dem Sinn,
Der aus der Götterſtirne ſpricht des Zeus,
Bis zu dem zarten Grün der Lenzestriften?
Auf dieſem Eiland, hier, glänzt' ihr Altar;
Und wer darf mit dem feur'gen Chor ſich meſſen,
Der ausſtrömt' einen Harmonienſchwall,
Hoch in den Aether, wo die Rieſenmaſſe
Verſchlungner Töne ewig ſchweben wird
Wie ein Planet und kreiſen, dieſem gleich,
In alle Zeit um eine taumelnde Leere?
Ja, damals wurden nah gelockt die Muſen
Mit Ehren — nichts zu ſorgen hatten ſie
Als ſingen und ihr wallend Haar zu glätten.

Wär' alles dieß vergeſſen? Ja, ein Riß
Durch Gaukelkunſt und Barbarei genähret,
Machte Apoll für dieß ſein Land erröthen.
Für Weiſe galten die, ſo nichts begriffen
Von ſeiner Herrlichkeit; ſie tummelten
Mit eines noch unmünd'gen Kindes Kraft
Ein Wiegenpferd — und nannten's Pegaſus!
Schwachherzige! des Himmels Winde bliesen,
Der Ocean rollte ſeine Wogenberge —
Ihr fühltet's nicht. Das Himmelblau enthüllte
Die ew'ge Wölbung, und die Sommernacht
Sammelte Perlen Thaus zum Schmuck des Morgens;
Wach war die Schönheit — warum ward Ihr's nicht?
Doch Ihr war't todt für Dinge, Euch verborgen;
Ihr wart verfallen ſchimmligen Geſetzen
Mit falſchen, ſchnöden Maaßen ausgezirkelt,
So daß Ihr lehrtet eine Schule Gimpel
Die Worte glätten, kirpen, ſtutzen, wenden,
Bis, wie vordem des ſchlauen Jakobs Stäbe,
Die Verſe waren blank. Leicht war die Kunſt;
Tauſend Wortdrechsler trugen da die Maske
Der Poeſie. Gläcklos, gottlos Geſchlecht!
Das läſterte den herrlich großen Sänger
Ins Angeſicht, und wußt' es nicht — ſie kamen
Daher mit höchſt armſel'gem, mürbem Maaßſtab,
Prunkhafter Inſchrift voll, und groß geſchrieben
Des Einen Boileau Namen drauf!

Oh Ihr,
Die Ihr umſchwebt unſre reizvollen Berge!
Deren vereinte Majeſtät ſo ſehr
Mein ehrfurchtvolles Herz erfüllend ſchwellt,
Daß ich nicht nennen Eure heil'gen Namen
Kann an unheil'gem Ort, ſo nahe dieſem
Gemeinen Haufen — habt ob ihrer Schmach
Ihr Euch entſetzt nicht! Unſrer alten Themſe
Wehklagen — waren ſie Genuß für Euch?
Verſammeltet Ihr Euch am köſtlichen
Avon niemals, mit wehmuthvollen Tönen,
Zu weinen? Oder ſaget Ihr Lebwohl
Dem Lande ganz, wo nicht mehr wuchs der Lorbeer?
Oder bliebt Ihr um zu begrüßen ein'ge
Einſame Geiſter, welche ſtolz wegſangen
Die Jugend und dann ſtarben? Ja, ſo war es!
Doch ſey nicht mehr gedacht der leid'gen Zeit!
Denn eine ſchönre brach jetzt an; Ihr habt
Uns überhaucht mit reichen Segnungen;
Friſche Guirlanden habt Ihr uns gewunden;
Süße Muſik erſcholl von vielen Orten;
Aus dem kryſtallnen Schloß in einem See
Ward ſie durch eines Schwanes ſchwarzen Schnabel
Heraufgewühlt; aus dichteſtem Gebüſch,
In eines Thales ruh'gem Schutz geborgen,
Jauchzt eine Pfeife; ſchöne, wilde Töne
Durchziehn die Luft; glücklich ſeyd Ihr und froh.
Ja, dieſe Dinge ſind; im Reich der Wahrheit
Erlebten wir gewalt'ge Donner ſchon
Von des Geſanges Macht, gemiſcht jedoch
Mit dem, was ſüß und kräftig und erhaben;
In nackter Wahrheit aber ſind dergleichen
Garſt'ge Mondkälber, wie die Polypheme
Der Dichter, die aufrühren nur die See.
Ein Lichtguß ohne Tropfen iſt Poeſie,
Sie iſt die höchſte Macht, ſie iſt die Kraft,
In Schlummer halb auf ihrem Arm geſunken.
Die Wölbung ihres Augenlieds bezaubert
Schon tauſend will'ge Diener zum Gehorſam,
Und doch herrſcht mit dem mildſten Scepter ſie.
Doch Kraft allein iſt, wenn auch Muſengabe,
Wie ein gefallner Engel; Dunkel, Würmer,
Zerborſtne Bäume, Leichentücher, Gräber
Sind ihre Luſt, denn mit des Lebens Dornen
Nährt ſie ſich, und Stechäpfeln, und vergißt
Das große Ziel der Poeſie: die Sorgen
Zu lindern und des Menſchen Sinn zu heben.

Doch Freude! eine Myrte, ſchöner als
Sie je in Paphos wuchs, hebt in die Lüfte
Aus bittrem Unkraut ihr holdſelig Haupt,
Den ſtillen Raum mit ſtetem Grün umſpinnend.
Die zärtlichſten der Vögel finden alle
Ein lieblich Obdach, ſchlüpfen durch den Schatten
Mit munterm Flattern, knuſpern an den Blumen
Mit zarten, kleinen Kelchen, oder ſingen.
Drum laßt wegräumen uns das Dorngeſtrüpp
Um ihren zarten Stamm, daß junge Reihe
In ſpätern Jahren, wenn wir nicht mehr ſind,

Darunter finden friſchen Raſengrund,
Einfacher Blumen voll; nichts Ungeſtümres
Sey hier zu finden als ein Liebender,
Welcher das Knie vor ſeiner Göttin beugt;
Nichts Rauh'res als die ernſte Miene deſſen,
Der hin ſich lehnt auf ein geſchloßnes Buch;
Nichts Unfriedſam'res als die grau'gen Schluchten
Zwiſchen zwei Hügeln. Gruß Euch Hoffnungen!
So wie ſie pflegte wird die Phantaſie
In ſeel'gen Labyrinthen ſich verlieren,
Und die wird man für Dichterkönige halten,'
Die einfach das Herzlabendſte verkünden.
Oh! reifte doch dieß Glück, bevor ich ſterbe!

Wird man nicht ſchelten mich, daß ich anmaßend
Geſprochen? daß ich beſſer hätt' gethan,
Mein närriſch Angeſicht vor Schmach zu bergen,
Die haſtig mich verfolge? ſenken ſolle
Sein Haupt in Ehrfurcht der leidvolle Knabe,
Eh' ihn der Donnerkeil erreiche? Wie!
Verberg' ich mich, ſo ſey es nirgends als
Im Heiligthum, im Licht der Poeſie!
Fall' ich, ſo will ich mindeſtens begraben
Seyn unter einer Pappel ſtillem Schatten,
Glatt ſey geebnet über mir das Grab,
Und freundlich eine Denkſchrift eingegraben.
Doch weg, Verzagtheit, du unwürd'ges Gift!
Nicht kennen darf dich, wer ein edles Ende
Sich zu gewinnen, jede Stunde dürſtet.
Obgleich nicht reich ich an den Gaben bin
Meſſender Weisheit, ob ich gleich nicht kenne
Der mächt'gen Winde Aenderungen, die dahin
Und dorthin all die wechſelnden Gedanken
Der Menſchen blaſen; nicht mit zuverſicht'ger
Vernunft der Menſchenſeele dunkle Räthſel
Erkläre dem Begriff: doch ſchwebt mir Eine
Große Idee ſtets vor; und aus ihr ſchöpfe
Ich meine Freiheit; auch hab' ich durch ſie
Den Zweck, das Ziel der Poeſie geſchaut.
Es iſt ſo klar wie Alles was ganz wahr iſt,
Wie, daß das Jahr beſteht aus vier Jahreszeiten;
So offenbar, als ein gewaltig Kreuz,
Als einer alten Kathedrale Giebel,
Der in die weißen Wolken ſich erhebt.
Drum wär' ein Ausbund ich von Häßlichkeit,
Ein Zeiger, wenn das Augenlied mir zuckte.
Wo ich ausſpreche was ich denken durfte.
Ha! lieber wie ein Toller will ich rennen
Hinab in Abgrund, von der Sonnenzinth
Wie ſchmelzen laſſen die dädal'ſchen Flügel,
Und krampfig ſtürzen jählings aus der Höh'!
Halt! mir gebeut ein innerliches Drängen
Meines Gewiſſens mehr Ruh eine Weile
Ein dämmernd Meer, beſä't mit mancher Inſel,
Debut ſchaurig ſich vor mir. Wie viele Mühen!
Wie viele Tage! welches wilde Ringen,
Bis ſeine weiten Räume ich durchforſcht!
Ha! welche Aufgab'! auf den Knie'n könnt' ich
Verſchwören dieſe — nein, unmöglich iſt's,
Unmöglich!
Zu beſänft'gen mein Gemüth
Will ich demüthigre Gedanken hegen.
Und dieſen ſeltſamen Verſuch, begonnen
Mit mildem Sinn, auch ſo hinſterben laſſen.
In meiner Bruſt legt aller Aufruhr ſich;
Mit vollem Herzen wend' ich zu der Hülfe
Der Freunde mich, die mir den Pfad der Ehre
Glätten, zur Bruderliebe, Freundesliebe,
Der Pflegerin des gegenſeit'gen Wohlſeyns.
Oh! ſüße Wallung, die vom Herz empor
Schickt ein anmuthiges Sonett zum Hirn,
Eh man darüber denkt; das Schweigen, wenn
Heran ſich Reime drängen, und der Jubel,
Wenn ſie ſind da! die Botſchaft, die bis morgen
Gewiß beſorgt iſt, wenn man etwa will
Ein köſtlich Buch aus ſaubrem Fach entlehnen,
Zu dem man ſich ſetzt hin beim Wiederſehn.
Kaum kann ich weiter ſchreiben; Melodien
Flattern wie Taubenpaare um das Zimmer,
Mich mahnend an des reichen Tages Wonnen,
Wo mir zuerſt der Sinn dafür erwacht.
Mit dieſen Tönen kommen Reizgeſtalten,
Die ſich von ſtattlichen Roſſen niederbücken,
Sorglos und groß — mit weichen, runden Fingern
Die üpp'gen Locken theilend; — Bacchus' raſcher
Sprung aus dem Wagen, als ſein Blick das Blut
Erröthend trieb in Ariadne's Wange.
So denk' ich, ſchlagend auf ein Taſchenbuch,
Der ganzen Fluth von angenehmen Worten.

Dergleichen Dinge ſind Heroide ſtets
Von Zügen heitrer Bilder, wie: das Raſcheln
Von einem Schwan-Hals, ungeſehn im Rohr:
Ein Hänfling welcher durch die Büſche hüpft,
Ein Falter, mit den goldnen großen Flügeln
Um eine Roſe buhlend, welche zuckt
Als wie im Uebermaß des Luſtgefühls —
Oh, Viel, Viel könnt' ich noch aufzählen von
All meinem Freudenſchatz, doch nicht vergeſſen
Darf ich den Schlaf mit ſeinem Kranz von Mohn;
Denn was an dieſen Verſen gut mag ſeyn,
Verdank' ich ihm zum Theil; es hatte kaum
Der Ton der Freundesſtimmen Platz gemacht
Der milden Stille, als ich neu durchlebte
Den angenehmen Tag auf weichem Lager.
Das Haus war's eines Dichters, der die Schlüſſel
Zum Tempel hat der Freude. — Ringsum hingen
Der Barden ſtolze Köpfe, die geſungen

In frühern Zeiten — kalte, heil'ge Büsten,
Lächelnd einander an. Beglückt, wer seinen
Ruhm einer klaren Zukunft anvertraut!
Dann waren Faunen da und Satyrn, zielend
Nach Aepfeln, schwellenden, mit lust'gem Satz
Und gier'gen Fingern, unter einem Haufen
Von Weinlaub. Auf stieg vor dem Aug' ein Tempel
Von streif'gem Marmor, und ein Nymphenzug
Zog überm grünen Rasen hin zu ihm;
Eine, die Holdste, hält die weiße Hand
Gegen den blendenden Aufgang der Sonne;
Zwei Schwestern beugen ihre süßen Leiber
Vorwärts, bis sie über dem hüpfenden
Tanz eines kleinen Kindes sich begegnen.
Ein andres Bild, schau! Nymphen welche zärtlich
Abwischen der Diana scheue Glieder;
Des Schleiergewandes eine Falte plätschert
Am Rand des Bads, sich hebend sanft und senkend
Mit dem beweglichen Krystall, wie wenn
Das Meer schwellt friedlich seine glatte Fluth
Ueber das fels'ge Ufer, das gebuk'ge
Röhricht aufs neue wiegt, das jetzt umschäumt
Vom heim'schen Element umspült sich findet.
Auch Sappho's sanftes Haupt war da, halb lächelnd
Endwärts gesenkt, als ob der tiefe Ernst
Des steten Brütens wär' von ihrer Stirn
Geflohen eben, ganz allein sie lassend.
Und Alfreds Kopf, mitleidig bangen Blickes,
Als ob er immer horchte auf die Seufzer
Dieser bedrängten Welt — Kosziusko's auch
Von argem Dulden grausam abgezehrt.

Petrarca, tretend aus dem schatt'gen Grün,
Führt auf bei Laura's Anblick; kann sein Auge
Entwöhnen von dem Antlitz nicht — Beglückte!
Denn über ihnen sah man ausgebreitet
Glanzvolle Schwingen, zwischen ihnen strahlte
Der Poesie Antlitz; von ihrem Thron
Sah Dinge sie, die ich nicht kann berichten.
Es mochte das Gefühl schon, wo ich war,
Den Schlaf fern halten, aber mehr als dieß
Drängten Gedanken sich auf mich herein,
Welche die Flamm' in meinem Herzen nährten,
So daß das Morgenlicht mich überraschte,
Nach einer Nacht, die schlaflos ich verbrachte
Und auf stand ich erfrischt, und froh und munter,
Entschlossen, zu beginnen diese Zeilen
Noch jenen Tag, und wie sie auch gerathen,
Ich laß' sie wie ein Vater läßt sein Kind.

Mittheilungen aus Italien.

Von J. Löwenthal.

„Annello di sette Gemme, o Venezia e la sua storia“ (Ring mit sieben Edelsteinen, oder Venedig und seine Geschichte) heißt Luigi Carrer's neuestes Werk. Luigi Carrer schreibt sämmtliche Artikel des von ihm vortrefflich redigirten, in Venedig herauskommenden Journals „Il Gondoliere,“ ist Verfasser des unlängst erschienenen vierbändigen Werkes: Prose e Poesie (prosaische und poetische Aufsätze), von welchen letztere als die vorzüglichsten lyrischen Erzeugnisse der jetzt lebenden italienischen Dichter anerkannt werden, und leitet ferner das nach dem Muster der Brockhaus'schen Real-Encyklopädie in Padua erscheinende Dizionario di conversazione. In dem in Rede stehenden Werke erzählt der Verfasser das Leben von sieben Frauen, welche sich in Venedigs Geschichte und Literatur hervorgethan haben, und zwar: 1) Giustina Renier Michiel, Verfasserin des mit so vielem Geiste geschriebenen Werkes „Feste veneziane“ (venezianische Feste). 2) Caterina Corner, Königin von Cypern, Jerusalem und Armenien, welche bekanntlich aus Liebe zu ihrem Bruder das Scepter niederlegte und sich ins Privatleben zurückzog. 3) Gaspara Stampa, die ausgezeichnetste Dichterin des sechzehnten Jahrhunderts, welche sich zuerst von der damals üblichen sklavischen Nachbildung Petrarca's entfernte, eine eigene Bahn brach, und deren Poesien (zum Theile in Carrer's Buche gesammelt) noch jetzt mit dem größten Interesse gelesen werden. 4) Bianca Capello, die einst den herzoglichen Thron einnahm, und in der Geschichte als warnendes Beispiel dasteht, wie sehr ein Wechselgeschick walte und wie leicht man auf der Bahn eines scheinbaren Glückes wanken könne. 5) Eufemia Giustinian, Aebtissin des Klosters Santa Croce auf der Insel Guidecca, welche von der frühesten Jugend bis ins späteste Alter ein Muster der Tugend und Frömmigkeit war und Wohlthaten um sich her verbreitete. 6) Irene di Spilimbergo, die in der Blüthe ihrer Jahre in ein besseres Leben überging, von Tizian conterfeit, von Tasso und allen Dichtern des 15ten Jahrhunderts als Zierde der Künste und Wissenschaft besungen wurde. 7) Elena Corner Piscopia, welche 1678 in Padua den Doctorhut erhielt und sich nicht minder um die italienische Sprache als um die Musik verdient gemacht. Carrer hat in die Lebensschicksale dieser Frauen Venedigs Geschichte mit zu verweben gewußt, und eine Kette von höchst interessanten poetischen und prosaischen Schilderungen vergangener Größen geliefert. Das ganze Werk ist durchgehends in einer Sprache geschrieben, die den Leser fortwährend gefesselt hält, und die Carrer einen ehrenvollen Platz neben den vorzüglichsten italienischen Schriftstellern neuester Zeit anweist.

Außer diesem Werke ist der italienische Buchhandel im Monat Januar wieder mit vielen neuen Schriften bereichert worden, doch bestehen sie größtentheils in Uebersetzungen aus fremden Sprachen. Von den Originalwerken ist wohl das nennenswertheste Luigi Dasti's la capanna del Vaccaro (die Hütte des Kuhhirten), ein den Promessi Sposi von Manzoni nachgebildeter, historischer Roman in drei Bänden, dessen Scene in

die römischen Maremmen verlegt ist, der recht treffliche Sittenschilderungen enthält, und sich besonders durch einen anziehenden Styl vortheilhaft auszeichnet. Von den Uebersetzungen erwähne ich Moore's orientalische Poesien von G. Flecchia, Turin; Dumas' Napoleon Buonaparte von Battaglia, Grillparze's Ahnfrau (l'avola) von einem Ungenannten, und Bulwers Dame von Lyon von Mazzoni, Mailand. Erfreulich ist es, daß auch die Zahl der Jugendschriften nun immer mehr wächst. Eine neue vollständige Uebersetzung der Schmidt'schen Erzählungen ist bereits angekündigt, und auch von Ambrosalis herrlichem Guida alla virtù (Anleitung zur Tugend), ist der vierte Band im Januar erschienen.

(Wird fortgesetzt.)

Ein Weihnachtmährchen.

Von Dickens (Boz).

(Schluß.)

Aber der Anblick verwandelte sich beinahe unmerklich, die Scene veränderte sich zu einem kleinen Schlafzimmer, wo das schönste und jüngste Kind sterbend da lag; die Rosen waren von seinen Wangen und das Licht aus seinem Auge geflohen; und während der Todtengräber mit einer Theilnahme, wie er noch nie gefühlt und gekannt hatte, nach ihm hinsah, starb es. Seine kleinen Brüder und Schwester wimmelten um sein kleines Bett herum, und faßten sein Händchen, so kalt und schwer; aber sie schauderten zurück, sobald sie es berührt, und schauten ihm mit Schauer in sein Kindergesicht; denn so ruhig und friedlich es war, und obgleich das schöne Kind in tiefem Frieden harmlos zu schlummern schien, sahen sie doch, daß es todt war und wußten, daß er ein Engel war und von einem seligen und glänzenden Himmel auf sie herabsah und sie segnete.

Wieder zog sich jetzt eine leichte Wolke über das Bild und der Anblick änderte sich, Vater und Mutter waren jetzt alt und hülflos, und die Zahl derer, die um sie waren, war um mehr als die Hälfte vermindert; aber Zufriedenheit und Heiterkeit thronte auf jedem Angesicht und strahlte in jedem Auge, wie sie um den Herd sich sammelten und alte Geschichten aus frühern entschwundenen Tagen erzählten und anhörten. Allmählich und friedlich sank der Vater ins Grab, und bald darauf folgte ihm die Genossin aller seiner Sorgen und Mühen an den Ort der Rast und des Friedens. Die Wenigen, die sie überlebten, knieten an ihrem Grab und befeuchteten den grünen Rasen, der sie deckte, mit ihren Thränen; dann standen sie auf und entfernten sich, traurig und wehmuthsvoll, aber nicht mit bitteren Klagen oder verzweiflungsvollem Geschrei, denn sie wußten, daß sie sich einst wiedersehen sollten; und sie mischten sich wieder unter die geschäftige Welt, und ihre Zufriedenheit und Heiterkeit kamen ihnen wieder. Die Wolke zog sich über das Bild und verhüllte es den Blicken des Todtengrabers.

„Was denkt Ihr dazu?" fragte der Kobold, sein breites Gesicht gegen Gabriel Grub wendend. — Gabriel krummte etwas, es sey sehr artig und hübsch, und sah etwas beschämt aus, als der Kobold seine feurigen Augen auf ihn richtete. „Ihr, ein jammervoller Mann!" sagte der Kobold im Tone der äußersten Verachtung; „Ihr!" er schien Lust zu haben, noch mehr zu sagen, aber die Entrüstung hemmte seine Worte, und so erhob er eines seiner sehr biegsamen Beine, schwang es über seinem Kopf, eine kleine Weile, um gut und sicher zu zielen, und versetzte damit dem Gabriel Grub einen ganz guten, tüchtigen Streich; worauf alsofort sämmtliche Kobolde um den unseligen Todtengräber sich drängten, und ihn ohne Erbarmen puffen und schlugen, nach der herkömmlichen, unabänderlichen Gewohnheit der Höflinge auf Erden, die auch schlagen, wo der König schlägt, und streicheln, wo er streichelt.

„Zeigt ihm noch mehr!" sagte der König zu den Kobolden. Auf diese Worte theilte sich wieder die Wolke, und eine reiche schöne Landschaft enthüllte sich dem Blick — gerade wie bis auf den heutigen Tag eine ist, nur eine halbe Meile entfernt von der Abteistadt. Die Sonne schien von dem klaren, blauen Himmel herab, das Wasser funkelte unter ihren Strahlen, und die Bäume sahen grüner, die Blumen lustiger aus unter ihrem belebenden Einfluß. Das Wasser rieselte dahin mit lieblichem Ton, die Bäume rauschten im leichten Winde, der durch ihre Blätter säuselte, die Vögel sangen auf den Zweigen, und die Lerche jubilirte in der Höhe und rief dem Morgen ihren Willkomm zu. Es war Morgen, ein leuchtender, balsamischer Sommermorgen; das kleinste Blatt, der geringste Grashalm war mit Leben getränkt. Die Ameise kroch ihrem täglichen Geschäft nach, der Falter flatterte und wärmte sich in den Strahlen der Sonne; Myriaden Insecten spannten ihre durchsichtigen Flügel aus und schwelgten in ihrem kurzen aber glücklichen Daseyn. Menschen wandelten herum, entzückt von dem Schauspiel, und Alles war Lieblichkeit und Glanz.

„Ihr ein jammervoller Mann!" sagte der König der Kobolde mit einem noch verächtlicheren Ton als zuvor. Und wieder schwengte der König der Kobolde sein Bein, und wieder sank es herab auf die Schultern des Todtengräbers; und wieder ahmten die dienstthuenden Kobolde das Beispiel ihres Gebieters nach.

Oft noch kam und verschwand die Wolke, und manche Lehre schärfte sie dem Gabriel Grub ein, der, obwohl ihm die Schultern feuerten von den häufigen Heimsuchungen der Füße der Kobolde, doch mit unvermindertem Interesse hinschaute. Er sah daß Menschen, welche hart arbeiteten und ihr dürftiges Brod mit Mühe und Schweiß verdienten, fröhlich und glücklich waren, und daß für die Unwissendsten das holde Antlitz der Natur eine nie versiegende Quelle der Freude und des Genusses war. Er sah, wie solche, die zärtlich und sorgsam auferzogen und gepflegt worden, mit heiterm Muth Entbehrungen ertrugen und Leiden überwanden, welche manchen Mann von gröberem Korn würden erdrückt haben, weil sie in ihrer Brust einen unerschöpflichen Quell der Liebe und Ergebung trugen. Besonders aber sah er, daß Menschen wie er, welche die Freude und Heiterkeit Anderer verhöhnten und vergällten, das nichtswürdigste Unkraut auf der schönen Erde seyen; und wenn er alles Gute der Welt gegen alles Schlimme setzte, kam er zu dem Schluß, daß es eigentlich doch eine ganz anständige

und ordentliche Welt ſey. Sobald er dieſen Schluß gemacht hatte, ſchien die Wolke, welche das letzte Bild bedeckt hatte, ſich auf ſeine Sinne zu ſenken und ihn in Schlaf zu lullen. Die Kobolde entſchwanden, einer um den andern, ſeinem Auge, und als der letzte verſchwand, ſank er in Schlaf.

Der Tag war angebrochen, als Gabriel Grub aufwachte und ſich der Länge nach auf dem flachen Grabſtein des Kirchhofs ausgeſtreckt liegen fand, die Weidenflaſche leer an ſeiner Seite, und ſeinen Rock, Spaten und Laterne auf dem Boden herumzerſtreut, Alles von dem Froſt der Nacht weiß überpudert. Der Stein, auf dem er zuerſt den Kobold hatte ſitzen ſehen, ſtand kerzengerade vor ihm, und das Grab, an dem er die Nacht zuvor gearbeitet hatte, nicht weit davon. Zuerſt zweifelte er an der Wirklichkeit der erlebten Abenteuer; aber der empfindliche Schmerz in ſeinen Schultern, als er verſuchte aufzuſtehen, überzeugte ihn, daß die Püffe und Stöße der Kobolde nichts Ideales geweſen. Er ward wieder irre gemacht dadurch, daß er keine Spuren von Fußſtapfen in dem Schnee entdeckte, wo die Kobolde Bockſpringens mit den Grabſteinen geſpielt hatten; aber er erklärte ſich dieß bald durch die Ueberlegung, daß ſie als Geiſter keine ſichtbaren Eindrücke zurücklaſſen konnten. So machte ſich denn Gabriel Grub auf die Füße, ſo gut es ihm der Schmerz in ſeinem Rücken geſtattete, ſtürſtete den Reif von ſeinem Rock, zog ihn an und wandte ſich der Stadt zu.

Aber er war ein umgewandelter Mann, und er konnte den Gedanken nicht ertragen, in einen Ort zurückzukehren, wo man ſeine Reue verhöhnen und an ſeine Beſſerung nicht glauben würde. Er bedachte ſich einige Augenblicke; und dann wandte er ſich um, entſchloſſen, auf die Wanderſchaft zu gehen und ſein Brod anderswo zu ſuchen.

Man fand an jenem Tag die Laterne, den Spaten und die Weidenflaſche auf dem Kirchhof. Anfänglich wurden viele Vermuthungen über das Schickſal des Todtengräbers auf die Bahn gebracht, aber bald kam man zu dem Schluß: er müſſe von den Kobolden geſtohlen worden ſeyn; und es fehlte nicht an ſehr glaubwürdigen Zeugen, welche ihn hatten durch die Lüfte ſauſen ſehen auf einem kaſtanienbraunen Pferd, blind auf Einem Auge, mit dem hintern Leib eines Löwen und dem Schwanz eines Bären. Zuletzt ward dieß alles pflichtlich geglaubt; und der neue Todtengräber pflegte den Neugierigen gegen eine geringe Erkenntlichkeit ein tüchtiges Stück von dem Wetterhahn der Kirche zu zeigen, welches von beſagtem Pferd, auf ſeinem Flug durch die Luft, war weggeſchlagen und von ihm vor ein paar Jahren auf dem Kirchhof aufgeleſen worden.

Leider wurden dieſe Erzählungen einigermaßen entkräftet durch die unverhoffte Wiederkunft Gabriel Grubs ſelbſt, der nach etwa zehn Jahren als ein zerfallener, zufriedener, rheumatiſcher alter Mann wieder erſchien. Er erzählte ſeine Geſchichte dem Geiſtlichen und auch dem Mayor, und im Verlauf der Zeit wurde ſie als etwas ganz Beglaubigtes angenommen und vererbte ſich ſo bis auf dieſen Tag. Die an die Wetterhahngeſchichte Glaubenden, die einmal mit ihrem Glauben eine falſche Poſition eingenommen, ließen ſich nicht leicht dazu bringen, eine andre einzunehmen; ſo machten ſie eben ein ſo kluges Geſicht als möglich, zuckten die Achſeln, berührten ihre Stirne und murmelten etwas davon, daß Gabriel Grub ſämmtlichen Holländer getrunken habe und dann auf dem platten Grabſtein eingeſchlafen ſey; und ſie beſtrebten ſich, das, was er in der Höhle der Kobolde geſehen haben wollte, dadurch zu erklären, daß ſie ſagten, er habe die Welt geſehen und ſey klüger geworden. Dieſe Meinung aber, die zu keiner Zeit populär war, verlor ſich allmählich; und ſey dem wie ihm wolle, da Gabriel Grub bis ans Ende ſeiner Tage von Rheumatismen heimgeſucht war, ſo enthält ſeine Geſchichte wenigſtens Eine Moral, falls ſie keine beſſere lehrt, nämlich die, daß wenn einer ſauertöpfiſch iſt und allein für ſich trinkt um Weihnachten, er darauf zählen kann, daß es ihm nicht gut bekommen wird, ſeyen die Geiſter auch noch ſo gut und ſeyen ſie auch eben ſo unerweisbar, als die, welche Gabriel Grub in der Kobolds-Höhle ſah.

Aphorismen von Jaubert.

In Paris iſt vor kurzem ein Band Recueil de Pensées, als Manuſcript für Freunde gedruckt, von Chateaubriand herausgegeben, erſchienen, von einem Manne, der im Jahr 1824 als ein neunundſechzigjähriger Greis ſtarb, und ein vertrauter Freund von Chateaubriand und von Fontanes geweſen war, Jaubert mit Namen. Nie hatte er etwas geſchrieben, oder wenigſtens nichts vollendet; „Noch nicht," pflegte er zu ſagen, wenn man ihn drängte, etwas zu produciren; „noch nicht! ich bedarf einer langen Ruhe!" Und als die Zeit der Ruhe gekommen, ſagte er: „der Himmel hatte meinem Geiſt nur für eine Zeitlang Kraft gegeben, und dieſe Zeit iſt jetzt vorüber." So ſchrieb er nie ein Buch, aber er las alle Bücher und ſprach unaufhörlich ſein Urtheil, die Eindrücke aus, die ſie ihm gaben; er hatte, ſagt ein Beurtheiler von ihm, nicht bloß einen feinen und reinen Geſchmack, ſondern auch kühne und befruchtende Gedanken. Man kann ihn ſich denken wie einen Diderot mit antiker Reinheit und mit pythagoräiſcher Keuſchheit, als einen Plato mit dem Herzen eines Lafontaine. Er galt ſeinen Freunden als Publicum, als Orcheſter, als Oberführer, der hört und den Tact ſchlägt.

Die Gedanken und Aphorismen von Jaubert ſind wirklich höchſt ſchätzbar; es iſt darin eine Fülle von ungeſuchtem Geiſt, von geſundem Urtheil, von lebendiger Phantaſie, edlem Geſchmack und treffendem Ausdruck. Hier einige Proben:

„Ich mag die Philoſophie, und zumal die Metaphyſik, weder vierfüßig noch zweifüßig; ich will ſie geflügelt haben und ſingend."

„Im Mittelmäßigen und in dem, was darunter, iſt man, ſelbſt wider Willen, abhängig von der Zeit, in der man lebt, und wie man ſich auch anſtellt, man ſpricht eben wie alle Zeitgenoſſen. Aber im Schönen und Erhabnen, und in Allem, was einigermaßen dem angehört, tritt man aus der Zeit heraus, iſt von Niemand abhängig, und kann es zur Vollkommenheit bringen, in welchem Jahrhundert man auch lebt, nur im einen ſchwerer als im andern."

„Voltaire hat wie der Affe gefällige Bewegungen und häßliche Züge. — Er hatte die Seele eines Affen und den Geiſt eines Engels. — Voltaire iſt der liederlichſte Geiſt, und was das Schlimmſte,

man bekommt mit ihm Geſchmack an der Liederlichkeit. Voltaire kannte die Klarheit und ſpielte im Licht, aber nur um es zu zerſtreuen und alle Strahlen zu brechen. — Voltaire geräth oft in die Poeſie hinein, aber auch immer gleich wieder heraus; dieſer ungeduldige und bewegliche Geiſt kann ſich nicht darin feſtſetzen, und ſelbſt nicht einmal kurz dabei verweilen."

„Es gibt in der franzöſiſchen Sprache kleine Wörter, mit welchen faſt Niemand etwas anzufangen weiß."

„Von den Romanen Lesage's (Gilblas u. A.) kann man ſagen, ſie ſehen aus, als ob ſie in einem Kaffehaus von einem Dominoſpieler, der eben aus der Komödie gekommen, geſchrieben wären."

„In der Geiſtigkeit der Ideen beſteht hauptſächlich die Poeſie. Der Leyer iſt in gewiſſem Betracht ein geflügeltes Inſtrument. Die Poeſie, auf welche Sokrates ſich zu legen von den Göttern angewieſen zu ſeyn behauptete, muß in der Gefangenſchaft, in Krankheiten, im Alter betrieben werden. Sie iſt die Labung der Sterbenden. Gott gab den Griechen, weil er ihnen die Wahrheit nicht preis geben durfte, die Poeſie. Und was iſt denn die Poeſie? Ich weiß es in Wahrheit in dieſem Augenblick nicht; aber ich behaupte: es findet ſich in jedem Wort, das der ächte Dichter gebraucht, für das Auge ein gewiſſer Phosphorglanz, für den Geſchmack ein gewiſſer Nectar, für den innern Sinn eine Ambroſia, welche andern Worten fehlen. — Schöne Gedichte ſind diejenigen, welche wie Töne oder Düfte entſchweben. — Es gibt Gedichte, die nach ihrem Charakter dem Mineralreich anzugehören ſcheinen; ſie haben Dehnbarkeit und Glanz; andere dem Pflanzenreich, dieſe haben Saft; noch andere endlich gehören dem Thierreich an, und haben Leben. Die ſchönſten ſind diejenigen, welche Seele haben; ſie gehören allen drei Reichen an, am meiſten aber der Muſe."

„Racine's Eleganz iſt vollendet, aber es iſt nicht die höchſte, wie die Virgils. Unſer eigentlicher Homer, der Homer der Franzoſen, wer ſollte es glauben? iſt La Fontaine."

„Das Talent J. B. Rouſſeau's füllt die Lücke aus, die ſich zwiſchen La Motte und dem wahren Dichter findet."

„Die Seele ſingt ſich von Natur alles das vor, was ſchön iſt oder ſcheint. Sie ſingt es nicht immer in Verſen oder gemeſſenen Worten, aber mit Ausdrücken und Bildern, worin ein gewiſſer Sinn, eine gewiſſe Empfindung, eine Form und eine Farbe ſind, die eine gewiſſe Harmonie an ſich und unter einander haben."

„Ich will Ihnen (ſchreibt er an Fontanes) über die Bücher und über den Styl etwas ſagen, was ich immer vergeſſen habe. Kaufen und leſen Sie Bücher von Greiſen, welche darin die Originalität ihres Charakters und Alters niedergelegt haben. Ich kenne vier oder fünf, wo dieß ſehr auffallend iſt. Vor allen der alte Homer, aber von ihm will ich nicht ſprechen; auch nicht von dem alten Aeſchylus. Aber ſchaffen Sie ſich an Varros Marculphi formulae, Cornaro Vom nüchternen Leben. Ich weiß noch ein Paar, glaube ich, auf die ich mich im Augenblick nicht beſinne. Durchblättern Sie nur die Genannten, und ſagen Sie mir dann, ob Sie nicht ganz ſichtbar in ihren Worten und Gedanken noch friſche Geiſter, obwohl mit Runzeln, ſenore und etwas gebrochene Stimmen, die Autorität der weiſen Heere, statt Greiſenköpfe erkennen? Die Gemäldeliebhaber hängen immer ſolche in ihren Galerien auf; ein Bücherfreund muß ſie in ſeine Bibliothek ſtellen."

„Die feinen Geiſter ſind alle urſprünglich erhabene Geiſter, die nur keinen Aufſchwung zu nehmen vermochten, weil zu ſchwache Organe, oder eine ſchwankende Geſundheit oder zu große Weichlichkeit ſie lähmend zurückhielten."

„Gott hat Nachſicht mit den Jahrhunderten. Er verzeiht den einen ihre Rohheit, den andern ihre Ueberfeinerung. Schlecht erkannt von jenen, verkannt von dieſen, legt er zu unſerer Entſchuldigung in die Wagſchalen ſeiner Gerechtigkeit den Aberglauben und den Unglauben der Epochen, worin wir leben. Wir leben jetzt in einer kranken Zeit; das ſieht er. Unſer geiſtiges Weſen iſt verwundet; er wird uns verzeihen, wenn wir ihm ganz hingeben, was etwa noch geſund an uns iſt."

„Die Weisheit iſt die Ruhe im Licht."

„Um gut zu ſchreiben, dazu gehört eine natürliche Leichtigkeit und eine erworbene Bedenklichkeit. Es gibt Worte, die dem Gedächtniß ſich befreunden. Dieſe muß man gebrauchen. Die Meiſten richten ihr Augenmerk hauptſächlich darauf, ſo zu ſchreiben, daß man ſie ohne Anſtoß und Schwierigkeit lieſt; ihre Sätze unterhalten die Stimme, das Ohr, ſelbſt die Aufmerkſamkeit, und laſſen Nichts zurück, ſie ſchmeicheln und verhallen, wie der Ton von einem durchblätterten Buch. — Ehe Du ein ſchönes Wort gebrauchſt, ſorge für einen Platz dafür."

„Man liebt heutzutage nur noch das Koloſſal-Geiſtreiche."

„Wir müſſen als Gebieter und Herren des Worts die anerkennen, die es mißbrauchen, und die, die es zu gebrauchen wiſſen; aber dieſe ſind die Könige der Sprachen, und jene die Tyrannen."

„Ein Buch muß nicht nur gut ſeyn, ſondern auch von einem guten Verfaſſer ſeyn."

„Belles lettres! wo kein Genuß und keine Heiterkeit iſt, da kann von belles lettres nicht mehr die Rede ſeyn."

„Einige Anmuth und Milde muß auch in der Kritik walten; wenn ſie ganz fehlt, ſo gehört ſie nicht mehr in die Literatur . . . Wo kein Zartgefühl iſt, da iſt auch keine Literatur mehr."

„Es gibt ein Bedürfniß zu bewundern, welches manchen Frauen in literariſchen Jahrhunderten eigenthümlich, und eine Methamorphoſe des Bedürfniſſes: zu lieben iſt."

„Plato verliert ſich im leeren Raum, aber ſo, daß man das Spiel ſeiner Flügel ſieht und ihr Flattern hört."

„Die Leichtigkeit ſteht der Erhabenheit entgegen. Man nehme nur Cicero; nichts fehlt ihm als die Schwierigkeit und der Sprung. Es gibt tauſenderlei Arten, das Wort zuzubereiten und zu würzen. Cicero liebte ſie alle. Er iſt in der Philoſophie gleichſam wie der Mond. Seine Lehre hat ein ſehr mildes, aber entlehntes Licht; dieß Licht iſt ganz griechiſch. Der Römer hat es gemildert und geſchwächt."

„Vielleicht gibt es keine angenehmere Muſik, als die Variationen bekannter Melodien."

„Einige wenige Worte, werth im Gedächtniß behalten zu werden, genügen oft, das Bild eines großen Geiſtes in helles Licht zu ſetzen."

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 April 1839.

Neuere spanische Lyrik.

Zweiter Artikel.

Man kann nicht läugnen, daß die, welche die Restauration der spanischen Literatur unternahmen, ihr in der That wichtige Dienste leisteten, indem sie den grundschlechten Geschmack verbannten, der sie um das Ende des 17ten Jahrhunderts verunstaltete. Aber sie verfielen in einen schweren Irrthum, der unselige Folgen äußerte. Mehr geneigt in ihren alten Autoren die Flecken aufzufinden, ja zu übertreiben, als ihre Schönheiten anzuerkennen und nachzuahmen, schlossen sie dieselben von der guten Literatur aus, in der Meinung, der einzige vervollkommnungsfähige Geschmack sey der classisch französische, weßhalb sie denn die völlig nationalen Gattungen der Poesie vergaßen, die so reichliche Früchte auf ihrem heimischen Boden getragen hatten. So weit ging bei diesem Pedantismus der Eifer, die Regeln über den Genius zu stellen und ihn damit zu unterdrücken und zu ersticken.

So ging die castillische Poesie in fremden Fußstapfen und mit langsamem Schritte weiter, statt umzukehren an die Stelle, wo Calderon und Lope de Vega sie gelassen hatten, und konnte keinen sichern Boden mehr finden. Sie gewann einiges an Anstand, Correctheit und Bildung, aber sie verlor ungleich mehr an Reichthum, Anmuth und Zauber; sie war eifriger bemüht, Fehler zu vermeiden, als kühn bestrebt, Schönheiten hervorzubringen, sie wollte mehr den Verstand befriedigen, als das Ohr ergötzen, und die Phantasie hinreißen. Sie war allerdings frei von den letzten Zuckungen des Purismus, deren sich Huerta angenommen hatte, aber sie war damit andern Mängeln ausgesetzt, welche vielleicht mehr ihrer Natur widerstrebten, dem Prosaismus und der Schwäche.

Don Angel de Saavedra drückt sich über diese Periode so aus: „Der Strahl des Lichts, der in die dichtesten Finsternisse fiel, welche auf unserm Lande lagen, und welchen sie zu vertreiben und zu verscheuchen anfing, war nur ein Abglanz, ein Widerschein des Lichts, das in Frankreich strahlte. Die sogenannten Widerhersteller des guten Geschmacks in der spanischen Literatur um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verdienen allerdings diese Ehrennamen, wenn man betrachtet, welcher Art der Geschmack war, den sie bekämpften und zu vertreiben suchten; aber sie sind es nicht, wenn man bedenkt, was sie an die Stelle setzten. Wenn die Krankheit der französischen Autoren im übermäßigen Nachahmen bestand, so begingen die Spanier einen doppelten Fehler, indem sie sich dazu hergaben, Copien von Copien zu machen. Dazu kam, daß bei den Spaniern die Nachahmung weit gewaltsamer war, denn in Spanien bestand ein schon gebildeter nationaler Styl und Geschmack, wohl zum Theil nicht ohne Mängel, aber doch auch nicht ganz ohne Verdienst und Vorzüge. Indem also die spanischen Theoretiker des achtzehnten Jahrhunderts den französischen Classicismus einführten, mußten sie der Sprache, den Gewohnheiten, den Vorstellungen des Volks Gewalt anthun; ihre Poesien strotzten von sorgfältig ausgewählten Worten, ohne Inspiration, ohne Originalität, ohne Natur; die Furcht über die Schnur zu treten zwang zu den abgezirkeltsten Schritten, und wenn auch die Correctheit zu loben war, so herrschte doch die größte aller Verwirrungen, die nämlich, daß man Muster suchte, wo man sie weit nicht hätte suchen sollen."

Bisdahin sahen wir die unselige spanische Poesie von der Scylla in die Charybdis gerathen, vom Culteranismus zum Prosaismus. Nicolas Moratin war der einzige, der mit etwas mehr Geschick sie auf den einzigen Weg zurückzubringen suchte, den sie zu verfolgen hatte, um ihre Wiedergeburt zu verwirklichen. Dieser Weg mußte seyn, sich in der Bildung des neuen Europas zu sättigen, ohne jedoch auf ihre alte Originalität und Nationalität ganz zu verzichten. Moratin erreichte seinen Zweck nicht, und noch weniger Melendez und seine Nachfolger; aber diese machten doch nicht allein den von ihren Vorgängern verursachten Schaden wieder gut, sondern kamen auf dieser Bahn auch einen guten Schritt vorwärts; deßhalb verdienen sie auch mit mehr Recht den Namen der

Wiederherſteller der ſpaniſchen Poeſie, welche nun mit Melendez und den Dichtern aus der Salamanker Schule in eine neue Epoche eintrat.

Während ſich in Madrid noch Huerta und die Galliciſten mit kleinlichen Streitigkeiten und blinder Parteilichkeit abmühten, bildete ſich an der Univerſität Salamanca jene Schule der Literatur, der Philoſophie und des guten Geſchmacks, welche bald die finſtern altväteriſchen Runzeln der ſcholaſtiſchen Studien glättete und dem Lichte, das um jene Zeit in ganz Europa glänzte, Einlaß verſtattete. Das Erlernen der gelehrten Sprachen, ſo alter wie neuer, die Fortſchritte in der Mathematik und Phyſik, die Kenntniß und der Geſchmack an politiſchen Sciençen und an ſonſtigen tüchtigen Grundlagen des geiſtlichen und weltlichen Rechts, die Benützung der großen Vorbilder des Alterthums und die Beobachtung der Natur in allen Künſten der Phantaſie, die guten Bücher, die allenthalben herauskamen und nach Salamanca wie nach dem Mittelpunkte des gelehrten Fleißes und Wiſſens zuſammenſtrömten, endlich der Gebrauch einer ſtarken und kräftigen Vernunft, die ſich von den Launen aus mißbräuchlichen Traditionen der Autorität und von den grillenhaften Netzen eitler Sophiſtik und Marktſchreierei unabhängig zu erhalten wußte, dieß Alles verdankte man jener Schule, aus der von jener Zeit an bis auf unſere Tage ſo ausgezeichnete Rechtsgelehrte, Philoſophen und Humaniſten hervorgegangen ſind. Dort bildete ſich auch Don Juan Melendez Valdes unter der Leitung Cadalho's und dem Rathe Nicolas Moratins und Jovellanos'. Begabt mit allen weſentlichſten Eigenſchaften eines Dichters und ein leidenſchaftlicher Freund der Schönheiten der Natur, bildete Melendez ſeinen Dichtergeiſt durch das Studium claſſiſcher Schriften alter und neuer Zeit, vor allem aus ſeinem Vaterlande, da er überzeugt war, die ächt ſpaniſche Poeſie dürfe zwar das Gute, was die franzöſiſche oder die anderer Nationen an die Hand gebe, zu benützen nicht unterlaſſen, müſſe aber ihre Hauptreichthümer aus der Schatzkammer alter Nationalſchriftſteller heben. Er mißkannte die Vortheile nicht, welche die Benützung der nationalen Formen der volksthümlichen Poeſie brachte, und wußte ſie mit Geſchicklichkeit und Geſchmack nachzuahmen. Die Frucht dieſer Studien und Bemühungen war der erſte Band ſeiner Poeſien, den er zum erſtenmal im Jahr 1785 herausgab, und der mit außerordentlichem und allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Die Freunde der alten caſtiliſchen Poeſie, welche ihn ſo glücklich die Fußſtapfen eines Garcilaſo, Leon und Herera verfolgen ſahen, begrüßten den Dichter als den Wiederherſteller der claſſiſchen Kunſt, und ſahen freudig den proſaiſchen und trivialen Geſchmack, der um dieſe Zeit auf dem ſpaniſchen Parnaß allgemein herrſchte, vom Throne geſtürzt. Die ſtudirende Jugend Spaniens nahm jenes Buch zum Muſter, ſo daß es, kaum erſchienen und bekannt, für claſſiſch, ja für ein ausgezeichnetes Vorbild der Sprache, des Geſchmacks und der Dichtung galt. So wurde Melendez der Gründer einer poetiſchen Schule, welche, wenn auch ſchüchtern und nachahmend, doch nicht ganz franzöſiſch iſt, ſondern im Gegentheil eine neue, in ihren Formen völlig nationale Epoche der ſpaniſchen Dichtung bildet.

Unter den Mitgliedern dieſer Schule zeichneten ſich um jene Zeit als Dichter vornehmlich der witzige Igleſias und der Auguſtinermönch Diego Gonzalez aus; beide Freunde und Studiengenoſſen des Melendez, und wie dieſer Nachahmer altnationaler Dichter und Dichtungsformen.

Auch der ausgezeichnete Jovellanos, der damals in Sevilla wohnte, und zu deſſen Kunde die Arbeiten der Salamanker Dichter gelangten, begrüßte mit Beifall ihre Bemühungen, die claſſiſche Poeſie durch Nachahmung großer nationaler Vorbilder zu heben, und verfolgte in ſeinen eigenen poetiſchen Arbeiten denſelben Weg. Durch ſeinen Charakter jedoch und ſeine Studien mehr den höheren edlen Gattungen zugeneigt, ermahnte er auch ſeine Freunde zu größeren Unternehmungen. Dieſe Ermahnungen, obgleich ſie weder ſogleich, noch überhaupt je Wirkung thaten, waren vielleicht die erſte Veranlaſſung, daß Melendez und einige ſeiner Freunde und Schüler die philoſophiſche und meraliſche Gattung in die caſtilliſche Poeſie einzuführen verſuchten, um ihr dadurch mehr Gehalt und Tiefe zu verleihen, und ſie auf die Höhe ihres Jahrhunderts zu erheben. Hierzu trug auch die größere Kenntniß und das Studium der engliſchen Literatur bei, welchem ſich namentlich Melendez und Jovellanos mit Eifer widmeten, und das überhaupt um jene Zeit in Spanien ſich auszubreiten und mit dem Studium des Franzöſiſchen zu wetteifern anfing. So ahmte Melendez die Engländer Young, Pope und Thomſon nach; Jovellanos überſetzte das erſte Buch des verlornen Paradieſes, und auf ähnliche Weiſe folgten viele andere ihrem Beiſpiele. Dazu nehme man die Fortſchritte, welche damals die ſtrengeren Wiſſenſchaften, die politiſchen und philoſophiſchen in Spanien machten; und man darf ſich nicht wundern, daß dieß alles für die Anſichten und Grundſätze der Literatur einen neuen Weg eröffnen mußte, was denn auch auf die ſpaniſche Poeſie einen großen Einfluß zu üben nicht unterlaſſen konnte. Dieſer Einfluß zeigt ſich namentlich in der zweiten Ausgabe der Dichtungen des Melendez, welche 1797 erſchien, und in welcher, neben dem von neuem gedruckten erſten Bande in zwei weitern eine viel größere Anzahl von Dichtungen enthalten war, deren Geſchmack und Styl ſich von den frühern weſentlich unterſchied. Die Stoffe dieſer Poeſie waren großartig und ernſt, abſtract und metaphyſiſch. Er behandelte darin die großen Wahrheiten der Religion und Moral, und bemühte ſich, wie er ſelbſt ſagt, ſie mit allem Prunk der Sprache darzuſtellen, dabei aber verſtändlich und klar ſeyn, und lächerlichen Schwulſt zu vermeiden. Um nun der ſpaniſchen Leyer ſolche früher unbekannte Töne zu entlocken, mußte er ſich eine ſolchen Stoffen angemeſſene Redeweiſe und Styl bilden, denn die claſſiſche Sprache, ſo edel und majeſtätiſch ſie war, und ſo vollkommen ſie ſich in den geiſtlichen und lehrhaften Poeſien des goldenen Zeitalters zeigte, war doch damals noch nicht gewöhnt ſich der Philoſophie und dem ſtrengen Gange ihrer Wahrheiten anzuſchmiegen. Die geiſtliche und lehrhafte Poeſie der Alten war eine Poeſie des Her-

zens, das Ausſtrömen der Inbrunſt, die Andacht eines gläubigen Gemüths, während die philoſophiſche und moraliſche Poeſie der Neuern weit mehr eine Poeſie der Reflexion, ein Product der Speculation und Gelehrſamkeit iſt.

Aus dieſem Grunde hatten die philoſophiſchen Poeſien des Melendez, denen er nach ſeiner gewohnten Beſcheidenheit den Namen erſte Verſuche gab, einen gewiſſen Anſtrich von Neuerung, Fremdheit, ja Affectation, ſowohl im Stoffe als in der Darſtellung. Die Nachahmung von Fremden, Franzoſen, Engländern und Deutſchen (von letztern führt er namentlich Haller, Utz und Cramer an) war darin ſehr ſichtbar, und verglichen mit den Producten ſeiner Jugend, ſtanden ſie an Feuer, Lebendigkeit und Ungezwungenheit weit zurück. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß dieſe Dichtungen keine ſo große und allgemeine Aufnahme fanden, als es mit ſeinen früheren der Fall geweſen war. Trotz dem war die Wirkung, welche ſie hervorbrachten, nicht gering, denn ſie nahmen Theil an der allgemeinen Richtung ihrer Zeit, jener Zeit der Speculation und des Philanthropismus, weßhalb ſie auch unter dem Namen der philoſophiſchen Periode bekannt iſt; und die in ihnen von Melendez verfolgte Bahn ging in gleicher Richtung mit der Tendenz, ja der Manie der Aufklärung und des Erkennens, welche auch Spanien damals ergriffen hatte. Bei allen ihren Fehlern mußten deßhalb die philoſophiſchen Poeſien des Melendez, weil ſie der Ausdruck und das Abbild der Epoche waren, welcher ſie angehörten, reelle Ergebniſſe hervorbringen. Und nachdem Melendez auf dieſe Weiſe die Bahn gebrochen, fehlte es nicht an andern, welche in ſeine Fußſtapfen traten, worunter ſich am meiſten auszeichnen ſeine Schüler und Freunde Don Juan Pablo Forner, Don Nicaſio Cienfuegos, Don Manuel Quintana, Don Juan Nicaſio Callegos und Don Alberto Liſſa. Dieſe und einige andere von geringerer Bedeutung, wie Sanchez Barbero, Mar de Fuentes u. ſ. f. verſuchten mit mehr oder weniger Glück die ſpaniſche Poeſie auf die Höhe der Ideen und des Geſchmacks ihrer Zeit zu ſtellen, indem ſie die Wahrheiten der Philoſophie, die wechſelnden Geſchicke des menſchlichen Lebens, die großen Ereigniſſe der Staaten, die erhabenen Schauſpiele der Natur und die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften zu Vorwürfen dichteriſcher Behandlung wählten, ſtatt den viel betretenen und ausgenützten Wegen ihrer Vorgänger zu folgen, und nur von murmelnden Bächlein, von dem Täubchen der Phyllis, den Liebeshändeln der Jünglinge und der Sprödigkeit der unvergleichlich ſchönen Jungfrauen, von der Wonne des Schäferlebens, der Schalmei, dem ſäugenden Lämmchen und andern dergleichen ſchönen Dingen zu ſingen.

Sogleich gewann die ſpaniſche Poeſie durch dieſe Verſuche an Gehalt und Tiefe, erwarb eine Fülle von Ideen, von Lehren der Philoſophie und Unterweiſung, die man im Allgemeinen bei den Philoſophen früherer Jahrhunderte nicht trifft; der Ton veränderte und hob ſich einigermaßen, aber die Poeſie verlor an Reichthum und Friſche der Phantaſie, an Prunk und Adel des Styls, an Leichtigkeit und Wohllaut des Verſes und ſomit an Anmuth, Kraft und Zauber; ſie verlor an Dreiſtigkeit und Originalität, und wurde ſchüchtern nachahmend, ſie verlor aber vor Allem an Nationalität, denn ſie hatte ſich nach den Vorbildern des Auslandes geformt und kosmopolitiſch zu werden geſucht.

Darum wurden die Dichter, welche dieſe neue Bahn verfolgten, namentlich Cienfuegos und ſeine Anhänger durch ihre Nebenbuhler und die ſtrengen Humaniſten als ungereimte, von ſchlimmer Peſt befallene Schriftſteller, als froſtige matte Redekünſtler, als unklare Witzlinge, als abgemeſſene maniricte Nachahmer behandelt; darum nannten ſie dieſe Schule eine Schule des Irrthums, eine neue Schule des Conceptismus und Culteranismus, ihre Tendenz Philoſophismus, ihre Sprache dunkel und barbariſch, zuſammengeſetzt aus Archaismen, Gallicismen und lächerlichen Neologismen, ihren Styl voll Schwulſt und Dunkelheit, ihrem Versbau warfen ſie Mangel an Kunſt, Abwechslung und Wohlklang vor.

Wiewohl dieſer zum Theil ganz ungerechte und übertrieben ſtrenge Tadel überhaupt nur auf das imitatorum pecus jener Schule paßt, auf Leute, die immer und allenthalben nur die Fehler, die Affectation oder die Manier ihrer Vorbilder, nicht aber ihre guten Seiten nachahmen: ſo muß man doch bekennen, daß auch Melendez und die glücklichſten ſeiner Nachfolger das nicht völlig erreichten, was ſie ſich vornahmen, nämlich die ſpaniſche Poeſie auf die Höhe ihrer Zeit zu erheben, ohne damit ihrer Unabhängigkeit und ihrem Naturell zu ſchaden. Ihre Producte in der gewöhnlichen Gattung zeigen freilich eine hinreichend nationale Färbung, aber bei der Alltäglichkeit, Vernutztheit und Unbedeutenheit ihrer Stoffe verdienten ſie die Aufmerkſamkeit ihrer Zeitgenoſſen nicht, während ihre Dichtungen ernſter und erhabener Art nicht das Gepräge der Kraft und Friſche tragen, wie es nur die wahrhaft originellen und weſentlich nationalen Producte beſitzen.

Daher nannte ein eben ſo erleuchteter Kritiker als unparteiiſcher Patriot nicht ohne Grund die Schule des Melendez „die noch mehr hiſpaniſirte des Luzan!“

(Schluß folgt.)

Der Polarſtern.

Dieß Gedicht des ruſſiſchen Dichters Benediktof iſt von dem ruſſiſchen Fürſten Elim Meſtſcherski ins Franzöſiſche überſetzt worden, und enthalten in einer in Paris erſchienenen Sammlung von Ueberſetzungen aus zwölf ruſſiſchen Dichtern und von Originalpoeſien, worin er, mit dem bekannten Sprachtalente ſeiner Nation ausgeſtattet, ſich als gewandten und geſchmackvollen Dichter in der fremden Sprache zeigt. Das Gedicht mit dem obengenannten Titel ſchien ſeines Inhalts und ſeines nordiſchen Colorits wegen wohl auch eine Uebertragung ins Deutſche zu verdienen, die wir im Folgenden verſucht haben.

'S iſt Mitternacht; der Himmel ſteckt Myriaden
Stern' in durchſichtigem Feuer an;
An ſeinem Diadem glühn die Plejaden,
Und ſchimmert der Aldebaran.
Mein Blick folgt ihres Laufes Ringen gerne,
Geblendet nicht von ihrem Strahl;
Doch plötzlich wie gefeſſelt beim Polſterne
Bleibt ſtehn mein Auge auf einmal.

Des Firmaments Opal! Wie nach den Thränen
Des Tags dein Licht ſo tröſtlich blinkt!
Des Himmels Jungfraustern! deß Blick ein Sehnen
Mir weckt, wie wenn die Liebe winkt!
In ödem Mißmuth würd' von Nordens Kindern
Die lange Dunkelheit verbracht:
Du, der nie ſchläft, willſt ihre Schwermuth lindern;
Du biſt die Sonne unſrer Nacht!

Wenn in der Winternacht der fleiß'ge Bauer
Beſorgt iſt, daß er nicht verſäumt
Die Stunde, wo ſein Tagwerk ernſt und ſauer
Ihn ruft, indeß ſein Weib noch träumt:
Sucht er den Wagen, der im Aether immer
Weilt mit der goldnen Spuren Strahl;
Am Himmelsbuch der Siebenſterne Schimmer
Deutet die Zeit und ihre Zahl.

Der Seemann ſchwankt auf der treuloſen Föhre;
Wo iſt ein Leuchtthurm, der ihm winkt?
Er heiſcht umſonſt ihn von dem Grund der Meere,
Wo jedes Ufer ſchwindend ſinkt;
Das Ufer iſt, wo deine Feuer blitzen,
Leuchtthurm mit heil'gem Rettungsſchein!
Der Grund, wo, Silberanker! deine Spitzen
Ins Himmelblau ſich wühlen ein!

Langſam ziehn alle Stern' in Cirkelgleiſen;
Nur du allein hemmſt deinen Schritt;
Den Himmel wandelt der Lichtkörper Kreiſen —
Nur du verwandelſt dich nicht mit!
Iſt's wohl, o Stern! — oft ahnt mir's in den Nächten! —
Daß dein des Denkers Geiſt ſich freut,
Darum, weil Gott dich hält in ſeinen Rechten
Als Schlüſſel ſeiner Ewigkeit?

Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair,

dargeſtellt von ſeinem Sohne.

Nach dem Engliſchen bearbeitet von Dr. Baumann. Zwei Theile. Braunſchweig. G. Weſtermann. 1838.

Dieß Buch iſt die Biographie eines der achtungswertheſten, um ſein Vaterland verdienteſten Männer, eines Engländers von ächtem Schrot und Korn, der erſt im Jahre 1835 in ſeinem 81ſten Lebensjahre, bei noch friſcher Geiſteskraft, ſtarb, und in ſeiner letzten Krankheit einem ſeiner Söhne auftrug, eine Denkſchrift über ſein Leben und ſeine literariſchen Leiſtungen herauszugeben. Dieß geſchah nun in dem obengenannten, nach einer Menge von Materialien und Notizen, und mit gehöriger Berückſichtigung auf die hiſtoriſchen Entwicklungen ausgearbeiteten Buch, welches zwar nüchtern und ohne hervorſtechende Eigenthümlichkeit der Darſtellung und des Styls geſchrieben, keine Anſprüche in Betreff der Form zu machen hat, aber als Darſtellung der Lebensſchickſale und der literariſchen ſo wie praktiſchen Leiſtungen eines durchaus tüchtigen, redlichen und einſichtsvollen Mannes von rieſenhafter Thätigkeit von nicht geringem Intereſſe iſt. Als die Glanzpunkte ſeiner Leiſtungen werden hervorgehoben ſein ſtatiſtiſches Werk über Schottland, ſeine Thätigkeit als Chef des durch ihn hervorgerufenen Agriculturraths, und die durch ihn bewirkten landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen in ſeiner Grafſchaft. In allen Zweigen der Nationalökonomie und allen financiellen Fragen war er bewandert, und ſeine Stimme regte Vieles an, oder gab die Entſcheidung. Die Menge ſeiner Schriften, über die verſchiedenartigſten Gegenſtände, iſt unglaublich; außer Werken und Pamphleten über die Gegenſtände, welche den eigentlichen Beruf ſeines Lebens ausmachten ſchrieb er einen Religionscodex und eine Geſundheitslehre, ſo wie Broſchüren über die großen politiſchen Fragen und über militäriſch-techniſche Gegenſtände, und fand ſelbſt Zeit, an dem Streit über die Aechtheit der Oſſian'ſchen Gedichte lebhaften Antheil zu nehmen. Lange Jahre ſaß er im Parlament, eines der patriotiſchſten Mitglieder, zu keiner Partei ſchwörend, immer das wahre Intereſſe ſeines Vaterlands im Auge behaltend, und in ſeiner Unabhängigkeit den großen Parteihäuptern oft läſtig, aber allgemein geachtet. Vorſchläge zur Parlamentsreform hatte er ſchon vor vielen Jahren gemacht; die wirkliche Reform erlebte er zwar, aber er wirkte nicht mehr dazu mit, da er ſeinen Sitz im Parlament aufgegeben hatte. Sehr intereſſant iſt es, die Stellung des ehrenhaften Mannes zu den verſchiedenen politiſchen Parteien und Häuptern während einer langen und für England ſo wichtigen Periode aufmerkſam zu verfolgen. Das Buch iſt eine lehrreiche und angenehme Lectüre.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50 u. 51.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 Mai 1839.

Spiridion.

(Von George Sand.)

Wir treffen in dieſer Erzählung die berühmte, oder wie Andere lieber wollen, die berüchtigte Schriftſtellerin, über welche der Vicomte Walsh ein ganzes Buch geſchrieben, und über welche neueſtens auch der große Hiſtoriker Schloſſer, aus Veranlaſſung dieſes Buchs, ſein Urtheil, halb kopfſchüttelnd halb bewundernd, abgegeben hat, auf einem neuen Gebiet, auf das ſie vielleicht manche Leſer, die an früheren Erzählungen voll raſcher, lebendiger Handlung ſich ergötzten, mit weniger Vergnügen begleiten, oder auch wohl ganz zurückbleiben werden; dafür aber werden die Freunde einer ernſtern und tiefern Lectüre, die nicht bloß eine leichte, gefällige Unterhaltung, ſondern Anregung zum Denken in den Büchern ſuchen, und die Darſtellung und Analyſe tiefer Gefühle und Gemüthszuſtände dem Vorüberſpielen melodramatiſcher Effecte vorziehen, dieſe Gabe mit Dank annehmen, wenn ſie auch keineswegs mit den Reſultaten oder mit den Räſonnements der Verfaſſerin übereinſtimmen.

Spiridion iſt die Darſtellung und Entwicklung der verſchiedenen Phaſen eines nach Wahrheit und Gewißheit in den höchſten und heiligſten Dingen ſtrebenden Gemüths, das vom Zweifel an den poſitiven Lehren der Kirche durch verſchiedene Stadien, Metamorphoſen und Kataſtrophen hindurch endlich zur Ruhe und Befriedigung gelangt in der Hingebung an den reinen Geiſt der Liebe und Wahrheit. Dieſe Entwicklung zieht ſich durch drei Generationen hindurch; ſie beginnt in dem Abt Hebronius, der, ein geborner Jude, zum katholiſchen Glauben übertrat und das Kloſter auf der italiſchen Küſte gründete, welches die Scene und der Hintergrund der ganzen Erzählung iſt. Dieſer Hebronius, der den Namen Spiridion annahm, wurde aber ſpäter von Zweifeln befallen, und es gingen im Kloſter nach ſeinem Tode ſehr ſonderbare Gerüchte, daß er durch das Studium ketzeriſcher Schriften, wie Spinoza's, vom wahren Glauben abgeführt worden ſey. Der Erbe ſeiner geheimen Vermächtniſſe war Fulgentius, ein weniger unruhiger und ſtrebender Geiſt, der es verſäumte, auf der ihm von Spiridion angegebenen Bahn fortzuſchreiten, aber vor ſeinem Tod Aleris, den eigentlichen Helden der Erzählung, in die ihm anvertrauten Geheimniſſe einweihte. In Aleris nun wird erſt der höchſte Kampf des Zweifels mit dem Glauben veranſchaulicht, und ſeine Erzählung von ſeinen innern Erlebniſſen — denn die äußern ſind nur wenige — womit er den Novizen Angelo zu ſeinem Erben ernennt, füllt den größten Theil der vier Abſchnitte. Mit einer mehr ins Einzelne gehenden Angabe der Aufeinanderfolge der äußeren Ereigniſſe und der innern Seelenzuſtände wollen wir der Lectüre derjenigen, welche ſich mit dem Ganzen bekannt machen wollen, nicht vorgreifen, ſondern nur einzelne Abſchnitte, die ſich durch lebendige und ergreifende Darſtellung auszeichnen und aus dem Zuſammenhang genommen, doch für ſich verſtändlich ſind mittheilen. Zuvor aber ſeyen uns noch ein paar Bemerkungen erlaubt: So ungleich dieß neueſte Werk der Verfaſſerin manchen ihrer frühern Productionen iſt, ſo ſehr es ſich durch den Ernſt der behandelten Gegenſtände, durch die pſychologiſche Veranſchaulichung religiös-metaphyſiſcher Kämpfe und die fleckenloſe Reinheit des Styls auszeichnet, ſo iſt es doch nicht ganz fremd jener Geiſtesrichtung, die man an der Madame Dudevant kennt, und die man als eine deſtructive, antiſociale und revolutionäre bezeichnet hat. Es gilt auch hier den Kampf mit dem Hergebrachten, mit der Tradition, mit poſitiven Dogmen; es wird eine neue Zeit mit neuen Lehren verkündigt; aber dieſe Oppoſition iſt ſo hoch gehalten, ſo auf die geiſtige Sphäre beſchränkt, es wird ſo wenig der öffentlichen Moral ein Aergerniß gegeben, daß man aus dieſem Werk, ganz allein für ſich betrachtet, die Verfaſſerin nur könnte achten lernen, wegen des daraus hervorleuchtenden Eifers, die Wahrheit zu ergründen; ſo wie man die Kunſt und Sicherheit, womit ſie die innerhalb einer engen Zelle ſich entwickelnden Schickſale eines raſtlos meditirenden und ſtrebenden Geiſtes ebenſo intereſſant und lebendig, als anſchaulich und klar zu ſchildern, abſtracte Gegenſtände in den blühendſten Styl zu kleiden weiß.

Vielleicht um der äußern Handlung den Reiz einer Abwechslung und die Zuthat von etwas Außerordentlichem zu geben, hat die Verfaſſerin ihrer Erzählung eine ſich öfters wiederholende Geiſtererſcheinung einverwoben. Aber hieran hat ſie ſchwerlich gut gethan. Das Intereſſe dieſer Erzählung gründet ſich vorzugsweiſe auf die Wahrheit der als von beſtimmten Individuen erlebt geſchilderten Seelenzuſtände und Metamorphoſen; es ſind philoſophiſche Probleme, welche die Vergangenheit beſchäftigten und noch die Gegenwart beſchäftigen, die hier zur Sprache kommen und die dieß Werk als einen Beitrag zur Geſchichte der religiöſen und irreligiöſen Beſtrebungen und Richtungen der Zeit charakteriſiren; dieſer Stempel der ernſten Realität wird nun aber gewiſſermaßen zerſtört dadurch, daß Erſcheinungen und Weſen aus der Geiſterwelt eingeführt werden; man wird dadurch immer wieder erinnert, daß man ſich nur auf dem Gebiet der Fiction befindet, und dadurch wird das Intereſſe, das man für Aleris empfindet, nur geſchwächt, ohne daß das für Spiridion (Hebronius), der noch aus dem Jenſeits herüber in die Sichtbarkeit hin und wieder hereintritt, dadurch geſteigert würde. Erſcheinungen, Geſpenſter, Wunder in einer Erzählung, die nicht ſowohl als Product der Phantaſie ergötzen, denn als eine Frucht der philoſophiſchen Betrachtung und pſychologiſcher Studien gelten, und ſomit höhere Intereſſen anregen ſoll, können nur erkälten und den Leſer in eine zweifelhafte, ſchiefe und falſche Stellung zum Buche bringen, indem er nicht weiß, in wie weit der Autor aus lebendigem Drang ſeines Gemüths ſchafft, oder in wie fern er doch dabei der willkürlichen Einbildungskraft die Zügel ſchießen läßt und den Leſer gewiſſermaßen myſtificirt. Aleris ſelbſt reflectirt über die ihm zu Theil gewordenen Viſionen folgendermaßen:

„Der Blitz von Enthuſiasmus, den meine erhebende Viſion am Strand des Meers in mir entzündet, verlor ſich bald, denn ſie erneuerte ſich nicht mehr, wie ich mir geſchmeichelt hatte; und von neuem in den Kampf der trübſeligen Wirklichkeit zurückgeworfen, hatte ich alle Muße, mich wieder als ein vernünftiges Weſen zu betrachten, dazu verdammt, an einer vorübergehenden Geiſtesverirrung zu leiden, und mir dann mein übriges Leben hindurch darüber Rechenſchaft abzulegen. In einem andern Jahrhundert hätten dieſe Viſionen einen Heiligen aus mir machen können; in dieſem aber, genöthigt, ſie wie eine Schwäche oder eine Krankheit zu verbergen, ſah ich darin nur Stoff zu demüthigenden Betrachtungen über die wunderliche Armuth des menſchlichen Geiſtes. Indeß, da ich mich genöthigt ſah, über dieſe Sachen nachzudenken, mußte ich mir endlich ſagen, daß, wie die Natur der Seele, oder, wie man ſich damals ausdrückte, des Lebensprincips ein tiefes Räthſel ſey, ſo auch die Kräfte und Fähigkeiten der Seele ebenfalls von einem tiefen Geheimniß bedeckt ſeyen; denn unter den beiden Fällen Einer: entweder beſaß mein Geiſt auf Augenblicke das Vermögen, das was der Tod in die Vergangenheit verſenkt hatte, in ſeiner Anſchauung wieder zu beleben, oder dasjenige was der Tod, hingerafft hatte, beſaß das Vermögen ſich wieder zu beleben und ſich mit mir in Verbindung zu ſetzen. Wer vermöchte nun aber dieſes doppelte Vermögen im Gebiet der Ideen zu läugnen? Wer hat je daran gedacht, ſich darüber zu verwundern? Alle Meiſterwerke der Wiſſenſchaft und der Kunſt, die uns erſchüttern, daß ſie uns das Herz heben und die Thränen aus dem Auge ſtürzen machen — ſind es Denkmale, welche ſich über Todten erheben? Werden die Spuren eines großen Schickſals und Lebens ausgelöſcht durch den Tod? Sieht man es nicht vielmehr nur glänzender durch die verfloſſenen Jahrhunderte hindurch? Iſt es im Geiſt und im Herzen der ſpäteren Geſchlechter nur als eine bloße Erinnerung noch vorhanden? Nein, es iſt lebendig, es erfüllt ewig die Nachwelt mit ſeiner Wärme und ſeinem Licht. Sind nicht Plato und Chriſtus immerdar gegenwärtig und lebendig unter uns? Sie denken, ſie fühlen in Millionen Seelen; ſie ſprechen, ſie handeln durch Millionen Körper. Und was iſt denn auch die Erinnerung ſelbſt? Iſt es nicht eine erhabene Auferſtehung der Menſchen und der Ereigniſſe, die verdient haben, dem Tod der Vergeſſenheit zu entgehen? Und iſt dieſe Wiederauferſtehung nicht das Werk der Macht der Vergangenheit, welche die Gegenwart aufſucht, und das der Macht der Gegenwart, welche die Vergangenheit aufſucht? Die materialiſtiſche Philoſophie konnte es ausſprechen, daß, da alles Vermögen und alle Kraft für immer durch den Tod vernichtet werde, die Todten keinen andern Einfluß auf uns ausübten, als welchen uns beliebte ihnen einzuräumen durch unſere Sympathie oder den Geiſt der Nachahmung. Aber vorgeſchrittenere Ideen und Anſichten müſſen den ausgezeichneten Menſchen eine vollſtändigere Unſterblichkeit ſichern und die Macht der Todten und die Macht der Lebendigen, welche eine unzerreißbare Kette durch die Generationen hin bilden, die eine zur Bürgin der andern machen und umgekehrt. Die Philoſophen ſind allzu haſtig auf die Vernichtung hinein geweſen, wenn ſie, uns den Eingang in den Himmel verſchließend, uns die Unſterblichkeit auf der Erde auch verſagt haben. Und doch exiſtirt ſie hier in ſo ſchlagender Weiſe, daß man ſich verſucht fühlt zu glauben, die Todten erſtehen wieder in den Lebenden; und ich für meinen Theil glaube an eine beſtändige Fortzeugung der Seelen, die nicht den Geſetzen der Materie, den Banden des Bluts unterworfen iſt, ſondern geheimnißvollen Geſetzen und unſichtbaren Verbindungen folgt. Manchmal habe ich mich befragt, ob ich nicht Hebronius ſelbſt ſey, anders beſtimmt und geartet in einem neuen Daſeyn in Kraft der Unterſchiede eines Jahrhunderts zwiſchen ihm und mir. Aber da dieſer Gedanke zu ſtolz war, um ganz wahr ſeyn zu können, ſagte ich mir: er ſey vielleicht ich geworden, ohne aufzuhören er ſelbſt zu ſeyn, ebenſo wie in der leiblichen Welt ein Menſch, indem er den Wuchs, die Züge und die Neigungen ſeiner Vorfahren in ſich verjüngt, ſie in ſeiner Perſon neu erſtehen läßt, während er doch ein eigenthümliches Daſeyn hat, welches das von ihnen überkommene Daſeyn auf eigenthümliche Weiſe beſtimmt. Und dieß führte mich auf den Glauben, daß es für uns zwei Arten von Unſterblichkeit gibt, beide materiell und immateriell; die eine, welche dieſer Welt angehört und die unſere Gedanken und Gefühle der Menſchheit überliefert durch unſere Werke und Leiſtungen; die andre, die in einer beſſern Welt durch unſere Verdienſte und unſre Leiden gegründet wird,

und die eine providentielle Macht über die Menſchen und Dinge dieſer Welt behauptet. So konnte ich ohne Anmaßung annehmen, daß Spiridion in mir lebe durch das Gefühl der Pflicht und der Liebe zur Wahrheit, welche ſein Leben erfüllt hatten, und außer und über mir vermöge einer Art von Vergöttlichung, welche der Lohn und die Entſchädigung war für ſeine Mühen und Leiden in dieſem Leben."

Ueber denſelben Gegenſtand ſpricht ſich der ſeinem Tode nahe Abt Spiridion gegen den tief trauernden Fulgentius ſo aus:

„Kein Licht erlöſcht, und die Finſterniſſe des Verſtändniſſes ſind für einen edeln und aufrichtigen Geiſt leicht zu zerreißende Hüllen. Nichts geht verloren; die Form ſelbſt ſtirbt nicht; und wenn meine Geſtalt und mein Antlitz dem innerſten Heiligthum deines Gedächtniſſes eingegraben bleiben, wer kann dann ſagen, daß ſie von dieſer Welt verſchwunden ſeyen und daß die Würmer mein Bild zerſtört haben? Sollte der Tod die Bande unſrer Freundſchaft zerreißen, und hat, was im Herzen eines Freundes bewahrt worden iſt, aufgehört zu ſeyn? Bedarf die Seele der leiblichen Augen, um zu ſchauen was ſie liebt, und iſt ſie nicht ein Spiegel, in dem nichts verſchwindet? — Höre mich an, ich will dir einen Gedanken ſagen, der öfters durch meinen Geiſt gezogen iſt, ohne darin zu haften. Niemand iſt, wie du weißt, ein ärgrer Feind der groben Gaukeleien, deren die Mönche ſich bedienen, um ihre Adepten zu ſchrecken, auch bin ich kein Anhänger der Extaſen, welche von unwiſſenden Viſionären oder von elenden Betrügern entweder zur Bereicherung oder zur Befriedigung ihrer armſeligen Eitelkeit mißbraucht werden; aber ich glaube an die Erſcheinungen und Träume, welche zuweilen ſchon einen wohlthätigen Schrecken verbreitet oder aufrichtigen Geiſtern und fromm enthuſiaſtiſchen Seelen eine belebende Hoffnung gebracht haben. Mir ſcheint, daß die Wunder auch von der kälteſten und aufgeklärteſten Vernunft wohl könnten zugegeben werden. Unter den übernatürlichen Dingen, die, weit entfernt, meinem Geiſt Widerwillen einzuflößen, vielmehr ein ſüßer Traum und ein nicht genau begränzter Glaube für ihn ſind, würde ich als möglich gelten laſſen, den unmittelbaren Verkehr unſrer Sinne mit dem, was in uns und um uns übrig iſt von den Todten, die wir geliebt haben. Ohne zu glauben, daß die Leichname den Stein des Grabes zerbrechen und auf einige Augenblicke die Functionen des Lebens wieder ausüben können, denke ich mir manchmal, daß die Elemente unſers Weſens nicht plötzlich ſich auflöſen, und daß vor ihrem Auseinanderſtrömen ein Abbild von uns ſelbſt ſich um uns entwirft, wie das Sonnenbild unſre Blicke noch ein paar Minuten mit all ſeinem Glanz blendet, nachdem ſich das Geſtirn ſelbſt ſchon unter unſern Horizont geſenkt hat. Wenn ich dir Alles geſtehen ſoll, was in mir in dieſer Hinſicht vorgeht, ſo bekenne ich, daß in meiner Familie eine Tradition war, die ich nie die Kraft hatte, als eine Fabel zu verwerfen. Es hieß, das Leben habe im Blut meiner Vorfahren in ſolcher Intenſität gewohnt, daß ihre Seele im Augenblick, wo ſie den Körper verließ, die gewaltſame Spannung einer ſeltſamen, unbekannten Kriſis empfand. Sie ſahen dann ihr eignes Bild ſich von ihnen ablöſen und manchmal doppelt oder auch dreifach ſich erſcheinen. Meine Mutter verſicherte in der letzten Stunde, wo er den Geiſt aufgab, habe mein Vater behauptet, auf beiden Seiten des Bettes ein Geſpenſt, ganz ihm ſelbſt ähnlich, zu erblicken, in der Kleidung, die er an Feſttagen trug. Es wäre der hochmüthigen Vernunft ſo leicht geweſen, dieſe Legende zurückzuweiſen, daß ich mir dieſe Mühe gar nie gegeben habe. Sie gefiel meiner Phantaſie, und es hätte mir leid gethan, wenn ich ſie hätte zu dem Nichts der abgeurtheilten Irrthümer verdammen müſſen. Du glaubſt vielleicht, mein Kopf werde ſchwach. Im Gegentheil aber fühle ich, daß die Hüllen ſich wegheben, und es iſt mir zu Muth, als ob ich nie mit größerer Klarheit in die unbekannten Ahnungen eines neuen Reichs von Ideen eingedrungen wäre. Wenn die Stunde kommt, dem Dienſt der ſtolzen Vernunft zu entſagen, wirft der aufrichtige Menſch, fühlend, daß er nicht mehr nöthig hat, ſich gegen die Schreckniſſe des Todes zu wehren, ſeinen Schild weg, und betrachtet mit ruhigem Auge das Schlachtfeld, das er nun verläßt. Dann ſieht er wohl, daß, ebenſo wie die Unwiſſenheit und der Betrug, auch die Vernunft und die Wiſſenſchaft ihre Vorurtheile, ihre Verblendungen, ihre leichtſinnigen abläugnenden Behauptungen, ihre hartnäckige Engherzigkeit haben. Was ſage ich? er ſieht, daß die menſchliche Vernunft und Wiſſenſchaft nur für eine Zeit gültige Anſchauungsweiſen, nur neu entdeckte Horizonte ſind, jenſeits welcher ſich unendliche, noch unbekannte Horizonte eröffnen die er für unerreichbar hält, weil die kurze Dauer ſeines Lebens und das ſchwache Maaß ſeiner Kraft ihm nicht geſtatten, auf ſeiner Reiſe weiter vorzudringen. Er ſieht in Wahrheit, daß die Vernunft und Wiſſenſchaft nur die beziehungsweiſe Ueberlegenheit eines Jahrhunderts gegenüber dem andern ſind, und er bekennt ſich mit Zittern, daß die Irrthümer, die er in ſeiner Zeit belächelt, das letzte Wort der menſchlichen Weisheit für ſeine Vorgänger geweſen. Er mag ſich ſagen, daß ſeine Nachkommen ebenſo lachen werden über ſeine Wiſſenſchaft, und daß die Arbeiten ſeines ganzen Lebens, nachdem ſie eine Zeit lang ihre Früchte getragen, nothwendig müſſen weggeworfen werden, wie der alte Baumſtamm, den man umbaut. Dann demüthige er ſich und betrachte mit philoſophiſcher Ruhe die Reihe von Generationen, die ihm vorangegangen, und die Reihe derer, die ihm folgen werden; und er lächle, wenn er den Durchgangspunkt ſieht, wo er gelebt hat, ein dunkles Atom, ein faſt unſichtbarer Ring der endloſen Kette. Dann ſpreche er: ich bin weiter gekommen als meine Vorfahren, ich habe den von ihnen erworbenen Schatz gemehrt oder gereinigt. Aber er ſage nie: was ich nicht gethan habe, das iſt unmöglich zu thun; was ich nicht begriffen, das iſt ein unfaßbares Geheimniß, und niemals wird die Menſchheit die Hinderniſſe überſteigen, die mich aufgehalten haben, denn das wäre eine Läſterung, und für ſolche Ausſprüche müßte man die Scheiterhaufen wieder anzünden."

(Fortſetzung folgt.)

Neuere ſpaniſche Lyrik.

(Schluß.)

Dieſe Schule, obwohl ohne Widerrede die herrſchende, war doch nicht die einzige, die ſich damals in Spanien bildete. Andere verfolgten denſelben Weg, und zogen es vor, die Italiener nachzuahmen, deren Formen mehr Analogie mit den caſtiliſchen haben, und weßhalb denn dieſe Nachahmung an ſich ſelbſt reiner und natürlicher ſcheinen konnte. Die eigenthümliche Richtung dieſer Schule beruht auf ſorgfältiger Beobachtung der Symmetrie der Versmaaße, auf der Anmuth des Tonfalls, der Eleganz und Reinheit des Styls, der Leichtigkeit und Glätte der Ausführung. Die äußern Eigenſchaften ſind ihre Hauptſorge, die Stoffe und Gedanken nicht ſo ſehr; weßhalb man denn dort nicht immer dem erwünſchten Aufſchwung, Kraft und Tüchtigkeit des Ausdrucks begegnet. Aus dieſem, von Meiſterhand (Quintana, ausgewählte Poeſie IV, 48 f.) gezeichneten Bilde wird deutlich, daß wenn die ſpaniſche Poeſie in jener Schule an Anmuth und Lieblichkeit gewonnen, ſie doch ebenſoviel an Gehalt und Tüchtigkeit verloren hat, kurz ſie hat Copien von Copien genommen. Unter denen, welche dieſen Weg verfolgten, zeichneten ſich aus Don Leandro Fernandez de Moratin, Don Juan Bautiſta de Arriaza, Don Manuel de Arjona, Don Francisco Martinez de la Roſa u. A.

Obgleich man aber auch bekennen muß, daß alle Bemühungen dieſer Schulen und Dichter, ſo verdienſtlich ſie nach gewiſſen Rückſichten ſeyn mußten, der caſtiliſchen Poeſie ihren alten Glanz zu verleihen nicht im Stande waren, ſo kann man doch eine Art von Wiederherſtellung nicht verkennen, welche der neuſpaniſchen Literatur Ehre macht. Ja es iſt zu verwundern, daß bei ſo wenig Anregung und Aufmunterung, bei ſo allgemeinem Verfall und Erſchlaffung, in den kurzen Pauſen, wo die politiſchen Wirren und Umwälzungen freier athmen ließen, eminente Köpfe ſich hervorthaten, um den literariſchen Ruhm des ſpaniſchen Volks zu ſteigern, und gewiß ſie hätten ihn noch höher getrieben, wenn nicht ſo viele traurige Zufälle, wie ſie die unglückliche Nation ſeit dem Tode Karl III betrafen, ſich gegen ſie vereinigt hätten. Das Unrecht des Geſchicks, das ſich um jene Zeit ſo hartnäckig gegen Spanien erklärte, erlaubte nicht, daß jener Hauch des Glücks, jener prophetiſche Impuls erfreulicher Reſultate, das Ziel erreichte, das man davon hoffen zu dürfen glaubte. Schon vor der unſeligen Regierung Karls IV, ſchon unter der ſeines Vaters ſah man die ſpaniſche Staatsgewalt auf der eingeſchlagenen Bahn rückwärts ſchreiten. Weder das Miniſterium des Grafen von Arando, noch das Inſtitut der königlichen Studien von San Iſidro, noch die glücklichen Verſuche einiger einſichtigen Männer, welche auf eine literariſche Reſtauration hinarbeiteten, waren hinreichend, um dieſe ganz zu Stande zu bringen. Der Aufruhr von Madrid, deſſen Urſachen hier nicht näher erörtert werden können, lähmte dieſe Bemühungen, und von jener unſeligen Epoche an wandelte die Literatur unſicher einher zwiſchen der Schüchternheit eines jüngſt bedrohten Gouvernements, der Verderbniß und den Launen einer unmittelbaren Vertraulichkeit, dem Tumult einer zerſtörenden Invaſion und den Schlägen eines hartnäckigen Kampfs für Feſtſetzung der weſentlichſten Intereſſen. Im Verfolg dieſer politiſchen Umwälzungen fanden ſich viele Spanier und in der That nicht die am wenigſten ausgezeichneten veranlaßt, auszuwandern, und nach verſchiedenen Gegenden Europa's zu flüchten. Trotz dieſes neuen Mißgeſchicks für die ſpaniſche Nation und Literatur, zeigte ſich auch hierin die Wahrheit des alten ſpaniſchen Sprüchworts: „es gibt kein Uebel, das nicht um etwas Guten willen komme.“ Denn außer dem Vielen, was Leute gewinnen müſſen, die aus ihrem Vaterlande verſetzt, vom Unglücke oder dem Wechſel der Begegniſſe beunruhigt und von der Eintönigkeit des häuslichen Lebens getrennt ſind, lernten auch die ſpaniſchen Emigrirten die Fortſchritte kennen, welche die kritiſche Kunſt bei andern Völkern gemacht hatte, und zu machen im Begriff war; ſie ſahen die faſt allgemeine Umwälzung, welche in unſern Tagen deutſche Kritik und Literatur verurſacht, ſowohl in der Theorie als in der Anwendung; ſie entdeckten, daß in England, in Italien, ja in Frankreich ſelbſt, dem Vaterlande der Claſſiciſten jener vielgeprieſene Claſſicismus nicht mehr ausſchließlich auf dem Throne ſaß, der ein ganzes Jahrhundert lang die Phantaſie der gebildetſten Nationen Europa's in die Feſſeln des Pedantismus geſchlagen hatte; ſie waren endlich genöthigt, nicht ohne Befremden und Beſchämung anzuerkennen, daß die Spanier, ſonſt die freiſten und feurigſten Geiſter, faſt die einzigen waren unter den Neu-Europäern, welche auch noch nicht gewagt hatten, die von den Meiſtern der claſſiſchfranzöſiſchen Schule vorgezeichneten Gränzen zu überſchreiten.

Befreit von ihren Vorurtheilen fingen einige an jenen Autoritäten zu zweifeln an, die man bisher für untrüglich gehalten, und denen man aus lauter Geiſt der Routine gehorcht hatte; andere, unparteiiſcher und dreiſter, nahmen die geſunden Grundſätze der neu ausgeſprochenen Lehre an, überzeugt, daß die weſentlichſten Eigenſchaften einer guten und correcten Poeſie Originalität und Nationalität ſeyn müſſen; andere endlich, die muthigſten und geiſtreichſten, ſuchten ſelbſt nicht nach Reminiscenzen, ſondern aus Inſpiration zu ſchreiben, dem eigenen Impuls zu folgen, den freiwilligen Inſpirationen nachzugeben und nicht zu machen, was, ſondern wie es die berühmten Geiſter des Auslands in der Jetztzeit machten, die ſo reich an geſunder und einer in ihrem Treiben ſo philoſophiſchen Generation angemeſſener Kritik ſey.

Als daher in den letzten Jahren jene Emigrirten auf den vaterländiſchen Boden ſich zurückbegaben, führten ſie dahin, oder vielmehr erneuerten ſie auch in Spanien jenen Geſchmack, den man den neuen, romantiſchen nannte, ſo alt und allein er auch im Weſentlichen ſeyn mag. Denn es darf wohl behauptet werden, daß dieſem Geſchmack ein Homer, Dante, Shakſpeare, Lope de Vega, Schiller gefolgt und ſie in dem Sinne alleſammt Romantiker ſind, wenn dieß ſo viel heißt, als niemand nachahmen, und ſeine Inſpirationen nur in eigenem Geiſte und in der Natur ſuchen, was ſie aber eben damit zu

Classikern im besten Sinne macht, sofern sie als Vorbilder dastehen, für alle, die ihren unabhängigen schöpferischen Genius ihre vom Geist ihrer Zeit getriebene Richtung und ihr völlig nationales Colorit zu bewundern im Stande sind.

Unter denen, welche am meisten zur Erweckung und Verbreitung dieses eben so alten als natürlichen Geschmacks in Spanien, so wie zur Bekämpfung der abgestandenen Vorurtheile ihrer Landsleute beitrugen, zeichnen sich aus Don Agustin Duran und Don Angel de Saavedra Herzog von Rivas. Der erste begann dieses Unternehmen durch seine Abhandlung über den Einfluß, den die moderne Kritik auf den Verfall des altspanischen Theaters übte u. s. w., durch seine Gedichte, seine trefflichen Ausgaben der Romanzen und der spanischen Thalia oder Sammlung von Dramen des altspanischen Theaters; dieser wirkte noch kräftiger durch seine eigenen poetischen Producte, die in den letzten Jahren herauskamen.

Dem Beispiel dieser ausgezeichneten Männer folgten und folgen noch einige junge Dichter von nicht gewöhnlichen Talenten. Zu diesen gehören namentlich die, welche sich zur Herausgabe der Zeitschrift El artista vereinigt haben.

Und so steht denn zu hoffen, daß die spanische Jugend mit ihnen erkennen werde, daß die Erleuchtung und die Bedürfnisse der Gegenwart die Abschüttelung der Fesseln verlangen, in welche die blinde Verehrung des Classicismus ihre Landsleute geschlagen hatte; und sobald der Schule des Jahrhunderts Ludwigs XIV zum Trotz die Unabhängigkeit des dichterischen Gedankens sich behauptet, wird sich die wahre Restauration der spanischen Poesie einstellen. Möchten die Spanier, welche die glücklichsten Anlagen für die Poesie haben, nichts weiter seyn wollen, als Spanier und ächte Spanier! so wird trotz aller politischen und literarischen Hindernisse der spanische Parnaß wieder blühen und von neuem so reiche Früchte treiben, wie in den Zeiten des Cervantes, Lope de Vega und Calderon.

A. K.

Zustand und Schwierigkeiten der Kritik in Frankreich.

Während es in Frankreich nicht an neuen literarischen Productionen fehlt, welche von einzelnen Kritikern mit Lob und Bewunderung überschüttet werden und wenigstens bei ihrem ersten Erscheinen ein wiewohl oft bald verschollenes Aufsehen erregen, sprechen sich ernste und nüchterne Stimmen über den Gesammtzustand der neuesten französischen Literatur, besonders des im eigentlichen Sinne schöpferischen Zweigs derselben, nichts weniger als billigend und triumphirend aus. Im Folgenden geben wir eine Probe davon:

Das Publicum verlangt Kritik, und es hat Recht, denn es gibt keine mehr. Aber es weiß nicht, wie schwierig das ist, was es verlangt, ja, sprechen wir es geradezu aus, wie unmöglich beinahe heutzutage, und das aus einer Menge von Gründen, die mit dem Zustand der Gesellschaft selbst und mit der ganzen Verfassung der Literatur zusammenhängen. Seit acht Jahren, das heißt seit der Julirevolution, sehen sich die literarischen Schulen aufgelöst, wie die politischen Parteien, und es haben sich keine neuen gebildet. Ausgezeichnete Individuen, neue Talente haben sich hervorgethan, aber ohne einem existirenden Kreise anzugehören, ohne eine Ansicht, eine feststehende und greifbare Lehre zu repräsentiren. Die älteren Talente und darunter die hervorragendsten, welche Kreisen und Lehren angehören, die unter der Restauration sehr in Ansehen standen, fanden sich plötzlich ohne Schutz und gleichsam aus ihrer Sphäre geschleudert; sie konnten sich nicht mehr recht halten, und da sie sich dort fortwährend noch wollten sehen lassen, geschah es ihnen bald, daß sie nicht mehr sie selbst waren. Diejenigen, die man für Eichen hielt, so lang es in der Gesellschaft noch einschließende Mauern gab, die sie zu beengen schienen, waren im Freien bald nur noch gebeugte und gebrochene Bäume. So La Mennais, der in früheren Jahren zu seinem Siegel eine vom Blitz zerschmetterte Eiche nehmen wollte, mit der Devise: Ich breche, aber biege nicht! hat sein trotziges Wort in Erfüllung gehen sehen; und diese hohe, edle Natur mag jetzt nachdenken über seiner in Stücke gerissenen Eiche. Mit Lamartine ist seit wenigen Jahren eine innere Revolution vorgegangen, ähnlich und analog derjenigen, welche bei La Mennais stattgefunden; es ist genau ein Gegenstück dazu, wenn man die Verschiedenheit ihrer Talente und Naturen in Anschlag nimmt. Der Rahmen der Restauration war der des Herrn von Lamartine gewesen und schien es auch immer bleiben zu müssen. Die Strahlen waren gegenseitig; der Dichter schien sich behaglich zu fühlen und wurde mild in diesem Zustand erhalten. Als aber dieser Rahmen ihm fehlte, breitete er sich über die Gebühr aus, ohne mehr Gränzen anzuerkennen und nach Art der elastischen Gase, mit welchen er in dem Aetherhaften seiner Poesie eine Verwandtschaft zeigt. Es ist interessant, den Einfluß und die Rückwirkung der zwei ausgezeichnetsten Talente der jüngsten Gestaltung auf diese beiden großen, von der Restauration zurückgelassenen Talente zu beobachten. Die philosophische und literarische Annäherung des Verfassers der Worte eines Gläubigen und der prachtvollen Malerin der Lelia hat nichts Ueberraschenderes, nichts Charakteristischeres in Bezug auf die Epoche dargeboten, als der plötzliche und gewaltige Reflex, den die Manier Balzacs auf einen ganzen unterirdischen Abschnitt im Fall eines Engels von Lamartine geworfen. Dieß Alles dient zu beweisen, daß die literarischen Schulen seit acht Jahren sich aufgelöst haben, daß die Schranken und die Garantien des Charakters bei den edelsten Talenten entweder plötzlich oder allmählich, ich weiß nicht was für einer verwirrenden und auflösenden Macht der Dinge haben weichen und unterliegen müssen. Diese Verwirrung und dieser Strudel sind selbst das Zeichen der neuen literarischen Periode. Was nun den Werken selbst fehlt, der Stütz- und Haltpunkt — wie sollte das die Kritik finden können?

Ohne Zweifel, der gesunde, gebildete Verstand und Geschmack weiß sich immer sein Urtheil zu bilden; selbst in Ex-

mangiung harmonischer und wohlabgerundeter Werke könnte man sich aussprechen, bedauern, Wünsche blicken lassen, seinen Tadel oder seine Hoffnungen andeuten. Im Gespräch thut man das oft, und die Kritik in dieser Form hört nicht auf. Woher kommt es nun, daß man sie nicht offenherzig zusammenfaßt, da man Anstand nimmt, daß man zurückweicht, und daß oft ein so großer Unterschied ist zwischen dem was man Einsichtsvolles, lebhaft Empfundenes ausspricht, und was man drucken läßt

Daher, daß für die im Druck veröffentlichte Kritik gewisse unerläßliche, äußere Bedingungen bestehen, unabhängig selbst von dem Urtheil, das man vielleicht in petto sich gebildet hat. Erstlich ist es für den aufrichtigen, unabhängigen Kritiker erforderlich, daß er seinen Namen nicht zu nennen braucht; nicht um von der Anonymität einen Mißbrauch zu machen gegen die Autoren, sondern damit er gegen die Mißhandlungen der Autoren gesichert ist. Nun aber hat die Unerläßlichkeit der Prospectus, des literarischen Nimbus, der sich mit der Industrie und der Concurrenz verbindet, es dahin gebracht, daß man die geringfügigsten Urtheile mit Namen und Vornamen unterzeichnet.

Der Kritiker soll ferner nicht isolirt stehen, nicht allein an seinem Tisch sitzen mit der Feder in der Hand; er muß einem System von Doctrinen, dem Kreis einer in sich einigen und zusammenstimmenden Gruppe angehören, der ihn deckt, in welchem er jeden Augenblick Bestärkung oder Berichtigung seiner Urtheile schöpfen kann; denn oft thut er bei den Urtheilen, die er fällt, nichts Anderes, als daß er in seinem Cirkel insgeheim die Stimmen sammelt, und das Resultat in geläuterter und einsichtsvoller Weise verkündigt. Nun aber sucht in der That der Kritiker seit acht Jahren mit Mühe und vergeblich einen solchen berathenden und schützenden Kreis. Das Journal unter der Restauration, in welchem die beste, die einsichtsvollste und die redlichste Kritik geübt wurde, der Globe, bot in Wahrheit diesen Vortheil eines durch die gleiche philosophische Bildung, durch die gleichen Vorgänge und Erfahrungen und die gleichen geistigen Antriebe vereinigten Kreises. *) Die Revue des deux Mondes, aufgekommen in einem Zeitpunkt, wo dieß Vermögen jugendlicher und thatkräftiger Einigung schon verloren war, hat wenigstens die Trümmer aufzugreifen und zu retten gesucht. Es ist ihr, so scheint es, mit einiger Ehre gelungen; der geschlossenern Einheit, die nicht mehr möglich war, hat sie zur Entschädigung den Geist der Versöhnung und den größern Umfang zu substituiren gesucht. Unter all dem, was man von löblichen Resultaten in diesem Sinn glaubt gewonnen zu haben, hat die eigentliche Kritik, wie man gestehen muß, nicht immer genug Raum und Folgerichtigkeit behauptet. Man hat nicht Alles beurtheilt; man hat oft etwas vermieden, man hat gewählt. Wenn man sich an einen Schriftsteller machte, hat man sich manchmal mehr befliſſen, seine Persönlichkeit zu zeichnen, als seine Werke zu beurtheilen. Indeß hat es hievon auch Ausnahmen fester und energischer Art gegeben, und mehr als Ein Autor würde, glaube ich, nicht der Meinung seyn, es sey bisher der Kritik zu wenig in der Revue des deux Mondes gewesen.

Wie dem nun sey, wenn man nicht fortdauernd Kritik gegeben hat, wie das Publicum wünschen mochte, so rührte dieß, um auf die Schwierigkeiten der Bedingungen zurückzukommen, daher, daß in dem Gebiet der im eigentlichen Sinne sogenannten Literatur die Rolle des Beurtheilers eine ganz besonders delicate ist. Die Poesien, die Romane sind auf einem solchen Punkt von Individualität, wie man sich ausdrückt, angelangt, bei einer solchen offnen und nackten Schaustellung seiner selbst und Anderer; der Styl, um der ganze Mensch zu seyn, ist so sehr nicht nur die Seele, sondern selbst das Temperament des Schriftstellers geworden, daß es beinahe unmöglich ist, eine lebendige und wahre Kritik zu schreiben, ohne eine unvermeidlich persönliche Operation zu unternehmen, ohne beinahe einen Cursus der Physiologie am Nackten zu halten, oder auch wohl geheime Chirurgie zu treiben, was jeden Augenblick ans Beleidigende streift.

Und dann kommt die Industrie, die man heutzutage auf jedem Schritt und Tritt findet, unter der einen oder andern Gestalt, dazwischen, und schleicht sich bei jedem Artikel schmeichlerisch bittend oder drohend ein. Um mich hierüber deutlicher zu erklären, brauche ich nur folgende Zeilen abzuschreiben, die ich in einem nicht veröffentlichten Bande Gedanken finde: „Wenn man heutzutage einen Autor, einen Dichter, einen Romanschreiber scharf kritisirt, so ist es beinahe wie wenn man ihm das Brod entzieht, wie wenn man ihn hindert, von seinem redlichen Fleiß zu leben, und man kommt dann leicht dazu, daß man weich wird, daß man einen Schriftsteller schont, der nur producirt, um zu leben und nicht um des Ruhms willen. Aber im Augenblick, wo man die Kritik mildert und irgend ein leises Lob wagt, so wirft sich der so demüthige Bettler in die Brust und verlangt Ruhm — ja, Ruhm, und zwar den ersten, den höchsten, nicht den Ruhm zweiter Classe, denn er hält sich in petto für das Genie seines Jahrhunderts. Was soll nun da der arme Kritiker machen? Einen Autor herunterkritisiren, das ist, wie wenn man zugleich einem Handwerker seine Gläser in der Boutique zerbräche, und wie wenn man mit Hohn einem Gott seine Krystallgrotte zerschmetterte." Man könnte sich noch weit verbreiten über die Schwierigkeiten und Dornen auf dem Wege der Kritik; wir wollen indeß hier abbrechen, um so mehr als das neueste Werk des Hrn. v. Balzac uns noch eine Weile bei dem Gegenstand festhält. Diesem Buch, betitelt: Studien der Sitten im neunzehnten Jahrhundert, ist eine Vorrede vorgesetzt, welche einen nicht wenig pikanten Theil des Ganzen ausmacht. Der Verfasser, indem er von den drei Novellen spricht, die er hier sammelt und die er drei Fragmente nennt, entschuldigt sich wegen des Unvollständigen und Unregelmäßigen, das man darin finden werde, und verbreitet sich weitläufig über die „materiellen Nothwendigkeiten, die ihn beherrschen." Nach einer detaillirten Parallele zwischen sich und

*) Was die Herren vom Globe für Menschen sind, wie die mit jedem Tag größer, bedeutender werden, und alle wie von Einem Sinne durchdrungen sind; davon hat man kaum einen Begriff. Goethe.

Walter Scott, mit dem er ſich, wie er ſagt, nicht vergleichen will, nachdem er die Meiſterwerke der italieniſchen Kunſt mit unſern armſeligen Gemälden und Sculpturen verglichen, fährt er fort: „Der Marmor iſt ſo theuer; der Künſtler wird es eben gemacht haben, wie die armen Leute, wie die Stadt Paris und die Regierung, welche Papiermaché zu den öffentlichen Monumenten benützen. Ha, zum T——, der Verfaſſer gehört ſeiner Epoche an und nicht dem Jahrhundert Leo's X, ſo wie er eben auch nur ein armer Tourainer iſt und nicht ein reicher Schotte. Alle dieſe Sachen hängen zuſammen. Ein Mann ohne eine Civilliſte iſt nicht verbunden Euch Bücher zu liefern wie die eines literariſchen Königs ſind. Die Kritiker ſagen und die Welt wiederholt es, das Geld habe damit nichts zu ſchaffen... Rubens, Van Dyck, Raphael, Titian, Voltaire, Ariſtoteles, Montesquieu, Newton, Cuvier, hätten ſie ihren Werken die gediegene, dauernde Form geben können ohne die Hülfsquellen eines fürſtlichen Vermögens? Hat uns nicht J. J. Rouſſeau geſtanden, daß der Contrat social ein Stein eines großen Monumentes ſey, auf deſſen Ausführung er habe verzichten müſſen? So haben wir nur die Abſchnittſel eines Rouſſeau, den Kummer und Elend getödtet..."

Nachdem er einige Zeit in dieſem Ton fortgefahren, hängt ſich der Verfaſſer an ein Wort, das dem Hrn. v. Cuſtine in ſeinem Buch über Spanien entſchlüpfte: „In Frankreich," ſagt der geiſtreiche Touriſt, „iſt Rouſſeau der Einzige, der Zeugniß abgelegt hat, ebenſo ſehr durch ſeine Handlungen als durch ſeine Worte von der Größe des literariſchen Prieſterthums; ſtatt von ſeinen Schriften zu leben und ſeine Gedanken zu verkaufen, ſchrieb er Muſik ab und ſorgte dadurch für ſeine Bedürfniſſe. Dieß edle, von einer verblendeten Welt ſo lächerlich gemachte Beiſpiel, ſcheint mir für ſich allein ſchon genügend, die Verirrungen ſeines Lebens zu ſühnen; es iſt ein großer Abſtand zwiſchen der würdevollen Handlungsweiſe des armen Rouſſeau und dem pompöſen literariſchen Glück der mit der Philanthropie Speculation Machenden, eines Voltaire und ſeines Echo's, Beaumarchais." — Hr. v. Balzac, nachdem er nicht mit Unrecht bemerkt, daß dieſe Strenge gegen Autoren, die ihre Schriften verkaufen, ſich vielleicht beſſer ausnehmen würde, wenn einer minder privilegirten Feder entfloſſen, als die des Hrn. v. Cuſtine in jedem Betracht iſt, läßt nun der ſeinigen freien Lauf und wirft ſich auf die Gegenſtücke und bringt Alles hervor, was er von Erinnerungen an literariſche Millionäre auffinden kann; und der Schluß iſt, daß wenn man nicht ſo reich ſey wie ein Generalpächter, man ſich ſchwer als großer Schriftſteller behaupte. Die Eindrücke, welche dieſe Vorrede machen wird, dürften ſehr verſchieden ſeyn, und es werden bei ſolchen Behauptungen Empfindungen jeder Art rege werden. Was uns betrifft, ſo war der Eindruck, den ſie auf uns machten, ein durchaus peinlicher; dieſe lange Erörterung über die Armuth und den Reichthum eines Schriftſtellers kam uns jämmerlich vor. Ganz gewiß, das Geld hat ſeine Bedeutung für das Leben und Talent des Schriftſtellers. Aber der hochmüthigen, zur Schau getragnen und beinahe coniſchen Armuth eines J. J. Rouſſeau, der vornehmen, ekeln und ariſtokratiſchen Delicateſſe des Hrn. v. Cuſtine, dieſer weitausgeſponnenen Forderung unerläßlicher Millionen und einer literariſchen Civilliſte des Hrn. v. Balzac, will ich, als Wahrheit, Tact und Würde, nur ein paar Sätze eines competenten Schriftſtellers, des Hrn. v. Senancourt, entgegenſtellen: „Unabläſſig eingedenk, daß die wahren Güter weit erhaben ſind über alle Genüſſe, welche die Wohlhabenheit bietet, vergiß doch nie das Geld auch für Etwas gelten zu laſſen, das ſo oft dasjenige verſchafft, was ein verſtändiger Menſch nicht verwerfen darf. Um den Reichthum verachten zu dürfen, warte erſt ab, bis du die Jahre des Unglücks haſt kennen gelernt, bis lange Entbehrungen deine Kräfte geſchwächt, und du in der Armuth den Genius ſelbſt haſt unfruchtbar werden ſehen, in Folge des beſtändigen Widerſtands der Außenwelt oder der geringen Energie der menſchlichen Natur. Dann wird es dir erlaubt ſeyn, zu behaupten, daß nichts mit dem feinſten Bewußtſeyn unſrer Würde und unſrer Selbſtachtung Unverträgliches eine Entſchuldigung finden kann in dem Gold des Ehrenſolds; aber du wirſt auch einſehen, daß ehrlich erworbenes Vermögen einen großen Werth hat, und wirſt die Anmaßung, zeitliche Güter zu verachten, denen überlaſſen, die ohne ſich ganz davon losmachen zu können, eine Erbitterung hegen gegen eine Art von Feind, der immer ſiegreich iſt." Das iſt der halberſtickte Schrei einer edeln, von Armuth niedergedrückten Natur; aber dieß geſagt, muß man ſchweigen. Warum denn ſolche weitläufige Erörterungen wie die Balzac'ſchen? Warum das Publikum einweihen in dieß Elend, welches der Stolz verhehlt, wenn es wahr iſt? —

Gedichte von A. Puſchkin.

Napoleon.

Ein ſeltſames Geſchick iſt nun erfüllet!
Ein großer Mann ruht ſtill im düſtern Grab;
Im Dunkel der Gefangenſchaft verhüllet
Sank in die Nacht ein Heldenſtern hinab.
Er, den der Kaiſerpurpur einſt umwallet,
Der Siegesgöttin mächt'ger Lieblingsſohn,
Er iſt nicht mehr! — Doch nicht verhallet
Sein Ruhm, der lebt, ſank auch der gold'ne Thron.

Du haſt mit Blut Erinn'rung dir errungen,
Noch lange lebt dein Angedenken fort.
Nun ſchläfſt du, von dem Wellenbraus umrungen,
Beſchattet von dem Ruhm, im letzten Port.
Ein herrlich Grab, im wilden Reich der Wogen'
An dieſer Urne, wo dein Staub jetzt ruht,
Iſt bald der Völker grimmer Haß verflogen, —
Unſterblichkeit flammt auf in heller Gluth.

Wie lange iſt es, daß auf kühnen Schwingen
Sich deine Adler überall gezeigt?
Wie lange, daß vor deinem Rieſenringen,
Vor deinem Donner Reiche ſich geneigt?

Gehorsam deinem ungezähmten Willen,
Erstöhnte Klage, wo du dich gezeigt,
Und um den Zorn der Völker dann zu stillen,
Hast lächelnd du sie in dein Joch gebeugt.
— — — — — — — *)

Und Frankreich — Ruhmesbeute — warf die Blicke,
Vergessend jenen schönen Hoffnungstraum,
Den es gehegt von künft'gem Freiheitsglücke,
u eines Glanzesschauspiels leeren Schaum.
Die Schwerter führtest du zum blut'gen Mahle,
Die Völker sanken ihrer Kraft beraubt,
Europa fiel vor deinem scharfen Stahle
Und Todesschlaf umnachtete ihr Haupt.
— — — — — — — *)

Du, Stolzer! sprich, was trieb dich damals weiter?
Welch' Truggebilde täuschte deinen Sinn?
Des Ruhmes Sonne lachte dir so heiter,
Was lenkte deinen Blick zu Rußland hin?
Sahst du voraus nicht Moskau's Opferfeuer?
Hast du geglaubt, daß wir ins Joch gespannt,
Um Frieden betteln würden? — Nein! zu theuer
War uns die Ehre, — spät hast du's erkannt!

Russia! du krieggewohnte, muth'ge Zarin!
Gedenke deines Ruhms im Zeitenlauf!
— — — — — — — *)
Erhabnes Moskau, flamm' in Gluthen auf!
Der Tag der Prüfung ist für uns gekommen,
Zerstäuben soll das Blendwerk, das uns droht;
Heil, Moskau, dir, im Schutt und Rauch verglommen!
„Krieg!" heißt die Losung jetzt, „Sieg oder Tod!"

Sein Auge blickt hinab auf seine Schaaren,
Noch halten sie den eh'rnen Lorbeerkranz;
Doch aus den Händen, die im Frost erstarren,
Sinkt er, ein Kranz jetzt ohne Glanz.
Des Führers Stern, er neigt sich zum Erbleichen, —
Er flieht — der Schnee färbt sich vom Blute nur,
Und wenn die Frühlingslüfte ihn erweichen,
Schmilzt mit dem Eis des Feindes blut'ge Spur.

Und wie ein Sturmwind rastlos weiter ziehet,
So braust es in Europa ringsumher;
Und ihn, den Sieger, der besiegt jetzt fliehet,
Verfolgt der Völker Fluch, wie Donner schwer.

*) Censurlücke im russischen Originale. (Man erinnert sich, daß Kaiser Nikolaus dem Poeten huldvollst zusagte, selbst sein Censor zu werden.)

Der Riese sieht der Rache Hand sich heben,
Der Völker, die sein Eisenarm bezwang, —
Verschwunden ist ihr angstbeklomm'nes Leben
Vergeltung naht, — Drang stemmt sich gegen Drang!

Verloren ist ihm, was er kühn errungen; —
Sein letzter Kampf, was hat er ihm gebracht?
Gram der Verbannung, der Erinnerungen,
Auf fernem Eiland, von dem Meer bewacht!
Die Segel zieh'n, von nord'schem Wind gelenket,
Nach Sanct Helena, seinem Kerker hin,
Und mancher Wandrer, der noch sein gedenket,
Schaut auf den Felsen mit bewegtem Sinn; —

Wo der Verbannte, auf die Wogen starrend,
Im Geiste unter Frankreichs Himmel weilt,
Und wie auf Waffenklang, den oft gehörten, harrend,
Hin über's Meer zu seinen Schaaren eilt,
Wo er, wohl Krieg und Ruhm und Thron vergessend,
In Einsamkeit, die ihm das Herz beengt,
Mit seinem Blick, die weite Ferne messend,
Des Sohnes, seines lieben Sohns gedenkt!

Nicht schmäh' ich ihn! — Mit eig'ner Schmach belasten
Wird der sich, der gemein vernunftlos wagt
Den hochbekränzten Schatten anzutasten!
Ihm sey der Ruhm! — Er hat, als tief gezagt
Die Welt vor ihm, uns selbst die Kraft gegeben,
Zu zeigen, daß die Kraft uns nicht entfloh'n;
Er zwang die Welt, entgegen ihm zu streben, —
Sie brach sein Joch — und Freiheit war ihr Lohn! —

Ich.

All meine Wünsche hab' ich aufgegeben,
Hab' meine Träume längst verlernt zu lieben,
Und Schmerzen nur allein sind mir geblieben,
Ein leeres Herz, ein unvollendet Streben.

So trag' ich still des Lebens Dornenkrone,
Die mir ein düstres Schicksal aufgedrücket,
Gleichgültig schau' ich, was mich einst entzücket,
Als ob in mir die Seele nicht mehr wohne.

Und peindurchbebt will ich des Endes harren,
So bebt das letzte Blatt wohl an den Zweigen,
Wenn auf im Herbst die grausen Stürme steigen,
Bis es im Winter muß zum Tod erstarren.

Tieh.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 52.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 Mai 1839.

Neugriechiſche Volkslieder.

1.

Die Stimme aus dem Grabe.

Was iſt denn, Grab, dir, daß du murrſt
Und daß du laut aufſeufzeſt?
Drückt dich der Erde Laſt etwa?
Drückt dich der Stein, der große? - -
Nicht drücket mich der Erde Laſt,
Und nicht der Stein, der große.
War aber denn kein Raum, kein Weg,
Daß du vorbeigehn konnteſt?
Und mußteſt du denn kommen her,
Mir auf den Kopf zu treten?
War ich etwa nicht ſelbſt auch jung,
War ich nicht Pallikare?
Bin ich nicht auch gezogen aus
Bei Nacht im Schein des Mondes,
Mit einem Schwert, zehn Spannen lang,
Und klafterlanger Flinte?
Hab' ich etwa nicht auch gekämpft
Als würd'ger Pallikare?
Ich tödtete in Einer Nacht
Und Tage dreißig Türken,
Und andre vierzig habe ich
Im Kampfe ſelbſt verwundet.
Da endlich brach mein Schwert entzwei;
Und wurden es zwei Stücke,
Und kam ein Feind, ein Türkenhund,
Ereilte mit dem Pferd mich,
Und zog den Yatagan heraus,
Mit ihm auf mich zu dringen.
Den Yatagan erfaßte ich
Alsbald mit meiner Rechten;
Da zog er die Piſtole vor
Und feuerte nach mir ſie;
Mich traf der Schuß und warf mich hin,
Da wo du hier mich ſieheſt.
Beweine, Freund, beweine mich.

2.

Der Olympos und der Kiſſawos. *)

Der Olympos und Kiſſawos,
Die beiden Berge ſtritten,
Wer wohl von ihnen Regen her,
Wer Schnee von beiden ſende.
Der Olympos wirft Schnee ins Land,
Der Kiſſawos wirft Regen.
Da wandte ſich der Kiſſawos,
Und ſprach zu dem Olympos:
„Nicht zanke, Olympos, mit mir,
Von Kleyhten du bewohnter!
Denn ich bin ja der Kiſſawos,
Berühmt bis nach Lariſſa,
Und freuen mich die Türken ſehr,
Die Aga's von Lariſſa.“ —
Da wandte ſich der Olympos,
Zum Kiſſawos dann ſprach er
„He, Kiſſawos, du Häßlicher,
Von Türken du bewohnter!
Du, den nur Türken freuen ſehr
Und Agas von Lariſſa!
Ich bin der alte Olympos,
Berühmt in allen Landen,
Und zwei und ſechzig Gipfel nur
Und vierzig Klöſter hab' ich
Auf jedem Felſen eine Kirch'.

*) Der Kiſſawos iſt der alte Oſſa.

Ein Quell auf jedem Gipfel.
Und Klephtenlager hab' ich auch,
Wo Klephten überwintern.
Und wenn der Frühling wiederkehrt,
Und wenn die Bäume grünen,
Dann füllen ſich die Berge an
Mit Klephten aller Orten.
Der goldne Aar auch haust auf mir,
Der Aar mit goldnen Federn;
Auf hohen Felſen ſitzet er,
Und ſpricht ſo zu der Sonne:
Du ſcheineſt, Sonne, Morgens nicht,
Du ſcheinest nur des Mittags,
Daß meine Klau'n erwärmen ſich;
Sich meine Füße wärmen;
Denn jagen will Rebhühner ich
Und jagen wilde Tauben."

3.

Die Wiedererkennung.

Wohl ein Spinnrecken ſteht, von Gold,
Mit elfenbeinernem Kamme,
Und vor ihm ſitzt und ſpinnt daran
Ein Weib, gleicht einem Engel.
Da kam ein Handelsmann daher,
Auf ſchwarzem Roſſe ſaß er,
Und lenkte ſeinen Rappen her,
Und ſprach zu Jener alſo:
„Grüß dich, mein Mädchen, grüße dich!" —
„Willkommen ſeyſt du, Fremdling!" —
„Sag, Mädchen, warum freiſt du nicht?
Wählſt keinen Pallikaren?" —
„Weit beſſer iſt's, dein Roß freyir',
Als was du da mir ſageſt!
Hab' einen Mann ja in der Fremd',
Es ſind nun ſchon zwölf Jahre;
Doch will ich haren noch drei Jahr',
Drei Jahr' ihn noch erwarten;
Und kommt er nicht nach dieſer Zeit,
So will ich Nonne werden,
Und werde in ein Kloſter gehn
Und Trauerkleider nehmen." —
„Hör' mich, mein Mädchen, hör' mich an
Dein Mann, der iſt geſtorben;
Mit meinen Armen hielt ich ihn,
Und hab' ihn dann begraben,
Und hab' ihm Brod und Licht gereicht;
Sprach, daß du's mir würdſt geben." —
„Du hielt'ſt ihn, du begrubeſt ihn?
Daß Gott dafür dich lohne!
Du haſt ihm Brod und Licht gereicht?
Das will ich dir bezahlen." —
„Ich hab' ihm einen Kuß geliehn:
Sprach, daß du mir'n würd'ſt geben." —
„Haſt du ihm einen Kuß geliehn:
Gib du ihn ihm auch wieder." —
„Mein Mädchen, ich bin ja dein Mann,
Ich bin ja dein Getreuer." —
„Wenn du wahrhaftig biſt mein Mann,
Wenn du biſt mein Getreuer,
So gib des Hauſes Zeichen an,
Damit ich dann dir öffne." —
„Ein Apfelbaum ſteht vor der Thür,
Ein Weinſtock ſteht im Hofe,
Und rothe Trauben wachſen dran,
Und ſchmeckt der Wein wie Honig." —
„Das wiſſen auch die Nachbarn all',
Das weiß man aller Orten:
Sag mir des Körpers Zeichen an,
Damit i dann dir öffne." —
„Am Hals haſt eine Warze du
Und eine auf der Wange,
Und auf der rechten Bruſt haſt du
Noch eine kleine Schramme."
„Auf, Mädchen lauft, und öffnet ihm:
Er iſt's, iſt mein Getreuer!"

Spiridion.

(Fortſetzung.)

Wir laſſen nun die Abſchnitte aus der innern Geſchichte des Aleris, von ihm ſelbſt erzählt, folgen. „Wer vermöchte die Leiden einer Seele zu ſchildern, die gewöhnt an die gewiſſenhafteſte und ängſtliche Befolgung und Ausübung einer ſo einſichtsvoll gefaßten, einer ſo ſorgſam ausgearbeiteten Lehre, wie die des Katholicismus iſt, auf einmal ſich mitten unter widerſprechenden Lehren ſchwankend findet, von welchen keine ihren blinden Glauben und ihren unbefangenen Enthuſiasmus zu gewinnen vermag? Wer vermöchte zu ſchildern, was ich für Stunden zubrachte in herzverzehrender Langeweile und Mißmuth, wenn ich, auf den Knieen in meinem ſchwarzen Chorſtuhl, dazu verdammt war, nach Sonnenuntergang den traurigen Geſang meiner Brüder anzuhören, deren Worte keinen Sinn mehr, deren Stimme keine Sympathie mehr für mich hatte; dieſe Stunden, ſonſt zu kurz für meine Inbrunſt, ſchleppten ſich jetzt wie Jahrhunderte hin. Umſonſt beſtrebte ich mich, maſchinenmäßig meine Obliegenheiten dabei zu erfüllen, und mich mit höhern Gegenſtänden des Nachdenkens zu beſchäftigen. Die Thätigkeit des Verſtandes konnte die des Herzens nicht erſetzen. Das Gebet hat das Eigenthümliche, daß es die erhabenſten Kräfte der Seele und die menſchlichſten Nerven der Empfindung in Thätigkeit ſetzt. Das Gebet des Chriſten insbeſondere macht alle Saiten des intellectuellen und moraliſchen Weſens erzittern. In keiner andern Religion fühlt ſich der Menſch ſeinem

Gott ſo nahe; in keiner andern iſt Gott ſo menſchlich, ſo väterlich, ſo zugänglich, ſo mild und gütig geworden. Das aſcetiſche Buch von der Nachfolge Chriſti iſt eine anbetungswürdige Abhandlung von der Freundſchaft, einer wunderbaren, unausſprechlichen Freundſchaft, ohne Beiſpiel in der Geſchichte andrer Religionen; einer innigen, erwärmenden, zarten, brüderlichen Freundſchaft zwiſchen dem Gott Jeſus und dem inbrünſtigen Chriſten. Welches auf Irdiſches ſich beziehende Gefühl kann je jenes erſetzen dem Menſchen, der es hat kennen lernen? welche Erziehung und Bildung des Geiſtes kann zugleich und in ſolchem Grad alle Bedürfniſſe des Herzens befriedigen? die chriſtliche Lehre ſtillt alle unruhigen Strebungen des Geiſtes, indem ſie zu ihrem Adepten ſagt: du brauchſt nicht groß zu ſeyn; liebe und ſey demüthig, liebe Jeſum, weil er demüthig und ſanftmüthig iſt. Und wenn das Herz, übervoll von Liebe, im Begriff iſt, ſich auszuſtrömen auf die Creaturen, hält ſie ihn zurück mit den Worten: Erinnere dich, daß du groß biſt und nur Jeſum lieben darfſt, weil er groß iſt und vollkommen. Sie ſucht nicht das Innere des Menſchen zu verharten gegen den Schmerz; ſie macht ihn weich, um ihn zu kraftigen, und laßt ihn im Leiden eine Art von Wonne finden. Der Epikuraismus führt ihn zur Ruhe durch Maßigung, das Chriſtenthum zur Freude durch Thranen; die ſtoiſche Vernunft unterzieht ſich der Qual, der chriſtliche Enthuſiasmus fliegt zum Martyrerthum. Die große That des Chriſtenthums iſt die Entwicklung der intellectuellen Kraft durch die des moraliſchen Gefühls, und das Gebot iſt die unerſchöpfliche Nahrung, wo dieſe beiden Kräfte ſich verbünden und ſich unaufhörlich neu ſtärken.

„Wie der Leib, ſo hat auch die Seele ihre täglichen Bedürfniſſe; wie er nimmt ſie gewiſſe Gewohnheiten an, in der Art dieſelben zu befriedigen. Chriſt und Mönch, hatte ich mich wahrend meiner glücklichen Jahre gewöhnt an eine häufige Ausſtrömung alles deſſen, was meine Seele von Liebe und Begeiſterung in ſich ſchloß. Vorzüglich wahrend des Abendgottesdienſtes liebte ich es, meine ganze Seele zu den Füßen des Erlöſers auszuſchütten. In dieſem Augenblick voll unſaglicher Poeſie, wo der Tag nicht mehr, und die Nacht noch nicht iſt, wo die im Grund des Heiligthums einſam flackernde Lampe ihr Licht auf die glänzenden Marmorpfeiler wirft und die erſten Geſtirne ſich in dem noch blaſſen Aethermeer entzünden, erinnere ich mich, daß ich oft meine Gebete unterbrach, um mich den heiligen und köſtlichen Rührungen hinzugeben, die mir dieſer Augenblick brachte. Ach! alles poetiſche Gefühl war in mir ſo verſchlungen mit dem religiöſen, und das religiöſe Gefühl ſelbſt ſo verknüpft mit der katholiſchen Lehre, daß ich mit der unbedingten Ergebenheit unter dieſe Lehre auch die Poeſie und das Gebet und die heiligen Extaſen und die ſtrebende Inbrunſt verlor. Ich war kalter geworden als die Marmorplatten, auf denen ich wandelte. Umſonſt verſuchte ich meine Seele zum Schöpfer aller Dinge zu erheben. Ich hatte mir angewöhnt, ihn zu ſchauen in einer gewiſſen Geſtalt, die er nicht mehr hatte; und ſeit ich durch die Vernunft den Kreis ſeiner Macht und Vollkommenheit erweitert, ſeit ich meine Gedanken ausgedehnt und meinen Strebungen ein umfaſſenderes Ziel gegeben hatte, war ich geblendet von dem Glanz dieſes neuen Gottes; ich fühlte mich durch ſeine und der Welt Unermeßlichkeit in ein Nichts verwandelt. Die alte Geſtalt, in gewiſſer Art den Sinnen zugänglich durch die myſtiſchen Bilder und Allegorien, verſchwand, um Platz zu machen einer unermeßlichen Gottheit, in der ich wie ein Atom verſchlungen wurde, ohne daß meine Gedanken irgendwo Raum, irgend einen Werth gehabt hätten, ohne daß ein Theilchen dieſer Gottheit ſich ſo weit erniedrigen konnte, um ſich mir auf eine andre Weiſe mitzutheilen, als durch das, ſo zu ſagen fataliſtiſche Factum des allgemeinen Lebens. Ich wagte den Verſuch nicht mehr, mich in Verkehr mit Gott zu ſetzen. Er ſchien mir zu groß, als daß er ſich herablaſſen könnte, mich anzuhören; und ich fürchtete eine Gottloſigkeit zu begehen, ſeine himmliſche Majeſtät zu verletzen, wenn ich ihn anriefe wie einen irdiſchen König. Und doch hatte ich immer noch dasſelbe Bedürfniß zu beten, dasſelbe Bedürfniß zu lieben, und manchmal erhob ich meine demüthige und ſchüchterne Stimme zu dem furchtbaren Gott. Manchmal verfiel ich unwillkürlich in die katholiſchen Formen und Ideen zurück, und betete ſogar in ſeltſamer Weiſe: O du, ſprach ich, du, der du keinen Namen haſt und deſſen Thron unzugänglich iſt; du, der du zu groß biſt, um mich zu hören, zu fern, um mich zu verſtehen, zu vollkommen, um mich zu lieben, zu mächtig und ſtark, um mich zu beklagen ... ich rufe dich an, ohne Hoffnung erhört zu werden, weil ich weiß, daß ich dich um nichts bitten darf, und daß es für mich nur Einen Weg gibt, hienieden recht zu wandeln, nämlich daß ich unbemerkt lebe und ſterbe, ohne Stolz, ohne Empörung und ohne Zorn, daß ich leide, ohne mich zu beklagen, harre, ohne mich zu ſehnen, hoffe, ohne etwas zu verlangen ... Dann brach ich plötzlich ab, ſchaudernd über dem traurigen Menſchenloos, das ſich mir darſtellte und das mein Gebet ſchilderte, wie ich es mir dachte. Ich fragte mich: wozu einen Gott lieben, der nichts fühlt, der dem Menſchen die himmliſche Sehnſucht läßt, um ihm nur das ganze Grauen ſeiner Knechtſchaft oder ſeiner Ohnmacht zu empfinden zu geben; einen blinden und tauben Gott, der nicht einmal dem Blitz gebieten mag und der ſich ſo verborgen hält in dem Goldregen ſeiner Sonnen und Welten, daß keine dieſer Sonnen und Welten ihn kennt oder verſteht. Ha! ich liebte mehr das Orakel der Juden, die Stimme, die mit Moſes auf dem Sinai ſprach; ich liebte mehr den Geiſt Gottes in Geſtalt einer heiligen Taube, oder den Sohn Gottes, der Menſch geworden war und mir ähnlich! Dieſe irdiſchen Götter waren mir doch zugänglich. Mild oder drohend, ſie hörten mich doch und antworteten mir. Der Zorn und die Rache des finſtern Jehovah erſchreckten mich weniger als das empfindungsloſe Schweigen und die eiſige Gerechtigkeit meines neuen Herrn. Da empfand ich tief die Leerheit und Haltungsloſigkeit der Philoſophie, welche damals Mode war und die man Theismus nannte. Unvermerkt erkältete ich mich ſo ſehr, daß ich an mir ſelbſt zweifelte. Schon längſt zweifelte ich an der väterlichen Güte und Gnade Gottes. Jetzt zweifelte ich an der kindlichen Liebe, die ich für ihn fühlte. Ich dachte, es könnte dieß nur eine Angewöhnung des Geiſtes ſeyn, welche die Erziehung mir eingepflanzt, und die ihre Wurzel ſo wenig in

Digitized by Google

meinem innerſten Weſen habe, als tauſend andre den Menſchen täglich beigebrachte Vorurtheile und Irrthümer. Ich trachtete in mir den Geiſt der Liebe zu vernichten mit eben ſo großem Eifer, als ich vorher aufgeboten hatte, das göttliche Feuer in meinem Herzen zu entwickeln. Da ſank ich in tiefen Ueberdruß, ich fühlte mein Weſen abſterben, und ſchleppte mein Leben wie eine Bürde hin.“ — —

Nach Verfluß von ſechs Jahren, nach wunderlichen und entſetzlichen Viſionen, denen durch die Erſcheinung des Abts Spiridion ein Ende gemacht worden war:

„Am folgenden Tag blieb mir von dieſer entſetzlichen Nacht nur eine tiefe Ermüdung und eine peinliche Erinnerung. Die verſchiedenen Gemüthbewegungen, die ich durchgemacht, vermengten ſich in meinem verſtörten Hirn. Die grauenvolle Viſion und die himmliſche Erſcheinung kamen mir gleich fieberhaft und wahnſinnig vor; ich verwarf die eine wie die andere, und ſchrieb den wohlthuenden Eindruck der letztern nur der Wiedererwannung meiner Geiſteskräfte und der Friſche des Morgens zu. Von dieſem Augenblick an hatte ich nur noch Einen Gedanken und Einen Zweck: meine Phantaſie abzukühlen, wie ich ſchon mein Herz abgekühlt hatte. Ich dachte, wie ich den Katholicismus abgeſtreift, um meinem Verſtand ein weiteres Feld zu öffnen, ſo müſſe ich jeden religiöſen Enthuſiasmus ablegen, um meine Vernunft auf einer geraderen und feſteren Bahn zu erhalten. Die Philoſophie des Jahrhunderts hatte das abergläubiſche Element in mir nicht recht bekämpft; ſo beſchloß ich denn, dieſe Philoſophie bei den Wurzeln zu erfaſſen; und um ein Jahrhundert zurückſchreitend machte ich mich an die Quellen der unvollſtändigen Lehren, die mich verführt hatten. Ich ſtudirte Newton, Leibnitz, Keppler, Malebranche und beſonders Descartes, den Vater der geometriſchen Methode, die den Bau der Ueberlieferung und Offenbarung untergraben. Da begann für mich eine neue Reihe von Arbeiten, Anſtrengungen und Leiden. Ich hatte mir geſchmeichelt, ſtärker zu ſeyn als die Philoſophen, bei welchen ich mich Raths erholen wollte; ich wußte wohl, daß ſie den Glauben verloren, indem ſie ihn beweiſen wollten; in ſchrieb dieſe traurige Verirrung auf die unvermeidliche Schwächung der durch allzuſtrenge Studien erſchöpften Geiſteskräfte. Ich wollte meine Kräfte beſſer zu Rath halten, mich nicht bei Kleinigkeiten aufhalten, mit Rieſenſchritten auf der Bahn vordringen, wo ſie ſich mühſam hingeſchleppt hatten. Aber hier wie überall ſtürzte mich der Stolz ins Verderben, das bald vollſtändig war. Weit entfernt, ſtärker zu ſeyn als meine Meiſter, fiel ich noch tiefer auf der andern Seite der Berggipfel hinunter, die ich erklimmen wollte, und wo ich glaubte mich behaupten zu können. Auf den Höhen des Wiſſens angelangt, welche der Verſtand erklimmt, aber wo das Gefühl unten zurückbleibt, wurde ich vom Schwindel des Atheismus ergriffen; ſtolz darauf, ſo hoch emporgeſtiegen zu ſeyn, wollte ich nicht einſehen, daß ich kaum die erſte Stufe des Wiſſens von Gott erreicht hatte, weil ich mit einer gewiſſen Logik den Mechanismus der Welt erklären konnte, während ich doch nicht einzudringen vermochte in den Gedanken, der bei dieſer Schöpfung gewaltet. Ich gefiel mir darin, in der Welt nur eine Maſchine zu ſehen und den göttlichen Gedanken zu unterdrücken als ein bei der Geſtaltung und Dauer der Welten unnützes Element. Ich gewöhnte mir an, überall nach dem Verſtandesbeweis zu fragen und das Gefühl zu verachten, als ob letzteres nicht eine der Grundbedingungen der Gewißheit ſey. So bildete ich mir denn eine engherzige und plumpe Weiſe, die Dinge anzuſehen, zu analyſiren und zu erklären, und ich wurde der Hartnäckigſte, der Eiteliſte und Beſchränkteſte der Gelehrten. So verſtrichen zehn Jahre. Ich wehrte mich lang gegen die Eiskälte der Vernunft. Je mehr ich in dieſem traurigen Kampf Fortſchritte machte, deſto mehr entſetzte ich mich, und fragte mich, was ich mit meinem Herzen anfangen würde, wenn es je wieder erwachte. Aber nach und nach erſtickten die Genüſſe der befriedigten Eitelkeit dieſe Unruhe. Man kann ſich gar nicht vorſtellen, wie viel Inconſequenz und Leichtſinn der dem Anſchein nach den ernſteſten Beſchäftigungen obliegende Menſch dazu mitbringt. In der Wiſſenſchaft iſt die Empfindung der überwundenen Schwierigkeit etwas ſo Berauſchendes, daß die gewiſſenhaften Verſätze, die Inſtincte des Herzens, das ſittliche Gefühl der Seele in einem Augenblick den frivolen Triumphen des Verſtandes aufgeopfert werden. Je mehr ich mich auf dieſe Triumphe hineinſtürzte, deſto chimäriſcher erſchien mir derjenige, von welchem ich anfänglich geträumt hatte. Ich hielt ihn am Ende für eben ſo unnütz als unmöglich; ich entſchloß mich endlich, keine metaphyſiſchen Wahrheiten mehr zu ſuchen, von deren Bahn mich meine phyſikaliſchen Studien immer mehr ablenkten. Ich hatte die Geheimniſſe der Natur ſtudirt, den Gang und die Ruhe der Himmelskörper, die unabänderlichen Geſetze, welche das Weltall beherrſchen in ſeiner unendlichen Herrlichkeit, wie in ſeinen nicht mehr wahrnehmbaren Einzelnheiten; überall hatte ich die eherne Hand einer unfaßbaren Macht empfunden, die, im Innerſten fühllos gegen die edeln Regungen des Menſchenherzens, großmüthig bis zur Verſchwendung, ſinnreich bis ins Einzelnſte und Kleinſte herab in dem was materielle Genüſſe betrifft, in einem unerbittlichen Schweigen verharrt in Betreff alles deſſen, was ſeine ſittliche Natur, ſeine unermeßliche Sehnſucht — oder ſoll man ſagen: ſeine unermeßlichen Bedürfniſſe — betrifft. Die Gier, womit einige bevorzugte Menſchen in einen innigen Verkehr mit der Gottheit zu treten ſuchen — ſollte das nicht eine Krankheit des Gehirns ſeyn, die man in Eine Claſſe ſetzen könnte mit gewiſſen anormalen Gewächſen in der Pflanzenwelt, oder gewiſſen übergreifenden Trieben bei den Thieren? Nein, rief ich, es iſt Unverſchämtheit und Stolz, und beſonders ein Unglück, den Himmel erſteigen zu wollen....

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53 u. 54.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 Mai 1839.

Gastronomische Literatur der Engländer.

Bekanntlich tragen die englischen Reviews die Farben politischer Parteien; sie beschäftigen sich, besonders in aufgeregteren Zeiten, vorzugsweise mit politischen oder an die Politik streifenden Gegenständen, und auch Gegenstände, welche eigentlich der Politik fremd sind, werden auf irgend eine Weise in ihr Gebiet hineingezogen; oder vielleicht ist richtiger zu sagen: in einem Land, wo ein so reges und freies öffentliches Leben waltet, ist Nichts und Niemand, oder doch beinahe Nichts und beinahe Niemand politisch ganz neutral. Kirche, Religion, Unterricht, Armenwesen — das Alles hat eine nahe Beziehung zur Politik; aber auch Wissenschaft, Literatur, Kunst wissen die Mitarbeiter jener Zeitschriften, wenn nicht in Betreff der Gegenstände selbst, so doch in Betreff der Personen, deren Leistungen besprochen werden, in ihren Bann zu ziehen, und da nun hiebei die Unparteilichkeit häufig zu Schaden kommt, geschieht es oft, daß die eine Partei durch übermäßiges Lob gut zu machen und auszugleichen sucht, was die andre durch derben und ungerechten Tadel gesündigt hat. Diese politische Farbe können die deutschen Zeitschriften den englischen nicht nachahmen, und wenn sie es versuchen, gibt es statt der Farbe eine Mißfarbe. Behaupten nun schon hierdurch die Engländer den Vorzug eines weit umfassenderen Gebiets für literarische und kritische Erörterung, und den Vortheil, an allgemein rege Interessen anknüpfen zu können, so wissen sie auch noch nach andern Seiten hin ihr Gebiet auszudehnen, indem sie in den Reviews, diesen verbreitetsten, von den tüchtigsten Männern unterstützten Zeitschriften, in ausführlicheren Abhandlungen Gegenstände zur Sprache bringen, welche wir Deutsche kaum für würdig halten würden, neben den ernstesten und höchsten Interessen der Wissenschaft, der Literatur, der Religion und des Staats behandelt zu werden. So enthält die Quarterly Review, die angesehenste Tory-Zeitschrift, von Zeit zu Zeit größere Aufsätze über Gastronomie, Etiquette, Regeln der Höflichkeit u. s. w. Ein größerer vor uns liegender Artikel dieser Art knüpft zwar äußerlich an das Buch eines Rechtsgelehrten und Beamten der Hauptstadt, Thomas Walker, das den Titel führt: das Original, und das von dergleichen Dingen handelt, an, aber nach und nach wird eine ganz selbstständige Abhandlung über verschiedene Gerichte, ihre Zubereitung, über Arrangirung einer Mahlzeit, über Clubs u. s. w. daraus, in deren Verlauf der Verfasser mit den Kenntnissen eines in allen Reichen der ehbaren Schöpfung bewanderten Naturhistorikers, wie mit denen eines Gourmand und eines Adepten in der kulinarischen Kunst, oder einfacher, eines Kochs, brillirt. Während man bei der Lecture einzelner Abschnitte glauben könnte, man lese in einem wohlstylisirten Kochbuch, überzeugt man sich aus vielen andern Stellen, aus den vielen Anekdoten, die der Verfasser theils aus eigener Erfahrung, theils aus dem Munde von Freunden hat, und deren Scene meist die feinste Welt ist, ferner aus den hohen Autoritäten, die er häufig für seine Geschmackssätze anführt, und die der Elite der Aristokratie angehören — zum Ruhm muß man ihm nachsagen, daß er hier den Whigs wie den Tories Gerechtigkeit widerfahren läßt — man ersieht aus Allem, daß es ein Mann nicht nur von der vielseitigsten — (dürfen wir nach der Analogie von Belesenheit den Ausdruck wagen?) — Beessenheit, sondern auch vom fashionablesten Ton seyn muß. Ja auch der Politiker verläugnet sich keineswegs; wenn man von vornherein glauben konnte, der Verfasser sey ein harmloser Feinschmecker, der alle politischen Feindschaften im Champagner oder Sherry vergesse und ertränke, so tritt gegen das Ende der Parteimann nackt hervor, wo er die gastronomischen Verdienste der Whigs durch Zurückführung auf unreine Parteimotive einigermaßen verdächtigt, und die Reformen der Corporationen als schädlich und verderblich für die Freuden der Convivialität bekämpft.

Ehe wir unsern Lesern einige Proben, auf die sie nicht wenig gespannt seyn werden, mittheilen, erlauben wir uns nur einige kurze Bemerkungen über die Sache. Es kann nicht anders seyn, als daß die kulinarische Kunst in einem Volk, welches in Sittenverfeinerung und Reichthum weit vorangeschritten ist, auch sich zu einem höhern Grade der Vollkommenheit entwickle.

Beſonders da, wo der unverhältnißmäßige Reichthum Einzelner ſcharfe Contraſte bildet zu der Armuth der Maſſe (beſtehe dieſe aus Freien oder aus Sklaven), ſcheint die Feinſchmeckerei zu ihrer höchſten Blüthe zu gedeihen. Von den Athenern, dem äſthetiſchſten Volke der Welt, wiſſen wir nicht, daß ſie die Friandiſe zu einer ſo ekeln und abermäßigen Höhe getrieben hätten, wie die reichen Römer, die Plünderer der Welt. Von dieſen aber ſind uns wichtige kulinariſche Urkunden aufbehalten, und der Name des Apulejus iſt ſo gut unſterblich, wie der vieler Kaiſer. An Reichthum mögen unter den modernen Völkern die Engländer den alten Römern am nächſten ſtehen, und die ſonſtige hohe Verfeinerung in Sitten und Genüſſen, ſo wie der ausgebreitete und ſo ungeheuer beſchleunigte Verkehr mit allen Ländern befördern aufs trefflichſte die Bedürfniſſe und Launen der Leckerei, ſpornen ingeniöſe Köpfe zur Erfindung und Entdeckung neuer Genüſſe und eröffnen dem Reichthum immer neue Abzugscanäle der Verſchwendung.

Die Steigerung der Genüſſe des Gaumens durch die Kochkunſt (im weiteſten Sinne) hat verſchieden zuſammenwirkende Urſachen. Die erſte und vielleicht bedeutendſte iſt die immer ſteigende Begehrlichkeit eines einmal verwöhnten, d. h. an außerordentliche Reizungen gewöhnten Geſchmacks, das rein ſinnliche, obwohl nicht ganz natürliche Bedürfniß oder Gelüſten. Eine zweite Urſache iſt das Raffinement der Convivialität, der Wunſch, Andern ausgeſuchte ſinnliche Genüſſe zu verſchaffen, ſie in eine muntere und geſellige Stimmung zu verſetzen, und verſchiedene Geſchmäcke zu befriedigen; den Antheil des Wohlwollens und den der Eitelkeit, der Prachtliebe, an ſolchem Wunſch auszumitteln, bleibe Andern überlaſſen. Offenbar iſt die letztere Urſache nobler, und während der bloße, genußſüchtige Feinſchmecker als ſolcher einigermaßen verächtlich iſt, verdient der Wirth, der die Freuden der Tafel Andere mitgenießen läßt, eher Lob. Einen großen Unterſchied macht es ferner, ob der Feinſchmecker nur die Geſchicklichkeit, Erfindſamkeit und Betriebſamkeit der Leute vom Fach, der Köche, Fiſcher, Jäger, Weinhändler u. ſ. w. aufbietet und durch ſeinen Aufwand anſpornt, oder ob er ſelbſt ſich in das Detail dieſer Sachen einläßt, ſich ſelbſt zum Koch macht. Erſteres mag einem reichen Mann ganz wohl anſtehen, und es iſt einem Freund der Geſelligkeit, der ſich viel in der großen und feinen Welt umtreibt, gar nicht zu verargen, wenn er ſich nach und nach zu einem Kenner in Sachen des Gaumengeſchmacks heranbildet; kaum aber dürfte es dem Mann von höherer Bildung, von ernſterem Streben ziemen, mit dem Koch u. ſ. w. zu wetteifern, ſo geneigt auch Manche in einer erſchlafften und überverfeinerten Zeit ſeyn mögen, eine ſolche Vielſeitigkeit der Bildung zum Verdienſt anzurechnen. Aber es zu ſolcher Vollkommenheit in Sachen der Gaſtronomie bringen, daß man darüber ſchreiben kann, und zwar nicht nur über Arrangement und die dehors, ſondern über Zubereitung u. ſ. w. — dieß überſchreitet doch wohl die Gränzen einer wünſchenswerthen geſelligen Bildung, und dürfte eine ſolche Liebhaberei kaum mehr unter die nobeln Paſſionen zu rechnen ſeyn.

Nun ein paar Proben: „Fiſche verdienen ein großes Capitel für ſich allein; aber da wir kein Buch ſchreiben, müſſen wir uns auf einige wenige Andeutungen beſchränken. Unſre erſte bezieht ſich auf die vorherrſchende Art, ſie zu behandeln. Der Fiſch ſollte nie zugedeckt werden, ſonſt leidet er empfindlich von der Verdichtung des Dampfes. Ferner die Sitte, geſottenen und gebackenen Fiſch auf Einer Platte aufzuſtellen, kann nicht nachdrücklich genug verworfen werden, und den heißen Fiſch mit kalter grüner Peterſilie zu bedecken, iſt ganz abſcheulich. Zuweilen ſieht man alle dieſe Barbareien zugleich begehen, und der weggenommene Deckel zeigt geſottenen und gebackenen Fiſch mit Peterſilie bedeckt — den gebackenen Fiſch ſeiner röſchen Sprödigkeit verluſtig durch die Berührung mit dem geſottenen, und beide gebrüht durch das herabträufelnde Waſſer des Dampfs, der ſich am Deckel angeſetzt. Gewöhnlich legt man einen Werth darauf, ſchöne, große Stücke Stockfiſch zu haben. Es gibt keinen ärgern Irrthum. Der Stockfiſch muß in dünne Streifen zerlegt werden, dann bekommt man den ganzen Fiſch durchaus gleichmäßig gekocht, während bei dicken Stücken ein Theil ſchon zu viel gekocht, während der andre noch hart iſt. Ein anderer Vortheil iſt, daß man dann den Fiſch erſt in den Keſſel bringen darf — das Waſſer muß immer ſchon ſieden — wenn die Gäſte da ſind. Von Saucen halten wir die holländiſche Sauce für anwendbar bei allen Fiſchen von weißem Fleiſch, außer etwa beim Stockfiſch, wozu man Auſterſauce geben mag. Die Zubereitung der Auſterſauce iſt kein großes Geheimniß, aber auf Hummernſauce verſteht man ſich gewöhnlich nicht eben ſo gut. Die Hummer ſollten viel kleiner zerhackt werden, als gewöhnlich geſchieht, und die Sauce aus drei Theilen Rahm auf einen Theil Butter beſtehen, einer leichten Zuthat von Cayennepfeffer, nebſt Salz und andern Ingredienzien. Hummerſauce führt uns vermöge eines natürlichen Uebergangs auf Salmen. Die Chriſtchurchſalmen ſind entſchieden die beſten in England, denn die Themſeſalmen dürfen beinahe als ausgeſtorben betrachtet werden, da nicht mehr als vier innerhalb der letzten vier Jahre gefangen, obgleich viele dafür verkauft wurden. Der Salmen von Killarney, gebacken, gebraten oder geröſtet an Spießen von Meerkirſchenholz, iſt etwas ganz Eigenes und leider unnachahmlich. Der Dubliner Schellfiſch iſt auch eine nicht zu transportirende, der Schweſterinſel eigenthümliche Delikateſſe; damit aber Schottland nicht eiferſüchtig werde, wollen wir den friſchen Häring von Loch Fyne ihm an die Seite ſetzen. Die Forellen von Hampſhire erfreuen ſich einer verjährten Berühmtheit, aber wir ſind geneigt, den Flüſſen Colne und Carſhalton den Vorzug zu geben. Börſen und Schleien ſind auch recht gut in holländiſcher Sauce. Die übermäßige Einfuhr von Seefiſchen hat den Ruf des Karpfen ungebührlich herabgebracht; fett iſt er ein Gericht für Prinzen. Hechte (wieder mit holländiſcher Sauce) ſind ein capitales Eſſen, wenn man ihnen, ſobald ſie gefangen, das Blut am Schwanz und an den Kiemen abläßt; ſie ſterben viel weißer (was für ſie ſelbſt eine Wohlthat iſt), und ſehen auf dem Tiſch beſſer aus. Der Hecht wird vortrefflich zubereitet im weißen Hirſch in Salisbury. London wird hauptſächlich von Holland mit Aalen verſorgt, und ganze Schiffslaſten kommen täglich den Fluß herauf, um als Themſe- oder Kennett-

Aale in Richmond u. ſ. w. verſpeist zu werden. Ein holländiſcher Aal, von kleinem Kopf und lang genug in reinem Waſſer gehalten, um ihn zu reinigen, iſt ein gar nicht zu verachtender Biſſen; aber in der höchſten Vollkommenheit findet man dieſe Creatur gewiß in Godſtow, in Salisbury, Anderton oder Overton. Der Wirth des erſten Gaſthofs in Overton war früher Koch in York Houſe zu Bath, ſo lang es unter der Leitung von Roley ſtand, dem es ſeine Berühmtheit verdankt. Wir benützen dieſe Gelegenheit, um zu erklären, daß wir uns im Irrthum befanden, wenn wir in einem frühern Artikel angaben, die Wette, betreffend die beiderſeitigen Verdienſte der Diners in Albion und in York Houſe, ſey unentſchieden geblieben. Sie ward gewonnen durch ein Raffinement Roley's, welcher ſeine Fingergläſer, mit Roſenwaſſer gefüllt, reichen ließ. Die Gründlinge in Bath wird der Kenner ſeiner Aufmerkſamkeit werth finden; ſie ſtehen wenig oder gar nicht den delicateſten Stinkfiſchen nach. Die beſten Lampreten ſind von Worceſter. Der verſtorbene Herzog von Portland pflegte während der Sommermonate nach Weymouth zu gehen, wegen der dort ſehr häufigen rothen Barben. Man bekam die größten für drei oder vier Pence das Stück, aber man weiß, daß er für ſolche, die ein und ein halb Pfund wogen, zwei Guineen bezahlte. Seine Gnaden pflegte alle Lebern in ein Gefäß zuſammenzuthun, um die Möglichkeit einer Ungleichheit zu vermeiden, indem er ſehr klüglich erwog, daß eine Barbe, im Zuſtand eines indiſchen Nabobs bekommen, eine zu harte Prüfung für die Nerven und die Gemüthsruhe jedes Menſchen wäre. Die Barben haben jetzt Weymouth verlaſſen und ſich nach den Küſten von Cornwall gewendet, wohin wir den Kennern rathen, ſich in den Hundstagen zu begeben, und unterwegs auch den Sonnenfiſchen von Plymouth ſeine Aufwartung zu machen. Es gibt Epikuräer, welche dieſe Köſtlichkeiten vereinigen, indem ſie das Fleiſch des Sonnenfiſches mit der Leber der Barbe eſſen; aber alle Combinationen dieſer Art müſſen wir für heterodox erklären. Die Brighton Sonnenfiſche ſind auch ſehr gut, und die Jerſey-Barben ſind prächtig und wägen oft drei bis vier Pfund das Stück. Will man Fiſche, beſonders Süßwaſſerfiſche, in höchſter Vollkommenheit haben, ſo benachrichtige man zwei oder drei Tage vorher Groves in Charingereß, den erſten Fiſchhändler Europa's, wie ihn dieſer Tage Lord Harrington mit Emphaſe nannte, vor dem Ohr eines unſerer Freunde."

(Fortſetzung folgt.)

Spiridion.

(Fortſetzung.)

„Zum Glück für den Menſchen hat der Gedanke Gottes, den er ſo oft verkennt und läugnet, bei der Erſchaffung ſeines Weſens mit eben ſolcher Sorgfalt und Liebe gewaltet, wie bei der Erſchaffung der ganzen Welt. Er hat ihn ſo geſchaffen, daß er ſich im Guten vervollkommnen, daß er im Böſen umkehren kann. Wenn in der Geſellſchaft der Menſch ſich oft ſo anſehen kann, als wäre er für die Geſellſchaft verloren, ſo iſt dagegen in der Einſamkeit der Menſch nie verloren für Gott; denn ſo lange ihm noch ein Lebensathem bleibt, ſo kann dieſer Athem eine ihm unbekannt gebliebene Saite im Grund ſeiner Seele erbeben machen, und wer nur die Wahrheit geliebt hat, bei dem müſſen viele Saiten zerreißen, eh' er untergeht, oft ſchlummern die erhabenen Kräfte, womit er begabt iſt, um ſich neu zu ſtärken, wie der Pflanzenkeim im Schooß der Erde; und nach dem langen Schlaf brechen ſie mit größerer Macht hervor. Hätte ich in der Welt gelebt, ſo wäre ich auf immer verloren geweſen. Der Hauch der Menſchen hätte ausgelöſcht, was der Hauch Gottes wieder belebt hatte. Der Reiz eines eiteln Ruhms hätte mich berauſcht; und weil meine Liebe zur Wiſſenſchaft immer neue Anregungen gefunden hätte in dem Beifall Anderer, hätte ich fortgelebt in dieſem Rauſch einer falſchen Freude und in der Vergeſſenheit des wahren Glückes. Hier aber, von Niemand verſtanden, ganz für mich lebend, wo nur mein eigner Stolz und meine Wißbegier mich ſtachelten, ſtillte ich endlich meinen Durſt und wurde meiner eignen Selbſtſchätzung überdrüſſig. Ich ſehnte mich, meine Freuden und meine Leiden Jemand mittheilen zu können, da ich mich meinem himmliſchen Freunde entfremdet hatte. Auf der höchſten Höhe meines Atheismus empfand ich oft, während meiner langen, einſamen Nachtwachen, noch gewaltige Herzenswallungen gegen jenen Gott hin, den ich das Traumbild meiner jungen Jahre nannte; und obgleich ich in ſolchen Augenblicken mich ſelbſt verachtete, ſo iſt doch nicht minder gewiß, daß ich da erſt wieder gut wurde und mein Herz muthig gegen ſeine eigene Zerſtörung kämpfte.

„Die großen Krankheiten haben Phaſen, wo das Uebel ſelbſt die Beſſerung herbeiführt, und nach der heftigſten Kriſis tritt die Geneſung plötzlich, wie durch ein Wunder, ein. Die Zeiten unmittelbar vor meiner Rückkehr zum Glauben waren diejenigen, wo ich mich als den kräftigſten Adepten der reinen Vernunft zu fühlen glaubte. Ich hatte glücklich alles Aufſtehnen des Herzens erſtickt und triumphirte in meiner Verachtung jedes Glaubens, in meinem Vergeſſen jeder religiöſen Regung. Kaum angekommen auf dieſem Scheitelpunkt meiner philoſophiſchen Stärke wurde ich von Verzweiflung ergriffen. Eines Tags, als ich mehrere Stunden über einigen Details wiſſenſchaftlicher Beobachtung mit außerordentlicher Geiſtesklarheit gearbeitet hatte, fühlte ich mich mehr als je überzeugt von der Allmacht der Materie und von der Unmöglichkeit eines ſchöpferiſchen und belebenden Geiſtes, außer dem was ich in meiner naturaliſtiſchen Sprache die Lebenseigenſchaften der Materie nannte. Da ſpürte ich plötzlich in meinem ganzen phyſiſchen Weſen die Empfindung einer eiſigen Kälte und legte mich mit dem Fieber zu Bette.

„Ich verfiel in eine lange und höchſt ſchmerzliche, alle geiſtige Thätigkeit verbietende Krankheit. Eine tiefe Langeweile bemächtigte ſich meiner; die Unthätigkeit, die Einſamkeit und das Leiden ſtürzten mich in einen tödtlichen Mißmuth. Ich wollte Niemands Pflege annehmen; endlich ließ ich mich bewegen, von einem gewiſſen Laienbruder, der Krankenwärtersdienſte verſah, mir Nachts Geſellſchaft leiſten zu laſſen. Dieſer Chriſtophorus war das beſte und zugleich das beſchränkteſte menſchliche Geſchöpf. Man behandelte ihn im Kloſter als eine Art von arbeitſamem, oft nothwendigem und immer harmloſem Hausthier. Sein Leben

war eine fortwährende Reihe von Wohlthun und Aufopferungen. Seine Zutraulichkeit und die Wichtigkeit, die er seiner Pflege beilegte, machten mir ihn anfangs unerträglich; ich wies ihn einigemal fort, aber statt dadurch beleidigt zu werden, beklagte er nur mich, daß ich so allein schmachten müsse, und fand sich immer wieder an meinem Lager ein. Seine Geduld und Selbstverläugnung überwanden mich; allmählig gewöhnte ich mich an ihn und seinen klugen Hund, dem ich fast noch den Vorzug vor seinem Herrn gab, weil sein Schlaf leichter war und er nicht sprach, und endlich wurden sie mir nothwendig. So verstrich mir ein schmerzenvolles Jahr, während dessen ich so herabgestimmt wurde, daß ich mich nicht mehr, wie im Anfang, nach dem Tod sehnte, weil ich fürchtete, vorher noch viel mehr leiden zu müssen.

„Als ich allmählich genas, brach eine ansteckende Krankheit im Kloster aus. Man wurde davon wie vom Blitz weggerafft. Mein armer Christophorus war unter den Ersten, die ergriffen wurden. Ich vergaß meine Schwäche, pflegte ihn drei Tage und Nächte unablässig, und am vierten starb er in meinen Armen. Dieser Verlust war mir so schmerzlich, daß ich ihn beinahe nicht überlebte. Eine sonderbare Krisis ging in mir vor. Ich ward plötzlich und völlig geheilt; mein geistiges Wesen erwachte wie aus einem langen Schlummer, und zum erstenmal seit Jahren begriff ich mit dem Herzen den Kummer und Schmerz der Menschheit. Christophorus war der einzige Mensch, den ich seit Fulgentius Tod geliebt hatte. Eine so rasche und bittere Trennung erinnerte mich wieder an meinen ersten Freund, an meine Jugend, meine Frömmigkeit, mein weiches Gemüth, an alle die Güter, die ich auf immer verloren. Ich kehrte mit Verzweiflung in meine Einsamkeit zurück; der Hund folgte mir, und er schien seine Anhänglichkeit auf mich übertragen zu wollen; aber es gelang ihm nicht; der Schmerz um seinen Herrn verzehrte ihn. Er fraß nicht mehr, und ich sah ihn auf dem Lehnstuhl seines Herrn sterben, indem er mich wie mit vorwurfsvollem Auge anstarrte, als wäre ich die Ursache seiner Erschöpfung und seines Todes gewesen. Als ich seine Augen erloschen und seine Glieder erstarrt sah, konnte ich meine strömenden Thränen nicht zurückhalten; ich beweinte ihn noch bitterlicher als seinen Herrn; es war mir, als ob ich diesen zum zweitenmale verlöre.

„Dieser Vorfall, so kindisch dem Anschein nach, stürzte mich vollends von der Höhe meines Stolzes hinab in einen Abgrund des Schmerzens. Was hatte mir mein Stolz, was hatte mir meine Geisteskraft gefrommt? Die Krankheit hatte diese zur Ohnmacht verdammt; die Demuth eines liebevollen Menschen, die treue Anhänglichkeit eines armen Thiers hatten mir mehr geholfen als jener. Jetzt, da der Tod mir die einzigen Gegenstände meiner Theilnahme raubte, sagte mir meine Vernunft, die ich zu meinem Gott gemacht hatte, statt alles Trostes: es sey nichts mehr von ihnen übrig und sie müßten jetzt für mich seyn, wie wenn sie nie gewesen wären. Ich konnte mich nicht an diesen Gedanken einer völligen Vernichtung gewöhnen, und doch verbot mir meine Wissenschaft, daran zu zweifeln. Ich suchte meine Studien wieder aufzunehmen, aber nur ein paar Stunden täglich konnte ich mir damit vertreiben; wenn ich in meiner Zelle war, auf meinem Bett lag, überkam mich das Grauen der Einsamkeit; ich wurde schwach wie ein Kind und benetzte mein Lager mit Thränen.

„Da begann ich tief zu fühlen, daß die demüthigste Freundschaft ein köstlicherer Schatz ist, als alle Eroberungen des Genie's; daß die natürlichste Rührung des Herzens süßer und nothwendiger ist, als alle Befriedigungen der Eitelkeit. Ich begriff durch das Zeugniß meines Innern, daß der Mensch geschaffen ist um zu lieben; und daß die Einsamkeit, ohne den Glauben und die göttliche Liebe, ein Grab ist, nur ohne die Ruhe des Todes. Ich konnte nicht mehr hoffen, den Glauben wieder zu finden; er war ein schöner entschwundener Traum, der mir nur Leid und Sehnsucht hinterließ; was ich meine Vernunft und meine Aufklärung nannte, hatte ihn ohne Wiederkehr aus meiner Seele verscheucht... Indeß hatte ich mir doch bei allen meinen Umwandlungen ein Gefühl fürs Schöne, eine Sehnsucht nach dem Idealen bewahrt, welche selbst von den nicht auf das Höchste gerichteten Geistern nicht willkürlich abgelegt werden. Ich wiegte mich nicht mehr mit dem Traum von göttlicher Vollkommenheit; aber ich hatte bei der bloßen Betrachtung der materiellen Welt, des Glanzes der Gestirne und der Regelmäßigkeit der die Materie beherrschenden Gesetze so viel Neigung und Liebe für die Ordnung, die Dauer und die äußere Schönheit der Dinge gefaßt, daß ich nie hätte meinen Abscheu überwinden können vor Allem, was diese Ideen von Größe und Harmonie gestört hätte, und so war ich vor Ausschweifungen und wüstem Genuß gesichert. Ich suchte mir neue Sympathien zu schaffen; aber ich konnte im Kloster keine finden. Das Studiren hatte für mich allen Reiz verloren; es wurde mir allmählich verhaßt; es brachte mir nur immer wieder das unselige Problem von der Bestimmung des Menschen unter die Augen.

„Der Herbst kam herbei und die Schwermuth des Himmels milderte ein wenig die Bitterkeit meiner Gedanken. Ich wandelte gern über den dürren Blättern und sah die großen Schwärme Zugvögel dahin ziehen, die in symmetrischer Ordnung fliegen und deren wildes Geschrei sich in den Wolken verliert. Ich beneidete das Loos dieser Geschöpfe, welche stets befriedigten Instincten folgen und die keine Reflexion quält. In gewissem Sinn fand ich sie vollkommner als die Menschen, denn sie begehren nichts, als was sie besitzen können; und wenn die Sorge für ihre Erhaltung eine beständige Mühe ist, so wissen sie doch wenigstens nichts von der Langenweile, welche die schlimmste Erschöpfung ist. Auch sah ich gern die letzten Blumen des Jahrs sich entfalten, und Alles kam mir glücklicher vor als das Loos der Menschen. Oft saß ich an den frischen aber milden Abenden auf einer Rasenbank, und vertiefte mich in das Schauspiel des Sonnenuntergangs. Ich ließ meine Lebensgeister flattern, wenn die Sonne hinab war, wie die Blätter, die der Wind von den Bäumen schüttelte; ich trachtete darnach, nur zu vegetiren; ich hätte gern das Denken verlernt. Meine Glückseligkeit bestand darin, die Erinnerung an die Vergangenheit und die Sorge um die Zukunft zu verlieren. Ich lebte dann ganz in der Gegenwart. Ich begriff das Leben der Natur, ich beobachtete alle ihre

kleinen Phänomene, ich drang in ihre geringsten Geheimnisse ein. Der Wohlgeruch der Blumen, die ich selbst erzog, flößte mir Erkenntlichkeit und ihre Schönheit einen kindlichen Stolz. Zum erstenmal seit Jahren empfand ich wieder die Poesie des Klosters, als eines Heiligthums auf erhabener Stätte, da der Mensch leben soll über dem Geräusch der Welt, gesammelt in der Betrachtung des Himmels. Allmählich entdeckte ich einen tiefen Sinn in den geringsten Thatsachen der Natur. Mich dem Reiz meiner Eindrücke überlassend mit jener Hingebung, welche die Folge der Entmuthigung ist, rückte ich unvermerkt die engen Gränzen des Gewissen hinaus und erweiterte sie zu denen des Möglichen; und bald eröffnete dieß Mögliche, angeschaut mit einer gewissen Erregung des Herzens, rings um mich her umfassendere Aussichten und Horizonte, als meine Vernunft zu ahnen je gewagt hätte. Ich glaubte Beweggründe geheimnißvoller Vorsicht in Allem zu finden, was mir sonst als preisgegeben einer blinden Nothwendigkeit erschienen war. Ich bekam wieder den Sinn fürs Glück, den ich so kläglich verloren hatte. Jedes Wesen nahm eine neue Gestalt und Stimme an, um mir Kräfte und Vermögen zu offenbaren, die der kalten und oberflächlichen Beobachtung fremd geblieben, welche ich für Wissenschaft gehalten hatte. Unendliche Geheimnisse entrollten sich vor mir, widersprechend allen Sätzen eines unvollständigen Wissens und eines vorlauten Urtheils. Mit Einem Wort, das Leben nahm für mich einen heiligen Charakter an und bekam ein unendliches Ziel, wovon ich weder in den Religionen noch in den Wissenschaften etwas geahnt hatte. Der kunstlose und wilde aber ergreifende Gesang eines Fischers offenbarte mir das Wesen der Musik. Sie schien mir die wahre poetische Sprache des Menschen zu seyn, unabhängig vom Wort und von aller geschriebenen Poesie, unterworfen einer eigenthümlichen Logik und fähig, Ideen einer höhern Art auszudrücken, Ideen, zu gewaltig, um in irgend einer andern Sprache ausgesprochen zu werden. Ich studirte die Musik, und mit einigem Erfolg; aber etwas war mir immer hinderlich, daß ich mich zu viel mit der Logik beschäftigt hatte, welche einem andern Gebiet von Thätigkeiten angehört. Ich vermochte nie zu componiren, und darauf war meine Sehnsucht hauptsächlich gerichtet. Als ich sah, daß ich meine Gedanken in dieser, ohne Zweifel für meine Organisation zu erhabnen Sprache nicht wiedergeben konnte, ergab ich mich der Poesie und machte Gedichte. Aber auch dieß gelang mir nicht viel besser; ich hatte einen Drang nach Poesie, der sich zu äußern strebte, ehe ich darauf dachte, eine Nahrung dafür zu haben, und meine Poesie war schwach, weil die Poesie genährt seyn will mit einem tiefen Gefühl, von dem ich nur eine allgemeine Ahnung hatte.

„Unter solchen harmlosen Beschäftigungen hatte meine Seele wieder Ruhe und mein Körper Kraft gewonnen, als die Pest ausbrach und das ganze Land verheerte. Ich hatte Gelegenheit gehabt, mir einige medicinische Kenntnisse zu verschaffen, und hatte über die Möglichkeit nachgedacht, sich durch sehr einfache Mittel vor der Ansteckung zu schützen. Ich theilte meine Ideen einigen Personen mit, und da dieselben sich zu bewähren schienen, wandte man sich von allen Seiten an mich um Rath und Beistand, die ich, so gut ich konnte, gewährte. Je weiter aber die Verheerungen der Pest sich ausbreiteten, desto mehr schwanden in den Seelen der Mönche die Gefühle der Frömmigkeit und der Menschlichkeit, welche sie anfangs vermocht hatten, sich zugänglich und theilnehmend zu erweisen. Eine egoistische, feige Furcht erkältete allen Geist der Menschenliebe zu Eis, und die Thore wurden den Hülfe bei mir Suchenden verschlossen. Ich beklagte mich darüber und der Prior schlug mir den Ausweg vor: ich sollte meinen Aufenthalt in der Einsiedelei des heil. Hyacinthus, zwei Stunden weit entfernt, nehmen und bei dem Eremiten bleiben, bis die Gefahr der Ansteckung vorüber sey. Es fragte sich nur, ob der Eremit geneigt seyn würde, mich den Pflichten meines neuen Berufs als Arzt ganz leben zu lassen, und seine Matte und sein schwarzes Brod mit mir zu theilen. Ich erhielt Erlaubniß, hinzugehen und mich nach seinen Gesinnungen zu erkundigen. Ich hatte keine große Hoffnung, ihn bereitwillig zu finden; dieser Mensch, der jeden Monat einmal ans Thor des Klosters kam, um das Almosen zu holen, hatte mir immer etwas Abstoßendes gehabt. Obgleich die Frömmigkeit gutherziger Seelen es ihm nicht am Nothwendigen fehlen ließ, war er doch durch seine Gelübde verpflichtet, in regelmäßigen Fristen von Thüre zu Thüre zu betteln, mehr um eine Handlung der Erniedrigung auszuüben, als um sein Daseyn zu sichern. Ich hegte eine tiefe Verachtung gegen diese Gewohnheit; und dieser Eremit, mit seinem großen konischen Schädel, mit seinen blassen und eingesunkenen Augen, welche nicht vermögend schienen, das Licht der Sonne zu ertragen, mit seinem gekrümmten Rücken, seinem trotzigen oder mürrischen Schweigen, seinem weißen Bart und seiner großen fleischlosen Hand, die er unter seinem Gewand mehr mit der Gebärde des Befehls als mit dem Anschein der Demuth hervorstreckte, war mir ein Typus des heuchlerischen Stolzes und Fanatismus geworden.

„Als ich den Berg überstiegen hatte, über den man kam, schlug eine Art psalmodischer Klage, ein schwaches, trauriges Gebet, das aus dem Innersten des Berges hervorzudringen schien, an mein Ohr. Ich suchte eine Weile mit den Augen und mit dem Ohr, woher wohl diese seltsamen Töne kommen konnten; und endlich, als ich auf einen Felsen in der Nähe gestiegen war, sah ich zu meinen Füßen in einiger Entfernung den Eremiten, nackt bis an den Gürtel, beschäftigt, ein Grab in dem Sand zu graben. Zu seinen Füßen lag ein in eine Matte gewickelter Leichnam, dessen Füße, aus dem groben Leichentuch hervorragend, die deutlichen Spuren der Pest trugen. Ein häßlicher Geruch stieg aus dem halbgeöffneten Grabe, in welchem schon andere Leichname in der Eile verscharrt waren. Eine sengende Sonne fiel scheitelrecht auf das kahle Haupt und die magern Schultern des Einsiedlers. Der Schweiß machte die langen Streifen seines amberfarbigen Barts an seiner Brust ankleben. Von Ehrfurcht und Mitleid ergriffen, stürzte ich auf ihn zu. Er äußerte keine Ueberraschung, und gab mir schweigend ein Zeichen, ihm bei der Beerdigung des Leichnams zu helfen. Nachdem wir ihn begraben, steckte er das Kreuz wieder in den Boden, sprengte das geweihte Wasser, sprach ein kurzes Gebet

und entfernte ſich, ohne ſich weiter mit mir abzugeben. Erſt als wir bei ſeiner Siedelei angekommen, bemerkte er, daß ich neben ihm her ſchritt, und mich mit einigem Erſtaunen betrachtend, fragte er, ob ich mich ausruhen wolle. Ich trug ihm kurz den Zweck meines Beſuchs vor. Er antwortete mir nur mit einem Händedruck; dann die Thüre der Siedelei öffnend, zeigte er mir in einem in den Fels gehauenen Saal vier oder fünf unglückliche Peſtkranke auf Matten. Das ſind, ſagte er zu mir, Fiſcher von der Seeküſte und Schmuggler, die ihre Verwandten, von Schrecken ergriffen, aus den Hütten geworfen haben. Ich kann nichts für ſie thun, als die Verzweiflung ihrer Todesqual mit Worten des Glaubens und der Liebe bekämpfen; und dann begrabe ich ſie, wenn ſie zu leiden aufgehört haben. Tretet nicht ein, mein Bruder, ſetzte er hinzu, als er ſah, daß ich über die Schwelle treten wollte, dieſe Leute ſind ohne Rettung und dieſer Ort iſt vergiftet; erhaltet Euer Leben zum Beſten derer, die Ihr noch retten könnt. — Und Ihr, mein Vater, ſagte ich, fürchtet Ihr nichts für Euch ſelbſt? — Nein, antwortete er lächelnd, ich habe ein ſicheres Schutzmittel. — Und welches? — Es iſt, ſagte er mit der Miene höherer Begeiſterung, die Aufgabe, welche ich zu erfüllen habe, die mich unverletzlich macht. Wenn ich nicht mehr nöthig bin, werde ich wieder ein Menſch werden wie die Andern, und wenn ich dahinſinke, werde ich ſprechen: Herr, dein Wille geſchehe! wenn du mich abrufſt, ſo iſt es darum, weil du mir nichts mehr zu befehlen haſt. — Wie er dieß ſagte, belebten ſich ſeine erloſchenen Augen wieder, und ſchienen die Strahlen der Sonnen wieder auszuſenden, die ſie eingeſogen hatten. Ihr Glanz war ſo ſtark, daß ich die meinigen wegwandte und ſie unwillkürlich auf das zu unſern Füßen funkelnde Meer richtete. — Woran denkt Ihr? fragte er mich. — Ich denke, war meine Antwort, wie Jeſus auf dem Waſſer wandelte. — Was iſt daran zu verwundern? verſetzte der treffliche Mann, der mich nicht verſtand; das Einzige, worüber man ſich wundern muß, iſt, wie St. Peter zweifeln konnte, er der doch den Erlöſer von Angeſicht zu Angeſicht ſchaute!

„Drei Monate brachte ich in der Geſellſchaft des Eremiten zu. Es war wirklich ein Menſch aus den alten Tagen, ein der ſchönſten Zeiten des Chriſtenthums würdiger Heiliger. Außer der Uebung frommer Werke war er vielleicht ein gewöhnlicher Geiſt; aber ſeine Frömmigkeit war ſo groß, daß ſie ihm im Fall der Noth die Erhabenheit des Genie's verlieh. Beſonders in ſeinem Zuſpruch bei den Sterbenden fand ich ihn bewundernswürdig. Dann war er wirklich inſpiriert; die Beredſamkeit ſtrömte über in ihm, wie ein Gebirgsſtrom. Thränen der Zerknirſchung floßen über ſein von Mühſeligkeiten gefurchtes Antlitz. Er kannte wahrhaft den Weg zu den Herzen. Er beſaß ein wunderbares Verſtändniß der verſchiedenen Leidenſchaften, welche etwa das Leben dieſer Sterbenden verſtört haben mochten, und er hatte für jeden derſelben ſeine eigene Sprache und die paſſendſten Verheißungen. Ich bemerkte mit Freuden, daß er vom aufrichtigen Wunſch beſeelt war, ihnen einen Augenblick geiſtiger Getroſtheit zu vergönnen, bei ihrem ſchmerzhaften Scheiden aus dieſer Welt, und daß er nicht allzuängſtlich an der Form des Dogma's hing. Hierin erhob er ſich ſelbſt; denn ſein Glaube an und für ſich war der engherzigſte und ſtarrſte Katholicismus; aber die Herzensgüte iſt ein Geſchenk Gottes, erhaben noch über die Macht und die Drohungen der Kirche. Eine Thräne ſeiner Sterbenden ſchien ihm wichtiger als alle Ceremonien, und eines Tags hörte ich ihn ein großes Wort ausſprechen: Er hatte das Cruzifix dem Munde eines mit dem Tode Ringenden dargeboten; dieſer wandte das Haupt ab, und die andere Hand des Einſiedlers faſſend, küßte er ſie, indem er den Geiſt aufgab. Gut! ſagte der Eremit, ihm die Augen zudrückend, es wird dir vergeben werden; denn du haſt Dankbarkeit empfunden, und wenn du die Hingebung und Aufopferung eines Menſchen in dieſer Welt verſtanden haſt, ſo wirſt du auch die Güte Gottes in der andern fühlen! —

„Als mit dem Sommer die Anſteckung nachließ, blieb ich noch einige Zeit bei dem Eremiten. Die Ruhe war uns beiden nothwendig; und ich muß geſtehen, daß dieſe letzten Tage des Jahres, voll Frieden, Friſche und Reiz, auf einem der herrlichſten Punkte, den man ſich denken kann, fern von allem Zwang und in der Geſellſchaft eines wahrhaft ehrwürdigen Mannes zu den wenigen ſchönen Tagen meines Leben gehörten. Dieß einfache und nüchterne Leben gefiel mir und ich fühlte mich als ein neuer Menſch, ſeit ich in der Einſiedelei war; ein nützlicher Beruf, eine aufrichtige Pflichterfüllung hatten mich wie verjüngt. Mein Herz erweiterte ſich wie eine Blume in den Lüftchen des Lenzes. Ich begriff die brüderliche Liebe in einem hohen Sinne, die Aufopferung für alle Menſchen, die Menſchenliebe, die Selbſtverläugnung, das Leben der Seele mit Einem Wort. Wohl entdeckte ich etwas Kindiſches in den Vorſtellungen meines Geſellſchafters, als er ſeinem gewöhnlichen, friedlichen Leben wiedergegeben war. Als ihn der Enthuſiasmus nicht mehr empor hielt, wurde er bis auf einen gewiſſen Punkt wieder Kapuziner; aber ich trachtete nicht darnach, ſeine kleinlichen Bedenklichkeiten zu bekämpfen und ich war durchdrungen von Ehrfurcht vor einem Glauben, welcher geläutert war im Tiegel einer ſolchen Tugend."

(Fortſetzung folgt.)

Pauvres Fleurs.

Gedichte von Madame Desbordes-Valmore.

Ueber dieſe jüngſt erſchienenen Poeſien einer ziemlich bekannten franzöſiſchen Dichterin theilen wir einen kurzen kritiſchen Artikel aus einer franzöſiſchen Zeitſchrift nebſt ein paar Proben in Ueberſetzungen mit.

„Vor einigen Jahren hat man in dieſen Blättern aus Veranlaſſung des Bandes betitelt: les Pleurs, den Verſuch gemacht, die der Madame Valmore eigenthümliche Gattung von Gefühl und Talent zu charakteriſiren. Sie gehört nicht zu den Seelen, für welche die Poeſie nur Ein kurzes Lebensalter hat, und die, wenn ſie weiter vorrücken, in der von Schritt zu Schritt öderen Wüſte, die man das Leben nennt, ſich einſchließen, ſich verbergen, verſtummen. Sie iſt geboren als eine harmonienreiche Leyer, aber als eine zerbrochene Leyer; was ſollte ſie nun noch mehr zerbrechen können? Für ſie iſt jedes Leid ein

Lied; das heißt: ſeit fünf Jahren, in den wechſelnden Geſchicken ihres unſteten Lebens hat ſie nicht aufgehört zu ſingen. Jede Klage, die ihr kam, jedes flüchtige Lächeln, jedes zärtliche Muttergefühl, jeder Verſuch zu einem glücklichen, bald unterbrochenen Lied, jeder bittere Rückblick nach einer Vergangenheit, welche die unvollkommen gelöſchten Flammen noch erhellen — das Alles, nacheinander in eiliger Haſt in einen wirren Haufen geworfen, das Alles geſammelt, aufgerafft, ſchwach unter ſich verbunden, bildet das was ſie: Arme Blumen nennt; das iſt der Korb der Aehrenleſerin, reich gefüllt, wohl geſchüttelt, mehr als voll von Farben und Düften, den die beſcheidne Dichterin, wie aus Mattigkeit, noch einmal weniger uns darbietet, als ihn zu unſern Füßen niederfallen läßt. Heben wir ſchnell ſo viele reizende oder tief melancholiſche Blumen auf.

Es finden ſich darin Erinnerungen aus der Kindheit: das Haus meiner Mutter:

Zehn Jahr' alt kannt' ich nichts, als glücklich ſeyn,
Nichts, als empor zum Himmel, wie der Vogel,
In ſenden meine Stimme, meine Blumen;
Nichts, als in ſchmerzlichem und raſchem Wachsthum,
In ſeinen Arm verſenken Schlaf und Thränen;
Ich hatte nichts gelernt, geleſen nichts
Als mein Gebet, als von geheimnißvollen
Geſängen mir begann die Bruſt zu ſchwellen;
Die heil'ge Jungfrau hört' ich, buchſtabirte
Den Himmel, und die ſchwanke Harmonie
Machte die Thränen mir ins Auge treten;
Es fehlten nur die Worte; doch ich glaubte
Man würde eines Tags mit meiner Liebe
Verſtehen mich, und mir antworten: Liebe!

Die Mutter ſagte: „das iſt eine Krankheit,
Von Spiel, Wohllaut und Thränen ein Gemiſch;
Das Herz von meinem Herzen! ja mein Kind,
In künft'ger Zeit wirſt du die Liebe finden,
Wirſt du das Leben finden.. anderswo!"

In einem andern Gedicht, das die Ueberſchrift hat: Vorgeſchaut! vergegenwärtigt uns die zartfühlende Dichterin den Tod ihrer Mutter, jenes Vermächtniß ſchmerzlicher Gefühlſamkeit, das ſie von ihr geerbt hat, und das anfangs dunkel, dann nur zu bald ſich offenbarend, unaufhörlich ihr Herz beſeſſen und beherrſcht hat:

Wie, ſterbend am Wohllaut, die Nachtigall
Haucht über in ihr Kind ihr zärtlich Weh,
So meine Mutter, ſterbend an der Liebe,
Erzählte mir mit ihrem Scheideblick
Ihr Herz, und hauchte ihren Gott mir zu;
Traurig, mich zu verlaſſen, noch ſo jung,
Reichte ſie lang die Hand der jungen Tochter,
Die holde Mutter, gleich als wollte ſie
Mich retten auf dem Pfade, den ſie ging,
Vermachend mir die Flamme, welche quält.
Und ich verſtand ſie lange, lange nicht,
Beweinte lang' ihr ungeahnt Geheimniß
Und ihres Todes mir noch fremdes Räthſel,
Das ich verſiegelt trug in meinem Herzen...

Und dieß Herz, im voraus der Liebe geweiht, „wo kein Todtengeſang eine Freude erweckte," ſchildert ſie ſelbſt uns in den Stunden unſchuldigen und ſtummen Schmerzes:

Man hätte, wenn man ſeine ſchwachen Schläge
Empfand, wohl glauben mögen, es ſey eine
Verborgne Uhr, wo ſtille ſtand die Zeit,
Und mit Willkür verſag' es ſich zu leben;
So wie ein ſchläfrig Kind ſein Buch nicht aufſchlägt,
So wollt' ich leſen nichts von meinem Schickſal;
Zuwartet' immer ich, und alle Tage
Verlor ich, die aufgingen über mir;
Mit ſchwarzem Gürtel geheftet an die Erde —
Fort war die Mutter und ich ganz verlaſſen;
So groß, ſo öd', ſo todt war mir die Welt!
Nur Eine Stimme war verſtummt, und ganz
Verwandelt hatte die Muſik ſich'

Wenn man ſolche Verſe lieſt, verzeiht man die Fehler, die ſie erkaufen. In der That, die Qual der Seele iſt oft in die Accente der Muſe übergegangen. Die Farbe ſchillert. Ein Sonnenſtrahl, auf eine Thräne fallend, hindert oft am Sehen und macht Alles flimmern und ſchwanken. Mehr als Eine Empfindung bleibt unartikulirt wegen des häufigen Schluchzens.

Ein ganzer Roman des Herzens zieht ſich durch dieſen Band hindurch, eine da und dort verſchleierte, aber bald ſtarker werdende und ſich nicht mehr zurückhaltende Leidenſchaft. In dem Gedicht an Madame Taſtu, eine edle Schweſter, die von ihr beneidet wird, ſagt unſere Elegikerin:

Du, deren Lampe nicht im Südſturm flackert!
. . . . . .
Die nicht umtreiben zwei erlahmte Flügel,
Auf falſche Bahnen deine Schwermuth leitend;
. . . . . .
Wenn ein Geſtändniß auch ablegt dein Buch,
So fürchteſt du davon nicht bittre Buße;
Dein reiner Vers gleicht der Sturmglocke nicht;
Dein Schleier iſt weiß, fleckenlos deine Muſe!
Dein Herz iſt für die Schwachheit liebreich mild!

Plötzlich, in einer jener Aufwallungen, die nur ihr angehören unter den Dichterinnen unſerer Tage, ruft ſie aus:

Was ſonſt ein Weib nur Gott ſagt — ich ſprach's aus!

Solche Ausrufungen mochte eine Sappho thun; oder vielmehr man fühlt, daß dieſe Tochter von Douai, dieſe Tochter Flanderns, dort in der Geburt ſchon Funken von dem ſpaniſchen Feuer in ſich aufgenommen hat, während ſie nicht aufhört, an die Madonna zu glauben, ſo gut wie die portugieſiſche Nonne.

Ich wünſche, daß man einmal aus dieſem Bande die Reihe elegiſcher Romanzen aushöbe, deren Form ſo ganz für die Art und Weiſe der Madame Valmore paßt, und in welchen ihre gehaltene Empfindung ſich manchmal mit entſchiedenem Glück ausſpricht, ohne die Anſtrengungen, welche beim Alexandriner gewöhnlicher hervortreten: der Glaube, die geliebte Frau, Geſtändniß einer Frau, O flieh mich nicht! das

Digitized by Google

doppelte Bild, Blume der Kindheit. Zur Probe will ich eines anführen:

Traum einer Frau.

Willſt neu beginnen du das Leben,
Weib, deſſen Antlitz ſchon ſo bleich?
Willſt neu die Kindheit, die umſchweben
Geſtalten aus der Engel Reich?
Der Mutterliebe Kuß und Reden,
Die wärmend dich nie von ſich ließ?
„Ha, mein ſo kurzes, holdes Eden!
O ja, mein Gott! es war ſo ſüß!“

Willſt üben dich zu ſanften Flügen
In deines Vaters Schirm und Schooß?
In duft'ger Unſchuld ſeel'gem Gnügen
Entfalten laſſen ſich dein Loos?
Willſt du erneun die ſchönen Zeiten,
Vogelleicht wie im Paradies?
„Ja, wenn ſo ſchnell ſie nicht entgleiten!
O ja, mein Gott! es war ſo ſüß!“

Willſt neu Unwiſſenheit du wählen,
Sie lernen aus halboffnem Buch?
Die Hoffnung jungfräulicher Seelen,
Vergeſſend Winters Leichentuch?
Und deine Blumen, deine Tauben,
Willſt ſie auch wieder jung gleich dir?
„Wenn mir der Tod ſie nicht darf rauben,
O ja, mein Gott! gib neu ſie mir!“

Mit Blumen, Duft, Muſik belehnen
Will dich aufs neu denn dein Geſchick;
Zur Zeit, die Alles kehrt in Thränen,
Komm dann du Jahr um Jahr zurück.
Die Liebe finde, gleich geblieben,
Flackernde Lamp' entzünde dich!
„Zur Welt rückkehren und dein Lieben?
O Heiland, mach' erlöſchen mich!“

In dieſer Form ſcheint die Dichterin, ſeit ſie die erſte Manier der freien Elegie verlaſſen, um ſich mehr der Kunſt zu befleißen, ſich mit beſonderm Glück zu bewegen. Man könnte die Anführungen dieſer Art mit Glück vervielfältigen; aber man muß auch auf ernſtere Töne hinweiſen. Zeugin der bürgerlichen Unruhen in Lyon im Jahr 1834 hat Madame Valmore an all jenem Unglück Theil genommen mit der Innigkeit eines Dichtergemüths und einer Frau:

Hin zieht es mich, wo man hört Ketten klirren;
Mit meinen Thränen fäll' das Urtheil ich.
Ich ſpreche frei mit meines Herzens Qualen;
Ich hebe mein verwittwet' Herz empor
Zum Gott der Leidenden; das iſt mein einzig
Recht an den Himmel; für ſie poch' ich an.

Sie pochte aber auch an andern Thüren an; und ihre demüthige Stimme, kühner werdend, ſobald es noth that, fand Herzen, welche werth waren ſie zu hören, als ſie von Amneſtie ſprach. Man leſe das Gedicht, das dieſen Titel führt, ſo wie das, welches ſie nach dem Bürgerkrieg an Adolph Nourrit in Lyon gerichtet, dieß großmüthige Talent, deſſen Stimme, auch aus dem Herzen ſtammend, der ihrigen ſo ganz entſpricht; dieß erhebt ſich ganz über die perſönlichen Stimmungen der Elegie.

Madame Valmore hat ſelbſt eine Art von leider nicht freiwilliger Verbannung unter dem Himmel Italiens kennen gelernt. Das kleine Gedicht: Mailand, zeigt ſie uns noch empfänglicher für die Leiden der großen menſchlichen Familie, als für die Schönheiten der bezaubernden Natur. Nichts aber hat uns mehr gerührt, als eine Stimme der Seelengröße, der Erhebung und des Segens mitten in der Bitterkeit, als folgende Hymne.

An die Sonne.

In Italien gedichtet.

O Freundin du der blaſſen Armuth,
Lächeln, ſtets nach dem, der ſich härmt,
Du, deren Huld iſt unverſiegbar,
Die immer ſichtbar liebend wärmt!
Geſtählt in Stürmen, deine Flamme
Nährt Hoffnung noch im Untergehn;
Du, du haſt niemals mich betrogen,
Wenn du mir ſagt'ſt: Auf Wiederſehn!

Vor meinem Fenſter ohne Vorhang
Den jungen Platanus nährſt du,
Deckſt meine Thränen, als mit Binden,
Mit ſeinem grünen Hauptſchmuck zu.
Wohin, geſenkter Stirn', im weiten
Italien ich ſchweifend geh:
Nur du, wenn Alles mich vergeſſen,
Umarmſt uns im einſamen Weh!

Gib uns den Weiheku, vom Himmel
Herabgeblitzt in deinem Strahl,
Pharus uns Blinden angezündet,
Im Labyrinth von Berg und Thal!
Wo ſich durch Wolken und Gebirge
Schleppt die Verbannung auf dem Knie,
In unſern unbekannten Proben
Sey, Feuerſeele, fern uns nie!

Ob' rein empor ob Frankreich ſteige,
Wo ferne Theure harren mein!
Den Sohn laß, meine Hoffnungsknoſpe,
Gedenk des Mutterblickes ſeyn!
Erheitere ſeiner Kindheit Freuden,
Und wenn um mich er anweint dich:
Theures Geſtirn! dann ſeine Thränen
Sammle und gieß' ſie aus auf mich!

Wenn Italien und ſeine Sonne der theuern unſteten Familie nur dieſe düſtre Blume mit innigem Duft eingetragen hätten, ſo wäre ſo viel Schmerz doch nicht verloren und umſonſt!“

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 Mai 1839.

Gastronomische Literatur der Engländer.

(Fortsetzung.)

Nicht minder ist der Verfasser in der Ornithologie zu Hause:

„Die größte Neuigkeit vielleicht ist die Mittelente, eine [illegible] wilden Geflügels, die, wie man glaubt, vom kaspischen Meer herkommt, die man nur auf dem Gut Misley Hall, in Esser, im Monat Januar der kältesten Jahre fängt. In den Wintern 1834 und 1835 kamen sie, wegen der milden Witterung, gar nicht; aber im Jahr 1836 kamen einige wenige und wurden allgemein bewundert von denen, die das Glück hatten ihre Bekanntschaft zu machen. Braushähne und Streitschnepfen sind dem großen Publicum wenig bekannt, obgleich ihrer bei Bewick rühmliche Erwähnung geschieht. Man findet sie in sumpfigen Gegenden, und sie müssen lebendig gefangen und etwa vierzehn Tage mit gesottenem Weizen, oder mit Brod und Milch, mit Hanfsamen gemischt, gemästet werden, wobei man sich zu hüten hat, daß man nicht zwei Hähne zusammenthut, denn diese würden sich auf Leben und Tod bekämpfen. Diese Vögel sind in ihrem wilden Zustand schlecht, und die Kunst sie fett zu machen, ist nach der Tradition eine Entdeckung der Mönche in Yorkshire, wo sie auch jetzt noch bei den Clerikern sehr beliebt zu seyn scheinen. Es darf bemerkt werden, daß Fürst Talleyrand ein großer Liebhaber davon war und daß er während der Saison dafür täglich zwei verspeiste. Sie werden wie die Waldschnepfen servirt. Dunstabler Lerchen müssen eigentlich in Dunstable gegessen werden; aber Lord Sefton hat sie in zinnernen Büchsen mit ansehnlichem Glück verschickt, in solchem Zustand, daß sie nur am Feuer dürfen warm gemacht werden. Lerchen sind am besten im Januar. [illegible]rey und Sussex sind die Gegenden für den Kapaun und auch für dasselbe Thier in seinem natürlicheren, aber weniger aristologischen Zustand; Norfolk und Suffolk für wälsche Hühner und Gänse. Der größte Fasan, von dem man in jüngsten Jahren hörte, wurde dem Lord William Bentinck nach Paris geschickt. Er wog vier Pfund, weniger eine Unze. Ein Auerhahn, beinahe zehn Pfund schwer, wurde vor wenigen Wochen dem Lord Balcarras geschickt, von Fisher, von Duke-Street, St. James, anerkannter Maßen dem besten Geflügelzüchter in London. Er genießt das unbegränzte Vertrauen Lord Sefton's, das höchste Compliment, das man einem Mann machen kann, der direct oder indirect mit Gastronomie zu schaffen hat."

Nicht minder aber als mit seltenen und kostbaren Delicatessen, ist der Verfasser auch mit den gewöhnlicheren Gerichten vertraut, mit „Hammel- und Ochsenfleisch, in ihrer unverfälschten Einfachheit." Ueber Schöpsenkeulen und Roastbeef werden belehrende Anweisungen ertheilt. Einige Notizen: „des verstorbenen Herzogs von Devonshire Leidenschaft, war ein geröstetes Stück Hammelfleisch, das man jeden Abend bei Brookes für ihn bereit hielt; und der letzte Herzog von Norfolk pflegte zu sagen, es sey zwischen Beefsteaks ein so augenfälliger Unterschied, wie zwischen Gesichtern. Für die Trefflichkeit eines gerösteten Spanferkels wird als Autorität der bekannte Charles Lamb angeführt in seiner Abhandlung über diesen Gegenstand, wo man liest:

„Unter allen Delicatessen in der ganzen eßbaren Welt will ich behaupten, daß dieß die delicateste ist — princeps obsoniorum. Ich rede nicht von den heranwachsenen Frischlingen — Mittelding zwischen Ferkel und Eber — sondern von einem jungen und zarten Milchschweinchen — unter einem Monat alt — noch nicht befleckt von dem Schweinskoben — noch ohne jenen amor immunditiæ, die Erbsünde der ersten Eltern, die noch immer sich kund gibt — seine Stimme noch nicht gebrochen, sondern so etwas in der Mitte zwischen einem kindischen Wimmern und einem Brummen — der milde Vorläufer oder ein Präludium des Grunzens. Man betrachte es, während es gahr gemacht wird — es scheint eher eine erfrischende Wärme als eine versengende Hitze, was es so geduldig über sich ergehen läßt. Wie gleichmäßig dreht es sich um den Spieß herum. Jetzt ist es gerade fertig! Die ausnehmende Empfindsamkeit dieses zarten Alters anzusehen! es hat seine hübschen Aeuglein ausgeweint — strahlende Gallerte — schießende Sterne!

Man ſehe es auf der Platte, ſeiner zweiten Wiege, wie ſanft es daliegt! Wollteſt du, daß dieß unſchuldige Weſen herangewachſen wäre zu der Plumpheit und Ungelehrigkeit, welche nur zu oft die Begleiterinnen der gereiften Schweinheit ſind? Zehn gegen eins iſt zu wetten, es wäre ein Schlemmer, ein wüſtes, eigenſinniges, widerwärtiges Thier — in allen Arten ſchmutziger Geſellſchaft ſich umtreibend — und dieſen Untugenden iſt es glücklich entzogen worden —

Eh' Sünd' und Gram an ihm genagt,
Nahm's hin beſorgter Tod —

ſein Gedächtniß iſt voll ſüßen Geruches; kein gemeiner Kerl flucht ihm, während ſein Magen den ranzigen Speck beinahe wieder von ſich ſtößt; kein Kohlenträger prüft es in rauchenden Würſten — es hat ein ſchönes Grab in dem dankbaren Magen eines einſichtsvollen Epikuräers — und um ein ſolches Grab zu bekommen, durfte es gern ſterben. Unſere Ahnen waren gar erfinderiſch in der Art, dieſe zarten Opfer zu tödten. Wir leſen von Ferkeln, die man zu Tod gepeitſcht mit einer Art von Staunen, wie wir von andern veralteten Bräuchen hören. Das Zeitalter der Geißelungen iſt vorüber, ſonſt würde es von Intereſſe ſeyn zu unterſuchen, welche Wirkung dieſer Proceß wohl habe, eine von Natur ſchon ſo zarte und milde Subſtanz, wie das Fleiſch von Ferkeln, noch zarter und milder zu machen. Es iſt faſt wie wenn man ein Veilchen noch verfeinern wollte. Aber wir müſſen uns doch hüten, ſo ſehr wir die Unmenſchlichkeit verdammen mögen, die Weisheit der Procedur zu tadeln. Ich erinnere mich, daß, während ich in St. Omer mich befand, von den jungen Studenten der Satz verfochten und auf beiden Seiten mit vieler Gelehrſamkeit und Laune behandelt wurde: ob, vorausgeſetzt, daß der Geſchmack eines zu Tod gepeitſchten Ferkels dem Gaumen des Menſchen einen Genuß gewährte, größer als jede Qual, die das Thier leiden mag, der Menſch das Recht hat, dieſe Art der Tödtung zu wählen? Die Entſcheidung habe ich vergeſſen."

(Schluß folgt.)

Spiridion.

(Fortſetzung.)

Alexis erzählt dann weiter, wie er während dieſes Aufenthalts darüber nachgedacht, ſich ſeine zeitweilige Freiheit zu Nutze zu machen und in die Welt überzutreten, wozu er ſtark verſucht wurde durch einen merkwürdigen Vorfall, deſſen Schilderung wir hier geben, weil eine weltbiſtoriſche Perſönlichkeit dabei von der Verfaſſerin auf ihre Weiſe gezeichnet wird.

„Ich war im Kampf begriffen mit dieſer neuen Aufwallung des Ehrgeizes, der letzten Flamme einer noch nicht ganz erſtickten Jugend des Herzens, die eben deßwegen ſich noch über die Zeit hinauserſtreckte, welche ſonſt durch Einfalt und Unerfahrenheit bezeichnet iſt. Die amerikaniſche Revolution hatte mich lebhaft aufgeregt, die franzöſiſche that es noch mehr. Ein nach Frankreich ſegelndes Schiff ward von widrigen Winden an unſere Küſte geworfen. Einige Reiſende kamen in die Siedelei um ſich auszuruhen, während das Schiff wieder zur Fortſetzung der Fahrt in Bereitſchaft geſetzt wurde. Es waren ausgezeichnete Männer, voll Glauben an die Zukunft und voll Vertauen zu ſich ſelbſt. Sie verſtanden ſich unter einander nicht recht über die Mittel zu dem Ziel, das ihnen vorſchwebte, aber es war leicht zu bemerken, daß ihnen in der Gefahr jedes Mittel gut erſchien. Ihre Art, die zarteſten Fragen der ſocialen Billigkeit anzuſehen, gefiel mir und erſchreckte mich zugleich; Alles was Muth oder Hingebung war, weckte in meiner Bruſt ſchlummernde Echos; aber die Gedanken an Gewalt und blinde Zerſtörung kamen in Widerſtreit mit meinen Anſichten von der Gerechtigkeit und mit meinem duldſamen und ſtillen Weſen, das mir zur Gewohnheit geworden war.

„Unter dieſen Männern befand ſich ein junger Corſe, deſſen ſtrenge Züge und tiefer Blick mir nie aus dem Gedächtniß entſchwunden ſind. Seine vernachläſſigte Haltung, verbunden mit großer Verſchloſſenheit, ſeine energiſchen und ſcharftreffenden Worte, ſeine klaren und durchdringenden Augen, ſein römiſches Profil, ein gewiſſes anmuthiges linkiſches Weſen, das wie Mißtrauen in ſich ſelbſt ausſah, bereit jedoch bei der geringſten Verletzung in die keckſte Heftigkeit überzugehen, Alles fiel mir lebhaft auf an dieſem jungen Mann; und obgleich er ſich die Miene gab, alles Gegenwärtige zu verachten und nur ein gewiſſes Ideal ſpartaniſcher rauher Strenge zu ſchätzen, glaubte ich doch zu errathen, daß er brannte, ſich im Leben emporzuſchwingen, ich glaubte zu ahnen, daß er Außerordentliches leiſten würde. Ich weiß nicht, ob ich mich getäuſcht habe. Vielleicht hat er noch nicht durchdringen können, vielleicht iſt ſein Name einer von denen, die heute die Welt erfüllen, oder vielleicht iſt er auf einem Schlachtfeld gefallen, abgeſchnitten wie eine junge Aehre vor der Zeit der Ernte. Wenn er lebt, und das Glück ihm lächelt, gebe der Himmel, daß ſeine gewaltige Thatkraft der Entwicklung ſeiner ſtrengen Grundſätze gedient haben möge und nicht der ſeiner ehrgeizigen Leidenſchaften. Er ſchenkte dem alten Eremiten wenig Aufmerkſamkeit und obgleich ich deren noch weit weniger werth war, widmete er mir ſie ganz während der wenigen Stunden, die wir miteinander auf der Felſenterraſſe, welche die Siedelei einſchließt, hin und her wandelnd zubrachten. Sein Schritt war ungleich und ruckweiſe, immer ſchnell, jeden Augenblick raſch abgebrochen, wie die Bewegung des Meeres, welchem mit Bewunderung zuzuhören er ſtille ſtand, denn er beſaß den Sinn für Poeſie, gemiſcht in außerordentlichem Grade mit dem für die Wirklichkeit. Sein Gedanke ſchien den Himmel und die Erde zu umſpannen; aber er war mehr auf der Erde als im Himmel, und die göttlichen Dinge ſchienen ihm nur Inſtitutionen, beſtimmt zum Schutze der großen menſchlichen Geſchicke. Sein Gott war der Wille, die Macht ſein Ideal, die Kraft ſein Lebenselement. Ich erinnere mich noch recht deutlich der Aufwallung von Enthuſiasmus, der ihn ergriff, als ich ſeine religiöſen Ideen zu erforſchen ſuchte. Oh! rief er aus, ich weiß von keinem Gott als von Jehovah, weil er der Gott der Kraft und der Stärke iſt. Oh! ja, die Kraft, das iſt die Pflicht, das iſt die Offenbarung vom Sinai, das iſt das Geheimniß der Propheten! das Verlangen nach der Kraft, das iſt das Bedürfniß der Entwick-

lung, womit die Nothwendigkeit alle Weſen heimſucht. Jedes Weſen will ſeyn, weil es ſeyn muß. Was nicht die Kraft hat zu wollen, iſt zum Untergang beſtimmt, vom Menſchen an ohne Herz, bis zum Grashalm ohne Nahrungsſäfte. O mein Vater, der du die Geheimniſſe der Natur zu erforſchen ſuchſt, beuge dich vor der Kraft! Sieh, welche Heftigkeit des Angriffs in Allem, welche Hartnäckigkeit des Widerſtandes! Ha! wie ſollten die Menſchen ſich nicht bekriegen, Nation gegen Nation, und Individuum gegen Individuum, wie ſollte nicht die Geſellſchaft ein ewiger Kampf der ſich widerſtrebenden Willen und Bedürfniſſe ſeyn, da doch Alles in der Natur ein Mühen und Ringen iſt, da die Wogen des Meers ſich gegen einander erheben, der Adler den Haſen zerreißt, und die Schwalbe den Wurm verſchlingt, die Kälte Marmorblöcke zerſprengt und der Schnee der Sonne Widerſtand leiſtet? Erhebe dein Haupt! ſieh hier die Maſſen von Granit, die ſich über uns wie Rieſen aufrichten und ſeit Jahrhunderten die Angriffe der entfeſſelten Winde aushalten. Was wollen dieſe Götter von Stein, welche den Athem des Aeolus ermüden? warum der Widerſtand eines Atlas unter der Bürde der Materie? warum die furchtbaren Anſtrengungen des Cyklopen im Innern des Rieſen, und die Lava, die aus ſeinem Munde ſtrömt? Weil Alles ſeinen Platz haben will, und den Raum erfüllen, ſo weit ſeine Kraft ſich auszudehnen ihm geſtattet; weil, um nur ein Stückchen von dieſem Granit abzulöſen, es der Wirkſamkeit einer furchtbaren äußern Kraft bedarf; weil jedes Weſen und jedes Ding die Elemente der Production und der Zerſtörung in ſich trägt; weil die ganze Schöpfung das Schauſpiel eines großen Kampfes darbietet, wo die Ordnung und die Dauer nur auf einem unabläſſigen, allgemeinen Kampf ruhen. Arbeiten wir denn, ſterbliche Geſchöpfe, arbeiten wir an unſerm eigenen Daſeyn! Ringe, o Menſch, die Geſellſchaft umzuwandeln, wenn ſie ſchlecht iſt, darin ahmſt du dem fleißigen Biber nach, der ſein Haus baut. Ringe ſie zu erhalten, wenn ſie gut iſt; darin biſt du der Klippe ähnlich, die ſich gegen die benagenden Wogen wehrt. Wenn du dich ſelbſt verläßt, wenn du der Chimäre des Zufalls die Sorge für deine Zukunft anvertraut, wenn du dich der Unterdrückung fügſt, wenn du das Werk deine Befreiung verſäumſt, wirſt du in der Wüſte ſterben, wie das ungläubige Geſchlecht Iſrael. Wenn du in träger Feigheit einſchlafſt, wenn du, die Leiden duldeſt, mit welchen die Gewohnheit dich vertraut gemacht, um denen zu entgehen, welche du entfernt glaubſt, wenn du Durſt leideſt aus Mißtrauen gegen das Waſſer des Felſen und den Stab des Propheten: ſo verdienſt du, daß der Himmel dich verläßt und das Meer dich mit ſeinen erbarmungsloſen Wellen bedeckt. Ja, ja! das größte Verbrechen, das der Menſch begehen, die größte Gottloſigkeit, mit der er ſein Leben beflecken kann, iſt die Trägheit und die Gleichgültigkeit. Diejenigen, die das heilige Wort von der Ergebung auf dieſe feige und ſchwachherzige Unterwerfung bezogen, die dem Menſchen ein Verdienſt daraus gemacht haben, dem Uebermuth und der Tyrannei anderer Menſchen ſich zu fügen, die, ſage ich, haben geſündigt; das ſind falſche Propheten, und ſie haben die Menſchheit irre geführt auf die Pfade des Fluchs!

„So ſprach er, während die Seeluft ſeine langen ſchwarzen Haare aufwehte. Ich verſuche nicht, die Gewalt und Schärfe ſeiner Worte wiederzugeben; das wäre ein vergebliches Beſtreben; nur die Erinnerung ſeiner Ideen iſt mir geblieben und ſein Antlitz iſt noch lange nach ſeiner Abreiſe vor meinem Auge geſtanden. Ich begleitete ihn auf der Barke, die ihn auf das Fahrzeug zurückführte. Er drückte mir beim Abſchied kräftig die Hand und ſeine letzten Worte waren: Nun, wollt Ihr uns nicht begleiten? — Mein Herz zitterte in dieſem Augenblick, als wollte es meiner Bruſt entſpringen; ich fühlte für dieſen jungen Mann eine plötzliche, mächtige Sympathie, wie wenn ſeine Energie in mir einen mir ſelbſt unbekannten Reflex erzeugte. Zugleich aber machte die mir unbekannte Seite ſeines Weſens, deren Geſtalt und Züge meiner Beobachtung ſich entzogen hatten, mich vor Furcht erſtarren, und ich ließ ſeine Hand, weiß und kalt wie Marmor, fahren. Lange folgte ich ihm mit den Blicken von der Höhe der Felſen, und ſah ihn aufrecht auf dem Verdeck, ein großes Fernrohr in der Hand, die Riffe des Ufers beobachtend; er dachte ſchon nicht mehr an mich. Als das Segel am Horizont verſchwunden war, bedauerte ich, daß ich ihn nicht um ſeinen Namen befragt hatte. Ich hatte nicht daran gedacht. Als ich mich allein wieder am Ufer fand, war mir, als ob der letzte Glanz des Lebens ſo eben in mir erloſchen wäre und ich in die ewige Nacht zurückkehrte. Mein Herz ward mir zuſammengeſchnürt; und obgleich die Sonne heiß über meinem Haupt brannte, kam ich mir doch plötzlich vor wie von Nacht umgeben. Ich brachte den Reſt des Tages in großer Aufregung zu. So lang die Reiſenden mich ermuntert hatten, ihnen zu folgen, hatte ich Kraft in mir gefunden, ihrem Zureden zu widerſtehen; jetzt wo es nicht mehr Zeit war, mich eines Andern zu beſinnen, wußte ich ſelbſt nicht, ob meine Weigerung nicht vielmehr eine Aeußerung der Feigheit, als eine That der Klugheit geweſen war. Ich war zweifelhaft niedergeſchlagen; ich ſchleppte mich zu meiner Binſenmatte und ſchlief ein mit dem Wunſch, nicht mehr zu erwachen. — —

„Als ich endlich in mein Kloſter zurückgerufen wurde, leiſtete ich der Aufforderung mit der vollkommenſten Gleichgültigkeit Folge. Indeß rührte mich doch das Bedauern des guten Einſiedlers, wiewohl ſeine Achtung vor den Befehlen der Obern abhalten mußte, irgend eine Einwendung gegen mein Weggehen zu erheben, oder die geringſte Unzufriedenheit blicken zu laſſen. In dem Augenblick, wo er mich unter den Bäumen verſchwinden ſah, rief er mich zurück, warf ſich mir in die Arme und riß ſich mit Thränen daraus los, um ſich in ſein Bettgemach zu ſtürzen. Aber jetzt lief ich ihm noch einmal nach und zum erſtenmal ſeit vielen Jahren kniete ich vor einem Menſchen, einem Prieſter, und bat ihn um ſeinen Segen. Es war ein Lebewohl auf immer; er ſtarb im folgenden Winter in ſeinem neunzigſten Jahre; es war ein zu unbekannt gebliebener Mann, als daß man in Rom daran gedacht hätte, ihn zu kanoniſiren; und doch hatte nie ein Chriſt den Adel des Himmels mehr verdient. Die Bauern der Umgegend theilten ſich in ſein grobes wollenes Kleid und tragen noch kleine Stückchen davon wie Reliquien bei ſich. Die Banditen der Gebirge, denen ſeine

Thüre nie verſchloſſen geweſen war, bezahlten einen prachtvollen Trauergottesdienſt in der Kirche ſeines Sprengels, um ſeinem Gedächtniß eine Ehre zu erweiſen.

„Auf meinem Rückweg, wo ich einen längern, ungebahnten Weg am Meer hineinſchlug, ſetzte ich mich nach zweiſtündiger, mühevoller Wanderung an einem heißen Frühlingstag, ermüdet und erſchöpft auf einem Block ſchwarzen Granits mitten in den weißen Schaum der anbrandenden Wellen. Es war ein wilder Ort und das Meer erfüllte ihn mit ſchwermüthigen Harmonien. Ein alter Thurm in Ruinen ſchien über meinem Haupt zuſammenſtürzen zu wollen. Ich verglich mich mit dieſer verlaſſenen Ruine, welche die Stürme Stein um Stein einriſſen, und fragte mich, ob denn der Menſch ſeine Zerſtörung auch ſo von der Zeit und vom Zufall erwarten müſſe; ob er nicht, nach Erfüllung ſeiner Aufgabe oder nach Vollendung ſeines Opfers das Recht habe, die Ruhe des Grabs ſchneller herbeizuführen; Gedanken an Selbſtmord tauchten in mir auf. Dann ſtand ich auf und ſchritt am Rand des Felſen weiter, ſo raſch und ſo nahe am Abgrund, daß ich ſelbſt nicht weiß, wie ich nicht hinabſtürzte. In dieſem Augenblick aber vernahm ich hinter mir wie das Rauſchen von einem Kleid, das über das Moos und Gebüſch hinſtreifte. Ich kehrte mich um, ſah aber Niemand, und ſetzte nun meine Wanderung fort. Aber dreimal ließen ſich Schritte hinter den meinigen hören, und beim dritten Mal berührte eine Hand, kalt wie Eis, meine brennende Stirne. Da erkannte ich den Geiſt, und von Schauer ergriffen blieb ich ſtehen und ſagte: Offenbare deinen Willen und ich bin dein. Aber es ſey der Wille eines väterlichen Freunds, und nicht die Willkür eines launenhaften Geſpenſts; denn ich kann Allem und auch dir entgehen durch den Tod! — Ich erhielt keine Antwort und ſpürte die Hand nicht mehr, die mich hatte ſtillſtehen machen; aber als ich mich umſchaute, ſah ich in einiger Entfernung vor mir den Abt Spiridion in ſeiner alten Tracht, ſo wie er mir am Todtenbette, von Fulgentius erſchienen war. Er ſchritt raſch über das Meer dahin, dem langen Feuerſtreifen folgend, welchen die Sonne darauf warf. Als er den Horizont erreicht, wandte er ſich um und ſchien mir wie ein Geſtirn zu glänzen; mit der einen Hand deutete er gegen den Himmel, mit der andern auf den Weg ins Kloſter. Dann verſchwand er plötzlich, und ich ſetzte meinen Weg fort, voll Freudigkeit und Enthuſiasmus. Was kümmerte es mich, wahnſinnig zu ſeyn? ich hatte doch ein erhabenes Geſicht gehabt.

„Zwar fiel es mir anfangs ſchwer, mich wieder ans Kloſterleben zu gewöhnen; aber ich dachte nicht ſehr viel daran. Ich war allerdings der Tugend näher gekommen, als ich es bei meinem Weggang vom Kloſter geweſen war. Mit der aufopfernden Hingebung hatte ich das Gefühl der Menſchenliebe wieder gefunden; mit der Freundſchaft die Zärtlichkeit des Herzens begriffen; mit der Poeſie und Kunſt fand ich den Inſtinct des ewigen Lebens wieder; mit der himmliſchen Erſcheinung des guten Geiſts Spiridion den Glauben und die Begeiſterung; aber etwas blieb mir noch zu thun übrig, das wußte ich wohl: die Erfüllung einer Pflicht. Was ich gethan hatte, um einige phyſiſche Leiden in meiner Nähe zu lindern, was nur eine vorübergehende Thätigkeit geweſen, aus der ich mir kein Verdienſt machen konnte, und wofür mich die Vorſehung hundertfältig belohnt hatte, in der ſie mir zwei erhabne Freunde ſchenkte, den Eremiten auf Erden, Hebronius im Himmel. Aber nun ins Kloſter zurückgekehrt, hatte ich gewiß einen Beruf, eine Sendung zu erfüllen, und die große Schwierigkeit beſtand darin, zu erfahren: welche? dieß iſt die eigentliche große Frage meines Lebens; ſie zu löſen, habe ich mich in meinen letzten Jahren verzehrt, und ich muß dir geſtehen, mein armer Angelo, ich habe die Löſung noch nicht gefunden. Alles was ich vermochte, war, mich zu ergeben, nachdem ich mit Schmerzen erkannt, daß ich weiter nichts könne.“ — — —

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die ſchottiſchen Zeitſchriften verkündigen den Tod eines Schriftſtellers, der auch von andern Blättern mit Achtung genannt wird. John Galt ſtarb in Greenock am 11 April dieſes Jahres. Schon lange hatte er aufgehört zu ſchreiben. Doch ſeine Novellen „Die Legatare von Ayrſhire“ „Annalen des Kirchſpiels“ (ausgezeichnet in der Einfachheit ihrer Darſtellung), „Das Fideicommiß,“ „Lawrie Todd,“ ſind gewiß nicht vergeſſen, von denen, die Gelegenheit hatten, ſie zu leſen. Es herrſcht in ihnen eine ſolche Eigenthümlichkeit des Styls und des Dialogs, die ihn von allen andern ſchottiſchen Novelliſten unterſcheidet, und die ſelbſt von Walter Scott wegen ihrer humoriſtiſchen, ins kleinſte Detail gehenden Treue bewundert worden ſind. Seine andern Schriften, die er mehr für Rechnung der Buchhändler ſchrieb, tragen einen andern Charakter. So erſchienen „Reiſen zu Waſſer und zu Lande“ (Voyages and Travels in 1809, 10, 11), in denen er ſeine eigenen Reiſen nach Malta, Gerigo, der Türkei ꝛc. beſchrieb; 1812 erſchien ſein „Leben Wolſey's“ und in demſelben Jahre die vier Trauerſpiele „Magdalen,“ „Agamemnon,“ „Lady Macbeth“ und „Antonio und Clytemneſtra.“ „Briefe aus der Levante“ gab er 1815 heraus, kurz darauf folgten „Das Leben von Benjamin Weſt und die Erzählung, Majola.“ Erſt jetzt fing er ſeine Novellen, Darſtellungen ſchottiſchen Lebens und ſchottiſcher Sitten an, die ihm einen dauernden Namen gewannen, von denen die oben genannten eines beſondern Beifalls ſich erfreuten, doch nicht minder gerühmt werden „Der Radicale,“ „Der Letzte der Lairds“ ꝛc. Später hielt er ſich in Ober-Canada auf als Agent der Canadiſchen Geſellſchaft und hatte einen faſt unumſchränkten Einfluß in dieſem Lande. Was er für Erfahrungen hierbei gemacht, legte er in Lawrie Todd nieder. In ſpätern Jahren ſcheint er ſich nicht in den angenehmſten Verhältniſſen befunden zu haben. Er zog ſich in den Kreis ſeiner Verwandten nach Greenock zurück, ſeine Geſundheit, die häufigen Schlagflüſſen ausgeſetzt geweſen, ſcheint dieſen auch unterlegen zu ſeyn.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56 u. 57.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

15 Mai 1839.

Hymne an den Frühling.

Von J. Wilson. *)

Wie lieblich ist des Frühlings heitres Spiel!
Sieh! jüngst erwacht aus seinem Wintertraum,
Spielt, wie ein lächelnd Kind, er furchtsam an
Dem grünen Rande dieses sonnigen See's,
Nach Laun' erschreckend vor den kleinen Wogen
(Wenn Kräuseln, unserm Ohre eh'r erkennbar
Als unserm Aug', so heißen darf) die bald
Ermatten in dem Gras, murmelnd vor Lust;
Jetzt kühn sich um den Saum des Vorlands wagend,
Das von der Höhe sanft herab sich senkt,
Und aus den weiten, heimathlosen Wassern
Den Schauplatz einer süßen Ruhe macht.
Ein würd'ger Sitz für dich, o holder Frühling,
In deiner ersten Lust, der, so wie du,
Der Schönheit, Unschuld, Jugend Sinnbild ist.

An solchem Tage und auf solchem Schauplatz
Empfingen jene Dichter, die in Hymnen
Von deinem Reich gesungen, süße Macht,
Und es ersehnt, in ihren warmen Herzen
Die Lobgesänge, die der todten Welt
Des Lebens Pulsschlag leihend, der Natur
Für immer ihre Heiligkeit bewahren,
Und im Gedächtniß ihre eilenden Bilder
Unsterblich machen trotz der Zeiten Wechsel.
Die Jahrezeiten drehn im Kreise sich,
Und es gebiert besondre Träume jede,
Die oft ein früheres Gefühl zerstören,
So daß manch schönes Bild vergessen schlummert.
Doch ruft Natur den Dichter sich zu Hülfe,
Und sieht in seinen Liedern ihre Pracht
Für immer leben. Also fühlet, wenn
Dem äußern Aug' im Winter Alles trüb' ist,
Und kein entzückender Laut das Ohr erreicht,
Wer mit dem Dichter sinnend ist gewandelt,
In seinem Geist auf Erden keinen Wechsel;
Er sieht den Hain mit Schönheit übergossen,
Wie er von Vögeln, Lüften, Echo's und
Von Frühlingsschauern den Gesang einathmet.

So war es, holder Frühling, auch mit mir,
Und nun begrüß' ich dich wie einen Freund,
Der jährlich uns besucht, doch dessen Bild
Lebendig bleibt vom Scheiden bis zur Heimkehr,
Den wärmre Segenswünsche stets empfangen.

O gnädige Macht, eh' du uns nahtest, lag
Die Erde da in lächelnder Erwartung,
Mit Thränen kämpfend, und oft überwältigt
Es ging vor dir ein Himmelssegen her,
Ein Balsamhauch voll süßer Zärtlichkeit,
Und bahnte dir den Weg, und es empfand
Die Schöpfung, daß der fremden Engel nahe.
Zuletzt kamst du, und solch ein himmlisch Lächeln
Umglänzte dich, wie es dem erstgebornen
Schutzgeiste der Natur geziemt. Die Sonne

*) John Wilson gehört, als Dichter, zur Seeschule, und hat mit allen Lakisten die Neigung gemein, auf gewöhnliche Ereignisse eine mächtige Rührung zu bauen. Dieselbe Verachtung aller weltlichen Freuden und Bestrebungen und dieselben gelegentlichen Mißverständnisse in Bezug auf Kraft und Einfachheit der Darstellung bezeichnen seine Werke. Er unterscheidet sich aber von den übrigen dadurch, daß die Gegenstände, an welche er seine pathetischen Empfindungen anknüpft, zwar oft geringfügig, aber niemals rein phantastisch sind. Den größten Reiz seiner Gedichte bilden dann seine warme und ungeheuchelte Menschenliebe, das Entzücken, mit dem er bei der Seligkeit der Jugendjahre verweilt, seine fast weibliche Reinheit und Unschuld und seine Begeisterung für ein zurückgezogenes Leben und die Freuden der Natur, der er oft die feinsten Züge abzulauschen versteht. Das vorliegende Gedicht ist wohl geeignet, des Dichters Vorzüge und Mängel ans Licht zu stellen; doch kann der Uebersetzer sich der Bemerkung nicht enthalten, daß eine Poesie, die in dieser Art auf Reflexion ausgeht, immer etwas Bedenkliches hat.

Vertrieb die Wolken mit ſiegreichem Lächeln,
Und nahte dir zu huldigen, und ſüß
Geklang der Winde Hymnus in den Lüften,
Und als dein Fuß zur Erde dann herabſtieg,
Verirrt' er faſt ſich in der Blumen Fülle,
Die die Natur auf Hügel, Thal und Feld
Zum Gruß für ihren Retter ausgeſtreut.
Wie ſeid ihr, ſchöne Bäume, umgewandelt!
Es iſt, als ob von einem Regenbogen
Ein Strahl von grünem Lichte auf euch fiel,
Der unter euren Sproſſen jede Stunde
In tieferm Glanze ſchimmert. Süße Vögel,
Schlieft ihr die winterlichen Stunden unter
Den Waſſern, oder in bemooſten Grotten?
Es gibt, ſo heißt es, Vögel, die dem Frühling,
Wohin er fliehet, folgen, oder in
Todgleichem Schlaf ſein Reich erwarten, bis ſie
Mit friſchem Gefieder und entzücktem Sang
Erſcheinen, wie ihr jetzt, raſtloſe Sänger,
Bis alles Land von Luſt ertönt. Doch ſeyd ihr,
In Hain und Lüften ſcherzend, lieblicher
Nicht als die jungen Lämmer, die vom Hügel
Ein ſanft Geblöck, wie eines Kindes Stimme,
Halb glücklich, und halb bang', erſchallen laſſen.
Beim Anblick eurer Unſchuld, ſel'ge Weſen,
Zerſchmilzt des Mannes rauherer Gedanke
Zu mildrem Sinn, mild wie 'nes Weibes Träume.
Das Streben des Verſtandes, das Gewimmel
Ehrgeiz'ger Hoffnungen, des Ruhmes Schall
Und all' das angebetete Gepränge,
Wofür in ihrem Stolz die Geiſter brennen,
Flieht leichten Wolken gleich, und läßt die Seele
So rein und heiter wie des Himmels Bläue.

Jetzt iſt es Zeit, in ſtiller Einſamkeit
Mit den Gedanken ſich zu unterreden,
Die uns beſeligten in frühern Tagen,
Der Stimme unſres Inneren zu lauſchen,
Und zu vernehmen, ob ſie noch ſo ruhig,
Als da der Jugend Ohr ſie füllte. Fühlen
Wir dann, daß unter den Begierden und
Den Leidenſchaften eines reifern Alters
Wir unſre Herzen unbefleckt erhielten,
Und unter der Verſuchung ſchuldlos blieben,
Furchtlos vor Sünd', als kannten wir ſie nicht,
Mit welcher neuen Pracht erheben dann
Die grünen Hügel ihre ſonnigen Häupter,
Wie ſtolz wir ſelbſt! Und lächelnd ſchauen wir
Auf zu den Wolken, die im Himmel wohnen;
Noch neiden wir das Flüßchen, das zum Meer
Forteilet unter Blumen und Muſik.
Doch fürchte eines Frühlingstages Schönheit,
Der du vor der Erinnrung bebſt. Wie lieblich
Iſt einem Heiligen das Engelsbild,
Das über ſeinem Schlafe lächelt! Sünder
Verhüllen ihr Geſicht, und tragen nicht
Das ſtrafende Schweigen von des Seraphs Augen! —
Doch ſchrecklich iſt es ſelbſt dem Weiſeſten
Und Beſten, wenn von Neuem er die Sonne
In ihrem Jahreslauf von Ruhm und Liebe
Bereit ſieht, und bedenkt, daß Gott auch ihm,
Verweilt er auch in Erdenſchatten, einen
Kreislauf gegeben, wo ſein Licht die Völker
Erfreuen, oder wenigſtens auf ſeine
Geliebten Ruh und Frieden ſtrahlen ſoll.
Des Frühlings Hauch erweitert ſeine Bruſt,
Und heiligen Vertrauns erneut der ernſte
Menſch ſein Gelübde an die Tugend, das
Zu reinem und nutzvollem Thun ihn mahnet.
Das iſt des Frühlingstages heil'ge Feier,
Und fern ſind alle weltlichen Gedanken.
Verachtung aller niedern Luſt und Sorge,
Ein tiefes Sinnen über Dingen, würdig
Der ew'gen Liebe reger Geiſter, Reue
Und Thränen um verachtete (ſo klar auch
Die höchſten) oder um verletzte Pflichten,
Demüthige, doch ernſtliche Gelübde,
Zu wandeln ſtets hinfort in Unſchuld, und
Die wärmſten Dankergüſſe gegen Gott
Für all ſein frühres Leben, ſey es glänzend,
Wie in der Sonne eine Frühlingslandſchaft,
Sey trüb' und öd' es, wie die Winterſee,
Die ſtürmiſch iſt und Sturm verkündigt: das
Iſt ſeines Sinnes Ziel, bis daß er fühlt,
Wenn ſich der Aufruhr legt, wie der geſchäft'ge
Tag in des Abends Ruhe ſanft ſich auflöst,
Daß nichts ſo ſelig, als des Herzens Frieden.

Und darum ſing' ich dir dieß ernſte Lied,
O Frühling, nennen dich auch Manche des
Entzückens und der Freude Vater, ehren
Durch Feſtestanz dich und durch Chorgeſang.
Trübſinnig bin ich nicht, o ſüßer Frühling,
Wie Einer, der mit ſeinem armen Weh
Das All erfüllend, nichts als Traurigkeit
Als der Natur Gepräg' erblickt, der unter
Den Freudentaumel Klagetöne miſcht.
Doch kenn' ich etwas, ſey's undeutlich auch,
Doch darum um ſo ſchrecklicher, von jenem
Seltſamen und aufrühreriſchen Dinge,
Dem Menſchenherzen, daß der Lächelnden
Natur oft eine feierliche Ruhe
Ich beigemiſcht ſah, die wie Kummer ausſieht,
Als gäb's auf Erden kein vollkommnes Glück,
Und zitterte es ſtets am Rand des Elends.

Ja! ſolche trübe Bilder ſteigen auf,
Jetzt, wo der Schöpfung lächelnd Jugendalter,
Der Frühling, um mich ſcherzt, und alle Bilder

Des Friedens dieſer Erde zu gehören,
Und keine andre Heimath zu verlangen,
Zu kennen ſcheinen. Doch ein myſtiſch Etwas
Verknüpft in unſerm Herzen Todesahnung
Mit jedem Reizenden, das uns erſcheint
Voll kräft'gen Lebens. Setzet da ein Kind,
Das lieblicher als die Geſpielen iſt,
Ja reiner noch als ſie. Wir ſchaun ſein Antlitz
Und denken: früh wird ſolche Schönheit ſterben.
Und ſolche Furcht klopft jetzt in meinem Herzen.
Zu Kurzem, ſüßer Frühling, biſt vergeſſen
Du und dein Lächeln; deine kleinen Lämmer
Todt, oder doch ihr Weſen umgewandelt;
Dein Sängerchor verſtummt, die Blumen welk,
Und alle Zeichen eines jungen Lebens
Zu Fülle oder zu Verfall gediehen.

Das ſind die düſtern Träume, die vor Zeiten
Der zarten Barden Lieder füllten, wenn
Den Frühling ſie beſangen. Daher Zweifel
Und Furcht vor dem, was einſt der Menſchen Schickſal,
Bis alle Dinge der Verzweiflung Sprache
Zu ihrem Geiſte redeten, und ſelbſt
Die Hoffnung an der Schönheit Grabe todt lag.
O eitle Todesſchrecken, ausgehaucht
In ew'gen Liedern! und ihr, thörichte Barden,
Durch eure Werk' unſterblich, zweifeltet
An eurer eigenen Unſterblichkeit!
Jetzt ſchrecket nicht des Unterganges Bild,
Die der Natur geweihte Sänger heißen.
Oft floſſen ihre Thränen, ungeſchmäht
Von der Vernunft; doch auf der bleichen Wange
Des Todes ſehn ſie einen Genius lächeln,
Verklärt und ſich verklärend, wie wenn du,
O Frühling, durch den Winterſchnee dich ſtiehlſt.

Mein Lied iſt aus, du Lieblingskind des Himmels,
Und du, o See, an deſſen ſtillen Ufern
Ich lange ruhte, doch in tiefem Sinnen
Dein Wogenſpiel kaum ſah, leb wohl! Es ſtirbt
Auf meinen Lippen deines Lobes Stimme;
Doch ſoll mein Herz in ungetrübter Klarheit
Den Quell, dem es entſprungen, ſich bewahren,
Wie eine Harfe, wenn ein klagend Lied
Mit deſſen Hand, der ſie gerührt, dahin geht,
Die Klang' in ihren Saiten ſchlafend hält.

K. Bockelmann.

Gaſtronomiſche Literatur der Engländer.

(Schluß.)

Der Verfaſſer geht, nachdem er über die Details ſich lehrreich verbreitet, zu höheren Geſichtspunkten über, und ſagt: „Nachdem wir nun das Ganze von Mr. Walkers Beiträgen zur Kunſt des Speiſens überblickt, wollen wir verſuchen, eine wiewohl nur andeutende Vorſtellung zu geben von den mannichfachen und ausgebreiteten Intereſſen, welche der Gegenſtand für den einſichtsvollen Beobachter umfaßt; Mr. Walker ſagt: Ich habe ſchon darauf hingewieſen, wie wichtig es iſt, daß die Hauptſtadt wohl mit Vorräthen verſehen iſt, und obgleich die Feſtmahle der City oft ein Gegenſtand des Scherzes ſind, und man es ohne Zweifel darin manchmal übertreibt, bin ich doch der Anſicht, daß ein guter Theil der engliſchen geiſtreichen Laune von ihnen herrührt, und daß, ſo lang die Menſchen ſich ſo oft durch Munterkeit und Freude ſtark und friſch erhalten, ſie nicht der Gefahr ausgeſetzt ſind, Sklaven zu werden. Die Hallen der City mit ihren feſtlichen Mahlen, ihrer Muſik und ihren begeiſternden Verſammlungen, ſind eben ſo viele Tempel der Freiheit, und ich wünſchte nur, daß ſie durch die ganze Metropole zerſtreut werden könnten, und daß mit jeder eine Localregierung verbunden wäre, in entſprechendem Verhältniß mit den Mitteln des Bezirks. Das wären dann Gegenſtände, werth der höchſten Intelligenz, verbunden mit den Reizen der Geſelligkeit, und man könnte mit Recht erwarten, daß dann die Verbeſſerungen in der Regierung ſtetig fortſchreiten würden. — In dieſen redlichen, herzlichen und ächt philoſophiſchen Anſichten treten wir dem Mr. Walker von ganzer Seele bei. Das Abkommen der alten Feſtlichkeiten, welches die Folge der Municipalreform-acte ſeyn muß, iſt eines der ſchlimmſten Uebel, das wir von ihr befürchten. Nicht als ob die neuen Räthe, wie man ſie nennt, nicht eben ſo viel Geld bei den feſtlichen Schmauſereien aufgehen laſſen werden, als ihre Vorgänger; aber es iſt in dieſen Sachen ein eigener Styl, welchen zu treffen und ſich anzueignen ihnen unmöglich werden dürfte; die dürren und hungrigen Radicalen müſſen eſſen um zu leben, ſtatt, wie die Aldermen von alter guter Zucht, leben um zu eſſen, und wir werden keine ſolche Corporationen mehr zu ſehen bekommen, wie vordem. Freilich iſt London noch vorhanden, und London iſt bis jetzt unberührt geblieben; aber iſt es wahrſcheinlich, daß man den Gemeinheiten der City noch lang geſtatten wird, eine Guinee für die Portion junger Erbſen zu geben — was ſie, zu ihrer hohen Ehre, häufig gethan haben — wenn Briſtol ſchildkrötenlos geworden iſt, und die gebackenen Schwäne von Briſtol nicht mehr ſind?

Wenn wir nicht falſch unterrichtet ſind, ſo iſt ſchon das Verdammungsurtheil ergangen gegen eine Gattung von City-Gaſtereien, welche ganz eigenthümlich in ihrer Art war. Wir meinen die während der Sitzungen von Old-Bailey von den Sheriffs für die anweſenden Richter und Aldermen, den Recorder, den Common-Serjeant, die City-Pleaders und gelegentlich auch einigen Mitgliedern des Advocatenſtandes gegebenen Mahlzeiten. Der erſte Gang war ziemlich gemiſcht und wechſelte mit der Jahreszeit, obgleich Markpuddings immer einen Beſtandtheil davon ausmachten; der zweite Gang wechſelte nie und beſtand unabänderlich aus Beefſteals. Die Sitte war, jeden Tag zwei Diners, genaue Doubletten, zu ſerviren; das erſte um drei Uhr, das zweite um fünf Uhr. Da die Richter einander ablöſten, war es für ſie unthunlich, an beiden Theil zu

nehmen, aber die Aldermen thaten dieß oft, und der Capellan, deſſen Obliegenheit war, am untern Ende der Tafel zu präſidiren, fehlte nie auf ſeinem Poſten. Dieſer unſchätzbare öffentliche Beamte beharrte aus lebendigem Pflichtgefühl ſo lange dabei, bis er ſich förmlich daran gewöhnt hatte, täglich zwei Diners zu ſich zu nehmen, und dieß beinahe zehn Jahre durchführte, ohne einen merklichen Nachtheil für ſeine Geſundheit. Wir hatten das Vergnügen, bei einem Fünfuhrdiner Zeuge ſeiner Leiſtungen zu ſeyn, und können mit beſtem Gewiſſen verſichern, daß die Lebhaftigkeit ſeines Einhauens auf die Beefſteaks nicht im mindeſten geſchwächt war durch die vorgängigen Angriffe, die er, wie uns ein Freund verſicherte, vor zwei Stunden ſchon auf ſie gemacht hatte. Der Fall, auf den wir anſpielen, war auch aus andern Gründen ſo merkwürdig, daß wir die deutlichſte Erinnerung an alle Umſtände bewahrt haben. Es war die erſte Unterſuchung gegen den St. John Long wegen der Anklage, eine junge Lady ins Grab gebracht zu haben. Die den Vorſitz führenden Richter waren Mr. Juſtice Park, und Mr. Baron Garrow, welche um fünf Uhr ſich zum Eſſen niederſetzten, nachdem ſie zuvor verlangt hatten, daß man die Geſchwornen, unter welchen eine Verſchiedenheit der Anſicht herrſchte, einſchließe. Die Mahlzeit ging luſtig von Statten, die Beefſteaks wurden zu wiederholtenmalen erneut, und erhielten die feierliche Sanction richterlichen Beifalls. Mr. Adolphus erzählte einige ſeiner beſten Geſchichten, und es war daran, daß man von dem Capellan ein Lied verlangt hätte, als der Gerichtswärter mit einem höchſt beſtürzten Geſicht erſchien, um anzukündigen, daß die Jury, nachdem ſie etwa eine Stunde höchſt ſtürmiſch und lärmend geweſen, in eine dumpfe Todesſtille verſunken ſey, was für die in ſolchen Sachen Erfahrenen eine untrügliche Vorbedeutung iſt von der aller langwierigſten Deliberation, welche nur immer die Köpfe, oder vielmehr die Mägen der Jury aushalten können. Unglücklicherweiſe hatte die Unterſuchung an einem Samſtag ſtatt gehabt, und es wurde nun eine ernſte Frage, in welcher Weiſe mit den widerſpänſtigen Geſchwornen zu verfahren ſey. Mr. Baron Garrow ſchlug vor, zu warten bis wenige Minuten vor zwölf Uhr und ſie dann zu entlaſſen. Mr. Juſtice Park, der ältere Richter, und ein warmer Bewunderer der Zeiten, wo man widerſpänſtige Geſchworne in einem Karren um die Markung herum führte, wollte von keinem Auskunftsmittel der Art hören. Er ſagte, ein Richter ſey nicht verbunden, über eine anſtändige Stunde der Nacht hinaus, oder vor einer anſtändigen Stunde des Morgens auf dem Platz zu ſeyn; der Sonntag ſey ein für das Geſetz gar nicht vorhandener Tag, und ein Verdict müſſe in Gegenwart des Richters ausgeſprochen werden. Demgemäß erklärte er ſeinen Vorſatz: zu warten bis zu einer anſtändigen Stunde, das heißt bis zehn Uhr, und dann der Jury wiſſen zu laſſen, daß ſie, wenn ſie nicht einig ware, ohne Feuer und Licht müſſe eingeſchloſſen bleiben bis zu einer anſtändigen Stunde am Montag — etwa bis neun Uhr — bis wohin ſie wohl einſtimmig ſeyn würden. Es kam indeſſen nicht zu dieſem Aeußerſten, denn Mr. St. John Long wurde um neun Uhr ſchuldig befunden. Mit Bedauern müſſen wir beifügen, daß des würdigen Capellans Verdauungsvermögen am Ende der doppelten ihr auferlegten Bürde nicht mehr gewachſen war; aber der Hof der Aldermen, ihn mit Recht als einen Märtyrer ihrer Sache betrachtend, kam überein, ihm eine entſprechende Penſion für ſeine Dienſte zu bewilligen.

Die Rechtsſchulhäuſer, ein anderes Aſyl des guten Lebens und Eſſens, ſind zugleich von außen und von innen bedroht. Wir legen kein großes Gewicht auf den Angriff von außen, aber wir möchten dringend warnen vor allen Feindſeligkeiten im Lager ſelbſt. Es ſcheint daß die Studenten, Tantalusqualen erduldend bei dem Anblick all der köſtlichen Leckereien auf der Tafel der Richter, während ſie ſelbſt ſich mit Erbſenſuppe und Hammelfleiſch begnügen müſſen, ſich auf eine alte Regel berufen haben, welche die Richter auf nur Eine weitere Schüſſel beſchränkt. Nun aber legen die Richter dieſe Regel ganz anders aus, die, wie ſie ſagen, jedem Mitglied ihrer Körperſchaft eine weitere Schüſſel erlaube — eine Auslegung, die ein wenig nach der verſchmitzten Einfalt jenes kränklichen Mannes ſchmeckt, welcher, da ihm ſechs Aerzte nach einander eine Pinte Wein täglich zu ſeinem Eſſen verordneten, allen ſechſen gehorſam war und täglich ſeine drei Flaſchen Wein trank. Unſere Sympathien in dieſer Sache ſind jedoch gänzlich auf der Seite der Richter; und ſollte das Murren fortdauern, ſo empfehlen wir ihnen den Verſuch zu machen, was es wirkt, wenn man die Suppe oder das Hammelfleiſch für etwa eine Woche entzieht. Nichts iſt ſo erſprießlich und kräftig, die Tugenden der Genügſamkeit und Zufriedenheit einzuprägen wie eine ſchmale Koſt. Mr. Hazlitt ſagte: ein Lehrling der City, der nicht den Lord Mayor für den vornehmſten Mann in der Welt halte, werde ſicherlich dereinſt gehängt werden; und ohne dasſelbe Schickſal dem Tempelinſaſſen prophezeyen zu wollen, der nicht die gebührende Ehrfurcht vor dem Tiſch der Richter fühlt, behaupten wir doch kühn: er werde nie daran zu ſitzen kommen. Es iſt Sitte, daß bei gewiſſen feierlichen Gelegenheiten im Inner-Temple ein großer ſilberner Pocal die Runde im Saal macht, gefüllt mit einer Compoſition, die ſeit unvordenklichen Zeiten Sekt heißt; die Hausmeiſter haben ein Auge auf ihn, wenn er ſo kreiſt, um ihn wieder zu füllen, und jeder Student iſt auf ein Schlückchen beſchränkt. Dennoch geſchah es vor nicht langer Zeit, daß, obgleich die Zahl der Anweſenden nicht ſiebzig betrug, ſechs und dreißig Quart des Getränkes getrunken wurden.

Mr. Walker hat vergeſſen zu bemerken, welcher Nutzen von Gaſtereien gezogen werden kann, um im Staat ſich Einfluß zu verſchaffen oder ihn zu erweitern. „Halten Sie einen guten Tiſch und ſeyen Sie aufmerkſam gegen die Frauen!“ Das war die Hauptſache von Napoleons Inſtructionen, die er dem Abbé de Pradt mitgab, als er ihn abſandte, um Polen für ſeine Sache zu gewinnen. Von Sir Robert Walpole's Zeit an haben die engliſchen Whigs immer mit ausgezeichnetem und wohl verdientem Erfolg nach Napoleons Maxime gehandelt, und es wäre ein anziehender Gegenſtand der Erwägung, in wie weit Lord Hollands und Lord Seftons Mahlzeiten und Lord Lansdowne's Abendgeſellſchaften zu dieſer Reihe von Neuerungen beigetragen haben, welche das Cabinet Melbourne Reformen zu nennen beliebt. Kein Menſch, der ſich nur ein wenig auf die menſchliche Natur

verſteht, wird läugnen, daß es von der höchſten Wichtigkeit für eine Partei iſt, einige edle oder in hohem Grad ausgezeichnete Häuſer zu haben, wo Alles, was ſie von Rang und Schönheit, Witz, Beredſamkeit, Talent und Liebenswürdigkeit beſitzt, ſich verſammeln kann; wo namentlich jeder junge Recrut von guten Hoffnungen auf dem anſcheinenden Fuß von Gleichheit empfangen, ſein Gemüth durch Freundlichkeit und Zuvorkommenheit gefeſſelt, oder ſeine Eitelkeit durch Schmeichelei gewonnen werden kann. Gar manches Mal kam der glückliche Anfänger in der parlamentariſchen Laufbahn oder der eben zur Bedeutſamkeit ſich erhebende Schriftſteller nach Berkeley-Square oder Cenſington mit noch nicht fixirten Anſichten und ſchwankenden Erwartungen, nur entſchloſſen, ſich eine Zeitlang noch keiner Partei anzuſchließen. Er wird mit jenem herzlichen Willkomm empfangen, der, wie der Hochwürdige Sydney Smith richtig bemerkt, mehr erwärmt als Mahlzeit und Wein; er wird einer Schaar von literariſchen, ſocialen und politiſchen Berühmtheiten vorgeſtellt, mit welchen in Berührung zu kommen ſeit Jahren ſein brünſtigſter Ehrgeiz war; es wird leiſe angedeutet, daß er ein wirkliches Mitglied dieſes glänzenden Kreiſes werden könne, wenn er nur wolle, oder man ſetzt ſeine Einwilligung ſtillſchweigend und unvermerkt voraus, bis er, in der Berauſchung des Augenblicks ſeine Behutſamkeit vergeſſend, ſich unwiederruflich gefeſſelt findet oder wähnt, und jede geheime Neigung zum Torysmus unterdrückend, ein gründlicher und entſchiedener Whig für immer wird. Fern ſey es von uns, ſagen oder andeuten zu wollen, daß die Gaſtlichkeit dieſer edeln Häuſern geradezu auf dieſen Zweck berechnet ſey; denn wir glauben, daß beide, Lord Holland und Lord Lansdowne, von einer wirklichen Achtung für intellectuelle Vorzüge beſeelt ſind, und von einem preiswürdigen Verlangen, ſie zu der ihnen gebührenden Stellung in der Geſellſchaft zu erheben. Unſre Bemerkung bezieht ſich nur auf die Wirkungen, in welcher Beziehung, wenn wir nicht falſch berichtet ſind, das Haupt des jetzigen Cabinets mit uns einig iſt. Wenigſtens hatte vor der Auflöſung ſeines vorigen Miniſteriums im November 1834 Lord Melbourne die Abſicht angekündigt, eine Reihe von Unterhaltungen, nach ſehr umfaſſenden und liberalen Principien, zu veranſtalten, mit dem ausdrücklichen Zweck, Proſelyten zu werden, und ſein vertrauteſter Secretär rannte überall herum, die ſtündlich erwartete Ankunft von mehreren Kiſten unvergleichlichen Champagners zu verkündigen. Auch Lord Palmerſton wird aus den ärgſten Nöthen politiſcher Entwürdigung durch ſeinen Koch errettet und zu Ehren gebracht. Man hörte neulich ein ausgezeichnetes Mitglied des diplomatiſchen Corps zu einem öſterreichiſchen Edelmann ſagen: „C'est vrai, il est un peu ridicule, ce pauvre Cupidon — pas un peu, peut-être, mais on dine fort bien chez lui.“

Es wäre jedoch vergeblich, laugnen zu wollen, daß ein Gefühl, der Selbſtanklage verwandt, dieſen Bemerkungen zu Grunde liegt. Zu unſrer Beſchämung und zu unſerem Kummer muß es ausgeſprochen werden: die Toris hatten bis auf ganz neueſte Zeit wenig oder nichts der Art; und die Folge davon iſt, daß nur wenige zweifelhafte Anhänglichkeiten gewonnen, wenige ſchwankende Anſichten fixirt, wenige Einführungen angeboten, wenige Aufmunterungen oder Verſuchungen irgend einer Art gegeben wurden. Was dieſen Zuſtand der Dinge noch empörender machte, war, daß die an der Spitze der Toripartei ſtehenden Männer in der Zeit, von welcher wir ſprechen, durchaus nicht der nöthigen Eigenſchaften ermangelten; in der That unter all den Staatsmännern, die zu nennen uns frei ſteht, war vielleicht Canning der Geeignetſte, dieß eigenthümliche Popularitätsſpiel zu ſpielen. Seine bekannte Neigung zu geiſtigen Vorzügen und Talenten, in welcher Art und Geſtalt ſie ſich immer zeigen mochten, hätte ſeinen entgegenkommenden Bemühungen allen Schein von Berechnung benommen; die Erinnerung an ſeine eigenen frühern Kämpfe hätte ſeiner Sympathie einen Anſtrich von Wahrheit gegeben; und die freimüthige, offene Herzlichkeit ſeines Benehmens, mit der natürlichen, ungeſuchten Bonhommie ſeines Charakters verbunden, hätte gewiß einen ergebenen Freund aus Jedem gemacht, der in gelegentliche Berührung und Verkehr mit ihm gekommen wäre. Und dann war ſein Schatz von geiſtiger Lebhaftigkeit und die ausnehmende Erregbarkeit ſeines Temperaments — Eigenſchaften, die ihn, er mochte wollen oder nicht, unabänderlich in die brauſende Fluth geſelliger Laune und Luſtigkeit hineinzogen. In der ſpätern Periode ſeines Lebens, wo ſeine Geſundheit zu wanken anfing, pflegte er ſich hinzuſetzen mit dem ſichtbaren Vorſatz, enthaltſam zu ſeyn — nur wenig von der einfachſten Suppe zu eſſen, keine Sauce zu ſeinem Fiſch zu nehmen, und Waſſer unter ſeinen Wein zu miſchen; aber wenn die witzigen Erwiederungen zu blitzen und die Anekdoten zu kreiſen anfingen, da ließ ſeine angenommene Vorſicht unvermerkt nach, er wich allmählich der Verſuchung, und endigte gewöhnlich damit, daß er von Allem aß, daß er mit Jedermann Wein trank — das wahre Ideal eines Amphitryon. Mit Vergnügen finden wir, daß dieſer wichtige Zweig in der Leitung einer Partei nachgerade mit größerer Aufmerkſamkeit ins Auge gefaßt zu werden anfängt.“

Hierauf folgen Bemerkungen über die Clubs, worüber Mr. Walker ſich ſo ausſpricht:

„Eine der größten und wichtigſten Wechſel im modernen Geſellſchaftsleben iſt das dermalige Syſtem der Clubs. Die Leichtigkeit und Bequemlichkeit des Lebens hat durch ſie in vielen Beziehungen wunderbar gewonnen, während die Koſten bedeutend vermindert worden ſind. Für wenige Pfund jährlich erkauft man ſich Vortheile, wie ſie ſonſt nur das größte Vermögen gewährt. Ich kann dieß am beſten durch ein einzelnes Beiſpiel darthun. Der einzige Club, dem ich angehöre, iſt das Athenäum, der aus 1200 Mitgliedern beſteht, worunter ſich viele der ausgezeichnetſten Männer des Landes von allen Ständen und Berufsarten befinden, Civilmänner, Militärs und Geiſtliche, weltliche und geiſtliche Peers (95 Edelleute und 12 Biſchöfe), Commoners, Männer vom Gelehrtenſtand, Künſtler, Handelsleute u. ſ. w. Viele von dieſen findet man jeden Tag daſelbſt, ſo frei und ungenirt lebend, wie in ihren Häuſern. Für ſechs Guineen jährlich ſteht jedem Mitglied eine treffliche Bibliothek zu Gebot, nebſt Landkarten, den Tagblättern, engliſchen und ausländiſchen, die vorzüglichſten Zeitſchriften, Schreibmaterial jeder Art und alle irgend geforderte Aufwartung. Jedes

Digitized by Google

Mitglied iſt Herr und Gebieter, ohne die Unannehmlichkeiten eines ſolchen zu empfinden. Er kann kommen, wenn er mag und wegbleiben ſo lang er mag, ohne daß etwas falſch geht. Er kann über regelmäßige Dienſtboten verfügen, ohne ſie bezahlen oder regieren zu müſſen. Er kann jedes Eſſen oder Erfriſchung haben, zu jeder Stunde, wo er es verlangt, und mit derſelben Sauberkeit und Behaglichkeit, wie zu Hauſe. Er verlangt was ihm eben beliebt, und hat an nichts zu denken als an ſeine eigenen Sachen. Kurz es iſt unmöglich, ſich eine größere Freiheit in der Lebensweiſe zu denken. Die Clubs ſind vortheilhaft für Zeiterſparniß, und ebenſo auch für die Mäßigkeit."

Spiridion.

(Schluß.)

„Ich habe dir geſagt, und ſtaune nicht über die Ruhe, womit ich es dir wiederhole: mein Leben iſt ein langer Kampf zwiſchen dem Glauben und der Verzweiflung geweſen; es endet nun bald in Traurigkeit und Ergebung, was dieß Leben ſelbſt betrifft. Aber meine Seele iſt voll Hoffnung auf die ewige Zukunft. Wenn du mich manchmal von gewaltigen Kämpfen hin und hergeriſſen ſiehſt, ſo erbaue dich daran vielmehr, ſtatt ein Aergerniß daran zu nehmen. Sieh wie unmöglich die Verzweiflung iſt für die Vernunft und für das menſchliche Bewußtſeyn, wenn, nachdem ich alle Sophismen des Stolzes, alle Beweiſe des Unglaubens, alle Schwächen der Verzagtheit, alle Beängſtigungen der Furcht erſchöpft hatte, doch die Hoffnung in mir triumphirt, bei der Annäherung des Todes. Die Hoffnung, mein Sohn, das iſt der Glaube des Jahrhunderts." —

„Wenn die künftigen Generationen ihr Recht völlig werden erobert haben, wenn alle Pflichten der Menſchen untereinander werden feſtgeſtellt ſeyn durch das gegenſeitige Intereſſe: wird dann für das Glück des Menſchen genug geſchehen ſeyn? Dieſe Seele, die mich umtreibt, dieſer Durſt nach dem Unendlichen, der mich verzehrt, werden ſie geſtillt und befriedigt ſeyn, wenn mein Leib geſichert iſt gegen das Bedürfniß und meine Freiheit gegen ungerechte Eingriffe? Wie friedlich, wie unvergällt man ſich auch das Leben dieſer Welt vorſtelle — wird es je dem Sehnen des Menſchen genügen, und wird die Erde je weit genug ſeyn für ſeinen Gedanken? Oh! mir darf man am wenigſten antworten: ja! ich weiß zu gut, was das Leben iſt, beſchränkt auf egoiſtiſche Befriedigung; ich habe zu gut empfunden, was es iſt, um die Zukunft, beraubt des Sinns für die Ewigkeit! Als Mönch, geſichert vor allen Gefahren und Bedürfniſſen, habe ich die Langeweile kennen lernen, dieſe Galle, die ſich ausgießt über alle Nahrung. Als Philoſoph, kämpfend für die Herrſchaft der kalten Vernunft, über alle Gefühle der Seele, habe ich die Verzweiflung kennen lernen, dieſen Abgrund, halbgeöffnet vor allen Ausgängen des Denkens. Oh! man ſage mir nicht, der Menſch werde glücklich ſeyn, wenn er keine Herrſcher mehr habe, die ihn bedrücken, und keine Prieſter, die ihm mit der Hölle drohen. Ohne Zweifel er braucht keine Tyrannen, keine Fanatiker; aber er braucht eine Religion, denn er hat eine Seele, und er braucht die Erkenntniß eines Gottes. Und darum begnügte ich mich, als ich aufmerkſam der in Europa vorgehenden politiſchen Bewegung folgte, und ſah, wie meine Träume in dieſer Beziehung chimäriſch geweſen waren, mit meinem Loos, und erkannte, daß ich nicht zu einem Menſchen der That geboren war. Obgleich ich in mir den lebhaften Trieb zum Guten, ja eine Leidenſchaft dafür, Beharrlichkeit und Energie ſpürte, war doch mein Leben zu ſehr nur in Reflexion verfloſſen; ich hatte das ganze Leben der Menſchheit mit einem zu weiten Blick umfaßt, um, die Hacke in der Hand, das Gewerbe eines Schanzgräbers treiben zu können in einem Wald von Menſchenköpfen. Ich beklagte und bewunderte die unverzagten Arbeiter, die, entſchloſſen die Erde anzupflanzen, den erſten Anbauern ähnlich, die Berge umwühlten, die Felſen ſprengten, und blutbedeckt im Geſtrüpp und an Abgründen, ohne Schwäche und ohne Mitleid den furchtbaren Löwen und das ſcheue Reh erſchlugen. Alles war erlaubt, weil Alles nothwendig war. Die Leiden der Einzelnen zerreißen das Herz des Zuſchauers, und doch macht das allgemeine Wohl dieſe Leiden unvermeidlich. Paläſte und Tempel ſtürzen in Flammen hin; dort werden Kinder und Frauen zermalmt unter den Hufen der Roſſe; dort haucht ein Tapfrer auf dem von ſeinem Blut gerötheten Felſen die Seele aus. Aber inmitten der Scene erſcheint der Triumphator unter ſeinen Helden; das vergeſſene Blut entzieht ihrer Glorie nichts; man fühlt, daß die Hand des Gottes der Heerſchaaren über und mit ihnen war, und der Glanz in ihrem Angeſicht verkündet, daß ſie eine höhere Sendung erfüllt haben. Das waren meine Empfindungen in Betreff der Menſchen, unter welche ich mich nicht hatte mengen wollen. Ich bewunderte ſie, aber ſah ein, daß ich ſie nicht nachahmen konnte, denn ihre Natur war von der meinigen verſchieden. Sie hatten die hereiſche aber romanhafte Ueberzeugung, ihr Ziel zu erreichen, und noch ein wenig vergoſſenes Blut werde ſie zum Reich der Gerechtigkeit und Tugend führen. Ich theilte dieſe Ueberzeugung nicht. Es gibt in jeder Generation zwei Arten Menſchen und muß ſie geben: die einen ganz Hoffnung, ganz Vertrauen, ganz ſchöner Wahn, welche arbeiten, um ein unvollendetes Werk zu Stand zu bringen; die andern, ganz Vorſicht, ganz Geduld, ganz Gewißheit, welche dafür arbeiten, daß dieß unvollendete Werk angenommen, gewürdigt und fortgeſetzt werde, ſelbſt wenn es mißlungen ſcheint. Die einen ſind die Matroſen, die andern die Piloten; und was auch aus beiden wird, das Schiff ſetzt ſeinen Lauf fort, und die Menſchheit kann weder untergehen noch ſtillſtehen in ihrer ewigen Bahn." —

„Ich war zu alt, um in der Gegenwart, zu jung, um in der Vergangenheit zu leben. Ich entſchloß mich zu einer Wahl und kehrte zu einem Leben des Studiums und des Philoſophiſchen zurück. Ich fing alle meine Arbeiten wieder an, da ich ſie mit Recht als verfehlt anſah. Ich las wieder mit ſtrenger Geduld, was ich zuerſt mit ungeſtümer Gier geleſen. Ich wagte von neuem die Erde und den Himmel, die Schöpfung und den Schöpfer zu meſſen, die Geheimniſſe des Lebens und des Todes

zu ergründen, den Glauben in meinen Zweifeln zu ſuchen, Alles wieder aufzurichten, was ich eingeriſſen, und es auf neuen Grundlagen zu erbauen. Kurz ich ſuchte die Gottheit wieder in ihr erhabenes Myſterium einzuhüllen, mit demſelben Eifer, womit ich ſie früher deſſelben zu entkleiden trachtete. Ach! da erfuhr ich, wie viel ſchwerer es iſt, aufbauen als einreißen. Im Zweifel und in der Verneinung war ich mit Rieſenſchritten vorwärts gedrungen. Um mir wieder ein wenig Glauben zu ſchaffen, brauchte ich Jahre, und welche Jahre!“ — —

„Preis gegeben all der Erſchöpfung und Unruhe einer Seele, die ihre Bahn ſucht und ſie nirgends finden kann, konnte ich doch erſt nach vielen Tagen der Ermüdung und Bangigkeit mich dazu verſtehen, das Urtheil anzuerkennen, das mich zur Ohnmacht verdammte. Ich kann es mir jetzt nicht mehr verhehlen, mein Leiden war der Stolz. Ja, ich glaube immer, und jetzt noch war und bin ich ein Stolzer. Dieſer verzehrende Eifer nach der Wahrheit iſt ein löbliches Gefühl, aber man kann ihn auch zu weit treiben. Es iſt in mir ein Ehrgeiz nach dem Unendlichen, der bis zum Wahnſinn geht. In der Welt hätte ich vielleicht viel Böſes gethan. Gott ſey Dank, mein Leben geht jetzt zu Ende, und mein ganzes Verbrechen beſteht darin, daß ich nichts Gutes habe wirken können.“ — —

„Eine Erſcheinung des Geiſtes, oder vielmehr eine Unterredung mit ihm, die ich nach einer gefährlichen, mich faſt zur Verzweiflung bringenden Krankheit hatte, und worin er mich zur ernſten Selbſtprüfung ermahnte und mir ſagte, daß ich immer im Irrthum gelebt, bewirkte eine große Kriſis in mir. Ich ſah ein, daß mein Leben nur ein langer Kampf und ein langer Irrthum geweſen, denn ich hatte immer wählen wollen zwiſchen meiner Vernunft und meinem Gefühl, und nie die Kraft gehabt, beide durcheinander zu beſtärken. Von dieſem Tag an gab ich mich den wärmſten, brünſtigſten Bewegungen meiner Seele hin, und ein großes Wunder ging in mir vor. Statt mit dem Alter moraliſch kälter zu werden, fühlte ich mein Herz, belebt und erneut, ſich eben ſo ſehr verjüngen, als mein Körper der Auflöſung entgegen ging. Ich fühle das phyſiſche Leben mich verlaſſen wie ein abgetragenes Kleid; aber je mehr ich dieſe irdiſche Hülle abſtreife, um ſo mehr gibt mir mein Bewußtſeyn die innige Gewißheit meiner Unſterblichkeit.“ — —

„Wir glauben an die Gottheit, das heißt, wir erkennen ſie und wollen ſie; wir hoffen auf ſie, das heißt, wir ſehnen uns nach ihr; wir lieben ſie, das heißt wir fühlen und beſitzen ſie; und Gott ſelbſt iſt eine erhabne Dreiheit, von welcher unſer ſterbliches Leben der ſchwache Abglanz iſt. Was beim Menſchen Glauben, das iſt bei Gott Wiſſen; was beim Menſchen Hoffnung, iſt bei Gott Macht; was bei jenem Menſchenliebe oder Frömmigkeit, Tugend, Streben, iſt bei Gott Liebe, das iſt Schaffen, Erhalten und ewiges Fortſchreiten. Könnte Gott aufhören, der lebendige Mittelpunkt der Einſicht, Macht und Liebe zu ſeyn, ſo fiele der Menſch zum Thier herab, und ſo oft ein menſchlicher Verſtand die intelligente Gottheit geläugnet, iſt er zum Selbſtmörder an ſich geworden. — Die ſogenannten Atheiſten des Jahrhunderts — es ſind keine Atheiſten, nein, es ſind keine! Es gibt Zeiten des Suchens und der philoſophiſchen Arbeit, wo die Menſchen, überdrüſſig der Irrthümer der Vergangenheit, eine neue Bahn zur Wahrheit ſuchen. Dann irren ſie auf ungekannten Pfaden umher. Die Einen, in ihrer Müdigkeit, ſetzen ſich hin und überlaſſen ſich der Verzweiflung. Was iſt dieſe Verzweiflung Anderes, als ein Schrei der Liebe nach der Gottheit, die ſich ihren ermüdeten Augen verhüllt? Andere klimmen alle Gipfel hinan mit einer glühenden Haſt, und in ihrer naiven Anmaßung rufen ſie aus, ſie hätten das Ziel erreicht und man könne nicht mehr weiter. Was iſt dieſe Anmaßung, dieſe Verblendung Anderes, als ein unruhiges Verlangen, eine unmäßige Ungeduld, die Gottheit zu erfaſſen? Nein, dieſe Atheiſten, deren intellectuelle Größe man mit Grund rühmt, ſind tief religiöſe Seelen, die in ihrem Aufſchwung zum Himmel ermatten oder ſich täuſchen. Wenn ſich ihnen niedrige und verkehrte Seelen anhängen, welche das Nichts, den Zufall, die blinde Naturkraft anrufen, um ihre ſchmachvollen Laſter und ihre groben Lüſte zu rechtfertigen, ſo wird auch von dieſen ein Zeugniß abgelegt von der Majeſtät Gottes. Um ſich vom Streben nach dem Idealen und von der Pflicht zu befreien, durch Arbeit und Tugend die menſchliche Würde zu behaupten, iſt die Creatur gezwungen, das Ideale zu läugnen. Aber wenn nicht eine innere Stimme die ſchmähliche Ruhe der Herabwürdigung ſtörte, gäben ſie ſich wohl nicht ſo viel Mühe, das Daſeyn eines höchſten Richters zu verwerfen.“

„Ich liebe, ich glaube und ich hoffe; wenn dem nicht ſo wäre, ſo wäre ich nicht frei. Das wilde Thier in den Wäldern kennt keine Geſetze, und doch iſt es nur ein Sklave, denn es kennt weder den Preis, noch die Würde, noch den Gebrauch ſeiner Freiheit. Der des Idealen beraubte Menſch iſt der Sklave ſeiner ſelbſt, ſeiner materiellen Inſtincte, ſeiner wilden Leidenſchaften — ärgere Tyrannen und willkürlichere Herren als alle die waren, die er geſtürzt, ehe er unter das Scepter der blinden Nothwendigkeit kam.“

Der Schluß erzählt, wie franzöſiſche Schaaren, angekündigt durch fernen Geſchützesdonner, plötzlich in die ſtille Einſamkeit des Kloſters hereinbrachen, Alles plünderten, die Mönche mißhandelten und höhnten, und Einer in die Sakriſtei hereindrang, wo Aleris mit Angelo ſich verborgen hatte. Sie trieben ihr Spiel mit den Heiligthümern und Bildern; Aleris, mit gefaßter Ergebung es mitanſehend, ſprach einige Worte des Troſtes und der Beruhigung zu Angelo; die Soldaten glaubten, er ſchelte ſie in ſeiner Sprache, ſie ſtürzten ſich auf ihn, und unter ihren Bajonnetten ſank er blutend und entſeelt zu Boden.

Gedichte von A. Puſchkin.

Das Grab des Jünglings.

— — — — — Es ruht,
Der Liebe, des Vergnügens zartes Kind!
Verglommen iſt des Lebens üpp'ge Gluth,
Und über ſeinem Grabe rauſcht der Wind.

Wie liebte er der Jungfraun heitre Spiele,
Wenn ſie im Frühling, in des Waldes Kühle,
In ihre Reihn den ſchönen Jüngling zogen!
Jetzt tönt nicht mehr im freud'gen Chor
Der jugendlichen Stimme voller Klang,
Gleich ſanftem Rauſchen von des Meeres Wogen.
Wie lange iſt es her, daß noch die Greiſe
Von ſeinem Lebensmuth, im Freundeskreiſe,
Mit bitterm Neideslächeln ſich beſprechen:
„Wir waren jung und liebten Scherz und Lachen,
„Der Geiſt war frei! — Doch harre kurze Friſt,
„Die Jahre rauſchen ſchnell auf leichten Schwingen,
„Dann wird des Alters Schnee dein Haar durchdringen,
„Dein Geiſt erſterben für die Luſt der Welt,
„Du froher Gaſt! Denn ſuch' dein Glück im Scherzen,
„So lang dich Jugend noch umfangen hält!" —

Die Greiſe fühlen noch des Alters Schmerzen,
Sie leben noch und er, den ſie beneidet,
Er ſank dahin, vom Jugendſchmuck entkleidet! —
Was iſt ſein Loos? — Du fragſt? — Vergeſſen ſeyn! —
Die Freunde jubeln, die ihn einſt umgeben,
Mit andern ohne ihn; kaum denken ſein
Die Jungfraun noch, die ihm ihr Herz gegeben.
Von allen Weibern, die ihn einſt geliebt,
Die Treu' ihm ſchwuren, Wonne einſt geſpendet,
Iſt Eine nur vielleicht bewegt, betrübt,
Daß der Geliebte ſchon ſo früh geendet. —
Nur Eine, die das Haupt noch trauernd ſenket,
Weil ſie an die verſchwundnen Freuden denket! —
Warum auch die Erinnerung? — —
Im Haine,
Im düſtern, grünbelaubten, ſchattenreichen,
Reihn friedlich ſich die mooſ'gen Grabesſteine,
Die ſchwarzen Kreuze auf dem Feld der Leichen.
Dort ruht auch er, beſchattet von der Linde,
Die leiſe flüſtert in dem Abendwinde.
Vergebens winkt des Morgens duft'ges Glühen,
Vergebens winkt des Mondes bleicher Schein,
Es lockt umſonſt und rauſcht der grüne Hain,
An deſſen Fuß des Fluſſes Wogen ziehen.
Stumm bleibt das Grab — der Jüngling ſchläft ſo feſt!
Vergebens lenkt die Jungfrau ihre Schritte
Zum Fluß hinab, wo in der Wogen Mitte
Das Bad den jugendſchönen Leib umnäßt.
Er ſieht ſie nicht, ihn weckt kein Gluthverlangen,
Er ſchlummert ſanft, von Grabesnacht umfangen.

Meiner geliebten Griechin.

Es ſandte dich ein Gott ins Leben
Mit jeder Schönheit Reiz geſchmückt,
Den Geiſt des Dichters zu beleben,
Wenn er nur einmal dich erblickt!
Der Lippen fremde Orientsglanz,
Des dunkeln Auges Spiegelglanz,
Aus dem ſo ſanft herniederthaute
Der Liebesthränen Perlenkranz, —
Der zarte Fuß — was läßt er ahnen! —
All' deine Schönheit muß mich mahnen,
Daß deine ſüßen Zauberbanden
Auf immerdar mein Herz umwanden! —
O ſprich! du biſt das Ideal,
Das einſt Leila's Sänger ſchuf,
Als er, das Herz voll Luſt und Qual,
Still lauſchend auf des Geiſtes Ruf,
Dem himmliſchen Gebild das Leben
Mit Zauberfarbenpracht gegeben!
Der Märtyrer im fernen Lande,
Er ſah, umſtrahlt von fremder Sonne,
An Griechenlandes Felſenſtrande
Dich, ſchönes Kind der höchſten Wonne!
Vielleicht auch nur im ſüßen Traume
Haſt du dem Sänger vorgeſchwebt,
Dein Bild ſein glühend Herz durchbebt,
Das ſtill ſchon ruht im Grabesraume?
Vielleicht hat dich durch ſeine Leyer
Der Sangesheld an ſich gebannt?
Euch knüpfte wohl ein ſüßes Band,
Und deinem Herzen war er theuer?
Vielleicht erbebte deine Bruſt
In Schauern nie geahnter Luſt, —
Du ruhteſt wohl an ſeinem Herzen —?
Doch nein, Geliebte! nein, es ſollen
Der Eiferſucht qualvolle Schmerzen
Mir nicht den Buſen wild entflammen!
Ach! lange war das Glück mir fremd,
In dir hab' wieder ich's gefunden,
Ich will's genießen — ungehemmt!
Und dennoch fühl' in manchen Stunden
Ich düſtre Angſt in meiner Bruſt,
Fühl' mitten in der ſüßen Luſt:
Daß jedes ſchönen Weibes Treu'
Ein hohler Klang, ein Schatten ſey!

Tieck.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 Mai 1839.

Ruſſiſche Novelliſtik.

Seit einiger Zeit hat man in Deutſchland angefangen, der ruſſiſchen Literatur größere Aufmerkſamkeit zu widmen, wozu neuerlich die literariſchen Bilder aus Rußland von König einen bedeutenden Impuls und Beitrag gegeben haben. Es iſt indeß ſehr natürlich, daß ſich viele Stimmen weit minder günſtig über die ruſſiſche Literatur ausſprechen, als König, der ſich nach ſeiner eigenen Angabe eigentlich nur zum dolmetſchenden Organ eines von ſeiner vaterländiſchen Literatur Zeugniß ablegenden Ruſſen gemacht und mehr nur die Darſtellung geliehen, als ein ſelbſtſtändiges Urtheil abgegeben hat. Das härteſte Urtheil iſt über ſie ausgeſprochen worden in den wenigen Worten: ſie ſey pourrie avant que mûrie, verfault ehe gereift. Uebertrieben und ungerecht iſt ohne Zweifel dieß Urtheil, oder voreilig, indem es ihr jede Zukunft abſpricht; aber etwas Wahres iſt inſofern doch wohl daran, als die Jünger und Pfleger derſelben bisher den ausländiſchen Muſtern einen zu großen Einfluß auf ſich geſtatteten, und, dieſen nachſtrebend, ihre Nation und Sprache häufig mit Producten beſchenkten, welche nicht aus dem Boden der Nationalbildung hervorgewachſen nur das erkünſtelte und kränkelnde Daſeyn exotiſcher Pflanzen zur Schau trugen. Hiemit ſtimmt auch ſo ziemlich zuſammen, was ein engliſches Journal über einige neuere ruſſiſche Novellen, theils berichtend, theils beurtheilend, enthält und wovon wir das Weſentlichſte folgen laſſen. — —

„Wenn wir nach den uns zu Geſicht gekommenen Proben im Allgemeinen urtheilen dürfen, ſo müſſen wir ſagen, daß die ruſſiſchen Schriftſteller in ihren Erzählungen, Novelletten und derlei Productionen ſehr wenig Talent und eben ſo wenig Originalität gezeigt haben. Statt die einfache und vernünftige Bahn einzuſchlagen, das in der ſie umgebenden Welt wirklich Exiſtirende zu ſchildern, ſo daß ſie ein treues Bild der einheimiſchen Geſellſchaft und Sitten darböten, ein Bild wirklicher Gefühle und Leidenſchaften in ihren verſchiedenen Phaſen und Abſtufungen, ohne ſich darum zu kümmern, ob das auf ſolche Weiſe Geſchaffene mit den literariſchen Moden anderer Länder zuſammenſtimme, ſcheinen ſie begierig, von dieſen ausdrücklich ihre Muſter zu entlehnen, als ob Schriftſtellerei und Schneiderei ungefähr dasſelbe wären. Schon das enge und ängſtliche Nachahmen zeigt die Nachläſſigkeit und den Mangel an Studium; denn wahres Studium ihrer Vorbilder würde ſie darauf führen, Vieles zu verwerfen und nur das aufzunehmen, was ſie wirklich ſich zu eigen machen oder verbeſſern können. In Folge dieſes fatalen mechaniſchen Nachahmungsſyſtems begegnen wir deutſchen Entſetzlichkeiten und Wunderbarkeiten, Scenen aus den Pariſer Salons und Boudoirs neben ſo vielem Andern, was offenbar ausländiſch iſt, neben abgedroſchenen Charakteren und Ereigniſſen, ſchaler Satyre, und kurz dem ganzen literariſchen Apparat ihrer Nachbarn, neu aufgeſtutzt, aber offenbar etwas vertragen und nach dem Trödelmarkt ausſehend. Selbſt wo Scene und Perſonen ganz ruſſiſch ſind und der Gegenwart angehören, können wir ſie nur mit Mißtrauen anſehen, weil ſie in Wahrheit nur ſelten das Anſehen ächter Darſtellungen des wirklichen Lebens haben. Statt des Romantiſchen bekommen wir nur das Phantaſtiſche; ſtatt des Natürlichen das Kindiſche, ſtatt des Einfachen das Triviale, und den Schwulſt ſtatt des Pathetiſchen. Beinahe Alles iſt mehr oder weniger gezwungen, in falſchem wo nicht durchaus ſchlechtem Geſchmack, und ohne etwas von der Friſche des Geiſtes, welche auch dem an ſich nicht Neuen den Reiz der Neuheit leiht. In der Regel iſt ein ſolcher Mangel von Wahrſcheinlichkeit, daß ſelbſt, wenn man zufällig angezogen und unterhalten wird, man ſich doch ärgern muß über den Mangel an Wahrheit oder Wahrſcheinlichkeit; die Charaktere ſind wenig mehr als Masken, tragiſche oder komiſche, wie es ſich gibt, aber in beiden Fällen Einen ſich gleichbleibenden Ausdruck zeigend, deſſen Einförmigkeit gerade der Natur widerſtreitet. Die Perſonen ſind meiſt eher Repräſentanten gewiſſer Claſſen, als Geſchöpfe von Fleiſch und Blut; und dieß Fehlen der Individualität verräth eben ſo ſehr den Mangel poetiſcher Kraft, als Unkenntniß des Natürlichen; wir bekommen ſo ſtatt des Ideals nur das Unbeſtimmte. Die

Schwäche der Charakterzeichnung in den ruſſiſchen Novellen könnte man noch einigermaßen überſehen, wenn ſie uns nur getreue und glückliche Gemälde des alltäglichen Lebens lieferten. Aber entweder ſehen ihre Schriftſteller dergleichen Dinge als viel zu trivial und armſelig an, oder ſie fühlen ſich nicht im Stande, ſie über das Gemeine und Gewöhnliche zu erheben und ihnen ein wirkliches Intereſſe einzuhauchen. Sie greifen, um Effect zu machen, nach phantaſtiſchen und unwahrſcheinlichen Begebenheiten, die großentheils dazu noch ſchal und verbraucht ſind ohne allen Anſpruch auf Erfindung oder Scharfſinn. Und was das ſchlimmſte, es fehlt auch ebenſo an geſundem moraliſchem Gefühl; wir wollen nicht behaupten, daß ſie entſchieden unmoraliſch ſeyen; aber ſelten können wir etwas von einer moraliſchen Tendenz irgend einer Art entdecken. Wir verlangen nicht, daß man in Werken der Fiction Moral auftiſche, ſo daß dieſe den Hauptbeſtandtheil bilde und alles Uebrige nur zur Verzierung diene; aber Novellen können, ohne daß man Predigten oder moraliſche Abhandlungen daraus macht, doch ſehr belehrende Anleitungen zur Klugheit und Sittlichkeit, zur Kenntniß der Welt und der menſchlichen Natur ſeyn, zumal wenn der Leſer, ſtatt Predigten zu leſen, vielmehr die Belehrung unbewußt aus der Erzählung ſchöpft, denn dieß prägt es ſeiner Ueberzeugung kräftiger ein.

Wenn nun auch ethiſche Belehrung nicht ihre Stärke iſt, ſo machen auch wenige ruſſiſche Novelliſten oder Erzähler dieſen Mangel durch große Kenntniß der Welt oder des Lebens gut. Wenigſtens gewiß nicht Alexander Veltmann, gegenwärtig ein Autor von einiger Popularität und bis auf einen gewiſſen Grad nicht ohne Talent, aber ſeltſam extravagant und gelegentlich ganz einfältig und abgeſchmackt. In ſeiner Erzählung Erotida verliebt ſich ein junger Officier in die Tochter eines aus dem Dienſt getretenen Militärs — oder er weiß wenigſtens zu bewirken, daß die junge Dame ſich in ihn verliebt, während er ſich bei ihrem Vater dadurch einſchmeichelt, daß er ſeinen Erzählungen von ſeinen Feldzügen unter der Herrſchaft Katharina's II geduldig zuhört. Es ſcheint Alles im beſten Zuge zu ſeyn, um zu einer Erklärung zu führen, als die Scene ſich plötzlich verwandelt, und wir dem, jetzt zum Oberſt vorgerückten Helden in Carlsbad begegnen, indem man ſich vier bis fünf Jahre inzwiſchen verfloſſen denken muß. Hier macht er alle Zerſtreuungen des Badeorts mit, miteingerechnet den Spieltiſch, an welchem er einem jungen Fremden einige Summen Geldes abnimmt; dieß hindert aber nicht, daß ſie fortdauernd auf freundſchaftlichem Fuß bleiben, und der Oberſt vertraut ſeinem neuen Bekannten das Geheimniß ſeines frühern Verhältniſſes mit Erotida, die er als ein ſchlecht erzogenes Landmädchen ſchildert, das ſeine ganze Bildung nur von ſeinem Vater habe. Um dieſe Zeit erſcheint eine polniſche Dame von Rang und Vermögen in Karlsbad, und zieht durch ihre Schönheit die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Oberſt iſt entſchloſſen ſie zu gewinnen, und es gelingt ihm bald mit ihr bekannt zu werden; zuletzt ſchlägt ſie einen Tauſch ihrer Ringe vor, und mit einigem Zögern gibt er ihr den ſeinigen, welchem Erotida's Namen eingegraben iſt. Am nämlichen Tage trifft er mit ſeinem neuen Freund am Spieltiſch zuſammen, gewinnt ihm all ſein Geld ab, und nachher ſeinen Ring, den der Andere geſetzt hatte. Bei näherer Beſichtigung findet er, daß es derſelbe iſt, den er der polniſchen Dame gegeben, und dringt darauf, daß ihm ſein Bekannter ſage, wie er dazu gekommen. Die Weigerung von Seiten des Verlierenden, irgend eine Erläuterung zu geben, führt zu bittern Worten, und einer Ausforderung zu augenblicklichem Zweikampf ohne Secundanten. Sie treffen ſich auf einem Platz außer der Stadt; der Oberſt feuert und erſchießt ſeinen Gegner, welcher ſtirbt, nachdem er noch geoffenbart, daß er Niemand anders iſt als — Erotida, und zugleich ihre eigene glückliche Rivalin, die polniſche Dame! — Dieſes unſinnige Gewebe von Unwahrſcheinlichkeiten iſt nicht glaubhafter gemacht durch die Verſicherung des Autors, es ſey ihm Alles von dem Oberſt ſelbſt erzählt worden; die Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit, womit die Geſchichte erzählt wird, fügt unſerm Unglauben noch etwas wie Ekel bei.

Wie es ſich auch in andern Ländern verhalten mag, in Rußland, wo die Novellenſchriftſtellerei noch ganz in ihrer Kindheit iſt, können die Stoffe unmöglich ſo erſchöpft ſeyn, daß Autoren keine andere Wahl hätten, als entweder ſchon abgenutzte Gegenſtände wieder aufzufriſchen, oder zum Uebertriebenen und Chimäriſchen zu greifen. Vielleicht aber rührt es gerade von dem Umſtand, daß dieſe Gattung der Literatur noch im Zuſtand der Kindheit iſt, her, daß ſo viel falſcher und verkehrter Geſchmack ſich darin zeigt; höhere Ausbildung in den Gränzen des geſunden Verſtandes ſich haltend, wird ſich übereinſtimmend finden mit dem Natürlichen und Einfachen. Vielleicht kommt noch die Zeit, wo die ruſſiſchen Schriftſteller, ihre gegenwärtige Bahn verlaſſend, ihre Gegenſtände vom gewöhnlichen Leben entlehnen und dieß darſtellen werden ohne Carikatur, ohne das Gezwungene und Uebertriebene, das ſeinen Grund in der Schwäche hat und dermalen noch alle ihre Verſuche in dieſem Gebiet der Fiction durchdringt. Wir gäben gern alle ihre hiſtoriſchen Romane und ihre melodramatiſchen, nach Effect haſchenden Erzählungen für Eine Erzählung hin, wie der Landprediger von Wakefield oder ein klares und lebendiges Gemälde des häuslichen Lebens, wie ſie in der Miß Auſten Novellen ſich finden.

Man muß geſtehen, bloße Sittenſchilderungen gehören einer untergeordneten Gattung oder Fiction an, da ſie nicht viel mehr erfordern als ſcharfe Beobachtung nebſt dem Talent der Beſchreibung; und überdieß arten ſie leicht in Kleinlichkeit und Langweiligkeit aus. Aber doch haben ſie einen Werth, gerade in Betracht eines Umſtands, den man ſchon gegen ſie geltend gemacht hat, daß nämlich die Sitten ſchwankend und wechſelnd ſind, weil, im Verhältniß als dieſe veralten, das Gemälde derſelben ein hiſtoriſches Intereſſe gewinnt, das es für die mit dem Gegenſtand ſchon ganz Vertrauten nicht beſäße. Dafür aber haben entweder die Leſer in Rußland keinen Geſchmack, oder die Schriftſteller kein Talent; und unter dieſen Umſtänden iſt es vielleicht noch ein Glück, daß ſowohl Nachfrage nach hiſtoriſchen Romanen daſelbſt iſt, als auch dieſer Nachfrage genügt wird. In dieſen iſt ein Autor einigermaßen zur Nüchternheit und zum

Festhalten am Thatsächlichen gezwungen, wenigstens so weit er die Personen und Ereignisse der von ihm gewählten Periode verfolgt; und wie gering auch die Lösung der Aufgabe ausfalle, man schöpft doch beinahe immer einige Belehrung aus der Lecture; entweder wird das Vergessene wieder im Gedächtniß belebt, oder wenn ganz Neues geboten wird, veranlaßt es zur Aufsuchung von zuverlässigeren Berichten. Man hat dieser Gattung der Literatur schon den Vorwurf gemacht, daß sie die Geschichte durch phantastische Willkür verfälsche und dem Geist falsche Eindrücke gebe, die dann schwer wieder auszulöschen seyen, so wie auch, daß sie leicht die Folge habe, die nüchterne Geschichte unschmackhaft und schaal erscheinen zu lassen, in Vergleichung mit der anziehenderen Form des Romans. Darin liegt etwas Wahres; aber dieselben Einwendungen treffen auch das historische Drama, und doch hat man diesen Productionen noch nie zum Vorwurf gemacht, daß sie verwerflich seyen, weil sie die Geschichte verfälschen, ihre Gestalten verzerren und ihre Farben ändern, als wenn alle Aehnlichkeit mit dem Original ganz zerstört war.

Wenn jedoch an der Einwendung im Allgemeinen etwas Wahres ist, so können wir doch unsere Leser versichern, daß der Niklas von Zotov hinsichtlich dessen, daß er die Geschichte entstellen und sie in eine Maskerade verwandeln sollte, so wenig zu verantworten hat, als nur irgend eine uns vorgekommene Production dieser Art; denn es ist nicht sowohl ein historischer Roman, als ein Stück Geschichte und ein Stück Fiction an einander geschmiedet, aber nicht vereinigt und verschmolzen. Es werden uns zwar Friedrich Wilhelm von Preußen und sein Sohn Friedrich der Große vielfach vor Augen gebracht; aber so viel wir von ihnen zu sehen und zu hören bekommen, finden wir doch wenig, was sie sagen oder thun, das nicht schon von Biographen oder Aneldotenerzählern berichtet worden wäre; und der Autor sucht dieß auch gar nicht zu verhehlen, denn er bezieht sich beständig auf Thiebault und die Markgräfin von Baireuth. Das von ihm eingeschlagene Verfahren kann daher nicht sowohl als ein Verweben von Fiction mit historischen Ereignissen bezeichnet werden, denn als ein Aneinanderkleben beider. In seinem Titel für das Buch aber ist er nicht ganz glücklich oder aufrichtig, denn Niklas ist nur eine untergeordnete Person in der Erzählung. Der eigentliche Held ist Paul Werner, Sohn des Pastors von Blankenthal. Der Inhalt der Erzählung ist folgender.

In einem Alter von siebzehn Jahren ist Paul Werner ein täglicher Besuch in dem Schloß der Baronin Neuperg in der Nähe von Breslau, als Lehrer ihrer Tochter Adelheid, die nur ein Jahr jünger ist als er. Obgleich ausgezeichnet an Kenntnissen und Talenten würde doch Paul den meisten Beurtheilern als für diese Aufgabe höchst unpassend gewählt scheinen, denn er wird beschrieben als außerordentlich frühreif, mit der Gestalt eines Adonis, und schon berühmt wegen der Eigenschaft, die ihn später dem König Friedrich Wilhelm empfahl. Daher ist es nicht mehr, als man erwartet, wenn man eine gegenseitige Neigung zwischen Lehrer und Schülerin sich entspinnen sieht. Eine Entdeckung hat zur Folge, daß Paul vom Schlosse verbannt wird; ein Umstand, der seiner Muhme Henriette gar nicht unerwünscht kommt, da sie, eine mehr als schwesterliche Zärtlichkeit für Paul empfindend, schon lang eifersüchtig war, daß er mit Adelheid so beharrlichen und zwanglosen Verkehr unterhielt; und daß nun dieser, dem Anschein nach für immer, abgebrochen ist, versöhnt sie einigermaßen mit dem Gedanken, daß sie selbst auch von ihm sich trennen muß. Paul reist, auf seines Vaters Rath, nach Wien, wo er, wie der Pastor hofft, einen Beschützer und Gönner finden soll an seinem alten Freund und Universitätsgenossen, Reichhold, Generalsuperintendent der lutherischen Geistlichkeit. Der Bericht von den Vorbereitungen zu Pauls Abreise, seine eigene Betrübniß beim Abschied von seinen Lieben und seinem heimischen Dorfe, gemischt mit den angenehmen, begierigen Erwartungen und Phantasien in Betreff seiner Reise; Henriettens leidenschaftlicher Kummer; des würdigen Pastors väterliche Gefühle und seine eindringlichen Ermahnungen an seinen Sohn — dieß Alles ist einfach und natürlich erzählt, und mit einem Grad von Gefühl und Gemüthlichkeit, woraus man sich überzeugt, daß der Autor viel glücklicher seyn würde in Behandlung häuslicher Scenen und Gegenstände, als auf der größere Ansprüche machenden Bahn des Romans. Pauls Reise nach der österreichischen Hauptstadt ist nicht ohne Interesse, und die Eindrücke, die er unterwegs in sich aufnimmt und die durch Alles, was er in der großen Stadt Neues und Ueberraschendes sieht, auf ihn gemacht werden, sind gut geschildert. Lang eh' er Wien erreicht, hat er all die Schwermuth abgeschüttelt, welche die Folge des Abschieds von seinen Lieben war; und nicht nur ist sein Herz viel leichter, sondern sein Bündel ist viel schwerer geworden, als wie er von Haus aufbrach; denn als er am zweiten Morgen weiter reiste, nachdem er die Nacht auf einer Bank in einer Dorfherberge zugebracht, entdeckt er, daß er, statt im Schlaf ausgeplündert worden zu seyn, vielmehr reicher geworden ist durch den Besitz einer wohl mit Gold gefüllten Börse. Kein Wunder, wenn, bei solchen ernsten Zeichen von der Gunst des Schicksals, weit wesenhafter und handgreiflicher, als sonst Vorbedeutungen sind, unser Held Alles in rosenfarbenem Lichte sieht. In Wien begegnet ihm nichts Widriges, außer im Anfang wo er von dem Thürhüter des Generalsuperintendenten abgewiesen wird; aber sobald er bei seinem Gönner vorgelassen worden, wird er sogleich als Geheimschreiber unter Reichholds Dach aufgenommen und mit dessen Gunst und Vertrauen beehrt. Eine Weile geht Alles gut und eben fort; die Beschäftigung seines Amts und der Umgang mit der gebildeten und geistvollen Gesellschaft, die in seines Gönners Haus kommt, nehmen ihn so ganz in Anspruch, daß er keine Zeit hat, auswärts sich nach Abenteuern umzusehen, und es ist auch keine Aussicht vorhanden, daß sie ihn zu Haus aufsuchen werden. Aber solche heiter schöne Tage sind von kürzerer Dauer in der Fiction als in der Wirklichkeit, weil der Novellist seinen Helden kann schlafen lassen in gutem Behagen, wenn er nicht auch seine Leser will einschlafen lassen. Indem wir uns in der Mitte des ersten Bandes so eingewiegt finden, nehmen wir es natürlich für das Vorzeichen eines nahen Sturmes. Im österreichischen Cabinet bietet Baron Seckendorf all seinen Einfluß gegen die Lutheraner

und insbeſondere gegen den Generalſuperintendenten auf, wegen ſeiner Feſtigkeit und ſeines unabhängigen Geiſtes, ſo wie wegen ſeiner Talente. Nur auf verleumderiſche Feindſeligkeit ſtoßend, gibt Reichhold ſein Amt auf, und zieht von der Hauptſtadt weg. Indeſſen wird Paul vor Seckendorf berufen, der ihm ankündigt, die Regierung erachte für angemeſſen, ein Auge auf ihn zu haben, und ihm anbietet, ihn in ſeinem Departement anzuſtellen. Paul, wiewohl ſich ſträubend, findet, daß er keine andere Wahl hat, als darein zu willigen, und ſo wird er an Schelmenhof übergeben, des Barons erſten Secretär, bei welchem er ſich etwa auf dem Fuß eines Staatsgefangenen befindet. Dieſe Gefangenſchaft iſt ſo wenig hart, daß Manche ſie ganz erträglich gefunden hätten, denn die ganze Familie iſt ſehr artig gegen ihn, und die Frau vom Hauſe iſt geneigt, es noch in viel höherem Grade zu ſeyn, als die gute Lebensart fordert. Es iſt keine Gefahr, daß er hier melancholiſch werde, da der verbindliche Secretär, deſſen gezwungener Gaſt er iſt, ſein Haus zu einem Ort für Rendezvous für den Baron und ſeine Vertrauten, männliche und weibliche, macht. Unter dieſen iſt die Gräfin R., eine Ungarin von außerordentlicher Schönheit, die gern duldet, daß ſie bei den Scandalkrämern für Seckendorfs Favoritſultanin gelte, um hiedurch Anfechtungen von Seiten des öſterreichiſchen Cabinets zu entgehen. Die Gräfin ladet nicht nur Paul zu ihren Unterhaltungen ein und führt ihn in die beſte Geſellſchaft von Wien ein, nachdem ſie des Miniſters Erlaubniß hiezu erlangt hat, ſondern ſie findet auch, daß ihre Bibliothek ſollte geordnet und in Katalogen aufgenommen werden, und findet zu dieſem Geſchäft Niemand ſo tauglich, wie ihren jungen und hübſchen Schützling. Daß die Dame bei dieſem Handel keine Bedenklichkeiten findet, iſt wenigſtens begreiflich; aber daß der Baron nichts ſoll einzuwenden haben gegen eine Verabredung, die leicht zu mehr führen kann, als zu einem Bücherkatalog, das iſt etwas befremdend; aber nie gab es eine ſo fledermausäugige Gleichgültigkeit, als er bei dieſer Gelegenheit zeigt.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Gedicht von J. Reboul.

Vor kurzem haben die öffentlichen Blätter gemeldet, daß Bäcker und Dichter, J. Reboul aus Nismes, über welchen wir früher berichteten, in Paris angekommen und dort von Hohen und Niedern geehrt und geſucht, auch aufgefordert worden ſey, ſeinen Aufenthalt in Paris zu nehmen, daß er aber dieß klüglich abgelehnt habe. Gewiß hat er daran ſehr wohl gethan, denn nachdem er ein paar Wochen oder höchſtens Monate der Löwe des Tages geweſen wäre, hätten die Pariſer ihn gewiß kaum mehr angeſehen, und das Beſtreben, durch forcirte Productionen fortdauernd ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ihre Bewunderung zu erobern, hätte gar leicht ſelbſt ſein ſchönes Talent beeinträchtigen und ruiniren können. Reboul ſcheint überhaupt ein Mann von feſtem, ehrenhaftem Charakter zu ſeyn; bekanntlich iſt er ſeiner politiſchen Geſinnung nach Legitimiſt und dabei ſehr religiös; vor mehreren Monaten nun brachten die franzöſiſchen Blätter ein Gedicht von ihm, das eine ablehnende Antwort enthält auf die, von Altaroche an ihn gerichtete Aufforderung, der liberalen, republicaniſchen Partei ſich anzuſchließen, und da von neuem die Aufmerkſamkeit des Publicums auf den charakterfeſten Dichter gerichtet iſt, der, heut zu Tage ein ſeltenes Beiſpiel! den Lockungen des Ehrgeizes und der Eitelkeit widerſteht, theilen wir hier eine Ueberſetzung jenes Gedichts unſern Leſern mit.

Freund, würde deinen Lobſpruch ich verdienen,
Wenn, ſchlangengleich, ich wechſelte die Haut,
Weil deine Muſe, mit anmuthigen Mienen
Zu ihrer Fahne lockend auf mich ſchaut?
Gern will ich mich der Kriegergloire neigen,
Doch ſteigt viel höher noch mein Blick hinan:
Vom Himmel muß die Freiheit niederſteigen,
Damit ihr Reich auf Erden kommen kann.

Seitdem die innere Zwietracht uns erſchüttert —
Wie viel Tribune ſtrauchelten im Lauf;
So viele Felſen ſind wie Glas geſplittert,
Daß menſchliche Syſteme ich geb' auf.
Wie viele, die noch kurz nichts hatten eigen,
Schmieden dem Volke jetzt der Feſſeln Bann!
Vom Himmel muß die Freiheit niederſteigen,
Damit ihr Reich auf Erden kommen kann.

Wann hat dein Abgott mit dem ird'ſchen Stempel
Unter die Menſchheit je das Glück gebracht?
Da, als er ſchuf zum Schlachthaus ſeine Tempel,
Und ſeine Söhne ſtürzt' in Grabes Nacht?
Oder dort, wo ins Sklavenjoch ſie zwangen
Den Neger und zum Kauf ihn bieten an?
Vom Himmel muß die Freiheit niederſteigen,
Damit ihr Reich auf Erden kommen kann.

Oder da als in den drei traurigen Tagen
Das Todesloos das Haupt der Beſten traf,
Damit Macaire kaunt' Haufen Golds forttragen,
Und Bertrand würde Marquis oder Graf?
Damit der Sieg, bei dem's gilt Gold zu zeigen,
In unſern Lagern ſchandbar'n Kram legt' an?
Vom Himmel muß die Freiheit niederſteigen,
Damit ihr Reich auf Erden kommen kann.

Und was ſagſt du zu den fanat'ſchen Sündern;
Die, einem Schattencäſar tödtlich gram,
Der finſtern Zeiten Waffenkammern plündern,
Den Dolch des Mörders zücken ohne Scham?
Freund, nicht kann ich ein hartes Wort verſchweigen:
Wem von uns zweien ſtünd' das Bekehren an?
Vom Himmel muß die Freiheit niederſteigen,
Damit ihr Reich auf Erden kommen kann.

Doch woher, fragſt du, ſoll der Diktam kommen,
Heilend den Krebs, der ſchon dem Leben droht?
Die Seel' erneut im Glauben ſich, im frommen,
Sklav' iſt der Zweifel oder iſt Despot.
Des Menſchen Liebe wird ſtets ſchwach ſich zeigen,
Wenn ſie nicht an die Gottheit ſich knüpft an:
Vom Himmel muß die Freiheit niederſteigen,
Damit ihr Reich auf Erden kommen kann.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Wipenmann.

Nr. 59.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Mai 1839.

Gröſie des Privatlebens.

Von H. Fortoul.

Ein in Paris neu herausgekommenes Buch, enthaltend zwei Erzählungen: Simiane, oder Poesie des Privatlebens, und Steven, oder Heroismus des Privatlebens, welches eine neue und nicht unerfreuliche Richtung des franzöſischen Geiſtes in der Literatur und vielleicht auch in tieferer, socialer Beziehung zu beurkunden scheint. Dieſe Betrachtung veranlaßt uns, das Hauptſächliche einer franzöſiſchen Analyſe und Kritik jenes Buchs hier mitzutheilen. Es hat etwas Ueberraſchendes, daß wir hier ſchon wieder auf die in einer Fiction gebrauchte Geſtalt Rouſſeau's ſtoßen, welche auch Sainte-Beuve in einer poetiſchen Erzählung auftreten läßt; wir können daraus ſchließen, welche Bedeutung in Frankreich dieſer Name hat, aber wir erkennen auch, daß man nicht mehr von dem Schimmer ſeiner Doctrinen ſich blenden läßt.

Die ernſte und erhabene Idee dieſes Buchs unterſcheidet es von ſo vielen anderen Romanproductionen des Augenblicks, und verdient eine Beachtung, welche durch das Talent des Verfaſſers gerechtfertigt wird. Fortoul hat ſich bis jetzt vorzugsweiſe in der Kritik bekannt gemacht; er hat dabei Wärme und Poeſie gezeigt, aber auch, man muß es ſagen, Ungeſtüm und Vorurtheile eines Syſtems. Er ſtand an der Spitze derjenigen, welche der Humanitarismus am mächtigſten ſcheint ergriffen zu haben, und die, nicht zufrieden mit einem Ganzen, welcher von edler und zarter Begeiſterung zeugt, auch in jedem Augenblick und in allen Einzelnheiten die Abſicht und die Tendenz ſuchen und verfolgen. Er hätte gern von einem Gemälde von Decamps ein Symbol verlangt, und in einem Liede Berangers eine Syntheſe erblickt. Von Beranger zu Quinet hinübergleitend, verſuchte er, beide unter Einer Formel zu begreifen. Dieß iſt eine üble Gewohnheit in der Kritik, die aber eben an die Stelle einer andern übeln Gewohnheit trat, und die ſich durch die Reaction erklärt. Der Romanticismus in der Kritik mußte nothwendig als Gegenwirkung den Humanitarismus erwecken. Man hatte in einem auch nur noch die reinen Kunſtbedingungen ſehen wollen; das hat die Gegner dahin geführt, nur noch die ſociale Idee darin ſehen zu wollen und das bis zum Grandioſen erweiterte gute Motiv. Die politiſche Revolution von 1830 hat das natürliche Signal zu dieſem literariſchen Umſchwung gegeben. Fortoul, jung und, wie ich mir denke, einen Augenblick vom Romanticismus ergriffen, hatte ſich bald gegen ihn gewendet, und einem Syſtem, das er für umfaſſender und fruchtbarer hielt, Grundſätze entlehnt, die doch nur durch das Werth haben, was man Eigenthümliches und Berichtigendes in der Anwendung ihnen beſtändig zuſetzt. Aber das ſind Phaſen der Leidenſchaften und gleichſam der Krankheiten, welche die jungen Talente beinahe unvermeidlich durchmachen müſſen; ſie werden um ſo reifer, je vollſtändiger ſie ſich ihrer entſchlagen. Ohne Zweifel durchläuft man dieſe verſchiedenen Syſteme nicht gleichgültig; man behält Eindrücke, Färbungen davon, eine gewiſſe Eigenthümlichkeit; endlich aber kommt man darüber hinaus, wenn man ein der Reife fähiges Talent beſitzt. Es mag hier daran erinnert werden, daß man am Ende immer nur aus ihnen hinauskommt mit dem Einſatz, den man mitgebracht hat, das heißt, mit dem perſönlichen, eignen Talent; das Uebrige war Declamation, Apparat und Pomp der Schule, ein Flitterſtaat, der leicht zu erwerben iſt, und deſſen ſich der Letzte noch mit um ſo größerer Eigenliebe rühmt, je weniger er wahres Talent hat.

Die ſicherſte Weiſe, aus dem ſyſtematiſchen Räſonnement und aus dem äſthetiſchen Fieber herauszukommen, iſt: zu ſchaffen, ſich auf ein beſonderes Werk mit allem Fleiß zu werfen; man kommt zuerſt dazu mit dem Syſtem, das man bewähren und einleuchtend machen will; aber, hat man einiges eigene, originelle Talent, ſo macht ſich dieß beim Schaffen bald frei, und noch vor dem Ende ſchreitet es ganz ſelbſtſtändig einher, es hat geſiegt. Die Phantaſie und das Gefühl, wenn man beides wirklich beſitzt, haben bald ihren Weg erkannt und die wahre Poetik iſt gefunden.

Etwas Aehnliches ſcheint eben jetzt Herrn Forteul zu be-

gegnen. Die herrſchende Idee der beiden ſo eben erſchienenen Bände iſt durchaus nicht gerade diejenige, an welche der humanitariſche Kritiker uns gewöhnt hatte; ja ſie ſtellt ſich uns vielmehr als die gerade entgegengeſetzte dar. In einer Einleitung erzählt der Verfaſſer, wie in einem Schloß ziemlich nahe bei Paris, bei dem Herzog von ...., der aus Ehrgeiz ſich zum ſehr entſchiedenen Partiſan der neuen Ideen gemacht hat, eine zahlreiche Geſellſchaft, zuſammengeſetzt aus Militärs, Deputirten, Künſtlern, Journaliſten, eines Abends ſich mit Erörterung des großen auf der Tagesordnung ſtehenden Gegenſtands beſchäftigt, nämlich: ob die Quelle des Fortſchritts im öffentlichen und ſocialen Leben liege, oder ob man ſie am häuslichen Herd ſuchen müſſe. Der Verfaſſer, welcher an dem Streit Theil nimmt, iſt allein der letztern Anſicht, und um ſie zu vertheidigen, erbittet er ſich die Erlaubniß, der Geſellſchaft ein Manuſcript aus ſeiner Feder vorleſen zu dürfen. Dieſes Manuſcript iſt: Simiane, oder die Poeſie des Privatlebens, der erſte der beiden Romane.

(Fortſetzung folgt.)

Ruſſiſche Novelliſtik.

(Fortſetzung.)

Während das Geſchäft ziemlich langſam fortſchreitet, entwickeln ſich die Folgen desſelben ſehr raſch, indem Paul ſehr bald das wird, wofür der Baron nur gegolten hat. Dieſe Liebe hält ihn jedoch nicht ab, geheime Beſprechungen zu ſuchen mit Adelheid Neuperg, die mit ihrer Mutter und dem ihr zum Gemahl beſtimmten General Braun in dieſem Zeitpunkt eben in Wien iſt. Dieſe heimlichen Zuſammenkünfte werden entdeckt, und die Baronin Neuperg und der General wenden ſich an Seckendorf mit der Bitte, Wernern zu entfernen; aber der Miniſter läßt ihm nur einige Tage Arreſt ankündigen. Es ſteht aber nicht lang an, ſo entdeckt Seckendorf die zwiſchen ihm und der Gräfin beſtehende Vertraulichkeit und wird ſelbſt Werners heftigſter Verfolger. Die Liebenden ſuchen ſich ſofort durch die Flucht zu retten, werden aber aufgefangen, und Seckendorf ſucht den Kaiſer zu vermögen, Paul auf Lebenszeit einzukerkern und ihn zur Arbeit auf einer Feſtung anhalten zu laſſen; indem er neben andern Anklagen geltend macht: er habe Adelheid Neuperg ihren Verwandten abſpänſtig zu machen geſucht und gegen General Braun ſich heftiger Beleidigungen ſchuldig gemacht. Aber Alles, was er erlangt, iſt, daß Paul verurtheilt wird, als gemeiner Soldat in den Reihen der Armee zu dienen. Um dieſe Zeit geht Seckendorf als Geſandter nach Preußen und hat Auftrag, unter den Oeſterreichern eine erleſene Compagnie der größten Soldaten auszuwählen, als ein Geſchenk, welches höchſt wahrſcheinlich Friedrich Wilhelm ſehr angenehm ſeyn und ihn gewinnen werde, da allgemein bekannt war, wie dieſer König, ſonſt in Allem gerade das Gegentheil von einem Verſchwender, keine Mühe und Koſten ſcheute, um ſich Soldaten von rieſenhafter Größe zu verſchaffen, zu welchem Zweck er auch in fremden Ländern Agenten und Werber unterhielt. Nicht ahnend, daß er hiedurch das Werkzeug von Werners künftigem Glück ſey, läßt der Baron — jetzt Graf Seckendorf, ihn in dieſem neuen Corps einreihen, und gibt gemeſſene Befehle, ihn ſcharf zu bewachen, damit er nicht unterwegs einen Verſuch zur Flucht mache, denn der Weg führt durch Schleſien und in der Nähe von Breslau vorbei. Bei der Ankunft in einem Dorfe dieſes Diſtricts erhält der Hauptmann der Truppe im Quartier einen Beſuch von einem Fremden, der ihm eine anſehnliche Summe Geldes für die Freigebung Pauls anbietet, und im Weigerungsfalle ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen droht; zugleich verſichert er ihn, auch aller Widerſtand von Seiten ſeiner Leute würde vergeblich ſeyn, denn er ſelbſt habe eine weit ſtärkere Truppe unter ſeinem Befehl, welche ganz in der Nähe auf der Lauer liege, und bereit ſey, auf das kleinſte Zeichen von ihm anzugreifen. Er überzeugt den Officier hievon, indem er ihn an den Platz führt, wo ſeine Myrmidonen aufgeſtellt ſind, worauf der andere der Nothwendigkeit weicht und Wernern losgibt. Die Perſon, welche in ſo myſteriöſer und melodramatiſcher Weiſe auftritt, iſt keine andere als Nikolas Bärenklau ſelbſt, der, obwohl von uns noch nicht erwähnt, ſchon einmal in der Novelle unter einem andern Charakter figurirt hat, nämlich dem eines ungariſchen Edeln, der leidenſchaftlich verliebt iſt in Henriette. Obgleich er weiß, daß er an Paul einen gewaltigen Rivalen hat, zeigt dieſer Nikolaus doch einen romantiſchen Edelmuth gegen ihn, denn außer andern guten Dienſten war er es auch, der in der Dorfherberge die Börſe in Pauls Bündel ſtecken ließ. Man muß ferner wiſſen, daß er der Bruder der Gräfin R. iſt, und daß er, wegen politiſcher Vergehen aus ſeinem Vaterlande verbannt, ſich zum Hauptmann einer ſehr zahlreichen und furchtbaren Bande von Schmugglern in der Nähe von Breslau gemacht hat.

Das Gelingen von Nikolas' Plan zu Werners Befreiung wird jedoch fruchtlos, denn dieſer wird bald wieder von Friedrich Wilhelms Spionen ergriffen und nach Berlin gebracht. Seine Ankunft hier macht den glücklichen Eindruck, denn die Freude des Königs, die er darüber empfindet, daß ſeine Sammlung von menſchlichen Raritäten um ein ſo koſtbares Exemplar vermehrt worden iſt, heilt ihn ganz von einem Anfall von Hypochondrie, in welchem er ſeiner Familie und ſeinen Miniſtern ſeine Abſicht angekündigt hat, abzudanken, und die Krone ſeinem älteſten Sohn Fritz abzutreten. Paul wird ſofort nicht nur zu Gunſten angenommen, ſondern auch mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit behandelt, und als eine Art von Gouverneur dem Kronprinzen zugegeben, über deſſen Benehmen und Treiben er verpflichtet iſt, dem Könige täglich zu berichten. Eine Zeitlang entledigt er ſich dieſer Obliegenheit mit ziemlicher Genauigkeit; wie er aber mit „Fritz" näher bekannt wird, wird er auch in ſeinen Berichten minder genau, und verheimlicht dem Vater Alles, was ihn gegen den Sohn aufbringen könnte. Er unterſtützt ſogar den Verſuch des Prinzen, zu entfliehen, und als dieſer vereitelt wird, bleibt ihm ſelbſt nichts übrig, als auf Flucht zu denken, und er entkommt nach Holland. Inzwiſchen ſind ſein Vater und Henriette, die ſeit einiger Zeit ihren Aufenthalt in Berlin genommen haben, voll der größten Angſt wegen ſeines Schickſals, als plötzlich der Ungar ſich bei ihnen einſtellt. Er

macht ſich anheiſchig, Paul aufzufinden und zu ſchützen, durch welche Großmuth er die Zuſage Henriettens gewinnt, ſeine Gattin zu werden, zumal da er die noch größere Großmuth ausübt, ihr anzubieten, er wolle auf ihre Hand verzichten, wenn die Eröffnung ſeiner Geſchichte, die er jetzt erzählt, es ihr wünſchenswerth machen ſollte, ihr Verſprechen zurückzuziehen. Da wir unſere Angabe der Ereigniſſe abkürzen müſſen, wollen wir nur ſagen: daß wir bald darauf den Grafen und ſeine Gattin, ſo wie die Gräfin R. und Werner in der Gegend von Ofen wieder finden, in einem der letztern gehörenden Schloß, das die Gräfin und ihr Bruder befeſtigt haben und es zum Stützpunkt und Zufluchtsort der ungariſchen Inſurgentenpartei gemacht. Die Gräfin zeigt in der neuen Rolle, die ſie hier ſpielt, und die wahrlich eine ſehr verſchiedene iſt von der einer vornehmen und glänzenden Modedame in Wien, eine nicht geringe Entſchloſſenheit. Und wenn ſie viel vom Geiſt einer Amazone in ihrer Gemüthsart hat, ſo hat ſie auch etwas von dem einer Heloiſe, obgleich weniger die Leidenſchaft als der Familienſtolz die Quelle davon iſt, wie man aus folgendem Auszug erſehen mag. Es iſt nur voranzuſchicken, daß der Gouverneur von Ofen und ſeine Begleiter ſo eben als Gefangene im Schloß der Gräfin ſind eingebracht worden.

Nachdem das Eſſen vorbei, ward beſchloſſen, daß Werner, als der hiezu tauglichſte Mann unter ihnen, unverzüglich einen ausführlichen Bericht über die ganze Sache in deutſcher Sprache aufſetzen ſolle, damit er ſogleich an den öſterreichiſchen Cabinetsrath abgeſchickt werden könne. So begab er ſich ſofort in der Gräfin Zimmer, wohin ihm beinahe augenblicklich Matilda ſelbſt folgte, unter dem Vorwand, ihm Anweiſungen geben zu müſſen über die einzelnen zu berichtenden Umſtände. — So, Paul, rief die Gräfin aus, nachdem ſie ſich umarmt hatten in einer Weiſe, wie ſie bei politiſchen Conferenzen ſehr ungewöhnlich iſt, der Würfel iſt endlich geworfen. — Und es iſt jetzt meine Pflicht, verſetzte er, unbedingt Euern Befehlen mich zu unterwerfen und Euer Schickſal zu theilen. — Aber ich ſehe es klar aus Eurem Geſicht, daß dieſe ganze Angelegenheit Euern Beifall nicht hat. — Befragt Euer eigenes Herz, Matilda, und wenn Ihr Euch ſelbſt die Frage redlich geſtellt, ſagt mir, fühlt Ihr Euch gerechtfertigt, wenn Ihr die Anhetzerin einer Empörung werdet? — Wie Paul, auch Ihr brandmarkt, wie unſere Unterdrücker, unſere Anſtrengungen zur Vertheidigung unſrer heiligſten Rechte mit dem ſchmachvollen Namen Empörung? — Wenn Unterthanen mit den Waffen in der Hand ihre Rechte zurückfordern, ſo ſieht dieß doch wahrlich einer offenen Inſurrection nicht ungleich! — Aber Ihr ſelbſt habt ja gehört und geſehen, was ihre Abſichten gegen mich ſind! — Und Ihr wißt, daß wir Alle bereit ſind, Euch aufs Aeußerſte zu vertheidigen. Aber jetzt iſt, wie Ihr ſelbſt ſagt, der Würfel geworfen. Und ſo iſt Alles, was ich mir zu erbeten habe, dieß, daß es mein Schickſal ſeyn möge, meinen letzten Athem an Eurer Bruſt auszuhauchen."

Ein langer leidenſchaftlicher Kuß war die Antwort auf dieſe Rede. In Einem Augenblick waren der Brief an den Cabinetsrath, die Angelegenheiten Ungarns, und die Zukunft mit ihren düſtern Schatten von Gefahr, Blutvergießen und Leiden, Alles vergeſſen. Hingeriſſen von dem Wonnetaumel des gegenwärtigen Augenblicks hatten die Liebenden weder Gedanken noch Wünſche in Betreff deſſen, was die Zeit für ſie in ihrem Schooße haben mochte.

„Ungefähr nach einer Stunde kehrte Paul zu den verſammelten Mißvergnügten zurück und las laut die von ihm aufgeſetzte Schrift vor.... Sobald die Gräfin wieder mit Paul allein zu ſprechen vermochte, nahm ſie ihr letztes Geſpräch wieder auf und ſuchte ihn von der Wahrſcheinlichkeit zu überzeugen, daß ihr Unternehmen von einem glücklichen Erfolg werde gekrönt werden. — Theuerſte Matilda, verſetzte er, wie ich dem Cabinetsrath erkläre, iſt dieß ſchon der zwölfte Krieg, den Ungarn gegen Oeſterreich erklärt. Man braucht dieß Oeſterreich nicht erſt zu ſagen; aber ich wünſchte dieſe Thatſache Euch ſelbſt und Euren Anhängern nachdrücklich einzuſchärfen, in der Hoffnung und mit dem Wunſch, Euch zu überzeugen, wie fruchtlos Eure Anſtrengungen ſind, wie hoffnungslos der Kampf und demnach wie unrecht Euer Widerſtand. — Unrecht, ſagt Ihr! rief die Gräfin aus, mit unverkennbarem Mißvergnügen und in vorwurfsvollem Tone. — Der Ausdruck Unrecht mißfällt Euch wie ich ſehe, Matilda; deſſen ungeachtet ſcheint er mir noch ein ſehr milder zu ſeyn. Aber warum ſollten wir jetzt ſolche Erörterungen anknüpfen und um ſolche Sachen ſtreiten? Was trägt es aus, ob ich innerlich und aufrichtig das, was geſchehen iſt, billige oder nicht, ſo lang meine ganze Seele, alle meine Wünſche, mein ganzes Daſeyn in Euch ſich zuſammendrängt? Zweifelt Ihr an meiner Bereitwilligkeit für Euch zu ſterben, wenn ich dadurch auch nur den leiſeſten Eurer Wünſche erfüllen könnte? Aber weg mit allen Gedanken an Angelegenheiten, die nichts zu ſchaffen haben mit unſern Gefühlen für einander! Ueberall ſonſt ſeyd Ihr das Haupt der ungariſchen Inſurgenten, und ich nichts weiter als Euer Adjutant und Secretär — der Vaſall, der Euch unbedingten Gehorſam ſchuldig iſt — ſtrenge Treue Euern Freunden und Rathgebern. Ueberall ſonſt vollziehe ich mit Freuden all Eure Befehle und bin bereit, mein Leben in Eurem Dienſt zu laſſen. Aber hier ſeyd Ihr meine Matilda — mein durch alle Bande einer wonnetrunknen, ſtürmiſchen Liebe. Hier athme ich nur die hingebendſte Leidenſchaft, fühle nur das Entzücken, mit einer der meinigen gleichen Inbrunſt geliebt zu werden. Hier habe ich keinen andern Gedanken, keinen andern Wunſch als Matilda. Theiltet Ihr dieſe Gefühle ganz, Ihr würdet nicht in Eurem Gemüth Raum haben für Gedanken an Oeſterreich und die Gefahren, die uns von dorther bedrohen. — Und von Euch muß ich dieß hören, Paul? Undankbarer Mann! So nehmt Ihr Euch heraus, über die Gefühle eines Weibes zu urtheilen? über die Tiefe von Zärtlichkeit und Leidenſchaft, die ihre Bruſt erfüllen? Wer weiß, wie bald ich Urſache haben mag, Euch Vorwürfe zu machen wegen Untreue und Gleichgültigkeit gegen mich! Aber nie werdet Ihr eine Veränderung meiner Gefühle gegen Euch zu erfahren haben! — Matilda, welch ein Gedanke! Könnt Ihr denn wirklich dem Wahne Raum geben. — — Genug, Paul, Ihr ſeyd ein Mann; die Herzen und Gefühle der Männer ſind anders gear-

tet als die unſrigen; und inſofern ſeyd Ihr zu entſchuldigen. Aber ihr Männer habt keinen Begriff vom Enthuſiasmus der Liebe, außer im taumelnden Entzücken. So ſehr ihr euch jetzt in Liebe hingegeben wähnt, laßt nur eine friſche Eroberung ſich euch darbieten, ſo ſeyd ihr bereit, ſie im Augenblick, ohne die leiſeſte Bedenklichkeit, zu verfolgen; ja vielleicht unmittelbar darauf kehrt ihr zu eurem frühern Gegenſtand zurück und ſtammelt Betheurungen unwandelbarer Anhänglichkeit! — Und ihr Frauen, verſetzte Paul mit einiger Wärme, ſeyd unfähig, die Innigkeit und den Ungeſtüm der Gefühle zu faſſen, die uns Männer beſeelen. Die Natur hat euch weniger Reizbarkeit verliehen — nicht nur minder energiſche, ſondern auch vorübergehendere Leidenſchaften. Eure Eitelkeit befriedigen, indem Ihr einen Schwarm von Bewunderern euch umflattern ſeht, das iſt der ſüßeſte Triumph für die Seele eines Weibes. Immer begierig, nach leeren Spielſachen und bemaltem Tand zu haſchen, hat ſie wenig Sinn und Gefühl für die aufrichtige Huldigung des Herzens; weder ſchätzt noch faßt ſie ſie, ſondern behandelt ſie mit ungläubigem Leichtſinn. Ja, ſtatt ſich Mühe zu geben, das Unheil, das ſie angerichtet, wieder gut zu machen, dadurch, daß ſie das Opfer ihrer grauſamen Gedankenloſigkeit bemitleidete, überläßt ſie es ſeinem Schickſal und der Verzweiflung. — Ey, Paul, und wen ſchildert Ihr denn damit — ein Weib oder ein Ungeheuer? Oder ſeyd Ihr der Meinung, daß Euer Bild mir gleiche? — Oh, nein! nein! Verzeihe mir Matilda, meine ſüßeſte Matilda, ich flehe dich, verzeihe mir! * * * * * Weg mit dieſen vorwurfsvollen Ahnungen! Iſt es möglich, daß Ihr an der Fortdauer der Leidenſchaft zweifelt, die ich für Euch fühle? Iſt es möglich, daß ich mich je gegen Euch veränderte? Selbſt wenn ich Euch zu lieben aufhörte — ſelbſt wenn ein verrätheriſches Gefühl der Unbeſtändigkeit ſich in meiner Bruſt verbärge: bliebe ich an Euch nicht dennoch durch jedes heilige Band der Ehre und der Dankbarkeit ſo ſtark gebunden, wie durch die leidenſchaftlichſte Liebe? — Paul, antwortete die Gräfin mit einem Ausdruck tiefen Ernſtes, Ihr begreift wenig das Gefühl der Liebe noch auch das Herz eines Weibes. Wenn Ihr im Stand ſeyd zu fühlen, daß Ihr mir könntet ergeben bleiben aus bloßer Dankbarkeit, ſo ſeyd Ihr ſchon in Eurer Seele innerlich von mir losgeriſſen, ſchon mehr als lau geworden. Liebe verlangt nicht Dankbarkeit als Erwiederung, ſondern gleiche Liebe. Es gibt kein andres Gefühl, das ihren Mangel vergüten oder ihre Stelle einnehmen kann. Meiner Liebe zu Euch habe ich Alles geopfert. Alles, was ich dafür von Euch verlange, iſt — Eure Dankbarkeit? Das Wort erkältet mich; — Euer Leben? nein! Eure Liebe! dieſe, und dieſe allein genügt mir. — Paul benützte dieſen Augenblick hochgeſtiegener Leidenſchaft und Zärtlichkeit, um einen Gegenſtand von höchſtem Intereſſe für beide zu berühren. Oft ſchon früher hatte er ſich erlaubt, mit Matilden von dieſer Sache zu ſprechen, aber jedesmal hatte er ſtatt der Antwort nur Küſſe bekommen, welche ſeinen Vorſtellungen ein Ende machten. Aber in den Grundſätzen ſtrenger Sittlichkeit aufgewachſen, konnte er, trotz aller Seligkeit, die er in ihrer gegenſeitigen Liebe fand, nicht umhin, ſich einigermaßen unruhig zu fühlen, wenn er bedachte, daß dieſelbe die Sanction der Kirche nicht erhalten habe. — Theuerſte Matilda, ſagte er, du quälſt dich oft mit der Einbildung, daß es möglich ſey, ich würde dir entfremdet. Warum nun nicht in das willigen, was uns beide hinſichtlich dieſes Punkts ganz beruhigen würde? Wollteſt du nur in eine geheime Trauung willigen. — — Wieder dieſer Gegenſtand! rief die Gräfin im Tone des Mißfallens aus, ſich zugleich aus ſeinen Armen losmachend. Was für ſeltſame und kalte Weſen ſeyd doch ihr Männer! Ihr wißt nie, wann ihr zufrieden ſeyn ſollt. Was fehlt Euch denn noch, Paul? Wozu möchtet Ihr mich denn gern bereden? Wäre ich nicht völlig überzeugt, daß Euer Dringen nur die Folge iſt von den Vorurtheilen, in welchen Ihr auferzogen wurdet, ſo würde ich bald glauben, es ſey Euch eingegeben von eigennützigen und ehrgeizigen Beweggründen, wo nicht gar von noch Schlimmerem. Hört meine Antwort. Bisher habe ich Eurem unſtatthaften und nichtigen Verlangen entweder durch Scherz oder durch Liebkoſungen ein Ziel geſteckt; jetzt aber, wo unſer Widerſtand gegen Oeſterreich uns eine neue Laufbahn eröffnet, wo binnen wenigen Wochen vielleicht Ihr oder ich im Kampf mit unſern Feinden fallen können, ſehe ich mich genöthigt, Euch entſchieden und ohne Rückhalt zu ſagen, daß eine Heirath zwiſchen uns unmöglich iſt. Meine Perſon, meine Liebe, meine Handlungen ſind *mein*; dafür bin ich Niemand verantwortlich; aber mein Name, Paul, der gehört meinem Vaterland und meinen Ahnen. Glaubt mir, ich bin weder von Ehrgeiz noch von Selbſtſucht beſeelt. Nein, es iſt eine Pflicht, höher als die Liebe ſelbſt, eine Pflicht gegen die Geſetze meines Landes, eine Pflicht gegen die Ehre meiner Vorfahren. Und ſolltet Ihr, Paul, je zu wählen haben zwiſchen den Anforderungen Eures Vaterlandes und denen der Liebe, Ihr würdet gewiß die letztern den erſtern opfern und Eure Pflichten gegen Euer Vaterland, wenn auch auf Koſten aller andern, erfüllen. — Beide blieben einige Minuten ſtumm; ein ganz neues Gefühl, das er ſich nicht recht zu erklären wußte, bemächtigte ſich Pauls. Es war Erſtaunen über den Hochſinn, welchen die Gräfin zeigte, aber doch erkältete es ihn einigermaßen. Auch konnte er nicht umhin, ſich zu geſtehen, es ſey für ein Weib beſſer, ein Weib zu bleiben, und es würde ihm unendlich mehr geſchmeichelt haben, wenn die Gräfin, nach ſo vielen bei weitem bedeutendern Opfern, es über ſich ſelbſt vermocht hätte, ihren hochmüthigen Stolz ihrer Leidenſchaft zu opfern."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 60 u. 61.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

26 Mai 1839.

Jules Michelet über Deutschland.

In seiner Einleitung zur Universalgeschichte charakterisirt der im Titel genannte französische Historiker unsere Nation in einer Weise, die auf der einen Seite allerdings nicht sehr schmeichelhaft ist und worin sich der Hochmuth und die Eitelkeit des französischen Charakters bei häufigem Irrthum und verwirrender Oberflächlichkeit stark ausspricht, der man aber doch eine theilweise Richtigkeit der Auffassung nicht absprechen kann, und die wir Deutsche immerhin beherzigen mögen, theils um von dem Wahn zurückzukommen, in welchen sich Viele eingewiegt haben, als ob die andern Nationen ganz erfüllt wären von Bewunderung unserer Gemüthstiefe und Geistesherrlichkeit, theils um zu erkennen, welche Eigenschaften ein Volk in den Augen des andern ehren, welche imponiren, und welche dagegen nur ein halb mitleidiges und spöttisches, zweideutiges Lob sich erwerben.

„Wie hat sich in Europa die schwere Aufgabe der Befreiung der Menschheit vollendet und erfüllt? In welchem Verhältniß hat dazu jede der politischen Personen beigetragen, die man Staaten nennt: Frankreich, Italien, England, Deutschland?

Seit den Griechen und Römern hat die Welt jene sichtbare Einheit verloren, welche der Geschichte des Alterthums einen so einfachen und dramatischen Charakter verleiht. Das moderne Europa ist ein sehr verwickelter Organismus, dessen Einheit, dessen Seele und Leben nicht in diesem oder jenem überwiegenden Theil sich befindet, sondern in ihrem gegenseitigen Verhältniß und in ihrer Wechselwirkung, in ihrem tiefen Ineinandergreifen und ihrer innigen Harmonie. Wir können nicht angeben, was Frankreich geleistet hat, was es ist und seyn wird, ohne über diese Probleme das Ganze der europäischen Welt zu befragen. Frankreich erklärt sich nur durch seine Umgebungen. Seine Persönlichkeit ist nur für den verständlich, der die andern, durch ihren Gegensatz es charakterisirenden Staaten kennt.

Die Welt der Civilisation ist an ihren beiden Thoren nach Afrika und Asien hin bewacht durch die Spanier und die Slaven, die zu einem ewigen Kreuzzug Bestimmten, die christlichen Barbaren, gegenüberstehend der muselmännischen Barbarei. Diese Welt hat zu ihren beiden Polen, im Süden und Norden, Italien und Skandinavien. Auf diesen beiden äußersten Punkten lastet schwer das Verhängniß der Race und des Klima's. Im Mittelpunkt liegt das unentschiedene Deutschland. Wie die Oder, wie die Wahl, diese launischen Flüsse, die es so übel im Osten und Westen begränzen, hat auch Deutschland hundertmal seine Ufer geändert, sowohl gegen Polen als gegen Frankreich hin. Man verfolge, wenn man kann, in Preußen und Schlesien, in der Schweiz, in Lothringen und in den Niederlanden die launenhaften Windungen und Krümmungen, welche die deutsche Sprache beschreibt. Auch das Volk finden wir überall wieder. Deutschland hat seine Sueven der Schweiz und Schweden, hat Spanien seine Gothen, seine Lombarden der Lombardei, seine Angelsachsen England, und Frankreich seine Franken gegeben. Es hat alle Bevölkerungen Europa's benannt und erneut. Sprache und Volk fruchtbare Elemente, haben sich überall hin ergossen, haben Alles durchdrungen.

Und heute noch, wo die Zeit der Völkerwanderungen vorüber ist, verläßt der Deutsche gern sein Land, und nimmt gern den Fremden auf. Er ist der Gastlichste der Menschen. Man trete geradezu ein unter das spitze Dach, in das häßliche Haus von buntscheckigem Holz; man setze sich nur keck ans Feuer hin und fürchte nichts; man erweist dem Wirth einen Gefallen. So groß ist die Vorliebe der Deutschen für das Fremde. Der Oesterreicher, der Schwabe, so arg mißhandelt von unsern Soldaten, weinten oft beim Abmarsch des Franzosen. In mancher rauchigen Hütte findet man alle Journale Frankreichs. (!) Der Deutsche sympathisirt mit der Welt; er liebt, er adoptirt die Moden, die Ideen anderer Völker, mit dem Vorbehalt, darüber zu schimpfen.

Der Charakter dieses Volksstamms, der sich mit so vielen andern vermischen sollte, besteht in der Leichtigkeit, sich selbst zu verläugnen. Der Vasall ergibt sich seinem Herrn; der Studirende, der Handwerker ihren Corporationen. In diesen Associationen

ſteht das eigene Intereſſe in zweiter Linie; das Weſentliche ſind die freundſchaftlichen Zuſammenkünfte, die gegenſeitigen Dienſte, und jene Gebräuche, Symbole und Einweihungen, welche für die Genoſſen eine Art ſelbſtgewählter Religion begründen. Die gemeinſchaftliche Tafel iſt ein Altar, wo der Deutſche den Egoismus opfert; da gibt der Menſch ſein Herz dem Menſchen, ſeine Würde und ſeine Vernunft dem Sinnengenuß preis. Komiſche und rührende Myſterien des alten Deutſchlands, Biertaufe, geheiligte Symbolik der Schmiede und Maurer, ernſte Einweihungen der Böttcher, der Tiſchler — es iſt wenig mehr übrig von Allem dem, aber in dem, was noch vorhanden iſt, findet man noch jenen Geiſt uneigennützigen Gemeinſinns.

Kein Wunder daher, wenn wir in Deutſchland zuerſt ſehen, wie ſich der Mann zum *Mann* eines Andern macht, ſeine Hände in die des Andern legt und für ihn zu ſterben ſchwört. Dieſe Hingebung ohne Intereſſe, ohne Bedingung, worüber die ſüdlichen Völker lachen, hat aber gerade die Größe des germaniſchen Stamms begründet. Vermöge derſelben haben die alten Banden der Eroberer des römiſchen Kaiſerreichs, jede um einen Häuptling geſchaart, die modernen Monarchien gegründet. Sie gaben ihm ihr Leben hin, dieſem Häuptling ihrer Wahl; ſie gaben ihm ſelbſt ihren Ruhm. In den altdeutſchen Geſängen ſind alle Thaten der Nation nur einigen Helden zugeſchrieben. Der Häuptling vereinigt in ſich die Ehre des Volks, deſſen koloſſaler Typus er wird. Die Stärke, die Schönheit, die Größe, alle edeln Waffenthaten häufen ſich auf Sigfrid, auf Dietrich, auf Friedrich Barbaroſſa, auf Rudolph von Habsburg.

Ueber die Herren, über die Grafen und Herzoge, über die Wahlfürſten und den Kaiſer ſelbſt, auf den Gipfel jeder Hierarchie hat Deutſchland die *Frau* geſtellt. Velleda, ſagt Tacitus, wurde bei ihren Lebzeiten angebetet. Ein alter Minneſinger ſetzt die Frau auf einen Thron, mit zwölf Sternen als Krone, und das Haupt des Mannes als Schrittſtein. Wenn die Poeſie eine Sache des Herzens iſt, ſo iſt es hier. Die Minnelieder ſind voll kindlicher Thränen, voll jenes troſtloſen Leides, das ſich ſelbſt ängſtet und ſich nicht ausſprechen kann. Da findet man weder die Jongleurs, noch die gaya sciencia, ſo wenig als die frivole Dialektik der Liebeshöfe. Der Gegenſtand dieſer Lieder iſt die ideale Frau, die Jungfrau, die ſie Gottes und der Heiligen vergeſſen macht; auch das Grün der Natur und die Blumen, und ſie ſind unerſchöpflich über dieſen letzten Gegenſtand. Dieſe zugleich kindiſche und tiefſinnige Poeſie überläßt ſich dem magnetiſchen Zuge der Natur, die ſie am Ende vergöttert. Eine bewundernswerthe Miſchung von kindiſchem Weſen und Kraft ſcheint mir der deutſche Genius gleichſam verkörpert im Parzival, dieſem gewaltigen Ritter, welchen die Sorgfalt einer ängſtlichen Mutter in der Unſchuld und rührenden Unwiſſenheit des Kindesalters erhalten hat. Er entflieht, und begibt ſich in die Stadt der Wunder durch Wälder und Wüſten. Aber ein verwundeter Vogel läßt auf den Schnee drei Blutstropfen fallen; der Held erkennt in dieſen Farben die Weiße und das Roſenroth ſeiner Geliebten. Er bleibt ſtehen, unbeweglich, in Träume verſunken. Er erſchaut in der gegenwärtigen Wirklichkeit das Ideal, das ſeine Seele erfüllt. Wehe dem, der dem Traum ein Ende machen will! er wirft, ohne vom Platz zu weichen, die Ritter nieder, die der Reihe nach kommen, ihn wegzuſchleppen.

So tritt von vorn herein in der feudalen Hingebung, in der Liebe und in der Poeſie, die Selbſtverläugnung und die tiefe Aufopferungsfähigkeit des deutſchen Geiſtes hervor. Vom Endlichen getäuſcht, flüchtet er zum Unendlichen; wenn er ſich ſeinem Herrn, ſeiner Dame geopfert hat, was wird er ſeinem Gott verweigern? Nichts! nicht einmal ſeine Sittlichkeit, ſeine Freiheit. Er wird Alles in dieſen Abgrund werfen, er wird den Menſchen im Univerſum, das Univerſum in Gott aufgehen laſſen. Vorbereitet durch den proteſtantiſchen (?) Myſticismus wird er ohne Bedenken den Pantheismus Schellings annehmen, und der Ehebruch von Materie mit dem Geiſt wird von neuem begangen werden. Wo ſind wir, großer Gott? ſo wären wir wieder zum Standpunkt Indiens zurückgeſunken, ſo hätten wir dieſen weiten Weg umſonſt gemacht? In dieſem Ziel offenbart ſich, mit ihren unſittlichen Folgen, die univerſelle Sympathie oder die univerſelle Indifferenz des deutſchen Geiſtes. Es möge immer Religion, Philoſophie, Geſchichte kommen — der Dichter des Fauſt, der zeitgenöſſiſche Fauſt wird ſie abſpiegeln, ſie abſorbiren in dem Meer ſeiner Poeſie.

Ja, Deutſchland iſt das europäiſche Indien, großartig, unbeſtimmt, ſchwankend und fruchtbar, wie ſein Gott, der Proteus des Pantheismus. So lange er nicht eingeengt und umſchloſſen war von den umgebenden Monarchien, iſt der indo-germaniſche Stamm aus ſeinen Ufern getreten, hat ſich über Europa ergoſſen und hat es, ſich ſelbſt verwandelnd, verwandelt. Damals ſeiner natürlichen Beweglichkeit hingegeben kannte er keine Mauern und Städte. „Jede Familie, ſagt Tacitus, macht da Halt, wo ihre Laune, ein Wald, eine Wieſe, eine Quelle ſie feſthält.“ Aber in dem Maaß, als im Rücken die Wogen einer andern Barbarei hereindrängten, Slaven, Avaren und Ungarn, als im Weſten Frankreich ſich befeſtigte und abſchloß, mußte man, um nicht Land zu verlieren, Feſtungen bauen und die Städte erfinden. Man mußte ſich Herzogen, Grafen ergeben, ſich in Kreiſen und Provinzen gruppiren. Mitten in Europa liegend als Schlachtfeld für alle Kriege, nahm Deutſchland, mochte es wohl oder übel wollen, die feudaliſtiſche Organiſation an, hielt ſie feſt, und blieb barbariſch, um nicht unterzugehen. Dieß erklärt das wunderbare Schauſpiel eines immer jung und gleichſam jungfräulich bleibenden Volksſtamms, den man, wie durch Zauber in einer durchſichtigen Civiliſation begriffen ſieht, wie eine heftig geſchüttelte Flüſſigkeit mitten in dem unvollkommnen Kryſtall flüſſig bleibt. Daher die ſeltſamen Contraſte, welche Deutſchland zu einem Land von monſtröſer Ungleichartigkeit machen; Staaten von zwanzig Millionen und andre von zwanzig Tauſend; die unendliche Zerſtückelung, das unendlich verſchiedene Recht der Feudalherrſchaften und daneben eine große Monarchie, disciplinirt wie ein Regiment. Städte von geſtern, ganz weiß und blank, nach Einem Maaß, in ſtrengen Linien und Winkeln, langweilige und ärmliche kleine London; und andre, wie das gute Nürnberg, wo die Häuſer, grotesk bemalt, den Vorübergehenden immer die Worte des Evangeliums predigen; oder auch, um alle Contraſte zu vereinigen, gelehrte Bibliotheken

mitten in Wäldern, und Hirsche, die unter dem Balcon der Kurfürsten zu trinken kommen. Diese äußern Gegensätze drücken nur die in den Sitten aus. Das an die Scholle Verhaftetseyn, die Communen des Mittelalters, Alles findet sich in diesem merkwürdigen Museum, wo jeder Schritt im Raum auch eine Reise in der Zeit ist. In mehreren Provinzen ist die Frau die Magd, wie sie es bei dem barbarischen Krieger war, was übrigens nicht hindert, daß sie durch den idealen Genius des Ritterthums vergöttert wird.

Unter allen Widersprüchen ist der stärkste derjenige, der unter dem Joch des Mittelalters ein nach Neuerungen begieriges und für das Fremde schwärmendes Volk zurückhält. Bei so wenig Standhaftigkeit eine solche ewige Dauer der Gebräuche und Sitten! Gewiß, was Deutschland fehlt, ist nicht der Will: zur Unabhangigkeit, zum Wechsel. Wie oft hat es sich erhoben, aber immer, um bald wieder zurückzusinken. Der altsächsische Geist, die ewige politische Opposition Deutschlands, der wilde Trotz der skandinavischen Stämme, der ganze Norden protestirt gegen die pantheistische Tendenz der südlichen Provinzen; er weigert sich seine Persönlichkeit an einen Menschen, an Gott oder an die Natur zu verlieren. Diese Entschiedenheit des Nordens tritt in prächtiger Prahlerei hervor. In Island werden die Götter sterben wie die Menschen. Der Mensch war früher als sie; die Welt ist aus den Gliedern eines Riesen gemacht. An wen glaubst du? fragte der heil. Olaf einen seiner Krieger. Ich glaube an mich! war die Antwort. Woher kommt es nun, daß dieser stolze Geist immer wieder zum Mysticismus und Despotismus zurückfällt? Schweden, unter Gustav Adolph der Hort der protestantischen Freiheit, hat sich den Rosenkreuzern unterworfen. Wer sprach lauter als Luther gegen Roms Tyrannei? aber um nachher die Freiheit des Willens zu vernichten. Zu Luthers Lebzeiten, an seinem Tisch sogar, begann der Mysticismus, der in Böhme triumphiren sollte. Kant schrieb auf seine Fahne die Worte: Kritik und Freiheit! Deutschland gedachte endlich frei und stark zu seyn, und um sich seiner selbst recht zu versichern, schloß es sich in die Bande eines entsetzlichen Formalismus ein; aber seine glatte Natur entwischte immer wieder durch die Kunst und durch das Gefühl, durch Goethe und Jakobi. Dann kam Fichte, ein unbeugsamer Stoiker, ein glühender Patriot. Er ergriff, um den Menschen zu befreien, das einzige noch übrige Mittel; er unterdrückte die Welt, wie er durch die Unterdrückung Frankreichs hatte Deutschland befreien wollen. Eitle Hoffnungen der Menschen! Die Philosophie Fichte's, die Gesänge Körners und das Jahr 1811 endigten in einem allerdings unruhigen Schlummer. Deutschland ließ sich wieder durch den Pantheismus Schellings einschläfern, und wenn der Norden durch Hegel sich ihm entriß, so war es nur, um die heilige Freistätte der menschlichen Freiheit zu verletzen, um die Geschichte zu versteinern. Die sociale Welt wurde unter ihren Händen ein Gott, aber ein regungs- und gefühlloser Gott, ganz geeignet, in der nationalen Lethargie zu trösten und sie zu verlängern."

Die einzelnen, theils willkürlichen, theils falschen Behauptungen zu beleuchten und zu widerlegen, wäre eine überflüssige und weitläuftige Mühe. Wahres und Falsches zu sondern bleibe dem Leser überlassen.

Größe des Privatlebens.

(Schluß.)

Ueber diesen Eingang schon sind einige Ausstellungen zu machen. Fürs erste, dieser Herzog, von welchem zwei Ahnen unter Louis XV Minister gewesen, der im Schooß seiner Familie einen stets befolgten politischen Gedanken und ehrgeizige Traditionen eingesogen, dieser Herzog, der heute Demokrat und Socialist mit Hintergedanken ist — Wer ist es? Man fragt nach seinem Namen, denn er ist auffallend bezeichnet, aber man findet ihn nicht; es gibt in Frankreich keine solche Familien, solche anererbte politische Traditionen, die man festgehalten und umgestaltet hätte; das erinnert mehr an die großen Whigfamilien. Und dann wird diese ganze auf dem Schloß versammelte Gesellschaft uns als sehr verkünstelt, sehr buntscheckig, sehr widerwärtig mit Einem Wort geschildert, und sie muß es seyn. Gewiß findet man auch heutzutage solche Salons in Frankreich, und mehr als man wünscht; aber das ist ein seltsames Publicum, um davor die Sache des Privatlebens zu verfechten und einen Satz zu Gunsten der stillen und bescheidenen Tugenden zu behaupten.

Die Größe des Privatlebens! warum dieser prunkende Titel? Ebenso gern sähe ich auf dem Titelblatt des Buchs die Worte: der Ruhm der Niedrigkeit, das Erhabene der Mittelmäßigkeit! Das Privatleben, sofern es ächt und wahr ist, will vor Allem gelebt, geübt seyn, veranschaulicht durch Beispiel und Erzählung; es posaunt sich nicht selbst aus:

Qui sapit, in tacito gaudeat ille sinu!

hat der elegische Dichter gesungen, und das gilt ebenso von der häuslichen Glückseligkeit und Tugend, wie von den Geheimnissen der Liebe. Selbst dann, wenn man der Belehrung wegen den Schleier lüftet, muß man nicht die prahlerische Fahne des Stolzes aufstecken.

Aber man erklärt sich leicht diesen etwas ruhmredigen Anlauf aus der früheren Stimmung und Gesinnung des Verfassers. Von der humanitarischen Idee übergegangen zur Idee der Häuslichkeit in Folge einer Art von innerer Reaction, fühlte er sich von Anfang an etwas überspannt und überreizt, wie man es immer bei jeder Reaction ist. Er nahm in seiner neuen Rolle eine feindliche Stellung an gegen seine alte Idee, die er sich zu viele Mühe gibt, Angesicht gegen Angesicht zu bekämpfen, als daß man ihn völlig geheilt glauben könnte. In die Idee des Privatlebens nicht durch eine bescheidne Pforte, wenn das Bild erlaubt ist, sondern durch die Bresche eingedrungen, zeigt er in seiner Besitzergreifung eine kriegerische Hitze und eine triumphirende Miene, die nur nach längerer Angewöhnung verschwinden werden. Man darf sich nicht mehr verwundern, daß er an diesem ersten Tage, wo er das bescheidene Dach erstiegen, darauf die Fahne aufpflanzt und schwenkt.

Der erste der beiden Romane, Simiane, ist weniger belebt als der zweite, und die Abhandlung greift allzu fühlbar um

ſich. Zu Anfang des Monats Mai 1737 kommen ein junger Mann und eine junge Frau in Vevey, im Waadtland an, und hier, am Ufer des ſchönen Sees, wählen ſie ſich, ihre Reiſe unterbrechend, eine ländliche und ſchöne Wohnung; Jahre lang leben ſie fortwährend hier in treuer Liebe, in der Bewunderung der Natur und in der Anbetung des Schöpfers. Was der Verfaſſer darthun und beweiſen will, iſt dieß: daß ſie durch ihre wechſelſeitige liebende Ergebenheit, durch die fortwährende Vervollkommnung ihrer Seelen in der Einſamkeit, ihre Rolle hienieden eben ſo gut ausfüllen, als Andre, wenn ſie ſich in die ſtaubige und oft ſchlammige Arena werfen. Ich bin ganz einverſtanden mit dieſer Geſinnung; nur, weil die Tage der Glücklichen alle einander ähnlich ſind und daher die Schilderung derſelben ſchwerer iſt, als die von böſen Tagen und Unglücksfällen, wird man finden, daß dieſer Anfang, voll von Geſprächen und Entzückungen, für den Leſer nicht den lebendigen Reiz hat, den er für die Liebenden haben mochte. Nur einer ſehr kleinen Zahl von Malern iſt es gegeben, auf dieſe weißen Blätter des Lebens ſchreiben zu können. Rouſſeau und Bernardin de Saint-Pierre konnten es; einige Dichter haben es in einem lyriſchen Geſang, in einem einmal hingehauchten Hymnus gethan. Der Verfaſſer befindet ſich von Anfang an in der unvortheilhaften Lage, in den Schilderungen Einer und derſelben Natur allzudirect mit Jean Jacques und mit Byron zuſammenzutreffen. Bei einer unverkennbaren Sorgfalt im Schreiben und Schildern fehlt ihm doch eine gewiſſe Schärfe der Zeichnung und eine gewiſſe Pracht der Farbe. Er drängt ſeine Umriſſe nicht genug zuſammen, er ſchleudert nicht auf die Gegenſtände, oder er empfängt nicht von ihnen jene Flammengarben, welche das Bild feſt einprägen, daß man es mit ſich fortträgt. Das äußerſte Ende des Genfer-Sees, wohin er die Scene ſeiner Idylle verlegt, iſt wegen der Einfachheit und Schärfe, in der die Landſchaft ſich darſtellt, von einer wahrhaft claſſiſchen Größe. In gewiſſen düſtern Wintertagen machen dieſe ſchwarzgeſtreiften Schneeberge dem treuen Auge, das ſich lang auf ſie heftet, den Eindruck des ſchärfſten und feinſten Kupferſtichs. Wie ſind ſie dann ſo ſchön, auch ohne einen einzigen Sonnenſtrahl! Aber an den prachtvollen, heitern Tagen, wenn der blendende Glanz von tauſend zurückgeworfenen Lichtern, des Blickes ſpottend, doch die ewige Schärfe der Umriſſe nicht mindert, die ſie auszeichnet — wie ſich dieſer bemächtigen? Man frage den Maler von Childe-Harold und von Chillon. In Ermanglung des Gegenſtandes ſelbſt kann man wenigſtens deſſen Eindrucke auf die Seele der Liebenden zeigen und darin, im aufgeregten Gefühl, die ſchönen ſchwankenderen Schatten verfolgen. Forteul hat nicht ermangelt, dieß zu thun, aber auch hier hatte er zu kämpfen mit nahen poetiſchen Erinnerungen; er begegnete Lamartine auf ſeinem geheiligten See. Wenn der Verfaſſer von Simiane und Julietten ſchildert, wie ſie ſich berauſcht in den ſüßen Liebesworten, deren Muſik ſich mit dem Schwanken der Barke miſcht; wenn er uns etwas weitläuftig einige dieſer unendlichen Zärtlichkeiten vormurmelt: „Was nützte es dem Himmel, daß er das ſchimmernde Wunder iſt, das aus des Schöpfers Händen hervorging, wenn er ſich ſeiner Schönheit ſelbſt nicht bewußt wäre? Aber der durchſichtige Spiegel der Gewäſſer iſt ausgegoſſen worden über die Erde, damit er darin ſein leuchtendes Antlitz beſchauen und ſo ſich ſeiner ſelbſt erfreuen könne," ſo erinnert er ſich unwillkürlich und erinnert uns an die Strophen aus dem Abſchied vom Meer, die uns ſo oft wiegten:

Gott, der die Welt mit reinem Quellen
Und ſchönen Element geſchmückt,
Erſchuf den Himmel, zu erhellen
Mit Glanz die Wellen; ſchuf die Wellen,
Daß ſich des Himmels Bild drein drückt.

In dem, zwar ungleichen aber nicht unehrenhaften, nur etwas zu hartnäckig fortgeſetzten Wettkampf dieſes Anfangs, hat Herr Forteul ſelbſt es inne werden müſſen, daß nicht Alles nichtig und eitel iſt an jenen maleriſchen Schilderungen, die er hin und wieder als nicht mehr an der Zeit und veraltet gerügt hat, und daß es eine eigene Art von Kunſt iſt, immerhin der ernſteſten Sorgfalt würdig, um dieſe treue und glänzende Wiedergebung der Natur, um dieſe durchſichtige Klarheit der Farben, um die Pinſelſtriche des Genie's, die ohne Zweifel alle Theorien der Welt nicht geben können, aber die ſie anerkennen, willkommen heißen und pflegen ſollten.

Das Intereſſe, welches bei dem Alleinſeyn der Liebenden etwas ermattete, ſteigert ſich mit der Ankunft eines Dritten; dieſer iſt Rouſſeau ſelbſt, der jung, unbekannt und ſich ſelbſt noch nicht kennend, eines Tags durch die grüne Hecke des Gartens am kleinen Landhaus bricht, und ohne recht zu wiſſen warum, aber unwiderſtehlich angezogen von dem Bilde des Glücks, von dem er träumt, und von einer Melodie, auf dem Clavier geſpielt, ſich nähert. Forteul malt ihn uns mit Treue und Liebe; es iſt wirklich der Rouſſeau der erſten Jahre der Selbſtbekenntniſſe. In wenigen Augenblicken wird er der Freund von Simiane und Juliette; er ſetzt ſich an ihren Tiſch. Laſſen wir den Romandichter ſelbſt in einer ſeiner glücklichen Stellen ſprechen:

„Nach dem Eſſen ſuchte Simiane ſeinen Freund zum Plaudern zu bringen und richtete einige Fragen, literariſche Gegenſtände betreffend, an ihn. Sein Freund gab ihm keine befriedigende Antwort; er wußte beinahe Voltaire's Namen nicht. Uebrigens ſprach er von allen Herzensſachen mit einer fließenden Beredſamkeit, und ſein Geiſt war nicht ohne Hülfsquellen; aber er hatte nicht den geringſten Anſtrich von dem, was man Literatur nennt, und was, in den Augen der Welt, die ſchönſte Frucht der Erziehung und Bildung iſt. Er hatte viel geſehen und wenig geleſen; er hatte ſchon tiefe Empfindungen gehabt, aber es war ihm die Kunſt, ſie auszudrücken, gänzlich fremd. Er war wie ein armes Kind am Fuße der Alpen herumgeirrt, wo er das Licht der Welt erblickt hatte; und der Ueberfluß von Gefühlen, die er mitten im Elend eines unſichern und ſchwankenden Lebens an ſich erfahren, hatte noch keine andere Form gefunden, ſich zu entleeren, als die Muſik, dieſe Sprache der Luft, des Windes und des Sturms, welche der Genius der Gottheit geraubt hat, und welche dieſer junge Mann ganz für ſich allein gelernt hatte, indem er dem Echo ſeiner Berge lauſchte. Uebrigens war er friedfertig, zutraulich und gut; er gab ſich

dem ersten Eindruck hin mit jener Sorglosigkeit, wie sie solchen Seelen natürlich, die da gar nicht glauben, daß das Böse existiren könne; er beklagte sich nicht über das Schicksal, das ihn den härtesten Zufällen und Erfahrungen preis gegeben, und war der Natur dankbar für die Instincte, die sie ihm gegeben, und für die Schätze noch ungekannter Genüsse, die sie in seiner Seele verschlossen hatte. Auch ließ er am Abend, als er von seinen Wirthen Abschied nahm, ihnen den Eindruck zurück: er sey geboren, glücklich zu seyn, und er werde, unbekannt und zufrieden, sterben am Ufer des Sees, des einzigen Zeugen, dem es würde beschieden seyn, das völlige Geständniß seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen zu vernehmen."

Rousseau läßt nichts mehr von sich hören, und seine Freunde glauben, er habe sie vergessen. Aber im nächsten Sommer erscheint er wieder, und zeigt sich eines Morgens, auch wieder unvermuthet, in dem breiten Gang des Obstgartens. Dieß Mal ist er düster, abgemagert; er krankt schon an seinem Genie und an seinen Fehlern; er beklagt seine verlorne Unschuld, er bejammert vorzüglich seine gezwungene Unthätigkeit und den Mangel einer bestimmten Laufbahn. Er ist schon ehrgeizig geworden; der Kampf hat begonnen; die Charmettes neigen sich ihrem Ende zu. Er trennt sich wieder von seinen Freunden, um in nicht ferner Zeit sie von neuem zu besuchen; jede neue Ankunft ist entzückend geschildert, und als das einzige Ereigniß, das eine wechselnde und sich steigernde Gemüthsbewegung in das glückliche und einförmige Leben der beiden Liebenden bringt:

„Zu Ende des Winters 1741, an einem schönen Tage, hatte Simiane so eben seine Birnbäume gepropft; er hatte noch seine Instrumente in der Hand und hatte sich auf dem Gras ausgestreckt. Der vollen Leibeslänge nach daliegend hörte er die Töne, welche Juliette ihrem Clavier entlockte, und zugleich verfolgte er mit den Blicken die Wolken, die, ein Spiel des Windes, an dem azurnen Himmel hinschwebten. Während sein Blick in dem unermeßlichen Raume schwamm, spürte er, wie ein Schatten ihm die Sonne entzog; augenblicklich sprang er auf und rief: Er ist's!"

Dieß Mal endlich hat das Genie bei Rousseau klar gesprochen, und es drängt sich in den unverkennbarsten Anzeichen hervor, sowohl in der Beredtheit seiner Gespräche als in den stürmischen, ungestümen Wünschen seiner Seele. „Nach Paris — ja, nach Paris — ruft er aus — das ist der Wunsch aller der armen Unsinnigen, die sich berufen glauben, die Welt umzugestalten! Auch er, auch er will der Gesellschaft sagen, was er von ihr denkt; er will den Versuch machen, ob nicht vielleicht zufällig sein Geist die Angel ist, in der sich das Jahrhundert drehen soll." Jetzt erklärt sich Simiane, und um ihn von seinem unglücklichen Vorhaben zu heilen, erzählt er, nachdem er von Juliette mit einem Blick sich die Erlaubniß eingeholt, seine eigene Geschichte. Simiane ist nichts Anderes als ein vorzeitiger Rousseau, ein Rousseau, der es aber nicht hat seyn wollen; auch er in den Alpen geboren, jung und als Waise, mit 1000 Francs Renten nach Paris gekommen, hat er die Bahn der Literatur einzuschlagen versucht; er hat Montesquieu ein Manuscript eingehändigt, das der große Mann sehr vortheilhaft beurtheilt hat; er hat das Café Procope häufig gesucht und mit den schönen Geistern geplaudert. Der Verfasser benützt, wie man leicht begreift, die ihm durch die Erzählung Simiane's gegebene Gelegenheit, die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu beurtheilen, und dessen wichtigste Gestalten zu zeichnen; auch spürt man in der Erzählung Simiane's zu sehr den Schriftsteller unserer Zeit heraus. Simiane will sein Manuscript Montesquieu überbringen, welchen die Lettres persanes an die Spitze der Reaction gestellt haben, die sich gegen die Größe und den Despotismus von Louis ausgesprochen. In solchen Ausdrücken sprach man aber nicht zur Zeit Montesquieu's und vor den Doctrinaires. Diese Anachronismen in den Ausdrücken und Ideen sind häufiger, als zu wünschen wäre. Was das von Montesquieu entworfene Bild betrifft, so glaube ich nicht, daß es der Wahrheit gemäß ist, aus dem großen Schriftsteller einen so unbedeutenden, kraft- und witzlosen Plauderer zu machen, wie ihn uns Forteul zeigt; man darf das, was Montesquieu selbst von sich sagt, nicht allzu genau und buchstäblich nehmen; man findet in den Memoiren Garats ein Gespräch des berühmten Mannes, als er schon am Ende seiner Tage war, welches, im Gegentheil, von blühenden Bildern und geistreichem Witz wimmelt. Die Schilderung des Café Procope ist ein wenig mit freier Phantasie entworfen. Voltaire plauderte dort nicht mit Piron, und Vauvenargues, obwohl in der Rue du Paon wohnend, kam nicht dahin. Aber diese einzelnen Ausstellungen bei Seite, verdient die von der damaligen Literatur gegebene Gesammtansicht, und die Farben der energischen Verdammung, die nur noch besser ihre Anwendung auf unsere heutige Literatur fänden, alles Lob. Wenn sich dabei einiger Anachronismus einschleicht, so ist er doch nicht sehr auffallend und störend, und man läßt ihn sich gefallen, weil er der Stimme der edelsten Gefühle und Gesinnungen in der Seele des Verfassers Raum, sich zu äußern, gibt. Die Liebe von Simiane und Juliette hat Reiz, Wahrheit, und ich finde nichts daran zu tadeln, als die etwas gothischen und nach dem Jahr 1828 schmeckenden Besuche auf den hohen Thürmen von Notre-Dame. Man kann sich über sein Jahrhundert hinausstellen und erheben in der Moral; aber im Geschmack, und bis auf diesen Punkt, das ist unmöglich.

Die Erzählung Simiane's hat Rousseau gerührt, aber nicht von seinem Vorsatz abwendig gemacht. Es scheint sogar später, daß das Beispiel Rousseau's und seine Erfolge, deren Kunde den weisen Freund erreicht, in seinem Herzen die Versuchung wieder geweckt und einen augenblicklichen Schatten auf sein lange Zeit unveränderliches Glück geworfen haben. Aber Simiane hat auch dieß letzte Mal über die Wünsche nach Ruhm gesiegt, die sich unter die Maske großmüthiger Entwürfe steckten. Die Blicke seiner Juliette, die er immer und unablässig befragt, eine Reise beider auf den Montblanc, der damals eine Neuigkeit und beinahe wie eine Entdeckung war, bringen seine Seele wieder ins Gleichgewicht und geben ihr die Stimmung der tugendhaften Mäßigung zurück. „Die hohen Berge, hat man schon gesagt, haben leicht einen mächtigen Einfluß auf den, der zu ihren Füßen wohnt, oder wenigstens beruhigen und

mäßigen ſie ihn; ſie bringen den Menſchen zur Vernunft.“ Simiane bleibt bei geſunder Vernunft, wie im Beſitz ſeines Glücks; wie Rouſſeau, ſchon berühmt, ſie wieder einmal beſucht, nimmt er von ihrer letzten Umarmung eines jener friſchen und zugleich heiligernſten Bilder mit ſich, die in der Nähe Thereſens und bei ſo vielen vernichteten und geſunkenen Illuſionen das Ideal in ſeiner Bruſt retteten und lebendig hielten.

Dieſe Perſon, Simiane, neben Rouſſeau, iſt wahr; dieſer hat ſolche Freunde gehabt, ihm ebenbürtig an Geiſt und Seele, die im Dunkel blieben; man leſe nur das beredte Blatt, das er dem Andenken eines von ihnen widmet: „Ignacio Emmanuel de Altuna war einer jener ſeltnen Männer, wie ſie nur Spanien hervorbringt, und deren es nur zu wenige erzeugt für ſeinen Ruhm.“ Simiane iſt ein ſolcher Emmanuel von Jean-Jacques, der unbekannt blieb.

Was fehlt nun dieſem erſten Bande Fortouls? daß er ſollte weniger demonſtriren wollen, daß er kürzer, in der Form nüchterner und gedrängter, kurz im Styl vollendet ſeyn ſollte. Bei einem ſo einfachen Thema ſollte der Ausdruck ganz vortrefflich und tadellos ſeyn — das was La Bruyere den nothwendigen Ausdruck nannte. Der Verfaſſer aber, bei lobenswerthen Bemühungen, nähert ſich dieſem Ziele nur an, und es begegnen ihm hin und wieder Nachläſſigkeiten.

Der Roman, der den zweiten Band füllt, bietet gerade das Intereſſe der Handlung, welches man bei Simiane vergeben erwartete. Der Verfaſſer hat den Contraſt nicht beabſichtigt aus einem literariſchen Beweggrund und zum Zweck der angenehmen Unterhaltung, ſondern auch wieder in Gemäßheit ſeines moraliſchen Standpunkts und Strebens. Die Geſellſchaft, vor welcher er ſeinen erſten Roman vorgeleſen, wirft ihm vor, eine Vergötterung des Egoismus geliefert zu haben, und er macht ſich daran, zu zeigen, daß der häusliche Herd nicht minder ſeine Begeiſterung, ſeine belebende Flamme der Thätigkeit habe, als er Entſagung und Opfer wirke. Das Romantalent, welches ſich in Steven beurkundet, iſt ſehr lebendig, und hält man ſich bloß an das Aeußere, ſo kann man, für den Erfolg beim Leſepublicum, bedauern, daß dieſer Roman nicht dem andern voran geht. Die Scene iſt im Harzgebirge, ums Jahr 1714; die Landſchaft iſt ausführlich geſchildert; die hiſtoriſchen Perſonen, halb myſteriös, ſind gleich von Anfang an dem Leſer vors Auge gerückt, in der Weiſe Walter Scotts, doch ohne deſſen ermüdende Breite. Ich will nicht im Detail analyſiren, was ich vielmehr ſelbſt zu leſen Jeden einlade. Der junge Steven von Travendahl, Sohn eines Generals von Karl XII, der bei Pultawa umgekommen, hat ſich mit ſeiner Mutter und mit ſeiner Schweſter in den Harz zurückgezogen; der geachtete Hauptmann der furchtloſen Bergleute geworden, hat er ſonſt nur einen Gedanken: ſeiner Mutter zu dienen, ihr zu gehorchen, und ſeine trauernde Schweſter Mina zu tröſten, an welcher ein geheimer ſtiller Gram zehrt. Es iſt der Zeitpunkt, wo Karl XII aus der Gefangenſchaft befreit, die Türkei verlaſſen hat; das Gerücht ſeiner Rückkehr eilt ihm voran. Ueberall in Deutſchland erwartet man ihn, hat man ihn in jedem unbekannten Reiter durchpaſſiren zu ſehen geglaubt — die Völker geneigt und begierig, wie immer, den Mann des Schickſals zu begrüßen, die Regierungen geſpannt und lauernd, um ſich des entfeſſelten Eroberers zu bemächtigen. Sein Neffe, der junge Herzog von Holſtein, und der alte Kanzler Müllern, der Karln XII um ein Weniges voraus reist, haben ſich im Harz an einen beſtimmten Ort beſtellt. Karl XII ſelbſt kommt hier an. Steven, ein Schwede von Geburt und von Herzen, Sohn eines der Tapfern von Pultawa, ſieht ſich zwiſchen alle ſeine Herzensneigungen und alle ſeine Pflichten in eine gefährliche Mitte geſtellt. Die Handlung des Romans in den beiden erſten Drittheilen verdient nur Lob. Karl XII mag freilich einigermaßen als hintennach zurecht gemacht und geſchildert erſcheinen mit den Projecten von allgemeiner Pacification und von europäiſcher Freiheit, die ihm der Verfaſſer leiht; Steven kann erſcheinen als nicht ganz im Geiſte ſeiner Zeit ſprechend, wenn er ſeinen Gäſten in der Perſon ſeiner Bergleute „die erſten Edelleute Europa's, den einzigen und unſterblichen Adel der Arbeit, den zu befehligen er die Ehre hat,“ zur Begrüßung vorſtellt. Aber das ſind nur einzelne, unweſentliche Züge, auf welche der Leſer kaum achtet, ſo ſehr ſchreitet das Ganze lebendig und bewegt vorwärts, ſo ſehr reißt die Entwicklung mit fort; Alles iſt gut, bis auf den Moment, wo Steven, Angeſicht gegen Angeſicht, Karln XII gegenüber ſteht. Aber hier, wenn der König, in dem haſtigen Verlangen, abzureiſen, da ſeine Gefahr mit jeder Minute ſich verdoppelt, von Steven Pferde ſich erbittet und verlangt, ſo wie auch, daß man ihm ſeinen Reiſegefährten herausgebe, den man zurückhält, weil er der Verlobte Mina's iſt; wenn Steven, ſich nicht damit begnügend, aus häuslicher Zärtlichkeit und Pietät dieſem Verlangen ſich zu widerſetzen, dieſe Pietät zur Schau trägt, ſie ausführlich erörtert, und ſie hochmüthig der Rolle des Eroberers gegenüber ſtellt; wenn er ausruft: „der Mann, den Ihr ſo eben ein Kind genannt, erhebt ſich aus dem Schooß ſeiner Dunkelheit, um ſich vor Euch hinzuſtellen, um ſich mit Euch zu meſſen, ohne Stolz wie ohne Furcht... nicht weil ich zu befehlen habe, wage ich, mich mit Euch zu vergleichen... Ich habe einen furchtbarern Feind beſiegt als Ihr... ich habe mich ſelbſt beſiegt!“ da verliert das Drama, was es Natürliches und Feſſelndes hatte; das Syſtem tritt wieder hervor. Steven iſt nichts weiter mehr als eine Art von Allegorie, darſtellend den Heroismus des Privatlebens, der ſich nach beſtem Vermögen ſpreizt und in die Bruſt wirft; und Karl XII, ganz verblüfft, hat nur Recht, wenn er ihm (etwas ſpät) ſagt: „Ich wundere mich über die Geduld und Sanftmuth, womit ich Euch anhöre.“ Ohne dieſe unglückliche Scene bliebe Steven bis ans Ende ein trefflicher Roman. Ich weiß, daß dieſe Scene eintreten mußte, daß ſie für die Idee weſentlich war. In welcher Art und Weiſe war ſie möglich? Ich möchte mich gar nicht verbindlich machen, ſie auszuführen, oder auch nur ungefähr die Mittel anzugeben. Aber was mir gewiß ſcheint, iſt: daß der Verfaſſer hier die Bedingungen der Wahrſcheinlichkeit und das Intereſſe überſchritten hat, weil er in dieſem Augenblick ſeine Perſonen ſelbſt aus dem Geſicht verloren hat, um ſich an die Galerie zu wenden.

Steven iſt nichtsdeſtoweniger eine ſehr bedeutende Probe

von dramatischem und malerischem Talent. Forteul wird wohl seine Reihe von Romanen mit der nämlichen moralischen Tendenz fortsetzen. Möge er sich weniger Mühe geben mit der Demonstration, und sich mehr dem Leben, dem Natürlichen, dem Rührenden seines Gegenstandes zuwenden, da er hiezu so befähigt ist. Das zu Beweisende wird lebhafter in die Augen springen, ohne daß man es rednerisch verficht; es ist etwas Demüthiges und Bescheidnes um das Privatleben, etwas, das hauptsächlich gut ist in die Länge, heilsam in seiner Gesammtheit, und das tief und weit eindringt durch den süßen Duft der Beispiele. Die beste Beweisführung wäre diejenige, welche in einer Reihe getreuer Erzählungen und bunter Gemälde durchschlüge; man würde oft den Zweck vergessen, man würde ihn nie streitend erörtern; dann, in einem gewissen Moment, würde man, wie nach einem wohlthuenden und reizenden Aufenthalt bei glücklichen Freunden, fühlen, daß man ein Anderer geworden ist, bekehrt zu ihrem tugendhaften Glück und entschlossen, dessen auch würdig zu werden.

Russische Novellistik.

(Schluß.)

Das Schloß wird am nächsten Tage von dem österreichischen General Braun belagert und nach einem fürchterlichen Widerstand im Sturm genommen. Der Graf verliert dabei das Leben und seine Schwester und Werner werden, erstere tödtlich, verwundet. Die Scene wird jetzt nach Berlin versetzt, wo Friedrich II eben den Thron bestiegen hat; sein Charakter und seine Lebensweise werden sehr ausführlich geschildert, nebst manchen Anekdoten von seinen Freunden, namentlich auch von Voltaire; und dieß Alles macht ein Loch in die Geschichte. Nachdem Werner einige Zeit in der ungarischen Garde Maria Theresia's gedient, der er von der Gräfin empfohlen worden ist, welche, wie man erfährt, in den Armen dieser Fürstin verschied, kommt er nach Berlin, wo er von dem König, als sein früherer Gesellschafter, mit der größten Gunst und Vertrauen beehrt, und während des siebenjährigen Kriegs sein beständiger Waffengefährte wird. Die verschiedenen Abenteuer, die er jetzt besteht, übergehen wir, und begnügen uns anzugeben, daß er endlich in der Schlacht von Zorndorf in die Hände der Russen fällt und als Gefangener nach Petersburg geführt wird. Hier aber wird er nicht nur mit aller seinem hohen militärischen Rang gebührenden Achtung behandelt, sondern auch aufs schmeichelhafteste ausgezeichnet von der Kaiserin Elisabeth, von dem Großfürsten und seiner Gattin, der nachmaligen Katharina II, die hier geschildert wird im vollen Glanz der jugendlichen Schönheit. Da der Großfürst ein warmer Bewunderer Friedrichs II ist, so führt der Tod der Kaiserin das Ende der Feindseligkeiten herbei und Paul kehrt zu seinem Herrn zurück. Mit raschen Schritten dem Alter des Fünfzigers entgegengehend, ein Lebensalter, wo ein Mann ganz untüchtig wird zum Dienst als Held einer Novelle, bleibt ihm nichts übrig, als sich auf das Schloß Blankenthal zurückzuziehen, das ihm Friedrich geschenkt hat, und sich hier für den Rest seiner Tage friedlich und häuslich niederzulassen. Aber so versorgt und abgethan werden, ohne vorher die eheliche Trauung durchgemacht zu haben, wäre gegen alle Vorgänge und alle Gesetze des Romans. So wird er denn vermählt, aber so, daß die Werbung und das Freien sich auf Eine Zusammenkunft und Erklärung beschränkt; denn bei seiner Ankunft in Blankenthal wird er überrascht, als er die Adelheid seiner ersten Liebe unverändert vor sich sieht, in der knospenden Schönheit eines heranreifenden Mädchens. Es weist sich aus, daß dieß schöne Bild die Tochter Adelheids und des Generals Braun ist, die nach dem Tod ihrer beiden Eltern bei einer Schwester ihres Vaters in Blankenthal lebt. Das Resultat ist in ein paar Blättern zusammengedrängt, und der Roman schließt damit, daß Werner eine Frau bekommt, mit deren Mutter schon er sich gerne verbunden hätte, volle fünfzehn Jahre vor der Geburt seiner zweiten Adelheid! Seine Rechtfertigung dieses höchst außerordentlichen und unerwarteten Schlusses faßt der Verfasser zusammen in dem Einen Wort: Sudba Schicksal! Wir möchten eher den Grund davon in der Verwirrung und Verlegenheit suchen, in die er sich durch seinen Mangel an Gewandtheit gestürzt hat; denn er scheint ganz ohne einen vorher bestimmt entworfenen Plan geschrieben und sich ganz auf den Zufall verlassen für haben sie die Ausfüllung seiner Erzählung und die Schicksale seiner handelnden Personen. Ueberdieß scheint er seine Geschichte ebenso aufs Gerathewohl, und ohne einen leitenden Gedanken oder eine lehrreiche Tendenz irgend einer Art verfaßt zu haben, wenn wir nicht etwa annehmen wollen, es sey seine Absicht gewesen, zu zeigen, daß das Schicksal und nicht das eigene Handeln die menschlichen Loose entscheide und bestimme, und daß die Menschen nur die duldenden Spielbälle der Umstände seyen. Hinsichtlich des künstlerischen Talents steht diese Novelle im Ganzen auf einer sehr mittelmäßigen Stufe, da es eine bloße Novelle von Ereignissen und Anekdoten ist, fast ohne allen Versuch der Zeichnung von Charakteren oder Leidenschaften. Zwar hat sich der Held keines sonderlichen Verdiensts zu rühmen, als daß er ein „tüchtiger, großer Junge" ist; und man kann ihm nicht vorwerfen, daß er als zu vollkommen geschildert sey — eines jener fehlerlosen Monstra von Tugend, deren Vortrefflichkeit selbst sie zu unerträglich langweiligen Wesen macht. In der That sind seine guten Eigenschaften mit einem beträchtlichen Zusatz gemischt; denn trotz seiner frommen Erziehung ist er in Praxi ein entschiedener Libertin, wenn auch nicht in den Grundsätzen; und seine strafbaren Verirrungen in dieser Hinsicht werden von dem Autor sehr mild zur Schau gestellt, nicht bloß in Scenen, die für den Gang der Geschichte unwesentlich sind, sondern auch in Situationen von so drohender Gefahr, daß nur ein Wüstling der Versuchung unter solchen Umständen erliegen konnte. So, unmittelbar nachdem er durch Nikolas befreit worden ist, und sich auf den Weg macht, ohne zu wissen in welcher Richtung er reist, wird ihm für die Nacht eine Unterkunft angeboten von einer jungen Wittwe; und zum Dank für diese menschenfreundliche Handlung befleckt er ohne Bedenken die Ehre ihrer Tochter. Um das Wenigste zu sagen: dieß Alles ist von sehr schlechtem Geschmack; denn erstens verräth eine solche Handlungsweise eine verstockte Liederlichkeit, die dem Charakter Werners im

Ganzen widerſpricht, und unſere Sympathie für den Flüchtling beinahe vernichtet; und fürs zweite dienen ſolche und ähnliche Scenen nur, die ſittſamen und anſtändigen Leſer abzuſchrecken, ohne die unſittlichen zu befriedigen. Indeſſen geſtehen wir, daß die Novelle doch von Anfang bis zu Ende unſere Aufmerkſamkeit gefeſſelt hat, was freilich vielleicht daher rührt, daß ſie uns als das Werk eines ruſſiſchen Autors merkwürdiger war."

Die engliſche Zeitſchrift erwähnt dann noch eines hiſtoriſchen Romans: „Prokopius Liapunow, oder die Zeiten des Interregnums" betitelt von einer Frau, die ſich früher ſchon durch ihren Roman: Kniaz Skopin Shuisky bekannt gemacht habe, von welchem der neue eine Fortſetzung bilde, und urtheilt darüber ziemlich günſtig; wenn man aus einem Fragment auf das Ganze ſchließen dürfe, ſo zeige ſich in dem Roman viel dramatiſches Talent und werde das Intereſſe in hohem Grad angeregt; „wenn die Geſchichte bis ans Ende gut durchgeführt wird, ſo kann es nicht fehlen, daß dieß Werk eines der gelungenſten werde, die Rußland hervorgebracht. In jedem Fall verdient es den Vorzug vor Zotov's Roman, ſofern Scene und Charaktere ganz national ſind."

Im Ganzen aber ſchließt das Urtheil ſo: „Wir müſſen in Betreff der ruſſiſchen Novelliſten bemerken, daß ſie dermalen eine falſche Bahn verfolgen, indem ſie, als wäre dieß ein beſonderes Verdienſt, an allen conventionellen und abgenützten Formen feſthalten, und darum im Ernſten wie im Komiſchen ins Nebelhafte und Schwache verfallen, dagegen, wie es ſcheint abſichtlich, Allem aus dem Wege gehen, was ſich auf die ſtärkeren und dauernderen Intereſſen der Geſellſchaft bezieht und ihre Gefühle und ihr Verſtändniß anſpräche." Hieran knüpfen wir noch einige Aeußerungen eines Ruſſen ſelbſt in einer ruſſiſchen Zeitſchrift über die ruſſiſche Bühne und ihre Darſtellungen, welche denſelben Uebelſtand berühren; er ſagt:

„Was können unſere ruſſiſchen Schauſpieler leiſten, was können ſie aus den phantaſtiſchen Helden machen, welche darzuſtellen ihr Schickſal iſt? ans Weſen, die weder Franzoſen noch Deutſche ſind, ſondern bloße Puppen, ohne alle Phyſiognomie und inneres Leben? Wir ſind Ruſſen; ums Himmels willen gebt uns denn auch ruſſiſche Charaktere. Laßt uns unſere eigenen Thorheiten, unſere eignen Schwächen und Verkehrtheiten auf der Bühne ſehen, damit ſie den Spott ernten, den ſie ſo wohl verdienen. Wir haben uns aber ſo an die Muſter der franzöſiſchen und anderer fremden Bühnen gewöhnt, daß wir jetzt ganz erſchrecken vor der Idee, etwas im ſtrengen Sinn Eigenthümliches zu produciren. Wagte Einer den Verſuch und gäbe uns eine gelungene Schilderung von Charakteren, wie wir ſie im Leben zu ſehen gewohnt ſind, ſo fragen wir gewiß ſogleich, ob es keine perſönliche Satyre und wer damit gemeint ſey, und dieß darum, weil es keine ſolche abgedroſchne Theatertyrannen, beſtechliche Richter und dergleichen verbrauchte Perſonnagen ſind, dergleichen ſeit vierzig Jahren auf den Brettern ihr Weſen treiben."

Ueber die Ausſicht der ruſſiſchen Literatur hat ſich König in dem ſchon genannten Werk, im letzten Abſchnitt, auf intereſſante Weiſe ausgeſprochen. Wenn Rußland die Beſtimmung hat, eine eigene großartige Literatur zu erzeugen, ſo wird dieß nur dann geſchehen, wenn an die Stelle der bisherigen Treibhausproduction eine natürliche und nationale tritt. Die nationalen, ganz geſunden Autoren und Dichter Rußlands haben in ihrer Bildung diejenige Höhe noch nicht erreicht, daß ſie der hoch- und ſelbſt übergebildeten vornehmen Geſellſchaft, die doch dort den Ton angibt, genügen könnten. Die Fabeln Krylows z. B., des vielleicht populärſten ruſſiſchen Dichters, können freilich einem raffinirten Geſchmack, der die pikante Lecture der franzöſiſchen Salons und Boudoirs verſchlingt, nicht munden; und ſo iſt eine große Kluft zwiſchen dem volksthümlichen Talent und dem deutſch oder franzöſiſch gebildeten Geſchmack, zwiſchen der noch ziemlich rohen Production und der das Delicateſte und Feinſte verlangenden Conſumtion, eine Kluft, zu deren Ausfüllung im günſtigſten Falle noch viele Jahre erforderlich ſeyn dürften.

Nekrolog.

Am 20 April gegen Mitternacht ſtarb nach einer langwierigen, ſchmerzlichen Krankheit von faſt 18 Monaten Robert Millhouſe. Geboren von armen Eltern am 17 Oct. 1788, mußte er ſchon im ſechsten Jahre ſeines Lebens mit Handarbeit ſeinen Unterhalt verdienen, mit zehn Jahren wurde er als Strumpfwirker verbraucht. Die einzige Erziehung, die er in einer Sonntagsſchule erhielt, beſtand nur im Leſen, der erſte Unterricht im Schreiben und ein wenig Rechnen. Doch das große Buch der Natur und die Werke von Shakſpeare, Milton, Pope, Gray, Collin, Goldsmith u. A. reiften ſeinen Geiſt und vervollſtändigten ſeine Bildung. Mit zweiundzwanzig Jahren verließ er den Webſtuhl und ward Soldat, und während er in Plymouth garniſonirte, wagte er den erſten Verſuch eines Gedichts „Stanzas addressed to a Swallow" Lied an eine Schwalbe. Manche andere von bedeutendem Gehalt folgten und wurden in einer Zeitung von Nottingham gedruckt. Beim Frieden 1815 wurde ſein Regiment aufgelöst, und er kehrte zum Webſtuhl zurück, wo er unter Geräuſch und Arbeit manche Gedichte von größerm Umfang entwarf und ausarbeitete. Das erſte iſt „Vicissitude" der Wechſel der Dinge; ſpäter gab er ein kleines Bändchen Sonetten heraus, unter dem Titel „Blossoms" Blüthen; ihnen folgte der Song of the Patriot, Lied des Patrioten; dem das an ſchönen Naturſchilderungen reiche „Sherwood Forest" folgte. Im Jahr 1832 gab er ſein Geſchäft auf und widmete ſich nur ſeiner Neigung, und durch den gütigen Beiſtand des Hrn. Thomas Wakefield und anderer Freunden gelang es ihm, den Bedürfniſſen ſeiner Familie zu genügen. Seitdem hat er ſein letztes Gedicht in zwei Theilen „The Destinies of Man," die Schickungen des Menſchen, herausgegeben, ein Werk, das ſeinem Namen lange einen ehrenvollen Platz unter Englands Dichtern ſichern wird.

Vor 18 Monaten ungefähr wurde er von ernſter Krankheit ergriffen, erholte ſich aber ſo weit wieder, daß er eine kurze Zeit im Anfang des vorigen Sommers das Zimmer verlaſſen konnte. Am Krönungstage der Königin erkältete er ſich von Neuem, und hat ſeitdem ſein Haus nicht verlaſſen. M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

30 Mai 1839.

Deutsche Literatur in den vereinigten Staaten von Noramerika.

Philadelphia, den 1 November 1838. Ich hatte mir schon öfter vorgenommen, Ihnen Einiges über den fortwährend zunehmenden Geschmack der Amerikaner — und besonders der Amerikanerinnen — an der deutschen Literatur mitzutheilen; zugleich auch einige Proben Amerikanischer Uebersetzungen deutscher Dichter beizufügen, aus welchen Sie auf den Einfluß schließen mögen, welchen auch dieser Zweig des deutschen Gemüths- und Geisteslebens auf unsere Gesittung gewinnt. Gewiß kann man das Charakteristische eines Volkes auch an seinem Geschmack an fremden Dichtern kennen lernen, und an der größeren oder geringeren Leichtigkeit, mit welcher es fähig ist, sich die Ideen und Denkweise anderer Nationen anzueignen. So gebe ich Ihnen denn zuerst eine obwohl sehr mißlungene Uebersetzung von Schillers „Würde der Frauen." Sie stammt von Alexander Everett, vormals amerikanischem Gesandten in Spanien, und deutet überhaupt mehr auf die bloße Empfänglichkeit unserer Geschäftsmänner für derlei Ideen, als auf ein eigentliches poetisches Mitgefühl des Uebersetzers; wie denn auch diejenigen Stellen, die am meisten die tiefe, heilige Verehrung des Dichters für das weibliche Geschlecht aussprechen, am schlechtesten wiedergegeben sind. Schon der Titel: „Worth of woman," der eigentlich Werth der Frauen heißt, ist gemein; besonders wenn man das Wort „Worth" in der Bedeutung auffaßt, die es in der Umgangssprache hat, wo es so viel heißt als good, und wobei mir immer die Worte Shylocks einfallen:

„When I say the man is *good*, I mean he is *sufficient*."

Dessen ungeachtet sind einzelne Stellen doch gelungen, und das Versmaaß fast durchaus beibehalten; das Ganze aber sinnlich dargestellt, nach Art der amerikanischen Anschauung. Es mögen übrigens Ihre verehrten Leser hierüber selbst urtheilen:

The worth of woman.

Aus dem S. U. Magazine, herausgegeben in Washington.

Honored *) be woman! she beams on the sight,
Graceful and fair, like a being of light,
Scatters around her, wherever she strays,
Roses of bliss o' er our thorn-covered ways;
Roses of Paradise, sent from above
To be gathered and twined in a garland of love.

Man on Passion's stormy ocean,
Tossed by surges mountains high,
Courts the hurricane's commotion
Spurns at Reason's feeble cry.
Loud the tempest *roars* around him,
Louder still it roars within;
Flashing lights of hope *confound* him.
Stuns him life's incessant din.

Wie ächt amerikanisch! Welche Auffassung des deutschen Dichters! Wer sollte hinter dieser Objectivität noch unsern subjectiven Schiller erkennen? Nun aber erst die Art, wie das Weib den Mann in die Gegenwart zurückruft:

Woman invites him with bliss in her smile
To cease from his toil, and be happy a while;
Whispering wooingly — come to my bower, —
Go not in search of the phantom of power -
Honor and wealth are illusory, — *come*; **)
Happiness dwells in the temples of Home!

Hier ahmt der mit einer reichen, aber wie ich glaube wenig geistreichen Frau verheirathete Uebersetzer den liebeskranken Thomas Moore nach, erhebt sich aber durchaus nicht über die gemeinste Sinnlichkeit. Die Worte „be happy, a while" — im

*) Ich habe hier zu bemerken, daß die Amerikaner sich die Freiheit nehmen, bei allen Wörtern die auf our endigen wie z. B. „honour," „valour," „clamour" ꝛc. das u wegzulassen.

**) Der Uebersetzer, sonderbar genug, hat reich geheirathet und ist Candidat für die Vice-Gouverneurstelle von Massachusetts.

Zuſammenhange wie ſie hier ſtehen, ſind beinahe indecent. „Folgende Stelle iſt wirklich kentuckianiſch überſetzt.“

Man with fury stern and savage,
Persecutes his brother man;
Reckless if he bliss or ravage,
Action — action — still his plan.
Now creating — now destroying —
Ceaseless wishes tear his breast; —
Ever seeking — ne' er enjoying —
Still to be — but never blest.

In den folgenden Stellen erkennt man zum erſtenmal wieder den deutſchen Dichter.

Woman contented in silent repose,
Enjoys in its beauty life's flower as it blows,
And waiters and tends it with innocent heart;
Far richer than man with his treasures of art,
And wiser by far in her circle confined,
Than he with his science and flights of the mind:
Coldly to himself sufficing,
Man disdains the gentler arts;
Knoweth not the bliss arising
From the interchange of hearts.
Slowly through his bosom stealing,
Flows the genial current on,
Till by age's frost congealing
It is hardened into stone.

She, like the harp that *instinctively* (?) rings,
As the night-breathing zephyr soft sighs on the strings,
Responds to each impulse with ready reply,
Whether sorrow or pleasure her sympathy try;
And tear drops and smiles on her countenance play,
Like sun-shine and showers of a morning of May.

Das Ende verräth wieder ganz den in ewigem Sturm bewegten jungen Republicaner. Folgendes iſt ſeine Auffaſſung des Schiller'ſchen Schluſſes:

Through the range of man's dominion
Terror is the ruling word —
And the standard of opinion
Is the temper of the sword.
Strife exults, and Pity, blushing
From the scene despairing flies.
Where to battle madly rushing
Brother upon brother dies.

Woman commands with a milder control,
She rules by enchantment the realm of the soul.
As she glances around in the light of her smile,
The war of the Passion is hushed for a while —
And discord, content from his fury to cease,
Reposes entranced on the pillows of peace.

Einige Ueberſetzungen von Heine's Gedichten und ſeinen Reiſebildern ſind ebenfalls gut aufgenommen worden, deßgleichen im „New York mirror“ Bruchſtücke von Jean Paul Richter, und zuletzt ein Gedicht Rückerts — das, da es die Ueberſetzung eines Deutſchen iſt, ich hier um ſo lieber mittheile. —

Oh ask me not!

From the German of Rückert.

Wherefore sweet love I have departed from thee?
Oh ask *me* not!
Wherefore mine eye does still avoid to see thee
Oh ask me not!
Who cares, if far from home in sorrow pining
The beggar strays?
Why I did leave thee scarce on hope reclining?
Oh ask me not!
If in this breast once joy and rapture beaming
Thy image lives?
If gladdened by thy voice when I am dreaming?
Oh ask me not!
The morning sun on my lone pillow stealing
Has pitied me;
What to the Moon I oft have been revealing?
Oh ask me not!
The stars above speak but of resignation,
So let me then
Resign my all — and of my desolation
Oh ask me not!
If all my hopes of meeting you are blighted?
My outward eye,
It does not hope to be by you delighted?
Oh ask me not!
If, when this earthly vapour of the mourning
In death is solved,
I hope to meet you there heaven's paths adorning
Oh ask me not!
Nay should I be allowed to gaze upon thee
Free there in light,
To answer every charge you have against *me*,
Oh ask me not!

Von Schillers Don Carlos iſt eine ſchlechte Ueberſetzung in Baltimore erſchienen. Einzelne vortreffliche Stellen aus Goethe's Fauſt hat Herr D—t geliefert. — George Bancroft, der früher in Göttingen ſtudirte, verſuchte ſich im „Haidenröslein,“ büßte aber ſeinen Vorwitz durch eine bald nachher erſchienene Parodie: das Haidenſchweinchen „Pig on the lea.“ An Schiller'ſchen Pegaſus haben ſich ſchon fünf Amerikaner gemacht; er iſt aber noch mit jedem davon gelaufen. — Stellen aus Börne wurden von demokratiſch geſtimmten Mitgliedern der geſetzgebenden Verſammlung von Pennſylvanien im Senat vorgeleſen, und in Boſton erſcheint jetzt bei dem HH. Schweinchen Crey u. Comp. eine Anthologie der beſten deutſchen Schriftſteller. — Dieß beweiſt wenigſtens das ſteigende Intereſſe an der deutſchen Literatur — was in der Folge nur zu erfreulichen Reſultaten führen kann.

Alexander Soutsos.

Von L. v. H.

Jede Volkspoesie hängt sich an diejenigen Gegenstände, die mit dem Geiste des Volkes gleichsam verwachsen, die ihm die vertrautesten, die liebsten sind, und widmet besonders ihnen ihre Thätigkeit. Daher läßt es sich auch leicht erklären, warum die mit der neuerstehenden Freiheit des griechischen Volkes neu erstehende Volkspoesie eine durchaus politische Richtung nahm. Der Deutsche in seiner nationalen Gemüthlichkeit hat viel andre kleine Dinge, die ihm lieb und werth sind, und denen er deßhalb auch sein Liedchen weiht; die Politik ist das Letzte, woran er denkt. Bei dem Neugriechen hingegen mußte sich all sein Denken und Sinnen auf seine junge, mit eigenem Blut und eigenen Opfern erkämpfte Freiheit, und überhaupt auf das öffentliche Interesse richten. Dieser Ursache ist es zuzuschreiben, daß, besonders unter der Gewaltherrschaft Kapodistria's, sich so manches junge, feurige Talent erhob, das als Vertreter des Volks, und sich der Denk- und Redeweise desselben bedienend, für die Reinerhaltung seiner jungfräulichen Freiheit sang und kämpfte. — Der talentvollste und witzigste unter den Dichtern des jungen Hellas ist ohne Zweifel Alexander Soutsos. Geboren zu Konstantinopel aus einer phanariotischen Familie, floh er beim Ausbruch der griechischen Revolution mit seinem Bruder zu seinem Onkel, Michael Soutsos, dem damaligen Hospodaren der Wallachei, der jetzt griechischer Gesandter in London ist. Von Bukarest schickte dieser die Brüder, behufs ihrer wissenschaftlichen Ausbildung, nach Paris. Der junge Alexander Soutsos verließ jedoch bald Paris, und begab sich nach Hellas. Hier schrieb er um das Jahr 1826 seine gegen die damaligen griechischen Machthaber gerichtete „Πάτυρα." Er schloß sich der Opposition gegen Kapodistria an, und mußte nach Hydra fliehen, wo diese besonders ihren Sitz hatte. Hier brachte in den Jahren 1830 bis 1832 die Zeitschrift: „Apollo," die von dem freiheitsliebenden, rechtschaffenen Polyzoides redigirt wurde, jene witzigen, gegen Kapodistria und seine Regierung ankämpfenden Satyren, die Soutsos erst später, im Jahre 1833, im ersten Bändchen seines: „Πανόραμα τῆς Ἑλλάδος ἢ συλλογὴ ποικίλων ποιημάτων" zu Nauplion zusammen abdrucken ließ. Soutsos ging, nach der Ankunft König Otto's in Griechenland, nach Paris zurück, zur Vollendung und Erweiterung seiner Studien, und hier hält er sich auch jetzt noch auf. Außer seinen schon erwähnten Satyren hat er auch einige Tragödien, unter andern „Markos Botsaris" und eine Komödie politischer Tendenz geschrieben, vor Allem aber das geistreiche Werk: „der Verbannte" (ἐξόριστος) in Prosa. Seine französisch abgefaßte: „Histoire de la révolution grecque," ist rühmlichst bekannt. Theodor Kind hat sich das Verdienst erworben, das erste Bändchen seines πανόραμα, mit grammatischen Erläuterungen und einem Wörterbuche begleitet (Leipzig, 1835, bei Weber), herauszugeben.

Obgleich es sich nicht läugnen läßt, daß das volksthümliche, originelle Element in Soutsos sich ganz seine eigene Bahn gebrochen hat, so ist doch in mehreren seiner Lieder eine Nachahmung Berangers unverkennbar, und gleich das erste Gedicht, dessen Uebersetzung hier folgt, und das er: „ἡ λιογενικὴ ζωή μου" betitelt, hat große Aehnlichkeit mit einem jenes französischen Dichters. Außerdem aber läßt sich die dichterische Unabhängigkeit Soutsos, die eben so groß ist, wie seine politische, nicht bezweifeln, da sie sich höchstens hier und da einmal der fremden Form bedient, während der Inhalt durchaus originell ist. Friedrich Thiersch sagt von Soutsos in seinem Werke: De l'état actuel de la Grèce (Leipzig, Brockhaus, 1833, 2 Theile, Th. 2. S. 137): „daß er sich durch die männliche und erhabene Einfachheit seiner Dichtungen auszeichne, und daß er, obgleich durchdrungen von dem Geiste des alten Griechenlands, dennoch einen eigenen und originellen Weg gehe." — Es könnte sonderbar erscheinen, daß ich Gedichte, die, vermöge ihres Gegenstandes, nur von temporärem und localem Interesse seyn mußten, jetzt, wo beinahe ein Decennium seit ihrem ersten Erscheinen vergangen ist und sich die Verhältnisse Griechenlands so sehr zum Glück desselben verändert haben, in der Sprache eines mit jenen Interessen in unseren Tagen nicht mehr besonders vertrauten Landes dem Publicum vorlege; das erwähnte momentane und locale Interesse liegt aber bloß in den Namen; man lasse diese fort, und man wird finden, daß jene witzigen Spottgedichte auch eine so zu sagen absolute Bedeutung haben. Soutsos selbst hat jeder seiner Satyren eine kleine Erläuterung vorangeschickt, die ich zur bessern Verständniß der einzelnen Gedichte auch mit beigefügt habe. Die Uebersetzung konnte, wie sich von selbst versteht, nicht durchgängig vollkommen treu und wörtlich ausfallen; einzelne Wendungen und Ausdrücke haben eine so bloß locale Bedeutung, daß ich sie im Deutschen durch entsprechende ersetzen mußte; dasselbe gilt vom Versmaaß, wo ich jedoch die Abwechslung der langen und kurzen Verse ziemlich treu beibehalten habe. Doch jetzt zur Sache!

Mein Diogenes-Leben.

Im März 1831.

„Die Entthronung Karls X, welche Europa erschütterte, hatte auch die Zusendung der Subsidien von der Allianz abgeschnitten, welche Kapodistria zur Unterjochung Griechenlands mißbrauchte, und der Regent, dieser materiellen Unterstützung beraubt, sah seine Macht wanken. Die Anführer der verschiedenen Parteien von Hellas merkten nicht sobald seine Schwäche, als sie in der Residenz des Herrschers erschienen, mit Furchtlosigkeit ihre Meinungen an den Tag legten, und tagtäglich den übermüthigen Charakter des Regenten mit seinem politischen Interesse in Widerspruch brachten; das ganze Volk aber zitterte noch unter dem kerkyräischen *) Joche, und keine freie Stimme wurde gehört. Das war die Zeit, in welcher ich diese Gedichte zu schreiben anfing. In dem folgenden werden im Vorübergehen einige Pfeile auf den kerkyräischen Despoten und seine Minister abgeschossen.

Als mein einzig Gut die freien Lieder
Und das Grab, ließ mir das Schicksal bloß;

*) Kapodistria war auf der Insel Corfu geboren.

Arm an Gold, leg' ich mich furchtlos nieder,
Und erwache hoffnungslos!
Mag Fortuna's Rad, wie's will, ſich drehn,
Schätz' und Ruhm veracht' ich, Diogen!

Statt, wie Andre, an den Hof zu wallen,
Such' ich mir ein ſonnig Plätzchen aus;
Träte, mir mißgönnend Phöbus' Strahlen,
Der Deſpot dann vor mein Haus:
Zornig ſagt' ich, Diogen: „Du Wicht,
Nimm, was du nicht geben kannſt, mir nicht!“

Ich ſpazier' allein, und überlege
Da rennt links ein Wandrer an mich an,
Rechts drängt mich ein Reiter von dem Stege,
Stolz gleich einem türk'ſchen Hahn'
Hab' ich, Diogen, darin denn nicht
Stoff genug zu einem Spottgedicht?

Willſt du dir die Einzelnen betrachten?
Ei, ſie bilden Alle ſich wohl ein,
Daß ſie Metternichen gleich zu achten:
Staatsmann will ein Jeder ſeyn!
Mich ſieht man mit der Laterne gehn
Mittags: Menſchen ſuch' ich, Diogen!

Ach, wie muß der gute Mann ſich quälen
Für den Staat! Er keucht ſchon wie ein Hund!
Schreibern! Sieh, zehn arme Schreiberſeelen
Schreiben ſich die Finger wund!
Schwitz' ich nicht fürs allgemeine Wohl,
Wenn ich, Diogen, die Tonne roll'?

Siehſt du ohne Kerf den Schwanz ſpazieren? *)
Glaubſt du, daß ſie, ſuchend ohne Ruh',
Sich ſogar zu mir hierher verirren,
„Welche Farbe wählſt du?“
Fragend, „Diogen, ſprich, wenn's gefällt!“
— Ich, ich lache mit der ganzen Welt!

Das Geſetz über die Preßfreiheit, oder die preßmörderiſche Verordnung des J. Kapodiſtria.

Im Mai 1831.

Wir haben in der Darſtellung am Anfang des vorigen Gedichts geſehen, welches die politiſche Lage J. Kapodiſtria's war. Die Anhänger der Oppoſition, obwohl ſie viele Klaggründe gegen ihn hatten, warteten doch die Zeit ab, um eine paſſendere Urſache zu finden, ſeine verfaſſungswidrigen Abſichten zu bekämpfen, und ſie brauchten nicht lange zu warten. Auf der Volksverſammlung in Argos hatte J. Kapodiſtria, nachdem er den Organismus des conſtitutionellen Staates über den Haufen geworfen, vernachläſſigt, auch die Kraft der bürgerlichen Rechte des Staates zu zerſtören, welche ſeit Anfang des Aufſtandes anerkannt worden waren. Auf eines derſelben, auf das Geſetz über die Preßfreiheit ſich ſtützend, fing der wahrhafte Patriot, Herr Anaſtaſius Polyzoides an, das periodiſche Blatt des Apollo herauszugeben. Der ſchlaue Präſident, der, wie er ſagte, weniger die Kanone, als die gedruckten Seiten fürchtete, da er ſah, daß ſeine Gegner ihn durch die Oeffentlichkeit ſtürzen wollten, ſandte den Befehl an die Gerusia, eine Verordnung abzufaſſen, welche dem Schein nach zwar die Preßfreiheit in Wirkſamkeit ſetzte, in der That aber ſie aufhob. Nur fünf Glieder der Gerusia widerſprachen; die übrigen Gerusiaſten verfaßten, in Form einer Verordnung, das preßmörderiſche Geſetz, welches Gegenſtand des gegenwärtigen Gedichtes iſt.

Jüngſt ſprach ein Mann des Raths zu mir mit heit'rem Munde:
„Hör', freier Sutzo, mich! ich bring' dir frohe Kunde.
Hier ſollſt du den Entwurf zum Preßgeſetz empfangen:
— Der Plan iſt von mir ausgegangen! —
Frei iſt die Preſſe, Freund, für den, der da verſpricht,
Nicht die Miniſter anzufeinden,
Auch die Beamten nicht, ſammt ihren guten Freunden;
Frei iſt die Preſſe, Freund, nur ſchreiben darfſt du nicht!

Beim Caſſationshof iſt Vorſitzender mein Bruder,
Und mein Herr Vetter lenkt mit an des Staates Ruder;
Ich leck' im Winkel hier an meinem ſüßen Knochen;
Doch für die Preſſe hab' ich ſtets mit Muth geſprochen!
Frei iſt die Preſſe, Freund, für den, der da verſpricht,
Nicht die Miniſter anzufeinden,
Auch die Beamten nicht, ſammt ihren guten Freunden;
Frei iſt die Preſſe, Freund, — nur ſchreiben darfſt du nicht!

Einer der Herrn Collegen,
Der ſprach, der Teufel weiß, warum, der ſprach dagegen:
Gegen die Aufklärung ſprach er mit lauter Stimme —
Ich ſtopfte ihm den Mund, ja, ich in meinem Grimme....
Frei iſt die Preſſe, Freund, — für den, der da verſpricht,
Nicht die Miniſter anzufeinden,
Auch die Beamten nicht, ſammt ihren guten Freunden;
Frei iſt die Preſſe, Freund, — nur ſchreiben darfſt du nicht!

Jetzt ſetz' dich hin, und ſchreib', und ſchone uns nur nicht!
Schreib' jetzt ein bittres Spottgedicht!
Was auch, und wer es ſey, der deinen Witz mag kitzeln,
Die kannſt fortan du frei bewitzeln!
Frei iſt die Preſſe, Freund, — für den, der da verſpricht,
Nicht die Miniſter anzufeinden,
Auch die Beamten nicht, ſammt ihren guten Freunden;
Frei iſt die Preſſe, Freund, — nur ſchreiben darfſt du nicht!

Was warteſt du denn noch? Nimm gleich das Federmeſſer,
Schneid' die die Federſpitz', 's Papier leg' auf den Schooß!
Willſt rothe Dinte du? Anfangs iſt rothe beſſer! —
Und gegen Groß und Klein laß' deinen Witz jetzt los!
Frei iſt die Preſſe, Freund, — für den, der da verſpricht,
Nicht die Miniſter anzufeinden,
Auch die Beamten nicht, ſammt ihren guten Freunden;
Frei iſt die Preſſe, Freund, — nur ſchreiben darfſt du nicht!“

(Schluß folgt.)

*) Der Dichter ſpielt damit auf die vielen rath- und thatloſen Parteien Griechenlands in der damaligen Zeit an.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63 u. 64.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Junius 1839.

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

Zweiter Artikel.

Nachdem wir in einem frühern Artikel die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur in England besprochen und mit der, die sie in Deutschland einnimmt, verglichen haben, kommen wir jetzt auf die französische Literatur, in der genannten Beziehung, zu sprechen. Je umfassender und ergiebiger dieß Feld ist, je mehr sich, wenn man will, Alles hineinziehen läßt, um so mehr müssen wir uns nur auf das Wesentliche zu beschränken und die Masse der dahin einschlagenden Thatsachen und Reflexionen unter einige leitende und maaßgebende Hauptpunkte zu subsumiren suchen.

Um die Gegenwart vollkommen richtig zu verstehen und zu würdigen, müßte man freilich so weit als nur möglich in die Vergangenheit zurückgehen; um die sociale Stellung und Bedeutung der jetzigen französischen Literatur zu erschöpfen, müßte man ihre Entwicklung von den frühesten Zeiten an verfolgen; da wir jedoch hier nicht gemeint seyn können, einer so umfassenden Aufgabe uns zu unterziehen, nehmen wir, zwar immerhin mit einiger, aber hoffentlich entschuldbaren Willkür, unsern Ausgangspunkt von dem achtzehnten Jahrhundert, mit welchem in der französischen Literatur unverkennbar eine neue Epoche beginnt. Hier fängt die moderne Literatur im engern Sinne an, von welcher man die altfranzösische Tragödie Corneille's und Racine's noch ausschließen kann; den Uebergang vermittelt Voltaire, der in seinen Tragödien noch dem älteren Geschmack huldigt, aber durch seine übrigen Poesien und noch mehr durch seine kritischen, philosophischen und historischen Schriften der Anfänger und Vertreter einer neuen Literaturepoche in Frankreich und in Europa wurde. Als charakteristisches, zunächst freilich äußeres Merkmal der modernen Literatur läßt sich das angeben, daß sie an ein größeres Publicum, an das Volk sich wandte, während die ältere französische schöne Literatur zunächst um den Beifall des Hofs und der Aristokratie buhlte, wie sie denn auch im Sonnenschein der königlichen Gnade ihre schönsten Früchte hervorbrachte. Racine's Athalie war ein von der aufmunternden Gunst der Frau von Maintenon ins Daseyn gelocktes Product — Athalie, auf welche noch heute fast alle Franzosen, selbst die eifrigsten Freunde des Fortschritts stolz sind. Voltaire, der Chorführer der neuen Epoche, ward so mächtig und einflußreich gerade dadurch, daß er eine gedoppelte Rolle mit vollendeter Fertigkeit spielte, oder vielmehr zu Einer verschmolz; daß er dem alten Regime, in der Literatur und in der Politik, schmeichelte, und zugleich der Herold eines neuen ward, daß er classisch und musterhaft streng in der Form blieb, ja sie noch steigerte und vervollkommnete, während er als Revolutionär auftrat in den Sachen, im Inhalt. Von früher Jugend an war Voltaire in die „feinste," das heißt die vornehmste, gebildetste und geistreichste, aber dabei frivolste und verdorbenste Gesellschaft eingeführt, in welcher er, bei seinen großen Talenten, bald des damaligen Tons in hohem Grade Meister wurde, aber zugleich, bei seinem scharfen und bittern Oppositionsgeist, in der verfeinerten und gebildeten Form die keckſten Ideen über und gegen alle durch Alter und Autorität geheiligten Ansichten, Sitten und Institutionen in Umlauf setzte. Eine Verfolgung und Gefangenschaft, die ihn traf, diente nur, ihn noch populärer zu machen. Aber so wenig dachten damals die Gewalthaber an einen freieren und kühneren Aufschwung des Volksgeistes, geweckt und genährt durch die Schriftsteller, daß man die Satyren und Invectiven nur als vereinzelte Sünden gegen einzelne Personen oder Institutionen betrachtete, und auswärtige Monarchen, deren Nachfolger später mit Hunderttausenden von Kriegern die Revolution bekämpften, den Mann, der mit verschwenderischer Hand den Samen skeptischer und revolutionärer Lehren in Religion und Politik ausstreute, mit schmeichelhaften Briefen beehrten, ihn zu sich beriefen und wie Ihresgleichen behandelten. *) Voltaire's fruchtbarer und vielseitiger

*) Jedoch gab ihm Friedrich der Große, wenn er im Gespräch auf ihn kam, immer solche ehrende Prädicate wie: „der größte Schurke auf der Welt, mit dem schlechtesten Herzen."

Genius hat ſo ziemlich den ganzen Kreis deſſen, was man unter dem Namen der Literatur heutiges Tages befaßt, beſchrieben, hat ſich in allen Gattungen der Poeſie verſucht, hat Briefe, geſchichtliche Darſtellungen, Kritiken, Räſonnements aller Art geſchrieben, und in geiſtreicher aber oberflächlicher Weiſe die Meiſterſchaft in allen Wiſſenſchaften uſurpirt; er hat die Macht der Literatur anſchaulicher als irgend ein Anderer bewährt, und zugleich hat er in der zuvorkommenden, ihn mit Gnaden überhäufenden Gunſt der Großen die Belohnung anticipirt, die ihm vielleicht eher die Völker ſchuldig waren, wenn man mehr den Erfolg, als ſeine Geſinnung ins Auge faßt, die freilich nichts weniger als eine wahrhaft philanthropiſche war. Eine ernſtere Richtung als er verfolgte Montesquieu, deſſen Sinn und Charakter würdiger, aber deſſen Wirkung im Ganzen der von Voltaire's Schriften homogen war, der vor Voltaire die relative Gründlichkeit der Studien und Forſchungen voraus hat, aber der, nach der Anſicht der Franzoſen ſelbſt, mit ſeinem „Geiſt der Geſetze" nicht minder um die literariſche Palme ſich bewarb, als um den Ruhm, ein die Wiſſenſchaft förderndes Werk producirt zu haben. Und gewiß dahnte die ſchöne und edle Form dieſes ſo berühmt und einflußreich gewordenen Buchs den darin enthaltenen Ideen, und deren, von dem Verfaſſer oft verſchwiegenen Conſequenzen, in nicht geringem Grad den Weg zu einer größern Verbreitung. Durch die ſchöne und leichte literariſche Form wurden auch ernſtere wiſſenſchaftliche Gegenſtände dem Verſtändniß und Intereſſe zunächſt der gebildeteren, höheren Kreiſe, aber dann auch des größern Publicums näher gebracht, wie z. B. die naturhiſtoriſchen Forſchungen durch den prächtigen Styl eines Buffon in die Sphäre der geiſtreiche Unterhaltung bietenden Literatur gezogen wurden. Der ſchöne Styl, die Allgemeinverſtändlichkeit wurde in Frankreich unerläßliches Geſetz für Jeden, der als Denker und Schriftſteller auf Auszeichnung Anſpruch machte.

Wenn Voltaire als Repräſentant der höhern, ariſtokratiſchen Geſellſchaftsclaſſen angeſehen werden kann, in ſeiner witzigen, boshaften und bittern Oppoſition gegen die hergebrachten Einrichtungen, Anſichten und Vorurtheile, und in ſeiner zügelloſen und übermüthigen Polemik ſelbſt gewiſſermaßen den Boden untergrub, auf welchem er und ſeinesgleichen ſtanden; wenn der Verſtand einerſeits, und der übermüthige Kitzel andererſeits ihn bei ſeinen Beſtrebungen leiteten: ſo läßt ſich dagegen Rouſſeau als Vertreter der von unten kommenden Oppoſition und Polemik gegen das Hergebrachte, als der demokratiſche Koryphäe der neuern franzöſiſchen Literatur anſehen. Erbitterung des Gemüths über Verkennung der Rechte und der Würde des Menſchen, und eine wirkliche Menſchenliebe, die jedoch ſeltſam genug wieder in eigentlichen Menſchenhaß umſchlug, inſpirirten dieſen gewaltigen und verführeriſchen Propheten der neuen ſocialen Ideen, welchen er ein ſo reizendes literariſches Gewand umzulegen wußte. So waren die beiden berühmten Schriftſteller, obgleich in ihrer Tendenz theilweiſe zuſammenſtimmend, in anderer Beziehung auch wieder Antipoden, und dieß erklärt, daß ſie ſich ebenſo anzogen, wie abſtießen. Wie gut die Revolution die Verdienſte ihres Vorarbeiters, J. Rouſſeau's, begriff, zeigte ſich darin, daß ſie ihm, obgleich er von Geburt kein Franzoſe war, die Ehre des Pantheons zuerkannte.

Der aus der Niedrigkeit, aus der Bedientenliveree ſogar emporgeſtiegene Rouſſeau, um den ſich aber nachmals die feinſten und geiſtreichſten Perſonen bemühten, gab in der Schönheit und Anmuth der Form dem ariſtokratiſchen Voltaire nichts nach, und auch bei ihm war der literariſche Ruhm und Reiz die Baſis des ſocialen Einfluſſes.

Neben und nach dieſen Choragen der franzöſiſchen Literatur waren noch eine große Anzahl ernſterer ſowohl als frivolerer Schriftſteller Frankreichs damit beſchäftigt, die neuen Ideen in den verſchiedenſten Formen dem Geſchmack ſowohl ſeiner Weltleute als eines nicht tiefen und gründlichen Publicums gemäß und mundrecht zu machen, und Condorcet, in der Geſchichte der franzöſiſchen Revolution berühmt geworden, ſagt von den Philoſophen des achtzehnten Jahrhunderts (die freilich gar nicht waren, was man in Deutſchland Philoſophen zu nennen pflegt), zu welchen er ſelbſt gehörte: „ſie ſchlugen alle Töne an, bedienten ſich aller Formen, vom Scherz bis zum Pathos, von der gelehrteſten und umfaſſendſten Compilation bis zum Roman oder Pamphlet des Tages; ſie verhüllten die Wahrheit mit einem Schleier, der die zu ſchwachen Augen ſchonte, und die Luſt des Ahnens und Entdeckens übrig ließ; ſie ſchmeichelten geſchickt den Vorurtheilen, um ihnen deſto ſichrere Streiche beizubringen; bedrohten beinahe nie weder mehrere auf Einmal, noch auch Eines in ſeiner Ganzheit" u. ſ. w. Die öffentliche Meinung, welche nachher in Frankreich ſo mächtig werden ſollte, machte ſich zuerſt in der Geſtalt einer öffentlichen Meinung in literariſchen Fragen geltend. Höchſt beachtenswerth iſt, daß ſich der ſogenannte dritte Stand mehr und mehr in Bildung, Reichthum, Einfluß in die Höhe arbeitete und ſich mit den neuen Ideen durchdrang.

Die Poeſie im eigentlichen Sinn, wenn man nicht die freilich zahlreichen Romane dahin rechnen will, von denen manche das gerade Gegentheil der Poeſie — nämlich die gemeinſte und abſcheulichſte, ja noch weit ins Häßliche und Nichtswürdige übertriebne und verzerrte Wirklichkeit — waren, die Poeſie im eigentlichen Sinn lag in dem Zeitalter vor der Revolution ziemlich brach; der Geiſt ſtrebte zu ungeſtüm vorwärts, um ſich Zeit zum ruhigen, ſtillbegeiſterten Schaffen zu nehmen; die Reflexion und Oppoſition war zu gewaltig. J. B. Rouſſeau, Parny, Delille, A. Chenier, Fontanes, Ducis ſind die nicht eben ſehr vollklingenden Namen dieſer Periode. Die Proſa verſchlang die bedeutendſten Kräfte, und dieſe Proſa war die Vorbereitung auf die Beredſamkeit, welche von der Revolution hervorgelockt und entfeſſelt wurde. Die politiſche Beredſamkeit und die politiſchen Diatriben der Tagespreſſe, deren Macht damals in Frankreich ſich begründete, drängten die übrigen Zweige der Literatur in den Hintergrund; außer einigen revolutionären Liedern iſt in jener Epoche nichts Bedeutendes hervorgebracht worden. Alle Kraft der Geiſter warf ſich auf das politiſche Handeln — auf die Bewegung oder den Widerſtand — und die ungeheuern Krie-

gerischen Anstrengungen, welche Frankreich viele Jahre hindurch zu machen genöthigt war, scheinen ebenso die geistige Productionskraft gelähmt und erschöpft zu haben, wie die Heldenglorie und der Lorbeer des Siegers den Lorbeer des Dichters verdunkelte. Man hat schon, und in manchem Betracht mit Recht, gesagt, Frankreich habe in dem kriegerischen Ruhm und der Größe, welche die Helden der Revolution und vornehmlich der Sohn und Erbe derselben, Napoleon, ihm errangen, den Ersatz für poetische und literarische Auszeichnung, ja eine lebendige Poesie gefunden; aber man muß dabei nicht außer Acht lassen, daß dieser Poesie der Wirklichkeit zwar nicht der äußere Glanz, wohl aber die innere Heiterkeit, die ächte Schönheit und die Freiheit fehlte. Auch unter Napoleon erholte sich die Literatur nicht, und er kam nicht in den Fall, einen Corneille zu seinem ersten Minister machen zu müssen. Napoleons grandioser und nicht unintelligenter, aber antiliberaler Despotismus wollte alle geistigen Strebungen nur als Mittel für anderweitige Zwecke anerkennen, und unterdrückte ihre Selbstständigkeit, womit er aber gerade seine Scheu vor ihnen zugestand. Schwer und ertödtend lastete die Napoleonische Censur auf der französischen Literatur, und es ist weder für ihn, noch für die französische Nation und für die Revolution ehrenvoll, daß Katastrophen, welche in vielen andern Fällen von einem neuen Aufschwung der Literatur begleitet gewesen sind, in Frankreich so unfruchtbar blieben. Die Stellung Napoleons zum literarischen Genius überhaupt zeichnet sich charakteristisch ab in seinem Verhältniß zu den zwei vielleicht bedeutendsten Geistern der Epoche: Frau v. Staël und Chateaubriand. Mochte ihm das ganze Wesen und besonders die Schriftstellerei jener höchst geistreichen Frau, die sich aber mit anmaßender Eitelkeit an ihn drängte, wirklich mißfallen, so ist doch auch eine gewisse Eifersucht und Furcht nicht zu verkennen in der kleinlichen Verfolgung, die sich der Sieger Europa's gegen ein Weib erlaubte, und er hob gerade dadurch ihren Ruf und ihre Bedeutung. Chateaubriand, als Gegner und Opfer der Revolution anfänglich auch ein Gegner Napoleons, ließ sich doch später bereit finden, seinem Vaterland, obgleich der rechtmäßigen Herrscher beraubt, zu dienen, und nahm Aemter unter Napoleon an, der in dem Verfasser des Génie du Christianisme einen Mann fand, welcher vortrefflich für seine Absichten und Plane paßte. Beide wollten, wie es scheint, einander benützen und täuschen, und nach der Ermordung des Herzogs von Enghien nahm Chateaubriand wieder seine Entlassung. Die Productionen der beiden Autoren gehören keineswegs dem Kaiserreich, als Früchte desselben, an.

Eine ganz neue literarische Aera begann nach dem Sturz des Kaiserreichs, unter der Restauration. Nicht eben, als ob dieser das Verdienst zuzuschreiben wäre, die geistige Freiheit und Productivität absichtlich und mit Bewußtseyn geweckt und genährt zu haben; nicht als ob das Lob der Intelligenz ihr in höherem Maaß gebührte als dem kaiserlichen Despotismus. Aber die Restauration konnte nicht, wenn sie auch wollte, wie sie wirklich den Versuch machte, die befreite Presse wieder in Fesseln legen, und es war überdieß Gebot der Klugheit, durch Gewährung größerer Freiheit den kaiserlichen Despotismus in ein nachtheiliges Licht zu stellen. Die Zeit des wiederhergestellten Friedens führte auch die Geister wieder zu friedlichen Studien und Bestrebungen zurück, und die während der Periode einer fast gänzlichen Unfruchtbarkeit doch zu einem gewissen Bewußtseyn und Anerkennung ihrer Leerheit und Verarmung gekommene französische Literatur öffnete sich nun auch bereitwilliger den Einflüssen fremder Literaturen, namentlich der englischen und deutschen, mit welchen viele Franzosen als Soldaten oder als Emigrirte in Berührung und Verkehr getreten waren. Die Revolution wurde, nachdem man sie durch die Restauration für immer beendigt und geschlossen glaubte, von der Literatur und von der Presse ausgebeutet und fortgesetzt; und zwar dieß in mannichfachem Sinn. Fürs erste in der Art, daß man sich Rechenschaft zu geben suchte von den ungeheuern, welterschütternden Ereignissen des abgelaufenen Vierteljahrhunderts, daß man sich und Andern klar machen wollte, was man erstrebt, was man gewonnen und was verloren habe; daß fast Jeder, der Wichtiges und Großes gethan oder gelitten hatte, und der der Rede und des Styls mächtig war, zum Wort zu kommen und seine Erlebnisse und Erfahrungen zur Unterhaltung und Belehrung Andrer, zur Bereicherung des Materials der Geschichte oder auch zu eignem Nutzen, dem Publicum erzählen und mittheilen wollte. Und wer hatte in jener Zeit nicht Merkwürdiges und Seltsames erlebt und erfahren? Wie der entthronte Kaiser selbst auf St. Helena seine Memoiren dem treuen Las-Cases in die Feder dictirte, so schrieben in Frankreich Männer (und Frauen) aus allen Ständen, Marschälle, Generale, Officiere und gemeine Soldaten, Staatsmänner und Diplomaten, Geistliche, Höflinge, Maitressen, Kammerdiener und selbst Henker ihre Memoiren, in deren oft himmelweit verschiedenen Auffassungsweisen, Gesinnungen, Bildung und Styl sich die Ereignisse in tausendfachen Gestalten und Farben abspiegelten, je nachdem die Feder eines Emigrirten oder eines Mitglieds der Constituante, eines Girondisten oder eines Manns von der Bergpartei, eines kaiserlichen Kriegers oder eines erbitterten Republicaners, einer geistreichen redseligen Frau oder eines ernster prüfenden Historikers und Politikers sie schilderte. Bald bemächtigte sich die literarische Industrie und Speculation eines so beliebten Genre's, und nicht wenig falsche Memoiren wurden in Umlauf gesetzt unter den Namen von Verstorbnen, welche sie nicht mehr desavouiren konnten. In diesen, ächten und falschen, Memoiren sprachen sich alle Ansichten, alle Farben und beinahe alle Bildungsstufen aus, und durch Enthüllung oder neue Beleuchtung von Thatsachen, durch Anklagen und Angriffe gegen Charaktere Lebender oder Todten, durch Skandal aller Art und das Hervortreten der verschiedensten politischen Gesinnungen und Grundsätze, wurde ebenso sehr das Interesse des Publicums in Anspruch genommen, als ein beständiger Kampf genährt. Andere, ihr persönliches Interesse in den Hintergrund stellend und auf einen allgemeineren Gesichtspunkt sich erhebend, behandelten als Historiker oder Politiker die Ereignisse der nächsten Vergangenheit, theils kritisch prüfend und sichtend, theils mit wirklicher oder scheinbarer Unparteilichkeit und Objectivität schildern, theils allgemeine Reflexionen anstellend oder Conse-

quenzen und philoſophiſche Sätze ableitend. Von dem Werke des jüngern Segur über den ruſſiſchen Feldzug Napoleons und der großen Armee iſt mit Recht ſchon geſagt worden, daß es eine Art von modernem Epos ſey, und gewiß hat es begeiſternder gewirkt, als manches gerühmte Gedicht. Während Napoleon mehr als Einen Biographen und Hiſtoriker in Frankreich fand, ſtellten Mignet und Thiers mit umfaſſenderem, philoſophiſchem Geiſt die Idee, die Entwicklung und die verſchiedenen Phaſen der franzöſiſchen Revolution dar, deren letztes Zucken noch nicht vorüber war, und an deren jüngſter Phaſe beide Männer bedeutenden Antheil haben. Doch wir greifen hiemit dem ſpäter zu Sagenden vor, und nennen jetzt, als eine weitere Folge der Revolution und ihres Einfluſſes auf die Literatur den Umſtand, daß, gleichſam in Kraft einer natürlichen Reaction, nachdem man während des heftigſten Paroxismus der Revolution allem Alten Feindſchaft und Untergang geſchworen und das Mittelalter geächtet hatte, man jetzt wieder mit größerer Vorliebe und mehr Ernſt als je zuvor ſich dem Studium der ältern franzöſiſchen Geſchichte, Urkunden, Bauwerke und Kunſtwerke jeder Art zuwandte, und mit aller Anſtrengung zu retten ſuchte, was die Zerſtörungswuth einer modernen Barbarei übrig gelaſſen hatte. Es war, als ob die vom Sturm der Revolution im Innerſten erſchütterten Franzoſen ſich wieder feſter einzuwurzeln ſtrebten im Boden ihrer alten Nationalität. Hier ſind beſonders Aug. Thierry und Barante zu nennen. Dieſe Tendenz trifft theilweiſe zuſammen mit der ſonſt von uns beſprochnen Richtung der ſogenannten romantiſchen Schule. Hier wollen wir nur in der Kürze darauf hinweiſen, daß ſich die romantiſche Schule auch von dem Geſichtspunkt auffaſſen läßt, daß man in ihr eine Anwendung des Princips der Revolution auf die Literatur erblickt. Und dieſe Auffaſſung iſt gewiß nicht unrichtig, wenn ſchon zugegeben werden muß, daß ſie keineswegs das Weſen des Romanticismus erſchöpft und ihn in ſeinem Geſammtcharakter bezeichnet. Man hatte im politiſchen Leben, trotz mancher gewaltigen Reactionen und Rückſchritte, doch im Ganzen Fortſchritte gemacht und gewonnen; was war nun natürlicher, als daß man auch die Literatur, welche während eines langen Zeitraums vernachläſſigt oder unterdrückt geweſen war, neu zu beleben, zu erfriſchen und zu verjüngen ſtrebte; daß die Geiſter, denen ſich die Bahnen des kriegeriſchen Ruhmes geſchloſſen hatten, nach der literariſchen Palme trachteten; daß die Einſichtsvollſten und Geiſtigregſamſten die Nothwendigkeit erkannten, dem Nationalbewußtſeyn auf ideellem Wege einen kräftigen Halt zu geben, und die franzöſiſche Nation in ihrer Literatur und Geiſtesbildung wo möglich auf gleiche Höhe zu heben mit den Deutſchen und Engländern, welche, gerade während der Zeit der politiſchen Bewegungen und Stürme, in der Philoſophie und Poeſie ungeheure Fortſchritte gemacht hatten. So wirkten denn wirkliche Einſicht in die Mängel der bisherigen franzöſiſchen Literatur, Empörung gegen die willkürlichen und pedantiſchen Geſetze eines deſpotiſchen Sprachgebrauchs, welcher die Geiſter in ihrer freien Bewegung zu hemmen, ſie im Gebrauch der wirklich vorhandenen Schätze zu beſchränken, und die Literatur mit Erſtarrung und Stagnation zu bedrohen ſchien, — Bekanntſchaft mit den großen Muſtern und Genien des Auslands, Ahnung einer tieferen Poeſie und einer geiſtigeren Philoſophie, und endlich der Trieb nach Neuem überhaupt zuſammen, um den Verſuch einer Revolution in der Literatur herbeizuführen. Aber dieſe Factoren liefen und wirkten ſo bunt durcheinander, daß die Stellung des Romanticismus zum politiſchen Leben und zu den politiſchen Parteien in Frankreich ſich nicht ganz klar und rein herausſtellt. Einerſeits ſchien er ſich dem Princip der Revolution anzuſchließen, dasſelbe auch auf das Gebiet der Literatur ausdehnen zu wollen; hiemit hätte er ſich, wie es ſcheint, auf die Seite des Liberalismus geſtellt; der Claſſicismus, der am Alten feſthielt und die Neuerungen in der Sprache und Aeſthetik mit Abſcheu betrachtete, ſchien der natürliche Verbündete der Reſtaurationspartei. In der Wirklichkeit aber verhielt ſich dieß nicht ſo. Mochte der Romanticismus auch der Jugend als das Panier des literariſchen Fortſchritts und der Freiheit erſcheinen, ſo waren doch die Aelteren größtentheils mißtrauiſch gegen die poetiſchen Revolutionäre, die eine ſtarke Hinneigung zum Mittelalterlichen und zur Religioſität (wenn ſchon Letzteres nicht ſo ernſtlich gemeint war) verriethen, und ſie hatten keine Luſt, Voltaire, Rouſſeau, Diderot, Louvet, Condorcet mit den Romanen; Dramen und dem lyriſchen Klingklang der jungen Romantiker zu vertauſchen. Sie betrachteten jene Autoren, und allerdings mit Recht, als die intellectuellen Urheber und Förderer der Revolution, und da ſie mit der Reſtauration ſich nie aufrichtig verſöhnten, ſahen ſie in ihren Schriften immer noch mächtige Bundesgenoſſen, wie denn auch in den erſten Jahren der Reſtauration, um dem gefürchteten und gehaßten hierarchiſchen und aſcetiſchen Geiſt entgegenzuwirken und die Wage zu halten, viele Hunderttauſende von Exemplaren der Werke Rouſſeau's und Voltaire's in Frankreich verbreitet wurden. Je mehr Uebertriebnes, Abgeſchmacktes und Ungeheuerliches ſich unter den Mantel des Romanticismus flüchtete, deſto mehr ſchien ein geſunder und gebildeter Geſchmack berechtigt, ſich gegen ihn zu erklären, und es konnte, bei einer einmal vorgefaßten Anſicht, auch gar nicht ſchwer werden, viele Fehler und Blößen an der neuen Richtung zu entdecken und ihr gegenüber die Claſſiker zu rühmen. So iſt bis auf den heutigen Tag der National im Ganzen dem Claſſicismus zugethan und den Romantikern abhold geblieben, obgleich ſich der Gegenſatz jetzt bedeutend abgeſtumpft hat, und man jene Namen ſelten mehr hört. Die Reſtauration ihrerſeits mußte freilich allem Revolutionären nichts weniger als gewogen ſeyn, indeß konnte ſie ſich doch beruhigen, ja ſich Glück wünſchen, wenn der revolutionäre Geiſt ſich auf die Literatur warf und hier entlud; und wenn ſie allerdings Grund hatte, an einem Corneille und Racine feſtzuhalten, deren Namen ein glänzendes Zeitalter der franzöſiſchen Monarchie verherrlichten, ſo konnte ſie doch natürlich keine beſondre Vorliebe für die Philoſophen, für Voltaire, Diderot u. ſ. w. haben, und den letztgenannten gegenüber konnten ihr die Romantiker eher als Contrerevolutionäre erſcheinen, zumal da ſie die mittelalterlichen Inſtitutionen und Begriffe wieder zu Ehren zu bringen trachteten. So wies z. B. Karl X ein Geſuch der Claſſiker, dem raſch um

ſich greifenden Romanticismus wenigſtens das Théâtre français vorzuenthalten, ab*). Manche Umſtände aber, ſo wie auch eine innere Tendenz, entfremdeten den Romanticismus (der ſich übrigens in einem ſeiner Hauptvertreter, in Victor Hugo, politiſch ziemlich charakterlos zeigt), der Reſtauration, und gaben ihm eine im Geiſt der Zeit überhaupt liegende liberale Färbung. Nach und nach kam es dahin, daß man die beiden literariſchen Richtungen und Parteien politiſch nicht mehr ſtreng claſſificiren konnte. Und wenn der Romanticismus ſich darauf berufen konnte, durch anerkannte Autoren vom größten Ruf und Gewicht, wie Frau v. Staël und Chateaubriand, vorbereitet worden zu ſeyn, und durch ſie mit den beſten Claſſikern vermittelt zu werden, ſo ſchloß er ſich auch wieder in Autoren, wie Lamartine und Sainte-Beuve, halbverſöhnt mit dem Claſſicismus zuſammen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Vergl. hierüber ſo wie über dieſe ganze Materie Magers Geſchichte der franzöſiſchen Nationalliteratur neuerer und neueſter Zeit. I. Bd. S. 182 ff.

Der blöde Knab.

Von Wordsworth.

Als ziemlich allgemein bekannt darf vorausgeſetzt werden die Tendenz der ſogenannten engliſchen Seeſchule, Stoffe aus dem ganz gewöhnlichen und gemeinen Leben, aus der alltäglichen Wirklichkeit zum Gegenſtand ihrer Poeſie zu wählen, und damit der Geſchmacksrichtung entgegenzutreten, welche das Poetiſche nur am Ungewöhnlichen, Fremden, Fernen, Vornehmen und Idealen finden will. Was ſich für und gegen dieſe Tendenz ſagen läßt, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen; die Hauptſache iſt am Ende doch, wie die Poeſien ſelbſt ſind, welche aus jenem Princip hervorgegangen ſind, oder die zu deſſen Veranſchaulichung dienen. W. Wordsworth, über welchen wir früher einmal berichteten, hat viele ſolcher Gedichte, und wenn man darin Manches als erkünſtelt-natürlich, als manierirt, geſucht und vielleicht hin und wieder ſogar als trivial und läppiſch anſprechen muß, ſo iſt doch andrerſeits unverkennbar, daß er ſich um die Poeſie der demüthigen, beſcheidenen, ſchmuckloſen Häuslichkeit, der prunkloſeſten Realität, der anſpruchsloſeſten, aber darum nicht minder tiefen und natürlichen Gefühle ein nicht geringes Verdienſt erworben, daß er mit der Wünſchelruthe der Poeſie auf dem ſcheinbar unergiebigſten und ärmſten Boden verborgene Quellen und reines Gold entdeckt hat. Nicht leicht wohl iſt die Mutterliebe in ihrer Reinheit, ohne alle Beimiſchung von Stolz und Eitelkeit, in ihrer demüthigen Innigkeit und Treue rührender geſchildert worden, als in der obenſtehenden Titel führenden Erzählung, deren Ueberſetzung wir hier verſuchen wollen, obgleich wir die Schwierigkeit, die Sprache des Originals in ihrem volksmäßigen und dabei doch kunſtreichen Ton wiederzugeben, nicht verkennen.

'S iſt acht Uhr — eine klare Märznacht,
Der Mond iſt auf, der Himmel blau;
Die Eule, durch die Mondſcheinluft
Krächzend, woher? weiß Niemand, ruft;
So langgedehnt ſie krächzt und ſtöhnt —
Halloh, halloh! ein lang hubau!

Was lärmt denn Ihr vor Eurer Thür',
Was ſoll dieß Lärmen, Betty Hub?
Was ſeyd Ihr denn in ſolcher Haſt?
Warum des Roſſes Zaum gefaßt
Hat, den Ihr liebt, Eu'r blöder Bub?

Kaum eine Seel' iſt außerm Bett,
Legt, gute Frau, ihn auch hinein!
Vor Freuden lacht er Euch zwar an,
Doch, Betty, iſt es wohlgethan,
Wenn er reit't in der Nacht allein?

Doch Betty weicht vom Vorſatz nicht,
Denn ihre Nachbarin, Suſe Gahl,
Die Alte, welche wohnt allein,
Iſt krank; tödtlich glaubt ſie's zu ſeyn,
So arg iſt ihrer Krankheit Qual.

Es iſt kein Haus auf Meilen weit,
Kein Menſch, in Nöthen beizuſtehn;
Suſanne liegt zu Bett mit Leiden,
Voll Angſt und Zweifel ſind die beiden,
Weil ſie der Krankheit Grund nicht ſehn.

Und Betty's Eheherr iſt im Wald,
Wo er die ganze Woche weilt,
Holzhauer in dem fernen Thal;
Niemand iſt, der der Suſe Gahl
Räth, was die Schmerzen bannt und heilt.

Vom Raſen hat Betty geholt
Ihr Rößlein, welches fromm und gut,
Ob's wohl ihm oder ſchlimm ergeht,
Ob's auf der Weide graſend ſteht,
Ob weh der Scheiter Bürd' ihm thut.

Ganz reiſefertig iſt es ſchon —
Beim Mondenſchein hat Betty Hub
Schon auf den Sattel feſt geſetzt
(So was ward nicht erhört bis jetzt)
Den lieb ſie hat, ihren blöden Bub.

Und reiten muß er ohne Verzug
Ueber die Brück' und durch das Thal,
Der Kirch' vorbei und über die Matt',
Den Doctor holen aus der Stadt,
Oder ſie ſtirbt, Suſanne Gahl.

Nicht Stiefel braucht es oder Sporn,
Auch Peitſche oder Gerte nicht;
Denn Johnny, die Hollunderruthe
In ſeiner Hand, mit frohem Muthe
Damit, als einem Schwert, er ficht.

Und Betty hat wohl einzuſchärfen
Dem Knaben, der ihr höchſter Schatz,
Was thun er ſoll, was er ſoll laſſen,
Wählen und meiden welche Straßen,
Und ihm beſchrieben jeden Platz.

Und ihre wärmſte Bitte war:
„Mein Johnny, Johnny, mach', daß du
Kommſt wieder heim, halt' dich nicht auf,
Nicht bemm' dein Thier im raſchen Lauf,
Dieß, bitt' ich dich, mein Johnny, thu'!“

Und Johnny drauf ihr Antwort gab
So mit dem Kopf wie mit der Hand,
Auch ſchüttelt' er mit Stolz den Zaum;
Und ſprach dann etwas, welches kaum
Die treue Mutter mehr verſtand.

Und wie ſich Johnny ſetzt in Marſch,
Klatſcht Betty, ob zwar tief bewegt,
Sanft des lammfrommen Pony's Seiten,
Auf dem ihr blöder Knab' ſoll reiten,
Und ſcheint gar nicht mehr aufgeregt.

Doch wie der Pony hebt die Beine,
Wie ſchwillt des blöden Knaben Bruſt!
Vor Freud' kann er den Zaum nicht halten,
Mit Armen nicht und Ferſen ſchalten —
Gelähmt iſt er vor lauter Luſt.

Und wie der Pony hebt die Beine,
Sieht man in Johnny's linker Hand
Die grüne Ruthe regungslos;
Der Mond, der Licht heruntergoß,
So ſtill und ſtumm, wie er kaum ſtand.

Sein Herz war ſo voll Fröhlichkeit,
Daß, hundert Schritt vom Hauſe ſchon,
Er ganz die Hollundergert' vergaß,
Und wie ſo ſtolz er zu Pferde ſaß,
O ſel'ger, ſel'ger, ſel'ger John!

Und vor der Thür' die Mutter ſteht
Und Freud' ihr Antlitz übergleitet,
Stolz auf ſich ſelbſt und ſtolz auf ihn,
Den ſie im Reiſeſchmuck läßt ziehn,
Und der dahin ſo ruhig reitet.

Des blöden Knaben Schweigen macht
Hoffnung im Mutterherz aufgehen!
Jetzt den Wegzeiger er erreicht —
Betty nicht von der Thüre weicht
Nachſchaund, ſo lang er noch zu ſehen.

Burr! Burr! fängt John jetzt an zu lärmen,
Faſt wie das Klappern einer Mühle;
Lammfromm der Pony fort ihn trägt,
Und Johnny lärmt ſo wie er pflegt,
Und Betty horcht mit Luſtgefühle.

Fort ritt ſie zu Suſanne Gahl;
Der Bote iſt in luſt'gem Gang,
Die Eulen ſchrein in nächt'ger Stund'
Und Burr, Burr, Burr! jauchzt Johnny's Mund,
Wie er im Mondſchein trabt entlang.

Reiter und Roß verſtehn ſich gut;
Denn von dem Pony hört man raunen:
Würd' tauſend Jahr' er alt, wenn Ohren
Und Augen auch er hätt' verloren,
Er hätte doch nie üble Launen.

Aber er iſt ein Pferd, das denkt!
Langſam beim Denken wird ſein Schritt;
Johnny kennt er ſeit langen Tagen,
Doch nicht ums Leben könnt' er ſagen,
Wen auf dem Rücken er nimmt mit.

So ziehn ſie auf dem Mondſcheinpfade
Und weit hinein ins Mondſcheinthal,
Der Kirch' vorbei, über die Matt',
Den Doctor zu holen von der Stadt,
Zu heilen die alte Suſe Gahl.

Und Betty Alles zu erzählen
Nimmt bei der Kranken ihren Sitz,
Wie bald ihr Knab' werd' Hülfe bringen
Nebſt vielen andern ſchönen Dingen
Von Johnny's Herrlichkeit und Witz.

Und Betty, ſtets an Suſe's Bett,
Scheint ruhiger geworden jetzt;
Bei Schüſſeln und Geräth ergeben
Sitzt ſie, als ob mit Suſe's Leben
Auch ihres wär' aufs Spiel geſetzt.

Jedoch das arme gute Weib!
In ihrem Antlitz war's zu leſen,
Daß ſie in dieſem Augenblick
Ausleihen könnt' fünf Jahre Glück
Jedem, der drum in Noth geweſen.

Doch dann und wann, errath' ich wohl,
Iſt's Betty nicht ganz leicht zu Muth;
Hinaus ſie nach der Straße lauſcht,
Wo Manches tönt, und kreiſcht und rauſcht,
Was nicht Suſannen kund ſie thut.

Suſanne ſich dehnt, Suſanne ſtöhnt;
„So wahr der Mond am Himmel ſteht,“
Ruft Betty, „iſt er bald nun hier;
„Ja beide — es iſt zehn Uhr ſchier,
Sind da, eh' eine Stund' vergeht.“

Suſanne ſich dehnt, Suſanne ſtöhnt;
Der Zeiger ſtark auf elf Uhr geht;

Der Hammer warnt — „seyn muß er nah,“
Rief Betty, „und bald ist er da.
So wahr der Mond am Himmel steht.“

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Soutsos.

(Schluß.)

Der Beamte des J. Kapodistria.

Im Mai 1831.

Handwerksmäßiger Materialismus, Streben nach Gold, grasse Unwissenheit, Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, mit Einem Wort, die Abwesenheit jeder edlen und freien Gesinnung: da war das Charakteristische fast aller Beamten des J. Kapodistria gegen das Ende seiner absoluten Präsidentschaft. Das folgende Gedichtchen schildert sie mit Genauigkeit.

Bei jedem Speisewirth kost' ich die Ortolanen,
Pasteten, Rostbeefs und Fasanen;
Die Butterkuchen, ach, glaubt mir! sind meine Wonne,
In Nauplia: mein Bauch ist rund, wie eine Tonne!
Ich kenne nicht des Hungers Graus:
Der Staat zahlt monatlich mir hundert Thaler aus!

O schütze, guter Gott, die mich mit Geld versehen!
Dann wird es mir schon wohl ergehen!
Der Rock wird mir zu eng: wie'n Vollmond anzusehen
Ist mein Gesicht; sehr gut muß mir die Troddel *) stehen!
Ich kenne nicht des Hungers Graus:
Der Staat zahlt monatlich mir hundert Thaler aus!

Es wär' auch nicht zu viel, wenn tausend ich bekäme
Dafür, daß ich die Feder nehme
Und meinen Namen schreib' mit zugemachten Augen;
Denn forscht' ich weiter nach, wozu kann das wohl taugen?
Ich kenne nicht des Hungers Graus:
Der Staat zahlt monatlich mir hundert Thaler aus!

Die mich bemitleiden, die hätten gern gerissen
Mir von dem Munde weg für sich den guten Bissen;
Ach, Freunde, er hat euch den Appetit gewecket,
Und deßhalb habt ihr denn das Weltall aufgeschrecket!
Was mach' ich aber mir daraus?
Der Staat zahlt monatlich mir hundert Thaler aus!

Die Leutchen nennen mich und meine Freunde — Fresser,
Amerika's Gesetz studiren wäre besser!?
Wo hab' ich Butter denn und Milch in den Gesetzen?
Glaubt ihr, der Gaumen kann mit Phrasen bloß sich letzen?
Was mach' ich aber mir daraus!
Der Staat zahlt monatlich mir hundert Thaler aus!

*) Die Troddel auf der Mütze in der griechischen Nationaltracht.

Europa mag, so viel es will, sich drehn und rücken,
Wenn es uns Thälerchen und Sterlings nur wird schicken!
Mag man in Frankreich doch die Könige erschießen,
Und mag der Pole auch sein Blut für uns vergießen!
Was mache ich mir denn daraus?
Der Staat zahlt monatlich mir hundert Thaler aus!

Der Aufseher der öffentlichen Bauten unter J. Kapodistria.

Indem ich in dem „Beamten des J. Kapodistria“ meinen Spott gegen die Gesinnungen und den Charakter seiner Diener ausließ, habe ich nichts über die Bestehlung der öffentlichen Cassen vorgebracht, wodurch sich einige von ihnen, welche Aufseher über die öffentlichen Bauten waren, sich in sehr kurzer Zeit bereicherten. Einen solchen Mißbrauch, zu dem der wohlgesinnte Präsident, zum Dank für ihre Angebereien, die Augen zudrückte, wollte ich in dem „Aufseher der öffentlichen Bauten“ an den Pranger stellen.

Hört! in meinem Beutel klimpern Thälerchen und Randducaten!
Seht! mein Mund schwimmt von Champagner, Austern, delicatem Braten!
Leute, grüßet mich mit Ehrfurcht! tief, tief bücket euch vor mir!
Bei den Bauten meine Herren, bin ich erster Officier!
Juchheisa, das ist doch schön!
Kann das Ding wohl besser gehn?

Darf, Herr Gouverneur, ich fragen, wie viel Groschen Sie verdienen?
Wird so viel, wie mir im Monat, in dem ganzen Jahre Ihnen?
Sie bekommen vielleicht tausend für den Monat?.... Ziehn Sie ab!
Sehn Sie mich, der ich dreitausend an jedwedem Zolle hab'!
Juchheisa, das ist doch schön!
Kann das Ding wohl besser gehn?

Seine Excellenz umarmt mich freundschaftlichst an jedem Tage,
Plündre ich den Schatz, er sieht's nicht, und ich hör' drob keine Klage,*)
Flüstre ich ihm nur des Abends und des Morgens in das Ohr:
„Der und der denkt so von Ihnen, und hat das und jenes vor!“
Juchheisa, das ist doch schön!
Kann das Ding wohl besser gehn?

Heute hat zur ersten Hauptstadt Nauplia man uns gegeben;
Morgen wird man wohl, so sagen sie, Athen dazu erheben!
Mir schon recht! das bringt mir wieder Millionen Groschen ein,
Und Athen, das neue, bau' ins alte ich auch flugs hinein!
Juchheisa, das ist doch schön!
Kann das Ding wohl besser gehn?

*) Dieser Vers heißt im Griechischen:
„Μὰ ῥημάζω τὸ ταμεῖον; Ἄλλου βλέπει· βρέχει πέρα“
Hierzu macht Theodor Kind folgende Anmerkung:
„Βρέχει πέρα, nämlich Geld; d. h. er, der Präsident, sieht schon zu, woher er das Geld nimmt, wo es Geld regnet,“
während die eigentliche Bedeutung doch ist:
Wenn ich den Schatz plündere, so sieht er anderswohin; es regnet weit von hier! (eine auch bei uns im Munde des Volks gebräuchliche Redensart, um anzudeuten, daß Jemandes Aufmerksamkeit nicht auf den rechten Gegenstand gerichtet ist).

Man beſchuldigt mich mit Unrecht: ich, ich die Aufklärung haſſen!
Ich, der ich am liebſten baue Schulen mit recht vielen Claſſen!
Ja, es trifft ſich viele Male, daß in meinen Träumen ſich
Mir Muſeen, die ich baue, zeigen, und dann ſinge ich:
Juchheiſa, das iſt doch ſchön!
Kann das Ding wohl beſſer gehn?

Alle Weiber, ja, Gott weiß es! müſſen ſich in mich verlieben,
Und, trotz meiner grauen Haare, iſt noch keine kalt geblieben!
Ueberall nennt man mich Schwieger, und ich hör' in jedem Haus,
Wo ich hinkomm', ſo halb leiſe munkeln von dem Hochzeitſchmaus!
Juchheiſa, das iſt doch ſchön!
Kann das Ding wohl beſſer gehn?

Der Polizeiſpion des J. Kapodiſtria.

Im Mai 1831.

Das in Hellas ſogar unter der osmaniſchen Herrſchaft unbekannte Spionenweſen wurde in ſeinen freien Tagen von Johann Kapodiſtria dort eingeführt. Der Sohn denuncirte den Vater, die Frau ihren Gatten, das von der Allianz zur Wiederaufrichtung des Volkes vorgeſchoſſene Geld wurde zur Verſchlechterung der Sitten und zur Beſoldung niederträchtiger Horcher vergeudet. In der Hauptſtadt ſpürten die Geruſiaſten und Miniſter, in den Provincialſtädten die Gouverneure und Präfecten, in den Dörfern die Volkstribunen und Prieſter, außerdem aber eine geheime Schaar von Spionen, die auf den Märkten und andern öffentlichen Orten umherſchweiften, den unbedeutendſten Schritten der Bürger nach, und legten ihren unſchuldigſten Handlungen und Reden eine üble Bedeutung unter.

Die zur Zeit des Präſidenten in dem ſchönen Hellas weilen,
Denen will ich einen Rath bloß — ſicher iſt er gut — ertheilen:
Daß ſie ohne Rückhalt, frei
Keinem ſagen, was ſie denken, Keinem, Keinem, wer's auch ſey!
Jüngſt, nachdem ein Polizeibund, der da kam, mich auszuſpüren,
Seine Freundſchaft mir verſichert hatte wohl mit tauſend Schwüren,
Fing er ſo zu ſchwatzen an,
Und erhielt von mir zur Antwort folgende Beſcheide dann:

„Lieber Sutzo, ſprach die Beſtie, glaubſt du es wohl, mich beehren
Mit ihrem Vertrauen viele von den Herren Gouverneuren;
Der Präfect frägt bald nach jenem dort, frägt bald nach dieſem hier;
Doch ich ſage: Sie verzeihen, Sie — Sie irren ſich in mir!
Den Spion will ich nicht ſpielen, und es iſt nicht meine Sitte,
Meine Brüder anzugeben, zu verfolgen ihre Schritte."
— „„Hol' der Henker dich! ich habe des Herrſchers Partei genommen;
Du willſt mich hier auskundſchaften; doch das ſoll dir ſchlecht bekommen!""

„Geſtern kam auf meinem Wege ein Bekannter mir entgegen;
Der fing an, ſag' ich dir, gegen die Regierung loszulegen!.....
Daß ich innerlich mich freute, dir die Wahrheit zu geſtehen.
Und ich ſtimmt' ein in ſein Liedchen; doch ich hatte mich verſehen!
Denke dir, der Kerl, der war, jetzt weiß ich's erſt, ein Hauptſpion;
Drum zeig' nicht dein Herz Jedwedem bei dem erſten Anblick ſchon!"
— „„Pack' dich fort, du Lump, ich habe des Herrſchers Partei genommen;
Du willſt mich hier auskundſchaften; doch das ſoll dir ſchlecht bekommen!""

„Sollte wirklich dir gefallen, Sutzo, Hellas' Sklaverei,
Unverantwortliche Miniſter, und die ganze Kleriſey?
Und der ſchlaue Doppelſinn,
Der in den Geſetzen drin?
Und die große Fluth von Fremden, und der ungerechte Bann,
Der die Weisheit trifft, und jeden, ja jedweden großen Mann?"
— „„Laß zufrieden mich, ich habe des Herrſchers Partei genommen,
Du willſt mich hier auskundſchaften; doch das ſoll dir ſchlecht bekommen!""

„Sutzo, zeig' mir doch dein letztes Spottgedichtchen her, das witz'ge,
Zeig' es mir, ich freue mich!.....
Züchtigt keinen der Tyrannen deine Zunge mehr, die ſpitz'ge?
Wie? du ſchweigſt, ich bitte dich?....
Glaubſt du, daß ich der Regierung anhänge? Biſt du geſcheidt?
Schimpf' ein wenig die Miniſter, und verurſach' mir kein Leid!"
— „„Ei, was ſchwatzeſt du! ich habe des Herrſchers Partei genommen,
Du willſt mich hier auskundſchaften, doch das ſoll dir ſchlecht bekommen!""

„Ich, ich ſollte dein Talent beſitzen, ja, ich, alter Junge,
Oder deine ſcharfe Zunge,
Dann ſollten die Herren ſehen, wie viel Birnen ſind im Sack;
Schärfer noch würd' ich ſie beißen, als engliſcher Schnupftabak!
Doch wohl meiner Sünde wegen ſtehſt du da, den Mund noch zu!
Deinen Schatten fürchteſt du!"
— „„Hörſt du nicht bald auf? Ich habe des Herrſchers Partei genommen;
Du willſt mich hier auskundſchaften; doch das ſoll dir ſchlecht bekommen!""

„Ueberall erzählt man, Sutzo, du, du gäbeſt in den Druck
Deine Liedchen oft genug!".....
— „„Ja, das thu' ich.... 's iſt die Wahrheit!.... und das allernächſte ſchon
Wird dich Freundchen konterfeien, dich, du Polizeiſpion!""
„Polizeiſpion!!! Jetzt weiß ich, was ich halten muß von dir,
Und du gibſt umſonſt die Mühe, zu verbergen dich vor mir!
Ja, ich wette, daß Partei für die Rebellen du genommen.
Jetzt geh' ich, es anzuzeigen, und das ſoll dir ſchlecht bekommen!"

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 Junius 1839.

Die sociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortsetzung.)

Doch wir gehen jetzt, nach diesem kurzen historischen Ueberblick, zu unserm eigentlichen Thema, der Besprechung der socialen Stellung und Bedeutung der französischen Literatur über. Die beiden Hauptfragen sind: Welchen Einfluß übt die Literatur auf die Nation? und wie wirkt die Nation, theils als Publicum, durch factischen Beifall und Aufmunterung der Autoren, theils als Staatsgewalt, welche die Erziehungs- und Bildungsanstalten unter sich hat, und überdieß über viele Beneficien und Belohnungen verfügen kann, auf die Literatur, auf ihr Ansehen und ihre Geltung überhaupt, und auf die persönliche Stellung der Einzelnen ein? Uebrigens versteht es sich von selbst, daß das Verhältniß der Literatur zum Nationalleben ein Verhältniß der gegenseitigen Wechselwirkung ist, die Wirkung immer auch wieder zur Ursache wird, und alle einzelnen Momente nur in der Totalität dieser Wechselwirkungen ihr richtiges Verständniß und ihre Erklärung finden. Weder wäre es möglich, das, was man an der Stellung und dem Charakter der französischen Literatur etwa empfehlenswerth findet, sofort auf die Literatur eines andern Volks zu übertragen, noch auch ließe sich dasjenige, was als tadelnswerth und Makel erscheint, einzeln für sich, wie eine unschöne Warze, wegschneiden, ohne daß mit den im gesammten Organismus liegenden Bedingungen eine Veränderung vorginge. So wird zum Beispiel der Geschmack der Franzosen an der Literatur (und dieß Wort selbst in seiner modernen Bedeutung ist französischen Ursprungs!) uns Deutschen immer etwas theilweise Unverständliches und Fremdes bleiben; man möchte fast sagen, wir haben nicht das Organ der Franzosen dafür. Wir sind enthusiastische Freunde der Poesie, und verstehen uns ohne Zweifel besser auch auf die Theorie der Poesie, wie wir in ihr einen viel universelleren und für Fremdes empfänglicheren Geschmack besitzen; wir haben ferner an gründlichen, guten, tiefsinnigen Schriften, die ein eigentliches Studium erfordern, unsre Lust, und wühlen und graben uns gerne hinein; und endlich lesen wir, d. h. die große Masse des Publicums der Leihbibliotheken und Lesecirkel, eine ungeheure Masse zeitvertreibender Unterhaltungsbücher, gute und böse durcheinander; aber wenn wir lesen, um uns zu entzücken, uns zu belehren und zu studiren, oder um uns die Zeit zu vertreiben, so liest der ächte Franzose, der den Geschmack für die Literatur hat, um sich an dem Spiel und der Bewegung des Geistes, an den leichten und schönen Wellen eines anmuthigen Styls zu erfreuen und mit dem esprit des Autors sich selbst zu elektrisiren. Der esprit, der nicht bloß Geist und nicht bloß Witz, sondern beides zugleich ist, ist die charakteristische Eigenthümlichkeit der ächtfranzösischen Literatur, freilich in verschiedenen Modificationen, bald ausschließlicher dem Verstand, bald mehr dem Gefühl sich zuwendend. Wie wir Deutsche dafür nicht das erschöpfende Wort haben, so haben wir auch die Sache nicht, oder vielleicht darf man sagen: weil diese, darum fehlt uns auch jenes. Dieser Unterschied wurzelt in dem Temperament, in der geistigen Organisation beider Völker. In unsrem ersten Artikel haben wir darauf hingewiesen, daß dem Engländer der Ton der Beredsamkeit, dem Deutschen dagegen eher der Ton der wissenschaftlichen oder lehrhaften Deduction eigen ist; wir können dem noch hinzufügen, daß der Franzose der eigentliche, geborne Conversationsmensch zu seyn scheint, und nicht ohne innern Grund ist seine Sprache auch wirklich die Conversationssprache der vornehmen Welt in fast ganz Europa geworden. In der Conversation, im raschen Wechsel der Rede und Gegenrede ist es, wo sich der esprit am glänzendsten zeigen kann, wo die bewegliche Lebendigkeit des Verstandes und Witzes ihre größten Triumphe feiert; und tragen nicht die geistreichsten und ächtfranzösischsten Literaturerzeugnisse und selbst die französischen Reden unverkennbar den Stempel eines, freilich nach Maaßgabe der Verhältnisse und des Gegenstandes modificirten Conversationstons an sich? Der französische Autor vergißt nicht, wie dem deutschen gar oft geschieht, den Leser; er denkt ihn sich immer gegenwärtig, und er würde sich nicht mit dem Bewußt-

seyn trösten: ein gutes Buch geschrieben zu haben, wenn ihm nicht auch die Genugthuung zu Theil würde, daß es gefalle. Freilich liest oder las man auch in Deutschland manches Buch, das seinem Inhalt nach als gut galt, welches wegen seiner Form, seines Styls, in Frankreich unbarmherzig wäre verworfen worden, und gewinnt in Frankreich nicht selten eine Schrift durch die Vorzüge der Darstellung, durch seine literarischen Tugenden einen Beifall und einen Ruhm, die man in Deutschland, wo man den Inhalt zur Hauptsache macht, nicht begreifen kann. Hier scheint nun freilich der Vortheil und das Wahrere auf der Seite der Deutschen zu seyn, da doch ohne Zweifel der Inhalt und Gehalt über der Form steht, zumal bei Producten, die nicht eigentlich der Kunst, der Poesie angehören; indeß hute man sich, zu rasch abzusprechen. Die Reinheit, Schärfe, Klarheit und Lebendigkeit der Form, der Darstellung, tragen zwar nicht zur Wahrheit und Gediegenheit des Inhalts bei, aber sie üben einen großen Einfluß auf den Geist und Geschmack der Leser, schärfen ihre Denkkraft, machen ihre Ideen klarer, halten sie in steter Aufmerksamkeit und Spannung, und prägen ihnen den Inhalt dauernder ein, während bei schwerfälliger Darstellung oft nur ein unbestimmtes, schattenhaftes Bild in dem Leser zurückbleibt, und er darauf verzichtet, das, was der Autor selbst nicht scharf und bündig ausgesprochen, lebendig und genau sich anzueignen. Ohne Zweifel liegt auch hierin mit der Grund davon, daß der Franzose bei geringen Kenntnissen und ohne große Geistestiefe weit besser über einen Gegenstand zu sprechen weiß, als der Deutsche, der ihm in beiderlei Hinsicht gleich oder auch weit überlegen ist. Ein Analogen dieses esprit, ein niedrigerer Grad desselben, findet sich auch bei den minder gebildeten Franzosen, — eine große Regsamkeit und Lebhaftigkeit des Verstandes in der Auffassung und im Urtheil, eine Lust und ein Geschick, sich passend und concis auszusprechen, eine Freude am Sprechen um des Sprechens willen. Dieß führt uns auf einen weiteren wichtigen Punkt: jene Gleichheit, welche das Losungswort der Revolution war, und das damals im politischen Sinn genommen wurde, ist den Franzosen, ohne Zweifel gerade auch in Folge der politischen Veränderungen, in intellectueller und socialer Hinsicht in höherem Grad eigen geworden, als man es z. B. in Deutschland findet. Die französische Literatur und Poesie hält sich innerhalb der Fassungskraft des Horizonts einer größern Zahl, als in Deutschland der Fall ist, und das in erster Linie stehende politische und nationale Interesse bildet ein alle nur nicht ganz stumpfen Geister verknüpfendes Band; denn die politischen Fragen und Probleme sind, wenn gleich zu ihrer gründlichen Erfassung und Entscheidung das höchste Maaß der Intelligenz und Bildung erfordert wird, doch von der Art, daß Jeder sich dabei betheiligt fühlt, und greifen so ins wirkliche Leben ein, daß sie fast unabweislich zur Theilnahme auffordern, und daraus entspringt dann doch immer eine gewisse, wenn auch höchst einseitige und vorurtheilsvolle, politische Bildung, welche der Intelligenz im Ganzen zu statten kommt.

Damit kommen wir auf die Beantwortung der ersten von den zwei oben aufgeworfenen Fragen: welchen Einfluß die Literatur auf die französische Nation übe? Wie groß man auch den Einfluß der Unterhaltungs- und Mode-Literatur setzt, so muß man doch die politische Literatur als die Hauptmacht anerkennen, an welche sich die übrigen Zweige und Formen mehr oder minder anschließen. Anderwärts ist die Politik ein Privilegium Weniger; in Frankreich ist sie Gemeingut — oder gilt wenigstens dafür, und die nach Napoleons Sturz wieder freier aufathmende Literatur warf sich mit dastigem Eifer auf sie. Neben dem Journal des Débats, welches unter andern Namen als halbofficielles Tagblatt schon länger bestand, wurden während der Restauration große Blätter in bedeutender Anzahl in Paris gegründet, welche die verschiedenen politischen Farben und Nuancen vertraten, und deren Zahl bis auf den heutigen Tag sich mehrt, so wie auch die Anzahl der Abonnenten im Ganzen bedeutend steigt, und für etwa zehn bis zwölf der Hauptjournale wohl Hunderttausend erreichen dürfte. Bedenkt man, in wie viele Hände oft Ein Blatt kommt, in Lesecirkeln, Kaffeehäusern und andern öffentlichen Orten, so kann man sich vorstellen, welch eine ungeheure Masse politischer Ansichten, Kenntnisse und — Irrthümer und Vorurtheile schon durch diese großen Blätter im Volke verbreitet wird, neben welchen noch eine Unzahl kleinerer Blätter in den Provinzen besteht. Die raisonnirenden Artikel, ohne welche fast keine Nummer erscheint, sind in der Regel, obgleich häufig so gut wie improvisirt, stylistisch gut, ja oft vortrefflich geschrieben, und Ein solcher Artikel erwirbt manchmal dem Verfasser eine augenblickliche Renommée, die freilich in dem unaufhörlichen Wellenschlag der Journalistik bald wieder vergessen wird und erbleicht, wenn sie nicht durch fortgesetzte Proben des Talents aufgefrischt und behauptet wird. Diese Artikel rühren oft von den ersten politischen Notabilitäten des Landes her, oder sie dienen dazu, ihren Verfassern die politische Laufbahn zu eröffnen. In politisch unergiebigen Zeiten und durch die drohende Concurrenz sehen sich die Journale veranlaßt und genöthigt, auch andre mit der Politik in entfernterem, oder in gar keinem Zusammenhang stehende Gegenstände zu besprechen und die schöne Literatur in ihren Bereich zu ziehen. Der große Absatz der ausgezeichneteren Journale, so wie die Subventionen von Seite der Regierung, gestattet ihnen große Summen selbst für das Feuilleton, das zuerst mehr nur als Lückenbüßer diente, aufzuwenden, und der ästhetischen Kritik und der Literatur einen bedeutenden Platz einzuräumen. Beliebte Modeschriftsteller, J. Janin und F. Soulié, so wie manche andre, sind dem Journal des Débats (einem Blatt, welches schon einen eigenen Biographen oder Geschichtschreiber an A. Nettement gefunden hat, der seine Schicksale und varios casus kritisch und sehr lehrreich schildert), gleichsam incorporirt, und scheinen bestimmt, das Publicum zu unterhalten, zu zerstreuen, zu amusiren, während die Hauptacteure, die politischen Personen, für gut finden, sich von der Bühne fern zu halten, zu schweigen, oder das Costume zu wechseln. Natürlich trägt das Feuilleton immer einigermaßen die Parteifarbe des Blattes, oder darf ihr wenigstens nicht widersprechen, und nicht selten merkt man es der angeblich literarischen Kritik an, daß der Kritiker auch ein paar Tropfen politischer Galle seiner Tinte beimischte, oder daß der scheinbar dem Autor und Dichter ge-

ſtreute Weihrauch eigentlich dem politiſchen Glaubensgenoſſen gilt. Durch die politiſchen Journale, bei ihrem täglichen Erſcheinen und der großen Zahl ihrer Leſer, finden Kritiken und Originalaufſätze rein literariſcher Art die raſcheſte und weiteſte Verbreitung — ein Umſtand, der manchen Autor veranlaſſen mag, mit ihnen in Verbindung zu treten. Die Bedeutung der Journale ſchildert Pflanz in ſeiner Schrift über das religiöſe und kirchliche Leben in Frankreich: „Wer leſen kann, lieſt Journale; wer Ideen und Anſichten unter dem Volk verbreiten will, der legt ſie in Journalen nieder, überzeugt, daß er ſie nicht ſchneller und gewiſſer dahin bringen kann, wo er ſie haben will. Die Zahl derſelben iſt Legion und das Leſen derſelben ſo zum Bedürfniß geworden, daß das ſonſt ſo lebhafte Volk faſt ſchweigſam dadurch geworden iſt. Kommt in ein Kaffeehaus der Hauptſtadt, wo fünfzig, ſechzig Perſonen von verſchiedenem Alter und verſchiedenen Ständen ſind — tiefe Stille herrſcht hier; denn Alles lieſt Journale, und wer keines hat, wartet in Geduld, bis er eines bekommt. Gehet in die Garten des Luxembourg; Ihr trefft da zahlreiche Spaziergänger. Womit unterhalten ſie ſich? Sie leſen Journale. Wollt Ihr von hier nach dem Palais Royal? Ein Omnibus ſteht bereit, in ein paar Minuten abzufahren. Steigt immerhin ein; damit Ihr unterdeſſen nicht Langeweile habt, iſt in demſelben eines oder das andere von den kleinen Journalen bereit, welche zu ganz niedrigen Preiſen zu haben ſind. Der Conducteur kann vielleicht ſelber nicht leſen, aber er hat auf ſolche Weiſe für das Bedürfniß des Publicums geſorgt. Im Palais Royal ſelber, was werdet Ihr am eheſten beſuchen? das große Leſecabinet, wo alle möglichen Journale zu finden ſind. Abends findet Ihr in den kleineren Kaffeehauſern Bürger, welche, weil ſie ſelbſt nicht leſen können, ihre Kinder mitgenommen haben, um ſich die Journale vorleſen zu laſſen, und die Handwerker, welche in ſpäteren Jahren noch die Schulen beſuchen, thun es hauptſächlich, um Journale leſen zu können. In dieſen Journalen wird die Politik des Tages, die Literatur, die Religion, kurz Alles, was irgend ein allgemeines Intereſſe hat, beſprochen, aber die Politik macht immer die Hauptſache aus."

(Fortſetzung folgt.)

Der blöde Knabe.

(Fortſetzung.)

Der Zeiger ſteht jetzt faſt auf Zwölf,
Umſonſt ſteht Betty auf der Wacht;
Es zieht der Mond am Himmel hin,
Doch Betty iſt's nicht leicht zu Sinn,
Und Suſe hat eine Qualen-Nacht.

Vor einer halben Stunde ſchalt
Betty mit Namen mancherlei,
Wie „Taugenichts" und „Sauſewind,"
Auf John, ihr liebes, blödes Kind —
Doch jetzt iſt dieſe Zeit vorbei.

Und Betty's Herz ſinkt mehr und mehr,
Seit jene gute Zeit vorbei;
„Warum mag er ſo lang verziehn?
Der Doctor ließ wohl warten ihn;
Suſe, bald kommen alle zwei!"

Und ſchlimmer ſtets wird's mit Suſannen,
Und Betty iſt in argen Trübeln;
Und da iſt Niemand, der ihr räth,
Ob's beſſer, daß ſie bleibt oder geht —
Sie iſt in argen Trübeln.

Der Zeiger ſteht jetzt faſt auf Eins;
Der Doctor nicht noch ſein Geleite
Sind ſichtbar in des Mondes Licht;
Und Roß und Mann ſind zu hören nicht —
Betty ſitzt noch an Suſens Seite.

Auch bei Suſannen jetzt beginnt
Die Angſt raſch überhand zu nehmen;
Ertrunken könnt' der Knabe ſeyn!
Vielleicht ſchlang ihn ein Abgrund ein!
Drob ſie ſich ewig müßten grämen.

Errathen läßt ſie's bald durch ein:
„Verhüte Gott, daß dieß geſchah!"
Beim erſten Wort Suſannens ſchrie
Laut Betty, auf vom Bett ſprang ſie:
„Suſanne, gern blieb' ich noch da;

„Doch ich muß fort, ich muß hinaus;
Vielleicht, Johnn iſt nur bald geſcheidt;
Umſehn muß man nach ihm ſich jetzt —
Wenn in Gefahr er wär' — verletzt —"
„Verhüt' es Gott!" Suſanne ſchreit.

„Was kann ich thun?" fragt Betty gehend,
„Zu lindern Euch die Krankheitspein?"
Sagt' e, gute Suſe, ſo bleib' ich da;
Ich fürcht', die Krankheit geht Euch nah!
Doch ich will wieder hier bald ſeyn."

„Nein, Betty, gute Betty geht!
Nichts lindert meine Krankheitspein."
Dann eilt ſie fort, betend, daß doch
Gott laſſe Suſen leben noch,
Bis ſie zurück wird ſeyn.

So geht ſie auf dem Mondſcheinpfade
Und weithinein ins Mondſcheinthal;
Und wie ſie rannte fort und fort,
Was ſprach bei ſich, ein jedes Wort —
Zu melden dieß, wär' eine Qual.

In Tief' und Höh' und um und um
In Berg' und Thal und Fels und Flur,
In Baum und Thurm ſieht ſie nur ihn,
In Buſch und Hag, in Schwarz und Grün,
Sieht überall Johnny, Johnny nur.

Die Brücke hat sie hinter sich;
Jetzt fängt die Furcht sie an zu quälen:
Vielleicht, absteigend hier, im Bach
Dem Monde jagte Johnny nach;
Man wird nie mehr von ihm erzählen!

Jetzt steht sie auf des Hügels Höhe —
In weiter Aussicht ganz allein;
Von John nichts, noch vom Roß sie schaut
Im Ginster und im Farrenkraut;
Vom Arzt nichts, noch vom Führer fein.

„Was, o ihr Heil'gen! ward aus ihm?
Vielleicht hat er 'ne Eich' erklommen,
Wo er ein Raub des Hungers wird;
Vielleicht hat er sich schlimm verirrt,
Und ist zu den Zigeunern kommen.

„Oder trug ihn der böse Pony
Zur Höhle, die des Kobolds Saal;
Oder ist er im wüsten Schloß
Der Geister, bald selbst ein Geist, Genoß,
Oder spielt mit dem Wasserfall."

Dann auf die alte Susann' sie schilt,
Derweil sie nach der Stadt hinrennt:
„Wär' krank sie nicht geworden doch!
Dann hätt' ich meinen Johnny noch,
Hätt' ihn bis an mein Lebensend'!"

Bei dieser bangen Sorge Betty's
Blieb selbst des Doctors Nam' nicht heil:
Manch unrecht Wort, verwirrt, sprach sie
Und selbst das gute, fromme Vieh,
Der Pony selbst bekommt sein Theil.

Und jetzt hat sie erreicht die Stadt,
Und zu des Doctors Thür sie fliegt;
Und Schweigen herrscht da um und um,
Die Stadt, mit Straßen grad' und krumm,
Still, wie der Himmel liegt.

Jetzt ist sie an des Doctors Thüre,
Sie schwingt den Klopfer, klapp, klapp, klapp;
Am Fenster zeigt der Doctor sich
Mit Augen trüb und schlummerlich,
Die Hand an seiner Nachtmühkapp'.

„Oh! Doctor, wo, wo ist mein Johnny?"
„Da bin ich, was wollt Ihr von mir?"
„Ach Sir, Ihr kennt ja Betty Hub,
Verloren ging mein armer Bub,
Ihr kennt ihn, oft ja sahd ihn Ihr;

„So klug nicht ist er, als Andre sind —"
„Der Teufel hol' sein Klugseyn!" flucht
Der Doctor mit verbiss'nem Grimm,
„Was, Weib, soll wissen ich von ihm?"
Murrend sein Bett er wieder sucht.

„Oh wehe mir! o wehe mir!
Mag hier der Tod wegraffen mich!
Mein Kind hofft' ich zu finden da —
Und er ist weder fern noch nah —
O ich unsel'ge Mutter, ich!"

Sie stockt — bleibt stehn — und sieht sich um;
Sie weiß nicht welchen Weg einschlagen;
Die Arme! linder würd' ihr Schmerz,
Hätt' sie, nochmal zu pochen, 's Herz;
Sie horcht — sie schaurt — 's hat Drei geschlagen.

Dann rennt sie durch die ganze Stadt,
Kein Wunder, wenn die Sinn' ihr wanken!
Jammer und Schreck sie so besaß,
Daß ganz den Doctor sie vergaß
Zu bitten zu der armen Kranken.

Jetzt ist sie auf dem Hügel hoch,
Wo man sieht eine Meile Wegs
„O Jammer! ich bin bald sechzig Jahr',
Solch eine Nacht noch niemals war!
'S ist keine Seele unterwegs."

Sie horcht, doch keine Menschenstimme,
Kein Hufschlag schallt; gleich Geisterchören
Flüsternd die sanften Bäche fließen,
Die Gräser hörte man fast sprießen,
Wenn jemals, müßt' man jetzt es hören.

Und durch die lange blaue Nacht
Kreischen einander zu die Eulen!
Die Zärtlichen! ihr schluchzend Lied,
Nicht ganz melodisch, lang sich zieht,
Von Hügel zu Hügel dröhnt ihr Heulen.

Jetzt ist erloschen Betty's Hoffnung;
Und auf Todsünde schweift ihr Denken —
Einen grünen Teich hat sie erreicht,
Und plötzlich sie in Hast entweicht,
Um nicht darin sich zu ertränken.

Und jetzt sitzt nieder sie und weint
Thränen, so heiß wie nie vorher;
„Oh liebes Mößlein! gutes Thier!
Bring meinen blöden Knaben mir!
Nie überladen wir dich mehr!"

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66 u. 67.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Junius 1839.

Der Mensch und das Geld.

Von Emil Souvestre.

Wir geben die Analyse der Gazette de France von diesem jüngst erschienenen Roman des bekannten Verfassers, und bemerken nur, daß das genannte politische Blatt auch hier wie sonst seiner Neigung folgt, die literarischen Erscheinungen und Producte der Zeit in genauen Zusammenhang zu setzen mit dem moralischen und politischen Zustand der jetzigen Epoche, was zu thun freilich bei dem obengenannten Buch nahe lag. — —

„Des Pöbels Seele kennt kein andres Ziel als Geld."

Wer hat das gesagt? Corneille; er sprach ganz wie es ihm ums Herz war, und man sieht, daß er nicht in einer Zeit gelebt hat, wo das Geld Alles und die Ehre nichts ist. Bonaparte hat gesagt: wenn Corneille zu meiner Zeit gelebt hätte, hätte ich ihn zu meinem ersten Minister gemacht! — Ich zweifle; aber gewiß ist, daß Corneille unter Louis Philipp nicht Wähler gewesen wäre. Und doch war Corneille ein Mann! er hatte Genie! aber er besaß den zum Wählen erforderlichen Census nicht. Sage mir wie schwer du wägst, so will ich dir sagen wer du bist! Das ist der Maaßstab des Verdiensts heutzutage; der Mensch hat keinen Werth, als den Börsenwerth; und darum sehen wir so viele Individuen sich in beharrlichen und übermenschlichen Anstrengungen erschöpfen, um aus ihrem Namen die vervielfachende Ziffer zu machen, welche das durch ihre Hände gehende Geld verdreifacht, verzehnfacht, verhundertfacht, herrliche Leute, die dazu lachen würden, wenn sie die Ohren des Midas hätten, bekämen sie nur auch, wie er, die Gabe, Alles, was ihre Hände berühren, in Gold zu verwandeln.

Bei dieser unbegränzten Macht des Geldes und dieser magnetischen Kraft, die Alles in dieselben Hände zieht (denn zu allen Zeiten lockt das Geld das Geld an), geschieht es, daß die Gesellschaft sich in den Händen von Menschen ohne Geist, ohne Bildung, ohne Ideen, ohne Auszeichnung und ohne Herz befindet — ein Feudalismus des Thalersacks, ein Despotismus des Interesses, tausendmal thörichter und furchtbarer, als die große, kriegerische Oberherrschaft, welche das Mittelalter niederdrückte; denn in dem letztern Feudalismus war doch wenigstens Größe und Schutz, aber in jenem — ist nur Niederträchtigkeit, Egoismus und Gehässigkeit.

Wenn der Feudalherr, die seiner Macht gesteckten Gränzen überschreitend, die Gesetze verletzte, dann geschah es wohl, daß ein Aufstand seiner Vasallen, der unvorhergesehene Angriff eines Nachbars; und vor Allem die königliche Macht, die große Zuflucht der Unterdrückten in jenem ehernen Zeitalter, ihn zur Pflicht zurückzukehren zwangen, ihn zurückriefen zu jener väterlichen Autorität, auf deren Ausübung er beschränkt war, während unsre modernen Tyrannen ihre Ungerechtigkeit unter den Schutz des unerbittlichen Textes des Gesetzes stellen, und mittelst der Huissiers und des gerichtlichen Zwangs die Unglücklichen meuchelmorden, nach deren Glück und Vermögen sie gelüstet. Gegen diese Metallmenschen, wenn Einer von ihnen dein Feind wird, suche dich nicht zu vertheidigen. Gepanzert vom Kopf bis zum Fuß gegen alle Streiche, die du gegen seinen Credit, sein Vermögen, seine Macht oder auf sein Mitleid am Ende versuchen würdest, wird der Geldmensch, aufrecht, fest, stark, gefühllos deinen armseligen Einsatz an sich raffen; er wird lachen über deine Anstrengungen, deinen Fleiß, deine Verzweiflung, und er wird dich, einen armen Wurm, mit dem Fuß zermalmen, während der Preis eines Lebens voll Arbeit nur noch eine weitere Ziffer seinem unermeßlichen Besitz hinzufügen und dazu dienen wird, ohnmächtige Rivale zu vernichten.

Der Bankier Gaillot, welchen E. Souvestre uns schildert, ist das würdige Kind dieser Gesellschaft der Geldmacht, er ist die Personification dieser ungebildeten, dummen und brutalen Usurpation der Materie über die Intelligenz:

„Er hatte längst schon den Vorurtheilen entsagt, nicht als hätte er sie für falsch erkannt, sondern weil er sie lästig gefunden; wie es den meisten Menschen geht, was er an ihnen haßte, war nicht die Unrichtigkeit, sondern die Regel. Ein Atom, geboren aus dem philosophischen Staub, welchen das achtzehnte Jahrhundert zurückließ, war er Einer jener interessirten Skeptiker,

die ſich für ungläubig ausgeben, ohne je geprüft zu haben, und die den Zweifel an die Schwelle ihres Lebens nur als einen Wegweiſer zur Unſittlichkeit ſetzen.

„Der Ruf des Hrn. Gaillot war nie compromittirt worden; er hatte immer die Klugheit und den Geiſt der Beſonnenheit gezeigt, welche die Rechtlichkeit der Geſchäftsleute ausmachen. Aber er war ſo beharrlich glücklich geweſen in ſeinen Unternehmungen, daß man ihn immer anführte als einen gewandten Mann, das heißt als einen ſolchen, gegen den man auf der Hut ſeyn muß. Uebrigens rühmte man ſeine gute Laune und die Offenheit, womit er ſein letztes Wort gab.

„Die Bonhommie iſt in den Geſchäften die allergefährlichſte Feinheit, denn es iſt die einzige, gegen die man nicht geſchützt und gewaffnet iſt. Der Bankier, der in der That ein überlegner Mann war in ſeiner Specialität, wie Jeder, der ſich beſcheidet, nur Eine Sache zu wiſſen und zu verſtehen, hatte ſehr bald die Vortheile einer ſolchen Rolle begriffen; auch befeſtigte er ſich immer mehr darin; nichts konnte ihm ſein Wohlwollen und ſeine gute Laune nehmen. Machte man ihm Vorwürfe, ſo antwortete er mit einem Scherze; ging man bis zu Injurien, ſo klopfte er einem freundſchaftlich auf den Bauch, mit der Bitte, ſich zu mäßigen. Man war nie ſein ſo guter Freund, als an dem Tag, wo er einen ruinirt hatte. Er drückte dem Aſſocié die Hand, gegen den er am andern Tag klagend auftrat, und begleitete ſeinen Schuldner bis an die Treppe, indem er ihm eine Ausſpändung ankündigte.

„Fremd Allem, was nicht den Handel und das Geld betraf, war Hr. Gaillot im Allgemeinen unwiſſend; aber handelte es ſich von einer Speculation, ſo wurde er ein Mann von Genie; dann konnte ihn nichts aufhalten, dann entging ihm nichts. Er ſah die geheimſten Abſichten vorher, er entdeckte den geringſten Fehler, durch den man in ein Gewiſſen hineinſehen konnte, beugte den feſteſten Willen und hob die feinſte Liſt aus dem Sattel. Es war dann nicht mehr bloß die Intelligenz bei ihm, es war der Inſtinct, der ihn unbewußt erleuchtete, eine Witterung, die ihn zum Gewinn führte, wie den Jagdhund zur Beute.“

Auf einer Reiſe in der Bretagne hat Hr. Gaillot in einem friſchen Thal, unter Pappeln und Ulmen verſteckt, eine beſcheidne Fabrik, eine Papiermühle, entdeckt, die vom Waſſer eines klaren Bachs getrieben wird. Die vollkommenſte Ordnung herrſcht in dieſem Muſteretabliſſement; eine kleine Schaar Arbeiter, Kinder der Gegend, finden dort Arbeit und gutes Auskommen, und es iſt nur Eine Stimme in der Provinz, welche den redlichen und klugen Severin ſegnet, den Manufacturiſten, deſſen Induſtrie den Reichthum in das Thal Penhoat geleitet hat.

„Er war ein geſchickter und einſichtsvoller Mann, bei dem aber die Erfahrung kein edles Gefühl erſtickt hatte, und der ſein Leben in zwei Theile zu theilen gewußt hatte, deren einer der Wirklichkeit, der andre dem Herzen gehörte. Sein Anfang war ſchwer geweſen, wie bei allen Kindern des Volks; aber wie er oft ſelbſt ſagte, er hatte ſich der Waffen bedient, die Gott den Armen gegeben; die Beharrlichkeit war ſein Schwert, die Geduld ſein Schild geweſen. Vielleicht aber wäre er doch im Kampf ſchwach geworden, wenn er nicht ein Weib gefunden hätte, das ihn liebte, und die Hälfte ſeiner Laſt auf ſich nahm; ſie hatte alle ſeine Mühen getheilt, ihn bei allen ſeinen Anſtrengungen ermuthigt, und als der Erfolg geſichert geweſen, da war ſie, ähnlich jenen Engeln der Schrift, die, wenn ſie einmal ihren Schutzbefohlnen ans Ziel geleitet, ihre Flügel wieder entfalteten, lächelnd und ergebungsvoll geſtorben.“

Aber der Schutzengel hatte dem braven Mann, um ſeine Stelle bei ihm zu vertreten, ein Kind, eine Tochter, zurückgelaſſen.

„Obgleich ſie kaum ſiebzehn Jahre alt war, und ihrem Weſen nach noch jünger erſchien, konnte man doch ſchon an ihr die leidenſchaftliche Hingebungsfähigkeit der Mutter, verbunden mit der unabhängigen Energie Severins, entdecken. Es war eine ſtarke und ſanfte Seele, über welche die Gewalt nichts vermochte, aber ohne Widerſtandsfähigkeit gegen Bitten. Ihre Schwäche lag gerade in ihrer Stärke — einer Stärke, die unüberwindlich war, wenn man ſie gewaltſam beugen wollte, aber die, einmal anerkannt, ſich ſelbſt aufgab, und Alles that, um Verzeihung zu erlangen.“ .....

„Alles an ihr verkündigte eine Natur, die ihre Kraft fühlte, ohne darauf ſtolz zu ſeyn. Ihr ganzes Weſen ſchien in Saftfülle zu ſtrotzen, und ihre Augen warfen Strahlen. Aber dieſe gewaltige Lebenskraft erröthete über ſich ſelbſt und verhüllte ſich abſichtlich unter einer wohlthuenden Weichheit. Wenn manchmal ein lauterer Ausruf, eine lebhaftere Bewegung dem Mädchen wie eine Exploſion entſchlüpfte, ſo unterdrückte ſie ſie auf der Stelle, und ſchien verlegen über dieß Ausſprudeln des Lebens, das ſich wider ihren Willen jeden Augenblick regte. Die Aufmerkſamkeit, womit Anna ſich beobachtete, gab ihr eine Art von innerlich gährender und ſiedender Zurückhaltung und eine belebte Unbeweglichkeit, die merkwürdig zu ſtudiren war. So fand man immer an ihr etwas vom Kind und vom Weib, eine Miſchung des kecken und des ſcheuen Weſens, deren Zauber unwiderſtehlich war.

Severin hatte alle ſeine Zärtlichkeit auf dieß liebliche Mädchen zuſammengedrangt; glücklich, jeden Tag das beſcheidne Vermögen wachſen zu ſehen, das er für ſie erwerben, glücklich, eine Induſtrie gedeihen zu ſehen, die ihm Mittel gab, Wohlſeyn und Behagen zu verbreiten unter ſeiner ganzen Umgebung; glücklich durch das Glück, das er Andern verlieh, und das er ſelbſt aus dieſer Quelle ſchöpfte, ſegnete Severin jeden Tag ſeine jetzige Lage, und die Arbeit, die ſie ihm erworben hatte.

Der Anblick des fruchtbaren Thales, die Erzählung von den Wundern der Induſtrie, welche Severin darin hervorgerufen, der übertriebne Bericht von ſeinem Vermögen und ſeinem Gewinn haben in dem Geiſt des Bankiers die Idee einer noch umfaſſenderen Unternehmung erweckt, einer ausgedehnteren Speculation, als die des beſcheidnen Manufacturiſten, und um einen Schritt zur Ausführung zu thun, ſchickt Hr. Gaillot nach Penhoat einen Neffen und erſten Commis von ihm, mit dem Auftrag, ſich Zugang in dem Etabliſſement Severins zu verſchaffen, um den Mechanismus und das Verfahren der Fabrication kennen zu lernen.

(Schluß folgt.)

Die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortſetzung.)

Außer den Journalen iſt aber die franzöſiſche politiſche Literatur ſehr reich an mannichfaltigen Schriften, hiſtoriſchen Werken vom verſchiedenſten Werth und Umfang, philoſophiſchen Aufſätzen und Abhandlungen und kleineren, auf augenblicklichen Eindruck und Wirkung berechneten Pamphlets. Durch den faſt durchgängig guten, klaren, oft ſelbſt vortrefflichen Styl in ihren Werken nehmen die meiſten und ausgezeichnetſten Hiſtoriker des jetzigen Frankreichs eine Stelle in der Literatur im engern Sinn ein, wie außer den oben ſchon Genannten z. B. Guizot, Barante, Michelet. Ein P. L. Courier war ein gefährlicher und gefürchteter Gegner der Reſtauration mit ſeinen claſſiſch geſchriebenen Flugſchriften, und die Charakteriſtiken eines Timon-Cormenin machen ſo großes Aufſehen auch darum, weil es, abgeſehen von dem Inhalt, der Form nach kleine literariſche Meiſterwerke voll Abrundung und Eleganz ſind. Nur mit Wenigem wollen wir andeuten, wie die eigentlich nicht politiſche Literatur doch der Strömung des Zeitgeiſtes folgt und einen mehr oder minder politiſchen Anſtrich annimmt. Die religiöſen Fragen und Streitigkeiten, welche die Gegenwart beſchäftigen, ſtehen zum Theil in einem natürlichen nahen Verhältniß zur Politik. Die Angriffe der Philoſophie des vorigen Jahrhunderts hatten den politiſchen Inſtitutionen und der Kirche und Religion gleichmäßig gegolten, und die Reſtauration wurde beſonders auch wegen ihrer Begünſtigung hierarchiſcher Anmaßungen angefochten. Je mehr man die ſociale Bedeutung der Religion erkannte, um ſo mehr mußte man ſie mit der Politik in Verbindung ſetzen, und ein Bonald, de Maiſtre, La Mennais wieſen nachdrücklich auf dieſen Zuſammenhang hin; bekannt aber iſt des Letztgenannten Metamorphoſe aus einem eifrigen Ultramontaner in einen fanatiſchen Demagogen. Die Verſchmelzung von Religion und Politik war auch einer der Grundzüge des St. Simonismus, der ein paar Jahre lang literariſch ſehr productiv war. Ferner lehnte ſich auch die ſchöne Literatur im engern Sinn, der Roman, die Poeſie, das Drama an die Politik an, und entlehnte häufig ihre Intereſſen. In ſehr vielen Romanen wurden politiſche Ereigniſſe oder Charaktere der Gegenwart oder der nächſten Vergangenheit behandelt, oder Begebenheiten aus frühern Zeiten eine Beziehung auf die Gegenwart gegeben, oder wurden ſociale Fragen und Probleme, Ehe, Erziehung, Wahl des Berufs, Bedeutung der verſchiedenen Berufsarten, ihr Verhältniß zu einander, das Mißverhältniß von Armuth und Reichthum u. dgl. zum Thema derſelben gemacht, und gefliſſentlich dieſe philoſophiſche oder ſociale Tendenz in der Vorrede herausgehoben. Daſſelbe gilt, und vielleicht in noch höherem Grade, von den Dramen. Die neueſte dramatiſche Literatur der Franzoſen iſt ungemein reich, und die Zahl der in einem Jahr in Paris neu aufgeführten Stücke beläuft ſich auf ein paar Hundert. Begreiflich, daß in einer politiſch aufgeregten Zeit die dramatiſchen Dichter ihre Stoffe und Motive nicht ſelten aus der politiſchen Sphäre ſchöpften, was nach der Julirevolution ſo weit ging, daß man eine Theatercenſur einzuführen ſich genöthigt glaubte. So läßt ſich z. B. in vielen von V. Hugo's Dramen eine politiſche Tendenz nachweiſen, und wo man eine ſolche nicht eben fände, da trägt der Dichter ſelbſt, wie in der Vorrede zu ſeinem Ruy-Blas, Sorge, den Leſer auf einen Geſichtspunkt zu ſtellen, wo er eine ſolche entdeckt. Unzählige Male iſt ſeit den Juliustagen Napoleon über die Bühne geſchritten. Den Tragödien und Dramen politiſcher Tendenz ſtellen ſich dann die Luſtſpiele und Vaudevilles gegenüber, die ebenfalls die politiſchen Intereſſen und Leidenſchaften ausbeuten. Endlich ſind ganze Bände Gedichte mit politiſcher Färbung erſchienen, von Barthelemy, Delavigne, Barbier; Lamartine iſt bemüht, ſeinen Poeſien, namentlich den epiſchen Gedichten, den Stempel ſeines politiſchen oder ſocialen Humanitarismus aufzudrücken, und faſt jeder Dichter des heutigen Frankreichs hat einige politiſche Poeſien aufzuweiſen. Beranger hat durch ſeine leichthingehauchten und leichtfertigen Lieder, in welchen der politiſche Stachel ſich in den zarteſten Blumen der Poeſie verbirgt, den Bourbonen nicht wenig geſchadet, und ſeine Verurtheilung und ſein Märtyrthum nur ſeinen Ruf und ſeine Bedeutung erhöht.

Neben dem politiſchen Intereſſe, welches der franzöſiſchen Literatur zum großen Theil ihren Einfluß verſchafft und ſichert, kommt dann noch ferner die Macht der Mode in Betracht. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieſe launenhafte, willkürliche Göttin, deren Domaine nach dem gewöhnlichen Gebrauch des Worts vorzugsweiſe der Anzug und der Putz iſt, und die, in dieſem Sinn, Paris zu ihrer Reſidenz erkoren hat, von wo aus ſie ganz Europa ihre ephemeren, aber darum nicht weniger gültigen Geſetze dictirt, und wo allein ſie die Schneider und Putzmacherinnen, die ſchönen Damen und die eleganten Herren mit ihrem ächten Geiſt inſpirirt, daß ſie auch auf die Literatur ihre Herrſchaft ausdehnt und auch hier ihren willkürlichen Grillen und Launen oft längere Zeit gehuldigt ſieht. Faſt immer wird, was in der Literatur ſich allgemeineren Beifall erwirbt, denſelben, wenn auch nicht in jedem Betracht und in ſo hohem Maaße, doch durch gewiſſe Vorzüge verdienen, und inſofern ſind hier der Mode Gränzen vorgezeichnet; aber gewiß iſt doch, daß Manches nicht bloß oder nicht ſowohl durch ſeine eigenen Vorzüge, als durch ein oft nicht erklärliches Zuſammenwirken von äußern günſtigen Umſtänden, durch eine vorübergehende Stimmung und durch den Einfluß einer den Ton angebenden Partei, Schule oder einer ariſtokratiſchen Societät emporgehoben, zum Intereſſe des Tages geſtempelt, und die Kenntnißnahme von dem jetzt eben gefeierten Autor oder Buch zur Ehrenſache des guten Tons gemacht wird. Die Herrſchaft der Mode in der Literatur wird in Frankreich, verglichen mit Deutſchland, nicht wenig dadurch begünſtigt, daß Paris den einzigen großen Mittelpunkt der franzöſiſchen Literatur bildet, wie denn überhaupt die Centraliſationsgier dieſer Stadt ganz Frankreich in ſich zu verſchlingen und auch politiſch das geſammte Land zu beherrſchen gelüſtet und droht, wogegen aber, wie in gewiſſen Phaſen der Revolution, ſo auch jetzt wieder manche Anſtrengungen von Seiten der Provinzen gemacht werden, ſich einige

Selbſtſtändigkeit zu erhalten, die am Ende auch nicht ohne Erfolg bleiben können. Auch einige literariſche Regſamkeit gibt ſich in manchen der bedeutenden Provincialſtädte kund, wie in Straßburg, Lyon, Bordeaux, aber ohne große politiſche Veränderung wird doch Paris noch lange im faſt ausſchließlichen Beſitz der franzöſiſchen Literaturproduction bleiben. Abgeſehen von allem Andern iſt dieß nothwendig begründet in der dermaligen Beſchaffenheit des franzöſiſchen Buchhandels, worüber vergleiche Ausland 1836, Nr. 338, 339, 340 — 344, den Aufſatz: Zuſtand des franzöſiſchen Buchhandels und Urſachen ſeines Verfalls. Aus dieſem ſehr lehrreichen Aufſatz, welcher eine Schattenſeite der franzöſiſchen Literatur, ihre mercantiliſche Baſis, ſehr ernſt ſchildert, geht zugleich hervor, daß es hauptſächlich der durch wirkliches Verdienſt oder durch den Modeton etablirte Ruf eines Autors iſt, was einem Buch ſchnellen Abſatz ſichert — und faſt nur der ſchnelle Abſatz verbürgt einen Erfolg, da die Zahl der Werke, welche ſich fortdauernd in immer neuen Auflagen verkaufen, klein iſt und vielleicht mehr Bücher von Verſtorbenen als von Lebenden in ſich faßt. Die literariſche Centraliſation iſt ſo mächtig, daß nicht leicht ein Autor ſich einen Namen gründen und mit ſeinen Erzeugniſſen durchdringen kann, wenn er nicht nach Paris geht und dort die Weihe der Hauptſtadt, die Protection der tonangebenden Geſellſchaft und die Empfehlung der Journaliſtik gewinnt oder erkauft. Doch hiemit haben wir uns eigentlich von unſerm Thema etwas verirrt, indem wir ja davon zu ſprechen haben, welchen Einfluß die Literatur auf die franzöſiſche Nation übe, und hiebei geltend machten, daß ſie zum Theil die Geſtalt und die Attribute der Mode annehme, aber zugleich unvermerkt auf den Einfluß zu ſprechen kamen, welchen umgekehrt das Publicum auf die Literatur übt.

Die Hebel der journaliſtiſchen Preſſe, des politiſchen Intereſſe's und der Mode, ſind es, welche in Frankreich, bis auf einen gewiſſen Grad analog mit England, aber in charakteriſtiſchem Unterſchied von Deutſchland, den Einfluß der Literatur unterſtützen und ſteigern. Dadurch wird nun auch der Gehalt der franzöſiſchen Literatur mit beſtimmt. Nur was die in den Intereſſen des Augenblicks, in der politiſchen Atmoſphäre lebenden Geiſter anſpricht, kann auf eine günſtige Aufnahme und einen belohnenden Erfolg rechnen, ſo wie in einzelnen Fällen auch dasjenige, was durch eine kühne und glückliche Oppoſition gegen die herrſchende Mode ſelbſt auf eine kurze Zeit ſich auf den Thron der Mode zu ſchwingen weiß; ſo iſt es in den neueſten Zeiten geſchehen, daß mitten unter den Gräßlichkeiten der karikirenden Romantiker und den Blasphemien der zerriſſenen Zweifler und Libertins ein religiöſes oder ſentimentales Buch Furore gemacht hat. Soll man im Ganzen ein Urtheil darüber abgeben: was kommt von Einſicht, Aufklärung, Kenntniſſen, Geſchmack, von erhebenden und veredelnden Ideen durch die Literatur unter das franzöſiſche Publicum? ſo iſt dieß eine höchſt ſchwierige Aufgabe, und die Antwort kann immer nur als ſubjective Anſicht ſich geben. Wir möchten ſagen: die politiſche Literatur ſtreut allerdings vielen Samen der Erkenntniß aus und regt die Geiſter zum Nachdenken an; die öffentliche Discuſſion hat ſchon formell für die Bildung einen nicht geringen Nutzen; die Leidenſchaftlichkeit aber, die Sophiſtik und Unredlichkeit, womit die politiſchen Intereſſen beinahe von allen Seiten verhandelt und verfochten werden, erſticken ohne Zweifel wieder einen großen Theil der Frucht und machen den Nutzen und Gewinn dieſes Zweigs der Literatur wieder zweifelhaft. Man kann bedauern, daß die periodiſche Preſſe ihre ungeheure Macht über die Gemüther, ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung (welcher unter Anderm durch die dem Mißbrauch mit ſo enormen Strafen entgegentretenden Septembergeſetze anerkannt wurde) nicht auch auf andre Weiſe, heilſamer für die allgemeine Bildung und Sittlichkeit der Nation anwendet; aber dieſe dem Anſchein nach ſo gewaltige Macht ſchließt auch das Geheimniß einer Schwäche in ſich. Die Journaliſtik iſt eben darum ſo mächtig, weil ſie dem Hauptintereſſe des Publicums entgegenkommt und ſchmeichelt, und ſobald ſie ſich anmaßen wollte, dieſem Intereſſe eine andre Richtung geben, einen andern Gegenſtand unterſchieben zu wollen, ſo würde ſie ſich verlaſſen ſehen. Sie iſt die Gebieterin der öffentlichen Meinung, weil ſie die Dolmetſcherin und Dienerin derſelben iſt, und die ſcheinbare Leitung beſteht nur darin, daß die Strebungen, Gedanken und Wünſche des Publicums, oder eines Theils desſelben, concentrirt und von den talentvollſten, redefertigſten Männern ausgeſprochen werden. Dasſelbe Geſetz findet ſeine Anwendung auf die übrige Literatur. Während in den Wiſſenſchaften ohne Zweifel Großes in Frankreich geleiſtet und bedeutende Fortſchritte von den eigentlichen Gelehrten gemacht werden, fehlt es auf dem Gebiet der Literatur an hervorragenden, wahrhaft ſchöpferiſchen Geiſtern, welche der Nation einen wirklichen neuen Impuls zu geben, fruchtbare Ideen auszuſäen, und Bahnen zu eröffnen vermöchten, die ein lohnendes Ziel verſprächen. Beinahe alle die Talente, welche die gegenwärtige Literatur Frankreichs bilden und mit ſo wunderbarer Schnelligkeit vermehrten, gewinnen die Gunſt und behaupten die Popularität des Publicums dadurch, daß ſie es nur unterhalten, ſeinem Geſchmack ſchmeicheln, ſeinen verwöhnten Gaumen kitzeln, tragen aber wenig oder nichts zu ſeiner wahren Bildung und Förderung bei; ihre Originalität iſt meiſt Bizarrerie oder Monſtroſität; und die ſocialen Ideen — Fieberträume und krankhafte Gelüſten eines Roué, Balzac, George Sand, J. Janin, Soulié, Paul de Kock und ſo manche andere der heutzutage beliebteſten Romanſchreiber repräſentiren bei großen, zum Theil ausgezeichneten Talenten keinen wirklichen Fortſchritt, und ihre ſo zahlreichen Producte ſcheinen faſt beſtimmt, einander ſelbſt recht ſchnell wieder zu verdrängen und insgeſammt bald dem Looſe der Vergeſſenheit anheimzufallen. Einen größern und dauernden Einfluß behaupten in Frankreich die älteren Romane eines Rouſſeau, St. Pierre, Diderot und die Erzählungen des immer noch hochgefeierten Chateaubriand, von welchem neulich die Blätter erzählten, daß, als er aus einer Kirche herausgetreten, Tauſende von jungen Leuten ſich um den Verfaſſer von René und Atala und vom genie du Christianisme gedrängt und ihm ihre Bewunderung zu erkennen gegeben haben; und obgleich Chateaubriand unter den Bourbonen eine wichtige, politiſche

Rolle ſpielte, fiel es doch Niemand ein, die ihm hier dargebrachte Huldigung auf Rechnung des Staatsmanns zu ſchreiben, ſondern Jedermann bezog ſie auf den berühmten Autor. Unter den neueren Romanen in Frankreich ſcheinen hauptſächlich die Erzeugniſſe ſolcher Autoren einen nachhaltigeren Einfluß zu üben und einiger Dauer entgegen zu gehen, welche zugleich als Dichter aufgetreten ſind, wie z. B. V. Hugo, A. de Vigny, Sainte-Beuve; des Erſten Notre-Dame und des Zweiten Cinq-Mars behaupten ſich in fortwährendem Anſehen und hatten eine fruchtbare Nachkommenſchaft. Fragt man aber nun, wie denn die Dichter auf das franzöſiſche Publicum wirken, ſo lautet die Antwort eben auch nicht ſehr tröſtlich. Am meiſten Glück und Aufſehen machen die dramatiſchen Dichter, da das Theater einen wichtigen Beſtandtheil des Pariſer Lebens ausmacht, ein mit Beifall empfangenes, und von den trefflich eingeübten Geſellſchaften mit bewundernswürdiger Kunſt und Einheit aufgeführtes Stück an vielen Abenden nacheinander das Publicum anlockt, und dem Verfaſſer bedeutende Vortheile geſichert ſind, ſo daß der glückliche und fruchtbare Vaudeville-Dichter Scribe ſich ungeheure Einkünfte erworben hat. Dafür hat er freilich das Publicum unendliche Male unterhalten, ergötzt und lachen machen, und als ein ziemlich harmloſer Dichter gewiß nirgends einen bedenklichen Nachtheil geſtiftet, aber wohl auch die Intelligenz, den Geſchmack, die Geſinnung des Publicums nicht weſentlich gefördert. Vielleicht nicht einmal ſo viel läßt ſich den Tragikern, einem V. Hugo und A. Dumas, nachrühmen, welche nicht ſelten den Gräuel, die Unnatur, die widerliche Verzerrung auf die Bühne gebracht, und Stücke, die zum Leſen ſchon kaum empfehlenswerth geweſen wären, den Zuſchauern in der ganzen entſetzlichen und anwidernden Lebendigkeit der ſceniſchen Darſtellung vorgeführt haben. Auch hier ſcheinen, namentlich ſeit dem Auftreten der Mademoiſelle Rachel, die alten Dramatiker, Racine beſonders und der nie ſo verdrängte Molière, wieder aufs neue in allgemeinere Gunſt zu kommen.

Die neueſten epiſchen Dichter der Franzoſen haben ſich kein ſehr großes Publicum und keine länger dauernde Aufmerkſamkeit zu gewinnen gewußt, ſelbſt wenn ſie, wie Barthelemy und E. Quinet, Napoleon zum Helden ihrer Gedichte machten. Lamartine's Epiſoden wurden mit großer Spannung wenigſtens erwartet, und Jocelyn fand, ohne Zweifel auch weil er an die Revolutionsepoche und an Zeitideen anknüpfte, vielen Beifall, während der Fall eines Engels ſeinen Dichterruhm ziemlich erſchütterte. Lamartine ſchien berufen, auf einen Theil des franzöſiſchen Publicums, auf die Ernſteren, Religiösgeſtimmten, Gemüthlichen einen wohlthätigen und dauernden Einfluß auszuüben, und ein geiſtiger, poetiſcher Vermittler des deutſchen und des franzöſiſchen Genius zu werden; aber er hat die Gränzen, innerhalb deren er wirken konnte, überſchritten und Bahnen betreten, die ſeinem Talent verderblich werden dürften. V. Hugo, mit Lamartine wohl der Hauptvertreter der ernſten franzöſiſchen Poeſie, beſitzt zwar eine glänzende Phantaſie, hat ſeine Landsleute auf neue Stoffe der Poeſie hingewieſen und viele Nachahmer gefunden; aber ſeine Poeſie iſt doch zu ſehr nur geiſtreich und ſchimmernd, zu wenig aus der Tiefe der Seele entſprungen, um wahrhaft begeiſtern zu können; und ſo ſehr er ſich hat angelegen ſeyn laſſen, dem Nationalgefühl in verſchiedenen Formen zu ſchmeicheln, ſo hat er doch zu wenig politiſche Entſchiedenheit und Hingebung, als daß er große Effecte hervorbringen könnte, während Beranger, der ſeine Stoffe in der nächſten Nähe ſuchte und fand, und der vor Allem und nach Allem Franzoſe iſt, als der nationalſte und populärſte der jetzigen franzöſiſchen Dichter gelten muß. (Vergl. über Beranger dieſe Blätter 1836, Nr. 48 ff.) Er hat die politiſchen und wohl auch die philoſophiſchen (wenn man ſo ſagen darf!) Anſichten vielleicht der überwiegenden Maſſe der Franzoſen, namentlich der Mittelclaſſen, in ſeinen künſtleriſch ſehr hoch ſtehenden Gedichten ausgeſprochen; er lebt ſchon im Munde des Volks, und die gefeierſten Namen ſtellen ſich gern mit dem ſeinigen zuſammen: aber wie hoch man das Talent des ſo glücklich begabten Dichters ſchätzt, kann man doch dem franzöſiſchen Volk kaum dazu Glück wünſchen, daß ſich unter ihm ein Sänger fand, deſſen Lieder, wenn man ſie alle zuſammen als den Ausdruck franzöſiſcher Denkweiſe und Bildung betrachtet, ein durchaus nicht ſchmeichelhaftes Bild hievon geben, und die Bewunderung, die man der Schönheit der Form, der anmuthigen Phantaſie und dem Schwung der Gedanken in vielen zollen muß, durch den Widerwillen und Ekel vergällen, den man bei andern empfindet. Gerade die Popularität Berangers macht den ſittlichen Leichtſinn, die Frivolität und Gemeinheit bedenklich und bedauerlich. Der gemeine Mann ſieht durch die Lieder des von Vornehmen und Geringen geprieſenen Poeten die Frivolität und Sittenloſigkeit gleichſam poetiſch geweiht und gerechtfertigt, und ſieht, auf ſeine Autorität hin, auch in der Oppoſition gegen die Sitte, den Anſtand, die Religion einen des freien Mannes würdigen Kampf gegen Unterdrückung. Beranger iſt eine Fortſetzung der Philoſophen und Poeten des achtzehnten Jahrhunderts, und auch ſein Beiſpiel beſtätigt es, daß dieſe in Wahrheit die Hauptelemente zur Bildung des heutigen Franzoſen liefern, daß die Maſſe des Volks oder des Mittelſtandes nun erſt auf derjenigen Station der Bildung und Weltanſchauung angekommen iſt, über welche die kleine Minderzahl der tieferen und ernſteren Geiſter längſt hinaus iſt, und welche dieſe gern als eine antiquirte und überwundene betrachten möchten. Gerade weil dieſe Art von Aufklärung unter einer ſo großen Maſſe der Nation ziemlich gleichmäßig verbreitet iſt, behauptet auch die Preſſe, welche ſich auf dieſem Niveau hält, einen ſo unermeßlichen Einfluß in Frankreich, während diejenigen Schriftſteller und Bücher, welche einen wirklichen Fortſchritt repräſentiren, verhältnißmäßig wenig Beifall finden und zunächſt nur in einem kleineren Kreiſe, aber hier, darf man hoffen, nicht ohne Frucht für die Zukunft, wirken.

Hier iſt nun auch von dem Perſonal der Literatur zu ſprechen, deſſen Qualität natürlich den Einfluß und das Anſehen der Literatur mit beſtimmt. Wie ſchon frühere Könige von Frankreich, ſo gefiel ſich beſonders der eitle und prachtliebende Louis XIV in dem Ruhm, ein Beſchützer und Förderer der Kunſt und Literatur zu ſeyn, und in ſeine Regierung fällt auch eine der glänzendſten Perioden der franzöſiſchen Literatur. Der

Digitized by Google

Hof, die Ariſtokratie bekamen Geſchmack daran, und während des achtzehnten Jahrhunderts bildete ſich dieſer Geſchmack immer mehr aus, namentlich auch durch die, dem Hof jedoch entfremdeteren, Pariſer geiſtreichen Kreiſe, wie ſie ſich bei der Frau von Tencin, Geoffrin, Du Deffant, L'Eſpinaſſe ſammelten, und in welchen die Elite der Literatur mit der höchſten Ariſtokratie ſich miſchte. So wurde die Literatur, ob zu ihrem weſentlichen Vortheil, wollen wir nicht unterſuchen, nobilitirt, und erwarb ſich ſolches Anſehen, daß die vornehmſten Perſonen es nicht verſchmähten, zu ihren Jüngern gezählt zu werden, während die ausgezeichneteren Literateren und Dichter ſich zu Weltmännern ausbildeten, was ohnehin dem Franzoſen beſſer als dem Deutſchen gelingt. Die Anerkennung der Ebenbürtigkeit des Talents und Genius von Seiten der vornehmen Welt mochte auch etwas beitragen zur Beſiegung der Standesvorurtheile und Kaſtenunterſchiede, welche die Revolution durchfechte. Bis zum Eintritt von dieſer glänzen eine Menge adeliger Namen in der franzöſiſchen Literatur, worunter freilich manche mit zweideutigem Licht. Ganz anders geſtaltete ſich dieß nach dem Ausbruch der Revolution, nach der Emigration der Ariſtokratie und dem Tode Louis' XVI, wo die faſt allein noch beſtehende politiſche Preſſe ausſchließlich in die Hände der Volksmänner, der Republicaner fiel, und die pöbelhafte, ekelhafte Brutalität eines Marat mächtiger ward, als ſelbſt die feurige Beredſamkeit eines Camille Desmoulins. Während Napoleons Gewaltherrſchaft konnte ſich die Literatur nicht erholen, doch trug das vielleicht merkwürdigſte Product aus dieſer Zeit, der Génie du Christianisme den Namen eines altadeligen Emigrirten an der Stirne; und unter der Reſtauration ſchien auch die Literatur wieder in ihre alten Rechte zu treten und ihre frühere ſociale Stellung einzunehmen, indem ſich die ausgezeichnetſten adeligen und bürgerlichen Namen, zwiſchen welchen jetzt nicht mehr die frühere Kluft war, unter ihrer Fahne verſammelten. Die hiſtoriſch-politiſche Literatur führte die Männer der Geſchichte, der Thaten und Erlebniſſe mit den Forſchern, den Theoretikern zuſammen; und die Nachgebornen des Kaiſerreichs, die Söhne von Napoleons Kriegern griffen ſtatt nach dem Schwert, zur Feder des Journaliſten oder Dichters. Die Bedeutung und Macht der periodiſchen, politiſchen Preſſe lockt die kräftigſten und ſtrebendſten Talente an, dieſe Bahn zu betreten, welche durchaus nicht, wie in England, etwas Unrühmliches an ſich hat, deſſen man ſich ſchämen müßte, welche im Gegentheil Anſehen und Ehre bringt und ſchon Manchen zu hohen Würden und Aemtern geführt hat. Man verhehlt in Frankreich die Autorſchaft von Journalartikeln nicht; man rühmt ſich derſelben; aber man muß ſich auch gefaßt halten, dieſelben mit dem Degen oder der Piſtole zu vertreten. So wenig man das Auskunftsmittel der Selbſthülfe durch den Zweikampf an ſich, vom ſittlichen Standpunkt aus, billigen mag, ſo iſt doch außer Zweifel, daß die durch die öffentliche Meinung gebotene Nothwendigkeit, ſich einem angebotenen Zweikampf nicht zu entziehen, die franzöſiſchen Journaliſten in ihrer Polemik, bei aller Schärfe, doch zur Einhaltung gewiſſer Linien des Anſtands zwingt, und ihnen zugleich den vortheilhaften Anſtrich einer gewiſſen kühnen Ritterlichkeit und Ehrenhaftigkeit leiht, deſſen der engliſche Journaliſt bei ſeinen maßloſen ſchimpfenden Ausfällen entbehrt. Daß es daneben auch Blätter gibt, deren Redacteure und Mitarbeiter außer dem Geſetz der Ehre ſtehen, verſteht ſich von ſelbſt.

Aber nicht nur die politiſche und die an die Politik hinſtreifende Literatur, ſondern auch die Poeſie und die Unterhaltungsliteratur zählt unter ihren Pflegern und Jüngern eine bedeutende Anzahl Männer von vornehmer Geburt, oder ſolche, die höhere Aemter bekleiden; in Frankreich, wo der Unterſchied der Stände ein viel weniger ſchroffer iſt als in Deutſchland, wo der Adel faſt nur noch als ein Schattenbild fortlebt, wo der Hof jene ſtrengen Unterſcheidungen nicht mehr kennt, und wo eine verfeinernde und abſchleifende Geſelligkeit die ungeſchlachten jungen Baren bald zierlich leckt: iſt die literariſche Auszeichnung nicht, wie in Deutſchland, ein Ziel, das eigentlich als unter der Würde der Männer von Geburt und Rang liegend gilt, ſondern ſie iſt gleichſam wie ein Orden, nach welchem, wie nach dem Kreuz der Ehrenlegion in den guten Zeiten, Jeder gelüſtet, und deſſen Erlangung in allen Mitgliedern ein gewiſſes ſtolzes Gefühl der Verbrüderung, einen esprit de corps erzeugt, welcher die ſonſtigen Unterſchiede der Herkunft und des Rangs vergeſſen macht. Dieß ſich einander Gleichſtellen unter dem Panier der Literatur wird den franzöſiſchen Autoren dadurch ſehr erleichtert, daß bei den Franzoſen überhaupt das Nationalgefühl ſo lebendig, das Gefühl ihrer Gleichheit als Söhne Eines Landes ſo energiſch, und wohl auch dadurch, daß ihre literariſche Eitelkeit ſo groß iſt, während in Deutſchland der Autor über ſeiner Eigenſchaft als Angehöriger einer beſtimmten Stadt, eines einzelnen Staates, Berufes und Standes den ihm mit Andern gemeinſamen Charakter eines Deutſchen beinahe vergißt, und auch wo ſich Mehrere zuſammenfinden, dieß weniger nach der Verwandtſchaft oder Gradgleichheit der Talente, als durch äußere Verhältniſſe vermittelt wird. Bei der Centraliſation auch der Literatur in der großen Hauptſtadt theilen überdieß beinahe ſämmtliche franzöſiſche Literaten den einen großen Vorzug: Pariſer zu ſeyn! Der petit parfum, den ein geiſtvoller Kritiker als ein weſentliches Merkmal des franzöſiſchen Geſchmacks in der Literatur bezeichnet, und ohne welchen wirklich ein literariſches Product nicht als ächt franzöſiſch erſcheint, hüllt dieſelbe in eine gewiſſe vornehme Atmoſphäre, welche auch den feinen ariſtokratiſchen Sinn anlockt, indeß in Deutſchland, die claſſiſchen Werke natürlich abgerechnet, ſo viele Producte der Literatur ſo zu ſagen nach der Lampe, oder nach Tabaksqualm, oder nach Pomade oder auch nach der Kneipe zu riechen ſcheinen, und dadurch, bei oft bedeutenden innern Vorzügen, die delicaten Sinne der Vornehmen abſchrecken, und ihnen einigen Schein des Rechts leihen, wenn ſie ſich hochmüthig und ſpottend abwenden. Nun iſt zwar unſre Meinung durchaus nicht, die Literatur und Poeſie bedürfe, um zu ihrer vollen Blüthe zu gelangen, um ihre edelſten Früchte zu tragen, der, productiven oder ſchützenden, Theilnahme der Großen und Vornehmen; die Beiſpiele davon, daß der Genius in dieſem Gebiet aus beſcheidenen und beſchränkten Lebensſphären oder aus der Niedrigkeit ſich hervorarbeitete, ſind weit häufiger, als davon, daß Vor-

nehme und Hochgeborne die Gränzen des Geiſtes erweitert hätten; aber ihre würdige Aufgabe, ein Gemeingut der Nation, ein Band der Nationalität zu ſeyn, kann die Literatur doch nur dann erfüllen, wenn die höhern und höchſten Claſſen der Geſellſchaft ſich nicht gleichgültig, ignorirend oder gar feindſelig gegen ſie verhalten, und dieß wird da am wenigſten der Fall ſeyn, wo nicht bloß ausnahms- und anomaler Weiſe, ſondern häufig, ohne daß es auffällt, Mitglieder derſelben als Autoren auftreten und ſich den Namen von Literaten zur Ehre rechnen. Und man dürfte gewiß behaupten, daß dieſe thätige Theilnahme der höhern Claſſen an der Literatur, weit entfernt, ſie weniger populär, den untern Geſellſchaftsclaſſen unzugänglicher zu machen, vielmehr die entgegengeſetzte Wirkung haben würde, einerſeits weil dadurch die Literatur eher bewahrt werden müßte vor Einſeitigkeit und gelehrter Pedanterei, wovon ſie da am wenigſten frei bleibt, wo nur ein ziemlich ſcharf abgeſchnittner Theil des Volks ſie cultivirt, und andrerſeits weil das Beiſpiel der Vornehmen und Hochſtehenden doch immer einen bedeutenden Einfluß auf die niederern Regionen behauptet. Der in dieſem Punkt zwiſchen Deutſchland und Frankreich beſtehende Unterſchied iſt zu allgemein bekannt, als daß wir ihn mit vielen Anführungen und Namen zu belegen brauchten; wir wollen nur anführen, daß ganz vor kurzem erſt ein didactiſches Gedicht, die Kriegskunſt, in Alexandrinern, in vielen Geſängen, von einem franzöſiſchen Generallieutenant, Dupon, erſchien, was deßhalb bemerkenswerth ſcheint, weil gerade der Beruf des Militärs am weiteſten von der Literatur, wenigſtens nach den herrſchenden Begriffen, abſteht, und weil dieſer kriegeriſche Dichter doch bei ſeiner literariſchen Neigung die Intereſſen ſeines Berufs nicht aus den Augen verlor, wie ein deutſcher General, der über religiöſe und theologiſche Gegenſtände ſchrieb. Ferner erwähnen wir auch noch, daß neulich, bei der Bedrängniß des Miniſteriums Molé, das halboffizielle Journal des Débats einigen Nachdruck auf die mitgetheilte Notiz legte, daß ſich „die Notabilitäten der Kunſt, der Literatur und der Finanzen in den Salons des Conſeilpräſidenten eingefunden haben.“ Wo in Deutſchland würde man es angemeſſen finden, den Notabilitäten der Literatur, in anderer als rein literariſcher oder wiſſenſchaftlicher Beziehung, irgend eine namhafte Bedeutung zuzugeſtehen, ſie gleichſam als eine Macht, als einen Factor anzuerkennen? Was die Zahl des Perſonals der Literatur betrifft, ſo können wir darüber keine Angaben in beſtimmten Ziffern mittheilen; aber aus allem Geſagten ergibt ſich, daß die franzöſiſchen Autoren in dem fraglichen Gebiete ein anſehnliches Corps bilden, welches zwar kleiner ſeyn mag, als die durch ganz Deutſchland zerſtreute Menge von Literaten, aber durch die Concentration beinahe der geſammten Literatur in Paris bei weitem impoſanter auftritt.

(Fortſetzung folgt.)

Der blöde Knabe.

(Schluß.)

Jetzt kommt ihr ein Gedank' in Sinn
„Das Roß iſt fromm und klug und alt,
Und hat viel Gutes bei uns empfangen.
Vielleicht iſt es durchs Thal gegangen
Mit unſrem Johnny in den Wald.“

Dann ſpringt ſie, wie geflügelt, auf;
Nicht mehr auf Selbſtmord geht ihr Denken;
Wären ſie ſämtlich Teiche ein,
Ihr letzter Gedanke würde ſeyn,
Darin ſich zu ertränken.

O Leſer! und jetzt könnt' ich melden
Von Roß und Mann, dem trauten Pärchen'
Was mittlerweile ſie getrieben —
Ha, wenn's in Reimen wär' beſchrieben,
Es gäb' ein gar ergötzlich Mährchen!

Vielleicht, nicht unwahrſcheinlich iſt's,
Durchſtreift er mit dem Roß die Klingen,
Schluchten und Felſen hoch und fern,
Ja langen dort nach einem Stern,
Nur in der Taſch' ihn heim zu bringen.

Vielleicht hat er ſich umgedreht,
Daß nach dem Schwanz ſein Antlitz ſieht,
Nur er, verblüfft ſich ſchauend um,
Wie ein geſpenſtiſcher Reiter, ſtumm
Nur ſtill durchs Thal hinzieht.

Vielleicht jagt er den Schafen nach,
Ein Jäger keck und fürchterlich;
Die Trift, die grün und ſchmuck liegt da,
Verwandelt bald, wenn man ihn ſah,
Zur öden Wüſte ſich.

Vielleicht mit feur'gem Roſſ und Füßen
Und dem leibhaft'gen Böſen gleich —
So galoppirt er fort und fort,
Schreckend das Volk an jedem Ort,
Das zittert vor des Satans Reich.

Den Muſen bin verpflichtet ich
Seit vierzehn Jahren, hoch und theuer;
Nur halb, o Muſen, laßt mich melden,
Was zugeſtoßen unſerm Helden;
Gewiß bedarf er Abenteuer!

O holde Muſen, iſt das gütig?
Was weiſt Ihr ab ſo meine Bitten?
Warum mir Eure Hülf' verſagen,
Dem Dichter, der in frühern Tagen
So wohl doch war bei Euch gelitten?

Wer iſt das dort, beim Waſſerfall,
Der niederdonnert, haſtig raſend,
In Mondes Licht, der hell noch ſchimmert,

Sitzend aufrecht und unbekümmert
Auf einem Pferde, ruhig grasend?

Es ſcheint, daß ſeinem Pferd, das frei
Hier weidet, er den Zügel gebe;
Ihn fechten Mond und Stern' nicht an;
Von derlei lieſt man im Roman; —
'S iſt Johnny, ja! ſo wahr ich lebe!

Und auch der Pony iſt's, fürwahr!
Wo iſt ſie, wo iſt Betty Hub?
Erſtickt faſt von der Sorgen Schwall;
Sie hört den brauſenden Waſſerfall,
Und nirgends iſt ihr blöder Bub'.

Oh! Eu'r Pony iſt Goldes werth,
Stillt Eure Angſt doch, Betty Hub!
Dem Platz kommt durchs Gebüſch ſie nah;
Deutlich zu ſehn iſt vor ihr da
Den lieb ſie hat, ihr blöder Bub'.

Und Betty ſieht den Pony auch;
Was ſteht Ihr da, gute Betty Hub?
Kein Unhuld, kein Geſpenſt es iſt!
Der iſt's, den Ihr ſo lang vermißt,
Den lieb Ihr habt, Eu'r blöder Bub!

Hin ſchaut ſie wieder — hebt die Arme —,
Kreiſcht auf — die Freude lähmt ſie faſt;
Jetzt, wie ein Waldſtrom auf ihn los —
Faſt rannte nieder ſie das Roß,
Und feſt ihren Knaben ſie umfaßt.

Und Johnny lacht und jodelt laut,
Ich kann nicht ſagen, ob's war Freude,
Ob Schlauheit; aber weil er lacht,
Die Wonne Betty trunken macht,
Sein Plappern iſt ihr Ohrenweide.

Bald iſt ſie an des Pony's Schweif,
Und bald beim Kopfe von dem Roß;
Auf dieſer, dann auf jener Seit;
Erſtickt beinah vor Seligkeit,
Doch ein paar Thränen ſie vergoß.

Ueber und über küßt ſie ihn,
Den lieb ſie hat, den ſie ſah wieder,
Den blöden Knaben; kaum hat Platz
Ihr Herz für ihrer Wonne Schatz;
Die Freude zuckt durch all' ihre Glieder.

Den Pony tätſchelt Betty Hub,
Sie ſelber weiß nicht wann und wo;
Das Rößlein mochte ſich wohl freun,
Doch kann's ſo laut nicht ſtimmen ein,
Man merkt' ihm an kaum, daß es froh.

„O Johnny, laß jetzt nur den Doctor!
Du thatſt dein Möglich's, das iſt Alles."
Den Zaum faßt ſie nach dieſem Wort
Und lenkte ſanft den Pony fort
Vom Lärm des Waſſerfalles.

Jetzt waren faſt die Stern' erloſchen,
Der Mond neigt' ſich dem Berge zu,
So bleich — man nahm ihn kaum in Acht,
Die Vöglein waren halb erwacht,
Doch ihre Jüngleln noch in Ruh.

Der Pony, Betty und ihr Knabe
Ziehn langſam durch das wald'ge Thal;
Wer iſt denn dort auf dem Weg ſo früh,
Die den rauhen Steig erklimmt mit Müh?
Kein andrer Menſch als Suſe Gahl!

Lang war voll Unruh ſie geſtiegen,
Sorgen durchzuckten ſie, wie Meſſer,
Um den Boten und ihre Wärterin;
Doch wie's ſo bang ihr ward zu Sinn,
Ward's ihr im Körper beſſer.

Angſtvoll warf ſie im Bett ſich um,
Zweifel und Furcht ward immer größer;
Und Punkt für Punkt ſie überlegt,
Und wie ihr Geiſt ſo bang bewegt,
Ward's ihr im Körper noch beſſer.

„Weh, was iſt denn aus ihnen worden?
Zum Walde muß ich unverweilt —
Mich tödtet ſonſt die Angſt!" Damit
Suſanne aus dem Bette ſchritt,
Wie durch Magie geheilt.

Fort eilt ſie über Berg und Thal,
Endlich hat ſie den Wald erreicht;
Erſpäht die Freunde, grüßt ſie laut —
Solch Wiederſehen ward geſchaut
In der Chriſtenheit nicht leicht!

Die Eulen ſangen juſt ihr Letztes,
Wie heim ſich die vier Wanderer wenden;
Die Eulen krächzten die Nacht entlang,
Und mit den Eulen hub an mein Sang,
Und muß mit den Eulen enden.

Denn während alleſammt heim ſie ziehn,
Rief Betty: „Sag' uns, Johnny, ey,
Wo brachteſt die lange Nacht denn zu?
Was haſt gehört, was ſaheſt du?
Und Johnny, hör', berichť uns treu!"

Nun hatte Johnny angehört
Die lange Nacht das Concert der Eulen;
Gewiß hat auch den Mond er geſeh'n
Von acht bis fünf Uhr am Himmel ſtehn,
So lang er mußt im Walde weilen.

Und ſo auf Betty's Frage verſetzt
Er, als ein Reiſender wohlbeſtallt
(Ich geb' Euch ſeine Worte genau):
„Die Hähne krähten kuwuh kuwuh,
Und die Sonne ſchien ſo kalt."
So Johnny ſtolz und freudig ſpricht;
Und das war all' ſein Reiſebericht.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 Junius 1839.

Der Mensch und das Geld.

(Schluß.)

Elie ist im Uebrigen ein guter, ehrlicher junger Mensch, dessen Charakter in nichts mit dem seines Oheims sympathisirt. Als Waise ist er beim Austritt aus dem Collegium von Herrn Gaillot aufgenommen worden, der damit nicht eine tugendhafte Handlung, sondern eine vortheilhafte Speculation beabsichtigte, indem er sich einen jungen Menschen zugesellte, der thätig, unterrichtet, einsichtsvoll und im Stande wäre, ihn bei den großen financiellen Arbeiten zu unterstützen. Noch ein anderer Beweggrund hat Herrn Gaillot geleitet. Elie de Beaucourt ist adelig von väterlicher Seite, und, sagt Emil Souvestre: „es ist ein seltener Fall, daß die Parvenus nicht unter ihren Umgebungen das suchen, was ihnen selbst fehlt. Bei den schmutzigsten und stumpfsten dieser Geldkrämer herrscht doch ein unerklärliches Streben nach der aristokratischen Auszeichnung. Wenn sie vierzig Jahre zwischen dem Gefängniß und dem Bagno laviert haben, wenn sie mit saurer Mühe den Schweiß des Armen, die Thränen der Wittwe, das Blut des Verschwenders in Gold verwandelt haben; wenn sie wie Shylock ein paar Pfunde Fleisch aus Jedem schneiden, der ihr Schuldner geworden, so glaubt man wohl, daß sie dieß Alles nur thun, um reich und somit geehrt zu werden — aber nein! sie thun es auch, und sie thun es vorzüglich deßhalb, damit ihre Söhne dereinst eine Dienststelle bei Hof, oder das Recht erkaufen können, sich officiell lächerlich zu machen in der Kammer der Gemeinen; sie thun es, damit ihre Töchter ein Heirathgut bekommen, hinreichend, um einen historischen Wappenschild wieder zu vergolden, den die Zeit etwa verwüstet hat."

„Trotz seiner Verstandesüberlegenheit war Gaillot doch nicht ganz frei von dieser seltsamen Schwäche; er hörte gern den Adel und den Geist des jungen Elie rühmen, als ob etwas von solchen Lobeserhebungen auf ihn selbst zurückfiele; er war stolz darauf, der Oheim eines Mannes von guter Geburt zu seyn, und er fand nie Gelegenheiten genug, um diesen Umstand zur allgemeinen Kenntniß zu bringen."

Elie wird von dem Fabricanten ohne Mißtrauen, mit freimüthiger Herzlichkeit aufgenommen, und seine Besuche wiederholen sich; Vater und Tochter finden nachgerade großes Wohlgefallen an der Gesellschaft des jungen Pariſers, der einen Wechsel in die Gleichförmigkeit ihres einsamen Lebens bringt; beide vertrauen ihm das Glück ihres gegenwärtigen Zustandes, ihre Plane für die Zukunft, und ihren Vorsatz an, nie dieß geliebte Thal zu verlassen. Anna sagt ihm, sie könnte nirgends anders leben als in diesem Hause, wo ihre Wiege gestanden und wo sie herangewachsen, und Severin rühmt ihm den Reiz des Gewerbfleißes, und das Entzücken, mit dem ihn jede seiner Entdeckungen erfülle.

„Ist nicht, sagte er zu ihm, die Industrie die Poesie der Intelligenz, wie die Religion die Poesie der Seele ist, und sind nicht alle Poesien Schwestern? Ist sie nicht ein Funke des göttlichen Geistes, der die Welt regiert? Ach! man verwechsle doch nicht die habsüchtige Speculation mit der wunderbaren Kunst, die Materie zu verwandeln, indem man den Gedanken darauf anwendet. Diese Kunst ist heilig, denn sie hat ihre Entzückungen und ihre Schmerzen, wie Alles, was in Beziehung steht mit den Quellen des Lebens; sie ist groß, denn Gott hat ihr ihren Theil gegeben an der Eroberung der Zukunft. Viele entweihen sie, ich weiß es, aber sie offenbart sich den Menschen von redlichem Willen. Ich bin ohne Zweifel, mein Herr, ein sehr geringer Mensch; und doch, unter dem Getöse der Fabrik, das für Viele nur ein Lärmen ist, höre ich Stimmen, die mir von dem Geschick und der Bestimmung der Welt hier erzählen. Hören Sie all das Stöhnen und Knarren, all die Seufzer der arbeitenden Maschine.. Begreifen Sie nicht, daß dieß ein Hymnus der Befreiung für das menschliche Geschlecht ist? Die Industrie hat der brutalen und todten Natur das Leben aufgezwungen, um die Stelle der belebten Materie einzunehmen; jedes dieser Räder, die sich als Sklaven drehen, sagt mir, wie viele Arme sich da abmüdeten, wo es jetzt seine Glieder von

Eichenholz in Bewegung ſetzt, und aus wie vielen lebendigen Maſchinen es Intelligenzen gemacht hat."

„Ha! die Induſtrie, ſo begriffen, iſt etwas Schönes, mein Herr, antwortete de Beaucourt mit Bewegung; ich verſtehe, Ihre Fabrik iſt für Sie nicht mehr nur ein Stück Land, wo ſie ernten, ſie iſt für Sie ein Schlachtfeld, wo Sie für eine Idee kämpfen."

Eingeweiht in die Gefühle, Gedanken und Hoffnungen Severins und ſeiner Tochter, bemüht ſich der junge Mann aus allen Kräften, den Bankier von ſeinem Verhaben abzubringen; aber dieſer, den nichts in ſeinem gefaßten Entſchluß wankend macht, kommt ſelbſt, um dem Fabrikherrn geradezu den Antrag zu machen, er ſolle ihm ſein Haus, ſeine Fabrik mit allem Zugehör von Gütern für die Summe von 200,000 Francs verkaufen. Severin lehnt dieß ab; er will nicht verkaufen; zu viele Bande knüpfen ihn an ſeine Beſchäftigung und an ſein Eigenthum. Jetzt erklärt ihm Gaillot den Krieg, und kündigt ihm an, daß er ihn zu Grunde richten werde. Stark im Gefühl ſeines perſönlichen Werthes, ſeines Muths und ſeines Credits, weiſt der Fabricant die unglückdrohende Verkündigung zurück; er hofft, der Bankier werde auf ſein Vorhaben verzichten, oder, wenn er es ausführe, werde er doch, als ein Neuling im Betrieb eines ſchwierigen Induſtriezweigs, lange nichts gegen ſeine Erfahrung und gegen die von ihm erworbene Kundſchaft ausrichten können.

Ach! Severin hat ſich getäuſcht, und ſchon ſteht er in dem ländlichen, einſamen Thale ſeine Raſenteppiche zertreten, ſeine heimlichen Plätzchen entweiht durch das Gewühl eines ganzen Volks von Maurern und Zimmerleuten. Ganz nahe bei der ſeinigen erhebt ſich die rivaliſirende Fabrik; ein gewaltiges und prachtvolles Bauwerk, das mitleidig, verächtlich herunterzublicken ſcheint auf die beſcheidene Fabrik, die unter den Weiden ſtöhnt und ächzt, und er ſieht nach und nach ſeine intelligenteſten, ſeine beſten Arbeiter abtrünnig werden.

Die Manufactur Gaillots iſt in voller Thätigkeit; ſein ungeheures Rad dreht ſich ohne Unterlaß, und das Toſen ſeiner raſchen Bewegung übertäubt die ſchwache und ſterbende Stimme der Mühle des armen Severin. Umſonſt kämpft dieſer noch immer fort, umſonſt bemüht er ſich, neue Vorrichtungen zu erſinnen und die Fabrication noch zu verbeſſern! umſonſt beſchränkt er mit jedem Tag ſeine Ausgaben und Wohlthaten; ſein Nachbar verkauft zu einem ſchnöden Preis die mit den ſeinigen rivaliſirenden Erzeugniſſe, er wirft das Geld mit vollen Händen aus, um die Arbeiter zu beſtechen und zu ſich herüber zu ziehen, er erſchüttert ſeinen Credit durch alle nur denkbare Mittel. Endlich erliegt der Mann von Ehre und Rechtſchaffenheit dem Mann des Geldes; die Materie erſtickt die Intelligenz; und das Echo des Thales von Penhoat wiederholt den Lärmen der Orgien von Lebemenſchen, Gäſten des Bankiers, ſtatt der bretoniſchen Lieder und der Gebirgsmelodien, die ſonſt aus der reinen und friſchen Kehle der jungen Anna erſchollen.

Und ſie, die arme Anna, die zarte Blume, geknickt auf ihrem Stengel durch das Metall, erliegt vor der Zeit, denn ihre zärtliche Seele hat nicht die Kraft, dem Kummer zu widerſtehen, den ihr der Schmerz und die Verzweiflung ihres Vaters verurſachen. Ueberdieß iſt Elie de Beaucourt, den ſie liebt, durch eine hölliſche Veranſtaltung des teufliſchen Gaillot von ihr entfernt worden. Liſtig genug, um das Verbrechen zu begehen, macht der Niederträchtige das arme Kind glauben, Elie habe ſie verlaſſen — es iſt um ſie geſchehen; das Thal hat ſeine ſchönſte Zierde verloren.

Vielleicht hätten wir nicht durch eine unvollſtändige Analyſe den intereſſanten und geiſtreichen Roman Emil Souveſtre's deſloriren ſollen; aber trotz der zahlreichen Citate, die wir uns nicht enthalten konnten, unſern Leſern mitzutheilen, können wir ſie verſichern, daß ſie noch köſtliche Sachen in dieſem merkwürdigen Buch finden werden. Es ſind darin Schilderungen der Bretagne voll Poeſie und Wahrheit; Charakter- und Sittengemälde voll feiner Beobachtung; und endlich findet ſich darin, und zwar reichlich, jene Wärme des redlichen Mannes, der die Sünden ſeines Jahrhunderts von der Höhe einer unbeſtechlichen Vernunft und eines großmüthigen Herzens herab geißelt und brandmarkt. Warum muß gegen das Ende dieſes Buchs, das den Stempel des Chriſtenthums an ſich trägt, das beredt iſt in ſeinem Geiſt, und hin und wieder erhaben in ſeiner Beleuchtung, ſich der niederdrückende Zweifel finden, der Zweifel, der düſtre und traurige Schluß einer lichten Bahn? Warum erſcheint nicht am Ziel der Leiden und Kämpfe des redlichen Mannes, am Ende des Lebens eines ſo reinen und keuſchen Mädchens, in dem Buche Souveſtre's eine jener himmliſchen Klarheiten, die uns zeigt und uns für jene ahnen läßt die Morgenröthe eines beſſern Lebens? Das wäre ſchön geweſen als Poeſie, ſchön als Moral und ſchön als Wahrheit!

Indeß gehört Emil Souveſtre immerhin zu denjenigen, in deren Werken man beſtändig das Bedürfniß eines tröſtenden Glaubens ausgeſprochen findet, der alle Ueberzeugungen des redlichen Menſchen vereinigt und ſie auf Ein Ziel richtet; er gehört zu denjenigen, die das Volk lieben, und es glücklich ſehen möchten... Nun! was zum Glück dieſes Volks, welches leidet, und welches aufzuklären und zu tröſten Euch Euer Talent in Stand ſetzt, die erſte Bedingung iſt, das iſt — der Glaube, der ihm fehlt! So ſucht denn Ihr dieſen Glauben, um ihn ihm zu geben; ſucht ihn ohne Leidenſchaft, ohne Haß und ohne Groll, ſo werdet Ihr ihn finden und das wird unſer Glaube ſeyn, derjenige, der zu allen redlichen Herzen ſpricht, zu allen Menſchen von gutem und redlichem Willen.

Die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Fortſetzung.)

Im Bisherigen ſchon ſtreiften wir, wie es die Natur der Sache mit ſich bringt, hin und wieder an die zweite zur Beantwortung aufgeſtellte Frage: Wie wirkt die Nation auf die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur und ihrer Vertreter?

Wir haben hier zu unterscheiden zwischen dem Einfluß des Publicums und zwischen dem der Staatsgewalt sowohl in den organischen, bleibenden Einrichtungen, welche die Förderung und die Interessen der Literatur betreffen, als auch in der willkürlicheren Ausübung des ihr zustehenden Patronats.

Der Einfluß des Publicums auf die sociale Stellung der Literaten ist ein theils ideell, theils reell wirkender, d. h. durch Beifall und durch pecuniäre Belohnung. In ersterer Beziehung ist das französische (oder vielmehr das Pariser Publicum, in welchem eigentlich das geistigregsame, literarisch gebildete Frankreich größtentheils vertreten und begriffen ist, was den literarischen Verkehr zwar sehr vereinfacht, aber auch in sehr enge Gränzen einschließt) nichts weniger als sparsam, und der Mann oder „Löwe" des Tags, der Autor von festgegründetem Namen kann sich nicht über Mangel an Weihrauch, an überschwänglichem Lob und Vergötterung beklagen; die französische Lebhaftigkeit und Eitelkeit, so wie die im Hintergrund wirkenden Interessen der Parteien und die Allianzen der Schriftsteller unter sich, hauptsächlich aber auch die Mode, dieß Alles zusammen gewährt dem, der einmal durchgedrungen ist, und die Gunst der feinen Gesellschaft, des Theaterpublicums, einer politischen Partei gewonnen hat, die Befriedigung der maßlosesten Lobeserhebungen in den Journalen, der zuvorkommenden Aufnahme in den Salons, des Applauses in den Theatern, wenn er etwa dramatischer Dichter ist, wogegen ihm frei steht, die feindseligen Stimmen, die oft nur um so mehr zu seinem Bekanntwerden beitragen, als Ausbrüche des Neides zu betrachten und somit auch in ihnen eine indirecte Anerkennung seiner Verdienste zu sehen. Mit dem bloßen Beifall können sich jedoch nur die von Haus aus reichen oder unabhängigen Autoren und Literaten begnügen, und auch diese verschmähen in der Regel, wenn er sich ihnen anbietet, den reellern Lohn nicht. Wie verhält es sich mit diesem in Frankreich? Die Franzosen gelten im Allgemeinen nicht für besonders großmüthig und splendid, und gerade im dermaligen Zeitpunkt soll die Habsucht und Geldgier einen hohen Grad erreicht haben; dabei aber sind sie doch sehr schaulustig, neugierig und vergnügungssuchtig, dabei Sklaven der Mode, und so geben die Pariser für politische Literatur, für Journale, für den Besuch der Theater und für die neuesten Bücher nach der Mode bereitwillig viel Geld aus. Dieß gewährt den beliebtesten dramatischen Dichtern, den gesuchtesten Romanschreibern und Feuilletonisten, den Redacteuren und Mitarbeitern der verbreitetsten Tagesblatter und Zeitschriften ein ansehnliches Einkommen, dessen sie in der That auch benöthigt sind, um als Männer von Welt und gutem Ton in der Gesellschaft aufzutreten, und manche Berichte schildern uns diesen und jenen literarischen Parvenu, namentlich von leichterem Kaliber, der nur darauf bedacht ist, Heu zu machen, so lange die Sonne scheint, als ganz berauscht von dem überschwänglichen Beifall und dem ungewohnten Luxus. Wenn indeß einzelne Beispiele von wirklich sehr bedeutenden Belohnungen und Honoraren französischer Dichter und Schriftsteller vorkommen, z. B. Chateaubriand, V. Hugo, Lamartine, Scribe, Janin, Balzac, G. Sand und Andere, so darf man doch solche Fälle keineswegs zum Maaßstab überhaupt nehmen, sondern muß sie als seltene Ausnahmen betrachten, welche in grellem Contrast stehen zu einer Menge minder ermuthigender Beispiele armseliger und kümmerlicher Belohnung. A. de Vigny schildert irgendwo das Schicksal des armen, nicht anerkannten und unterstützten Dichters: „die schönen Verse sind eine Waare, die dem großen Haufen nicht gefällt; und doch ist es nur die Menge, welche den Lohn dafür erstattet; und selbst unter den gebildetsten Nationen hört der große Haufen erst spät auf, in seinem Geschmack gemein zu seyn und das Gemeine zu lieben. Erst spät, durch die Anleitung der auserlesenen Geister, gelangt er dahin, und inzwischen zertritt er die aufkeimenden Talente, deren Angstschrei er nicht einmal hört. Ha! hört Ihr nicht den Knall der einsamen Pistolen? Ihr Knall ist beredter als meine schwache Stimme. Hört Ihr nicht die Stimmen dieser jungen Verzweifelnden, welche ihr tägliches Brod fordern, und denen Niemand ihre Arbeit bezahlt?" Diese Schilderung mag hin und wieder auf einen im Unglück verkommenden und verzweifelnden wirklichen Dichter passen, gewiß aber gilt sie von nicht Wenigen, die auf den Dichternamen im höheren Sinn keinen Anspruch machen können, die zu der Classe der hommes de lettres gehören, deren Loos derselbe Autor so schildert: „Ein solcher Mensch ist überall beliebt, überall verstanden, überall gesehen; da er leicht ist und Niemand belästigt, wird er überall auf den Händen getragen; er ist der liebenswürdige König des Augenblicks." Dieß ist wahr von den Glücklichen; aber gewiß ist, daß gerade der überraschende und glänzende Erfolg einiger bevorzugten Talente eine Menge junger Leute auf eine Bahn lockt, von der sie sich nichts als Lorbeern und Gold versprechen, und auf welcher sie, wenn sie selbst ihre Talente überschätzt haben, oder die Gunst der Umstände sie nicht unterstützt, nur Gleichgültigkeit und dürftige Belohnung, ja wohl gar Armuth und Verzweiflung finden. Ein Theil von diesen in ihren Hoffnungen Getäuschten wendet sich dann wohl einem andern Beruf zu, aber es werden immer nur Wenige seyn, welchen die Eitelkeit und der Hochmuth dieß gestattet; ein Theil stimmt seine Ansprüche herunter, macht sich zum Handlanger der gemeineren Literatur und schmeichelt dem Geschmack des Pöbels; und noch Andre greifen nach der Pistole oder nach der erstickenden Kohlenpfanne, wie vor einigen Jahren zwei Jünglinge, die sich zu dramatischen Arbeiten verbunden und damit kein Glück gemacht hatten, miteinander auf diese Weise ihrem Leben freiwillig ein Ende machten. Die Statistik der Selbstmorde in Frankreich zeigt ein erschreckendes Verhältniß (wir erinnern uns der Zahl nicht mehr genau) der auf diese Classe der Gesellschaft kommenden Fälle. Als auf der untersten Scala der französischen Literatur stehend, vom sittlichen Standpunkt aus betrachtet, mag hier auch Lacenaire, der Poet und Vaudevilledichter, genannt werden, der zwar seine Verbrechen und Mordthaten auf dem Schaffot büßte, 1835, aber durch die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme des Pariser Publicums seine Eitelkeit völlig befriedigt sah.

Wie wirkt der Staat auf die Stellung und das Gedeihen der Literatur ein, welche Unterstützung, Förderung und Beloh-

Digitized by Google

nung bietet er ihren Jüngern und Meistern? Hier kommt das französische Unterrichtswesen in Betracht, und zwar die höheren Unterrichtsanstalten. Das Volksschulwesen ist bekanntlich in Frankreich, obgleich es in neuerer Zeit gehoben wird, nicht sehr glänzend bestellt; verhältnißmäßig besser ist für die höhern Anstalten gesorgt, welche sich aber doch mit den deutschen Gymnasien und Universitäten, besonders was die gelehrte und classische Bildung betrifft, nicht messen dürfen. Das Wesentlichste über die französischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten findet man kurz zusammengestellt bei Pfianz in der oben genannten Schrift, S. 17 ff. Unsern Gymnasien entsprechen etwa die königlichen Collegien, welche aber eigentlich Pensionen mit militärisch-klösterlicher Disciplin sind, unsern Universitäten die Akademien, die aber noch bei weitem abhängigere, unselbstständigere Institute sind als jene auch nach den neuesten Organisationen, und bei welchen häufig nicht alle die fünf Facultäten vereinigt sind, welche zusammen eigentlich erst eine Akademie constituiren. Unter diesen ist nun zwar eine Faculté des lettres, worunter Philosophie, Geschichte, Literatur, Beredsamkeit begriffen sind, aber das Baccalaureat in derselben kann man im sechzehnten Jahr und mit den dürftigsten Kenntnissen erlangen, so daß meist von einer tüchtigen classischen und philosophischen Vorbildung, ehe man sich einem Fachstudium widmet, nicht die Rede seyn kann. Der Unterricht im Lateinischen und Griechischen ist philologisch höchst oberflächlich; „man sucht nicht die Alten zu erklären, sondern zu übersetzen; nicht in die Auffassungsweise und das Leben des Alterthums einzudringen, sondern sich den Inhalt ihrer Schriften vor Augen zu führen;“ an gründliche philosophische Vorlesungen und Studien ist ebensowenig zu denken. Ganz anders freilich verhält es sich mit der Faculté des Sciences (Mathematik und Naturwissenschaften), wo der Unterricht viel gründlicher, die Anforderungen viel höher sind. Die philosophischen Facultäten, deren Bedeutung für Deutschland wir im ersten Artikel angedeutet haben, sind, in gleicher Art wenigstens, in Frankreich nicht zu finden, und damit fehlt auch seinen Akademien jener freiere, idealere Geist der deutschen Universitäten. Und freilich, wie hätten auch während der Schrecken der Revolution und des militärischen Despotismus des Kaiserreichs, das der Ideologie so feind war, humanistische Studien gedeihen, wie genügende Lehrer sich heranbilden sollen? Die Belohnungen der Lehrer sind mittelmäßig, ja karg, und die französischen, die Pariser Studenten sind, der großen Masse nach, nur berühmt durch ihre ärmliche und schmutzige Lebensweise, ihre sittenlose Wirthschaft mit den Grisetten und ihre frivolen Grundsätze, gegen die der National selbst sich einmal bewogen fand, mit einer ernsten und bittern Strafrede aufzutreten. Für diejenigen indessen, welche von wirklichem Eifer zu den Studien beseelt sind, fehlt es namentlich in Paris nicht an den anregendsten und belehrendsten Vorlesungen in den Fächern der Literatur, Literaturgeschichte, Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit, und der Mangel einer gründlicheren classischen Bildung wird weniger empfunden in einem Lande, das schon seit langer Zeit seine eigene classische Literatur hat, welche schon mehr ins Leben und Blut des Volks übergegangen und jedenfalls sehr leicht zugänglich ist. In Frankreich ist es möglich, bei bloßer Kenntniß der französischen Literatur für einen gebildeten Mann zu gelten und selbst literarischen Ruhm zu erwerben, in Deutschland schwerlich. Freilich ist dieß ein Umweg zur Bildung bei uns, aber doch haben wir nicht Ursache, die Franzosen um ihre leichter gewonnene, aber gewiß auch oberflächlichere Bildung zu beneiden. Das jedoch ist vom nationalen Standpunkt aus betrachtet wieder ein Vortheil für unsre Nachbarn jenseits des Rheins, daß die Gränzen zwischen den Höher- und Mindergebildeten nicht so scharf sich darstellen, wie bei uns, wo derjenige, der Latein versteht, gleichsam durch eine Kluft getrennt ist von dem, der es nicht gelernt hat, und ein unrichtig geschriebenes Wort aus einer der alten Sprachen den ächten und strengen Humanisten mit Schauder und Verachtung gegen den sündigenden Ignoranten und Idioten erfüllt. Das Bewußtseyn, kein Griechisch, oder gar kein Latein zu verstehen, müßte bei uns den begabtesten Kopf, der eben eine Carriere in der Literatur oder im Staatsdienst zu machen Aussicht hätte, mit lastender Schwere in den Abgrund seiner Nichtigkeit zurückziehen, während wir in Frankreich Männer ohne classische Vorbildung ohne Bedenken und mit Glück die delicatesten Rollen übernehmen, und Kaufleute und Commis zu wichtigen und hohen Staatsämtern übergehen sehen. Freilich mögen auch häufig Kauf- und Gewerbsleute dort sich sonst vielseitiger ausbilden, und ein Lafitte, ein Casimir Perrier haben gewiß eine tüchtige Schule durchgemacht. Des Letztern ehemaliger Commis und Freund, später Polizeipräfect von Paris, sprach in seinem berüchtigten Proceß mit ausgezeichneter Gewandtheit und Geistesgegenwart, und seinem Versprechen nach wird er bald mit seinen Memoiren in die Reihen der Literaten eintreten.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Am 22 April starb in Cheltenham ein anderer englischer Dichter, Thomas Haynes Bayly, dessen anmuthige lyrische Gedichte eine große Popularität erlangten, dessen dramatische Arbeiten zum Theil sehr gern gesehen wurden und dessen Tod von den Journalen als Folge drückender Geldverlegenheiten dargestellt wird. Namentlich sind es seine lyrischen Gedichte, welche ihm einen dauernden Namen unter Englands Schriftstellern sichern werden. Er besaß das Talent, die kleinsten und unbedeutendsten Begebnisse des täglichen Lebens in ein so liebliches Gewand zu kleiden, und der Strom seiner Rede ist so melodisch, daß die meisten seiner Gedichte in Musik gesetzt sind. Von geringerer Bedeutung sind seine dramatischen Arbeiten und Novellen.

M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 69 u. 70.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 Junius 1839.

Die Opfer der Gesellschaft.

Von der Gräfin von Blessington.

Die schöne und hochgebildete Gräfin Blessington, die Herausgeberin oder Patronin von, wenn wir nicht irren, mehreren Almanachen, die Freundin Byrons, der das Publicum die Mittheilung von manchen interessanten Aufschlüssen über den Dichter verdankt, zu denen sie übrigens nicht ganz befugt gewesen seyn dürfte, der Mittelpunkt eines geistreichen Kreises, von welchem sogar, nach einer kürzlich von öffentlichen Blättern gebrachten Nachricht, die Ideen zu den berühmten Caricaturen ausgehen sollen, welche unter der geheimnißvollen Chiffre H. B. so großes Aufsehen machen, und politische Constellationen, Situationen und Charaktere so witzig und ergötzlich auffassen und veranschaulichen, die Gräfin Blessington hat in dem Roman mit dem obengenannten Titel einen Gegenstand aus einer Lebenssphäre behandelt, die ihr gründlich bekannt seyn muß und wo ihre Schilderungen der Wirklichkeit so treu sind, daß sie sich ausdrücklich gegen die Vermuthung, als hätte sie bestimmte Charaktere schildern wollen, zu verwahren für nöthig fand. Sie sagt im Vorwort: „die Absicht persönlicher Satyre wird manchmal mit Recht und noch öfter irriger Weise denen beigelegt, welche die Sitten der Zeit zu schildern unternehmen, und mittelst einer Fiction die Laster oder Thorheiten des wirklichen Lebens darstellen. Da man aber von solchen, welche den Schutz der Anonymität verschmähen, gewöhnlich annimmt, daß sie auch deren Privilegien nicht benützen, wagt die Verfasserin zu hoffen, dadurch, daß sie ihren Namen dem Buche vorsetzt, wenigstens eine Bürgschaft zu geben für ihren Wunsch, weder die Besorgniß von Individuen zu erregen, noch ihre Eitelkeit zu verletzen. Indessen bekommen diejenigen, die sich in einem überkünstlichen Gesellschaftszustand bewegen, eine Art von Familienähnlichkeit, und jede allgemeine Schilderung ist einer persönlichen Deutung fähig, während andrerseits die Leser nur zu geneigt sind, das Geschick Peter Schlemihls umzukehren und für jeden körperlosen Schatten einen Körper zu suchen. Daher ist es wohl keine überflüssige Vorsicht, ernstlich zu erklären, daß die Charaktere dieses Buchs erfunden sind, nicht copirt, als Repräsentanten einer Classe oder Träger einer Moral; und je größer die Zahl der Personen ist (sowohl derer, welche die Gesellschaft verunehren, als die sie zieren), bei welchen man eine Aehnlichkeit mit diesen Skizzen finden mag, um so vollständiger hat vielleicht die Verfasserin den Zweck ihres Buchs erreicht und die Wahrheit ihrer Versicherung dargethan."

Die „Opfer der Gesellschaft" sind in der Briefform geschrieben, welche ehemals für Romane sehr beliebt war, besonders durch Richardson auf die Bahn gebracht und dann auch in Deutschland und Frankreich vielfach nachgeahmt. In neuester Zeit ist diese Form meist wieder verlassen worden, so berühmte Vorbilder auch in ihr existiren — man denke nur an Rousseau's neue Heloise und an Goethe's Werther. Sie bietet allerdings einige eigenthümliche Vortheile, hat aber auch mit großen, vielleicht überwiegenden Schwierigkeiten und Nachtheilen zu kämpfen. Zu den Vortheilen rechnen wir, daß dadurch dem Verfasser die Gelegenheit wird, seine Personen ungezwungen sich aussprechen, ihren Charakter, ihre Gesinnungen und Ansichten darlegen zu lassen, während der Erzähler leicht in Versuchung kommt und ihr erliegt, in der Schilderung seiner Personen, in Erklärung ihrer Gefühle und Motive breit und aufdringlich zu werden, wovor freilich der vollendete Dichter sich zu hüten weiß, indem er die Handlungen sich aus sich selbst erklären läßt. Wir rechnen dazu ferner, daß bei dieser Form das Innerliche, Psychologische, die Gesinnungen, Gefühle, Leidenschaften nothwendig eine wichtigere Rolle spielen, mehr accentuirt werden, als die äußern Ereignisse. Ein Autor, der bloß die Einbildungskraft unterhalten und belustigen, ein paar langweilige Stunden mit seltsam erfundenen Begebenheiten verkürzen will, wird schwerlich diese Form wählen. Sie gibt endlich auch dem Dichter Gelegenheit, sein Talent zu zeigen und zu bewähren, sich in verschiedene Individuen recht lebendig hineinzuversetzen und aus ihnen heraus zu sprechen, da doch der Briefstyl (im weitesten Sinn) sämmtlicher Correspondenten je seine eigenthümliche Farbe und besondern Charakter haben muß, oder doch soll, und der Roman

in dieſer Form ſich gewiſſermaßen dem Drama nähert. Aber dieſer Vorzug der fraglichen Form iſt auch wieder eine Schwierigkeit und eine Klippe für Viele; Mancher hat wohl ein Talent zur Fiction, zur Erzählung, aber ohne daß er eines zum Dramatiſchen hätte; und wo man das letztere beim Roman in Briefform vermißt, da iſt der Wechſel der Correſpondenten, welcher eine höchſt intereſſante, dramatiſche Mannichfaltigkeit in dem Fall darbietet, wenn der Verfaſſer ſeiner Aufgabe ganz gewachſen iſt, mehr nur eine unangenehme und ſtörende Unterbrechung. Faſt unvermeidlich iſt ferner, daß man hin und wieder das Nämliche zweimal, und oft ohne den Reiz gehöriger Abwechslung, zu leſen bekommt, ſo wie daß mehr oder weniger Perſonen in die Correſpondenz hereingezogen werden, die außerhalb der Verwicklung, gleichſam hinter den Couliſſen, bleiben — die Vertrauten der franzöſiſchen Tragödie. Abgeſehen ferner von den (verzeihlichen) Unwahrſcheinlichkeiten, daß die Perſonen in den allerſeltſamſten und verzweifeltſten Lagen und Verhältniſſen immer noch Gelegenheit und Luſt haben müſſen, ihre Schickſale und Gefühle Andern brieflich mitzutheilen — was oft erſt durch verſuchte Motivirung recht auffallend und wohl gar lächerlich wird — abgeſehen hievon iſt auch das ſcheinbar ſo glückliche Mittel, die innerſten Gefühle und Gemüthszuſtände von den betreffenden Perſonen ſelbſt ausſprechen, ſchildern und entwickeln zu laſſen, nichts weniger als durchaus genügend. Gewiß können manche Seelenzuſtände am ergreifendſten und wahrſten geſchildert werden, wenn man die Darſtellung der Perſon ſelbſt in den Mund oder in die Feder legt; aber der Brief iſt eigentlich ſchon das Product der Reflexion über einen Zuſtand, und ſo wird häufig doch nicht dieſer in ſeiner unmittelbaren Wahrheit, ſondern es wird die Reflexion gegeben; und es iſt eine große Frage, ob die von gewaltigen Gefühlen und Leidenſchaften aufgeregte Perſon ſelbſt eine richtigere und ſchärfere Reflexion beſitze, als der unparteiiſch erzählende Autor? Endlich ſpielen in der Fiction wie in der Wirklichkeit Selbſttäuſchung und Heuchelei in ihren unzähligen Abſtufungen und Schattirungen eine wichtige Rolle; die entſchieden Schlechten täuſchen und betrügen Andere, und die halb Schlechten mindeſtens ſich ſelbſt. Aber auch die Guten ſind keineswegs immer klar über ſich ſelbſt. Das Grundprincip eines Romans in Briefform ſcheint nun die Klarheit der Perſonen über ſich ſelbſt und ihre Aufrichtigkeit zu ſeyn; und wenn Einer einen heuchleriſchen Brief ſchreibt, ſo fehlt in der Regel der aufrichtige Commentar dazu an eine dritte Perſon nicht. Dieſe Aufrichtigkeit aber iſt unnatürlich; der Intrigant und Böſewicht wird ſeine Abſichten und Geſinnungen keiner andern Perſon offen darlegen; ſchwache, nicht entſchieden ſchlechte Charaktere werden ſich über ſich ſelbſt zu täuſchen ſuchen oder ſich wirklich täuſchen, oder wird die Aufrichtigkeit zweifelhafter Perſonen ſie weit ſchlechter, boshafter und verwerflicher erſcheinen laſſen, als ſie an ſich ſind oder nach der Abſicht des Verfaſſers ſeyn ſollen. Und endlich hat bei dieſer Form die Reflexion, die pſychologiſche Analyſe, die Digreſſion jeder Art einen allzufreien Spielraum, was zu einer häufigen Verletzung der künſtleriſchen Oekonomie verleitet.

Uebrigens will uns bedünken, daß trotz dieſer Schwierigkeiten und Klippen, die zum Theil für eine weibliche Feder noch gefährlicher ſind, als für den Mann, doch die Briefform an ſich dem weiblichen Genius vorzugsweiſe gemäß und günſtig ſeyn dürfte. Abgeſehen von der bekannten Erfahrung, daß Frauen oft vortreffliche Briefe ſchreiben, erinnern wir an die Madame de Sévigné, welche, ohne Schriftſtellerin zu ſeyn, durch ihre Familienbriefe eine der erſten Stellen in der franzöſiſchen Literatur einnimmt, deren Briefe als claſſiſch in Frankreich gelten, und deren Lob neueſtens von der Akademie zum Thema der Preisaufgabe gemacht wurde, ſo wie an die zwei neueſtens in Deutſchland literariſch berühmt gewordenen Frauen, deren eine auch nur Briefe hinterlaſſen hat, während die andre ihre Poeſie in die Form von Briefen goß. Man darf vielleicht die Behauptung wagen: das Weib, unſelbſtſtändiger für ſich, und beſtimmt, in und durch den Mann ihre Ergänzung zu finden, habe auch in dieſer Sphäre das Bedürfniß, an eine Perſon außer ihr ſich zu richten und zu halten, während der mehr ſich ſelbſt genügende Mann lieber objectiv und abſolute ſchreibt und darſtellt. Doch wir wollen den Leſer nicht länger mit ſolchen Hypotheſen aufhalten.

Der Inhalt, die Geſchichte der Opfer der Geſellſchaft iſt kurz folgende. Die ſechzehnjährige Lady Auguſta Vernen, das einzige Kind und der Abgott ehrwürdiger, zärtlicher, nur zu weicher und nachſichtiger Eltern, die dem Liebling nichts abſchlagen können, iſt ein harmloſes, unſchuldiges, höchſt liebenswürdiges Weſen, nur durch die Verzärtlung ihrer Eltern etwas eigenſinnig geworden. Sie hat zwei Freundinnen, Lady Mary Howard, zwei Jahre älter, aber um Vieles beſonnener, nüchterner und welterfahrener als Auguſta, welche übrigens die kluge und treue Rathgeberin innigſt liebt und verehrt. Die andre Freundin iſt Miß Caroline Montreſſor, etwa acht Jahre älter als Auguſta, ein, beſonders durch einen langen Aufenthalt in Frankreich ſehr feingebildetes, aber in ihren Grundſätzen und Geſinnungen ſehr zweideutiges Frauenzimmer. Auch ſie übt durch ihren gereifteren Verſtand, ihre Weltkenntniß und ihre Lebhaftigkeit einen bedeutenden Einfluß auf Auguſta, welche zwar ihre Grundſätze und Anſichten oft mißbilligt, aber mehr Leichtſinn und Scherz als Unehrenhaftigkeit und Ernſt darin erblickt. Auguſta lernt den Lord Annandale, einen jungen, hübſchen Mann von großem Vermögen, vom feinſten faſhionabeln Ton, ſchon Wittwer mit einem Kind, kennen; dieſer, ſchwach, gutherzig und eitel, bewirbt ſich um das wunderſchöne Mädchen, ſchildert ihr den Reiz und die Annehmlichkeit des großen Lebens in London, überraſcht ſie mit einem Heirathsantrag, und weiß ſie durch die Betheurung ſeiner leidenſchaftlichen Liebe dahin zu vermögen, daß ſie ihren zögernden Eltern erklärt, ihr Glück hänge von ihrer Verbindung mit dieſem Mann ab. Jetzt geben die weichherzigen Eltern ihre Einwilligung; aber in dem Augenblick, wo ihr Wunſch gewährt iſt, wird es auch Auguſten klar bewußt, daß ſie Annandale nicht eigentlich liebe, daß ſie nur aus kindiſchem Eigenſinn auf Erfüllung ihres Wunſches gedrungen habe. Sie begegnet dem Bräutigam kalt, aber Scham und Stolz verbieten ihr, die Eltern oder Mary

Howard zu Vertrauten ihrer veränderten Gefühle zu machen. Nachdem der Bräutigam abgereist ist, begibt sich die Familie Vernon auf das Gut des Lords Delaward, welcher der Gatte von Mary Howard geworden ist. Hier, im Umgang mit diesem trefflichen und glücklichen Paar, hat Augusta Gelegenheit, Vergleichungen anzustellen, welche keineswegs zum Vortheil ihres Verlobten ausfallen; Lady Delaward aber enthält sich, nachdem sie von ihrer Freundin auf ihr Befragen vernommen: daß sie Annandale liebe, und daß die Verlobung fest stehe, aller nachtheiligen Aeußerungen über die Person und den Charakter des Bräutigams. Die Trauung soll bald vollzogen werden. Es werden dazu der Marquis von Nottingham als Freund Annandale's und Miß Montressor nach Vernon-Hall geladen, welche beide einige Tage vor der Hochzeit daselbst eintreffen. Beiden entgeht die Kälte und Niedergeschlagenheit der Braut nicht; aber Miß Montressor bietet Allem auf, um eine Erklärung zu verhüten, welche die Auflösung der Verlobung zur Folge haben könnte, weil sie, die bei einer alten Tante, von der sie ganz abhängig ist, auf dem Lande langweilig und ungern lebt, nichts sehnlicher wünscht, als mit einer Familie nach London gehen, dort die Saison mitmachen und wo möglich einen Mann erangeln zu können. Sie sucht den Marquis von Nottingham in ihre Netze zu ziehen, der aber entschiedne Abneigung gegen sie und ihre Frivolität fühlt, und ihr dieß auch nicht ganz verhehlt; dagegen weiß sie sich bei Annandale selbst sehr in Gunst zu setzen und von ihm die gewünschte Einladung nach London herauszuschmeicheln; Nottingham aber nimmt an der schönen, sanften und traurigen Augusta den innigsten Antheil, und bleibt, nachdem die höchst melancholische Hochzeit vorüber und die Neuvermählte mit dem triumphirenden Lord Annandale abgereist ist, noch einige Zeit bei den einsamen, betrübten Eltern, um sie zu trösten und zu erheitern. Am Abend vor dem Hochzeittage entdeckt Augusta, freilich zu spät, in einem Brief ihrer Freundin Mary Delaward den Zustand ihrer Gefühle, den Mangel an Liebe, ja die Abneigung, die sie nunmehr gegen Annandale empfindet.

Wir finden sodann das neue Ehepaar in London, wo Lord Annandale's Eitelkeit nicht wenig geschmeichelt ist, den fashionablen Kreisen eine solche Schönheit als die seinige vorführen zu können. Wirklich überrascht auch die Schönheit der Gräfin alle Welt, und besonders die deutsche Gräfin von Hohenlinden, eine Dame von höchst unanständigem Lebenswandel und unfeinen Sitten, die aber dabei doch sehr fashionabel und gesucht ist, und welche Annandale, der eine Liaison mit ihr gehabt, durch die Vorspieglung getäuscht und mit seiner Vermählung auszusöhnen gesucht hat: er heirathe aus pecuniären Gründen ein durchaus nicht hübsches Frauenzimmer. Miß Montressor findet sich der erhaltenen Einladung gemäß in London bei dem jungen Ehepaar ein, und ist für die arme Augusta, die sich in der Hauptstadt, in den herzlosen, leichtsinnigen, fashionablen Kreisen, und bei einem Gatten ohne Geistesgehalt und ohne Zartgefühl höchst verlassen und unglücklich fühlt, als eine alte Bekannte ein Trost. Lady Delaward ermahnt in ihren Briefen ihre arme Freundin, da sie durch eine jetzt nicht mehr gutzumachende Unbesonnenheit das eigentliche Glück verscherzt habe, doch nicht daran zu verzweifeln, sich durch treue Pflichterfüllung, durch kluge und freundliche Behandlung ihres im Grunde gutherzigen Gatten, Zufriedenheit zu erringen; warnt sie aber ernstlich, sich dem Einfluß von Caroline Montressor nicht zu sehr hinzugeben, deren frühere Geschichte folgende ist. Caroline, die Tochter leichtsinniger Eltern, verlor ihren Vater früh in einem Duell; die Mutter, arm, leichtsinnig, aber genußsüchtig und in der fashionablen Welt wohl gelitten, überließ das Kind einer französischen Kammerfrau, die durch schlechtes Beispiel, Gespräch und verderbliche Lecture schon früh ihre Sittlichkeit vergiftete. Mutter und Tochter wurden, als letztere etwa fünfzehn Jahre alt war, mit der Herzogin von Meronville und deren Tochter bekannt, und reisten zusammen nach Italien. Die beiden Mädchen bestärkten sich gegenseitig in leichtsinnigen und schlechten Grundsätzen; und als zwei fashionable junge Männer, der Marquis von Villeroi und der Chevalier de Carency in Florenz sich ihnen näherten und in ihrem Haus Zutritt erlangten, wurden die grundsatzlosen Mädchen die Opfer dieser Abenteurer. Villeroi heurathete sodann die reiche Delphine Meronville, aber der Chevalier Carency machte sich aus dem Staub und hinterließ der armen Caroline einen empörend niederträchtigen Brief, der ihrer Moralität den Todesstoß gab, und worin er ihr rieth, ihr Augenmerk nur auf eine reiche und vornehme Heirath zu richten. Dieser Rath und die Lehren, die sie aus französischen Romanen schöpfte, waren nicht an ihr verloren; sie ließ sich die Ausbildung ihrer Talente höchst angelegen seyn, und hätte auch durch ihre Schönheit und ihren Geist Freier angezogen, wenn nicht ihr übelgewählter Umgang mit verrufenen Damen in Wien wie in Paris ihr die Erfüllung ihres Wunsches unmöglich gemacht hätte. Unter diesen Umständen war sie nach England in das Haus ihrer rechtschaffenen Tante zurückgekehrt, die wenig Freude an ihr hatte, in der Hoffnung, hier in den Hafen der Ehe einlaufen zu können.

Augusta, die von Lady Delaward das Wesentliche dieser Geschichte vernommen hat, kann nicht daran glauben, erzählt Carolinen aufs schonendste, selbst schamglühend, welche Gerüchte über sie gehen, und läßt sich von dieser überzeugen, daß sie aufs schändlichste verleumdet worden sey von dem Chevalier de Carency, der sich an ihr so habe rächen wollen, weil sie seinen Anträgen widerstanden habe. Caroline selbst aber, obgleich sie sich glücklich aus der Sache gezogen, ist nicht wenig betroffen und in Angst über das Kundwerden ihres Fehltritts, und schreibt sehr ängstliche Briefe an ihre Jugendfreundin in Paris, Delphine Villeroi.

Lady Annandale verlebt in der Londoner Gesellschaft und namentlich in dem Kreise, zu dem ihr Gatte sich hält und in welchem die Gräfin von Hohenlinden den Ton angibt, sehr trübe Tage; ihre Versuche, dieser Clique auszuweichen und sich andere, ihrem Geschmack und ihren Grundsätzen besser zusagende Gesellschaft zu suchen, werden von Lord Annandale vereitelt; ihre Unschuld und Arglosigkeit setzen sie selbst dem Spott der leichtsinnigen und grundsatzlosen Männer und Frauen aus, und

Digitized by Google

aus dem Mund ihres eigenen Gemahls muß ſie die laxen Grundſätze einer corrupten Geſellſchaft vernehmen, muß ihn lachen hören über das, was ihm Vorurtheile ſind, und ihr als heilige Pflicht erſcheint. Sie macht fortwährend Mary Delaward zur Vertrauten ihrer Trauer und Leiden und erhält von ihr zärtliche Briefe, worin ſie ſie tröſtet, ermuntert, auf Annandale's gute Seiten aufmerkſam macht, und beſonders ſie ermahnt, die Klugheit nie außer Augen zu ſetzen, um nicht, bei aller Reinheit des Wandels und der Geſinnung, der Läſterungs- und Verleumdungsſucht irgend eine Blöße zu geben.

Ein Troſt und eine Aufmunterung für Auguſta iſt die Muſik, und ſie ſchreibt ihrer Freundin begeiſterte Briefe über den Genuß, den ihr die Malibran und die Griſi gewähren. Sodann nimmt ſie ſich mit inniger Zärtlichkeit des von ſeinem leichtſinnigen Vater und einer gewiſſenloſen Wärterin ganz vernachläſſigten und verwahrloſten Kindes von Lord Annandale's erſter, vor kaum einem Jahr verſtorbenen, aber auch ſchon ganz vergeſſenen Gattin an, und findet in deſſen Pflege, Gedeihen und Anhänglichkeit einen ſüßen Lohn. Und endlich gewährt ihr einen nicht geringen Genuß die Unterhaltung mit dem Marquis von Nottingham, dem Freund Annandale's, der zugleich der Freund ihrer Eltern iſt, und ihr häufig von dieſen ſpricht. Der Marquis wird bald ihr und Carolinens gewöhnlicher Begleiter auf Bällen und Partien, und nach einiger Zeit wird er der tägliche Beſuch in den Vormittagsſtunden. Beide gewöhnen ſich immer mehr an einander, werden ſich immer unentbehrlicher, und ſind, ehe ſie es ſich vermuthen und ohne daß ſie es einander geſtehen oder nur errathen laſſen, von einer tiefen Leidenſchaft ergriffen.

Lord Annandale iſt zu leichtſinnig, zu eitel und eingebildet, um zur Eiferſucht viele Anlage zu haben. Auguſtens Kälte und Gleichgültigkeit bekümmert ihn nicht. Der ſchlauen Caroline aber iſt die im Herzen ihrer Freundin und Nottinghams aufkeimende Leidenſchaft nicht entgangen, ſie hat vom erſten Augenblick an bemerkt, daß jene beſſer für Nottingham als für Annandale paſſen würde, und in ihrem intriganten Geiſt entwirft ſie einen Plan, der am Ende nicht weniger als vier Perſonen frommen und vortheilhaft ſeyn ſoll, bei deſſen Ausführung aber der Grundſatz: daß der Zweck die Mittel heilige, nicht wenig zu Hülfe genommen werden mußte. Mit großer Liſt und Schlauheit wußte ſie es ſo einzurichten, daß ſie ſich aus der Geſellſchaft der beiden, wenn ſie miteinander ausritten, oder Geſellſchaften und Bälle beſuchten, oder am Morgen in Auguſtens Zimmer ſaßen, plötzlich zurückzog, ſie allein ließ, und ihnen ſo Gelegenheit gab, ſich vertraulich gegen einander auszuſprechen, oder aber doch die argusäugige Scandalſucht und den Verdacht der an keine Unſchuld und Tugend Glaubenden herausforderte, hier eine liaison zu vermuthen und das Gerücht davon in Umlauf zu ſetzen. Ihr Plan war der: durch Förderung und Nährung der Leidenſchaft von Auguſta und Nottingham würde es zuletzt zu einem offenen Bruch und zu einer Scheidung zwiſchen Lord Annandale und ſeiner Gattin kommen; dann würde die ihres ungeliebten Gemahls entledigte Lady Annandale ihre Hand dem geliebten Nottingham reichen können, und beide in der Zurückgezogenheit von der Hauptſtadt ein Glück finden, wie es ihren Neigungen entſpreche; während ſie ſich zugleich mit der Hoffnung ſchmeichelte, Lord Annandale werde dann ſie, die ſich mit ihm aufs beſte zu ſtellen wußte, an die Stelle ſeiner von ihm getrennten Gattin erheben. In der That gelang ihr auch Alles über Erwarten gut; die Scandalblätter deuteten bald auf die liaison ziemlich unumwunden hin, und es bedurfte nur noch wenig, um die ſchlau angelegte Mine zum Ausbruch zu bringen.

So ſtanden die Sachen, als Lord und Lady Vernon in London ankamen und ihre Ankunft ihrer Tochter zu wiſſen thaten. Es war Abend, und Lord Annandale verlangte von ſeiner Gattin, daß ſie, da er für den Abend Geſellſchaft zu ſich gebeten, den Beſuch bei ihren Eltern bis zum andern Tag verſchiebe, was ſie, im lebhaften Gefühl ihrer kindlichen Pflichten, aber zu ſeinem großen Verdruß, ablehnte, und der Miß Montreſſor es überließ, die Honneurs zu machen. Unter den Beſuchen an dieſem Abend kam auch Nottingham, der, als er die Frau vom Hauſe nicht anweſend ſah, vermuthete, daß ſie krank geworden, und als die Gräfin von Hohenlinden ihm ſeine Frage boshaft bejahte, ſolchen Schrecken blicken ließ, daß Annandale's Verdacht und Eiferſucht rege ward. Für den andern Tag hatte Auguſta ihre Eltern zum Diner zu ſich gebeten; aber Lord Annandale, der ſeine Schwiegereltern gar nicht beſuchte, erklärte ihr, es komme eine muntere und junge Tiſchgeſellſchaft, zu welcher ihre Eltern nicht paſſen würden; tief verletzt erwiederte ihm Auguſta, daß ſie dann auch nicht zu Hauſe, ſondern bei ihren Eltern ſpeiſen werde. Sehr verſtimmt und mit verweinten Augen traf ſie der Marquis Nottingham, als er ſie, wie gewöhnlich, beſuchte; er hörte von der Anweſenheit ihrer Eltern in London, und ſchrieb ihr angegriffenes Weſen auf Rechnung der dadurch verurſachten Gemüthsbewegung. Aber es befremdete ihn, daß Miß Montreſſor ſie eine Stunde allein ließ, und daß, als Lady Annandale klingelte und fragte, warum man ihr nicht wie gewöhnlich das Kind bringe, die Wärterin antwortete: Miß Montreſſor habe es heute verboten. Caroline gab als Grund an, ſie habe gedacht, es würde der Lady Annandale, bei der Aufregung ihrer Nerven, beſchwerlich und ſchädlich ſeyn. Als Nottingham wegging, begegnete er dem Lord Vernon, der ihm ſagte, daß er und Lady Vernon nicht bei ſeiner Tochter, ſondern dieſe mit ihnen ſpeiſen werde, und er lud auch den Marquis ein, der zuvor von Annandale war zum Diner gebeten worden, aber nunmehr dieſe Einladung als ungültig anſah und der von Lord Vernon an ihn gemachten Aufforderung Folge leiſtete. Miß Montreſſor machte wieder bei Annandale's Diner die Honneurs, und zwar mit einer Lebhaftigkeit und Liebenswürdigkeit, welche die Gäſte und den Wirth bezauberten, während über das Ausbleiben Nottinghams manche bittere und boshafte Bemerkung gemacht wurde. Lord Annandale entſchuldigte die Abweſenheit ſeiner Gattin mit einer Unpäßlichkeit ihrer Mutter — aber das Unglück wollte, daß, als nach dem Diner die Geſellſchaft ſich ins Theater begab, ſie in der Loge gegenüber, welche dem Marquis von Nottingham gehörte, den Inhaber, Lord und Lady Vernon, und Lady Annan-

dale erblickten, worauf ſich alle Gläſer dahin richteten. Als Nottingham Lady Annandale vor ihrem Hauſe abſetzte und ſie hineinführte, bemerkte er, wie die Diener argwöhniſche Blicke unter einander wechſelten.

(Fortſetzung folgt.)

Die ſociale Stellung und Bedeutung der Literatur bei den Völkern der Jetztzeit.

(Schluß.)

Weiter fragt es ſich, welche Beförderungen und Belohnungen der Staat den Autoren bietet? Gegenüber von gewiſſen deutſchen Ländern muß man ſchon das rühmen, daß der franzöſiſche Schriftſteller durch die Geſetze gegen den inländiſchen Nachdruck geſchützt iſt, wenn gleich die Regierung ihn bis jetzt gegen den ausländiſchen zu ſchützen nicht vermochte, und auch, indem ſie ſelbſt bei ſich ausländiſchen Nachdruck duldet, noch nicht den Willen, entſchieden gegen das Princip desſelben aufzutreten, an den Tag gelegt hat. Auch den dramatiſchen Dichtern iſt ihr Antheil an dem Ertrag der Aufführungen geſichert. Sodann hat die Regierung nicht wenige Lehrſtellen an den Colleges und Facultäten zu vergeben, zu welchen ſich Literaten eignen, und ſie ſcheint die Zahl dieſer Stellen ſelbſt noch vermehren zu wollen. Freilich ſind dieſe Stellen in den Provincialſtädten weder ſehr reichlich dotirt, noch auch ſehr anlockend für den Pariſer; dagegen die Lehrſtühle in der Hauptſtadt ſehr beneidenswerth und geſucht. Der Beifall, den ſich ein Royer-Collard, Guizot, Couſin, Villemain, früher auch Lerminier bei der ſtudirenden Jugend erwarben, freilich durch Vorleſungen über ernſte Gegenſtände, und gegründet auf tüchtige Studien, mochte ein für den Ehrgeiz ſpornendes Ziel ſeyn und zum Eifer in den ernſteren Literaturfächern ermuntern, ſo wie auch die Stühle der franzöſiſchen Akademie ein Gegenſtand des wetteifernden Strebens für die ausgezeichnetſten Geiſter in den verſchiedenen geiſtigen Gebieten ſind, wenn ſchon manchmal auch ein minder Würdiger ſich einzudrängen weiß. Die Ehre des Sitzes in der Akademie iſt in dem bureaukratiſchen Frankreich doppelt hoch anzuſchlagen, da ſich die Akademie durch freie Wahl der Mitglieder ſelbſt ergänzt und die Beſchränkung der Zahl den Mißbrauch eher ausſchließt. Autoren durch Verleihung von Orden und dergleichen Gnadenbezeugungen zu ehren, ſteht allerdings allen Regenten frei, aber nur in Frankreicht macht der König von dieſem Recht häufigern Gebrauch, indem er, nicht in Staatsdienſten ſtehende, Literaten und Dichter mit dem Kreuz der Ehrenlegion decorirt (was der König Leopold von Belgien auch nachgeahmt hat, welcher A. Dumas und V. Hugo belgiſche Orden verlieh), und ſomit diejenigen einer anerkennenden Auszeichnung würdigt, die man anderswo nur mit Mißtrauen duldet. Ob man darin mehr eine freiwillige Sympathie, oder Anbequemung an die öffentliche Meinung, oder das Beſtreben erblickt, die Geſinnung und Feder ſolcher Autoren zu gewinnen, geht uns hier nicht weiter an. Nur an das Factum wollten wir erinnern, wie auch an den Umſtand, daß ſelbſt die Pairskammer den Notabilitäten der Literatur, jedoch meiſt nach einer politiſchen Schule, ſich öffnet. Ueber ſolche Phänomene ruft E. L. Bulwer, zwar mit einiger Uebertreibung, aus: „Es iſt merkwürdig zu ſehen, wie ſich, nachdem die Geburtsariſtokratie gebrochen war, die Ariſtokratie der Literatur erhoben hat. Eine Pairie, halb aus Journaliſten, Philoſophen und Autoren zuſammengeſetzt;“ aber, fährt er fort: „iſt es, Alles in Allem erwogen, eine wirklich wünſchenswerthe Ariſtokratie? Gewann dabei die Geſellſchaft? — verlor die Literatur? wurde die Prieſterſchaft des Genius geheiligter und reiner durch dieſe weltlichen Auszeichnungen und hohlen Titel? oder wurde auf dieſe Weiſe die Ariſtokratie ſelbſt ein erhabeneres, uneigennützigeres, mächtigeres oder ſcharfſichtigeres Element in der Handhabung der Geſetzgebung oder in der Erhöhung der öffentlichen Meinung?“

Welche Fonds auf die Civilliſte zur Unterſtützung verdienſtvoller oder gefährlicher Autoren angewieſen ſeyn mögen, wiſſen wir nicht; aber gewiß iſt, daß, wenn die geheimen Fonds großentheils zu Subventionen der Preſſe verwendet wurden, nicht wenige Journaliſten und Literaten ihren Antheil daran zu genießen hatten; neben ſolchen indirecten Unterſtützungen aber hatte die Regierung es immer noch in ihrer Macht, Schriftſteller, die in ihrem Sinn ſchrieben, durch Uebertragung angenehmer und einträglicher Aemter zu belohnen, und ſolchen, die ſie zu gewinnen wünſchte, ſolche Vortheile anzubieten. Einen ſehr talentvollen politiſchen Schriftſteller, zumal wenn ihn die Wähler in die Kammer ſchicken, kann und wird die Regierung nicht lange unbeachtet laſſen; ſie wird wo möglich ſeinen Talenten eine ihr angenehme und förderliche Richtung zu geben ſuchen. Das merkwürdigſte und glänzendſte Beiſpiel dieſer enfants de la Presse iſt Thiers, der, von niedriger Herkunft, vom Journaliſten bis zum Conſeilspräſidenten ſich emporſchwang, dann unter die „Unmöglichkeiten“ gerechnet wurde, und im jetzigen Augenblick wieder, faſt nur auf der Baſis ſeiner Talente ſtehend, an der Pforte der Regierung der Nächſte zu ſeyn ſcheint. Dieſer emporgekommene Journaliſt erinnert uns an ſeinen Mitgründer des National, an den frühe dahingerafften Armand Carrel, welcher, wie Thiers die äußern Erfolge und das Glück des Talents in Frankreich, ſo die höchſte Selbſtſtändigkeit, Conſequenz und Ehrenhaftigkeit des Talents, im Bunde mit einem feſten Charakter, repräſentirt, und mit deſſen Ruf Thiers ſelbſt in ſeinen glänzendſten Zeiten wohl hätte tauſchen dürfen.

Haben wir geſehen, daß in Frankreich die Literatur in die höchſten Regionen und Sphären der Geſellſchaft ſich erſtreckt, daß ſie als vollkommen ebenbürtig und hoffähig gilt, und die politiſch angeſehenſten Männer unter ihren Jüngern zählt, ſo müſſen wir auch auf die Frage eingehen: wie weit abwärts im Volk ihr Einfluß wohl reichen möge? Hier iſt nun aber, ohne ſehr genaue ſtatiſtiſche Notizen, ſchwer, eine nur einigermaßen ſichre Antwort zu geben. Die großen Journale werden natürlich meiſt in der Hauptſtadt und in den größern Provincialſtädten von den höhern und reicheren Claſſen geleſen; dagegen dringen ohne Zweifel die kleineren Provincialblätter tief abwärts ins Volk ein; und wenn es wahr iſt, was behauptet wird, daß ſeit der Reſtauration Millionen Exemplare von Voltaire's und Rouſſeau's Schriften unter dem Volk verbreitet worden ſind, ſo müßte

man ſich die Zahl der für Literatur Empfänglichen in Frankreich bedeutend größer vorſtellen, als z. B. in Deutſchland, wo man, glauben wir, Mühe hätte, ſo viel Liebhaber zu irgend einem andern Buch als Bibel, Kalender und Geſangbuch, zu finden, ſelbſt wenn man es unentgeltlich austheilen wollte. Damit ſcheint auf den erſten Anblick im Widerſpruch zu ſtehen die bekannte Thatſache, daß in Frankreich die Elementarſchulen ſo ſchlecht beſchaffen ſind, und daher ſo viele Franzoſen nicht leſen und ſchreiben können; aber dieß gilt doch hauptſächlich von den Dörfern und den Bauern, welche für die Literatur ohnehin faſt ganz abzurechnen wären. Glaublicher aber wird jene Behauptung allerdings, wenn man bedenkt, in wie hohem Grad ſeit der erſten Revolution alle nur etwas Empfänglicheren zur Theilnahme an den politiſchen und religiöskirchlichen Zeitfragen angeregt worden ſeyn müſſen, wie durch die periodiſche Preſſe dieß Intereſſe fortdauernd genährt wird, und wie leicht verſtändlich für einen auch minder gebildeten Franzoſen die Schriften eines claſſiſchen franzöſiſchen Autors ſeyn mögen. Der Witz Voltaire's, die rührende Sprache Rouſſeau's, die heitre Anmuth und die frivole Keckheit eines Beranger ſind ſelbſt dem ſchlichten Bürger verſtändlich, und gewiß finden ſich unter den Ouvriers nicht Wenige, die mit dieſen und andern Schriften bekannt ſind. Mehrere Beiſpiele ſind in neuern Zeiten vorgekommen, daß Männer aus den untern Volksclaſſen als Dichter auftraten: J. Reboul, Th. Lebreton und H. Moreau (Verfaſſer einer Sammlung von Poeſien: Myoſotis, welcher vor einigen Monaten in Kummer und Dürftigkeit in einem Spital in Paris ſtarb — ein Schickſalsgenoſſe der Herzogin von Abrantes!), aber wiewohl ſie zum Theil Gegenſtände und Intereſſen aus ihrem eigenen Kreis behandeln, ſo geſchieht dieß doch nicht in volksmäßigem Ton, ſondern ganz in der gebildeten Sprache der heutigen Literatur — ein Beweis, daß ihre Poeſie eigentlich doch ein Abſenker der allgemeinen Kunſtpoeſie und kein Urproduct im höchſten Sinn iſt.

Endlich haben wir auch der Frauenſchriftſtellerei in Frankreich Erwähnung zu thun. Die franzöſiſche Literatur hält in hohen Ehren die Namen einer Frau von Sevigné und Lafayette; in der Revolutionszeit machte ſich berühmt die Madame Roland, welche kurz vor ihrem Tod, im Gefängniß, ihre trefflichen Memoiren ſchrieb; ferner die fruchtbare Frau von Genlis und beſonders Frau von Staël. Die Herzogin von Abrantes, deren unermüdlich fruchtbare Feder doch den Bedürfniſſen herzoglicher Gewohnheiten nicht zu genügen vermochte, obgleich ihre Schriften mit Begierde geleſen wurden, iſt ſchon oben genannt. Von jetzt lebenden Schriftſtellerinnen ſind zu nennen: Sophie Gay, Delphine Gay (Girardin), Flora Triſtan und George Sand (Dudevand). Vergleicht man bei dieſen Frauen Leiſtungen, Stand, die Zeit, in der jede lebte, und die Geltung, in der ſie ſtand, ſo bieten ſich folgende Bemerkungen dar: die älteren, erſtgenannten Damen ſchrieben gleichſam inſtinctmäßig, die Sevigné nicht einmal als Schriftſtellerin, die Lafayette aus natürlichem literariſchem Hang und Geſchmack in einer literariſch ſtrebſamen Zeit des reinen und guten Geſchmacks. Das Intereſſe, das ſie einflößen, iſt ein rein äſthetiſches. Die Frauen aus der Zeit der Revolution zeichnen ſich aus durch ihren männlichen Charakter und Geiſt, durch welche ſie in der That ſich den Männern gleichſtellten, ja ſie übertrafen; die Roland war nicht eigentlich Schriftſtellerin, und die Staël war eigentlich kein Weib; in einer ſo wunderbaren Zeit trat Alles aus ſeinem Geleis, und der literariſche Genius in Frankreich incarnirte ſich, vielleicht um der Conſcription zu entgehen, als Frau, wobei freilich die Rückſichten, welche der Charakter der Maske gefordert hätte, leicht vergeſſen wurden. Die beiden andern Frauen aus der frühern Zeit hat hauptſächlich ihre Stellung, ihre Theilnahme an oder ihr Erleben von wichtigen Ereigniſſen zu bedeutenden Schriftſtellerinnen gemacht. Betrachtet man endlich die Stellung der bekannteſten unter den jetzt lebenden franzöſiſchen Schriftſtellerinnen, ihre Schickſale und Erlebniſſe in der Familie (George Sand entfloh mit einem Geliebten, einem nach ihren Angaben ſehr brutalen Gatten und wurde vor einigen Jahren, nach einem öffentlich verhandelten Proceß, von ihm getrennt — ihre weitern Abenteuer ſind bekannt; Flora Triſtan, die Verfaſſerin der Wanderungen einer Paria, entkam nur kaum dem Mordattentat ihres Gatten, der jüngſt zu 15jähriger Zwangsarbeit deßhalb verurtheilt ward, und Delphine Gay heirathete den Emile von Girardin, dem die Kammer das Staatsbürgerrecht abſprach und ihn ausſtieß), ſo muß man faſt glauben, daß auf dem Autorenberuf der franzöſiſchen Frauen wenig Segen ruhe, obgleich, wie Jedermann weiß, die Romane der G. Sand ungeheures Glück machen, und in dieſer Beziehung ihr Ehrgeiz vollkommen befriedigt ſeyn dürfte. In der That gilt ſie dafür, das ſchönſte Franzöſiſch unter den heutigen Autoren zu ſchreiben.

Man wird weder behaupten können, daß den franzöſiſchen Frauen die geiſtige Begabung zur literariſchen Thätigkeit fehle — dieſe Behauptung iſt faktiſch wiederlegt — noch auch, daß die Franzoſen keinen Gefallen an Schriftſtellerinnen und Dichterinnen finden, d. h. die Perſonen nicht goutirten, auch wenn ſie die Productionen billigten oder bewunderten, denn gewiß ſind ſie in dieſer Beziehung von Vorurtheilen ſehr frei; das Wahre möchte eher dieß ſeyn, daß in der jetzigen Zeit, wo in der franzöſiſchen Literatur die politiſchen und ſocialen Intereſſen ſo vorwalten und ſonſt auch ſo viele Excentricität ja Verzweiflung darin herrſcht, nicht leicht eine Frau, die ſich innerhalb der ihrem Geſchlecht ziemenden Schranken hält, auf dem bedenklichen Boden der Literatur eine bedeutende Stellung wird einnehmen können. Setzt ſich eine Frau über dieſe Schranken weg, ſo mißfällt dem Franzoſen, der zwar kein ſtrenger Moraliſt, aber ein Freund des Anſtands iſt, dieſe Unweiblichkeit, oder die Schriftſtellerin ſelbſt verliert das Gleichgewicht, den innern Halt, und wird zu einer, vielleicht bewunderten und von einem kleinen Kreis vergötterten, aber der Geſellſchaft entfremdeten abenteuerlichen Geſtalt. Dieß iſt ganz anders in England, wo das rein äſthetiſche Intereſſe noch viel lebendiger iſt, wo eine gründliche, oft ſelbſt gelehrte Bildung die Frauen dem Niveau der Männer näher bringt, wo die Schriftſtellerin nicht ſo zu ſagen mit ihrem Geſchlecht zu brechen braucht, und wo eine Menge Magazine und Almanache nicht politiſchen Inhalts neben den politiſchen Journalen und

Zeitſchriften die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich ziehen, den Tribut von ſchönen Händen gerne aufnehmen, ja wohl gar ſich unter das Paternat hoher Herausgeberinnen ſtellen.

Faſſen wir zum Schluß das Reſultat des Bisherigen zuſammen, ſo ergibt ſich: daß die Literatur und ihre Vertreter in Frankreich eine anſehnliche und einflußreiche ſociale Stellung und Bedeutung behaupten, und dieß großentheils wegen der engen Verbindung, in welcher dort die Politik und das öffentliche Leben mit der Literatur ſteht, wegen der Ausfüllung der die verſchiedenen Stände und Claſſen trennenden Kluft durch die Revolution, wegen der viel gleichmäßigeren Bildung und Homogeneität der Franzoſen, ſo wie in Folge davon, daß ſchon viel früher als in Deutſchland die Literatur in Frankreich in den höchſten Sphären geliebt, geachtet und betrieben wurde und ſeit anderthalb Jahrhunderten in voller Blüthe ſteht; weil ferner dort der Literat weit minder geſchieden iſt vom Geſchäftsmann, vom Beamten, und weil die Literatur viel weniger auf einer gelehrten und philoſophiſchen Baſis ruht.

Mit dieſen ſcheinbaren Vortheilen gehen jedoch auch viele Nachtheile Hand in Hand. Die Grundlage einer gelehrten und philoſophiſchen Bildung, welche dem deutſchen Literaten beinahe unerläßlich iſt, gibt zwar der Literatur leicht einen ariſtokratiſchen und pedantiſchen Anſtrich und verengert nach oben wie nach unten ihre Wirkſamkeit und ihren Einfluß, iſt aber ganz geeignet, ihr eine gewiſſe Solidität und Tüchtigkeit zu bewahren, deren ſie in den Händen von Schöngeiſtern der Salons oder von aufgeweckten, witzigen Köpfen, die, ohne Kenntniſſe und Vorbildung, plötzlich in die Literatur pfuſchen, gar leicht verluſtig geht. Der leichte Uebergang, der Zuſammenhang derſelben mit dem praktiſchen Leben iſt vortheilhaft; aber die Asyle, welche ſie in Deutſchland an den Univerſitäten z. B. hat, ſind auch nicht gering anzuſchlagen. Die Anerkennung, die Würden und Ehren, die Carriere, die dort dem Literaten winkt, gereicht der Intelligenz Frankreichs zum Lob, iſt aber vielleicht für die Literatur ſelbſt weniger erſprießlich; ſie wird zwar dadurch in eine gewiſſe Glorie gehüllt, verliert aber dafür leicht entweder an Unabhängigkeit oder an Gehalt und Thatkraft. Dürftige Unabhängigkeit iſt doch immer beſſer als mit Gold überſchütteter Servilismus, und das aus dem Stand hervorgezogene Talent wird nicht eben immer in ein reineres Element verſetzt. Was der Lohn des Talents ſeyn ſollte, iſt ſchon manchmal der Kaufpreis ſeines Werths geweſen, und mancher in der Literatur ausgezeichnete Mann wird nur dann wieder mit Lob genannt werden, wenn man die Auszeichnungen und Gunſt, womit ihn die Spender der Gnaden überhäuften, wieder wird vergeſſen haben.

Die franzöſiſche Literatur iſt zu enge mit der Politik, mit dem Leben verknüpft, und zwar ſo, daß ſie von dieſen beherrſcht wird. Man verlangt von der nicht politiſchen, von der poetiſchen Literatur Eindrücke und Aufregungen, welche denen der bewegten, unruhvollen Wirklichkeit gleichkommen, oder ſie noch überbieten ſollen; daher die unnatürlichen Aufſpreizungen und krampfhaften Zuckungen. Aber wie der jetzige politiſche Zuſtand, ſo iſt auch die Stellung der Literatur Frankreichs prekär; ſie hat die Bürgſchaft ihrer Dauer nicht in ſich, ſie lebt von Tag zu Tag, und ſchwebt trotz alles äußern Glanzes, der ſie jetzt umgibt, doch in Gefahr, früher oder ſpäter in die Hände des Pöbels zu fallen, dem ſie zwar durch ihre Feinheit und Eleganz ſo fern zu ſtehen ſcheint, aber mit dem ſie in manchen einzelnen Zügen und Richtungen hin und wieder einige Sympathie und Verwandtſchaft verräth. Wir wünſchen, daß dieß nicht eintreffe, und daß die gediegenere Richtung, von welcher ſich manche erfreuliche Anfänge zeigen, die Oberhand gewinne, daß die Literatur ſich mehr von der Politik emancipire und eine, wenn auch äußerlich weniger glänzende, doch unabhängigere und würdigere Stellung einnehme.

Chateaubriand.

Den gemüthvollen, frommen, begeiſterten und dichteriſchen Verfaſſer des Génie du Christianisme findet man ſchwer in ſeinen zwei neueſten Schriften, dem Congrès de Vérone und der Guerre d'Espagne wieder. Zwar iſt darin Manches zu loben, aber noch mehr zu tadeln. Beſonders an pikanten Skizzen herrſcht Ueberfluß, und ſie erinnern an die ironiſche Laune des Verfaſſers in René. Hier aber iſt ſie in Bitterkeit und Unzufriedenheit übergegangen. Man ſieht überall, daß Chateaubriand noch gern eine bedeutende Rolle ſpielte und eine wichtigere Perſon wäre.

L'homme sage et inconsolé de ce siècle sans conviction, ne rencontre un misérable repos que dans l'athéisme politique. So ſpricht der einſt ſo gefeierte, jetzt faſt vergeſſene Staatsminiſter. Wahrhaftig, Chateaubriand hätte beſſer daran gethan, nie an die Congreſſe zu gehen, ſeinen edlen Dichternamen in politiſche Debatten zu miſchen, um nicht ſo erbärmlich zu enden.

Dieſes Sinken eines großen Geiſtes iſt eine gar traurige Erſcheinung und Lehre für ähnliche Verhältniſſe. Chateaubriand, voll Unmuth und Aerger über all ſeine geſcheiterten Plane und verdampften Träume, wirft ſich in den politiſchen Atheismus, wie in einen letzten Zufluchtsort, um da ſeine alten, ruhmloſen Tage gegen die Anderes heiſchende Zeit in Sicherheit zu bringen, und nebenbei auf fremde Reputationen zu beißen. Politiſcher Atheismus? Alle Arten des Atheismus ſtehen in inniger Verbindung mit einander. Wenn kein Gott in der Geſchichte iſt, wo iſt er denn? Und wenn auch in Staatsunfällen die Spur ſeiner Weisheit und ſeines Willens unſern blöden Augen entgeht, und weil er ſich bisweilen für ſeine Gerechtigkeit ungerechter Inſtrumente bedient, iſt dieß ein Grund, ihn zu läugnen? Chateaubriand ſchiebt die Schuld ſeines Skepticismus auf die Menſchen, die ihn verkannt haben, und auf die Geſellſchaft, die ſich nicht nach ſeinem Willen richten wollte, und ergießt ſich dann in bittere Invectiven, die für Frankreich allerdings viel Wahrheit haben. Ja, unſere Zeit iſt kalt, farblos und egoiſtiſch; ſie denkt an nichts, als an Geld, Bequemlichkeit, Behaglichkeit und Ruhe, und dieß iſt in Frankreich ſo arg, daß alle Gutdenkenden peinlich davon ergriffen ſind, und ſich nach irgend etwas ſehnen, was der in ſchweres materielles Leben verſunkenen Zeit wieder aufhelfen könnte. Aber eben dieſer Ekel an einer unſchönen, an allem Ruhm blutarmen Zeit, dieſes Sehnen nach geiſtigern und edlern Genüſſen ſind untrügliche Zeichen, daß

eine Veränderung bevorsteht, wiewohl wir nicht wissen, wie nahe oder fern sie ist; sie beweist, daß wir uns einer Zeit nähern mit Bestrebungen und Tendenzen, die unserer unsterblichen Natur würdiger sind. Unser Zustand gleicht keineswegs dem, worin Staaten und Gesellschaften untergehen. Wenn sie ihrem Tode nahe sind, fühlen sie, wie rettungslos verlorene Lungensüchtige und Auszehrende, ihren beunruhigenden Zustand nicht, denn dazu fehlt ihnen die Kraft; sie spielen am Rand des Grabes. So war's in Rom, als die Hunnen kamen, so in Byzanz vor der Eroberung durch die Türken, so 1789 am Hofe zu Versailles vor der französischen Revolution. Chateaubriand sagt: Les hommes mangeaient et buvaient, se mariaent et mariaient leurs enfans jusqu'au temps où Noé enfin entra dans l'arche et ils ne pensèrent au déluge que lorsqu'il survint et les fit tous périr. Dieß ist das Bild jeder sich ihrem Ende nähernden Gesellschaft, aber gewiß nicht der unsrigen. Im Gegentheil, nie hatte die Gesellschaft ein wahreres, deutlicheres und bestimmteres Gefühl von dem, was ihr fehlt und was sie bedroht, als eben jetzt. Besonders erheben sich seit der Revolution von 1830 beredte Stimmen von allen Seiten, um auf die Klippen hinzuweisen, die man vorher durchaus nicht sehen wollte. Die Wahrheit dringt durch, und der alte französische Liberalismus, dieser Gliedermann ohne Leben und Athem, halb Encyklopädist, halb Sansculotte, dieser Erbe der oberflächlichen Theorien des achtzehnten Jahrhunderts, stirbt an Kraftlosigkeit. Von ihm gingen großentheils die Julitage aus, aber sonderbar genug und ein eigner Zug der Nemesis ist's, daß sie gerade jenem alten Liberalismus die Lebenskraft nahmen. Freilich hatte ihn neun Jahre früher schon sein glänzendster Sprecher, Benjamin Constant, halb und halb verlassen, wenigstens sah er klar dessen Leerheit ein, als er 1821 sagte: Sans le sentiment religieux aucune liberté n'est possible et ce sentiment seul peut tirer l'espèce humaine de l'état d'abbaissement dans lequel tant de causes concourent à la plonger. Die Gesellschaft in Frankreich ist factisch noch dick im Materialismus befangen, nicht aber in der Idee. Sie ist das Product von Theorien, deren Reich vorüber ist, geht aber langsam von ihrem bisherigen Grund und Boden zu würdigern und erhabnern Grundsätzen, oder wenigstens zu solchen über, in denen der Spiritualismus mehr oder weniger vorherrscht. Dieß Alles hätte Chateaubriand bedenken, erwägen, sich nicht bitterm Unwillen und politischem Atheismus hingeben sollen.

Wir greifen nun aus diesen Memoiren Einiges aufs Gerathewohl heraus, worin sich der kaustische Geist des Verfassers recht spiegelt.

Joseph Bonaparte und Murat zu Königen gemacht.

Es gefiel Napoleon, einen leichten Tausch zwischen Joseph, seinem Bruder, und Joachim, seinem Schwager, vorzunehmen. Darum nahm er die neapolitanische Krone von Josephs Kopf, um sie dem Joachim aufzusetzen. Dafür gab letzterer dem Joseph die Krone von Spanien. Bonaparte schlug mit starker Faust darauf, und dann gingen sie, Einer rechts, der Andre links, wie zwei Recruten, die auf Ordre des Corporals ihre Tschakos gewechselt haben.

Ludwig XVIII und sein Minister des Auswärtigen.

Es gelang mir, dem König über Erwartung zu gefallen, so daß meine Collegen unruhig darüber wurden. Se. Majestät schlief gewöhnlich im Conseil ein, und das war ganz natürlich. Schlief der König nicht, so erzählte er Geschichten mit bewundernswürdiger Mimik. Dieß gefiel Hrn. v. Villele gar nicht, denn er wollte Geschäfte. Hr. v. Corbiere legte seine Ellenbogen, seine Tabaksdose und sein blaues Schnupftuch auf den Tisch, die andern Minister hörten stillschweigend zu. Mich belustigten die Erzählungen des Königs gar sehr, was diesem sichtliches Vergnügen machte. Bevor er eine Geschichte begann, suchte er dafür eine Entschuldigung, und sagte mit seinem dünnen, hellen Stimmchen: „Ich will Hrn. v. Chateaubriand zum Lachen bringen." Bei solchen Gelegenheiten war ich auch so ganz Hofmann, daß ich lachte, als wenn ich Befehl dazu bekommen hätte..... Als Frankreich auf mein Betreiben eine Armee nach Spanien schickte, hoffte ich so günstigen Erfolg, daß Frankreich die Rheingränze wieder in Anspruch nehmen könne. Dieser Plan machte mir besonderes, aber geheimes Vergnügen, denn ich wagte, ihn meinen Collegen nur als Project, in Klagen und unbestimmten Hoffnungen mitzutheilen, da es ihnen schon peinlich genug war, auf einer Seite Feindseligkeiten zu haben. Einmal überbrachte ich dem König eine Depesche. Er war allein, saß vor seinem kleinen Tisch, und wie ich eintrat, versteckte er geschwind die Briefe oder Bemerkungen, die er immer mit einem kleinen Vergrößerungsglas schrieb. Er war gerade guter Laune und sprach gleich mit mir von Literatur. „Sollten Sie glauben, sagte der König, daß ich jahrelang die Cantate von Circe nicht gekannt habe? Hr. v. Avaray beschämte mich, indem er mich darauf aufmerksam machte, und ich habe sie gleich auswendig gelernt." Gleich declamirte mir der König die ganze Cantate vor. Dann ging er zur Cantate von Ezechias über, und als er an die Strophe: Comme un tigre impitoyable etc. kam, war ich so frei, ihn zu fragen, ob er Rousseau's Verbesserung: Comme un lion plein de rage etc. kenne? Der König kannte sie nicht, und es schien ihm aufzufallen; ich mußte ihm auch die geänderte Stelle noch einmal hersagen. Die lyrische Poesie führte ihn zur familiären, zum Pont-neuf und den Vaudevilleliedern. Er krallerte den Sabot perdu, wobei ich es wagte, mit einigen Reimen zu wechseln ꝛc. Der König war der Cardinal Richelieu, ich Courard oder Malville u. s. w. Da ich den König so gnädig sah, so überreichte ich ihm die Depesche auf dem Hut, und da sie Nachricht von unsern günstigen Erfolgen in Spanien enthielt, so wagte ich es, unter Babets Protection Einiges über die Rheingränze einfließen zu lassen. Darauf zog aber der König gleich seine Lippen in die Länge, schnauste ein wenig, hob einen Finger der rechten Hand bis zum Auge empor, sah mich an, machte ein freundliches Zeichen mit dem Kopf zum Fortgehen und als wollte er sagen: Auf Wiedersehen. „Alle Wege führen nach Rom."...

Der Erzähler irrt sich hier. Der alte, schwache aber immer noch verständige und tactvolle König erstaunte über die Ungeschicklichkeit seines Ministers des Aeußern, auf einige ganz allgemeine diplomatisch hingeworfene Aeußerungen Rußlands hin, an die Reclamation der Rheingränze zu denken, wenige Jahre nach der Occupation Frankreichs durch die alliirten Armeen! Und als wenn Rußland über Deutschland verfügen könnte! Wahrscheinlich erzählt auch Chateaubriand nur dieß Geschichtchen, um den noch immer an die Rheingränze denkenden Franzosen mit dieser Lieblingsidee zu schmeicheln und sich aufs neue zu gütigem Andenken zu empfehlen. Mr.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

19 Junius 1839.

St. Marc-Girardin über Voltaire's Jungfrau von Orleans.

Vor einiger Zeit theilten wir das Urtheil des oben genannten Kritikers über das Gedicht von Chapelain, La Pucelle, mit und laſſen jetzt auch das über das gleichnamige Gedicht Voltaire's folgen. Jeanne d'Arc iſt eine ganz nationale Heldin; als ſolche hat ſie auch eine kürzlich verſtorbene, tief betrauerte Fürſtin, die Herzogin Marie von Würtemberg, die Tochter des Königs der Franzoſen, zu einem plaſtiſchen Kunſtwerk inſpirirt, welches ſehr gerühmt wird; um ſo auffallender iſt es, wie Voltaire mit ſeinem unſaubern und frivolen Witz gerade dieſe Geſtalt in den Staub und Koth zu ziehen, einen der ſchönſten Edelſteine in Frankreichs Geſchichte zu beſudeln unternahm, und eine ſolche Poeſie muß in Wahrheit vom nationalen Standpunkt aus als eine infame und ſelbſtmörderiſche betrachtet werden. Der geſunde Sinn der Beſſerdenkenden unter den heutigen Franzoſen — und man darf annehmen, daß ihrer eine nicht kleine Zahl iſt — empört ſich auch gegen dieſe Profanation nationaler Erinnerungen, und St. Marc-Girardin erwirbt ſich ein Verdienſt, indem er das in Frankreich nicht geringe Wagſtück unternimmt, eine Stimme des würdigen Ernſtes gegenüber dem Witz zu erheben, der gar zu leicht die Lacher auf ſeiner Seite behält und wenigſtens ſcheinbar triumphirt. Folgendes iſt das Bedeutendſte aus ſeinem Aufſatz.

„Chapelain glaubt an die Berufung der Jeanne d'Arc, und der Glaube an dieſe Befreierin Frankreichs hat ihn begeiſtert. Wenn man die ſchönen Verſe anſieht, welche dieſer ſo gering geſchätzte Dichter über Jeanne d'Arc zu dichten wußte, ſo wird einem klar, daß der Glaube hier gewaltet hat. Bei Voltaire findet gerade das Entgegengeſetzte ſtatt. Der Dichter iſt groß, aber ſein Unglauben macht ihn klein, er corrumpirt ſein Genie; wenn man in der Pucelle Voltaire's ſo viele ſchwache und matte Verſe ſieht, welche der Dichter umſonſt durch die Lüderlichkeit zu erwärmen geſtrebt hat, und die coniſch und ſchmutzig ſind, ohne kräftig zu ſeyn, ſo wird einem klar, daß hier die Gottloſigkeit gewaltet, und zwar die ſchlimmſte der Gottloſigkeiten, weil ihr ſelbſt jener Anſchein von Großartigkeit fehlt, welchen der Stolz dem zu verleihen ſcheint, der es wagt, Gott zu läugnen. Gott läugnen, das kann als eine Kühnheit erſcheinen, aber die Größe einer armen Magd läugnen, die ſich der Erlöſung ihres Vaterlands von der Knechtſchaft weiht; die, wo der Adel, die Geiſtlichkeit, der König ſelbſt beinahe am Vaterland verzweifelt ſind, nicht verzweifelt — ſie, die doch ſo wenig Antheil hat an der Größe dieſes Vaterlands, und für die, ſollte man meinen, es wenig austrägt in ihrer Dorfherberge, ob der Engländer oder der Franzoſe in Paris herrſcht; läugnen das wunderbare Zeugniß, welches durch ihr Leben und ihren Tod Jeanne d'Arc abgelegt dafür: daß die Vaterlandsliebe kein leeres Wort und keine nichtige Einbildung iſt, da auch die Geringſten und Niedrigſten ſie empfinden, und da in dem Gedanken an das Unglück des Vaterlandes etwas liegt, was die gewöhnlichen Leiden ihres Zuſtands und ihrer Lage noch ſteigert; Jeanne d'Arc läugnen — was iſt hieran Großes und Kühnes? was, das eines Dichters würdig wäre?

Aber was denken denn wir ſelbſt von Jeanne d'Arc? Was urtheilen wir über dieſe wunderbare Perſönlichkeit, die plötzlich mitten in unſre Geſchichte hineingeworfen wird? Iſt dieß ein Zufall? Iſt es ein Wunder?

Ich glaube an keinen Zufall in der Geſchichte; viel eher noch glaubte ich an ein Wunder. Zufall — das iſt ein Wort, deſſen ſich die Unwiſſenheit bedient zur Erklärung deſſen, was ſie nicht begreift. Je weiter aber die Einſicht und das Wiſſen fortſchreitet, deſto mehr verengert ſich das Gebiet des Zufalls. Ein Wort über den Zuſtand der Geiſter in Frankreich zu Anfang des 15ten Jahrhunderts wird, hoffe ich, zeigen, daß Jeanne d'Arc kein glänzender und unerklärlicher Zufall iſt. Von 1425—1429, mitten unter den Kriegen und den Leiden der Zeit, die immer etwas Heilſames haben, weil ſie die Völker wie die Individuen zur Erkenntniß ihrer Pflichten zurückrufen, verbreitete ſich allmählich über Frankreich eine patriotiſche und religiöſe Gährung, welche nicht ohne Wirkungen bleiben konnte. Da fin-

det ſich ein Carmeliter, der die Städte Frankreichs durchzieht, das Volk um ein Gerüſt her verſammelt, das einer Kirche gegenüber aufgeſchlagen iſt, und hier Reden hält über die Beſſerung der Sitten und die Befreiung des Vaterlandes. Bruder Connecte, ſo iſt ſein Name, iſt nicht der Einzige, der ſo die Wiedergeburt des Volks durch Wiedergeburt der Sittlichkeit zu bewirken trachtet. Ein andrer Mönch, ein Franciscaner, Bruder Richard, ſpricht zum Volk in Paris vor den Kirchen in langen und frommen Reden. Er beſtieg die Rednerbühne, ſagt Monſtrelet, um fünf Uhr Morgens und verließ ſie erſt um eilf Uhr. Daß dieſe Reden nicht bloß religiöſen Inhalts waren, geht daraus hervor, daß die Engländer, damals Herren von Paris, bei der zehnten Predigt den Prediger zur Entfernung nöthigten.

Eine Prophezeyung ging um von dem Zauberer Merlin, daß Frankreich, ins Unglück geſtürzt durch ein Weib, auch durch ein Weib würde gerettet werden; und wirklich ſchien es, daß die Königin Iſabelle das Reich ins Verderben gebracht, indem ſie es den Engländern überlieferte; aber wer ſollte kommen, es zu erretten? Schon im Jahr vor dem Auftreten der Pucelle hatte ein Weib, Marie von Avignon, den König aufgeſucht und ihm geſagt: ſie habe Waffen geſehen, aber Gott habe ihr zu wiſſen gethan, daß dieſe Waffen nicht für ſie beſtimmt ſeyen, ſondern für ein anderes Weib. Eine andere Inſpirirte, Katharine von La Rochelle ſuchte ebenfalls den König auf und predigte dem Volke. Sie hatte nicht die Sendung, in Krieg zu ziehen, ſondern das Volk zu ermahnen, daß es ſein Geld dem König darbringe und ſo zur Befreiung des Landes beitrage.

Noch weitere Züge ließen ſich anführen, zu beweiſen, wie der patriotiſche und religiöſe Enthuſiasmus von einem Ende Frankreichs zum andern ſich verbreitete. Und dieſer Enthuſiasmus hat Jeanne d'Arc begeiſtert. Sie hat die Geſinnung des über ſeine lange Unterdrückung entrüſteten Volkes ausgeſprochen und bethätigt. Jeanne d'Arc, deren heilige Inſpirationen ich nicht anfechten will, deren glühenden und aufrichtigen Glauben ich nicht läugnen will, Jeanne d'Arc war gewiſſermaßen in jenem Zeitpunkt unvermeidlich. Hätte es keine Jeanne d'Arc zu Domremy gegeben, ſo wäre anderswo eine aufgeſtanden, und der Boden Frankreichs, befruchtet vom Zorn gegen die Engländer, mußte ſeine Befreierin gebären.

So iſt nichts in der Geſchichte, was unverſehens gekommen, nichts, was ein Zufall oder ein Wunder wäre. Dieß ſoll jedoch die Bewunderung nicht vermindern, welche wir dieſem außerordentlichen Ereigniß unſerer Geſchichte ſchuldig ſind. Wenn ein großes Ereigniß ganz gewaffnet, gleichſam aus dem Bewußtſeyn der Völker, entſpringt, ſo bleibt dieß Ereigniß, wenn auch kein Wunder im Sinne des großen Haufens, ſo doch wunderbar im Sinne der Philoſophie. Es iſt nicht mehr nur die Größe eines einzelnen menſchlichen Weſens, ſondern es iſt die Größe eines gewaltigen Volks, das ſeine Unabhängigkeit wieder erkämpft. Ich kenne keine wunderbarere Größe.

Dieß iſt die Vorſtellung, die wir von Jeanne d'Arc haben müſſen; es iſt wenigſtens die Vorſtellung, die ich nach Leſung der gleichzeitigen Urkunden mir von ihr mache. Ganz anders aber faßt Voltaire die Perſönlichkeit der Jeanne d'Arc, ſelbſt wenn er nicht burlesker Dichter iſt, wenn er ſich rühmt, Philoſoph und Hiſtoriker zu ſeyn. Im philoſophiſchen Wörterbuch erklärt er ihre Sendung folgendermaßen: „Mit einigem Scharfblick erkennt man, daß Jeanne lange Zeit nebſt einigen andern Frommen aus dem Volk, von einem Spitzbuben, Namens Richard, geleitet und aufgeſtiftet worden war, welcher Wunder that, und dieſe Mädchen auch ſolche thun lehrte — die Wunderthäterinnen, die Genoſſinnen der Jeanne d'Arc, und die Werkzeuge des Bruders Richard hießen Pieronne und Katharine..."

Die von Voltaire Pieronne genannte Pierette la Bretonne wurde, weil ſie nach dem Flammentod der Jungfrau in Paris gepredigt hatte: daß dieſelbe wirklich von Gott geſandt geweſen ſey, auch von den Engländern verbrannt. Jene Notiz, daß Richard die Weiber aufgeſtiftet, entnahm Voltaire aus einem Rundſchreiben des Königs von England an die Biſchöfe, worin ihnen, da ganz Frankreich gegen die Grauſamkeit der Engländer ſchrie, eingeſchärft wurde, dem Volk das Verbrechen und die gerechte Beſtrafung der Jeanne d'Arc zu erklären. In Paris hielt ein Dominicaner und Glaubensinquiſitor eine Predigt über dieſen officiellen Text, und in dieſer Predigt findet ſich jene Behauptung. So verbündet ſich Voltaire mit einem Dominicaner und Inquiſitor zur niederträchtigen Verleumdung einer edeln und frommen Magd, ſchuldig des Verbrechens, Frankreich vom Joch der Fremden erlöst zu haben!

Was war die Abſicht Voltaire's, als er ſein Gedicht ſchrieb? Ich mache hier eine Unterſcheidung zwiſchen dem, was ich ſeine Abſicht und was ich ſeinen Inſtinct nenne. In einem Brief vom Jahr 1734 an Herrn von Formont ſpricht er zuerſt von dieſem Gedicht: „Was den Namen epiſches Gedicht betrifft, den Sie dieſen Phantaſien geben, welche meine Unterhaltung in der Einſamkeit waren, ſo heißt das, ihnen zu viel Ehre anthun. Das Gedicht iſt mehr im Geſchmack Arioſts als Taſſo. Ich wollte ſehen, was meine Einbildungskraft erzeugen würde, wenn ich ihr frei die Zügel ließe und die Scheu vor dem kleinlichen Geiſt der Kritik, der in Frankreich herrſcht, mich nicht hemmte. Ich ſchäme mich, ſo weit fortgefahren zu ſeyn in einem ſo leichtfertigen Werk, das nicht für das Licht der Oeffentlichkeit beſtimmt iſt. (Indeß gab er es doch ſelbſt im Jahr 1754 heraus.) Aber am Ende kann man ſeine Zeit noch ſchlechter anwenden. Ich wünſche, daß dieß Product hin und wieder meinen Freunden zur Unterhaltung diene..."

Hier erfahren wir alſo, wenn wir ihm glauben wollen, ſeine Abſicht; ſie geht dahin, ein Werk zu ſchreiben, wo er ſeiner Einbildungskraft die Zügel ſchießen läßt, um ſeine Freunde in engſtem Ausſchuß zu beluſtigen. Seine Abſicht war vielleicht minder verwerflich und ſtrafbar, als man glauben möchte. Aber es bleibt noch zurück ſein Inſtinct, der Charakter ſeines Geiſtes, und hier ſehen wir uns genöthigt, den Dichter zu verdammen.

(Schluß folgt.)

Die Opfer der Geſellſchaft.

(Fortſetzung.)

Als Nottingham am folgenden Tag zur Lady Annandale kam, empfing ihn Miß Montreſſor mit ernſter Miene und Vorwürfen, daß er geſtern nicht zum Diner gekommen und durch ſein unvorſichtiges Benehmen den Ruf der Lady Annandale arg bloßſtelle. Nottingham und Auguſta waren darüber nicht wenig betroffen; Caroline aber verließ ſie wieder, um ein paar Zeilen zu ſchreiben, durch eine in ihr Zimmer führende Thüre; und nach einer Weile hörten ſie an der Hauptthüre von außen rütteln; und als Nottingham endlich ſehen wollte, was es denn ſey, fand er ſie von innen geſchloſſen; er machte auf; zwei Diener des Hauſes waren außen, und ihre Mienen ſprachen den beleidigendſten Verdacht aus; der eine überbrachte der verwirrten und erſchütterten Lady ein Billet von Miß Montreſſor. Jetzt blieb dem Marquis kaum mehr ein Zweifel über die Verrätherei und Bosheit Carolinens, obgleich er ihre Abſicht nicht begriff; die argloſe Lady Annandale aber war weit entfernt, etwas Schlimmes von ihrer Freundin zu ahnen.

Der Verdacht und die Eiferſucht Annandale's war nun theils durch zufällige Ereigniſſe, theils durch die Klatſcherei der Zeitungen und durch das künſtliche Aufſtiften der Miß Montreſſor hinlänglich gereizt, um ihn zu einem unwürdigen Schritt zu vermögen. Er erbrach den Schreibtiſch ſeiner Gemahlin und fand in ihrem Tagebuch, das er daraus entwendete, nicht nur das offene Geſtändniß ihrer Liebe (die er für eine ſchuldige zu nehmen ſich keinen Augenblick bedachte) zu Nottingham, ſondern auch, was ihn noch mehr aufbrachte, geringſchätzige Aeußerungen über ſeine Perſon und ſeinen Charakter. Er machte zu ſeiner Vertrauten die Miß Montreſſor, die, während ſie Auguſten zu entſchuldigen ſich die Miene gab, ihn in der That noch mehr reizte, und während er über die Untreue ſeiner Gattin, an der er gar nicht zweifelte, wüthend war, erklärte er ſelbſt Carolinen ſeine Liebe!

Die Entwicklung geht nun raſch vor ſich. Caroline ſetzt durch einen anonymen Brief Nottingham in Kenntniß, daß er geliebt, heiß geliebt ſey, was er bei der Zurückhaltung der Lady Annandale nicht gewußt, kaum geahnt hatte; und als Lord Annandale ſofort ſeinen Entſchluß ausſprach, öffentlich mit ſeiner Gattin zu brechen, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, und einen Proceß gegen Nottingham einzuleiten, ſuchte Caroline der Lady Annandale die Sache im mildeſten, ja vortheilhafteſten Licht darzuſtellen, indem ſie ihr die Ausſicht zeigte, mit Nottingham, welchen zu lieben Auguſte ihr mit ſchmerzlicher Beſchämung geſtand, nach der Scheidung von Annandale verbunden zu werden. Aber ſie hatte ſich im Charakter Auguſtens, an deren Unſchuld ſie übrigens keinen Augenblick zweifelte, gänzlich verrechnet. Auguſta war durch den bloßen Verdacht ihres Gemahls und der Welt, durch die Verletzung ihres reinen Rufs, durch das Bewußtſeyn ihrer Unklugheit, das dem Argwohn Nahrung gegeben, und durch die Ausſicht auf öffentliche gerichtliche Verhandlungen über ihre Ehre im Innerſten vernichtet, und ſie wies mit dem entſchloſſenſten Stolz der Unſchuld und Tugend jene ihr von Carolinen gezeigte Hoffnung zurück, da ſie ja gerade hiedurch der boshaften Anklage den Schein der Wahrheit geben würde. Und als Lord und Lady Vernon kamen, um ihre mißhandelte, unſchuldige Tochter aus dem Haus des Lords abzuholen, da ward Miß Montreſſor ſelbſt von dem Jammer des unſchuldigen Opfers ihrer Ränke ſo ergriffen, daß wenig fehlte, ſie hätte ihr all ihre Schuld bekannt. Aber der Augenblick verſtrich, und Auguſta trennte ſich von Carolinen, an der ſie noch immer eine treue Freundin zu haben glaubte, unter bittern Thränen. Caroline begab ſich, des Anſtands wegen, wieder zu ihrer Tante, und Auguſta, deren Geſundheit von einem heftigen Fieber tief erſchüttert ward, wurde auf ihr dringendes Bitten ſobald als möglich, unter der Begleitung ihrer Eltern und der herbeigeeilten Lady Delaward, nach Vernon Hall gebracht, wo ſie nach wenigen Tagen dem Kummer und der Krankheit erlag, nachdem ſie zuvor im Kreiſe der Ihrigen und der Dienerſchaft, in Anweſenheit des Geiſtlichen, ihre Unſchuld feierlich betheuert, aber auch ſich wegen ihrer Unklugheit und des Mangels an Freundlichkeit, Nachgiebigkeit und Demuth gegen ihren Gatten, über den ſie mit keinem Wort mehr ſich beklagte, des Tadels und der Buße werth bekannt hatte. Sterbend richtete ſie auch noch an ihre trauernden Eltern die Bitte, der Miß Montreſſor eine bedeutende Summe, als Zeichen ihrer Achtung und Liebe, zuzuſichern, um ſie dadurch unabhängiger zu machen.

So ſchien Miß Montreſſor reichliche Früchte ihrer Intrigue zu ernten; aber für ſie begann jetzt die Zeit der Vergeltung. Schon ihre Tante empfing ſie unfreundlich, und ließ einigen Argwohn wegen ihrer plötzlichen Zurückkunft blicken, deren Urſache ſie ihr verſchwieg. Schon die Nachricht von Auguſtens Krankheit, an welche Lord Annandale gar nicht glaubte, verbunden mit der Erinnerung an ihren und ihrer Eltern tiefen Jammer, und die Gewißheit, daß aus dem Plan, ſie mit Nottingham verbunden zu ſehen, nichts werden würde, beängſtigte und quälte ihr Gewiſſen und ließ ſie ihre Ränke halb und halb bereuen. Was ſie aber in entſetzliche Angſt verſetzte, war, daß ſie eines Tages ein Billet erhielt von dem Chevalier de Carency, dem Verführer ihrer frühen Jugend, worin er ſie zu einer Zuſammenkunft in der Nähe des Hauſes beſchied. Zitternd folgte ſie der Aufforderung, und fand an dem ehemals ſo einnehmenden Chevalier jetzt einen ganz heruntergekommenen, abgeriſſenen, brutalen Schurken, der ſie mit empörender Familiarität behandelte und ihr erklärte, daß er, um ſeinen Finanzen aufzuhelfen, ſich entſchloſſen habe, ſeine alten Rechte auf ſie, als muthmaßliche Erbin ihrer vermöglichen Tante, geltend zu machen und ſie zu heirathen. Er verlangte Geld von ihr, um ſich anſtändig, als Freier, zu equipiren, und drohte, im Weigerungsfall ihrer Tante die ganze Geſchichte der Vergangenheit zu entdecken. In ihrer Angſt beſtellte ſie ihn auf die Nacht an ein Fenſter des Hauſes, um ihm einiges Geld zu geben; er kam, ſchwang ſich durch das Fenſter herein, und verlangte, da ihm das Geld nicht genügte, daß ſie ihm ihren Schmuck holen ſollte. Sie that es, aber als ſie zurückkam, fand ſie ihn ganz verändert, zerſtreut, er hatte den Schmuck vergeſſen, entfernte ſich eilig, und ſie ſchloß Läden

und Fenſter. Wenig hätte am Abend zuvor gefehlt, daß ſie in ihrer Todesangſt ihrer Tante ein Bekenntniß abgelegt hätte, da dieſe ſich ſehr theilnehmend und weich gegen ſie zeigte — aber unglücklicherweiſe brachten jetzt die Zeitungen die Nachricht von den Vorgängen im Hauſe Annandale's, und beſtätigten die ſchlimmen Vermuthungen der Tante hinſichtlich der Ränke Carolinens. Als dieſe aus einem fieberiſchen Schlaf erwachte, vernahm ſie die Schreckensbotſchaft, daß ihre Tante todt, mit Kiſſen erſtickt, im Bette gefunden, ihre Koſtbarkeiten und ihr Geld geraubt worden ſeyen. Viele Tage lag ſie bewußtlos und im Fieber; als ſie ſich erholte, erfuhr ſie, daß ihre Tante an jenem Abend noch ihrem Teſtament ein Codicill beigefügt und ſie enterbt habe; ſie erfuhr ferner, daß der Verwalter ihrer Tante, der ihr an jenem Tage eine Summe Geld überbracht, und im Hauſe geſchlafen habe, des Mords und Raubs angeklagt ſey, weil man bei ihm eine Hundertpfundnote und einen Ring gefunden, die er als Hochzeitgeſchenk für ſeine Tochter von der Verſtorbenen erhalten zu haben angab. Jetzt kam die Nachricht von dem Tode der Lady Annandale und von ihrem großmüthigen Legat — ein Donnerſchlag für Carolinens Gewiſſen! Der arme Verwalter wurde zum Tode verurtheilt, der Bräutigam gab die Tochter des vermeintlichen Mörders auf, und ſie erlag einer abzehrenden Krankheit; Caroline fand nicht den Muth in ſich, den Unſchuldigen zu retten, und erlag faſt unter der Bürde ihrer Schuld. Sie erkannte jetzt die Nichtswürdigkeit ihrer Grundſätze und Philoſophie und ſuchte auch ihre Freundin, Delphine Villeroi, auf andre Anſichten zu bringen; aber die leichtſinnige Franzöſin begriff den Kummer und die Umwandlung ihrer Freundin nicht, und bemühte ſich, Alles, was dieſer ſo ſchwer auf dem Herzen liegt, ihr in einem ganz milden Licht zu zeigen.

Nach Verlauf eines Jahres bietet Lord Annandale der Miß Montreſſor ſeine Hand an, die das Ziel ihrer Wünſche und Intriguen geweſen war. Sie nimmt ſeinen Antrag an, mit dem feſten Vorſatz, auf dieſer neuen Lebensbahn durch ſtrenge Tugend und Pflichterfüllung ihre frühern Sünden ſo viel möglich gut zu machen und die Vergebung des Himmels zu erlangen. Sie wird mit ihm getraut, und ſie gewinnt den Mann, den ſie gut und klug zu behandeln weiß, und der voll Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit gegen ſie iſt, wirklich lieb; aber der Gedanke an ſie, deren Stelle ſie eingenommen hat, ja die eigentlich ihr Opfer geworden iſt, verfolgt ſie immer wie ein böſes Geſpenſt, neben ihren übrigen peinlichen Erinnerungen und Befürchtungen. Auf dem Landſitz des Lords verleben ſie friedliche Tage, und Caroline beginnt ſich zu erholen, als plötzlich de Careney, der ſeinen Raub durchgebracht, wieder erſcheint, und durch ſeine Brutalität, ſeine Aufſehen erregende Erſcheinung, und ſeine trotzigen Drohungen, ihrem Gemahl Alles zu entdecken, ſie wieder in die entſetzlichſte Angſt verſetzt, all ihr Geld ihr abpreßt, und ſie in die demüthigendſten Verlegenheiten gegenüber dem Lord und ſelbſt ihrer Dienerſchaft bringt. Sie verlaſſen den Landſitz wieder und gehen nach London; nach einiger Zeit erſcheint auch hier wieder de Careney, aber in den faſhionabelſten Gentleman umgewandelt; er beſucht Carolinen als alter Bekannter, läßt ſich ihrem Gatten vorſtellen, erlangt Zutritt in allen Geſellſchaften, und ſpannt die Lady Annandale, an deren Tafel er als Gaſt ſitzt, und die er heimlich ihre Abhängigkeit von ſeiner Willkür mit teufliſcher Bosheit fühlen läßt, auf die qualvollſte Folter. Wie ſie nach Hof gehen, und ſich mit den Familienjuwelen ſchmücken will, tritt er in ihr Zimmer und nimmt ihr die Juwelen. In ſolcher Seelenangſt, die ihre Geſundheit zerſtört, lebt Caroline einige Zeit, bis einige von den Dienern argwöhniſch werden und dem Chevalier auflauern; ſie hören, wie er der Lady Annandale droht, die ihn flehentlich beſchwört — (ſie will eben ein Paar koſtbare Armſpangen anlegen, die er ihr zu rauben verſucht) da kommt Lord Annandale; die Diener verſtecken ſich und er tritt in das Zimmer — der Chevalier zieht einen Dolch, ſtößt den Lord nieder — wird aber ſelbſt verhaftet und ſeine Verbrechen kommen an den Tag. Caroline Annandale ſtirbt. — —

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Von den neuen Erſcheinungen nennen die engliſchen Journale beſonders:

Cheveley, or the man of honour (der Mann von Ehre), von Lady Litton Bulwer, 3 vol. 8. das, abgeſehen von dem Namen der Verfaſſerin, gewiß die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen wird, da, wie ſich das Athenäum ausſpricht, die Verfaſſerin erlittene Unbilden in ihrem häuslichen Leben, zwar unter erdichtetem Namen, doch in einer anmuthigen, oft das höchſte Intereſſe in Anſpruch nehmenden Form darſtellt.

Births, Deaths and Marriages (Geburts-, Todesfälle und Heirathen, vom Verfaſſer der „Sayings and Doings," 3 vol.) tragen zwar die glänzenden Vorzüge ihres Verfaſſers, Hrn. Hook, als treffliche Charakteriſtik, Scharfſinn und gefällige Darſtellung, ſollen aber etwas melancholiſch gehalten ſeyn.

Miß Harriet Martineau hat auch wieder eine Novelle, „Deerbrook," 3 vol. 12. geſchrieben, die aber ſelbſt der Literary Gazette nicht ganz genügt.

Hymns and Fire side Verses by Mary Howitt (Hymnen und Verſe fürs Haus), werden ſehr mit Beifall genannt. Namentlich ſoll die Dichterin Poeſie und Einfall des Herzens auf bewundernswürdige Art verbunden haben. Old Christmass, the Two Estates, the Dream Corn Fields etc. ſollen von beſonderer Schönheit ſeyn.

M . . r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72 u. 73.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 Junius 1839.

Meine Hütte.

Von John Wilson.

— Ein Plätzchen, wo
Mein müder Geist kann ruhn, es Heimath nennend.
Es liegt Magie in diesem kleinen Wort;
Es ist ein Zauberkreis, der Tugenden
Und Segnungen umschließt, die außer seinen
Geweihten Gränzen unbekannt sind. —
Southey's Hymne an die Hausgötter.

Hier hab' ich endlich eine Friedensheimath
Gefunden, um mich vor der Welt zu bergen,
Und fern von ihrem Lärm den Geist zu nähren,
Der, ob auch irdischen Ursprungs und geknüpft
Durch Bande irdischer Lieb' an Menschenwesen,
Ein höh'res Ziel hat als vergängliche
Lust, und der durch die Stille, die auf der
Wald-Einsamkeit gelagert ist, die Wogen
Der Ewigkeit vernehmen kann, und sie
Entzückt vernimmt. Manch myst'scher Glanz geträumten
Glücks, lieblich, ob vergänglich auch, fiel auf
Mein junges Herz, wie oft des Mondes Licht,
Eh' er erscheint, auf einer Wolke lächelt.
Und o ihr Träume! die zu solchem Glück
Der Jugend stille Schwärmerei gestattet,
Ward euch Erfüllung? O ihr Zauberferne,
Die lieblich standen vor dem zweifelnden
Prophetenblick, mit euren sonnig-grünen
Gefilden, euren Bächen und den Hainen
Von mehr als Regenbogenglanze, wo
Der Urwald dunkelte die stille Tiefe
Von See, die gleich Meeresarmen kühn
Um ihre schützenden Hügel strömen, wo
Des fernen Wasserfalles Donner durch
Das Schweigen dringt, wie eine ernste Mahnung,
Die die in Wonne schwärmende Seele zähmt;
Ihr Zauberscenen, die nicht mehr geahnt,
Nein! in lebend'ger Schönheit mich umdrängen,
Anbetend grüß' ich euch, und mit so heil'ger
Inbrunst, als je des Heil'gen Aug' verschönte,
Wenn sein Gebet um Mitternacht erklang,
Weih' ich mein Leben euch, bis daß den Makel
Unheil'ger, weltlicher Gedanken, der
Die reinste Seele schwärzt, die Seligkeit
Tilgt, und der Sommersonnen gleich, mein Geist
Den Pfad der Herrlichkeit und Wonne wandelt.

Auch führt die ernste Buße, die uns treibt,
Bei Mondlicht oder Abendschein vom Rauschen
Der Eiche und des Bergstroms wilder Fluth
Zu singen, unsre Seele anders nicht
Zur Tugend, als durch Frieden; denn Natur
Spricht einer Mutter Sprache, und in Tönen,
So mild, als je ein Kind am Mutterbusen
Besänftigt, beut sie ihre Weisheit dar.
Ja! drücket auch in ihrem Bild ein schrecklich
Etwas die Schuld mit schwerer Angst darnieder,
Für sie selbst mischt sie Lieb' in ihren Zorn,
Gleich sanftem Licht, das einen sterbenden
Sturm überströmt. So ist, wo immer nur
Der Mensch als Mensch fühlt, schön die Erde. Selbst
Lebloſe Dinge heiligt sein Segen,
Und es vergilt in ihrer Lieblichkeit
Die weite Welt mit ihrer Lust ihm. Die
Sommerluft, ganz wie seine Seele ruhig
Und heiter, regt entzückt sich; lächelnd liegt
Die grüne Erde, gleich der Schönheit, wenn
Aus einem süßen Traume sie erwacht.
Und jede lichte Wolk' ist ihm ein Pilger,
Der nach der Friedensheimath zieht, die Woge,
Die auf dem Meere tanzt, ein froher, ob
Auch heimathloser Fremdling. O wie selig,

Wer ſo die goldne Kette ſchaut, die ſeine
Seel' an die Schöpfung knüpft, erfüllt von dem
Lebend'gen Gott! Und wo, ihr Sitze der
Schönheit und Größe, ſoll das Herz, das nach
Vereinigung mit ſeinem Gotte ſchmachtet,
Wenn ihr ſchon ſeine Träum' erfüllet, weilen?
Die lieblichſten Gebilde, Klänge, Farben
Entzücken hier; hier mag die Schuld, die düſter
Den Freuden der Natur ſich abgewandt,
Im Augenblick dem Himmel ſich verſöhnen.
Hier wird die Sorge mit dem trüben Blick
Verführt zum Lächeln, und vergißt beinah
Ihr Leid, und lieſ't im Buche der Natur
So liebliche Schriftzüge, daß das Herz
Sie ſegnend, von Gefühlen ſchwillt, die faſt
Der Freude gleichen. — Irdiſch Paradies,
Von manchem ſtillen Gram haſt du geheilt
Ihn, der mit Jubelton dich jetzt begrüßt.

Und o! wenn den erhabnen Hoffnungen,
Die in der Tugend wurzeln, wenn den hohen
Entſchlüſſen, die der Seele näher bringen
Die Zukunft, und kühn ihrem Drohen trotzen,
Wenn einer Freude, die ihren Lebensquell
In mehr als Unſchuld hat, in Glauben und
Anbetung — wenn ein Menſch vertrauen darf
Auf dieſe Ding', und ſtark ſind ſie, ſtark wie
Auf ihrem Sterbebette das Gebet
Bußfert'ger Sünder — dann iſt Seligkeit
Mein Daſeyn. Sey du Zeuge, deſſen Liebe
Sich auf der Mondesſtrahlen tiefem Frieden
Zu meinem Herzen ſtahl, Allmächt'ger du,
Der du mit Blicken der Vergebung oft
Des Sternenhimmels Schweigen mildertheſt,
Wenn du um Mitternacht auf wildem Berg
Die Huldigung deines Treuen nicht verſchmähteſt,
Sey Zeuge mir, daß mir in Freud' und Leid
Die Liebe zur Natur war, was die Liebe
Zur Tugend: — daß die Einſamkeit der Hügel
Für mich dein Tempel, daß von deiner Güte
Die Quelle ſang, und deine Macht im Donner
Des Waſſerfalles meinen Geiſt ergriff.

Solch' Einſamkeit für mich! Doch gibt es Herzen,
Nicht unwerth guter Menſchen Liebe, noch
Für Sittlich-Schönes unempfänglich, die
Kalt ſind für jene Freude, welche im
Sichtbaren Tempel des Allmächt'gen wohnt.
Ja Mancher ſieht in einem Meer von Gluth
Die Sonne ſinken, und vergißt, anbetend
Des Gottes Scheiden zu begrüßen. Wer,
Wenn der Mond am unbewölkten Himmel
In ſtiller Schönheit durch zahlloſe Sterne
Hingleitet, kann das Auge unbewegt
Abwenden, als wenn vor der Herrlichkeit
Die dichteſte Finſterniß den Sinn verſchließt!
Demüthig-ſtolz preiſ' ich den Heil'gen für
Geſichte, welche dieſen ſind verſagt.
Wie oft in Zeiten der Muthloſigkeit,
Wenn matt des Lebens Leuchte brannt', und trübe
Gedanken auf dem ſteilen Streben drückten,
Wenn Künft'gem nachzuſinnen bange Zweifel
Verboten, und Vergangenes das Gefühl
Der Menſchenſchwäche mir zu Pein verkehrte,
Wie oft gedacht' ich, daß mich eine Welt
Von Herrlichkeit umgibt, daß eine Quelle
Erhabnen Troſte in jedem Sterne ruhet,
Daß Niemand darf die Sonne ſchaun und trauern,
Weiß er, wer ſie aus Himmelszelt geſetzt.
Und ſo erwachte ich aus ſchwerem Kummer
Zu heiterer Luſt, ſah, daß des Menſchen Geiſt,
Obwohl noch immer Gottes Ebenbild,
Frei nach verſchiednem Glücke ſtrebt, und fühlte,
Daß Alles gut ſey, und daß Geiſteskraft,
Ob niedrig auch, wenn recht verwandt, zur ächten
Weisheit geleite, daß, wer ſeines Daſeyns
Zweck hier erfüllt, am Gnadenthrone nahe
Einſt ſitzen wird, ob ſeine Bahn dem düſtern
Dunſtkreis der Erde zugewandt war, ob
Mit Adlerflug er um die Sonne ſchwebte.

Drum ſey der Tag, der mich hieher geführt,
Durch ſelige Erinnerung geweiht,
Und in der Todesſtunde ſeh' ich noch
Die Sonne, die zu einer goldnen Woge
Miteinander machte, als ich von dem Gipfel
Des Bergs die himmliſche Erſcheinung grüßte,
Und jede Wolke, deren Saum erglänzte,
Und all die Schneeſterninſeln, die zuſammen,
Wie ein Familienbund von Lieb' und Schönheit,
Daliegen, werden ſich erheben, und
Den Geiſt im Scheiden tröſten, und ihm ſagen,
Daß freundlich die Natur zum Grabe leite
Den, wer in ihrer Seele las, und ſeine
In gleicher Heiligkeit bewahrte. Doch
Eh' dieſe Stunde des Triumphes ſchlägt,
Hoff' ich auf Jahre, wo die ſtille Kraft
Der Freude, die der Weisheit Mutter iſt,
Wo lichte Träume mir die Seele läutern,
Und würd'ger ich der Liebe werde, die
Der höchſte Preis iſt, daß ich bei der Flamme,
Die ewig im entzückten Buſen brennt,
Erkenne, welche Lieblichkeit ein menſchlich
Gebild erreichen mag. Es gibt Gedanken,
Die in der Seele ſchlummern, wie die ſüßen
Accorde in der Harfe ſchlaffen Saiten,
Bis Himmelsluft in der Abenddämmrung
Herniederſteigen und den ſchlafenden

Wohllaut erwecken. Die Gefühle dank' ich
Dir, meine fromme Mary. Und wenn jemals
Das heimathliche Flüſtern deiner Stimme
In meiner Seele ſchmilzt, wenn je dein Antlitz
Im irren Scheine unſers eignen Herdes
Erglänzt, dann, Mary, werd' ich überwältigt
An deinem Herzen ruhn, bis, reiner Seraph,
Ich deiner immer würd'ger werden mag.

Dann iſt die Erd', die oft dem Auge des
Einſamen Liebenden von dunkeln Schatten
Bedeckt erſcheint, und mit ohnmächt'ger Schönheit
Ihm lacht, in ew'ge Luſt gekleidet, wie
Ein blühend Feenland, wie Jugendträume
Aus unſers Lebens erſtem Rauſch. Dann wend' ich
Mein Auge von der Herrlichkeit um uns.
Und leſe ſie in deinem Aug'; es ſpricht
Verborgner Reiz, der in den goldnen Wolken
Des Abends ſchlummert, durch ihr wechſelnd Licht,
Ob ungeſehen auch, zu meinem Geiſte.
An deiner Seite rühren tauſend Reize
Mit ſüßer Ueberraſchung meine Seele,
Die ich auf dieſen Fluren ſelbſt nicht ſah,
Wo jeder Baum mir wie ein Freund erſcheint,
Wo mich die Einſamkeit ſeit Jahren fand.

Doch wird inmitten unſrer ſel'gen Ruh
Das matte Bild der fernen Welt bisweilen
Vor unſerm Auge ſchwanken. Städt' erheben
Sich in die Wolken, die die Sonn' umringen,
Mit Thurm und Tempel prächtig; und der Nachtlaut
Von Stadt und Herz klingt unſerm Ohre gleich
Des Lebens lautem Lärm, und wenn der Traum
Sich löſt, ſehn wir mit Lächeln, wie allein
Der Mond am Himmelsbogen ſich ergötzt,
Sehn wir der ew'gen Hügel ſtille Größe.

Doch ob auch häuslich Glück in reicher Fülle
Auf unſerm Bunde ruht, und jede Heimath
Mich glücklich macht, wo mich dein Lächeln grüßt,
Ob auch kein Laut von eines Freundes Lippen
Zu unſerm Ohre dringt, o denke, wie
Die reinſte Güte unſer Herz erwärmt,
Wenn mit der Liebe raſchen Schritten wir
Durch jenen ſchatt'gen Wald, undeutlich noch,
Den Freund ſich nahen ſehn, den fern wir wähnten,
Der unerwartet kömmt. Wenn dann der Zweifel
An ungehoffter Luſt nicht länger hemmt,
Das Auge ihn willkommen heißt, und er
In unſre Arme eilt, bekennt entzückt er,
Daß treue Liebe nie ſelbſtſüchtig, daß
Niemand den ganzen Reichthum ſeines Herzens
Kennt, bis an einem andern geruht.
Kommt aus dem Lärm des Lebens er, gewährt ihm
Die Liebe zur Natur, wie ein vergangner
Traum, wird er neu erweckt, nur matte Luſt,
Dann führen wir ihn, wo die Schöpferkraft
Der Schönheit, die im wogenden Grün des Bergwalds
Wirkt, wo der Nebelglanz der Seen, die
In ihren ſtillen Thälern ruhen, wo
Der Lieblichkeiten lieblichſte, die Nacht,
Vom Mond' erhellt, ſein Wirken ſo ungeſtört
Soll fließen laſſen, wie es ihn durchſtrömte
Am Morgen, Mittag, Abend, als der Jugend
Beglückte Zeit auf ſeiner Heimath Hügeln
Dahin ſchwand, und was von dem Lärm der Städte
Er wußte, nichts war als des Wandrers Kunde,
Die halb geglaubt und bald vergeſſen wurde.

Und fürchte nicht, daß die einſamen Berge
Im Winter alles Reizes ſind entkleidet,
Der ihren mächt'gen Bau durchdringt, wie eine
Urkräft'ge Seele. Zwar der Strahlenglanz,
Der ſich in fröhlicher Verwirrung auf
Die Felſen ſtürzt, und uns ſo oft mit Bildern
Der Größ' erfüllt, als ob das Auge Gottes,
Der eignen Schöpfung froh, die ſchöne Wildniß
Durchirrt, des wolkenloſen Himmels ſtille
Luft, und des ſingenden Bergquells entzückter
Laut, alles dieſes weicht für eine Zeit
Von der verwandelten Erde; aber anders
Erſcheint das Antlitz der Natur; wir ſchauen
Im Sturm dieſelbe Allmacht, die im Nahen
Der Elemente ſchlummert, und der Liebe
Entzücken heiligt innigſte Verehrung.

Mein Auge hebt ſich zu dem ſtrahlenden Mond,
Der lange unbemerkt ob meinem Haupte
Einſam gewandelt iſt, und als ſein Licht
Zurück die irre Seele ruft, erkenn' ich
Erſchreckt, daß Alles nur ein Traum. Allein
Steh' ich im Schweigen; vorwärts rollt
Der Strom der Zeit, und ſeine Wogen treffen
Mit ſeltſam rauſchender Muſik mein Ohr.
Was immer mag geſchehn, der myſt'ſchen Warnung
Gedenk' o Seele; denn ſie iſt vom Himmel.

K. Bockelmann.

St. Marc-Girardin über Voltaire's Jungfrau von Orleans.

(Schluß.)

Der Inſtinct Voltaire's und der Beruf ſeines ganzen Lebens war: das Beſtehende zu zerſtören. Voltaire iſt der größte Zerſtörer des alten Regime's, und gewiß hat er ſogar mehr zerſtört als er wollte; nicht als ob nicht viel niederzureißen gewe-

sen wäre; aber war bei dem Zerstörungswerk Alles gerecht? sind nicht auch Unschuldige umgekommen in diesem Blutbad aller Principien und aller Gesinnungen des alten Regime's? Voltaire ist nicht unparteiisch; und in der That hieße dieß von ihm, in seiner Zeit, zu viel verlangen. Seit einigen Jahren haben wir wieder einen großen Geschmack am Mittelalter gefunden; wir bewundern gern die Gluth seiner Frömmigkeit. In Voltaire's Augen ist diese Frömmigkeit nur plumper Aberglauben. Er sieht im Mittelalter, was die Religion betrifft, nur Dummköpfe, von Schelmen zu Narren gehalt. Wir lieben die ritterlichen Aufopferungen und Hingebungen des Mittelalters und die heroischen Abenteuer seiner Paladine; Voltaire sieht nur Schlachtenwuth und die Erbschaft der groben Sitten der Barbaren des 5ten und 6ten Jahrhunderts. Habsüchtige und ausschweifende Mönche, theologische Zankereien, bis zum Uebermaaß rauflustige Krieger, Kriege ohne vernünftigen Grund und unter andern die Kreuzzüge, — das ist nach Voltaire das Schauspiel, welches das Mittelalter darbietet.

Besonders in seiner Pucelle, wo er seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen wollte, hat er sich rückhaltlos dem Zug seines Geistes und seinem Hang zur Anschwärzung der Vergangenheit hingegeben. Hier hat er erbarmungslos die Grundsätze und Gefühle angegriffen, die das Mittelalter ehrte. Ein Glück wäre es gewesen, wenn er bei dieser Zertrümmerung der Principien des alten Gesellschaftssystems nicht auch manche der zum Gedeihen jeder Gesellschaft nothwendigen Principien angegriffen und umgestürzt hätte. Die menschliche Gesellschaft hat vergängliche und flüchtige Formen, die man ohne Bedauern der Kritik der Philosophen und dem Zerstörungseifer der Neuerer preis geben kann, aber unter diesen dem Wechsel anheimfallenden Formen sind ewige Principien verborgen, welche das Fundament und das Leben der Gesellschaft selbst sind. Voltaire greift zugleich die vorübergehenden Grundsätze einer Epoche und die ewigen Maximen der geselligen Ordnung an. Der Geist oder die Philosophie der Pucelle zerstört nicht bloß das Mittelalter, sondern die Gesellschaft selbst, und macht sie unmöglich.

Das politische Princip des Mittelalters ist der Feudalismus, und der poetische Name des Feudalismus ist das Ritterthum. Das Ritterthum ist das Ideal des Feudalismus, der vollkommene Typus desselben, und mithin der Feudalismus, so wie nur die Romane ihn kennen. Bis auf Voltaire war das Ritterthum den Dichtern werth; Ariost hatte es respectirt, er hatte es noch fabelhafter und unterhaltender gemacht, als je, aber nicht gewagt, es lächerlich zu machen; und man weiß, welchen Schimmer die Erinnerungen des Ritterthums Voltaire's eignen Tragödien, Zaire und Tankred, verleihen. Und wie behandelt nun Voltaire in seiner Pucelle das Ritterthum? Jeden Augenblick begegnet seinen Rittern irgend ein burleskes Mißabenteuer. Alles, was an den Rittern bis dahin Interesse eingeflößt hatte, wird nach Herzenslust herabgezogen, verspottet, karikirt in der Pucelle. Dieß war das erstemal, daß die Poesie die Ritter so behandelte; aber mit Voltaire hatte sich auch die Poesie in den Dienst des philosophischen Geistes begeben. Nun aber war zwischen dem philosophischen Geist und dem Ritterthum der Streit schon längst ausgebrochen. Der Patriarch des philosophischen Geistes in Europa, Erasmus, hatte den Krieg begonnen. Bei ihm findet sich ein sehr pikanter Dialog zwischen einem Karthäuser und einem Kriegsmann. Hier wird gestritten über den Vortheil der kirchlichen und der militärischen Disciplin, und Erasmus gibt dem Karthäuser den Sieg über den Kriegsmann; der Karthäuser ist der geistreiche Weltmann; der Soldat, ich hätte fast gesagt der Ritter, ist nur ein unwissender, plumper, brutaler Glücksjäger von Officier.

Nicht besser als das Ritterthum kommt in der Pucelle der Patriotismus weg. Es herrscht in dem Gedicht eine Vorliebe für die Engländer, die mich anwidert, obgleich ich gar nicht verlange, daß man immerdar die Tapferkeit unserer Krieger und die Schönheit unserer Frauen preise. Aber ich kann es auch nicht leiden, daß man Frankreich immer so geringschätzig behandelt. Wenn es in der Pucelle von Schönheit sich handelt, so sind die Engländerinnen die Schönen; wenn von Tapferkeit, so sind die Engländer die Tapfern. Wenn Voltaire leichthin sein Vaterland herabsetzt und preis gibt gegen England, so ist dieß darum, weil er in den Engländern des 15ten Jahrhunderts die Engländer des 18ten Jahrhunderts sah; weil er während seines Exils in London gut aufgenommen und fetirt worden war, weil er dort hatte frei denken und gegen die Religion schreiben können. Dort hatte er seine irreligiöse Bildung vollendet; daher seine Erkenntlichkeit, die vom 18ten Jahrhundert auf das 15te zurückgehend, den Engländern die schöne Rolle, die Rolle der siegreichen Krieger und der vorgezogenen Liebhaber ertheilt; sogar gibt er ihnen aus Freundschaft einen kleinen Anstrich von Irreligiösität und Gottlosigkeit, damit ihnen nichts zur Vollkommenheit fehle.

Ein drittes Princip des Mittelalters, das theuerste, konnte vor Voltaire noch weniger Gnade finden — die Religion. Das ganze Gedicht ist gegen die Religion gerichtet, und das befremdet mich nicht. In der That, bei Voltaire's Ideen und seinem Haß gegen die Religion — wie konnte er die Person einer heiligen, von Gott zur Befreiung ihres Vaterlands begeisterten Jungfrau dulden? Diese Verbindung des Glaubens und der Vaterlandsliebe konnte leicht die Gemüther verführen. Daher mußte man um jeden Preis aus Jeanne d'Arc eine plumpe Heldin, eine fanatische, abergläubische Bäuerin machen; um jeden Preis mußte man diese reine und edle Gestalt der Jeanne d'Arc verhäßlichen, welche im Namen Gottes Frankreich rettete. Daher die beständige Verspottung der Heiligen, des Paradieses und der Hölle; daher die triviale Caricatur des christlichen Wunders. In der Henriade hatte er es mit dem christlichen Wunder versucht, das aber sehr kalt und unglücklich ausfiel, und daher suchte er sich in der Pucelle zu rächen. Weil es ihm nicht geglückt war, das christliche Wunder ernsthaft zu behandeln, dachte er, es müßte ihm besser gelingen, sich darüber lustig zu machen. Aber es ist dem Spötter par excellence nicht besser gelungen, das christliche Wunder zu travestiren, als es zu besingen, und sey es nun, daß eine Art natürlicher Antipathie zwischen dem Genius Voltaire's und dem Wunderbaren bestand, oder daß der Spott sofort abgeschmackt und fad wird, wenn er

ſich an Ideen macht, die ſchon durch ihre Erhabenheit außer dem Bereich ſeiner Angriffe ſind. Voltaire war nicht glücklicher mit ſeiner Hölle in der Pucelle als mit der in der Henriade. Seine ernſthafte Hölle macht nicht zittern, und ſeine groteske nicht lachen.

Drei Gefühle — das ritterliche, das patriotiſche, das religiöſe — ſind ſo geopfert. Laſſen wir ſie für den Augenblick unbedauert fallen — wie ſind aber die Gefühle, welche die Familie ſtützen und erhalten, das was, ich will nicht ſagen den Edelmann, den Krieger oder den Mönch macht, ſondern den ehrlichen, einfachen, rechtſchaffenen Mann, der vor Niemand die Augen niederſchlagen will — wie ſind dieſe heiligen und ehrwürdigen Gefühle in der Pucelle behandelt? was iſt dieſe ſogenannte, unaufhörlich von einer Perſon auf die andere überſpringende Liebe? Was ſoll dieſe allgemeine Proſtitution und dieſes Durcheinander von Lüderlichkeit? Gibt es unter allen Laſtern der Ausſchweifung eines, das nicht in der Pucelle beſungen, geprieſen, an Beiſpielen veranſchaulicht wäre? doch ja, es gibt ein ſolches — den Ehebruch; aber dieſer iſt unmöglich, weil Niemand heirathet.

Und wenn der Dichter unterjocht iſt von dieſem Geiſt der Lüderlichkeit und der Brutalität, wenn er begeiſtert iſt von ich weiß nicht was für einem Hauch, der ihm aus der Hölle zugeſandt zu ſeyn ſcheint, nicht aus der ſchrecklichen, rächenden Hölle des Mittelalters, ſondern aus einer coniſchen und ſchmachvollen Hölle, ſo wie ſie gebildet wird durch die Verſammlung der Laſter, welche im Schooße veralteter Geſellſchaften ſich einniſten, wenn er ſich dieſer Trunkenheit des Böſen hingegeben hat: welche ſeltſamen Phantaſien, großer Gott! welche ſchändliche Verirrungen! Was ſoll ich ſagen? Es gibt Unterſchiede, welche den Menſchen vom Thier ſcheiden; es gibt Zeichen, die Gott dem Menſchen mitgegeben, um ihn abzuſondern vom Vieh, Zeichen, die ſeine Würde bedingen; Voltaire ſtürzt dieſe unverwüſtlichen Schranken, die zwiſchen den Menſchen und das Thier geſetzt ſind, um; er entwürdigt und ſchändet die Menſchheit, aber dann (Gott iſt gerecht!) verliert er auch ſein Genie, zur Strafe ſeiner Brutalität.

Ich weiß, daß auch das Alterthum den Menſchen metamorphoſirt hat, aber welche Grazie iſt in dieſen alten Fictionen! Wie bemüht ſich die Poeſie, ſie zu verſchönern, ſtatt ſie herabzuwürdigen! Welche Kunſt, um das Bild nicht der Wolluſt, aber der Unanſtändigkeit zu vermeiden! Und man merke es wohl! Nicht einmal im Namen der Moral verdamme ich dieſe ſchändlichen Erfindungen Voltaire's. Er will einmal ein ſittenloſer Dichter ſeyn; ſo ſey er es; aber um der Ehre der Soupers im Tempel willen, wo er lange ein Gaſt war; um der Ehre Chaulieu's willen, deſſen Zögling er ſich nennt, hätte er wenigſtens einigen Anſtand in der Lüderlichkeit, einigen Geſchmack in der Sittenloſigkeit bewahren ſollen. Geſtattet man auch die Sünde — weg doch mit dem Schmutz!

Verhängnißvolle Macht des Geiſtes der Anſchwärzung und Ironie! die Schilderung der Wolluſt ſelbſt leidet darunter, Voltaire weiß ſie nicht mehr zu malen; er entwürdigt, er profanirt ſie, er macht ſie gemein und häßlich. Seine verdorbene und verkehrte Phantaſie entſtellt und beſchmutzt alle Perſonen, die ſie berührt; das Laſter ſelbſt verliert dabei. Wie muß es der Tugend ergehen? Was muß aus den edeln, anmuthsvollen und reinen Perſonen werden, welche die Geſchichte ihm zuwies? Was wird aus ihnen unter ſeinen Händen? Ach, kaum vom Stabe dieſes unreinen Zauberers berührt, ſchrumpfen ſie zuſammen. Er nimmt unſere Jeanne d'Arc und erdrückt muthwillig unter der Maske einer plumpen Bäuerin die heilige und edle Geſtalt unſrer Heldin; er nimmt Agnes Sorel, deren Schönheit und Muth Franz I beſang, die im Roman unſrer Befreiung eine Stelle einnimmt, und macht aus ihr eine Dirne, die von einer Hand in die andre übergeht; Dunois iſt ein unglücklicher Ritter; La Tremouille ein Dummkopf, der thörichterweiſe Dorotheen nachläuft, Karl VII ein ſeines Throns beraubter, von ſeiner Geliebten verrathener Prinz. Es iſt wahrlich die unſaubre Inſel der Circe, und wer in dieſen Kreis häßlicher Verzauberung tritt, verliert Geſtalt und Schönheit.

Das Gedicht iſt eine Carrikatur auf die Menſchheit, ein langer Hohn auf den Menſchen. Ich wünſchte ſagen zu können, ein ſolches Werk ſey ein bloßer Zufall in unſerer Literatur, ein ſchlimmer Einfall, der Voltaire in den Sinn gekommen, an dem aber das Weſen und der Charakter des franzöſiſchen Geiſtes keinen Theil haben. Leider aber ſehe ich mich genöthigt, anzuerkennen, daß dieſe ſchändliche Epopöe bis auf einen gewiſſen Grad die Tochter des franzöſiſchen Geiſtes iſt, eine herabgewürdigte und entartete Tochter freilich, gezeugt an einem Tage der zügelloſen Ausſchweifung, die aber durch die Art gerade ihrer Verirrungen und Sünden zeigt, was aus dieſem Geiſt des Zweifels, des Skepticismus und der Unabhängigkeit werden kann, welcher dem franzöſiſchen Charakter eigen iſt; ein bewundernswerther Geiſt, ſo lang er gehalten wird von der Regel und einen Zügel anerkennt, nur um ſo mächtiger, wenn er ſich mäßigt und wenn ſeine Kraft in der Unterwerfung ſelbſt hervorbricht. Aber wenn er die wohlthätigen Zügel, die ihn hielten, zerriſſen hat, wenn er ſich allen ſeinen Launen hingibt, ſich ganz der Kühnheit und Verwegenheit ſeiner Einfälle überläßt, dann führt er am Ende zur Vernichtung aller ſittlichen und religiöſen Gefühle und Geſinnungen, zur Zertrümmerung alles deſſen, was Schönheit, Anmuth, Schicklichkeit, Geſchmack heißt — er führt am Ende zur Pucelle."

Wir vermuthen, daß St. Marc-Girardin dieſe Betrachtungen über Voltaire nicht ohne Abſicht gerade jetzt veröffentlicht hat; daß er damit eine Warnung ausſprechen will für die franzöſiſche Literatur, welche ſich auf manchen Abwegen befindet, und wir hoffen, daß dieß Wort zur Zeit auch gute Früchte tragen werde. In dem, was er tadelnd und negativ ſagt, muß man ihm gewiß Recht geben; ſeine poſitiven Behauptungen aber ſind etwas ſchwankend gehalten, und ſeine Deduction der Nothwendigkeit, daß eine Retterin Frankreichs habe aufſtehen müſſen, gehört einer Philoſophie der Geſchichte an, deren Doctrinen oft ſehr glänzend, aber deren Principien noch problematiſch ſind. Ueber dieſe Disciplin und ihren Mißbrauch drückt ſich ein anderer franzöſiſcher Schriftſteller, G. Planche, ſo aus: „dieſe Wiſſen-

ſchaft, die gewiß einen ehrenhaften Platz einnähme unter den menſchlichen Erkenntniſſen, wenn ſie ſich darauf beſchränkte, die Urſachen der Ereigniſſe zu ergründen, ſie mit den Leidenſchaften und Gedanken der hervorragenden Menſchen zu verknüpfen, iſt ſeit einigen Jahren eine erbarmungswürdige Kinderei geworden. Auf ihren einfachſten Ausdruck zurückgeführt, beſagt ſie nichts Anderes, als die Bejahung und Beſtätigung des Geſchehenen. Sie verkündigt und beweiſt die Nothwendigkeit der vollendeten Thatſachen und macht es gern wie die Schäfer, welche den Schluß des Tages abwarten, um zu ſagen, ob um Mittag ein Regen fallen werde."

Die Opfer der Geſellſchaft.

(Fortſetzung.)

Natürlich iſt bei einem ſolchen Buch die Intrigue, das Factum, nur das Untergeordnete, und die Ausführung, die Charakteriſtik die Hauptſache. Daher kann man auch aus der gegebenen Skizze kein ſicheres Urtheil über den Werth des Buchs fällen; doch wird das zur Genüge daraus hervorgehen, daß die Tendenz eine ſehr löbliche und rühmenswerthe iſt, nämlich die: das Verderben, das Faule und Nichtswürdige in gewiſſen Kreiſen der höhern Geſellſchaft, und zwar ſolchen, die ſogar auf den feinſten Ton Anſpruch machen, zu veranſchaulichen an zwei weiblichen Geſchöpfen, deren eines äußerlich, mit ſeinem Glück und ſeinem Leben, das andre aber innerlich mit ſeiner Seele und ſeinem Gewiſſen ein Opfer der dort herrſchenden Verdorbenheit und Verkehrtheit aller ſittlichen Begriffe wird. So intereſſant indeß ſolche Erzählungen für denjenigen ſind, der Empfänglichkeit hat für die Erſcheinungen in den verſchiedenſten Sphären des ſocialen Lebens aller Völker, und der die Folgen der Ueberverfeinerung, der künſtlichen und gefliſſentlichen Entfernung von der Natur zu verfolgen liebt; ſo intereſſant und piquant ſie beſonders für ſolche ſeyn mögen, welche den fraglichen Kreiſen nahe ſtehen oder ſich auch wohl ſelbſt zum Theil in ihnen bewegen, ſo muß man doch geſtehen, daß ein unbefangener Geſchmack ſolchen Erzählungen den Vorzug geben wird, wo das rein Menſchliche nicht ſo ſehr von der conventionellen Unnatur zurückgedrängt wird. Allerdings fehlt auch in dieſem Roman das Menſchliche nicht, und gerade der Conflict deſſelben mit den unnatürlichen ſocialen Verhältniſſen: das Unterliegen von Auguſta's Schuldloſigkeit im Kampf gegen die Bosheit der Geſellſchaft, und der Sieg von Carolinens Gewiſſen über ihren äußern Triumph, ſind die ergreifendſten Momente der Erzählung; aber Manche werden doch die ſocialen Verhältniſſe eines kleinen ariſtokratiſchen Kreiſes für etwas zu Particuläres und Armſeliges halten, um darauf einen Tendenzroman von bleibendem Intereſſe zu gründen. Wollte man ſehr ſtreng ſeyn, ſo könnte man vielleicht mit der Verfaſſerin über die Richtigkeit des Titels, den ſie ihrem Buche gegeben hat, rechten. Man könnte ſagen: Auguſta iſt nicht eigentlich das Opfer der Geſellſchaft geworden; in einem, kaum hinlänglich motivirten Leichtſinn hat ſie ihre Hand dem Lord Annandale gereicht, und dieß war der erſte Schritt zu ihrem Unglück. Sodann aber iſt ſie das Opfer der Ränke und des Verraths Caroſinens geworden, welche die Eiferſucht des Lords reizte und den ſchwerſten Verdachtsgrund gegen Auguſta ihm an die Hand gab; durch den Raub des Tagebuchs wurde der Lord in ſeinem Verdacht beſtärkt, ja dieſer in ihm zur völligen Ueberzeugung; und die Gerüchte in den Zeitungen vollendeten dann nur noch das Unglück. Auguſta iſt das Opfer Caroſinens. Iſt aber dieſe etwa das Opfer der Geſellſchaft? Nun ja, in gewiſſem Sinn, ſofern ihre vernachläſſigte, ja verderbliche Erziehung eine Folge des Geſellſchaftslebens ihrer Mutter war, und ſie ihre ſchlechten Grundſätze zum Theil in der Geſellſchaft, aber großentheils auch aus Büchern, namentlich franzöſiſchen, einſog. Ihr erſter Fehltritt aber fällt außerhalb der in jenem Titel hauptſächlich gemeinten engliſchen Geſellſchaft; und dieſer Fehltritt iſt es hauptſächlich, der ihre ganze Moral untergräbt. Sie tritt als eine vollendete Meiſterin der Bosheit und der Ränke in die engliſche Geſellſchaft ein, und iſt in Wahrheit nur das Opfer einer ſchlechten Erziehung.

Was die Charaktere betrifft, ſo geſtehen wir, von dieſen nicht ganz befriedigt worden zu ſeyn. Die allgemeinen Züge ſind in den einzelnen Charakteren allerdings durchgeführt und bewahrt, aber die Individuen treten nicht beſonders ſcharf und lebendig hervor. Lady Auguſta macht wohl im Allgemeinen den Eindruck eines liebenswürdigen Weſens; aber die fortgeſetzte Freundſchaft mit Caroſinen iſt kaum denkbar, und in der Lady Annandale erkennt man das leichtblütige Mädchen ſchwer wieder, wenn man auch die Summe der nothwendigen Veränderungen in ihrem Weſen ſehr hoch anſchlägt. Um uns den Gemüthszuſtand Auguſtens anſchaulich zu machen, hätte die Verfaſſerin wohl auch einen oder ein paar Briefe von ihr an ihre Eltern geben dürfen, aber ſie mag die Schwierigkeit dieſer Aufgabe geſcheut haben. So erſcheint ſie als ein weiches, ſanftes, liebevolles Weſen, deſſen unſchuldiges Leiden, deſſen ergebungsvoller Tod rührt, aber von dem ſich kein deutlicheres Bild, durch concretere Züge veranſchaulicht, aufdrängt. Lord Nottingham, ihr Geliebter, erſcheint faſt ganz farblos; er iſt ein trefflicher Mann, von dem man aber gar nichts Beſtimmteres erfährt, und dem man, nach ſeiner Bekanntſchaft mit Annandale und deſſen Kreiſen, nicht einmal ſehr viel Gutes zutraut. In Annandale dünkt uns der gutherzige, aber leichtſinnige, oberflächliche, eitle Mann glücklicher geſchildert, da es zum Charakter eines ſolchen gehört: keinen tiefern Charakter zu haben. Mit der Charakteriſirung der übrigen, minder wichtigen, Perſonen, des Lords und der Lady Vernon und Delaward kann man zufrieden ſeyn; noch aber bleibt uns Miß Caroline Montreſſor übrig, welche in der That zwar nicht die Heldin, aber die Hauptperſon des Buchs iſt. Wir glauben, daß bei ihr eintrifft, was wir als eine Klippe der Briefform von Romanen bezeichneten, daß die ſchlimmen Charaktere, indem ſie ſich ſelbſt, ihre Geſinnungen und Motive ausſprechen und ſchildern, noch ſchlimmer und diaboliſcher ſich darſtellen, als ſie eigentlich ſind oder ſeyn ſollen. So trägt Caroline von vorn herein ihre

ſchlechten Grundſätze, ihre ſittliche Verkehrtheit ſo ſehr zur Schau, daß man nicht begreift, wie die reine Auguſta mit einer ſolchen Perſon Verkehr haben kann; und in den ſpäteren Briefen, während ſie Auguſten die Schlingen bereitet, erſcheint ſie doch ſchon um ein gut Theil beſſer als von Anfang, namentlich minder frech. Und endlich iſt ihre Reue und Verzweiflung, beſonders als Lady Annandale, von der Art, wie ſie ſchwerlich bei einem durch und durch verdorbenen Gemüth und Charakter möglich iſt, in welchem Licht ſie doch unſtreitig von vorn herein erſcheint. Hauptſächlich aber haben wir bei dieſem Charakter die Conſequenz vermißt in einer Art von Abhandlung, welche ſie einem Brief an Delphine Villeroi beilegt, und worin, wie uns ſcheint, häufig die Verfaſſerin in eigner Perſon ſpricht, ſtatt Miß Montreſſor, ihrem Charakter gemäß, ſich ausſprechen zu laſſen. Wir laſſen aus dieſem Aufſatz, der das Thema der ganzen Erzählung gewiſſermaßen in ſich ſchließt, einige Stellen folgen. Er iſt betitelt:

Die Londoner faſhionable Geſellſchaft.

Unter die zahlreichen Eigenthümlichkeiten der Engländer gehört eine ausnehmende Empfindlichkeit gegen jede Kritik ihrer Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche, und eine unvertilgliche Erbitterung gegen die Individuen, welche ſo keck ſind, dergleichen zu wagen. Wenn ein Ausländer, der nicht très répandu dans la société hier iſt, ſeine Anſichten über das Land niederſchreibt, ſo wird er verſchrien als ein Ignorant voll Anmaßung, deſſen Meinungen keine Beachtung verdienen; iſt er aber wirklich très répandu geweſen, ſo werden alle Schalen des Zorns auf ſein unglückliches Haupt geleert. Schildern, was er geſehen hat, wird ihm als eine höchſt indelicate Verletzung der Schicklichkeit und der Gaſtespflicht angerechnet. Sagen, daß die ſchwerfällige Pracht ariſtokratiſcher Diners den Gäſten manchmal einen Zwang auferlegt, gilt bei einem Mann, der mit den Lords A B und C geſpeiſt hat, für eine ungeziemende Verletzung der bienséances; und bemerken, daß Soireen von 3—4—500 Perſonen in verhältnißmäßig kleinen Sälen nicht angenehm ſind, heißt allen Convenancen Hohn geſprochen. Wenn Perſönlichkeiten aufgeführt werden, was, wie ich zugebe, immer tadelnswerth ſeyn mag, ſo iſt alle Welt in Waffen. Die Gelobten glauben nicht hinlänglich gelobt zu ſeyn; die nicht Genannten ſehen ſich als beleidigt an, und die, wenn auch noch ſo leiſe Getadelten ſind wüthend. Daher darf man ſich nicht wundern, daß die bisher erſchienenen Bücher über die engliſchen Sitten mangelhaft waren. Die einer treffenden Schilderung unausbleiblich harrende Strafe wird wahrſcheinlich immer von dem Verſuch abſchrecken.

Die Engländer ſind ſo ausnehmend egoiſtiſch, daß ſie alle Fremden als Aufdringlinge in ihrer Geſellſchaft anſehen. Perſonen, die nicht auf dem Laufenden der Gegenſtände des Tages ſind, die nichts von den Freundſchaften und Feindſchaften all der Cliquen untereinander, von den brouilleries, den ſcandalöſen und lächerlichen Geſchichten der Individuen wiſſen, aus denen ſie beſtehen; die die Anſpielungen und demi-mots ihrer Umgebungen nicht verſtehen, können von einem ächten Faſhionable des excluſiven Kreiſes nicht anders denn als abgeſchmackt und langweilig betrachtet werden.

Zwar bisweilen dehnen dieſe Kreiſe ihre Gunſt auf Fremde aus, welche kommen in der unbeſtreitbaren Geſtalt eines Fürſten, eines renommirten Diplomaten oder eines Literaten von anerkanntem Ruf. Dieſe werden aufgenommen als Löwen in der großen Menagerie der Faſhion; ſie werden geaßt und angeſtarrt, und dienen, die täglich in der Morgenpoſt veröffentlichte Liſte von fremden Gäſten zu verlängern. Bleiben ſie nur kurz in London, ſo reiſen ſie mit dem Glauben ab, daß ſeine feingeſitteten Einwohner das gaſtlichſte Volk auf der Welt ſeyen, und daß ſeine Cirkel ein beſtändiges glänzendes Feſt darbieten. Aber ſie laſſen ſich nicht träumen, daß ihr Ruf und nicht ihr Verdienſt ihnen ſolche ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit zuwendete. Werden ſie im Geſpräch auf die Gegenſtände geführt, in welchen ſie ſich Auszeichnung erworben haben? Verräth irgend Jemand das geringſte Intereſſe hinſichtlich ihrer perſönlichen Neigungen und Studien, oder der Eindrücke, welche die ihnen neuen Scenen auf ſie gemacht haben? Nein! Wenn ihre Namen in allen Zeitungen ſind ausposaunt worden, daß ſie ſo oft als es der Brauch iſt bei L— und D— und S— dinirt, ſoupirt, dejeunirt haben, und ihre Geſichter hinlänglich geſehen worden ſind in dem buntſcheckigen Gewühle, das man die faſhionable Welt nennt, dann werden die Leute, die zuerſt, vermöge der durch das Programm von ihren Anſprüchen auf Auszeichnung erweckten Neugier ſie angeſtiert haben, allgemach gewohnt „des ſonderbar ausſehenden Mannes mit der braunen Perücke und dem Stern" oder des „ſchlechtangezogenen Mannes mit der Ordensdecoration im Knopfloch," oder, „des Mannes mit der Brille und dem Kahlkopf, der ſo dumm ausſieht," und denken nicht mehr an ſie. Wenn aber ein Curtius der Geſellſchaft ſich großmüthig einmal eine halbe Stunde lang aufopfert, indem er ſich in die Kluft der Unterhaltung mit einem der erotiſchen Ehrenmänner ſtürzt, ſo macht er ſich ein boshaftes Vergnügen daraus, ſie zu myſtificiren; er nickt dem Ausſprechen ihrer irrigen Anſichten Zuſtimmung, und gibt durch ein wohlanſtändiges Achſelzucken oder ablehnendes Schütteln des Kopfes ſeine Nichtübereinſtimmung zu erkennen mit ſolchen, welche ſie mit größerem Rechte angenommen haben, die aber zufällig nicht mit ſeinen Vorurtheilen oder mit ſeiner Freude am Unglück zuſammentreffen.

Der aufgeklärte Fremde entdeckt jetzt, daß der Redner, deſſen Beredſamkeit im Ausland Bewunderung erregt, zu Haus wenig geachtet iſt, weil er durch das falſche Prisma entgegengeſetzter Politik betrachtet wird, daß der Autor, deſſen Werke in andern Ländern ebenſo enthuſiaſtiſch geprieſen als allgemein geleſen werden, in ſeinem Vaterland unterſchätzt wird, weil er krauſes Haar hat, oder weil er ſich zu viel oder zu wenig nach der Faſhion kleidet (beide Verbrechen geben genügenden Grund, ihn zu verſchreien), oder gelbe Handſchuhe trägt. Kurz die Reputationen, die auf dem Continent geſtempelt ſind mit dem Beifall aller Männer von Genius, welche Frankreich, Deutſchland

und Italien aufzuweisen hat, werden gering geschätzt in dem Land, das ihre Inhaber erzeugte; und die Wahrheit des alten Sprüchworts, daß kein Prophet in seinem Vaterland etwas gelte, bestätigt sich nirgends so vollkommen und so oft, wie in England. — —

Eine Londoner Saison gleicht den römischen Saturnalien, während welcher, obgleich angeblich vollkommene Freiheit gestattet ist, man doch die Ketten der Sklaven unter dem Tanzen klirren hörte. Hier sind alle Sklaven, ja, wirkliche Sklaven, und zwar Sklaven des tyrannischsten unter allen Despoten — des Tons. Scheint es nicht absurd, daß die Mode, die ihr in Frankreich beherrscht und als einen Zuwachs zu den Vergnügungen betrachtet, bei uns Engländern zu einer Despotin erhoben wird, die, wie alle Despoten, an ihren Unterthanen die Schwäche rächt, die zu ihrer Erhebung führte, indem sie sie aller Willenskraft, oder wenigstens alles Gebrauchs derselben beraubt. Endlos sind die Opfer, die dieser Juggernaut fordert und die Bußen, die er auferlegt; aber bei ihrer Unterwerfung unter die Gebote dieses Götzen werden seine Vasallen in der Pflicht und Ordnung gehalten durch den allseitigen Wetteifer in schmachvoller Unterthänigkeit. So selten sind in der That die vorkommenden Beispiele von Widerspänstigkeit, daß diese zweifüßigen Möpse selten an die Möglichkeit der Auflehnung erinnert werden.

Nichts kann unbestimmbarer seyn als dieß imaginäre Gut, und doch gibt es nichts Tyrannischeres, als die Gesetze und Opfer, die es auferlegt. Es schreibt gewisse Stadttheile zum Wohnsitz für seine Anhänger vor; gewisse Personen, deren Bekanntschaft, koste es was es wolle, gepflegt werden muß, und gewisse andere, die eben so ängstlich zu meiden sind; gewisse Equipagen, in welchen die élégants zu erscheinen haben, und gewisse Orte, wo man sich mit diesen Equipagen zeigt; gewisse Gewerbsleute, an die man sich halten muß; einen gewissen Styl des Aufwandes und der Pracht bei Mahlzeiten, den man annehmen muß, und gewisse Gäste, deren Anwesenheit als unerläßlich gilt. Da nun die Befolgung aller dieser Gesetze Kosten erfordert, die nicht selten die Mittel der Jünger des Tons weit übersteigen, so darf man sich nicht wundern, daß sie oft in Verlegenheiten gerathen, welche mit Ruin oder mit Verbrechen und deren schlimmsten Folgen endigen. Sobald sie den angenommenen Schein nicht mehr behaupten können, werden sie mit Schmach aus dem Kreise vertrieben, in welchen Eintritt zu gewinnen sie Vermögen und Ruf geopfert.

Um diesen mehr als morgenländischen Tyrannen sich günstig zu machen, knüpfen seine Unterthanen neue Freundschaften mit Personen, die sie nicht achten können, und brechen alte mit, ihnen lieben, Personen ab. Selbst die Bande des Bluts werden auf seinen Wink verletzt, denn welcher Sohn, welche Tochter könnten ihre Zärtlichkeit gegen die Urheber ihres Daseyns bethätigen, wenn sie Gefahr liefen, dafür aus dem Kreis der Fashion ausgeschlossen zu werden? Der tadelswürdigste und offenkundigste schlechte Wandel wird geduldet, wenn die betreffende Person à la mode ist; die unangenehmsten Personen werden fetirt, und die Geistlosesten sind gesucht, wenn einmal das Siegel der Fashion auf ihren Paß gedrückt ist.

Die Fashion regiert allmächtig in London. Ihr Stempel verleiht dem schlechtesten Metall Curs. Männer von schlechtem Ruf, und Frauen, die gar keinen mehr haben, werden durch die Macht der Fashion in der Gesellschaft, welche sie beherrscht, in der Höhe gehalten; und Personen von hoher Geburt und Stellung, mit unbeflecktem Namen, können zurückgewiesen werden, wenn diese chamäleonsartige Gottheit sie kalt ansieht. Die Günstlinge der Fashion sind in der That ein buntscheckiger Haufen. Schönheit, Tugend, Geist oder Gutherzigkeit findet man selten darunter, aber dafür ist ein Ueberfluß an Lasterhaften, Abgeschmackten, Frivolen und Unverschämten. Lady So und So wird in den Clubs und Coterien genannt als eine Dame, die ihren Bewunderern, jedem einzeln, ebensoviel Grund zur Klage gebe, als ihrem Gemahl. Ihre Bekannten im Allgemeinen und ihre besondern Freunde suchen die Gerechtigkeit der Anklage nicht zu läugnen; aber Lady So und So ist eine fashionable Dame und wird demgemäß überall empfangen. Lord So und So oder Mr. So und So sollen viele Männer und noch mehr Frauen ruinirt haben; man hat sie im Verdacht der Gewandtheit im Spiel und großer Geschicklichkeit in der Berechnung, die den geschicktesten Taschenspielern Ehre machen würde; aber es sind Männer von Fashion, und als solche haben sie überall Zutritt, wo der Fashion gehuldigt wird.

Selbst auf leblose Gegenstände erstreckt sich der tückische und allmächtige Einfluß dieses moralischen Upasbaums. Zeit und Ort werden von ihr gleicherweise beherrscht; und selbst die Orte für Fahrten und Spaziergänge haben nicht nur ihre locale und wirkliche, sondern auch ihre periodisch wechselnde Fashion. Sonntag für Sonntag (aber nur an diesem magischen Tag!) sieht man Schaaren unseres Geschlechts in den zoologischen Gärten sich drängen, um zugleich ihre schönen Kleider und Liebeleien und die Proben ihrer Neigung für das Studium der Naturgeschichte zur Schau zu tragen in dem sie begleitenden Zug zweifüßiger Geschöpfe, die, obgleich viel lächerlicher, doch unendlich weniger unterhaltend sind, als die in den Käfigen rings umher. Fragt man sie, warum sie Sabbath für Sabbath diesen Platz besuchen, da sie doch längst schon ihre naiven Bemerkungen über die Paviane erschöpft haben, so antworteten sie: „Es kommt Jedermann hin — es ist da ein solches Menschengewühl," und weil an diesem Tage allein der Pöbel — ihr Synonymon für Volk — nicht herein dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Junius 1839.

Leila und Medschnun.

Unter diesem Titel ist zu Ende des verflossenen Jahres zu Konstantinopel eine kleine Broschüre von 87 Octavseiten erschienen, welche die arabische Liebesgeschichte Leila's und Medschnun's in Prosa erzählt, also die erste durch die Presse Konstantinopels zu Tage geförderte Novelle. Das Werk eines ungenannten, und wie es scheint, lebenden türkischen Literators, welcher, statt wie die persischen Dichter Nisami, Dschami, Chosru, Hatifi und Kasim, *) wie die türkischen Hamdi, Sinanutschaker, Ghubari, Fusuli, Dschelili, Ssalih, Fikri und Kassade, **) diesen ersten aller arabischen, romantischen Stoffe als romantisches Gedicht in gebundener Rede zu behandeln, es vorgezogen, denselben in eine Erzählung ungebundener Rede zu verwandeln. In den Geschichten persischer und arabischer Dichtkunst sind die Lieblingsstoffe des romantischen Gedichtes der Perser und Türken aufgezählt worden, aber es besteht noch keine Geschichte der arabischen Dichtkunst, und auch sonst hat sich noch kein Orientalist die Mühe gegeben, die berühmtesten Paare, deren Liebe die Geschichte und Gedichte der Araber durchtönt, aus der großen poetischen und historischen Blüthenlese Aghani oder aus Ibn Koteibe's Buche der Poesie und Poeten auch nur dem Namen nach zusammenzustellen. Die neun berühmtesten derselben sind: Antara und Abla, Amrolkais und Oneise, Koseir und Aasa, Dschemil und Bosceine, Orwe und Afra, Morkisch der Große und Esma, Morkisch der Kleine und Fatime, Ember und Tese, Medschnun und Leila; sie sind alle Dichter, die beiden ersten sogar die größten unter den Verfassern der sieben an der Kaaba aufgehangenen Gedichte, und Medschnun wie Ibn Koteibe sagt einer der dichterischsten Menschen. ***) Von allen diesen Liebesgeschichten ist die Leila's und Medschnuns die jüngste, indem Medschnun nach dem Zeugnisse Dschuweini's, des Verfassers des Nigaristan, d. i. des historischen Gemäldesaales und Saadi's zur Zeit der Chalifen aus dem Hause Omeije oder Abbas gelebt. *) Dessenungeachtet ist sie die berühmteste von allen, nicht nur weil Medschnun, wie sein Name sagt, vorzugsweise der Liebesrasende, sondern auch weil die Liebe Medschnun und Leila's vorzugsweise von den arabischen Mystikern, so wie die Jusufs und Leila's von den türkischen als Allegorie der mystischen göttlichen Liebe ausgekehrt werden ist. Bisher ist Leila's und Medschnuns Liebesgeschichte durch zwei Bearbeitungen, eine englische und französische, in Europa bekannt geworden, die erste Israelis, welche im Beginne dieses Jahrhunderts zu Leipzig verdeutscht erschienen, **) die zweite die Uebersetzung Chezys von Dschamis Medschnun und Leila. ***) Die englische Bearbeitung ist augenscheinlich keine Uebersetzung aus dem orientalischen Texte, sondern eine höchst willkürliche und durch die darin vorkommenden Anachronismen und Anatopismen zum Theil höchst lächerliche englische Verfälschung des aus Herbelot und Chardin bekannten Stoffes der alten arabischen Liebessage; so heißt es gleich Eingangs: „der berühmte Name des Efendi Lebid, eines persischen Gelehrten, kam zu den Ohren des arabischen Fürsten;" hier wird Lebid der große arabische Dichter, Verfassers eines der sieben an der Kaaba aufgehangenen Gedichte, zu einem Perser gemacht und demselben das türkische Efendi vorgesetzt, gleich darauf die ganz aus türkischen Reisebeschreibungen genommene Beschreibung eines türkischen Köschke's, „dessen Säulen mit Sittensprüchen aus dem Koran geziert!" und endlich gar eine Beschreibung Kaschmirs in Versen mit einer persischen Novelle, worin der turkische Dichter

*) Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 86, 110, 241, 558.

**) Geschichte der osmanischen Dichtkunst I. 155. II. 280, 294 387, 398. III. 178. IV. 70.

***) Wo huwe min eschaasin-nasi.

*) Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 241.

**) Medjnun und Leila oder der arabische Petrach und Laura, nach dem Englischen des J. D. Israeli. Leipzig, 1802.

***) Medjnoun et Leila, poème traduit du Persan de Djamy par A. L. Chezy. Paris 1805, verdeutscht von Hartmann.

Miſri nach Schiras verſetzt wird, und hierauf eine perſiſche(!) Ode auf den Frühling. Der türkiſche Efendi ſpielt durch die ganze Novelle durch, welche die arabiſche(!) Medſchnun und Leila's ſeyn ſoll. Gewiſſenhaft hingegen hat Chezy die Dſchami's überſetzt, und dieſe Ueberſetzung iſt mit den aus Niſami's Leila und Medſchnun in der Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens gegebenen Auszügen das einzige wahrhaft Morgenländiſche, was bisher in Europa über dieſe berühmteſte arabiſcher Liebesgeſchichten verlautet hat. Die zu Konſtantinopel im Druck erſchienene iſt keineswegs die proſaiſche Umarbeitung des romantiſchen Gedichtes Dſchami's, ſondern entweder die eines anderen der zahlreichen romantiſchen Gedichte, welche dieſen Stoff behandelt haben mit Beibehaltung einiger der Verſe des türkiſchen Gedichtes, welche hier an einigen Stellen der Proſa eingemiſcht erſcheinen, oder dieſe Verſe ſind das eigene Erzeugniß des türkiſchen proſaiſchen Epitomaters. Daß dieſe türkiſche proſaiſche Erzählung keine Ueberſetzung von Dſchami's Leila und Medſchnun ſey, erhellt gleich Eingangs aus dem verſchiedenen Gange der Erzählung; bei Dſchami verliebt ſich Kais, welcher erſt ſpäter, als ihn ſeine Leidenſchaft raſend machte, den Beinamen Medſchnun, d. i. des Raſenden, erhielt, in die Coquette Kerime, und macht erſt ſpäter, nachdem er dieſe aufgegeben, die Bekanntſchaft Leila's; in der vorliegenden proſaiſchen Erzählung geht Kais mit Leila ſchon in die Schule, ſie beginnen ſchon als Kinder das Vorſpiel des Romans, den ſie als Jüngling und Jungfrau zum Ziele führen. Uebrigens iſt der verſchiedene Gang der Behandlung desſelben Stoffes von verſchiedenen perſiſchen und türkiſchen Dichtern doch höchſt unbedeutend und beſteht gewöhnlich nur in einer Verſetzung der unabänderlichen Hauptmomente der Liebe Leila's und der Raſerei Medſchnuns, wie die Scenen mit der Gaſelle, um deren Freilaſſung Medſchnun den Jäger anfleht, weil ihre Augen der Leila's, die mit der Cypreſſe, die Medſchnun vom Holzhacker erbittet, weil ihr Wuchs der Leila's, die des Briefwechſels, die des ſchäbigen Hundes aus dem Gaue Leila's, die der Vögel, die in den ſtruppigen Haaren Medſchnuns niſten, und der wilden Thiere, die mit ihm in der Wüſte als mit ihres Gleichen vertraulich umgehen u. ſ. w. Lauter ſtehende Artikel der Liebesgeſchichte Leila's und Medſchnuns, von denen einige von perſiſchen romantiſchen Dichtern auf Ferhad den unglücklichen Geliebten Schirins im Steingeklüfte des Berges Biſutun übertragen worden ſind. Nach der vorliegenden proſaiſchen Erzählung verliebt ſich alſo Kais, der Sohn Aamirs, ſchon in ſeinem zarteſten Alter in Leila, die Tochter des Fürſten des benachbarten Stammes Nedſchd, deren Vater aber, ſolcher Verbindung nicht günſtig, ſie nicht weiter in die Schule ſchickte. Da ſchrieb Kais ſchon als Knabe ſtatt ſeines Penſums an Leila das folgende Ghaſel: (S. 6.)

Da von dem Himmel ward geſandt der Pfeil der Trennung,
Bin' ich im Tode nur das wahre Heil der Trennung.
Ich bin des Grames Sohn, den Amme Welt genähret
Von Kiadesbeinen an nur mit der Milch der Trennung;
Das Feld des jüngſten Tags ſteck morgen ich in Brand,
Werd' ich nicht heut befreit von dieſem Schmerz der Trennung
Zwei Ding' ſind Liebendem ein Capital des Grames,
Das eine Sehnſuchtsbrand, das andre Gluth der Trennung,
Als Finger führt der Kiel das Tintenfaß zum Munde
Aus Staunen, daß ich ſchreib' der Freundin von der Trennung;
Aus Mitleid ſpaltete die Pinie die Bruſt,
Als im Gebirg' Medſchnun ausſchrie den Schmerz der Trennung.

Von nun an blieb ihm der Name Medſchnun, d. i. des Raſenden, weil er als ſolcher die Wüſte durchirrte und ſeinen Schmerz aushauchte, von ferne das Zelt Leila's umkreiſend, den Wind und die Tauben in Verſen anſprechend, und ſie um das Glück beneidend, daß ihnen der Eingang in Leila's Zelt unverwehrt. Nachdem der Vater Leila's die Werbung um die Hand ſeiner Tochter abgeſchlagen, wuchs die Raſerei Medſchnuns, und vergebens führte ſein Vater ihn nach der Kaaba, in der Hoffnung, im Umkreiſe des heiligen Hauſes deſſen Leidenſchaft zu beruhigen; indeſſen ſchmachtete auch Leila einſam in Liebe zu Medſchnun, ſo unglücklicher, als ihre Stammgenoſſen ihren Geliebten zu tödten ſich verſchworen hatten, und ihr Vater die Hand des in ſie verliebten Ibn Selam, d. i. der Sohn des Grußes aus dem Stamme der Beni Eſed, d. i. der Löwenſöhne, ihr aufzwingen wollte. Meſchnun fand einen Gönner in Newfel, *) einem mächtigen arabiſchen Stammfürſten, der, auf der Jagd Medſchnuns Geſtöhne durch die Wüſte hörend, ſich ſeiner erbarmte, und von den Liebesklagen, die Medſchnun in Verſen aushauchte, tief gerührt ward. Newfel ließ ihn waſchen, kleiden und behielt ihn bei ſich im Garten, um ihn zur Vernunft zu bringen. Newfel mit ſeinem Begehren um die Hand Leila's für Medſchnun von ihrem Stamme auch zurückgewieſen, überzog denſelben mit Krieg; es kam zu einem Treffen; während desſelben frohlockte und jubelte Medſchnun, ſo oft einer von Newfels Leuten fiel (die doch ſeine Freunde), und rang die Hände aus Verzweiflung, wenn einer von Leila's Stammgenoſſen (die doch ſeine Feinde) getödtet ward, ſo ſehr hatte ſeine raſende Liebe ihm das richtige Urtheil der Dinge und Verhältniſſe verrückt, daß er um Sieg für Leila's Stamm betete, aller Anhänglichkeit für den eigenen aus Liebe zu ihr vergeſſend und ſein Wohl der Waffenehre ihres Stammes opfernd. Newfel ſiegte und gewährte den Frieden nur gegen das vom Vater Leila's erzwungene Verſprechen, der Hand ſeiner Tochter für Medſchnun; aber nun erwachte in Leila das Ehrgefühl der Beduinin, welches ihr verbot, als Trophäe des Siegers auf Koſten der Waffenehre ihres Stammes ihrem Geliebten übergeben zu werden. Medſchnun rannte alſo abermals in die Wüſte, den Schauplatz der erwähnten Scenen mit dem Jäger und dem Holzhauer, ſeiner Anrede an den Raben, als den Vogel der Trauer und Trennung und an einen Gefangenen, dem er die Ketten löſte. Leila wird wider ihren Willen dem Ibn Selam vermählt, gewährt ihm aber nicht die geringſte Freiheit, ſo daß er zuletzt überdrüſſig ihrer

*) Nicht Naufil, wie die Orientaliſten dieſen Namen bisher geſchrieben, der Kamus gibt die Bezeichnung der Vocale.

Sprödigkeit ſie ihre Wege gehen läßt. Der Vater Medſchnuns zieht in die Wüſte, und ſucht ſeinen Sohn durch Vorſtellungen zur Rückkehr aus derſelben zu bereden, aber vergebens, und als der Vater bald hierauf aus Gram ſtirbt, wird Medſchnuns Raſerei durch die Vorwürfe, die er ſich darüber macht, nur noch verſtärkt; er hat nun keinen anderen Umgang mehr als die Vögel, die in ſeinem ſtruppigen Haare niſten, und die wilden Thiere, die ſich um ihn vertraulich ſammeln. Ein Maler kömmt mit dem Portrait Leila's, womit er ihrem Geliebten große Freuden zu machen hofft, Medſchnun zerreißt es erzürnt in Stücken, weil er, ſagt er, ſeine Geliebte, die mit ihm nur Eins, unmöglich außerhalb ſeiner ſehen könne. In dieſer Aeußerung iſt der eigentliche Stützpunkt des myſtiſchen Hebels, durch welchen die ganze Liebesgeſchichte zum Typus göttlicher Liebe wird. Sehr ſchön ſprechen dieß die auf dieſe Begebenheit ſich beziehenden folgenden Verſe aus, welche ſich in dem großen vor vier Jahren zu Kairo gedruckten Maarifetname, d. i. Buch der Erkenntniß (ein Foliant von 563 Seiten, S. 444), befinden.

Der Eine ſagt, wie geht's dir denn Medſchnun?
Da du von Leila biſt getrennet nun?
Was, ſagt er, ſprichſt du für unſinnig Wort,
Wie wäre Leila jemals von mir fort,
Da ich im Herzen ſo mit ihr vereint,
Daß ich als ſie und ſie als ich erſcheint.

Medſchnun fuhr fort, in der Wüſte mit den Thieren und Winden zu koſen; als eines Morgens nach einem ſchönen Traume der Oſtwind von der Seite der Wohnung Leila's herwehte, redete er ihn an (S. 60):

Du kommſt ſo ſchnell von meinem Liebchen, Oſt,
Haſt du von ihr für mich wohl eine Poſt?

Dem Reiter, der ihm entgegenkömmt, gibt er einen Brief an Leila und ſie antwortet ihm aufs zärtlichſte. Selim, der mütterliche Oheim Medſchnun's beſucht ihn und dient dann Leilen, die es vor Sehnſucht nicht länger aushalten kann, von ihrem Geliebten getrennt zu ſeyn, als Wegweiſer zu ihm in die Wüſte. Medſchnun verliert bei ihrem Anblicke nun vollends den Verſtand, und improviſirt:

Von jeher opferten den Kopf der Freundin auf,
Die wahrhaft liebten.
Wird der, ſo wahrhaft liebt, verweigeren die Seele,
Ihr der Geliebten!

Durch den Tod Ibn Selams ward Leila frei, und nichts ſtand nun ihrer Vermählung mit dem Geliebten entgegen; Medſchnun naht ſich ihr ganz wie der Minneſänger Ulrich von Liechtenſtein ſeiner hohen Herrin unter der Verkleidung eines ausſätzigen Bettlers, um wie andere Bettler, von ihr mit Speiſe betheilt zu werden; als ſie, ſtatt ihm Pilaw zu geben, ſeinen irdenen Napf zerſchlug, tanzte er vor Freuden, und ſeine Raſerei ging nun von dem Wahnſinne des Schmerzes in den der Freude über; er fand ſich darin und dem Genuſſe ſeines Ideals ſo glücklich, daß er vom ſinnlichen nichts wiſſen und hören wollte, und in die Wüſte in die Geſellſchaft der wilden Thiere zurückkehrte, wo er bald auch der Sprache verluſtig, die Augen nur nach der Sonne, die ihm Leila's Geſicht und nach den Sternen, die ihm Leila's Augen, gekehrt mit dem Schrei: Leila! den Geiſt aufgab.

Ob wohl Ulrich von Liechtenſtein oder ſeine hohe Herrin von dieſer alten arabiſchen Liebesſage und dem Wiederſehen der Geliebten unter der Verlarvung eines ausſätzigen Bettlers (dem zur Speiſevertheilung verſammelten Haufen derſelben eingemiſcht) durch die aus den Kreuzzügen zurückkehrenden Ritter nicht Kunde gehabt haben mag?

Hammer-Burgſtall.

Die Opfer der Geſellſchaft.

(Fortſetzung.)

Ueberall geſehen zu werden, an den Orten wenigſtens, wo die Leute von Faſhion ſich zuſammenfinden, ſcheint für den Engländer etwas Unerläßliches, und dem Anſchein nach iſt es ebenſo weſentlich, den ennui, den man empfindet, auszuſprechen. Nacht für Nacht hört man ſie ſich über die Hitze, das Gedränge und die Langeweile beklagen; aber die Menſchen, welche dieſe Klagen ausſtoßen, wären doch au désespoir, wenn ſie nicht an den Qualorten gegenwärtig wären. Nicht als ob ſie den ennui, worüber ſie klagen, nicht wirklich empfänden; aber ſie fürchten, ihr Wegbleiben würde als Folge einer nicht an ſie ergangenen Einladung betrachtet werden — ein Unglück, das der Ausſtoßung aus der Kaſte gleich käme.

Uebrigens brauchen ſie ſich keine Mühe zu geben, um bei ihren Beluſtigungen, die nach ihrem eigenen Geſtändniß nur ennui geben, ſelbſt auch ennuyant zu erſcheinen; denn dieſe Eigenſchaft ſcheint ihrer Natur angeboren. Dennoch ſind ſie eitel auf die vermeintliche Superiorität, welche, wie ſie glauben, in ihrem Zurſchautragen eines ekeln und verwöhnten Geſchmacks liegen ſoll, indem ſie jenen krankhaften Zuſtand geiſtiger Leerheit, welcher die Folge unmäßiger Ueppigkeit und des Müßiggangs iſt, für Verfeinerung halten. Die engliſchen Faſhionables ſind die einzigen Leute, welche unbedenklich ihre geiſtigen Krankheiten zur Schau ſtellen, obgleich ſie ihre leiblichen Gebrechen ſorgfältig verhehlen. Feine Ladies und Gentlemen geſtehen ohne Verlegenheit, daß ſie „bis zum Tod gelangweilt ſind."

Die excluſiven Kreiſe ſind im Krieg mit Genius und Talent, obgleich die Eitelkeit ſie oft verleitet, zu ihren langweiligen Routs und ſtattlichen Dinners Leute einzuladen, welche dafür gelten, eines jener Prädicate in ausgezeichnetem Grad zu beſitzen. Sie denken, es nehme ſich gut aus, unter den ariſtokratiſchen Namen, welche täglich in den Zeitungen aufgezählt werden als

ſolche, die an ihrer prahleriſchen Gaſtlichkeit Theil gehabt, diejenigen genannt zu ſehen, welche die Ariſtokratie des Genius bilden; denn ſie halten ſich für moderne Mäcenaſſe, welche Poeten und Philoſophen beſchützen, wenn ſie in Verbindung mit Namen genannt werden, deren Glanz ſie auf ſich fallen laſſen möchten. — —

Ein guter Koch iſt das unfehlbare und weſentlichſte Mittel zur Gewinnung einer Popularität in London; und wer wöchentlich einmal ein Dutzend Gäſte zu Richtern über die Talente ſeines chef de cuisine macht, der darf zuverſichtlich darauf rechnen, für eine Perſon von Wichtigkeit zu gelten. Der Magen iſt dem Herzen ſo nahe, daß, wer jenem ſchmeichelt, gewiß ſeyn darf, auf letzteres einen günſtigen Eindruck zu machen; daher iſt, wer gute Dinners gibt, immer populär. Mag es auch ein Mann ſeyn, der im Verdacht ſteht, manche ſchlimme Thaten gethan zu haben, oder auch ſolcher überwieſen ſeyn: wenn er nur einer gewiſſen Clique von Gourmands den Mund mit fillets de volaille aux truffes ſtopft, ſo kann er jedem Tadel trotzen. Ein moderner Lucullus, deſſen Ruf weniger gut war als ſeine Dinners, wäre einmal beinahe von ſeinen Freunden aufgegeben worden, weil er ſich weigerte, die unmäßigen Forderungen ſeines Kochs zu bewilligen, welcher das Doppelte des gewöhnlichen Lohns verlangte; und erſt nachdem er den factiſchen Beweis geführt hatte, daß der Nachfolger ein völlig eben ſo großer artiſte war, knüpften ſie wieder das Band der Freundſchaft an.

Man glaubt oft auf dem Continent, England ſey das Land par excellence, wo weibliche Sittſamkeit die unerläßlichſte Eigenſchaft ſey, um ſich eine gute Aufnahme zu ſichern, und der Mangel derſelben bilde eine Schranke, welche weder Rang, noch Genius, noch Reichthum der Beſitzerin zu überſteigen möglich mache; aber die tägliche Erfahrung zeigt, daß es gerade das Land iſt, wo der Mangel jener Eigenſchaft am wenigſten ſtreng geſtraft wird.

Nichts iſt gewöhnlicher, als bei einem Morgenbeſuch über verſchiedene Damen die für die weibliche Ehre nachtheiligſten Gerüchte zu hören, und am Abend dieſe Perſonen in der faſhionabelſten Geſellſchaft zu treffen, wo ſie ganz ſo aufgenommen werden, als ob keine dergleichen Gerüchte exiſtirten. Freilich beſchränken ſich, glaube ich, ſolche Fälle ganz auf den excluſiven oder ultrafaſhionabeln Cirkel; denn es wird allgemein zugegeben, daß unter der engliſchen Ariſtokratie ſich manche der glänzendſten Muſter weiblicher Reinheit und Sittſamkeit finden. Aber dieſe miſchen ſich ſelten unter die Clique, die ſich ſelbſt die excluſive nennt und größtentheils aus der verarmten Nobleſſe beſteht, aus Coketten von zweideutigem oder vielmehr nicht zweideutigem Ruf und aus geiſtloſen Perſonen, die nach einer Notorietät ſtreben und ſich einbilden, daß eine ſolche nicht ſchmeichelhafte Auszeichnung eine Celebrität ſey. — —

Die Mittelclaſſe hier iſt, wie ich mir ſagen laſſe, im Beſitz aller Vortheile der Bildung und Verfeinerung, doch ohne die Entſittlichung, die nur allzuhäufig ſie begleitet und befleckt, und dieß iſt wohl dem Einfluß religiöſer Grundſätze zuzuſchreiben, und der Zucht und dem Anſtand, welche die unausbleiblichen Folgen davon ſind; denn die Religion iſt am Ende die beſte Garantie für das Glück und den Beſtand eines Volks. Die Literatur und die Künſte werden von dieſer Claſſe allgemein und mit Erfolg betrieben und gepflegt; und an ihren humaniſirenden Wirkungen kann Niemand zweifeln, wer Zeuge davon geweſen iſt, welchen Reiz ſie über die Monotonie des häuslichen Kreiſes verbreiten. Talente und Fertigkeiten werden von dieſem Theil der Geſellſchaft nicht der Schauſtellung wegen geübt, ſondern als Quellen der Unterhaltung und des Genuſſes. Eine Thorheit jedoch wird ihnen allgemein nachgeſagt: die Anmaßung und das Streben einer höhern Claſſe anzugehören. —

Zu den auffallendſten Zügen der Londoner Geſellſchaft gehört eine ungemeſſene Neigung zum Skandal, welche ihre Anhänger verleitet, jedem Gerücht, ſey es noch ſo übertrieben oder unwahrſcheinlich, Glauben zu ſchenken. Der Skandal herrſcht hier zügellos und ohne gemildert zu werden durch den Geiſt und Witz, der ihn bei Euch in Frankreich ſo pikant macht, daß, wenn man einem on dit plein de malice zuhört, man bei ſich ſelbſt entſchuldigt iſt, wenn man dabei lächelt. Hier iſt kein ſolcher Firniß über die rohen Ausbrüche der Bosheit und des Neides, welche die faſhionable Geſellſchaft ebenſo unangenehm als gefährlich machen. Jedermann ſcheint geneigt, die ſchlimmſten Auslegungen von den Handlungen ſeiner Bekannten zu machen, und nie vergnügter, als wenn er die ihnen zugeſchriebenen Verirrungen mit anhört oder erzählt.

Dieſer eigenthümliche Geſchmack meiner Landsleute am Skandal iſt etwas ſo Bekanntes, daß er zu einem eigentlichen Handelsartikel geworden iſt; Journale ſind gegründet worden, um ihn im Kleinen zu verkaufen; und je ſtechender die Satyre darin, um ſo ausgebreiteter iſt ihr Abſatz. Wer könnte widerſtehen, einen Angriff auf einen theuern Freund oder eine Freundin zu leſen, auf „die gute, arme Lady A — oder Mrs. B—, die in den Sonntagsblättern ſo gräßlich mitgenommen worden!“ Die Männer verſchlingen die Zeitungen in ihren Clubs, und tröſten ſich über die Mißhandlungen, die ſie erfahren, mit denen ihrer Genoſſen; und die Frauen leſen ſie in der Heimlichkeit ihrer Boudoirs oder Ankleidezimmer, und betheuern unter ihren Bekannten, daß ſie das abſcheuliche Blatt mit keinem Auge geſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 Junius 1839.

Graf Xavier de Maistre.

Der genannte Autor iſt ein jüngerer Bruder des berühmten Grafen Joſeph de Maiſtre und hat ſich, obgleich kein geborner Franzoſe — er iſt aus Savoyen gebürtig — einen bedeutenden Namen in der franzöſiſchen Literatur erworben. Sein Name ſchon mochte viel dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit auf ihn zu ziehen, aber ſein wirkliches Verdienſt entſpricht auch vollkommen der Celebrität, die er erlangt hat. Wir wollen, ehe wir einiges Weitere über ſein Leben und ſeine Leiſtungen, nach einem größern kritiſchen Artikel aus einer franzöſiſchen Zeitſchrift, mittheilen, die Ueberſetzung eines ſehr ſchönen und zarten Gedichts, voll Empfindung und Weichheit, folgen laſſen, welches er aus der Veranlaſſung gedichtet hat, daß ihm ein Gefangener erzählt hatte, es ſey einmal ein Schmetterling zu ihm in ſeinen Kerker in Sibirien hineingeflogen.

Der Schmetterling.

Bewohner du der Aetherhöhen,
Du glänzend buntes Kind der Luft,
In dieſe ſchaur'ge Kerkergruft
Wie konnt'ſt den Eingang du erſpähen?
Von dickem Mauerwerk bewacht,
Dringt durch die ſchwarzen Eiſengitter
Nur kaum ein ſchwaches Lichtgezitter
In meiner Zell' einſame Nacht.

Haſt du von der Natur empfangen
Ein Herz, das Freundſchaftstriebe ſpürt?
Kommſt du, vom Mitleid hergeführt
Mit all dem Leid deß, der gefangen?
Ha! du, ein Tröſter meiner Noth,
Verſüßeſt, ſtilleſt meine Schmerzen;
Die Hoffnung weckſt du neu im Herzen,
Die oft ſchon zu erlöſchen droht.

Schmuck der Natur in Farbenſtrahlen!
Komm', mal' mir ihre Schönheit vor!
O ſprich von Freiheit meinem Ohr,
Von Waſſern, Blumen, grünen Thalen!
Vom Waldſtrom, dem die Tanne lauſcht,
Von tiefen See'n, von Schattengängen,
Und von der Bäume Laubgehängen,
Darin des Zephyrs Athem rauſcht.

Flogſt du um friſche Roſenbeete?
Hat Liebende belauſcht dein Blick?
Erzähle mir des Lenzes Glück,
Bring' Botſchaft von der Morgenröthe!
Sag' mir, ob in dem dunkeln Wald
Die Nachtigall in Liebestönen,
Als du vorbeiflogſt, ließ ertönen
Der ſüßen Stimme Allgewalt?

Entlang der Kerkermauern Wildniß
Suchſt fruchtlos Blumen du der Flur;
Es zeigt da der Gefangne nur
Sein Leiden — ein lebendig Bildniß.
Von Lüftchen fern und Sonnenſchein
In dieſen unterirdſchen Stätten,
Wirſt du nur flattern über Ketten,
Und hörſt die Seufzer nur der Pein.

Du leichtbeſchwingtes Kind der Triften!
Geh, laß im Kerker mich allein!
Nur einen Sommer währt dein Seyn;
Laß dir das kurze nicht vergiften!
Flieh! du haſt außer dieſem Bau,
Wo eine Marter wird das Leben,
Kein Band, als deiner Laune Streben,
Zum Kerker nur das Himmelblau.

Vielleicht, wenn gaukelnd du am warmen
Mittag umschwebt der Blumen Schaar,
Begegnet dir ein Kinderpaar
An einer traur'gen Mutter Armen;
Oh! bring' ihr tröstenden Bericht!
Sag' ihr, daß athmet ihr Getreuer,
Daß sie nährt seiner Seele Feuer...
Doch ach! du kannst ja reden nicht!

Entfalte deine prächt'gen Flügel
Meiner unmünd'gen Kinder Blick!
Zeuge von ihrer Spiele Glück,
Umschwebe sie auf grünem Hügel!
Stell' dich, hascht ihre Hand nach dir,
Als wolltest du dich lassen fangen,
Und locke, täuschend ihr Verlangen,
Von Blum' zu Blume sie zu mir!

Die Mutter folgt auf jedem Tritte,
Die trauernd ihrem Spiel schaut zu;
Voran dann munter flattre du
Und lenke hieher ihre Schritte!
Dem Armen, der im Kerker bleicht,
Sind übrig sie als letztes Hoffen;
Vielleicht des Schließers Herz, getroffen
Von ihren Thränen, sich erweicht!

Der treuen Gattin gibt man wieder
Der Gatten zärtlichsten zurück!
Es stürzt der Treue Flehn und Blick
Erpforten, schwere Riegel nieder!
Mein Gott! weh! meine Kette klirrt!
Um meinen Trost bin ich betrogen!
Der Falter, ach! ist fortgeflogen....
Und fern schon in der Luft er irrt!

Ohne Zweifel, sagt jener Aufsatz, hat der Ruf seines berühmten Bruders nicht wenig beigetragen zu der erfreulichen Popularität des Grafen Xavier, welche sich dagegen in solchem Contrast abhebt. Die beredten Paradoxen, die schimmernde Gluth und die prächtigen Bannflüche seines ruhmvollen älteren Bruders haben um diese hohe Gestalt eine Menge von Bewunderern oder Gegnern versammelt, eine Art von leidenschaftlicher Emeute, verherrlichend oder empört, eine Menge spähender und beobachtender Blicke, wovon ganz daneben, ohne es zu wissen, das milde, bescheidne Gestirn Nutzen zog, welches sie labte und erquickte nach den gewaltsam feurigen Strahlen des oft dem Auge wehe thuenden Sternes. Welche Ungleichheit auch statt finden mag zwischen den beiden Lichtern, ihre Erscheinung war so wenig ähnlich, daß das stärkere das schwächere nicht auslöschte, vielmehr nur diente, es recht hervortreten zu lassen. Ein schönes und glückliches Verhängniß! Die literarische Berufung des Grafen Xavier steht ganz und gar unter dem Einfluß des Grafen Joseph. Er schreibt zufällig und auf gut Glück; er theilt ihm sein Manuscript mit, er überläßt es ihm; er stellt ihm anheim, damit zu machen, was er geeignet findet; er unterwirft sich von vorn herein, mit geschlossenen Augen, seiner Entscheidung, seinen Ausstellungen, und er macht eines Morgens die Entdeckung, daß er, neben seinem Bruder, einen bescheidnen Ruhm, ganz von dem des Andern getrennt, gewonnen hat, der sogar seinerseits ein Licht auf den großen Erstgebornen zurückwirft, und sogar dessen scharfen Glanz zu mildern scheint, indem er ihm etwas von seinem sanften Zauber mittheilt. —

Wie viel man auch mit Recht von der individuellen und ausgesprochenen persönlichen Berufung der Talente halten mag: gewiß ist es doch aus einer gewissen allgemeinen Vorbereitung und einer gewissen Prädisposition des Heimathbodens selbst zu erklären, daß man, mit dem Anspruch auf den Ruhm ausgezeichneter französischer Schriftsteller, aus Genf Jean Jacques, aus Lausanne Benjamin Constant, aus Savoyen die beiden de Maistre hervorgehen sah, zumal die beiden letztern, die später auch in einem ganz andern Lande lebten, als in Frankreich.

Was den Grafen Xavier betrifft, so entschied bei ihm das Naturell Alles; die Arbeit und Mühe des Styls war für ihn wenig; er hatte unsere guten Schriftsteller gelesen, aber er dachte nicht an die Schwierigkeiten der Lage eines Schriftstellers für Ausländer. Er sah sich als anmuthigen, zarten und glücklichen Erzähler, ohne es darauf angelegt zu haben; er wußte in aller Bescheidenheit unter allen Himmelsstrichen seinen Oelbaum- oder Orangenbaum-Ableger zu bewahren und zu pflegen, ohne zu denken, daß es ein so seltnes Gewächs sey.

Der glückliche und beneidenswerthe Mann, dessen attisches Stämmchen blühte, ohne zu irgend einer Zeit der Düngung durch den Koth Lutetiens zu bedürfen! Fern von uns, in Savoyen, in Rußland, unter dem Himmel Neapels schien er sich ausdrücklich aufgespart zu haben, um uns bei seinem nur allzukurzen Besuch, in einem Alter von beinahe sechsundsiebzig Jahren, den Mann zu zeigen, der geistig und moralisch seinen Werken so ähnlich ist, als man sich nur denken kann; den einzigen in unsrer Zeit vielleicht, der der Seele nach ganz und durchaus ähnlich und treu ist seiner Vergangenheit, naiv, der Verwunderung fähig, gutmüthig, boshaft und spöttisch, rechtschaffen, erkenntlich und gefühlvoll bis zu Thränen, wie in der ersten Jugendfrische — kurz einen Autor, der um so mehr seinem Buche gleicht, als er nie daran dachte, Schriftsteller zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Opfer der Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

In London kann jede Frau in einer glänzenden Stellung ihren guten Ruf in acht Tagen verlieren, ohne daß sie je daran gedacht hätte, den Grundsätzen der Zucht und Ehre untreu zu werden. Es wird immerfort so viel médisance zu Tag gefördert; und sie wiederholen ihre Lügen so oft, daß sie am Ende nicht

nur Andere daran glauben machen, ſondern ſelbſt auch daran glauben. Wenn man einen Herrn dreimal mit einer Lady öffentlich geſehen hat, und ebenſo oft mit ihrem Gatten, ſo genügt dieß ſchon zum Fundament eines Gebäudes von Skandal, das der Möglichkeit der Widerlegung Trotz bietet. Die müßigen und boshaften Leute wiederholen immer, wo ſie ſtehen und gehen: „Haben Sie Lord D— und Lady C— geſehen? Wie die immer mit einander ſich zeigen! man ſieht ſie nie ohne einander!“ Dieß Geſchwätz, in drei oder vier Clubs herumgetragen, wo weibliche Reputationen ſo leicht verloren werden als Vermögen, und in einem halb Duzend faſhionabler Geſellſchaften verträtſcht, verbreitet ſich in der ganzen Stadt; und die arme Lady C— ſieht ſich zum Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs gemacht, weil Lord D— in öffentlichen Geſellſchaften ihr dreimal zur Seite war, während ſie ſich vielleicht privatim nie geſehen. Dann wird Lord C— entweder als ein Dupe oder als Mitſchuldiger bei ſeiner Frau Schuld verſchrieen; denn die Schuld wird ſofort angenommen. Er wird von dem Einen bemitleidet, von dem Andern getadelt, und von faſt Allen verlacht; denn ſelbſt die Mitleidigen können nicht widerſtehen, über einen entehrten Ehemann zu lachen. Lady C— wird verſchrieen als ein höchſt laſterhaftes Weib, obgleich in ihr wahrſcheinlich auch nicht einmal ein ſündiger Gedanke aufgeſtiegen iſt; oder ſie wird bemitleidet als ein Opfer der Gleichgültigkeit eines Gatten, der ſo nichtswürdig war, zu dulden, daß ſie dreimal öffentlich von Lord D— ſich begleiten ließ, und den man ſelbſt zweimal Arm in Arm mit dieſem Edelmann geſehen hat — ein Umſtand, den man ſofort als einen Beweis ſeines Wiſſens um die liaison anſieht.

Der Ruf der Dame iſt dahin, der Charakter des Gatten verdächtigt, der vermeintliche Geliebte wird von den andern beaux beneidet; und die Sache liefert Stoff zur Unterhaltung, bis ſich eine neue Reputation zum Opfer auf dem Altar des Skandals darbeut.

Lady C— wird jedoch wegen ihrer angeblichen Schuld nicht aus der Geſellſchaft vertrieben. O nein! ſo lang ihr Gatte in gutem Vernehmen mit ihr bleibt, wird ſie wie früher überall empfangen; ihre Bekannten, zufrieden ihren Fehltritt auszuposaunen, verlangen nicht deſſen Beſtrafung. Wenn ſie gutherzig iſt, ſo macht ſie das Bewußtſeyn ihrer Unſchuld geneigt, alle angeſchuldigten Frauen für eben ſo ſchuldlos zu halten, als ſie ſich ſelbſt weiß. Demgemäß hat ſie Mitleid mit ihnen und tritt in geſelligen Verkehr mit einigen der Unwürdigſten ihres Geſchlechts; und ſo drückt ſie das Siegel auf ihre eigene angebliche Schuld. Iſt ſie aber nicht ſo mild und gutherzig, ſo wird die unverdiente Beraubung ihres guten Rufs bewirken, daß ſie das Weſen der Tugend ſelbſt gering anſchlägt, deren Namen und Schein ſie verloren hat, und ſie wird am Ende das wirklich, was zu ſeyn ſie zuvor fälſchlich verdächtigt wurde.

Nicht ſelten kommen Fälle vor, daß Frauen, frei von jeder ernſteren Anklage, als etwa der der Unklugheit und Unbeſonnenheit, die Strafe zu erdulden haben, welche nur die Schuld treffen ſollte. Ich meine ſolche Fälle, wo die durch Coterien und Clubs in Umlauf geſetzten Gerüchte ſpäter in Zeitungen aufgenommen wurden; eine ſolche, die ſkandalöſen Anklagen enthaltend, wird von irgend einer boshaften Perſon dem Gemahl zugeſchickt. Seine Eigenliebe, wenn auch nicht ſeine Liebe zu ihr, iſt unheilbar verwundet. Wenn er ein ſchwacher Mann iſt, und die Mehrzahl der faſhionabeln Männer iſt ſchwach, ſo ſchließt er, ihr Benehmen müſſe in der That auffallend unanſtändig geweſen ſeyn, ſonſt hätte die Kunde davon nicht ſo ins Publicum dringen können. Er ruft ſich jeden wenn auch noch ſo geringfügigen Umſtand ins Gedächtniß zurück, der ſich auf ihr Benehmen im Allgemeinen bezieht, und keiner derſelben wird unparteiiſch angeſehen. Unter dem Einfluß ſeiner gereizten Eitelkeit hat er ſie ſchon zum voraus verurtheilt und verdammt, ohne irgend einen Beweis als die Verleumdung der Zeitungen, beſtätigt vielleicht durch eine unzarte und unkluge Erkundigung bei der Dienerſchaft, die ihre Vermuthungen aus derſelben Quelle geſchöpft hat. Eben die Diener, denen nie auch nur ein Gedanke an ihre Schuld gekommen war, bis ſie die zuverſichtliche Anklage geleſen, werden jetzt Spione, und brennen von Begierde, ſich von dem wirklichen Vorhandenſeyn der Schuld zu überzeugen, die ſie ſich einbilden. Ihre Mienen, Worte, Handlungen werden genau bewacht. Jeder Brief, jeder männliche Beſuch, den ſie empfängt, wird für ihre mißfärbige Brille ein ſchlagender Beweis; ſo daß, wenn ſie über die Sache befragt werden, ſie mehr angeben, was ſie glauben, als was ſie geſehen haben. So begründet eine Kette von Zeugniſſen, geſtützt auf irrthümliche Vorausſetzungen, einen Proceß, und das Opfer wird von der Geſellſchaft ausgeſtoßen, mit Schmach gebrandmarkt, obwohl vielleicht frei von Sünde, das, wenn der Gatte nicht mit ihr gebrochen hätte, darin hätte fortleben können, wenn ſchon allgemein für ſchuldig gehalten. — —

Ob die engliſchen Ehemänner im Allgemeinen gut und liebenswürdig ſind? Ganz und gar nicht! im Gegentheil! ſie ſind, ſo weit ich aus den Muſtern, die ich geſehen, urtheilen kann, die ſelbſtſüchtigſten Weſen, die man ſich denken kann. Zahlreich ſind die Beiſpiele hier von Männern, die vor einem Jahr erſt die leidenſchaftlichſten Liebhaber ihrer Frauen waren, die aber jetzt kaum die Symptome der Sattheit, die ſie empfinden, verhehlen, auch nur vor den ganz kürzlich noch ſo angebeteten Gegenſtänden derſelben ſelbſt. Männer von großem Vermögen heirathen in England ſelten aus Geldrückſichten; nicht daß ſie frei wären von Geldgier; gar ſehr das Gegentheil hievon findet ſtatt; ſondern weil Erbinnen ſelten, die großen Güter meiſt auf männliche Erben überwieſen ſind. Nur wenn irgend ein reicher Parvenu eine Tochter hat, die er auf einen edeln Stamm zu pflanzen wünſcht, ſind große Reichthümer durch eine Heirath zu erlangen, wo dann das durch Handel erworbene Gold wieder den erſchöpften Caſſen der Ariſtokratie zu Hülfe kommt, deren Verſchwendung zu ſeiner Anhäufung beitrug.

Die unverheiratheten Männer in London zeichnen ſich aus durch einen hohen Grad von Selbſtſucht, der ſie ſich hingeben bis zu völliger Gleichgültigkeit gegen Alles ſonſt, und durch eine kluge Berechnung ſelbſt in ihren Neigungen, die nicht ſowohl die Frucht der Weisheit, als eines Alles verſchlingenden Egoismus iſt. Wenns ſelbſt, ohne ein Vermögen, würde ſie nicht

in Verſuchung zur Ehe führen, während eine wahre Gorge, mit einem großen Vermögen, an ihnen begierige Candidaten um die Feſſeln Hymens fände. Sie betrachten jede junge Schönheit mit Mißtrauen und Unruhe, als hätte ſie Abſichten auf ihre Freiheit, oder als könnte ſie ſie durch ihre Bezauberung zu einer übereilten Ehe verführen, die ſie als das allzufrühe Grab ihrer ſelbſtſüchtigen Genußſucht anſehen. Mit der entfernten Abſicht, am Ende mit einem ſchönen jungen Weſen ſich häuslich niederzulaſſen, das die Beſänftigerin ſeiner Reizbarkeit und die Pflegerin ſeiner Schwachheit ſeyn ſoll, verfolgt der genußſüchtige Weltmann ſyſtematiſch ſeinen Kreis herzloſer Zerſtreuungen, bis ſeine Geſundheit gebrochen, ſein Geiſt verſtimmt iſt, und er dann ſein Opfer ſich wählt, und in der übelpaſſenden Vereinigung (welche, wie der grauſame Mezentius, die Lebenden an die Todten kettet) den Lohn ſeiner Selbſtſucht ſucht.

Die Männer der höchſten Claſſe heirathen gewöhnlich aus Liebe, wie ſie es nennen, was aber nichts Anderes iſt, als eine bald verfliegende Caprice, ein Gelüſten, einen auf andere Weiſe nicht zu erlangenden Gegenſtand zu beſitzen. Sie ſind ſo wenig daran gewöhnt, ſich etwas zu verſagen, was ſie für nothwendig zu ihrem Vergnügen halten, daß einer aus ihrer Gattung ſich nicht viel länger beſinnt, ein Mädchen, das ſeine Einbildungskraft aufgeregt hat, zu heirathen, als ein berühmtes Pferd zu kaufen, für das er einen unmäßigen Preis zu zahlen hat, und wird des einen wahrſcheinlich ſobald als des andern überdrüſſig. Während der erſten kurzen Monate betrachtet und behandelt er ſeine junge Frau nicht als die theure Freundin und Gefährtin ſeines Lebens, als die künftige Mutter ſeiner Kinder, ſondern als einen Gegenſtand der Leidenſchaft, den er vergöttert, ſo lang die Leidenſchaft währt, und den er in liebloſer Einſamkeit verläßt, wie man eine gewelkte Blume wegwirft, ſobald die Ueberſättigung eintritt. Drei Monate lang hat er ſich ihr bis zur Narrheit hingegeben, ihr geſchmeichelt und ſie vergöttert; und dann, durch ſeine Schmeichelei und übertriebene Zärtlichkeit verwöhnt und verderbt, ſieht ſie ſich zuerſt vernachläſſigt und am Ende verlaſſen, um, ſo gut ſie kann, dieſen demüthigenden, dieſen quälenden Wechſel allein zu ertragen. Wenn ſie ihren Gatten liebt, ſo faßt Eiferſucht mit all ihren vergifteten Krallen ihre junge Bruſt an. Sie weiß wie glühend, wie wahnſinnig er anbeten kann, vergleicht ſeine jetzige unverſtellte Kälte mit der Inbrunſt der glücklichen Vergangenheit, und ſchließt, oft mit Recht, ein andrer Gegenſtand habe ihren Platz in ſeinem Herzen eingenommen. Liebe, Stolz und eiferſüchtige Wuth ſind jetzt in Waffen; und wie ſtark muß die Tugend, wie feſt müſſen die Grundſätze ſeyn, die ſie in Stand ſetzen, den Verſuchungen der Eitelkeit und der Rachſucht zu widerſtehen.

Beſſer wahrlich wäre es, zu dem Schickſal verdammt zu ſeyn, das, wie man ſagt, das Loos alter Jungfern iſt: „Affen zur Hölle zu führen," als auf Erden an ein Brutum gefeſſelt zu ſeyn. Und dennoch, trotz einer Menge ſolcher Beiſpiele, ſind unſre jungen engliſchen Damen nicht beunruhigt, laſſen ſie ſich nicht abſchrecken, alle möglichen Mittel aufzubieten, um in den Hafen der Ehe einzulaufen.

Nur diejenigen Frauen entgehen dieſem Schickſal, die, um des Standes und Vermögens willen heirathend, den Ehemann, durch welchen ſie in den Beſitz dieſer erſehnten Güter kommen, als einen davon unzertrennlichen Anhang anſehen, dem ſie keinen andern Werth beilegen, als den eines Mittels. — —

Die Liebe zum Geld und die Achtung vor ſolchen, welche für reich gelten, iſt ein weiterer eigenthümlicher Charakterzug meiner Landsleute. Wer ſich eines großen Vermögens zu rühmen hat, einerlei, auf welche Weiſe es erworben iſt, kann auf eine gute Aufnahme in der Geſellſchaft rechnen, wenn ſolche Leute auch ganz ohne Bildung, ohne feines Benehmen und von nicht fleckenloſem Rufe ſind. Als ich gewiſſe Individuen in dem ſich ſelbſt excluſiv nennenden Kreis bemerkte, deren perſönliche Verdienſte ihnen gewiß nie den Zutritt verſchafft hätten, antwortete man mir auf meine einfältigen Fragen: warum und wieſo? mit der Verſicherung: daß er, oder ſie, unmenſchlich reich ſeyen; — eine Antwort, die man als vollkommen genügende Erklärung anſah. „Dann iſt er, oder ſie, wahrſcheinlich ſehr großmüthig?" fragte ich in meiner Einfalt weiter, vorausſetzend, daß verſchwenderiſcher Aufwand unter einer Clique, welche zum Sprüchwort geworden wegen der zerrütteten Finanzen ihrer Mitglieder, der geheime Grund der Aufnahme des beſagten reichen Individuums ſey. — „Nein, ganz im Gegentheil," war die Antwort; „er iſt ſehr geizig, kann ich ſie verſichern;" denn Niemand kennt beſſer den Werth des Geldes, oder iſt weniger zu einer großmüthigen Anwendung desſelben geneigt, als der, der keine andre empfehlende Eigenſchaft hat.

Was aber noch ſonderbarer iſt, eben der Ruf des Reichthums in dem Jemand ſteht, wird als eine Entſchuldigung der Sparſamkeit betrachtet, die nur durch die Beſchränktheit des Einkommens zu rechtfertigen wäre. Ein wegen ſeines Reichthums bekannter Mann mag nicht nur wenige, ſondern auch auffallend ſchlechte Diners geben, und Weine, deren abſcheuliche Qualität von Allen verdammt wird; und doch werden dieſelben Leute, die ohne Umſtände eine viel weniger zu verachtende Mahlzeit ablehnen würden bei einem Mann von beſchränktem Einkommen, friſch darauf los eſſen und trinken, weil — der Wirth reich iſt. Die Genauigkeit der Reichen erregt kein Murren; die Leute ſpeiſen gern bei ihnen und haben ſie gern an ihrer Tafel; warum? kann ich nicht errathen, wenn es nicht etwa aus einem abergläubiſchen Wunſch zu erklären iſt, mit den von Fortuna Begünſtigten zu verkehren." — —

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

3 Julius 1839.

Gedichte von Thomas Moore.

An Julia.

Ich sah den Landmann trennen roh
Des Epheu's und der Eiche Band;
Sie schienen ihres Bunds so froh;
Frisch steht die Eiche, wie sie stand,

Anders dem Epheu ist zu Sinn;
Getrennt von seinem lieben Halt,
Verwaist und trauernd sinkt er hin,
Und seine Blüthen fallen bald.

So waren unsre Herzen Eins.
Bis Tod ihr Bündniß das Geschick;
Leichtsinnig blüht und froh noch deins, —
In Gram sinkt sterbend meins zurück.

An Rosa.

Warum schwimmt in Thränen mein Herzenskind
Bei solch trunkenem Wiedersehn?
Vergütet vergangene Schmerzen ja sind
Durch Einen Moment die so schön!

Hat der seel'ge Moment sie fließen gemacht,
Den ihre Erinnerung trank?
Alleßen sie wie der Thau der buhlrischen Nacht,
Von der Wärme der Sonne, die sank?

Oh! süß ist zum schmachtenden Lächeln die Thräne,
Zum Lächeln, so reizend wie nie;
Läßt Entzücken durch solche Perltropfen sich sehn,
Immerhin dann vergieße du sie!

An Julia.

Süß, himmlisch süß ist solch ein Traum,
Wo Entfernte sich nahe im phantastischen Traum!

Um Mitternacht, Liebe, will denken ich dein,
Um Mitternacht, Liebe, o denke du mein!
Dann denke, du gebst mir den innigsten Kuß,
Ich will denken, ich fühle den Himmelsgenuß;
Und erröthest du dann: dieß Erröthen sey mein,
Und wenn ich weine: die Thräne sey dein!

Auf den Tod einer Frau.

Wenn, lieblicher Geist, dein luftiger Schlummer
Meine Seufzer nicht hört, meine Thränen nicht schaut,
O so laß ich in Thränen den Lauf meinem Kummer,
Bis des Herzens letzter Tropfen im Auge mir thaut.

Doch wenn, o Geschmückte mit Seraphsflügeln,
Unsers Jammers Gefühl noch dringt bis zu dir
Dann will fest ich mein brechendes Herz versiegeln,
Und du sollst keinen Seufzer vernehmen von mir!

Des Morgens Strahl die Wellen bekränzte,
Doch häßliche Wolken entstellten den Tag;
Du warst der Strahl, der am Morgen glänzte,
Und der Tod der Sturm, dem das Licht erlag.

Du warst nicht gemacht, hienieden zu wallen
Im Leben; dem Himmel ja warst du verwandt;
Doch wir glaubten, weil du so lieb warst uns Allen,
Du seyst nicht gemacht für des Todes Hand!

Graf Xavier de Maistre.

(Fortsetzung folgt.)

Xavier wurde geboren zu Chambery, im October 1763, und stammt aus einer sehr edeln und zahlreichen Familie. Er trat in den Militärdienst, und seine Jugend verfloß ihm in verschiednen Garnisonen Piemonts. Herrschten damals schon in ihm literarische Neigungen und füllten sie seine Freistunden

aus? „Ich muß der Wahrheit zur Ehre geſtehen, antwortete er auf eine darauf bezügliche Frage, daß ich in jenem Zeitraum das Garniſonsleben getreulich mitgemacht habe, ohne ans Schreiben, ja ohne oft ans Leſen zu denken; wahrſcheinlich hätte man nie weiter von mir reden gehört, ohne den von mir in meiner „Reiſe in meinem Zimmer herum" angegebnen Umſtand, der mich einige Zeit in Arreſt brachte." Vor dieſer ſinnreichen Reiſe hatte er eine leckere und weniger eingeſchloſſene gemacht, eine aeronautiſche Fahrt; er ſtieg von einem Landgut in der Nähe von Chambery auf und ließ ſich etwa drei Meilen von dort nieder. Er war ſechs bis ſiebenundzwanzig Jahre alt und Officier bei einem Marine-Regiment in Alexandria, als er die „Reiſe in meinem Zimmer herum" ſchrieb; einige Anſpielungen jedoch beziehen ſich auf eine ſpätere Zeit; er hatte ſie einige Jahre in ſeinem Schreibtiſch und fügte von Zeit zu Zeit ein Capitel hinzu. Auf einem Beſuch bei ſeinem Bruder Joſeph in Lauſanne im Jahr 94 oder 95 brachte er dieſem das Manuſcript; er erzählt: „Mein Bruder war mein Beſchützer und Vormund; er lobte mich wegen meiner neuen Beſchäftigung, und behielt die Papiere, die er nach meinem Weggehen ordnete. Bald erhielt ich ein gedrucktes Exemplar, und empfand die Ueberraſchung, die ein Vater empfinden würde, wenn er ein als Säugling verlaſſenes Kind erwachſen wieder ſähe. Ich war ſehr vergnügt, und machte mich ſogleich an den „nächtlichen Ausflug;" aber mein Bruder warnte mich, und rieth mir einen andern Gegenſtand zu wählen."

Wenn man dieſe liebenswürdige Reiſe lieſt, lernt man den Verfaſſer beſſer kennen, als wenn er uns geradezu ſeine Bekenntniſſe ablegte; es iſt übrigens eine Art von Bekenntniß, unter einer halb ſcherzhaften Form. Ein milder Humor herrſcht darin, weniger ſcharf betont als bei Sterne, an welchen jedoch mehrere Capitel mahnen; im Allgemeinen würde ich eher die lächelnde und gefühlvolle Grazie eines Charles Lamb darin erkennen.

Die Scheidungen, die Streitigkeiten und Wiederverſöhnungen der Seele und des Andern (wie de Maiſtre das Sinnliche am Menſchen nennt) bieten dem liebenswürdigen Humoriſten eine Menge philoſophiſcher Reflexionen dar, ſo fein und tief, als ſie nur immer ein Lehrſtuhl der Pſychologie einem Analytiker von Profeſſion einzugeben vermochte. Schwung und Gefühl miſchen ſich bald darein und geben dem Ganzen eine ernſte Rührung; man leſe nur das rührende 21ſte Capitel über den Tod eines Freundes und die Gewißheit der Unſterblichkeit. „Seit langer Zeit, ſagt er dann fortfahrend, bot ſich das Capitel, das ich ſo eben geſchrieben, meiner Feder dar, und immer hatte ich es zurückgewieſen. Ich hatte mir gelobt, in dieſem Buche nur das lachende Antlitz meiner Seele ſehen zu laſſen; aber dieſer Vorſatz iſt mir entſchlüpft, wie ſo viele andre." Die Melancholie iſt bei ihm äußerlich nicht zu ſpüren; nur in einzelnen Augenblicken verräth ſie ſich. Seine Gutmüthigkeit und Leutſeligkeit verbirgt ſein Gefühl und einen ernſten, melancholiſchen Grundton. Ueberhaupt ſind ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften verſchleiert und halb dem Auge entzogen durch ſeine Leutſeligkeit und Beſcheidenheit. Man könnte lange mit ihm zuſammen ſeyn, ohne ſie zu ahnen; er nimmt wenig Theil an allgemeinen Fragen, und fängt über nichts ſelbſt zu ſprechen an; er liebt Geſpräche zu Zweien; man glaubt zu merken, daß er ſich lange eines theuren Orakels erfreut, ihm lange zugehört hat. Der franzöſiſche Geiſt findet ſich wieder unter ſeinem leichten ſavoyiſchen Accent und durchdringt ſich angenehm damit; „der Accent des Landes, wo man geboren iſt, ſagt La Rochefoucauld, bleibt im Geiſt und im Herzen, wie in der Sprache."

Als Savoyen mit Frankreich vereinigt wurde, glaubte der Graf Xavier, der in Piemont diente, ſein Vaterland aufgeben zu müſſen, deſſen eine Hälfte, wie er ſagte, ihn ſelbſt aufgegeben habe. Unſre Kriege in Italien vertrieben ihn. Er wanderte nach Rußland aus, wohin er nur einen ſehr kleinen literariſchen Schatz eigener Productionen mitnahm. Im Norden angekommen, glaubte er keine andre Hülfsquelle zu haben, als ſeinen Pinſel, und wie ſo viele Ausgewanderte, ſchickte er ſich an, davon zu leben; aber das Schickſal hatte es anders mit ihm vor; er konnte den Degen behalten und ſtieg in ruſſiſchen Dienſten allmählich bis zum Rang des Generals. Wie ſein Schickſal fixirte ſich auch ſein Herz, als er eine geiſtig hochbegabte Dame heirathete, welche den großen Stempel ſlaviſcher Schönheit auf der Stirne trug. Er hatte das Glück gefunden.

Zwanzig Jahre waren verſtrichen, ſeit er die „Reiſe im Zimmer herum" geſchrieben; eines Tags fiel in einer Geſellſchaft in St. Petersburg das Geſpräch auf den Ausſatz der Juden. Einer ſagte, dieſe Krankheit ſey nicht mehr vorhanden; dieß gab dem Grafen Xavier Gelegenheit, von dem Ausſätzigen in der Stadt Aoſta zu ſprechen, den er gekannt hatte. Er that dieß mit einer Wärme, welche ſeine Zuhörer und ihn ſelbſt für dieſe Geſchichte intereſſirte, von der er bisher Niemanden etwas geſagt hatte. Es kam ihm der Gedanke, ſie niederzuſchreiben; ſein Bruder ermunterte ihn und billigte ſeinen erſten Verſuch, den er ihm zeigte, rieth ihm jedoch zur Abkürzung, und ließ auch den Ausſätzigen drucken.

Die Geſchichte des Ausſätzigen iſt ſomit eine wahre, wie die der jungen Sibirierin, welche der Verfaſſer zum Theil von dieſer ſelbſt erfahren, und wie es überhaupt alle Erzählungen des Grafen Xavier ſind und wären, wenn er ſie vermehrt hätte. So habe ich ihn die rührende Geſchichte eines emigrirten franzöſiſchen Officiers erzählen hören, der auf der Inſel Wight lebte, und die noch nicht niedergeſchrieben iſt. Wenn er durch die Sprache Frankreich angehört, ſo kann man ſagen, daß er durch die Manier zu erzählen ſchon an Italien ſtreift. Alles iſt bei ihm wahr, nichts romanhaft; er copirt mit einer pünktlichen Treue die Wirklichkeit in der Anekdote. Das Ideal liegt bei ihm in der Wahl des Gegenſtandes, in der Zartheit der Zeichnung und Schilderung, und in einem gewiſſen menſchlichen und frommen Ton, der ſich ſanft über Alles verbreitet. In Frankreich haben wir ſehr wenige ſolche Erzähler und Novellenſchreiber im eigentlichen Sinn, ohne den romantiſchen und phantaſtiſchen Zuſatz. *) Ich vergleiche den Grafen

*) In Deutſchland dürfte als eigentlicher Erzähler in dieſem Sinn eine der höchſten Stellen, wo nicht die höchſte, Heinrich von Kleiſt einnehmen.

Xavier de Maiſtre lect mit Merimée; es ſind dieß die beiden vollendetſten Erzähler, die wir haben, die beiden geſchickteſten, der eine die Wahrheit zu copiren, der andere ſie zu imaginiren. Der Verfaſſer des Ausſätzigen, der jungen Sibirierin und der Gefangnen im Kaukaſus hat ohne Zweifel weit weniger Farbe, Licht und Schatten und Feinheit des Grabſtichels, mit einem Wort weniger Kunſt, als der Verfaſſer der: Einnahme einer Redoute und von Matteo Falcone; aber er iſt ebenſo vollkommen in ſeiner Gattung, und es eignet ihm beſonders das Menſchliche und das Naive.

Der arme Ausſätzige lebte, ehe er ſich in der Stadt Aoſta aufhielt, in Oneille. Als die Franzoſen, nachdem ſie Savoyen und die Grafſchaft Nizza eingenommen, einen Einfall bis nach Oneille machten, wo dieſer Unglückliche war, gerieth er in Angſt und glaubte ſich bedroht; er wollte auswandern wie andre Leute. Eines Tags kam er zu Fuß vor Turin an; die Schildwache hielt ihn am Thor an; und als man ſein Geſicht ſah, ließ man ihn zwiſchen zwei Schützen zum Gouverneur führen, der ihn ins Hoſpital ſchickte; von hier entſchloß man ſich, ihn nach Aoſta zu ſchicken, wo er auf Befehl ſeinen Wohnſitz hatte. Dort ſah ihn de Maiſtre oft. Der gute Ausſätzige hatte, wie man gern glaubt, einen ziemlich beſchränkten Ideenkreis; der Erzähler wollte, indem er ihm alle diejenigen gab, die aus ſeinem Zuſtand ſelbſt herſtoſſen, ihm doch nicht allzuviele leihen. Seine Wohnung war ganz einſam; ein junger Officier gab damals gern der Dame, die er liebte, Rendezvous in dem Garten, welcher Roſen verſteckte; ſie waren gewiß, dort nicht geſtört zu werden. Zwei Liebende, die ſich beſeligende Zuſammenkünfte geben im Schatten des gefürchteten Hagebuchengangs des Ausſätzigen, iſt das nicht rührend? das höchſte Glück, kaum durch ein zitterndes Blatt geſchieden von der äußerſten Verzweiflung — iſt das nicht das Leben?

Man lieſt und lieſt wieder den Ausſätzigen; man vergießt eine Thräne darüber, aber man analyſirt ihn nicht, man ſpricht darüber hin und her. Indeß hat nicht Jedermann ſo gedacht; man hat verſucht, den Ausſätzigen umzuarbeiten. Der Graf Xavier war ſo wenig gekannt in Frankreich, ſelbſt nach dieſer Publication, daß man ſie ſeinem Bruder Joſeph zuſchrieb, und nachdem dieſer geſtorben war, glaubte eine geiſtreiche Dame, Madame Olympe Cottu, ſeine Hand zu haben, das Werkchen nach ihrem Gefallen umzuarbeiten, wodurch es übrigens nach meiner Ueberzeugung nur verloren hat und entſtellt worden iſt. In dem eigenthümlichen Büchlein verrathen ſich hin und wieder die unverkennbaren Spuren eines ausgezeichneten Rathgebers, und ganz vortreffliche Züge; ſo ſagt z. B. der Ausſätzige: „Betreffend mein ſo zu ſagen ödes und wüſtes Leben, zu dem ich verurtheilt bin, ſo verfließt es viel ſchneller als man ſich denken ſollte; und das iſt ſchon viel, fuhr er mit einem leichten Seufzer fort, denn ich gehöre zu denen, welche nur reiſen, um ans Ziel zu kommen. Mein Leben iſt ohne Abwechslung, meine Tage ſind ohne Schattirungen; und dieſe Einförmigkeit macht, daß mir die Zeit kurz erſcheint, wie die Kahlheit einer Gegend ſie minder ausgedehnt erſcheinen läßt."

Der einfache und ſanfte Ausſätzige machte ſeinen Weg durch die Welt ohne vielen Schmuck und Pomp, und man verlangte das auch nicht von ihm; er nahm bald Beſitz von allen Herzen, und gewährte Jedem, der ihn las, eine jener dem Gebet verwandten Rührungen, eine jener ſeltenen, reinen Stunden, die einen ganzen Tag weihen. Literariſch könnte man beinahe ſagen, daß er eine Schule geſtiftet habe; man könnte eine Reihe kleiner Romane anführen (deren letzter, glaube ich, der Verſtümmelte von Saintine iſt), wo das Intereſſe auf einem phyſiſchen Leiden beruht, welches mit den Gefühlen der Seele contraſtirt; aber das ſind Romane, und der Ausſätzige iſt keiner. Unter dieſe, mehr oder minder directe Nachkommenſchaft erlaube ich mir in gewiſſem Betracht auch zu zählen, und zwar nenne ich ſie mit Auszeichnung, die nur allzu gefühlvolle Ourika, bei welcher der Ausſatz wenigſtens nur in der unheilbringenden Farbe beſteht, aus der ihre Leiden entſpringen. Unter den Ahnen des Ausſätzigen will ich, wenn ich ins Mittelalter zurückgehe, nur an die rührende deutſche Mähre vom armen Heinrich erinnern; es iſt dieß der Name eines edeln Ritters, der plötzlich vom Ausſatz befallen wird. Der gelehrteſte Arzt in Salerno hat ihm erklärt, er werde nur durch das freiwillig dargebotne Blut eines jungen Mädchens geheilt werden, und die Liebe läßt ihn ſie finden.

(Schluß folgt.)

Die Opfer der Geſellſchaft.

(Schluß.)

Einige weitere Reflexionen aus einem Brief der Marquiſin Villeroi über die Ehebruchsproceſſe in England mögen hier folgen:

„In den engliſchen Sitten gibt es gewiſſe Anomalien, die mir ſehr empörend vorkommen. Ich meine die gehäſſige Oeffentlichkeit der Proceßverhandlungen wegen Bruchs der ehelichen Treue. Bei uns (in Frankreich) ſind die Ehemänner hinlänglich gedemüthigt durch den Verdacht einer ſchlechten Aufführung ihrer Frauen, und hüten ſich wohl, einen Schritt zu thun, ſie zu beweiſen. So kommt es nie zu mehr als zum Verdacht, der ſich nicht über den nächſten Kreis hinaus erſtreckt; und die beargwohnten Individuen benehmen ſich in der Geſellſchaft ſo, daß nie ein Symptom unziemlicher Vertraulichkeit ſichtbar wird. Daher wird der öffentliche Anſtand nicht beleidigt, die öffentliche Moral nicht verletzt, obgleich ſie im Privatleben oft Noth leiden mag. Wie ganz anders iſt es bei euch! Ein entehrter Ehemann in England veröffentlicht die Schmach ſeiner Gattin und ſeine eigene; er enthüllt ſeine häuslichen Wunden wie Bettler ihre Schwären; manchmal vielleicht um Mitleid, aber immer Ekel zu erregen. Um die Unbill zu beweiſen, die er erlitten, muß er Zeugniſſe beibringen von der frühern Neigung ſeiner unglücklichen Gattin, ehe ſie den Pfad der Tugend verließ. So wird die heilige Heimlichkeit der ehelichen Liebe enthüllt vor den profanen gloßenden Augen des vielköpfigen Ungeheuers: Publicum. Empfindungen der Zärtlichkeit und liebkoſende Ausdrücke werden ſprüchwörtlich und Gegenſtand der

gemeinſten Scherze im Mund des niederſten und roheſten Pöbels. Empörende Details von Thatſachen, welche die Schuld der Angeklagten beweiſen ſollen, werden nicht nur vor Gericht angegeben, ſondern auch in den Journalen veröffentlicht; bis ganz England und der ganze Continent die Gewißheit hat, daß der Ehemann das iſt, was zu ſeyn bei uns ein Ehemann nicht um ſein Leben geſtehen würde, und ſeine Frau, die Mutter ſeiner unſchuldigen Kinder, mit dem glühenden Eiſen der Schande gebrandmarkt iſt. Wie ein ſtolzer Mann, oder ein Mann von Ehre ſich ſelbſt ſo preis geben kann, ſcheint zum Erſtaunen; und doch kommen ſolche Fälle immer wieder bei euch vor. Euer Land iſt weſentlich ein Handelsland; und jedes Ding, ſey es noch ſo heilig, die Gefühle ſelbſt und Neigungen werden vom Geſichtspunkt dieſer Nationaleigenthümlichkeit betrachtet.

Wenn ein Ehemann im zarteſten Punkt, in der Ehre ſeines Weibes, verwundet iſt, ſo ſucht er Genugthuung durch einen Proceß gegen den Verführer; und wenn er ihre Schuld und ſeine Schmach beweiſt, erkennt ihm das Geſetz den als angemeſſen erſcheinenden vollen Preis beider in Geſtalt einer von dem Paramour zu erlegenden Geldbuße zu.

Sind die Hoffnungen eines zärtlichen Vaters für immer zerſtört durch die Verführung ſeiner Tochter, ſo wendet er ſich wegen Genugthuung an die Gerichte. Der vorher nur Wenigen bekannte Fehltritt ſeines Kindes wird der Welt verkündet; ein Flecken haftet für immer auf ihrem Namen; aber der Vater erhält den Preis, zu welchem ihre Tugend angeſchlagen wird.

Wird ein junges, unſchuldiges Mädchen in ihren jungfräulichen Gefühlen und Neigungen getäuſcht von einem falſchen, jungen Mann, der ſich um ihre Hand beworben, ſo flieht ſie nicht in die Einſamkeit, um über ſeine Treuloſigkeit zu weinen und über ihre allzu zärtliche Leichtgläubigkeit, ſondern zum nächſten Advocaten, um eine Klage wegen Bruchs des Heirathsverſprechens anhängig zu machen! dann legt ſie jede Zeile vor, die der „Falſche" je an ſie ſchrieb, widerholt jede ſeiner Betheurungen von Liebe, und ſucht eine Geldentſchädigung herauszuſchlagen, als eine Heilſalbe für ihr verwundetes Herz." —

Endlich mag noch eine Schilderung der Vorbereitung zu einem Ball folgen:

„Die faſhionable Welt iſt in eine angenehme Aufregung verſetzt worden durch das nicht häufig eintretende Ereigniß eines bal costumé, der alle Modiſtinnen, Nähterinnen und Juweliere der ungeheuren Hauptſtadt in Requiſition geſetzt hat — Reiſende ſind zu Rathe gezogen, Bücher über Trachten eingeſehen, und Alles, außer den Mitteln die Anzüge zu beſtreiten, in ernſte Ueberlegung genommen worden.

Die Gräfin Hohenlinden war die den Vorſitz führende Patronin dieſer fête; und in ihrem Hauſe kamen les Dames, les plus à la mode häufig zuſammen, um über ihre Anzüge ſich zu berathen.

Lady Acid, die in den Ruf gekommen, witzig und geiſtreich zu ſeyn, weil ſie über die Maſſen boshaft iſt — in London wird beides immer verwechſelt — erklärt: aus moraliſchen Gründen ſollten bals costumés hier ermuntert werden, weil ſie manche Damen veranlaſſen, an Charakter zu denken, welche die Vortheile eines ſolchen Beſitzes längſt vergeſſen hätten. „Wie muß es manchen meiner Freundinnen etwas Neues ſeyn," ſagte ſie, „auch nur eine Nacht lang einen Charakter zu haben!"

„Ey, am Ende haben ſie," ſagte Lord Charles Bretteville, „ſo lange und ſo gut ſich ohne einen ſolchen Zugehör beholfen, daß ihnen jetzt gar nicht mehr damit gedient wäre."

„Wie viele Herzen," wimmerte die ſentimentale Mrs. Caningsby, „ſchlagen jetzt höher in der Erwartung der zu machenden Eroberungen, der Ketten, die geſchmiedet, oder der läſſigen Anbeter, die wieder gewonnen werden ſollen." — — „Oder der Freundinnen, die man ärgern und kränken will," unterbrach ſie Lady Acid.

„Ich werde als Venetianerin erſcheinen," ſagte die Marquiſin von Eiderdown, „weil ich ſo alle meine Juwelen tragen kann."

„Die einzigen Gelegenheiten, wo ſie brillant iſt," flüſterte mir Lady Acid ins Ohr.

„Ich werde als Schäferin hingehen," liſpelte Lady Simper.

„Weil dieſe Tracht zugleich die Kleinheit ihrer Taille und ihres Witzes zeigen kann," ſetzte Lady Acid hinzu.

„Ich als Schweizer Bäurin," ſagte Lady Mellicent.

„Um ihre Beine ſehen zu laſſen," bemerkte ihre Freundin, Lady Acid.

„Ich habe die griechiſche Tracht gewählt," bemerkte Lady Rawlinſon.

„Nicht übel gewählt," flüſterte Lady Acid, „wenn Alles, was wir von ihrer Neigung zum Spiel hören, wahr iſt."

„Ich gedenke eine Magdalena darzuſtellen," ſagte Mrs. Walton, „meine Haare über die Schultern fallend."

„Fürchten Sie nicht, die Leute werden denken, der Charakter paſſe gar zu gut?" fragte ihr jüngſt abgedankter Anbeter.

„Meine Tracht ſoll die einer römiſchen Kaiſerin ſeyn!" ſagte Lady Caſe.

„Meſſalina vermuthlich?" flüſterte Lady Acid.

„In welchem Charakter ſoll ich hingehen?" fragte Lord Wellingford.

„In dem des ſorgloſen Ehemanns," antwortete Lady Acid.

„Und Sie, Mr. Milner," fragt eine andere, „welchen Charakter werden Sie darſtellen?"

„Den armen Gentleman," flüſterte Lady Acid," — u. ſ. w.

Wir ſchließen dieſe Anzeige mit der Bemerkung, daß das Buch viel feine Beobachtung und viele Kenntniß der ſocialen Verfeinerung und Fäulniß in den höhern Kreiſen zeigt, aber daß unſers Bedünkens die Damen, je mehr ſie das Unnatürliche, Empörende und Schändliche gewiſſer Zuſtände und Verhältniſſe fühlen, um ſo mehr es den Männern überlaſſen ſollten, ſie zu ſchildern und zu geißeln.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77 u. 78.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 Julius 1839.

Französische Historiker der Gegenwart.

Von Dr. Mager.

VII.

Sismondi und die Ecole génévoise.

Es ist bekannt genug, und die französischen Journale von legitimistischer und radicaler Färbung lassen es nicht in Vergessenheit gerathen, daß diejenige Geistesrichtung, welche sich seit der Restauration als politischer und historischer Doctrinarismus und als philosophischer Eklekticismus in Frankreich Geltung und Ansehen verschafft hat, wenigstens theilweise durch Genfer'sche Einflüsse eingeführt worden ist. Guizot studirte in Genf, Frau von Staël, ihr Schwiegersohn, der Herzog von Broglie, Madame Necker, Saussure's gelehrte Tochter, Benjamin Constant, und auch Sismondi gehören in diesen Kreis.

Wenn man von Genf spricht, so muß man zwei sich mannichfach kreuzende Elemente wohl unterscheiden: einmal den vornehmen Theil der Bevölkerung, der fast ohne Ausnahme reich ist, obgleich nicht alle Reichen zu ihm gehören, die gens du haut, dann die gens du bas, nämlich die ganze industrielle Bourgeoisie und das eigentliche Volk. Das eigentliche Volk, die Handwerker, Arbeiter u. s. w. bestehen zur Hälfte aus Eingewanderten, meist Süddeutschen und Schweizern; die Kinder dieser Leute unterscheiden sich aber schon nicht mehr von den ursprünglichen Genfern. Es ist eine wunderbare Assimilationsfähigkeit in diesem Genf; es empfängt die disparatesten materiellen und geistigen Elemente, und wandelt sie in kurzer Zeit in so weit um, daß sie in den Genferischen Organismus passen. Wird nun aber vom Genfer Charakter gesprochen, so ist nicht zu übersehen, daß, bei aller Einheit der Denk- und Sinnesart, und wie sehr dieser Charakter auch Einer ist, doch ein bedeutender Unterschied zwischen den wissenschaftlich und literarisch gebildeten vornehmeren Familien und den gens du bas herrschen muß, obgleich auch unter diesen viel Bildung verbreitet ist. Während die unstudirte Bourgeoisie den reinen Genfer darstellt, d. h. einen Nationalcharakter, der, ihm selbst unbewußt, ein Amalgama von Italienischem, Französischem, Deutschem und Englischem ist, wozu sich denn noch ein weiter bestimmbares Element gesellt, welches alle die andern aufnimmt und in sich neutralisirt, dem Ganzen den goût du terroir gebend: sind die geistreicheren und studirten Mitglieder der gens du haut, denen sich natürlich die aus der Bourgeoisie hervorgehenden Gelehrten anschließen, mit Bewußtseyn der menschgewordene Eklekticismus und, wie sie glauben, das richtige arithmetische Mittel (Aristotelische Mitte darf ich nicht sagen) zwischen den religiösen, philosophischen, politischen und allen sonstigen Einseitigkeiten aller ihrer Nachbaren, der Franzosen, Italiener, Deutschen und Engländer, besonders aber zwischen Franzosen und Engländern.

Erwägt man die Elemente des Genfer Lebens, den italienischen, französischen, deutschen, englischen Ursprung der meisten Familien, den merkwürdigen Protestantismus, der sich auf einem bis zur Unsichtbarkeit dünnen Faden zwischen Offenbarungsglauben und Deismus hält, den steten Aufenthalt einer überaus großen Anzahl von meist gebildeten Ausländern, die unentschiedene Natur der Regierung und Verfassung, die eine Demokratie und auch wieder eine Oligarchie ist, endlich den Umstand, daß die Landessprache auf einen geistigen Anschluß an Frankreich hinweist, Nationalstolz aber das eigentlich Gallische in französischen Büchern um so heftiger repellirt, je größer doch die heimlich gefühlte Verwandtschaft ist: bringt man alles dieses in Anschlag, so begreift man, wie Genf ein in ganz Europa einziger Punkt und durch alle Bedingungen seiner Existenz zu einem steten Eklekticismus prädestinirt ist.

Indem aber Genf englische, deutsche und italienische Culturelemente in sich aufnimmt, kann es dieselben unmöglich in ihrem ursprünglichen Wesen lassen, es transformirt sie einigermaßen, wenn auch mehr mechanisch als organisch verfahrend, und da doch das Französische in Genf ein gewisses Uebergewicht hat, so liegt es ebenfalls in der Natur der Dinge, daß die Franzosen Deutsches und Englisches leichter im Genferischen Gewande als in seiner ursprünglichen Gestalt und Umgebung verstehen

und annehmen. Eine deutſche oder engliſche Anſicht, von einem Deutſchen oder Engländer ſchroff ausgeſprochen, muß, und wäre ſie die Wahrheit ſelbſt, in Frankreich auf einen aus ſtupider und frivoler Indifferenz, Spott und Nationalvorurtheil zuſammengeſetzten Widerſtand rechnen, der ſich wie eine chineſiſche Mauer aufthürmt, über welche nur kräftige Geiſter ſich hinwegzuſetzen vermögen; man darf z. B. nur Legitimiſten und Republicaner über das conſtitutionelle Syſtem räſonniren hören; einer ihrer Hauptangriffe, und der ganz auf den Volkscharakter berechnet iſt, liegt immer darin, daß dieſes Syſtem eine engliſche Importation iſt. Freilich fehlt es uns auch in Deutſchland nicht an Leuten von gleicher logiſcher Stärke, welche das Geſchwornengericht darum verurtheilen, weil es eine Erfindung des Auslandes ſeyn ſoll. — Wird aber das Fremde, vorausgeſetzt, daß es ſich durch Vernünftigkeit empfiehlt, die denn doch zuletzt immer durchdringt, den Franzoſen von einem Genfer Autor gepredigt (bemächtigt ſich ein Eingeborner ausländiſcher Ideen, ſo geht es noch leichter), ſo iſt dem franzöſiſchen Nationalſtolze die Auskunft geboten, einen ſolchen Schriftſteller für einen Landsmann zu halten, der dann ohne Schande angehört werden kann. So konnten Frau von Staël und Benjamin Conſtant Schlegels äſthetiſche, Kants moraliſche und religiöſe Ideen mit Erfolg verbreiten, weil ſie, die in Deutſchland Mäuſe geweſen, ſich in Frankreich als Vögel präſentirten.

Sismondi gehört nun im eigentlichſten Sinne der école genévoise an, d. h. in unſern Tagen (denn was Eklekticismus in hundert Jahren ſeyn wird, kann man nicht wiſſen) derjenigen politiſchen, religiöſen und philoſophiſchen Anſicht, welche in Frau von Staël, Guizot, Broglie und ihren Freunden ihre Hauptſtütze hat. Religiös: ein gedämpfter Rationalismus, der ſich nicht gern erklärt und den Accent auf die Moral legt; politiſch: ein nicht übles Compromiß zwiſchen Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie, eine Staatslehre, die ſich biegſam den Verhältniſſen anſchmiegt, in Paris ſehr vernünftig einen Monarchen verlangt, in Genf und in der Schweiz eben ſo vernünftig an keinen Monarchen denkt; dabei aber eine ſichtbare Vorliebe für eine Verfaſſung zeigt, worin die höhere Bourgeoiſie, die Bank, die Advocatur, die Gelehrſamkeit, die Rolle der Ariſtokratie ſpielt; — philoſophiſch: ein wenig ſchottiſche Thatſachen des Bewußtſeyns und engliſch-franzöſiſch ſinnliche Gewißheit; es iſt nicht viel davon zu ſagen, wie denn auch die äſthetiſche Partie dieſer Denkart füglich übergangen bleiben mag. Dazu gehört noch etwas Nationalökonomie, Privatökonomie ohnedieß nicht zu vergeſſen, und das Gemiſch iſt fertig. Ein tüchtiger praktiſcher Verſtand, eine tüchtige moraliſche Geſinnung halten das Ganze zuſammen und bilden etwas, das eben keine ſtaunende Bewunderung, aber eine gewiſſe Achtung einflößt, und auf einem gewiſſen mittleren Gebiet der Cultur ſich gar nicht übel anläßt. Die ſchwächſte und — was durch die Natur der Verhältniſſe bedingt iſt — unverbeſſerliche Seite dieſer Bildung liegt darin, daß ſie keine Entwickelung, keine Bildung von innen heraus, ſondern ein Compoſitum, ein recht zweckmäßig Zuſammengeſetztes iſt. Daher erſtens der Mangel an eigentlichen Genies in der Genfer Schule und im Doctrinarismus und Eklekticismus überhaupt; daher zweitens eine Unfähigkeit, organiſche Zuſtände in Natur, Geſchichte und im Menſchengeiſte zu begreifen; der Mangel an Poeſie, der horror vor der Speculation, welche dem bloß reflectirenden Bewußtſeyn als ein Taumel erſcheint, die ausſchließliche Herrſchaft der atomiſtiſchen Phyſik und Chemie; — daher drittens der Poſitivismus, der ſich von der Religion bis in die Kleinkinderſchule, durch alle Sphären des Lebens und Denkens geltend macht. Dieſes ausſchließliche Vertrauen auf das ausſchließlich Poſitive geht ſo weit, daß der Genfer Rationalismus, wie dürftig auch der ihm gebliebene dogmatiſche Inhalt iſt, doch formell dem Katholicismus näher ſteht, als der deutſche Supranaturalismus, und Tholuk von Genfer Rationaliſten kaum für einen Chriſten gehalten wird, weil er für die Wahrheit und Religion noch andere Beweiſe als den Buchſtaben der Schrift kennt. Auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts zeigt ſich der poſitiviſtiſche Geiſt eben ſo ſchroff; man iſt ſo weit von der Ahnung entfernt, daß die Intelligenz aus ſich heraus durch Anwendung entwickelnder Methoden gebildet werden muß, daß man den Geiſt vielmehr als ein leeres Futteral von Gummi Elaſticum anſieht, worin man ſo viel als möglich hinein zu preſſen ſucht. Die Lancaſterſchulen ſind darum auch in hohem Anſehen und erſcheinen als eine anſtaunenswerthe Erfindung des auf das Schulweſen gerichteten mechaniſchen Genie's, als eine weſentliche Verbeſſerung der didaktiſchen Induſtrie. Kann doch ſo ein einziger Lehrer tauſend Schüler dreſſiren.

Man müßte aber ein Buch ſchreiben, wollte man das hier nur Angedeutete halbweg erſchöpfen.

Wenn nun von einem Genfer Hiſtoriker die Rede iſt, ſo vermuthet man ohne Weiteres ſchon, daß er weder ein philoſophiſcher noch ein deſcriptiver Geſchichtſchreiber ſeyn wird, ſondern ein pragmatiſcher. Bei Sismondi trifft dieſe ſehr begründete Vermuthung nur halb ein; Pragmatiker iſt er allerdings, und zwar einer von denen, die Alles beſſer wiſſen, und leider bei allen großen Ereigniſſen ſeit Erſchaffung der Welt gefehlt haben, um die unvernünftige Welt vernünftiger zu lenken; — Sismondi hat aber auch eine poetiſche Ader, er iſt italieniſchen Urſprungs, mit einem gewiſſen Gefühle für poetiſche Schönheit begabt, und ſo hat er auch die deſcriptive Seite der Geſchichtſchreibung cultivirt. Wir ſehen ihn, wie Capefigue, Thiers, Michaud, Frantin, Salvandy u. m. A. zwiſchen der abſtract pragmatiſchen und der abſtract deſcriptiven Manier auf einem mittleren Gebiete, welches indeß nicht mit der höheren philoſophiſchen Mitte, nach der Michelet ſtrebt, zu verwechſeln iſt.

Sismondi's erſte hiſtoriſche Arbeit war die Geſchichte der italieniſchen Freiſtaaten im Mittelalter, eigentlich eine Geſammtgeſchichte Italiens ſeit dem Untergang des weſtrömiſchen Reichs. Bedenkt man das Chaos des italieniſchen Mittelalters und die Schwierigkeit, ein ſo unendliches Material ſowohl herbeizuſchaffen als zu bewältigen, und daraus ein Gebäude herzuſtellen, ſo kann man dem Verfaſſer eines ſolchen Werkes nicht leicht zu dankbar für die Belehrung ſeyn, welche er uns angedeihen läßt. Die franzöſiſche Kritik ſcheint auch dieſen Geſichtspunkt

allein festgehalten zu haben; ihr iſt Sismondi's Arbeit claſſiſch. Davon iſt ſie aber freilich weit entfernt. Denn weder iſt die Forſchung tief noch weit genug gegangen; viel Treffliches, was zu Gebote ſtand, iſt unbeachtet geblieben, vieles Benutzte iſt nicht verarbeitet, Uebereilungen fehlen auch nicht, und mit welcher Liebe auch bei Schilderung der Verfaſſungen, der Sitten und ſonſtigen Eigenthümlichkeiten der Zeit in der Nation verweilt wird, ſo will es doch Sismondi nicht gelingen, ein reines, treues Bild vom Mittelalter zu geben; Leo und Kortüm übertreffen ihn weit; es iſt zu viel Franzöſiſches, zu wenig Germaniſches in ihm. Das Urtheil iſt überall bieder, will das Wahre und Rechte ausſprechen; aber in unzähligen Fällen bringt ein gewiſſer republicaniſcher und moraliſcher Puritanismus den Autor zu den ſeltſamſten Aus- und Anſprüchen. Um über daſſelbe nicht mehr als nöthig zu ſagen, ſollen erſt unten einige Beiſpiele citirt werden.

Voltaire rieth einem jungen Poeten, nicht nach Deutſchland zu gehen und ſeine Verſe in Paris zu machen. Ganz Frankreich hat ein Vorurtheil gegen Sprache und Styl der Bücher ſolcher Franzoſen, welche im Ausland gelebt und geſchrieben. Wenn Frau von Staël ihre Verbannung ſo unerträglich fand, ſo kam das unter Anderm auch daher, daß ſie für die Reinheit ihres Styles beſorgt war. Es iſt richtig, die Literatur der Refugiés hat einen unverkennbaren Charakter, und auch Sismondi ſchreibt en genévois. Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob es denn unmöglich iſt, in Paris gutes Deutſch und in Berlin gutes Franzöſiſch zu ſchreiben, und ob bei urſprünglichen und abgeleiteten Sprachen daſſelbe gelten kann: das Factum iſt da; die Genfer ſind an ihrem Style (nicht an der Sprache) kenntlich. Wer Sismondi mit Vergnügen leſen will, dem rathe ich, zu den engliſchen, vom Autor ſelbſt beſorgten Ueberſetzungen zu greifen.

Das Verdienſt des Buches über die Literaturen der romaniſchen Völker liegt im Datum. Es erſchien zu einer Zeit, wo Laharpe noch ziemlich allgemein regierte. Sismondi mußte im Umgange mit den deutſchen Freunden der Frau von Staël und mit einigen Engländern eine freiere Anſchauung in äſthetiſchen Dingen gewinnen; ſchöne Sprachkenntniſſe hatte er, und ſo konnte er eine Arbeit liefern, die zu ihrer Zeit einiges Verdienſt hatte.

Ein Hauptmangel der Geſchichte des Untergangs des römiſchen Reichs liegt ſchon im Titel angedeutet, der von einem Verfall nicht der römiſchen Civiliſation, ſondern der Civiliſation überhaupt ſpricht. Sismondi hat zu wenig Germaniſches in ſich, um das Weſen der mittelalterlichen Cultur zu begreifen; überdieß iſt ſeine Betrachtungsweiſe zu äußerlich, zu mechaniſch, zu wenig philoſophiſch, um nicht unſre heutige Cultur von der ſogenannten Renaiſſance abzuleiten, die allerdings ein wichtiges Moment in der Geburt des modernen Geiſtes, aber auch nicht mehr, die nicht Alles iſt. Cultur zieht man nicht an, wie einen Rock, und ſo ungefähr ſtellt ſich der Genfer Geiſt die Sache vor.

Die jetzt bis zum ein und zwanzigſten Bande fortgeführte Geſchichte der Franzoſen wird ſchwerlich vollendet werden; ſie wurde, was die hiſtoriſche Betrachtung anbetrifft, in einem politiſch-philoſophiſchen Geiſte begonnen, der von Tag zu Tag immer weniger anſprechen, und auf die neuere Geſchichte angewendet, auch nur eine durchaus ſchiefe Anſicht derſelben gewähren kann. Wenn man Sismondi's Geſchichte der Franzoſen lieſt, ſo fühlt man ſich fürchterlich beengt; die franzöſiſche und engliſche Parteilichkeit ſtört da freilich nicht, aber was tauſendmal unerträglicher iſt, das iſt dieſe Art von Unparteilichkeit, die im Kreiſe herumgeht und allen hiſtoriſchen Perſonen Lectionen, ja Püffe austheilt, weil ſie nicht nur zuweilen ſich gegen die Moral, ſondern — was weit ärger iſt — gegen alle Principien einer geſunden Politik, Adminiſtration und Nationalökonomie vergangen. Im vorigen Jahrhundert täuſchten ſich einige Hiſtoriker, indem ſie ihre politiſchen Ideale ſchon in einer entfernten Vergangenheit realiſirt glaubten. Das thut Sismondi nicht; er entſtellt die Facta nicht, die Vergangenheit erſcheint ihm meiſt in ihrer wahrhaften Geſtalt. Aber er kann und will auch von ſeinen Grundſätzen nicht laſſen; es iſt leider wahr, daß die Welt bis jetzt nicht die beſte geweſen iſt, aber das iſt eben das Unglück, und ſo erboſt ſich der Hiſtoriker gegen die Vergangenheit. Es iſt, als ob zwei Menſchen in Sismondi ſteckten. So lange er das Geſchehene bloß darſtellt, iſt er achtbar, oft ausgezeichnet, man kann viel von ihm lernen. Sobald aber das Dargeſtellte nun beurtheilt wird, ſobald die Reflexion anfängt, dann wird Sismondi unſäglich beſchränkt; unter den erſten Merowingern ſucht er nach Spuren eines Finanz- und See-Miniſteriums, einer geregelten Verwaltung, Diplomatie; Karl den Großen nimmt er ſchon in die Schule, und wie kritiſirt er die Capitularien; daß das vierzehnte Jahrhundert über die Principien des conſtitutionellen Staatsrechts und der Nationalökonomie nur ein ſchlechtes Examen beſtehen kann, und im ſechzehnten die Leute ſo wenig von der religiöſen Toleranz verſtanden, bringt ihn in den gewaltigſten Zorn, den man gar nicht begreift, weil Sismondi ganz vortrefflich die ſämmtlichen Verhältniſſe jener Zeiten kennt, und nun nichts leichter wäre, als daraus den Schluß zu ziehen: die Dinge hatten eben nicht anders ſeyn können. Es iſt faſt ſpaßhaft zu ſehen, wie derſelbe Menſch dieſelbe Sache weiß und auch nicht weiß.

Wenn Sismondi als Pragmatiker in der Geſchichte der Franzoſen eben ſo ungenügend iſt, wie er es in der Geſchichte von Italien war, ſo hat er dagegen als Forſcher ſich bedeutend gebeſſert. Die unermeßliche Beleſenheit, die Gewiſſenhaftigkeit, womit alle Quellen befragt und ausgebeutet werden, verdienen die höchſte Achtung. Sismondi's Buch iſt eines von denen, die man leſen muß. Wenn nun der Erfolg doch nicht mit der aufgewendeten Mühe in Harmonie ſteht, wenn Sismondi's Verdienſt ſich darauf beſchränken ſollte, ſehr viele Punkte der franzöſiſchen Geſchichte mit höchſter Wahrheit dargeſtellt zu haben, wenn aber die Wahrheit des Ganzen geringer ſeyn ſollte, ſo hat dieß wohl ſeinen Grund, daß das Geſchäft der Forſchung von dem der Darſtellung nicht getrennt worden iſt. Man ſollte die Redaction eines hiſtoriſchen Werkes erſt dann

beginnen, wenn man alle Materialien für das ganze Werk herbeigeſchafft, ſtudirt und geordnet hat. Sismondi kommt mir wie ein Mann vor, der aus der Hand in den Mund lebt und beim Anfange des Jahres ſich keinen feſten Etat für ſeine Ausgaben macht. Eine ähnliche unordentliche Wirthſchaft herrſcht in dieſer Geſchichte der Franzoſen. Sismondi ſtellt ſich gar zu ſehr in die Lage, worin jedes Jahrhundert ſich ſeiner eigenen Geſchichte gegenüber befindet. Wo Sismondi von Karl dem Großen handelt, ſcheint er noch gar nicht zu wiſſen, was ſich ein Jahrhundert ſpäter begeben wird, und ſo hat er alle Nachtheile eines urſprünglichen, zeitgenöſſiſchen Hiſtorikers, ohne doch die Tugenden zu haben. Bei Sismondi fehlt alle Einheit; die Jahrhunderte folgen bei ihm auf- aber nicht auseinander.

Sprache und Styl haben nichts, was ſonderlich auszeichnet und an franzöſiſchen Büchern gewöhnlich gefällt. Sismondi iſt breit wie Barante und Thierry, aber nicht epiſch wie ſie; er iſt trocken wie Guizot und Mignet, aber nicht ſcharf und ſchlagend wie ſie. Den beſten Eindruck macht er, wie ſchon geſagt, wenn man ihn engliſch lieſt.

Es bleibt ein Wort über Sismondi's Lebensumſtände zu ſagen. Jean Charles Leonard Sismonde de Sismondi ſtammt aus einer piſaniſchen Familie, die ſich ſeit 1568 in Frankreich und ſpäter in Genf niederließ. Er wurde in Genf geboren und ſtudirte daſelbſt. 1792 flüchtete er mit ſeinem Vater nach England, man demokratiſirte damals Genf. 1794 kam er zurück, aber die Unruhen dauerten noch fort; man plünderte das Sismondiſche Haus, und das Revolutionstribunal verurtheilte Vater und Sohn zu einjähriger Gefangniß- und einer Geldſtrafe von zwei Fünfteln ihres Vermögens. Nach wieder erlangter Freiheit ging die Familie nach Toscana (hier entſtand das Tableau de l'agriculture toscane. Genf 1801): aber auch hier erreichte ſie die Revolution. Von den Franzoſen als Ariſtokrat, von den inſurgirten Italienern bald darauf als Franzoſe verhaftet — Genf war unterdeß der franzöſiſchen Republik einverleibt worden — genoß Sismondi bis zum Jahre 1800 wenig Ruhe. Seitdem lebt er meiſt in Genf, die Winter gewöhnlich in Italien oder in Paris bei ſeinen doctrinären Freunden zubringend. Als Mitglied des Genfer großen Rathes war er faſt der einzige, der ſich in dem letzten Zwiſte der Schweiz mit Frankreich für das Begehren Frankreichs und Ausweiſung des zweideutigen Thurgauers ausſprach; es war ſpaßhaft genug, wie er unendliche Maſſen ſtaats- und völkerrechtlicher Gelehrſamkeit auffuhr, um den Leuten etwas zu beweiſen, was ſie nicht beweiſen haben wollten. Sismondi iſt Mitglied einer großen Zahl von Akademien. *)

*) Herr von Sismondi hat jetzt den Entſchluß gefaßt, ſeine bis zum 24ten Bande geführte Geſchichte der Franzoſen nicht eigentlich zu vollenden, aber doch zu beenden. Er will die letzten 250 Jahre überſichtlich in 5 Bänden darſtellen. Aus den 31 Bänden hat er ſelbſt einen kürzlich erſchienenen zweibändigen Auszug gemacht.

Charles Dickens (Boz)

und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.

Binnen ein paar Jahren hat der Verfaſſer der Pickwick-Papiere eine ungeheure Popularität in England ſich erworben; die vornehmſten kritiſchen Zeitſchriften beſchäftigen ſich in ausführlichen Artikeln mit ſeinen Leiſtungen, und einzelne Kritiker tragen kein Bedenken, ſeinen Namen mit den größten zuſammenzuſtellen — eine Nähe, welche einem Talent von untergeordnetem Rang verderblich ſeyn müßte, und welche nach unſerm Dafürhalten, wir müſſen es geſtehen, auch Boz nicht ganz gut erträgt. Einige ſprechen von dreißig, Andre von ſechzigtauſend Exemplaren, in welchen ſeine Erzählungen verkauft werden ſollen, und er ſelbſt ſcheint durch die Raſtloſigkeit ſeiner Productionen, die nicht nur ſchnell auseinander folgen, ſondern ſogar nebeneinander erſcheinen, als ſchriebe er mit zwei Händen, gleichen Schritt mit dem ihn begrüßenden Enthuſiasmus halten zu wollen. Der Beifall, der dem jungen Autor in ſeinem Vaterland gezollt wurde, mußte natürlich auch in Deutſchland, welches ſo empfänglich iſt für die Productionen des Auslands, ſo geneigt zur Adoption fremder Celebritäten, bald ein Echo finden, und in der That werden auch die verſchiednen Werke von Dickens in mehrern Ueberſetzungen dem deutſchen Leſepublicum angeboten und von vielen kritiſchen Stimmen höchlich angeprieſen, wogegen jedoch andre, zum Theil nachdrücklich, Einſprache thun. Es ſollte uns nicht wundern, wenn die Deutſchen an dieſen komiſchen Erzählungen verhältnißmäßig wenig Geſchmack fänden, ja vielmehr würde uns das Gegentheil befremden, denn dieſelben ſind ſo ſehr engliſch, ſo, faſt ausſchließlich, national, daß für Ausländer ein großer Theil des Genuſſes und Reizes verloren geht, zumal in Ueberſetzungen, wo das Eigenthümliche der Sprache verwiſcht wird, was in den Boz'ſchen Erzählungen, welche ſich vorzugsweiſe in der Sphäre des niedern Londoner Lebens und der untern Geſellſchaftsclaſſen bewegen, den Dialekt und die einzelnen Ausdrücke, die Flüche und Ausrufungen, die Fehler in der Grammatik und Syntax, in der Ausſprache und im Gebrauch der Wörter nachahmend, ein bedeutendes Element ausmacht. Hierauf glauben wir freilich einerſeits das Urtheil gründen zu dürfen, daß der ſo ſchnell auf den Schild gehobne Charles Dickens denn doch nicht zu den Sternen erſter Größe am literariſchen Himmel Englands oder gar der Welt zu rechnen ſey, ſofern das wahrhaft Ausgezeichnete und Große, unſers Erachtens, doch immer auch in einem größern Kreis verſtändlich und anſprechend ſeyn, und das wahrhaft und allgemein Menſchliche in ſich begreifen und darſtellen muß, wie man dieß bei den anerkannten Meiſterwerken aller Zeiten und Völker, ſelbſt bei dem ausgeſprochenſten nationalen Gepräge findet; andrerſeits aber erkennen wir auch an, daß unſer Urtheil, aus den genannten Gründen, nicht ganz competent ſeyn kann, und wir wollen daher lieber die Urtheile ſeiner Landsleute über ihn mittheilen, in welchen, obgleich ſie zur Zeit noch gewaltig in die Lobpoſaune ſtoßen, doch auch ſchon Bedenklichkeiten und Zweifel ſichtbar werden, woraus mit der Zeit eine Oppoſition und Reaction

gegen den auf der Höhe der Popularität ſtehenden Autor werden mag.

Die ſchmetterndſten Trompetenſtöße zum Preiſe Dickens' läßt die Literary Gazette erſchallen; ſie ſagt: „Frühe ſchon begrüßten wir den aufſteigenden Stern von Dickens' Genius, und groß war unſre Freude, ſein glänzendes Emporſchweben über den Horizont zu beobachten, bis er eine feſte Stelle am literariſchen Himmel einnahm, als ein Geſtirn erſter Größe, und ſein liebliches Licht über die bewundernde Welt ausgoß. Wir wollen aus Veranlaſſung der Erſcheinung von Oliver Twiſt weder auf eine Kritik der Verdienſte des Verfaſſers überhaupt eingehen, noch einzelne Proben anführen. Aber wir können doch nicht ſo ganz kurz über dieß Werk weggehen, und wir möchten auf Eine Eigenſchaft aufmerkſam machen, welche Dickens in einem beiſpielloſen Maaße entwickelt hat, ausgenommen nur etwa die gewaltigen Namen Shakſpeare und Scott. Wir meinen die Schöpfung individueller Charaktere; das Beſchwören und Verkörpern einer Anzahl origineller menſchlicher Weſen in ſo weſenhafter Form und mit ſo lebendigen Gefühlen und Leidenſchaften begabt, und in ſo natürlicher Weiſe handelnd, daß ſie unmittelbar ſichtbar, perſönlich und uns ganz bekannt und vertraut werden; daß wir ſo wenig an ihrer Exiſtenz zweifeln, als wenn wir ſie im Fleiſch geſehen, mit ihnen geſprochen und ihrem Thun und Treiben zugeſehen hätten. Dieß wurde auf merkwürdige Weiſe offenbar bei dem Auftreten der Perſonen auf dem Adelphi- und Surreytheater. Alle Claſſen erkannten ſie ſogleich, und Logen, Parterre und Galerie riefen: das iſt der! das iſt jener! während des ganzen Auftretens der Charaktere von Oliver Twiſt und Nikolas Nickleby. Das heißt ächter Ruf! und wir wollen darüber einige Bemerkungen machen.

„Um von den Gewaltigſten zu ſprechen: Shakſpeare erſchöpfte Welten und erſchuf dann in ſeiner Phantaſie neue. Scott ſchwärmte in der Erfindung von Meg Merrilies, Dominie Sampſon, Cuddie Headrigg, Dandie Dinmont, Serjeant Bothwell, Dugald Dalzetty, Rob Roy und einer Menge Anderer. Aber wenn wir auf andre übergehen, auf Namen, die gefeiert ſind in unſrer Literatur, ſo finden wir, daß die Schöpfung Eines Charakters, oder von zwei, drei bis vier als genügend angeſehen wurde, den Ruf eines Schriftſtellers zu heben und zu gründen. Robinſon Cruſoe und Freitag verherrlichen den Namen De Foe's; Onkel Toby und Corporal Trim, Mr. Shandy und Dr. Slop ſind genug für Sterne; John Gilpin für Cowper; Tom O'Shanter und ſeine Cameraden für Burns, und ſo könnten wir noch hundert Fälle aufzählen. Und dann nehme man Dickens — einen jungen Mann, dem Publicum erſt ſeit drei oder vier Jahren bekannt, und ſchon hat er die Regionen der Imagination mit einem Heer neuer Geſchöpfe bevölkert. Es wäre ein ganzes Blatt erforderlich, ſie alle aufzuzählen, von Pickwick und Weller bis auf Saucers, Ralph Nickleby, Smike und Newman Noggs — alle ſehr originell und ganz treu nach dem Leben. Am Schluß einer langen Laufbahn hatten Richardſon, Fielding, Smollett, unſre glänzendſten Lichter auf dem Feld der Fiction, nicht mehr geleiſtet, als er in dieſem wunderbar kurzen Zeitraum.

Welche glückliche Begabung und Schärfe der Beobachtung verkündigt dieſer einzige Zug in ſeiner literariſchen Laufbahn. Und doch iſt dieß nur Ein Zug von vielen! Er hat tief gegraben ins menſchliche Gemüth; er hat edel ſeine Thätigkeit auf die Schilderung von Uebelſtänden gerichtet — auf das Werkhaus, die Hungerſchule, das Fabrikſyſtem und manche andre Dinge, vor welchen die glückliche Natur ſchaudernd zurückbebt. Als einem Moraliſten und Reformer grauſamer Mißbräuche haben wir ihm noch wärmeren Dank der Nation darzubringen. Möge er in einem langen Leben die Schuld unſrer Dankbarkeit noch erhöhen, während er uns mit noch vielen Schöpfungen erfreut und immer eine der andern folgt!"

Wir laſſen hierauf die etwas weniger enthuſiaſtiſche Beurtheilung im Quarterly Review folgen, die zugleich intereſſante Würdigungen der Eigenthümlichkeit andrer neuerer Humoriſten Englands gibt.

„Die Popularität dieſes Autors (Dickens) iſt eines der merkwürdigſten literariſchen Phänomene neuerer Zeiten, denn ſie iſt auf tadelloſe Weiſe gewonnen worden, ohne die Anwendung irgend eines jener Mittel, wodurch die meiſten andern Schriftſteller die Aufmerkſamkeit ihrer Zeitgenoſſen auf ſich gezogen haben. Er hat keinem populären Vorurtheil geſchmeichelt und aus keiner Thorheit der Zeit Nutzen gezogen; er hat keine Carikaturſkizzen des Weſens und der Geſpräche der Ariſtokratie verſucht, und in ſeinen Werken finden ſich wenig politiſche oder perſönliche Anſpielungen. Ueberdieß ſind ſeine Gegenſtände von der Art, daß ſie ihn anfänglich leicht dem fatalen Vorwurf der Gemeinheit ausſetzten; und mit Ausnahme gelegentlicher Auszüge in den Zeitungen wurde ihm wenig oder gar keine Unterſtützung von der Preſſe zu Theil. Und doch in weniger als ſechs Monaten vom Erſcheinen der erſten Nummer ſeiner Pickwickpapiere an gerechnet ſprach das ganze leſende Publicum davon — die Namen Winkle, Wardell, Weller, Snodgras, Dodſon und Fogg waren unſern Lippen ganz geläufig geworden, und Mr. Dickens war der große Gegenſtand des Intereſſe's ſämmtlicher männlichen und weiblichen „Löwenjager" der Hauptſtadt geworden. Ja, Pickwickjitze ſjurirten an den Fenſtern der Modehandler und Wollerhoſen in den Anzeigen der Säckler; man ſah Vezcabriolette durch die Straßen raſſeln, und das Bild des Verfaſſers des Pelham oder des Crichton (Ainsworth) ward abgekratzt oder überſchmiert, um an den Omnibus dem des neuen populären Lieblings Platz zu machen. Dieß iſt nur zu erklären durch die Vorausſetzung, daß eine neue Ader des Humors durch ihn eröffnet worden, daß ein neuer und entſchieden origineller Genius aufgetaucht iſt; und die flüchtigſte Muſterung der frühern engliſchen Schriftſteller der komiſchen Gattung wird darthun, daß in ſeiner eigenthümlichen Bahn Dickens nicht bloß der ausgezeichnetſte, ſondern der erſte iſt.

Bewunderer und Verkleinerer werden mit gleicher Bereitwilligkeit zugeben, daß er wenig oder nichts gemein hat mit den Novelliſten und Romanſchreibern des vorigen Jahrhunderts. Von Fieldings lebensvoller Anſchauung der Triebfedern der Handlung und ſeiner Geſchicklichkeit in der Anlage und im Bau des proſaiſchen Epos, oder von Smolletts Keckheit, Lebendigkeit

ſprudelnder Abenteuerlichkeit und reichen, poetiſchen Einbildungskraft hat er nichts; noch weniger kann er Anſpruch machen auf die ausgeſuchte Feinheit, die zarte Vollendung und Glätte und die vollkommne Durchführung von Steele's und Addiſons Lieblingscharakteren — Sir Roger de Coverley, Will Wimble, Will Honeykombe, Sir Andrew Freepart und andre; obgleich wir Weniges kennen, was glücklicher concipirt wäre als Sam Weller mit ſeiner ritterlichen Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, ſeiner Galanterie gegen das ſchöne Geſchlecht, ſeiner unzerſtörbaren Ruhe und Herrſchaft über ſich ſelbſt und ſeiner auf eigenthümliche Weiſe erwornen Weltkenntniß. Ein mikroſkopiſcher Beobachter möchte einige Punkte von Analogie im Vikar von Wakefield und im Beau Tibbs entdecken, aber ſicherlich nicht ſo viele, um darauf die Behauptung einer Parallele zu gründen. Eine Muſterung der vornehmſten humoriſtiſchen Schriftſteller der jetzigen Zeit wird zu einem ähnlichen Reſultat führen; wobei wir nur bevorworten, daß wir das Wort humoriſtiſch im populären Sinn nehmen, wornach es das bezeichnet, was einen lachen macht, und nicht im metaphyſiſchen.

Weit die erſte Stelle unter allen zeitgenöſſiſchen Schriftſtellern dieſer Claſſe ſtehen der ehrwürdige Sydney Smith und Theodor Hook — magis pares quam similes — und wir benützen gern die Gelegenheit, ihren anerkannten Verdienſten den Tribut unſerer Bewunderung darzubringen, während wir die hervorſtechenden Eigenthümlichkeiten beider anzudeuten ſuchen.

Was Sydney Smith betrifft, ſo haben wir uns die Mühe — oder vielmehr ſollten wir ſagen das Vergnügen — gegeben, eine Menge ſeiner glücklichſten Stellen zu analyſiren; und wenn wir uns nicht ſehr täuſchen, glauben wir das große Geheimniß ſeiner Kunſt namhaft machen zu können; es beſteht nämlich, neun Mal unter zehn, in ſpaßhafter Uebertreibung, oder in dem was die Logiker reductio ad absurdum nennen, d. h. darin, die Folgen eines aufgeſtellten Satzes oder Schluſſes bis zu den äußerſten Gränzen des Lächerlichen zu treiben; — wie in ſeiner bekannten Beſorgniß, daß, wenn Sir Andrew Agnews Grundſätze (über die ſtrenge Sonntagsfeier) Fortſchritte machten, „Whiſt und Tarok würden in die Wüſte verbannt werden, und wir es erlebten, zu ſehen, wie vier ältliche Gentlemen um ſechs Groſchen die Partie, unter den Bergen, ſpielten, und Schildwachen ausſtellten, um nach den Dragonern zu ſpähen," oder in ſeiner Bemerkung gegen einen Freund, der von dem Verdruß einer literariſchen Dame ſprach, als ſie einen Strohhalm (die Spur und das Symptom einer Miethkutſche!) in ihrem Geſellſchaftsſaal entdeckte: „Ha, was das betrifft, ſo bin ich ſchon in literariſchen Soirées geweſen, wo der ganze Boden ausſah wie ein Stoppelfeld." Die folgende Stelle aus Peter Plymley's Briefen mag unſere Behauptung noch weiter beweiſen:

„Aus den Augen, aus dem Sinn! ſcheint ein Sprüchwort, das eben ſo gut auf die Feinde wie auf die Freunde paßt. Weil man das franzöſiſche Heer nicht mehr ſah von den Felſen von Dover; weil die entnervten Londoner Badegäſte an der Küſte von Suſſex nicht mehr den Hall des Geſchützes hörten; weil die Morning-Poſt nicht mehr die Invaſion bald auf Montag, bald auf Donnerſtag, bald auf Samstag feſtſetzte; weil alle dieſe Gründe der Angſt aufhörten, bildetet ihr euch ein, die Macht Bonaparte's gehe auf die Neige und machtet euch auf den Weg nach Paris, mit Lord Hawkesbury dem Eroberer. Dieß iſt genau die Art und Weiſe, wie die Engländer ſich während des ganzen Revolutionskriegs benommen haben. Wenn Oeſterreich und Preußen waffneten, ſo ließen die Doctoren der Gottesgelahrtheit ſofort die Stellen aus dem Propheten Habakuk abdrucken, in welchen die Vernichtung des Uſurpators durch den General Mack und den Herzog von Braunſchweig ſo deutlich geweiſſagt iſt. Wenn Bonaparte Halt machte, ſo war eine Meuterei oder eine Ruhr daran ſchuld. Wenn einer ſeiner Generale von den leichten Truppen Rußlands aufgefreſſen und bis aufs Bein abgenagt wurde, ſo offenbarte ſich der blutige Geiſt dieſes Landes in ſeiner ganzen Glorie. Welche Scenen der Schändlichkeit enthüllte dann die Geſellſchaft für Unterdrückung des Laſters unſerm erſtaunten Auge! Die Töchter von Kaufleuten tanzend! Bierkrüge herbeigeſchleppt zwiſchen der erſten und zweiten Vorleſung; und dunkle und ferne Gerüchte von unanſtändigen Druckſchriften und Bildern!"

Dieſe Eigenthümlichkeit bei der Conſtruction ſeiner Scherze iſt jedoch weit nicht die einzige Eigenſchaft Sydney Smiths. Seine feine Bildung und ſein Whiggismus influenziren und färben den ganzen Strom ſeines Humors; ſo daß in der That ſeine glücklichſten Stellen ausdrücklich für die Kreiſe in Holland- oder Lansdowne-Houſe, oder eine andere Coterie von der alten Whig-Schule verfaßt ſcheinen, welche aus Männern beſtanden, ausgezeichnet in Literatur, Politik oder in der Geſellſchaft, und verkehrend mit dem Reichſten, Seltenſten, Beſten und Friſcheſten in allen geiſtigen Gebieten — durchſäet mit einer Anzahl literariſcher, hochgebildeter Frauen, um Würze und Geſchmack den Anſpielungen zu geben, die oft an die Gränze der conventionellen Schicklichkeit ſtreiften und ſie ſelten überſchritten. Man nehme z. B. einen Abſchnitt wie folgenden:

„Was den Geiſt der Bauerſchaft betrifft und ihre Tüchtigkeit zu einer tapfern Vertheidigung hinter Hecken, durch Geſchirrſtänder und Hühnerſtälle, ſo glaube ich, eine ſo hohe Meinung ich auch von ihrem Muth habe, daß doch keine Nation der Welt ſo leicht von einem paniſchen Schrecken dürfte ergriffen werden; und dieß in Folge ihrer gänzlichen Unbekanntſchaft mit Scenen des Kriegs. Alter Weizen und Bohnen in Flammen auflodernd zwanzig Meilen in der Runde — Karrengäule niedergeſchoſſen — die Schweine von Lord Somerville's Zucht wild durch das Land rennend — der Pfarrer des Kirchſpiels ſchmerzlich im Hintertheil verwundet — Mrs. Plymley in Krämpfen — alle dieſe Kriegsſcenen hat ein Oeſterreicher oder Ruſſe drei oder viermal durchgemacht; aber drei Jahrhunderte ſind es jetzt, daß kein engliſches Ferkel mehr im hitzigen Kampf auf engliſchem Grund gefallen, daß kein Pächterhaus geplündert worden iſt, oder die Gattin eines Geiſtlichen andere Liebesanträge anhören mußte, als die Ehezärtlichkeiten ihres ſchlichten, orthodoxen Gemahls. Die alte Ausgabe von Plutarchs Lebensbeſchreibungen, die in der Ecke eures Fenſters im Be-

ſuchzimmer liegt, hat viel beigetragen zu euren höchſt romantiſchen Erwartungen von unſerm ächt römiſchem Benehmen. Ihr ſeyd überzeugt, daß Lord Amherſt die Kühbrücke vertheidigen wird, wie Cocles, daß der Herzog von York ſeine capitulirende Hand verbrennen und der kleine Mr. S. B. den Ertrag von vierzig Jahren bieten wird für Moulsham-Hall, während die Franzoſen dort gelagert ſind. Ich hoffe, wir werden das Alles ſo erleben, wenn die Franzoſen kommen; inzwiſchen aber bin ich ſo entzückt von dem ordinär engliſchen Benehmen dieſer unſchätzbaren Perſonen, daß ich ernſtlich bete, es möge ihnen doch keine Gelegenheit gegeben werden zu römiſcher Tapferkeit, und keine Anſprüche auf die ſehr unrömiſchen Penſionen, die ſie Alle, natürlich, in Folge davon fordern würden."

Ein Tory jener Zeit konnte freilich wohl ſchwerlich die Anſpielungen auf Lord Amherſt, den Herzog von York, Mr. S. B. und die Penſionsliſte goutiren; um eine Freude zu haben an dem Spaß über Lord Somerville und ſeine Säue mußte der Leſer eigentlich mit ihm und ſeinen landwirthſchaftlichen Liebhabereien perſönlich bekannt ſeyn; und wir fürchten, wenige außer den hochgebildeten Damen der höhern Kreiſe, die durch ihren Rang und das Bewußtſeyn ihrer Geiſteshöhe befreit waren, von jeder Möglichkeit der Beſchuldigung von Gemeinheit und Unanſtändigkeit würden umhin können, Anſtoß zu nehmen an dem Schickſal, welches den Pfarrern der Landgemeinden und ihren Frauen gedroht wird. Aber Jedermann iſt im Stande, die paſſende Wahl und Zuſammenſtellung lächerlicher Umſtände und Einzelnheiten in der obigen Stelle zu begreifen und zu würdigen; und dieß iſt nun wieder ein Mittel, Heiterkeit und Lachen zu erregen, worin es nicht leicht wäre, unſerm Geiſtlichen es gleich zu thun. Wenn irgend ein Individuum etwas Lächerliches in ſeinem Benehmen, ſeiner Privatgeſchichte, ſeiner Haltung oder Kleidung hat, und keinen ſehr heftigen Ehrgeiz beſitzt, in Amber einbalſamirt zu werden zur Beluſtigung ſeiner Freunde, ſo rathen wir ihm, ſich fern von Hrn. Sydney Smith zu halten, oder wenigſtens ihn nicht zum Scherz und Spott herauszufordern.

(Fortſetzung folgt.)

Graf Xavier de Maiſtre.

(Schluß.)

Etwas umfaſſender als der Ausſätzige und in ihrer Art ebenſo trefflich ſind die beiden andern Erzählungen, die im Jahr 1820 in Paris erſchienen. Die junge Sibirierin iſt ganz köſtlich durch das wahre, durchgängige, tiefgegründete und im Ton gemäßigte Pathos, gemiſcht mit feiner Beobachtung und einer milden Verſpottung der menſchlichen Natur, die der nüchterne Autor noch durch eine Thräne hindurch ſcharf und klar ſieht. Hier iſt ihm eine zweite Vergleichung ein zweiter Triumph vorbehalten, und mit Leidweſen muß ich es ſagen, wieder über eine Frau. Madame Cottin hat in ihrer: Elisabeth oder die ſibiriſchen Verbannten einen Roman aus dem gemacht, was Herr Xavier de Maiſtre einfach erzählt. Bei ihr hat man ein junges, ſchwärmeriſches, ſentimentales Mädchen, die Tochter des Verbannten von der Hütte am See; ſie hat einen edeln, ſchönen Liebhaber, den jungen Smoloff; ihn wünſchte ſie ſich zum Führer auf ihrer Wallfahrt, aber man hält für angemeſſener, ihr einen Miſſionär mitzugeben; am Ende heirathet ſie den Geliebten. Das einfache, wirkliche, fromme und tapfere Mädchen, Praskovie, geht ganz unter in der Sentimentalität der Madame Cottin, noch mehr als der Ausſätzige in der geiſtreichen Manier der Madame Cottin. Man kann hier mit den Worten der Praskovie ſelbſt ſich ausſprechen; wie ſie nach ihrem unerwartet glücklichen Erfolg eines Tags in das Schloß Ermitage geführt wird, und dort ein großes Gemälde ſieht von Silenus, welchen die Bacchantinen halten, ruft ſie aus: „Alles dieß iſt doch nicht wahr! das ſind ja Menſchen mit Bocksfüſſen! Welche Narrheit, Sachen zu malen, die es nie gegeben hat, da ja doch kein Mangel an wirklichen iſt!" Aber um die Sachen zu ergreifen wie ſie in Wahrheit ſind, wie Maiſtre in ſeiner Erzählung gethan, um auch nur Eine Seite zu verfolgen, die des brünſtigen Glaubens, der vertraut, und des Heldenmuths, der ſich ſelbſt nicht kennt, um hiemit im Vorübergehen und ohne Mißklang einige heitrere Züge zu verbinden, oder die Anſchauung der Schwächen und Bosheit des Herzens, um nichts zu vergeſſen, Alles zu verſchmelzen und Alles in Einer wohlthuenden Rührung auszugleichen: dazu gehört ein ganz eigenthümliches Talent, eine um ſo feinere Kunſt, als ſie ſich verbergen muß, und man am Ende nicht weiß, ob ſie ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt.

Die Gefangenen vom Kaukaſus ſcheinen, in der Eigenthümlichkeit der ſo lebhaft geſchilderten Sitten und Charaktere, an dieſem gewöhnlich ſo milden und anmuthigen Talent, ein Vermögen der Kühnheit zu offenbaren, welches im Nothfall vor keinem Zug der Wirklichkeit und der Natur, ſelbſt in ihrer wildeſten Geſtalt nicht, zurückſcheut. Merimée dürfte die Perſon Ivans beneiden, den braven Diener des Majors, ſo treu und ſo trotzig zugleich, der jedem, der ihn beläſtigt, ſo raſch ſeinen Schlag mit der Axt verſetzt, dazu die Weiſe pfeifend: Hai Luli, Hai Luli!

Graf Xavier de Maiſtre kam im Winter 1838 — 1839 das erſtemal nach Paris; ein einzigesmal zuvor hatte er einen kleinen Theil Frankreichs ſchnell durchreiſt. Aber er hat bei ſeinem kurzen Aufenthalt dauernde Erinnerungen zurückgelaſſen bei Allen, die ſo glücklich waren, ſich ihm nähern zu dürfen. Vergnügen und Nutzen könnte man aus mehr als einem ſeiner naiven und feinen Urtheile ziehen. Unſre modernen Schriftſteller hat er wenig geleſen; bei ſeiner Ankunft kannte er ſie nur dem Namen nach, ſelbſt die ſehr kleine Zahl derjenigen, die ihm zuſagen dürften. Als er die modiſchen Schriften durchlief, erſchrack er anfangs und fragte, ob denn unſre Sprache ſich verwandelt habe während der langen Zeit, welche er im Ausland gelebt hatte; „was mich jedoch ein wenig beruhigt, fuhr er fort, iſt, daß wenn man auch ganz anders ſchreibt, doch die meiſten

Perſonen, denen ich begegne, noch dieſelbe Sprache reden, wie ich." Als er einer Sitzung unſerer Kammer anwohnte, ward er faſt aus der Faſſung gebracht durch ſo viele Worte; herkommend von der Stille der Villen und der Ruhe abſoluter Monarchien begriff er nicht recht den Nutzen all dieſes Gelärmes, und ich geſtehe, man hätte Mühe gehabt, im Augenblick ihn ihm recht einleuchtend zu machen. Auch hatte er eine für die Repräſentativ-Verfaſſung gar zu ungünſtige und unvortheilhafte Viertelſtunde getroffen; warum wählte er nicht einen ſchmeichelhafteren Augenblick? Die Deputirtenkammer mahnte ihn jedesmal daß er vorbeikam, ſagte er, unwillkürlich an den Veſuv. — Nun ja, allenfalls was den Rauch und Dampf betrifft, wenn ſchon nicht in Betreff der Gefahr einer Exploſion. Er aber glaubte auch an die Gefahr. Er liebte auch gar nicht den Quai Voltaire (eine Familienantipathie) und eilte dort immer ſo raſch er konnte vorbei, den Kopf ſenkend und ſeine Blicke nach der Seine richtend. Er bewundert, wie man ſich denken kann, die Werke ſeines berühmten Bruders, und bei aller Toleranz, ohne einen Schatten von Dogmatismus, ſcheint er ſie ganz inſtinctmäßig in ſich aufzunehmen als die allereinfachſte Ideenreihe von der Welt; er findet, daß das ſchönſte Buch des Grafen Joſeph das von der gallikaniſchen Kirche iſt. Was er am meiſten bei unſern großen Literaten zu vermiſſen und zu bedauern ſchien, das iſt der Mangel an Einheit im Leben. Er hat ſie im ſeinigen: Einfachheit, Reinheit Beſcheidenheit, Glück; ein ſchönes Muſter alter Sitten, bis ans Ende treu bewahrt in einem anmuthigen Geiſt und einer gefühlvollen Seele. — Mit großem Lob pflegte er von einem Genfer Schriftſteller von vielem Geiſt zu ſprechen, der in dem bald rührenden, bald humoriſtiſchen Genre ein wenig zu ſeiner Schule gehört, und von dem er wünſchte, daß man ihn in Frankreich bekannt machte, von Herrn Töpfer. *)

Zur ſelben Zeit, wo der Graf Xavier de Maiſtre ſich uns als einer der Menſchen darſtellte, deren Begegnung über viele getäuſchte Erwartungen in der Literatur tröſtet und mild mit der menſchlichen Natur ausſöhnt, zeigt ſich in der unvermerkt ſteigenden Verbreitung ſeiner Werke eine Bewegung, die nicht ohne Bedeutung iſt und von einer tröſtlichen Vordedeutung für die Läuterung des Geſchmacks. Man hat ihn wenig ausposaunt und geprieſen in den Journalen; keines der üblichen großen Mittel iſt angewandt worden, um mit Gewalt einen Erfolg herbeizuführen, und doch! in 4 Monaten, und zwar ſehr unglücklichen für den Buchhandel, ſind 1948 Exemplare ſeiner Werke verkauft worden. Die Zahl iſt authentiſch und ich gebe ſie als einen Troſt. Der Cultus des Rührenden und Einfachen behält denn doch immer noch ſeine Getreuen und weiß ſie geräuſchlos zu verſammeln.

*) Mehrere ſeiner Erzählungen hat das Morgenblatt mitgetheilt.

Miscelle.

Der zweite Theil von Goethe's Fauſt in England und Frankreich.

Es iſt in dieſen Blättern ſchon früher von der Verpflanzung des Fauſt, in ſeiner fragmentariſchen Geſtalt, nach England und Frankreich, und von den Beurtheilungen, die er daſelbſt erfuhr, die Rede geweſen; wir haben jetzt zu berichten, daß auch der zweite Theil, über welchem ſich in Deutſchland ſo manche Aeſthetiker, Kritiker und Philoſophen den Kopf zerbrochen haben, da der greiſe Dichter in dieß jedenfalls höchſt merkwürdige Werk ſo gar viel „hineingeheimniſt" hat, in jenen Ländern zur Kenntniß des Publicums gebracht zu werden anfängt. Das Monthly Magazine nämlich, das unter einer neuen Redaction einen neuen Aufſchwung nehmen zu wollen ſcheint, gibt in ſeinen neueſten Nummern ſeit Anfang dieſes Jahrs eine Ueberſetzung in „rhythmiſcher Proſa" von Leopold J. Bernays, in welcher die lyriſchen Stellen im Metrum des Originals, jedoch ohne den Reim, das übrige aber in Proſa wiedergegeben iſt. Die Revue des deux Mondes enthält einen ausführlichen Artikel von H. Blaze über den zweiten Theil Fauſt, worin auch einige Ueberſetzungsproben, natürlich in Proſa, mitgetheilt ſind. Wir werden ſpäter wieder darauf zu ſprechen kommen, und bemerken hier nur in Beziehung auf die engliſche Uebertragung, daß ſie, ſo ſchwierig auch das Original iſt, doch einige Mißverſtändniſſe und Verſtöße abgerechnet, ausgezeichnet treu und den Nuancen des Originals ſich anſchmiegend iſt. Wir finden es wohlgethan, daß dem engliſchen Publicum, ſo weit es ſich für deutſche Literatur und Poeſie intereſſirt, einſtweilen durch eine ſolche Uebertragung ein Begriff und Vorſchmack von dem gegeben wird, was es zu erwarten hat, worauf dann ſpäter Verſuche folgen mögen, auch die poetiſche Form des Werkes getreu nachzubilden. Die lyriſchen Stellen nehmen ſich, auch ohne den Reim, im Engliſchen recht gut aus; die in Proſa überſetzten aber, deren Inhalt oft ſo phantaſtiſch und überſchwänglich iſt, bekommen ein ziemlich ſeltſames Anſehen, denn was in Verſen komiſch, pikant und frappant lautet, klingt in Proſa oft trivial und faſt lächerlich. Die Ueberſetzung gibt aufs neue Gelegenheit, einerſeits die glückliche Kürze des Engliſchen, andererſeits ſeine Verwandtſchaft mit dem Genius der deutſchen Sprache zu erkennen.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Julius 1839.

Der Fürſt von Talleyrand.

Von Mignet.

Um unſern Leſern eine Probe zu geben von den Styl und der Weiſe Mignets, des berühmten Geſchichtſchreibers der Revolution, wählen wir einige Stellen aus dem Vortrag, welchen er am 11 Mai vor der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften zum Andenken Talleyrands hielt, des Mannes, der ihn, wie ſeinen Jugendfreund und vom Glück noch mehr emporgehobenen Gleichſtrebenden, Thiers, mit ſeiner beſondern Auszeichnung und Gunſt beehrte. Durch dieß Verhältniß wird nun freilich die Unbefangenheit einigermaßen beeinträchtigt; indeß iſt es immerhin intereſſant zu vernehmen, wie ſich ein geiſtreicher Hiſtoriker über eine ſo merkwürdige hiſtoriſche Perſon, welche ſo viele Schmähungen mit ins Grab nahm, ausſpricht. Wir bemerken nur, daß Mignet den Privatcharakter Talleyrands nur ſo leicht und leiſe als immer möglich berührt, und dadurch das Delicate ſeiner Aufgabe ſich etwas erleichtert.

„Bald iſt es ein Jahr, daß der letzte große Repräſentant des 18ten Jahrhunderts, der Mann von Geiſt, der ſich noch mit Voltaire unterhalten hatte, das berühmte Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, der einen ſo bedeutenden Antheil an den Acten der erſten Revolution genommen, der Freund von Sieyes, der Teſtamentsvollſtrecker Mirabeau's, der Rath Napoleons während der erſten acht Jahre ſeiner Macht, der Schöpfer der Reſtauration, der ſich ſo bald von ihr entfernte, der vollendete Diplomat, der ſo oft bei der Austheilung der Staaten mitgewirkt, im Alter von vierundachtzig Jahren ſtarb.

„Ich habe heute ſein Leben zu ſkizziren, das ſo enge verflochten iſt mit der Geſchichte unſrer Epoche, ſeine Werke zu würdigen, welche meiſt mit den gleichzeitigen Ereigniſſen ſelbſt zuſammenfließen. Es iſt eine ungeheure Aufgabe, die in die engen Gränzen einer Rede ſoll zuſammengedrängt werden, und ſehr ſchwer zu erfüllen in einer den zu berichtenden Thatſachen noch ſo nahen Zeit. Ich werde mich beſtreben, ihr zu genügen, werde ſtreben, nichts Wichtiges auszulaſſen, nichts zu ſagen als die Wahrheit. Meine Verpflichtungen gegen die Körperſchaft, vor welcher ich rede, in Einklang bringend mit den perſönlichen Erinnerungen, die mir geblieben ſind, werde ich mir doch vorhalten, daß ich der Geſchichte gegenüber ſtehe. Wenn ich aber in dieſem Kreis die Pflichten des Hiſtorikers erfülle, hoffe ich auch hier die Geſinnungen der billig urtheilenden Nachwelt zu finden.

„Charles Maurice de Talleyrand-Perigord wurde zu Paris am 13 Februar 1754 geboren. Er gehörte einer alten und großen Familie an. Er war der älteſte Sohn, und obgleich er beſtimmt war, das Haupt ſeines Stammes zu werden, entbehrten doch ſeine erſten Jahre der vorſehenden und liebevollen Sorgfalt und Pflege. Er wurde in einer Vorſtadt von Paris der Nachläſſigkeit einer Amme überlaſſen. Ein Fall, den er, ein Jahr alt, that, machte ihn für immer leidend am Fuß, und gab ſeinem Leben eine andere Richtung. Seine Eltern erfuhren anfänglich nichts von dieſem unglücklichen Zufall, und als ſie ihn erfuhren, wurde er für ihn die Veranlaſſung, daß er ihre Gunſt und Liebe verlor. Damals beſtimmte man den Söhnen aus großen Familien zum voraus die Stelle, die ſie im Leben einnehmen ſollten; es gab für ſie eine Art von ſocialer Prädeſtination. Der Aelteſte wurde für die Armee beſtimmt, die Jüngern für die Kirche. Jenem lag es ob, die Familie fortzupflanzen, dieſe waren verdammt, in einer ihrem Glanz vertheilhaften Unfruchtbarkeit zu erlöſchen.

„Herr von Talleyrand, durch das Recht der Geburt berufen, an die Spitze der Seinigen zu treten, ward durch ſeinen körperlichen Schaden zur Laufbahn der jüngern Söhne beſtimmt. Seine Eltern verfügten über ihn, ohne Rückſichten auf ſeine Neigung. Die Kirche ward ſein Theil. Aus den Händen von Miethlingen ging er in die Collegien und dann in die Sorbonne über, ohne nur einmal ſeit ſeiner Geburt unter dem väterlichen Dache geſchlafen zu haben. Während ſeiner Kindheit und Jugend ganz ſich ſelbſt überlaſſen, bildete er ſich auch allein. Er lernte früh überlegen und nachdenken, und die Empfindungen concentriren, die er nicht ausſprechen und mit-

theilen konnte. Er war mit seltenen Eigenschaften geboren; seine Erziehung fügte noch andre zu den ihm von Natur eigenen, von welchen einige selbst eine andre Richtung annahmen. Er war geschеidt, er wurde kenntnißreich; er war keck, er wurde zurückhaltend; er war heißblütig, er wurde abgemessen; er war kräftig und er wurde gewandt. Der Ehrgeiz, den er unter allen Umständen würde gehabt haben, und der, von seinen großen Talenten unzertrennlich, gewißermaßen nur deren Uebung war, nahm von dem Wesen und der Art der Kirche ihre Bedächtigkeit und ihre Mittel an. Seit ihrem Bestehen Zeugin von so vielen beweglichen Anordnungen und von so vielen vorübergehenden Ideen, hat die Kirche ihre Politik in ihrer Geduld gefunden; sich für die Ewigkeit haltend, wußte sie immer die Verhältnisse der Zeit zu ertragen und überall den ihr günstigen Augenblick abzuwarten. In dieser großen Schule unterrichtete sich Talleyrand in der Kunst, die Menschen zu ergründen, die Umstände zu beurtheilen, den passenden Moment zu ergreifen, sich der Zeit zu bedienen, ohne ihr voranzueilen, und sich den Willen der Menschen dienstbar zu machen, ohne ihn zu zwingen.

„Nach Vollendung seiner theologischen Studien trat er in die Welt unter dem Namen des Abbé de Perigord. Verletzt und durchkreuzt in seinen Neigungen trat er in sie ein mißvergnügt und bereit, den Revolutionär zu spielen. Er erlangte sogleich den Ruf eines Mannes, mit dem man es nicht verderben dürfte, und der bei einem guten Familiennamen, großer Ruhe, unendlich vielem Geist, etwas Anmuthigem, was für ihn einnahm, etwas Bosheit, welche ihn gefürchtet machte, vielem Feuer, das jedoch durch hinlängliche Klugheit zurückgehalten und mit ausnehmender Feinheit beherrscht wurde, nothwendig sein Glück machen mußte.

„Talleyrand, auf welchen die Krönung und Salbung Louis' XVI und der dabei entfaltete kirchliche Pomp keinen Eindruck machte, sah bald nachher den greisen Voltaire, und dieser war die erste Größe, vor der er sich beugte. Er bewahrte von den zwei Unterredungen mit ihm, wo es gewiß auf keiner Seite an Geist fehlte, unauslöschliche Erinnerungen. Bis in seine letzten Lebenszeiten redete er gerne davon, und die Lebhaftigkeit seiner Bewunderung für Voltaire schwächte sich nie. Gehörte er doch selbst durch sein ganzes Wesen der Voltaire'schen Familie an!

„Im Jahr 1780 wurde er Generalagent der französischen Geistlichkeit und übte während acht Jahren höchst wichtige Functionen. Die ungeheuer begüterte französische Kirche regierte und besteuerte sich selbst; ihr Generalagent war ihr Minister; hier lernte Herr von Talleyrand die Geschäfte. Schon besaß er den Ruf eines geistreichen, jetzt erwarb er sich auch den eines geschäftstüchtigen Mannes. Der Welt und der Politik war er so wenig fremd, daß er im amerikanischen Krieg ein Kaperschiff gegen die Engländer mit seinem Freund Choiseul-Gouffier ausrüstete.

„Der Geist war der eigentliche Herrscher in jener Zeit. Er hatte Alles ausgelöscht, ohne noch etwas zu zerstören. Er hatte die Autorität und Herrschermacht milder, die Geistlichkeit duldsamer, den Adel umgänglicher gemacht. Er hatte die Personen einander genähert, ohne die Classen und Stände zu vermischen. Er hatte eine Blume von feiner Höflichkeit und einen Reiz von hochgebildeter Lebensart in dieser alten Gesellschaft eingeführt, welche ihre Leidenschaften verloren zu haben schien, um nur noch ihre Sitten zu behalten. Man war glücklich und vertrauensvoll, wie man es immer ist in den Zeiten, wo die Revolutionen nur erst in den Geistern und Köpfen wirken, wo man nur erst die Ideen ändert, wo das Unterliegen des alten Glaubens noch Niemand ein Leid zufügt, wo die Thätigkeit rein geistiger Art ist und der Enthusiasmus für das was man hofft, Einem nicht Zeit läßt zu bedauern, was man verliert. In einer solchen Zeit lebte Talleyrand, einer Schule angehörend, welche Voltaire zum Meister, Souveräne und große Herren zu Schülern, die Rechte des Geistes zum Glaubensartikel und den Fortschritt der Menschheit zum Zweck hatte.

„Die Revolution trat ein; Talleyrand, jetzt Bischof von Autun, nahm an der Versammlung der Notabeln, und dann an der der Generalstaaten Theil. Er hielt vor der Geistlichkeit, die ihn wählte, eine Rede, worin er, obwohl aus vornehmer Familie, die Gleichheit der Stände und Gemeinsamkeit aller Rechte, und obwohl Bischof, die Freiheit der Geister ansprach. Mit solchen Verpflichtungen trat er in die Generalstaaten, wo er einer der eifrigsten Beförderer der Revolution im Sinne des Volks wurde. Er lieh dieser großen Sache seine Gewandtheit, wie Sieyes ihr seinen Gedanken, Mirabeau seine Beredsamkeit, Bailly seine Tugend, Lafayette seinen ritterlichen Charakter und viele andere treffliche Männer ihren Geist und ihre Hingebung liehen.

„Bald nahm er den ihm gebührenden Platz ein; er machte einen Antrag gegen die Gültigkeit der den Deputirten von ihren Wählern aufgegebenen Mandate und setzte ihn durch. Am 14 Julius wurde er als der Zweite in das Constitutions-Comité gewählt, und später mit dem Entwurf eines Plans des öffentlichen Unterrichts, einer höchst umfassenden Arbeit, beauftragt. Er unterzog sich auch sonst während dieser Periode den ausgebreitetsten und mannichfachsten Arbeiten, schlug die Annahme von gleichem Maaß und Gewicht, die Abschaffung der Lotterien vor, war thätig bei der Erklärung der Menschenrechte und bei der Abschaffung und Ablösung der Zehnten, und zeichnete sich sehr als Finanzmann aus. Er unterstützte die von Necker vorgeschlagenen Anlehen und empfahl kräftig, den Staatsgläubigern Wort zu halten. Er machte den berühmten Antrag auf den Verkauf der Kirchengüter, indem er bewies, daß sie Nationaleigenthum seyen, und hielt am 14 Julius auf dem Märzfeld die sogenannte Constitutionsmesse. Im Angesicht von 700,000 Zeugen, trunken von Enthusiasmus, mitten unter Föderirten aus allen Departements, die von den gleichen Wünschen beseelt waren wie Paris, in Gegenwart der einen Augenblick in den gleichen Gefühlen verschmolzenen königlichen Familie und Nationalversammlung bestieg er den daselbst errichteten Altar, um gewissermaßen dem künftigen Schicksal Frankreichs die Weihe zu geben. Er stimmte für den bürgerlichen Eid der Priester, aber

zerfallen mit den Geiſtlichen ſeiner Diöceſe und von der Excommunication des Papſtes bedroht, lehnte er die Ernennung zum Erzbiſchof von Paris ab und trat ins bürgerliche Leben zurück.

(Fortſetzung folgt.)

Charles Dickens (Boz)

und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.

(Fortſetzung.)

Luſtig iſt auch ſeine Art, die Politik Percevals zu verſpotten. Es war ganz und gar nichts Abſurdes an der Vorausſetzung dieſes Staatsmanns, die Franzoſen würden weit weniger zum Krieg geneigt ſeyn, wenn ſie ſich vieler Lebensbedürfniſſe und Bequemlichkeiten beraubt ſähen. Von einem Franzoſen, dem ſein Kaffee und ſein Zuckerwaſſer fehlte, konnte man mit Grund erwarten, daß er Maaßregeln geneigter ſeyn werde, die ihm zu dieſen Luxusartikeln wieder zu verhelfen verſprachen. Aber als einige unkluge Anhänger des Miniſters unter den Artikeln, welche von unſern Schiffen den Franzoſen würden abgeſchnitten werden, auch der Apothekerwaaren erwähnten, da drängte ſich von ſelbſt das Bild einer großen Nation ohne Arzneimittel auf, und die Gelegenheit war zu lockend, um hinaus gelaſſen zu werden.

„Welch ein großartiger Gedanke (ruft Plymley aus), daß jetzt keine Purganz eingenommen werden kann zwiſchen der Weſer und Garonne; daß der geſchäftige Stößel ruht und der dröhnende Mörſer verſtummt iſt, und die Eingeweide der Menſchenkinder verſchloſſen auf vierzehn Breitegrade hin! Wann, ich wäre begierig es zu wiſſen, wann wurden alle Kräfte der Unverdaulichkeit und Blähung den Miniſtern Sr. Majeſtät vollſtändig erklärt? In welcher Periode ward dieſer große Plan der Eroberung und Verſtopfung ganz entwickelt? In weſſen Geiſt entſprang zuerſt die Idee, den Stolz und die Pfla er Frankreichs zu vernichten? Ohne Ricinnöl hätte allerdings der Krieg wohl ein paar Monate hinausgezogen werden können; aber können ſie beſtehen ohne Chinarinde? Werden die Leute leben wollen unter einer Regierung, wo kein Antimonpulver zu haben iſt? Werden ſie die Entbehrung des Merkurs verſchmerzen? Hier liegt der Knoten! Verlaßt euch darauf, das Entbehren der Materia medica wird ſie bald zur Beſinnung bringen, und das Geſchrei: Bourbon und Volus! wird vom baltiſchen bis zum Mittelmeer ertönen!“

Im ſehr ſeltnen Gebrauch des Wortſpiels bildet Sydney Smith einen auffallenden Contraſt gegen den Herrn, deſſen Verdienſte wir zunächſt betrachten: Theodor Hook. Dieſer hat nicht nur eine Freude an Wortſpielen, ſondern er jagt ihnen nach, er ſchwelgt in Doppelſinnigkeiten, und verdankt einen nicht kleinen Theil ſeines Ruſs ſeiner Geſchicklichkeit in Auffindung und Anwendung von ſolchen. Andre mögen ſich gleicher Fertigkeit im bloßen Wortſpiel rühmen, aber Hook ſteht einzig und unvergleichbar da in der Kunſt, eine ganze komiſche Situation in Ein Wort zuſammendrängen. So in Marwell, wo des Wundarzts Sohn in Entzücken ausbricht über die Schönheit, Anmuth und Unſchuld eines Frauenzimmers, das er eben gerettet hat, daß ſie nicht auf der Straße überfahren wurde, und mit Wonne verweilt bei dem Ton, womit ſie die Worte ſtammelte: „Mein Helfer!“ *) und ſein Freund ruhig erwiedert: „Vermuthlich hielt ſie Euch für Euren Vater“ (der neben den andern Zweigen ſeiner Kunſt auch Geburtshülfe ausübte) — wie unwiderſtehlich komiſch iſt die der Sentimentalität des jungen Liebenden gegebene Wendung, und welch eine komiſche Verbindung von Bildern wird dadurch geweckt!

Als Verfaſſer von erdichteten Erzählungen hat Hook ſeine Hauptſtärke in der großen Mannichfaltigkeit und der durchgängigen Naturwahrheit ſeiner humoriſtiſchen Erfindungen, was zur Genüge dadurch erklärt wird, daß ſie beinahe alle das Ergebniß ſeiner eigenen Beobachtungen in der Geſellſchaft ſind. Man hat ihn ſelbſt ſchon ſagen hören, er habe weder Einbildungskraft genug, um eine Verwicklung zu erfinden, noch Geduld genug, um eine Erfindung recht durchzuführen; wie dem ſeyn mag, gewiß iſt, daß er Le Sage weit mehr als Fielding gleicht, was die Einheit der Handlung betrifft; denn in ſeinen letzten und glücklichſten Productionen iſt etwa ſo viel Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Scenen, als zwiſchen einer Reihe von tableaux vivans, von Einer Schauſpielergeſellſchaft aufgeführt, oder einer Reihe Hogart'ſcher Kupfer, die nur einige hervorſtechende Abſchnitte eines Lebens darſtellen ſollen. Seine Lieblingsgegenſtände und die er am beſten behandelt, ſind die unglücklichen Beſtrebungen nach falſcher Vornehmheit, und die Schliche und Kniffe von Abenteurern, die ehrſüchtigen Begehrungen eines Firkins, die praktiſchen Scherze eines Daly und die praktiſchen ungeſchickten Streiche eines Bray. Alles dieß iſt eine gute Beute, beſonders die gründliche Gemeinheit, die leider beſonders bei den Mittelclaſſen ſich zeigt, die Sitten und Gebräuche der Ariſtokratie nachzuäffen. Folgende Schilderung eines Diners iſt wohl eine treffende Probe von Hooks eigenthümlicher Weiſe:

„Ich habe dieß Alles geſagt, hauptſächlich um zu zeigen, daß in einer Familie, wie die des Mr. Palmer, die Nichtankunft der erwarteten Geſellſchaft ein ſchwer zu verwindender Schlag getäuſchter Hoffnung geweſen wäre. Man wußte, daß Mrs. Overall eine Lady von Vermögen war, gewöhnt an Alles, was vornehm und behaglich iſt; ſie hielt ihren eignen Wagen, ihre männliche Dienerſchaft und ſofort, daher mußten ſie außerordentlich aufmerkſam gegen ſie ſeyn und Alles aufs feinſte und vornehmſte für ſie bereit halten, und ſo hatte denn Miß Palmer in der Nacht vorher einen weißen Napf mit heißem Waſſer ins Geſellſchaftszimmer hinaufgenommen, um Mandeln zu ſchälen, womit ſie eine „Rauſchtorte“ nach Art eines Igels beſtecken und verzieren wollte, und Miß Palmer ſchickte zu dem Zuckerbäcker und ließ etwas Himbeermarmelade holen, um davon

*) My deliverer, im Deutſchen geht freilich der Witz eigentlich verloren.

Crême zu machen in kleinen Marmeladegläſern, die wie umgekehrte Lichtlöſcher ausſahen, und brachte den halben Morgen damit zu, Schaum mit einem Schaumſprudler zu ſchlagen, um ihn oben darauf zu ſetzen, wie Seifenſchaum zum Barbieren. Und Miß Palmer ſchnitt Papierſchnitzel und krümmte ſie mit der Scheere, um ſie zu wickeln um die Wachsſtumpen in den Glaskronleuchtern auf dem Kamin, und die dreiarmige Lampe im Beſuchzimmer ward aus ihrem braunen holländiſchen Sack genommen; und die Ueberzüge wurden von den Glockenzügen entfernt, und die Gemälderahmen wurden abgeſtaubt und die Decken von den Kartentiſchen abgenommen — Alles dem bevorſtehenden Feſt zu Ehren.

„Dann kamen die Nöthen und Aengſte von Vater, Mutter und Tochter, gerade um fünf Uhr am wichtigen Tage ſelbſt, als der Kamin im Geſellſchaftszimmer rauchte; und Beſorgniſſe wandelten ſie an, der Fiſch möchte zu weich gekocht werden; Entſetzen faßte ſie über einem Geräuſch in der Küche, als wenn der Stockfiſch mit Kopf und Schultern in den Sand auf dem Boden gerumpelt wäre, der Stockfiſch, welchen zu kaufen Mr. Palmer ſelbſt zum Fiſchhändler gegangen war, wobei er, um ſeine Trefflichkeit zu prüfen, ſeine Finger in fünfzig Stockfiſche und vierzig Steinbutten eingekrallt hatte, um ſich zu verſichern, welcher der feſteſte, friſcheſte und beſte ſey; und dann das Zittern und Beben welches verurſacht wurde durch das Halten verſchiedener Miethkutſchen in der Nachbarſchaft, nicht zu ſprechen von dem Geruch geröſteten Hammelfleiſches, welcher das ganze Haus durchduftete, gemiſcht mit einem gelegentlichen Schwaden von Sellerygeruch, herrührend von der unermüdlichen Geſchäftigkeit der Mrs. Palmer, welche immer ſelbſt den Salat anmachte und dann den ganzen übrigen Tag darnach roch; die eben gemachte unangenehme Entdeckung, daß die Lampe auf der Treppe nicht brennen wollte; die leichte Trunkenheit des Kochs, welche eine geheime Erbitterung gegen die Magd auf Eiferſucht gegründet, zum vollen Ausbruch kommen ließ, — wobei jedoch der benachbarte Obſtkrämer als Vermittler auftrat, den man für fünf Schillinge gemiethet hatte, bei der großen Gelegenheit an der Tafel aufzuwarten.

„Gerade als der Major und Mrs. Overall wirklich anfuhren, war der beſagte hülfeleiſtende Obſthändler, die männliche Pomona der Nachbarſchaft, eben in das Wirthshaus geeilt, um den Porter zu holen. Die Thüre ward natürlich von der Magd geöffnet. Da der Abend windig war, wurde die Talgkerze, die ſie in der Hand trug, augenblicklich ausgelöſcht; im ſelben Augenblick wurde die hintere Küchenthür zugeſchmettert mit einem gräßlichen Getöſe, und die Erſchütterung hatte den Fall einer Schichte von Tellern zur Folge, die an den Anrichttiſch gelehnt waren, um ins Speiſezimmer getragen zu werden, ſo wie auch das Umſtürzen einer Anzahl Auſtern in einem blauen Napf, die nachher, jedoch mit vieler Schwierigkeit wieder eine um die andre vom Boden aufgeleſen wurden durch die Hände des Kochs, und zur rechten Zeit in eine Sauce verwandelt für den obgemeldeten Fiſch.

„In dieſer wichtigen Kriſis kehrte der Obſtkrämer (der als Aufwärter eine Gaſtrolle gab) mit zwei Krügen vom beſten Porter zurück, auf welchen oben Schaum ſtand, der nicht wenig dem gepeitſchten Zeug auf der Himbeer-Crême glich — auf geht wieder die Thüre, los geht der Wind und auf fliegt der Schaum von den Porterkrügen dem eleganten Major und ſeiner anbetungswürdigen jungen Frau ins Geſicht, die ſich am Fuß der Treppe ihrer überflüſſigen Kleidungsſtücke entledigte. — — —

„Jetzt verſchwand Mrs. Palmer plötzlich, um Befehl zum „Serviren" zu geben, und nachzuſehen, daß Alles gut arrangirt würde; nachdem Alles zu ihrer völligen Zufriedenheit geordnet war, eilte Mrs. Palmer wieder in das Geſellſchaftszimmer, ſo roth im Geſicht wie ein wälſcher Hahn, um ſich den Anſchein zu geben, als hätte ſie gar nichts gethan, und um gerade noch zu rechter Zeit anzukommen, um ſich vom Major wieder hinunterführen zu laſſen."

Indem wir die bedeutendſten humoriſtiſchen Schriftſteller des Tages anführen, würden wir uns eines Unrechts ſchuldig machen, wenn wir nicht auch Capitän Marryat, Lover und Croſton Croker nennten; aber die Art ihrer Gegenſtände gibt ihnen eine ſo eigenthümliche Stellung, daß wir ſie hier nicht zu analyſiren oder Proben von ihrem Styl zu geben brauchen. Auch Profeſſor Wilſons Spaß iſt etwas ihm ganz Eigenthümliches, und völlig ebenſo charakteriſtiſch für die phyſiſche als die geiſtige Conſtitution des Mannes, und iſt das Reſultat einer von Natur höchſt heitern Stimmung, einer immer gährenden und ſchwellenden Phantaſie und eines derben, fröhlichen Kraftbewußtſeyns. Eines Tags war er in einem heftigen Streit begriffen über die Feldherrntalente Napoleons und des Herzogs von Wellington; — jedenfalls werden Sie zugeben, hielt ihm ſein Gegner vor, daß Napoleon den Herzog bei Waterloo *überraſchte*? — Ja, verſetzte Wilſon, aber hat nicht der Herzog ihn *ſtaunen machen*? — Der halb zornige halb ernſte Ton dieſer Antwort machte ſie im Augenblick unwiderſtehlich; aber Dinge der Art werden immer, aus zweiter Hand, verhältnißmäßig ſchal, und es hält ſchwer, ſeine Freunde oder ſeine Familie zu vermögen, daß ſie ſie wieder erzählen. — Zu was, ums Himmelswillen, brach er einmal vor unſern Ohren aus, nachdem er vergebens an das Gedächtniß des Kreiſes ſich gewendet hatte — zu was hat man denn ein halbes Duzend Töchter, wenn ſie nicht einmal die Scherze ihres Vaters behalten mögen?

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Julius 1839.

Verse,

gedichtet in J. J. Rousseau's Zimmer in Ermitage.

Du, deß Gedächtniß noch macht durch die Welt die Flüge,
Warum, Rousseau, so fern ruhst du von deinem See?
Ach! daß des Mannes Grab von seiner Kindheit Wiege
Ein Abgrund trennen muß von Ruhm, Geräusch und Weh;

Von der Einsiedelei an grünen Rebenbergen
Auf welcher rauhen Bahn schrittst du am Wanderstab!
Ach! alle Dichter schleppt die Welt mit ihren Schergen
Von ihrer stillen Wieg' an ein geräuschvoll Grab!

Oh! meine Asche birg unter der Heimatheiche
Besser im dunkeln Thal, du meines Saint-Points Hain!
Das Echo meines Sangs säusle dort im Gesträuche;
Für einen Namen ist ein Herz genug als Schrein.

Lamartine.

Der Fürst von Talleyrand.

(Fortsetzung.)

„Bald darauf ward er der Empfänger der letzten Gedanken Mirabeau's. Ihre enge und langjährige Verbindung hatte von dem Tag an aufgehört, wo Mirabeau die geheimen Briefe über den Berliner Hof verkauft und veröffentlicht hatte, Briefe, im Augenblick von des großen Friedrich Tod geschrieben, und während einer Mission, die er hauptsächlich der Verwendung Talleyrands verdankte. Aber als er plötzlich von der Krankheit ergriffen wurde, welche ganz Paris in dumpfen Schrecken versetzte, söhnte sich Talleyrand mit ihm aus. Unbeschreiblich war die Rührung der Versammlung, als einige Stunden nach Mirabeau's Tod Talleyrand die Tribune bestieg, um sich seines Auftrags zu entledigen, ihr Mirabeau's Rede über das Gesetz der Erbfolge in gerader Linie zu überbringen, und sagte: „Mirabeau ist nicht mehr; ich bringe Ihnen sein letztes Werk, und so innig war die Verbindung zwischen seinem Gefühl und seinem Denken, welche beide gleicherweise der Sache des öffentlichen Wohls geweiht waren, daß Sie, wenn Sie sie anhören, beinahe seinen letzten Seufzer vernehmen."

„Nach einiger Zeit wurde er, unter der gesetzgebenden Versammlung, mit einer Mission nach England beauftragt, nämlich der: eine Nationalallianz zu stiften. Dieß gelang zwar nicht, doch versprach England, neutral zu bleiben. Nach seiner Rückkehr war er Zeuge vom Sturz des Throns. Diese Katastrophe und ihre schrecklichen Folgen flößten ihm den Wunsch ein, eilig nach London zurückzukehren. Ohne öffentliche Functionen, suchte er seinem Land durch seinen Rath nützlich zu werden, und warnte die Franzosen vor allen Eroberungsversuchen. Inzwischen aber wurde die Revolution immer heftiger, gegen Talleyrand wurde von Robespierre die Anklage verhängt, und Pitt gab ihm die Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden London zu verlassen. Er begab sich nach Amerika, wo er zwei Jahre lebte, und das Land nach allen Beziehungen aufs genaueste studirte. Der Sieg der Gemäßigten rief ihn nach Frankreich und in den Schooß des von ihm selbst beantragten Nationalinstituts.

„Bei seinen großen Talenten konnte er der Regierung seines Vaterlands nicht lange fremd bleiben; die Umstände waren ihm günstig; er wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und die Gründung von Republiken einerseits und die Friedensschlüsse und Unterhandlungen andrerseits schienen anzukündigen, daß Europa unsre Freiheit und Größe gänzlich anerkenne. Aber trotz der glänzenden Triumphe der Revolution war das Directorium zu schwach, als daß Talleyrand an seine Dauer glaubte. Er diente ihm ohne Illusionen, und sein Blick, schärfer als der aller Andern, hatte schon am Horizont Italiens seinen unfehlbaren Nachfolger auftauchen sehen. Er wußte, daß die menschliche Phantasie der Begeisterung bedarf, und daß besonders die französische Einbildungskraft ihrer nicht lange entbehren könne. Ein Volk, das nicht in Gleichgültigkeit verharren will, muß an etwas oder an Jemand glauben. Da man

nicht mehr an die Ideen glaubte, begriff Talleyrand, daß man an Perſonen glauben würde. Er erkannte den Gegenſtand des neuen Cultus in dem jungen General, ſchon ganz gekrönt von der feurigen Schlachtenglorie, gebildet in jener Schule des Kriegs, aus der die größten Männer hervorgehen, die dort ſchnell denken, mit Nachdruck handeln, über die Menſchen verfügen, mit den Regierungen unterhandeln, über das Schickſal von Reichen entſcheiden, und mitten in den fürchterlichſten Nothfällen die Herrſchaft über ſich ſelbſt behaupten lernen. Als Napoleon von Talleyrand dem Directorium vorgeſtellt wurde, ſcheute ſich der letztere nicht, zu ſagen: weit entfernt, das zu fürchten, was man etwa ſeinen Ehrgeiz nennen möchte, fühle ich vielmehr, daß wir dereinſt in den Fall kommen dürften, uns mit Bitten an ihn zu wenden."

„Er half den 18ten Brumaire herbeiführen und geſellte ſich dem Syſtem zu, welches die geſellſchaftliche Ordnung wiederherſtellte. Er wußte, als Miniſter des Auswärtigen, dem erſten Conſul zu ſchmeicheln und zu rathen; er ging auf ſeine verſchiedenen Plane ein und half ihm die religiöſe Pacification vollenden durch die Unterhandlung des Concordats. Damals erhielt er vom Papſt die Ermächtigung, ins bürgerliche Leben zurückzutreten.

„Die Anſchläge gegen das Leben des erſten Conſuls veranlaßten ihn zu der That, die gegen den Herzog von Enghien verübt wurde. War Talleyrand im Geheimniß dieſer mörderiſchen Repreſſalien, oder wirkte er nur mit zur Gefangennehmung des Herzogs, ohne zu wiſſen, welches Loos ſeiner wartete? Nichts deutet darauf hin, daß er über dieſe blutige That zu Rathe gezogen worden, die ohnehin ſeiner natürlichen Milde und Mäßigung zuwiderlauft. Aber er hat in die Verletzung eines heiligen Grundſatzes des Völkerrechts eingewilligt, und wenn den Conſul die Rache und Erbitterung hinriß, ſo hätte doch der Miniſter des Auswärtigen ſeine Pflicht nicht verkennen ſollen!

„Als Napoleon ſich zum Kaiſer machte und der Krieg wieder ausbrach, legte ihm Talleyrand den Entwurf eines politiſchen Syſtems vor, welches bezweckte, Frankreich den dauernden Frieden dadurch zu ſichern, daß man Oeſterreich, durch große Entſchädigungen an der Donau für ſeine Länderverluſte in Italien und Deutſchland, zum Nachbar und Rival Rußlands und zum Alliirten Frankreichs mache, England die Möglichkeit entziehe, auf dem Continent Bundesgenoſſen zu gewinnen, und Rußland zwinge, ſich nach Aſien zu wenden, wo es bald mit England in Colliſion kommen werde, während auf dem europäiſchen Continent der Friede wohl ein Jahrhundert dauern könne. Aber dieſer Plan ward von dem Kaiſer nicht genehmigt. Napoleon fuhr fort, wie er bisher gehandelt hatte, ohne den Beſiegten zu gewinnen und ohne ihn zu vernichten. Die Verſchiedenheit der Anſichten über dieſen Punkt hinderte jedoch Talleyrand nicht, Napoleons Miniſter zu bleiben bis zum Tilſiter Frieden. In dieſem glänzenden Moment hörte er aber auf, Napoleons Diplomatie zu leiten — mochte er nun einer Rolle müde ſeyn, wo ſeine Mäßigung häufig zu Opfern ſich verurtheilt ſah, oder denken: die Abnahme und das Sinken müſſe mit dem Punkt beginnen, wo die höchſte Höhe erreicht ſey. Sie trennten ſich noch ohne Verdruß; aber als ſpäter Talleyrand ſeinen Tadel von Napoleons Unternehmungen gegen Spanien und andrer Maaßregeln nicht zurückhielt, trat eine Erkältung und Erbitterung ein. Beim ruſſiſchen Feldzug ſah Talleyrand das Ende von Napoleons Glück als ſehr nahe bevorſtehend an." — —

„Napoleon, nachdem er geſiegt hatte, ohne doch den Feind aufzuhalten, ſich ausgeſetzt hatte, ohne den Tod zu finden, dankte, wie er es früher ausgeſprochen, ab. Bei dieſer Kataſtrophe des Kaiſerdrama's erſcheint Talleyrand wieder auf der Bühne und ſpielt die Hauptrolle. Er allein von den Mitgliedern der Regentſchaft und von den hohen Functionnären blieb in Paris, als die Fremden ſiegreich einzogen.

„Wenn man immer nur Eine Meinung gehabt, immer nur der Mann Einer Sache geweſen iſt, ſo hält man ſich, wenn dieſe Sache unterliegt, beiſeite und hüllt ſich in ſeine Trauer ein; aber wenn man zahlreiche Revolutionen durchgemacht hat, ſo betrachtet man die Regierungen nur als ephemere Formen der Autorität, wenn man ſich angewöhnt hat, ſie nur gelten zu laſſen, ſo lange ſie ſich ſelbſt zu erhalten vermögen, ſo wirft man ſich mitten in die Ereigniſſe hinein, um ſie aufs beſte zu benützen. Talleyrand war der kaiſerlichen Herrſchaft nicht ſo ergeben, und zu ſehr gewohnt, ſich nach den Verhältniſſen zu richten, als daß er ſich hätte bedenken ſollen. Dreierlei war in dieſem unglücklichen Augenblick zu thun: eine Regierung einzuſetzen, Inſtitutionen zu gründen, ein Vertrag abzuſchließen.

„Talleyrand empfing in ſeinem Hotel den Kaiſer Alexander und wurde bei ihm und den andern verbündeten Herrſchern der Unterhändler der Sachlage. Es handelte ſich zuerſt um die Regierung Frankreichs. Alexander ſchwankte zwiſchen der Niederſetzung einer Regentſchaft und der Reſtauration der Bourbons. Talleyrand, der unpaſſend fand, daß ein Kind auf den Kaiſerthron des geſtürzten Vaters ſteigen ſollte, entſchied für die letzteren, deren alte Gewalt er jedoch durch die Uebung der Nationalrechte und die Sicherſtellung der öffentlichen Freiheiten beſchränken wollte. Die zwar dem Namen nach octroyirte Charte, ſeinen Forderungen nicht ganz genügend, war großentheils ſein Werk. Mit dem Ausland ſchloß er einen verhältnißmäßig günſtigen Friedensvertrag, günſtiger als man ihn Napoleon nach mehreren Siegen angeboten.

„Als Miniſter des Auswärtigen und Bevollmächtigter Frankreichs begab ſich Talleyrand auf den Wiener Congreß. Der Vertreter eines beſiegten und gedemüthigten Landes, ſchien er nicht in der Lage, gegen das Belieben der vier großen Mächte Einſprache thun und für Frankreich auf dem Congreß eine Stellung gewinnen zu können. Die Kraft, die er nicht aus ſeiner Regierung ſchöpfen konnte, ſchöpfte er aus ſich ſelbſt. Wie alle Politiker änderte er, je nach den Umſtänden, ſeine Mittel, aber er hatte ſich angewöhnt, ſeine Mittel zu Grundſätzen zu erheben. So machte er ſich eine Theorie für jede Lage. Dieſe Theorie diente ihm als Leitſtern. Damals erfand er die Theorie der Legitimität. Mit dieſer erſchien er in Wien. Mittelſt ihrer hoffte er in Europa das Recht der Stärkern zu beſiegen und zu verdrängen, welches die Sieger zu behaupten Willens waren.

„Mit ſchwerem Kampf verſchaffte ſich Talleyrand die Zulaſſung in das leitende Comité, wo zuerſt nur die andern vier Großmächte ſaßen; einmal darin, wußte er die Bedenklichkeiten Oeſterreichs und Englands gegen die Anſprüche Preußens und Rußlands zu verſtärken, ſie zur wirklichen Verweigerung zu bewegen, und aus dieſer Verweigerung entſtand Feindſchaft zwiſchen den vier Mächten. Alexander ſagte von ihm: Talleyrand ſpielt hier den Miniſter Louis' XIV.

„Vergebens bot Preußen dem König von Sachſen als Entſchädigung für Sachſen die Länder auf dem linken Rheinufer an; Talleyrand lehnte dieſen Vorſchlag, durch ſeine Inſtructionen gebunden, ab, und dieß war ein Fehler, ein ſchwerer Fehler. Es war ihm aber ſo weit gelungen, die Mächte zu theilen, daß ein geheimer Vertrag und ein Bundniß für den Fall eines Kriegs zwiſchen Frankreich, Oeſterreich und England abgeſchloſſen wurde.

„Da verließ plötzlich Napoleon ſeine Inſel, zeigte der Armee ihren Feldherrn und Frankreich ſeinen Kaiſer. Die neue Gefahr machte allen Spaltungen ein Ende; der Bund wurde erneut und Napoleon in die Acht erklärt. Dieſe Maaßregeln, an welchen Talleyrand Theil nahm, wären wahrſcheinlich auch ohne ihn beſchloſſen worden; aber immerhin bleibt zu beklagen, daß er als Franzoſe daran Theil nahm, da ſie eine Invaſion in Frankreich zur Folge hatten. Es gibt Gefühle, die über Allem ſtehen müſſen; Grundſätze, die erhaben ſind über alle Rechte, und wahrer als alle Syſteme. Die Unabhängigkeit des Vaterlands muß der Form der Regierung und den Intereſſen der Parteien vorgehen.

„Napoleon kämpfte den Kampf gegen Europa mit Entmuthigung und wurde beſiegt. Frankreich verlor die Schlacht von Waterloo, und Europa ſetzte zum zweitenmal die Bourbons auf ihren Thron, um welchen es ſeine Armeen lagern laſſen wollte, um ihm als Stütze und Wache zu dienen. Talleyrand bemühte ſich, das große Unheil gut zu machen und wollte, daß eine größere Freiheit Frankreich für das neue Unglück entſchädige. Schon von Wien hatte er Louis XVIII all die Fehler geſchrieben, die man ſeiner Regierung vorwarf, und nach ſeiner Rückkehr realiſirte er, was er gerathen hatte. Er veranlaßte die Ordonnanz von Cambrai, welche die Charte in liberalem Sinn commentirte und erweiterte; aber dieſe Rückkehr zu den Ideen der Revolution dauerte nicht lange. Kaum ſaß Louis XVIII wieder auf ſeinem Thron, ſo brach die Erbitterung der Emigrantenpartei hervor, und traten die Fremden mit ihren Forderungen auf. Talleyrand ſetzte den letztern den kräftigſten und beredteſten Widerſpruch, unter Anrufung aller Grundſätze des öffentlichen Rechts, entgegen — aber umſonſt. Er hatte keine Stütze mehr an Alexander wie früher. Vier Tage nach der Uebergabe der Note von den Mächten, drei Tage nach Uebermachung ſeiner Antwort verließ Talleyrand ſein Miniſterium, zwei Monate vor Abſchluß des unheilvollen Vertrags, welcher Frankreich zwei Milliarden koſtete und ihm mehr nahm, als den Zuwachs, um welchen im Jahr 1814 ſein Territorium vergrößert worden war.

„Von dieſer Zeit an galt Talleyrand nichts mehr im Rath und in den Angelegenheiten der Reſtauration. Er trennte ſich politiſch von ihr, achtzehn Monate nachdem er ſie gegründet, vier Monate, nachdem er ſie wieder eingeſetzt. Vierzehn Jahre behielt er eine Hofwürde, aber ohne alle Macht und Einfluß. Er gehörte der liberalen Oppoſition an, und ſtellte zu ihren Dienſten in den Salons all ſeinen Geiſt, und in der Pairskammer alle die Autorität, die ſich an ſeinen Namen und ſeine Erfahrung knüpfte. Er vertheidigte die Freiheit der Preſſe gegen die Cenſur, ſprach ſich für die Aufrechthaltung der Jury in Preßvergehen aus, und verdammte die contrerevolutionäre Invaſion in Spanien.

(Schluß folgt.)

Charles Dickens (Boz)

und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.

(Fortſetzung.)

Nunmehr haben wir die Frage zu beantworten, welcher beſondern Eigenſchaft oder welcher Verbindung von Eigenſchaften Dickens ſeinen Erfolg verdankt, und anzuzeigen, welche Analogien zwiſchen ihm und andern Schriftſtellern ſich darbieten. Dieſe werden wenige ſeyn; denn obgleich er, wie Sydney Smith, in ſcherzhafter Uebertreibung ſtark iſt, und wie Hook ſeine Luſt hat an der Gewöhnlichkeit des mittlern und niedern Lebens, ſo iſt doch ſeine Weiſe, ſeine Gegenſtände zu behandeln, ſo ganz ſeine eigene, daß er unſers Erachtens ganz derſelbe ſeyn würde, hätte er auch keine ſolche Vorgänger gehabt. Der einzige Schriftſteller, der einen merklichen Einfluß auf ſeinen Styl gehabt zu haben ſcheint, iſt Waſhington Irving, den er ohne Zweifel hin und wieder nachahmt, doch mehr in den Skizzen, als in den Pickwickpapieren, welche allgemein als ſein Hauptwerk betrachtet werden, durch welches (wenn je) die Namen Boz und Dickens auf die Nachwelt kommen werden.

Der Plan der Pickwickier iſt jedoch ſo ganz anomal, daß es nicht leicht iſt feſtzuſetzen, zu welcher Gattung von Compoſition man ſie zählen ſoll, oder worin ihre eigenthümliche Trefflichkeit beſteht. Das erſte Capitel führt uns in eine gelehrte Geſellſchaft ein, deren Verfahren ſo ſehr dem einiger neuerdings gegründeten gelehrten Geſellſchaften zur Beförderung der Aufklärung der Menſchheit in Betreff des Alters, der Bildung, Beſtandtheile, Wunderbarkeiten, wahrſcheinliche Dauer u. ſ. w. der Erde gleicht, daß wir auf den erſten Blick eine fortlaufende Satyre auf das ganze Geſchlecht der wiſſenſchaftlichen Charlatane erwarten, die mittelſt Vereinen und Geſellſchaften ſich in eine Notorietät eingeſchwärzt haben, welche bei den nicht näher Eingeweihten für Berühmtheit gilt. Aber die folgenden Capitel enttäuſchten uns bald, und zeigten uns, daß mehr die Abenteuer als die gelehrten Forſchungen der Pickwickier das Hauptintereſſe und den Faden ihrer Geſchichte ausmachen ſollen. Aber auch ihre Abenteuer, obgleich die Uebergänge ausnehmend be-

quem und natürlich ſind, haben doch zu wenig Zuſammenhang, und ſind mit zu vielen Epiſoden verwoben, als daß ſie jene Concentration des Intereſſes geſtatteten, die das große Verdienſt einer Erzählung begründet. Die einzige Verwicklung, die darauf berechnet iſt, den Leſer in einiger Spannung zu erhalten, die große Streitſache zwiſchen Frau Bardell und Pickwick, beginnt erſt mit der eilften Nummer, und das endliche Reſultat wird in der ſiebzehnten bekannt gemacht; der dazwiſchenliegende Raum iſt meiſt mit anderartigen Gegenſtänden angefüllt, — ſo daß das vorliegende Buch ſeine Popularität wohl ſchwerlich ſeiner Eigenſchaft als eine Geſchichte zu danken hat.

Unſre nächſte Behauptung, daß Dickens keinen ſchlagenden Vorzug anzuſprechen habe in ſeinen Charakteren oder Schilderungen kann, wie wir wohl einſehen, beſtritten werden, und wir wollen auch gar nicht läugnen, daß er in beiderlei Hinſicht anſehnliches Verdienſt hat, aber gewiß nicht ſo viel, um eine Reputation zu begründen, oder nur den zehnten Theil ſeiner Popularität zu erklären. Ohne Vergleich der am beſten durchgeführte Charakter iſt Pickwick, bei dem jede Handlung durch und durch beherrſcht erſcheint von dem gleichen unermüdlichen und heitern Geiſt der Philanthropie, — wie Southey von Charles Lamb ſagte: „Andre mögen etwa die Milch menſchlicher Güte und Freundlichkeit beſitzen, aber er allein beſitze den Rahm.“ Pickwick iſt aber doch mit zu viel geſundem Sinn ausgeſtattet, als daß er hätte der Gründer oder ein correſpondirendes Mitglied eines ſolchen Clubs ſeyn können, und die einzige Schwäche, die man ihm zum Vorwurf machen kann, entſpringt nicht aus der ſprudelnden Eitelkeit oder dem zügelloſen Enthuſiasmus eines vorgeblichen Entdeckers, ſondern aus überwallender Herzensgüte, aus einem Uebermaaß von bonhommie, die ihn von Niemand etwas Uebles denken läßt. Ein noch ſtärkerer Einwurf liegt vor gegen die beiden Weller, Vater und Sohn. Beide reden Eine Sprache, und führen Anſpielungen im Munde, die mit ihrem Stand und ihrer Lebensweiſe völlig unvereinbar ſind. Sam ſagt von ſich: er ſey von Anfang ein Kärrners-Bube geweſen, dann bei einem Wagenführer, dann ein Ausheiſer und dann Hausknecht; jetzt ſey er eines Gentlemans Diener. Den Bildungsgang eines Poſtkutſchenfuhrmanns kann man ſich denken. Die Aeußerungen ſolcher Perſonen können geſcheidt und ſchlau, metaphoriſch und witzig, voll ſcherzhafter Ausdrücke und paſſender Veranſchaulichungen ſeyn — aber ihre Sätze werden kurz und lückenhaft, ihre Ausdrücke idiomatiſch, ihre Bilder dem gewöhnlichen Leben entlehnt ſeyn; ſie werden ſelten ſprechen wie ein gedrucktes Buch, und ihr Witz oder Humor wird nie darin beſtehen, daß ſie Ausdrücke, die man gewöhnlich von wichtigen und ernſten Gegenſtänden gebraucht, anwenden auf geringfügige und lächerliche — eine Art von Witzelei und Geiſtreichthun, welche nur den höhern Claſſen zugänglich iſt. Und dennoch beſteht ein anſehnlicher Theil von Sam Wellers Scherzen in dieſer Gattung, und wir ertappen beſtändig ihn und ſeinen Vater über dem gewählten und ſelbſt kritiſchen Gebrauch von Wörtern und Bildern, aus Quellen entlehnt, die ihnen gänzlich unzugänglich ſind. So in dem Geſpräch zwiſchen dieſen Originalen (denn Originale ſind es jedenfalls) über die beſte Art und Weiſe, wie man bewirken könne: daß Sam ſeinem Herrn im Schuldgefängniß Geſellſchaft leiſte:

„Und jetzt, Sammy,“ ſagte der alte Weller, „ich weiß einen Gentleman hier, der den ganzen übrigen Handel für uns beſorgen wird, in ſo gut als gar keiner Zeit, ein Stück von Rechtsgelehrtem, Sammy, der ein Hirn hat wie der Froſch, über den ganzen Leib hin zerſtreut, das ihm bis an die Fingerſpitzen reicht; ein Freund von dem Lordkanzler, der ihm nur zu ſagen braucht, was er gern hätte, und er ſperrt dich ein auf Lebenszeit, wenn's weiter nichts iſt.“

„Ich ſage,“ ſagte Sam, „davon will ich nichts hören.“

„Von was nichts hören?“ fragte Mr. Weller.

„Ha, nichts von einer inconſtitutionellen Weiſe, es zu thun,“ verſetzte Sam; „die Habjas-Corbus-Acte iſt, nächſt dem Perpituum mobile, eine der größten Segnungen die es auf der Welt gibt. Ich habe darüber gar viel in den Zeitungen geleſen.“

Oder man nehme Sams Betrachtungen über todte Eſel:

„Es gibt noch etwas, was nie ein Menſch geſehen hat, und das iſt ein todter Eſel. Niemand hat je einen todten Eſel geſehen, außer der Gentleman in den ſchwarzen, ſeidnen, kurzen Beinkleidern, der die junge Frau kannte, die eine Geis hielt, und das war ein franzöſiſcher Eſel, und daher wahrſcheinlich nicht von der ächten Zucht.“

Oder wenn der alte Weller vorſchlägt, Mr. Pickwick ſolle fliehen:

„Die Am'rikaner werden ihn nie und nimmer ausliefern, wenn ſie einmal merken, daß er Geld auszugeben hat, Sammy. Laß den Herrn dort verweilen, bis die Frau Bardell todt iſt, oder Herr Dodſon und Fogg's am Galgen, welches letztere, wie ich vermuthe, zuerſt der Fall ſeyn wird, Sammy; und dann kann er zurück kommen, und ein Buch über die Am'rikaner ſchreiben, das ihm alle ſeine Auslagen und mehr erſtattet, wenn er das Maul recht voll nimmt.“

Gewiß ſind Bemerkungen übers Büchermachen ebenſowenig am Platz im Munde des alten Weller, als Bezugnahmen auf Sterne's empfindſame Reiſe, oder Anſpielungen auf lateiniſche Geſetzesbezeichnungen und die Entdeckung des Perpetuum Mobile im Mund ſeines Sohnes. „Sagt mir, ſind Congreve's Narren wirklich Narren?“ ſagt Pope. Sagt uns, ſind das wirklich Kutſcher und Erhausknechte? fragen wir.

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81 u. 82.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 Julius 1839.

Hymne
auf den Tod der Herzogin von Broglie. *)

Von Lamartine.

Wenn reif die Frucht in goldnen Farben
Die Kraft der Lebensnahrung hegt,
Bindet der Schnitter sie in Garben,
Die er dann hin zur Scheune trägt;
Er fragt nicht, ob der Halm, der seine Hände füllt,
Am Fuße grün noch ist und noch von Säften schwillet,
Ob unter Aehren, die zum Lustgezelt gebaut,
Nicht schwache Vögelein, welchen süß war der Schatten,
Vor Sonne oder Wind sich hier geborgen hatten,
Ueber dem Moos im Nestchen traut?

Die Blume, weiß und blau, gebunden
Zum goldnen Büschel, rührt sie ihn,
Die, todt und bleich von frischen Wunden,
Geknickt er trägt im Arm dahin?
„Den gelben Weizen tragt auf meine blanke Tenne,
Drescht ihn, damit das Korn vom schwachen Stroh sich trenne,
Die Blume würzt die Frucht, im Tod zu Duft verklärt;
Von Gottes Mühl' zermalmt, die mahlt die Frucht der Erden,
Wird dieses goldne Korn zum heil'gen Brode werden,
Welches des Himmels Kinder nährt.

Herr! so in ihres Glückes Tagen
Hast diese Frau du hingerafft,
Die treu, so lang ihr Puls geschlagen,
In deines Namens Dienst geschafft!
Umsonst im goldnen Bett, in welchem floß ihr Leben,
Sah glänzen man die Fluth krystallhell, rein und eben,
Umsonst umfloß ihr Knie ihr Haar in Locken leicht,
Umsonst streckt' aus ein Kind, des Ehbetts junger Segen,
Den Arm und wischt den Mund, der an der Brust gelegen,
Von ihrer keuschen Milch noch feucht!

Schon vor dem Sommer Früchte geben
Siehst diese Frühlingsseele du;
In Wort und Werk' dem Himmel schweben
Die Würzen ihrer Reife zu.
Und du gebeutst dem Tod, dem Diener deiner Gnade:
Von meiner Herrlichkeit in einem Strahl sie habe,
Daß sie der Durst verzehr' nach meines Himmels Gluth.
Der Tod gehorcht und bringt die ihre Seel' getragen,
Wie eine Flammenzung' der Wind rafft weg im Jagen
Von lohender Altäre Gluth.

Gott! dein ist dieß Gesetz, das schwere!
Wie macht es bluten unser Herz!
In welche Einsamkeit und Leere
Schleudert uns dieses Scheidens Schmerz!
Ob du, Verborgner, wohl von neid'scher Liebe glühest,
Daß ihren schönsten Schmuck der Erde du entziehest?
Thut uns das Beispiel nicht, die Leuchte nicht uns noth?
Thut's noth nicht, wenn's dein Aug', o Gott! das makellose,
Mit Abscheu nicht soll schaun, daß eine heil'ge Rose
Durchduftе dieses Grab voll Tod?

Der Thymian war sie auf den Hügeln,
Dran's Morgenroth hat seine Lust,
Der fächelnd mit den würz'gen Flügeln,
Mit Balsam labte unsre Brust.
In der befleckten Welt glich ihr Rubinmund Reichen,
Frischen, ganz unentweiht von unsern Sünden, welchen
In himmlischem Wohllaut dein göttlich Wort entquoll.
Ich selbst, wie oft hab' ich, wenn ich von ihr gegangen,
Wie wer im Gotteshaus gebetet mit Verlangen,
Mein Herz gefühlt von Weihrauch voll.

*) Diese vor mehreren Monaten gestorbene geistreiche und edle Dame war die Tochter der berühmten Frau von Staël.

Wer nahe ihr und hätt' nicht empfunden
In ihrer Näh' gelöſcht den Brand
Der Seele, und auf heißen Wunden
Die Kühlung einer Engelshand?
An ihres Auges Licht, bei ihres Athems Wehen,
Wer fühlte nicht, o Freund, ſein ſteinern Herz zergehen,
Und ſprach nicht bei ſich ſelbſt, wenn er vernahm ihr Wort,
Wie der Apoſtel einſt zum Jünger hat geſprochen:
„Spürſt du, mein Herz, in dir nicht etwas brennend pochen,
Was gern in Wohlduft zöge fort?“

Sie war an einem Tag feſtlicher Luſt geboren,
Von einer hohen Frau, vom Sehergeiſt erkoren,
Die Liebe, das Genie begrüßten ſie mit Luſt;
Ihr kühner Schwung verrieth, von ſchönem Maaß gehütet,
Daß ſie im Adlerhorſt die Mutter ausgebrütet
Und unter einer Feuerbruſt.

Herüber übers Grab war noch der Mutter Lieben,
Ihr edler Seelenſchwung der Tochter auch geblieben,
Die Gipfel liebte ſie, den freien Horizont;
Der Trieb ihrer Natur hob ſie zu kühnen Höhen,
Wo große Geiſter gern die Schöpfung vor ſich ſehen,
Von mildem Glaubens Licht' beſonnt.

Brach nur ein einzig Wort ihrer Gedanken Siegel,
So ſtiegen himmelan ſie mit entbundnem Flügel,
Bis wo zum Höchſten auf ſich die Betrachtung ſchwingt;
Ihr Auge blitzte wie im Strahl der blanke Ritter,
Und ihrer Stimme Ton war wie das Klaggezitter,
Welches aus Zions Harfen ſingt.

So ſtieg ſie auf bis wo dem Blicke ganz entſchwindet
Die Seele, die mit Gott in Andacht ſich verbündet,
Und mit des Glaubens Flug des Todes Netz durchbricht;
Mit einem Zweig kam ſie zurück, wie Noahs Taube,
So daß beſchämt, geſtärkt ſich ſah der ſchwache Glaube,
Der ſprach: ein Ufer gibt es nicht!

Die Lieb' entführte ſie und brachte ſie uns wieder;
Nicht bückte ſie zum Born der Welt ſich dürſtend nieder,
Nicht nähren wollte ſie ſich mit dem irdſchen Brod;
Den Kindern, deren Mund ihr gab den Mutternamen,
Wollte ſie zeigen nur unter dem bittern Samen
Das Senfkorn, das zum Heil iſt noth.

Das Korn, das, wie das Huhn auf magrem Grund das Weizen-
Oder das Hirſenkorn ſucht, ſie allein konnt' reizen
Zu ſuchen immerdar, Herr! das war dein Gebot!
War der verborgne Sinn des heil'gen Buchs, deß Schweigen
Redet ſo laut, deß Geiſt gibts Leben dem zu eigen,
Welchem der Glauben iſt ſein Brod!

* * *

Der Welt, der von Bewunderung vollen,
Die drängend das Geleit ihr gab,
Gleichwie ums Schiff die Wogen rollen,
Es tragend jetzt, und bald ſein Grab;
Des überläſt'gen Ruhmes Banden,
Die unabläſſig ſie umwanden,
Entfloh ſie, andrem Schatze hold;
Dem Aug' der Freundſchaft, treu ergeben,
Die ſtaunend leuchten ſah ihr Leben,
Demüthig in des Leuchters Gold;
Der Wellen ungewiſſem Schwanken,
Wo ſie der Stürme wilde Wuth
Trieb auf der Welt treuloſen Planken,
Bei unſrer Blitze fahler Gluth;
Den Donnerkeilen, die Schiffertrümmer
Häufen an unſern Ufern immer,
Von dem was groß und herrlich war;
Den aus dem Volk entſtiegnen Wettern,
Welche mit ihrem Zorn zerſchmettern,
Wer nicht bringt huld'gend Opfer dar:

Entfloh ſie, träumriſch hin ſich gebend,
Jener gottinn'gen Sehnſucht Zug,
Die Stille ſchafft, zu hören ſtrebend
Durchs Firmament des Engels Flug;
Dank Chriſto, ihrem kräft'gen Retter,
Schritt ſtark dahin ſie überm Wetter,
Nicht ward ihr Fuß des Straucheins Raub;
Sie, himmliſch ſchon verklärt auf Erden
Zeigte in Werken und Gebärden
Nur Gott, und ſchwebt' empor vom Staub.

Wie ſie des Höchſten Geiſt erfüllte!
Wie ſie die hehre, heil'ge Scham
Mit lieblichem Gewand umhüllte,
Sie wie ein Seraphsglanz umſchwamm!
Wie die unheiligen Gedanken
Vor ihrer Schönheit Strahl verſanken,
Schüchtern und ihres Nichts bewußt!
Wie fern die heil'ge Flamme wehte
Von dieſer Seele, voll Gebete,
Die Aſche der unkenſchen Luſt!

* * *

Dein Lieben iſt, o Gott! in allem reinen Lieben!
Liebe zu Kindern, dran wir Chriſtenliebe üben!
Auf ihr verwundet Herz dieß Oel: der Glaub' an dich!
Das Geiſtalmoſen, das verweigert Keinem ſich!
Die Brodvervielfachung, in Hungersnoth ſie ladend;
Die Unterredungen, die tröſtenden, am Abend,
Wo der Gedank' an dich heilt der Verbannung Schmerz,
Seelen ſich im Gebet, im brünſtigen, begrabend,
Wie jener König mit dem Seherherz!

In ſolcher ſtrenger Luſt verbrachte ſie die Nächte —
O daß ein Engel, der ſie ſah, mir Kunde brächte!

Geweihte Vögel, kommt 's zu ſagen,
Sperlinge aus dem heil'gen Hain,
Welche mit tiefmelod'ſchen Klagen
Schlöſſen des Jordans Wellen ein!

Ihr heil'gen Tauben ſeiner Waiden,
Die ihr die Füßchen aufwärts zogt,
Dem Hirten, hütend auf den Weiden
Die Lämmer, auf die Schulter flogt.

Vögel, die ſich im Laub verſtecken,
An des geweihten Sees Saum,
Die mit den weißen Flügeln decken
Den Oel- und Therebinthen-Baum,

Die ſelbſt in Chriſti Todesnöthen
Bei ſeinem Rufe nicht gefehlt,
Und Euer ſchwermuthsvolles Flöten
Dem Angſtſchrei deß am Kreuz vermählt:

Welche Botſchaft von Liebesworten,
Von ſüßer oder traur'ger Fracht,
Von heil'gen Flüſſen oder Orten
Habt dieſer Schweſter ihr gebracht?

Sprecht, welche heilige Gedanken
Unter dem Baume der Paſſion,
Sprecht, welche Thränen, die da ſanken
Hin in den Staub der Stadt Zion:

Ihr zu den Wurzeln habt getragen
Des Gartens, heil'ger Leiden voll,
Den Teichen, wo in alten Tagen
Die Thräne Jeſu niederquoll?

Es nahmen eines Tags die Tauben zum Geſtade
Des ew'gen Lebens mit die Schweſter, reich an Gnade,
Zu koſten dort, o Herr! des Himmels ſüßes Glück;
Dort ruhte ſie, bedeckt von myſtiſchen Roſenbüſchen,
Die in Siloahs Fluth der Wurzeln Fuß erfriſchen,
Und kam nicht mehr zu uns zurück!

Sie iſt nicht mehr; der Tag ob ihrem Tod erblaßte;
Wie öd' iſt nun der Ort, wo ſie ſo viel umfaßte!
Des Gatten Haus, wo ſie einſt ihre Kinder ſäugte,
Des Tempels heil'ge Statt, wo ſie die Kniee beugte!
Kerker die ihr dem Gold der Erden euch erſchloßt!
Des Elends Pforten, wo als Rett'rin ſie ſich zeigte, —
Von wannen ſoll Euch kommen Troſt?
Und wir, die Freunde, was thun in den Finſterniſſen
Wir, denen unſre Leucht' entriſſen?

Erfüllen wir die Luft mit unſerm Leid und Sehnen?
Baden wir unſer Haupt mit Aſche und mit Thränen?
Tränken wir unſer Herz vom Born des Jammerſee's?
Gleich denen, deren Kelch von Hoffnung iſt entleeret,
Denen nicht mehr das Salz der Weihe iſt gewähret
Unter das Waſſer ihres Wehs?

Nein! Der Unſterblichkeit durchſicht'gem Feierkleide
Wär' unſers Auges Naß nur Makel und zum Leide,
Durch Thränen wird dem Tod Heil'ger ſein Glanz geraubt;
Wenn ſeine reife Frucht Gott pflückt vom Baum des Lebens:
Wem ziemt der Neid, wem ziemt der Schmerz des Widerſtrebens?
Wem iſt zu weinen da erlaubt?

Nein, nein! erweitern wir die Schwingen unſrer Seele,
Zu lieben jetzt den Geiſt, wie auch die Frau uns fehle!
Kinder, Freund' und Gemahl vom Klagen Euch erhebt!
Sie, deren Schatten jetzt durchbrach der Erde Schranken,
Sie wird für unſern Geiſt zum heiligen Gedanken,
Durch den zu Gott die Seele ſchwebt!

* * *

Wie ſo ſchön wird ſeyn das Leben,
Brüder, in der Seel'gen Chor,
Wohin ſie, die noch in unſern
Herzen lebt, uns zieht empor!
Wo in Glorie ſich vermählen,
Wie am Denkmal ſolcher Seelen,
Liebe, Schönheit, Geiſteskraft,
Dieſe drei erhabnen Weſen,
Die, Dreieinheit! du erleſen,
Bilder deiner Eigenſchaft!

Dort ſind jene flücht'gen Seelen,
Die, weil höher ſie ihr Flug
Fortreißt, hier nicht raſtend, unſre
Wellen kaum berührt im Flug!
Jene herrlichen Naturen,
Die mit glänzend raſchen Spuren
Blitzgleich unſre Nacht erhellt;
Dort die Kinder und die Frauen,
Blumen auf den ird'ſchen Auen,
Deren Blüthe duftend fällt.

Ja! zu lächelt Ihr vereint dort,
Denen, die Euch ſuchen hier;
Noch im Himmel um die Erde
Zarte Sorgen fühlet Ihr!
Ich ſeh' Weſte dich der Mütter!
Seh ſie — o wie ſchmeckt ſo bitter
Mir mein Lebenskelch davon! —
Blüth', entrafft von meinem Stengel,
Die im Geiſt mir lebt als Engel,
Und mir winkt an Gottes Thron!

Ihr Erſcheinungen vom Himmel,
Die ihr wieder dann verſinkt,
Die ihr uns begrüßt von oben,
Wie die Lieb' der Liebe winkt!
Ihr begrabnen Seligkeiten
Unterm Hügel trübſter Zeiten,
Die einſt neues Seyn verklärt:
Stern' in Nacht des Grams, der Sünden!
Sterben wie um ſie zu finden!
Leben, wie der Reinen werth!

* * *

Einſt ſagte ſie zu mir mit ernſtem, frommem Munde:
Die Welt hat Einen Ton, der Ruhm währt Eine Stunde —
Hängt Eure Harfe auf am heiligen Altar!
Ein ſchmelzend Echo der prophetiſch höhren Klänge
Singet der jüngern Welt die ewigen Geſänge,
Iſt Gott denn Gott nicht immerdar?

Zu feiern deine Ehr' hab' ich ihr, Herr, geſchworen;
Doch die Erinnrung ging im Lebenſturm verloren;
Der Strom der Welt hat aus in mir gelöſcht ihr Wort;
Und meines Herzens Herd, ſonſt deinen Flammen offen,
Hab' ich Vergeßlicher genährt mit ird'ſchen Stoffen,
Statt daß dein Weihrauch brannte dort.

Und jetzt komm' wieder ich wie jene heil'gen Frauen,
Die Weihrauch brachten dar fern von Samariens Gauen,
Und fanden todt, durch den erweckt ward Lazarus!
Zu opfern auch dem Herrn in Demuth meine Gabe,
In dieſem Klagelied, das niederfällt zum Grabe,
Wie eine Thrän' auf ſeinen Fuß!

Der Fürſt von Talleyrand.

(Schluß.)

„Der Augenblick kam, wo das Werk der großen Revolution von 1789 ſich vollenden ſollte. Eine Regierung mußte geſchaffen werden, welche ſich die verſchiedenen Principien der vorangegangenen aneignete, aber ſich von ihren Leidenſchaften frei erhielt; welche von 1789 die Freiheit und Gleichheit ohne die Anarchie, von 1800 die Ordnung ohne die Willkür, von 1814 den Frieden ohne die Furcht entlehnte, von der Vergangenheit eine Dynaſtie, welche die nationale Weihe erhielt, von der Gegenwart ihre Ideen, welchen eine einſichtsvolle Leitung und Richtung gegeben werden mußte. Dieß mußte das Ziel, die Bedingung, die Regel und die Kraft von 1830 ausmachen. Talleyrand trat der neuen Regierung bei. Den Frieden nützlich erachtend für den regelmäßigen Fortſchritt der neuerſtandenen Freiheit, trug er kräftig zu ſeiner Erhaltung bei, als franzöſiſcher Geſandter in England, zwiſchen welchem Land und Frankreich er eine enge Allianz ſtiftete, welcher Spanien und Portugal beitraten. Dann trat er für immer von der Bühne der Welt ab, und beſchloß in dem friedlichen Heiligthum der Wiſſenſchaft ein ereignißreiches, von den Revolutionen vielbewegtes Leben. Er ſtarb im 84ſten Jahre.

„Mit ihm ſchied ein kräftiger Geiſt, einer der glänzendſten Reſte des alten franzöſiſchen Geiſtes, die letzte große Berühmtheit der Revolution. Viel verdankte er ſeiner Herkunft, noch mehr ſich ſelbſt. Da von Jugend an der Ehrgeiz ihm Ausſichten eröffnet hatte, und ihm als Haupthülfsquelle blieb, gewöhnte er ſich, die moraliſche Regel dem politiſchen Nutzen unterzuordnen. Er richtete ſich durchaus nach dem Calcul ſeines Geiſtes. Er bequemte ſich herrſchenden Wünſchen, er war nachgiebig gegen gebieteriſche Verhältniſſe. Er geſellte ſich den verſchiedenen Gewalten bei, aber er band ſich nicht an ſie; er diente ihnen, aber er weihte ſich ihnen nicht ganz. Er zog ſich zurück mit dem Glück, was bei den Regierungen gleichbedeutend iſt mit der Klugheit und Weisheit. Dann ſich zurückziehend, hatte er das große Verdienſt, etwas früher vorauszuſehen, was bald nachher alle Welt wollen mußte, und dann mit Entſchloſſenheit handeln zu können, nachdem er mit Geduld zugewartet hatte. Er verlor gern Zeit, um deſto beſſer die Gelegenheit zu erfaſſen, überzeugt, daß der natürliche Lauf der Dinge die Gelegenheit beſſer darbietet, als der Verſtand ſie zu erdenken, der Wille ſie zu ſchaffen vermöchte.

„Er that Niemand ein Leid. Er gebrauchte gegen ſeine Gegner nur die Waffen witziger Worte und Einfälle. Er unterhielt vieljährige Freundſchaften, und Alle, die in ſeine Nähe kamen, wurden durch ſeine Grazie angezogen, durch ſeine Güte gefeſſelt. Er beurtheilte Alles mit dem feinſten Sinn; er erzählte gern, und ſeine Erzählungen hatten ſo viel Reiz, als ſeine Worte Berühmtheit erlangten. Sein Angeſicht, das bei allen Ereigniſſen unbeweglich blieb, der Blick, welchen das Glück nicht zu verſtören vermochte, belebten ſich, wenn er von den ſchönen Tagen des 18ten Jahrhunderts und den großen Arbeiten der conſtituirenden Verſammlung ſprach. Wie die große Generation, der er angehörte, liebte Talleyrand aufrichtig ſein Vaterland und bewahrte immer ſeine Anhänglichkeit an die Ideen ſeiner Jugend, an die Grundſätze von 1789, die bei ihm allen Wechſel der Ereigniſſe und des Glücks überlebten. Er unterhielt ſich im Geſpräch ohne allen Zwang über die Regierungen, denen er gedient und die er verlaſſen. Er ſagte: nicht den Regierungen habe er gedient, ſondern dem Lande, unter der politiſchen Form, die ihm im Augenblick die angemeſſenſte geſchienen, und nie habe er das Intereſſe Frankreichs dem Intereſſe eines Machthabers opfern wollen.

„Dieſe Erklärung gab er von ſeinem politiſchen Benehmen und ſeinen Metamorphoſen. Aber immerhin, welche Dienſte man auch ſeinem Vaterlande mag leiſten können, wenn man jederzeit ſein Benehmen nach den Umſtänden einrichtet, iſt es doch beſſer, in einer langen Revolution nur Eine Sache gehabt, und nur Eine Rolle in der Geſchichte würdig und edel ausgefüllt zu haben.“ — —

Dieſe Skizze und Charakteriſtik kann man als ein Gegenſtück betrachten zu dem in derſelben Zeitſchrift (Revue des deux Mondes), vor vier Jahren erſchienenen Aufſatz über Talleyrand (Le Prince) aus der Feder von George Sand, welcher ebenſo gefliſſentlich das Ungünſtigſte, wie der vorliegende das Günſtigſte an Talleyrand hervorhebt. Im Sinn der G. Sand hat auch ein junger deutſcher Autor ein Charakterbild des vielbeſprochenen Mannes geliefert, worin er als Ehebrüchiger, Wüſtling, Spieler und Witzling und als eine Art von glücklichem politiſchem Abenteurer figurirt, dagegen der von Mignet verfolgte und offen gelegte hiſtoriſche Faden im Leben des höchſt bedeutſam in die Geſchichte eingreifenden Politikers vor Witzen, Antitheſen und Invectiven fallen gelaſſen und überſehen wird. Man kann Niemand die ſittliche Indignation über viele Seiten in Talleyrands Handlungsweiſe und Leben verargen, aber der Witz iſt gegen Talleyrand, der alle Welt überwitzt (outwitted) hat, eine ſtumpfe Waffe, und weit mehr verdient der Hiſtoriker Mignet unſern Dank für ſein Beſtreben, uns die Conſequenz in den Handlungen ſeines Protectors nachzuweiſen und anſchaulich zu machen, wenn ſchon ihm dieß nicht durchaus gelingt, und er ſelbſt dieſer Art von Conſequenz und Syſtem das Urtheil zu ſprechen nicht umhin kann. Aber es iſt nicht zu überſehen, daß Mignet, ſeinen Helden ganz als Politiker und als Mann des Calculs betrachtend, uns zu wenig von ſeinen Motiven und Intereſſen als Menſch, von ſeiner innern Perſönlichkeit, nichts von ſeiner Ausſöhnung mit der Kirche geſagt hat, und denjenigen nicht befriedigt, der die in der Geſchichte auftretenden Männer nicht bloß als Acteurs im Drama der Zeit, ſondern auch als Charaktere betrachtet und ſtudirt, und mit dem hiſtoriſchen Intereſſe auch ein pſychologiſch-moraliſches verbindet.

Charles Dickens (Boz)

und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.

(Fortſetzung.)

Hinwieder iſt er in Beſchreibungen oft ſehr glücklich; nichts z. B. kann trefflicher ſeyn als die Schilderung von Pickwicks Schleifen auf dem Eis.

„Mr. Pickwick zögerte, bedachte ſich, zog ſeine Handſchuhe aus und legte ſie in ſeinen Hut, nahm zwei oder drei kurze Anläufe, wurde dann eben ſo oft wieder ſcheu, nahm am Ende doch einen neuen Anlauf und — ſchliff langſam und ernſthaft die Schleifbahn hinunter, ſeine Füße etwa eine und eine viertel Elle auseinander, unter dem fröhlichen Jauchzen aller Zuſchauer.

„Jetzt fing Wardle wieder an und dann kam Mr. Pickwick, und dann Sam, und dann Mr. Winkle, und dann Bob Sawyer, und dann der fette Knecht, und dann Mr. Snodgras, alle einander dicht auf den Ferſen folgend, und mit ſolcher eifriger Haſt hintereinander her rennend, als ob alle ihre künftigen Lebensausſichten von dieſer ihrer Kurzweil abhingen.

„Es gab nichts Intereſſanteres, als die Art zu beobachten, wie Mr. Pickwick ſeinen Antheil an der Ceremonie vollzog; die quälende Spannung der Angſt zu beobachten, womit er die ihm folgende Perſon anſah, welche ihm immer näher kam und ihn niederzuſchleifen drohte, zu ſehen, wie er allmählich die kümmerlich aufgebotne Kraft verwendete und verlor, mit der er ſich in Bewegung geſetzt hatte, und ſich allgemach auf der Schleifbahn umkehrte, ſo daß er das Geſicht dem Ausgangspunkt zu richtete; das muntre Lächeln zu ſehen, welches auf ſeinem Antlitz ſich lagerte, wenn er die Entfernung zurückgelegt hatte, und die Lebhaftigkeit, womit er ſich umdrehte, wenn dieß geſchehen war, und ſeinem Vorgänger nachlief in ſeinen ſchwarzen Gamaſchen luſtig durch den Schnee trippelnd, und ſeine Augen durch die Brille hindurch glänzend vor Luſt und Heiterkeit; und wenn er niedergeſchliffen wurde (was im Durchſchnitt je bei der dritten Tour geſchah), ſo war es der ermunterndſte Anblick, den man ſich nur erſinnen kann, zu ſehen wie er Hut, Handſchuhe und Taſchentuch wieder zuſammenlas, mit glühendem Geſicht, und ſeinen Platz in der Reihe wieder einnahm, mit einem Eifer und Enthuſiasmus, den nichts niederſchlagen konnte."

Dieſe Scene, mit allem Zugehör, iſt dem geiſtigen Auge zur lebendigſten Anſchauung gebracht, ohne die Hülfe von Phizs verſinnlichender Skizze; aber der Erfolg mancher andern Stellen iſt großentheils der Geſchicklichkeit dieſes Künſtlers in Veranſchaulichung derſelben zu verdanken. In der That, nur eine ſchwache Vorſtellung könnte man ſich bilden von dem äußern Menſchen des großen Pickwick ſelbſt aus den im Text hin und wieder zerſtreuten Andeutungen: nämlich daß er knappe Beinkleider, Gamaſchen und eine Brille trug. Der Grabſtichel, nicht die Feder iſt es, der die lebendige Anſchauung vervollſtändigt, die wir allerdings von ſeiner perſönlichen Erſcheinung haben; und wie mager und zahm würden, ohne jenen, Situationen ſeyn, wie die, wo man ihn überraſcht, wie er Frau Bardell in ſeinen Armen hält, oder wo er durch die Bettvorhänge nach der Dame in der Herberge ſchielt! Ein noch ſchwererer Vorwurf als ſelbſt der Mangel an Anſchaulichkeit und Individualiſirung liegt vor gegen Dickens als Schilderer und Portraitmaler: er bequemt ſich zu oft dazu, ein Nachahmer zu ſeyn, und zeigt ſich meiſt bei ſolchen Gelegenheiten ſeinen Vorbildern ſehr untergeordnet. Wir wollen nur hinweiſen auf die Schilderung, welche W. Irving in ſeinem Skizzenbuch von einem engliſchen Poſtkutſcher gibt, und die parallelen Abſchnitte bei Dickens; man wird weder die Nachahmung, noch auch das verkennen, daß der letztere ſein Vorbild keineswegs verbeſſert hat. Die Wahrheit iſt indeſſen, daß die alte Race der Kutſcher auf die Neige ging, als W. Irving England zuerſt beſuchte, und vor Dickens' Zeit ganz ausgegangen war. Daher war Dickens nicht glücklich, wo er zu beſchreiben unternahm, was er nicht geſehen hatte.

Was iſt denn nun aber, kann man mit Recht fragen, wenn er weder in der beſchreibenden Erzählung noch in der Charakterſchilderung ganz vortrefflich iſt — was iſt denn das Talent oder die Eigenſchaft, die dieſem Autor eine ſo beiſpiel-

loſe Popularität verſchafft hat? Unſers Erachtens hat er ſie erlangt und wohl verdient dadurch, daß er der Erſte war, welcher die reichen und mannichfachen Schätze von Witz und Humor verwendete und ſich zu nutze machte, die unter den niedern Claſſen der Hauptſtadt ſich finden, deren Sprache bisher verachtet war als ein armſeliges, kahles, zerſtückeltes, reizloſes und beinahe unverſtändliches Rothwelſch, aller Empfindung, Phantaſie und Kraft entbehrend.

Die Edgeworths, Vater und Tochter, haben in einem gemeinſchaftlichen Aufſatz über iriſche Bulls *) beweiſen wollen, daß die Irländer nicht mehr Bulls machen, als andre Nationen, und haben ohne Frage bewieſen, daß ſie deren ſo viele machen, als alle andre Nationen zuſammengenommen; ſie rühmen gar ſehr deren bilderreiche und ergreifende Ausdrucksweiſe, wovon ſie Proben mittheilen; aber wir glauben, daß die niedern Volksclaſſen in London ihnen wenig nachgeben. Die Proben davon würden in den Polizeiberichten und Gerichtsverhandlungen im Ueberfluß zu finden ſeyn. Wie hübſch ſind z. B. folgende Ausdrücke: „Harry, guter Freund," ſagte ein Schuhflicker zu einem reiſenden Schneider, „könnt Ihr mir einen Shilling leihen?" — „Meiner Seele," antwortete der Ritter von der Nadel, „ich habe nicht ſo viel bei mir, um den Zoll an einem Thorhäuschen für einen Beſenſtiel zu bezahlen;" — „Ned," ſagte ein Kärrner zum andern, als ſie einen Krug Porter ausſtachen, wollt Ihr nicht ein Stück von dieſem Laib?" — „Ich habe gar keinen Hunger." — „Ey, nehmt ein Stück davon, es iſt gut." — „Nun, wenn ich es thue, ſo ſey es nur ſo viel wie das Knie einer Biene." — Bei dem Brand der Parlamentshäuſer ſagte ein Menſch aus dem Volk: „Beim Himmel, Jack, das Feuer löſchten ſie nicht aus, wenn ſie die ganze Themſe darüber ſchütteten wie einen Sack voll Erdbirnen."

Solche und ähnliche Fälle laſſen vermuthen, daß Mr. und Miß Edgeworth ihre Behauptungen etwas zu raſch hinſtellten; aber Dickens war es vorbehalten, die Rechtfertigung unſrer Nationallehre in dieſer Beziehung zu vervollſtändigen, und dieſe Aufgabe hat er höchſt befriedigend gelöst; denn er hat Sam Weller allein mit ſo viel köſtlichem Humor, mit ſo anſchaulichen Bildern und einer ſo ausdrucksvollen Sprache auszuſtatten gewußt, daß ein halb Duzend der geſcheidteſten Schuhmacher in Dublin oder die trefflichſten Landſtreicher in Edgeworthstown verſorgt werden könnten. Auch ſcheint er uns nicht viel von eigner Erfindung zur Verſchönerung der Redeweiſe dieſes allgemeinen Lieblings hinzugethan zu haben; im Gegentheil, die meiſten von Sams Wendungen und Redefiguren werden augenblicklich erkannt werden von jedem, der dem unter den durch ihn repräſentirten Claſſen üblichen Styl des Redens und Denkens Aufmerkſamkeit gewidmet hat. Sams erſtes Auftreten als Schuhputzer liefert ein Beiſpiel:

„Auf ein lautes Klingeln einer der Glocken folgte die Erſcheinung einer flotten Zimmermagd auf der obern Galerie der Schlafzimmer, die, nachdem ſie an eine der Thüren gepocht und von innen einen Auftrag erhalten, über die Brüſtung herunter rief:

„Sam!"

„Halloh," antwortete der Mann mit dem weißen Hut.

„Nummer Zweiundzwanzig verlangt ſeine Stiefeln."

„Fragt Nummer Zweiundzwanzig, ob er ſie jetzt haben will, oder warten bis er ſie bekommt," war die Antwort.

„Ey, ſeyd doch nicht närriſch, Sam," ſagte das Mädchen ſchmeichelnd, „der Gentleman will ſeine Stiefeln jetzt gleich haben."

„Nun, Ihr ſeyd doch ein hübſches junges Frauenzimmer für eine muſikaliſche Geſellſchaft; ja das ſeyd Ihr," ſagte der Stiefelputzer. „Da ſeht einmal dieſe Stiefeln an — eilf Paar Stiefeln, und ein Schuh, der Nummer ſechs gehört, mit dem hölzernen Bein. Die eilf Paar Stiefeln wird man um halb neun Uhr verlangen, und den Schuh um neun Uhr. Wer iſt denn Nummer Zweiundzwanzig, der die andern alle zurückdrängen will? Nein, nein! Alle der Reihe nach, wie der Henker ſagte, als er die Männer aufknüpfte. Thut mir leid, Sir, daß ich Euch warten laſſe, werde Euch aber ſogleich aufwarten."

Mit dieſen Worten machte ſich der Mann mit dem weißen Hut mit verſtärktem Eifer an einen Stulpenſtiefel.

Jetzt ertönte ein neues Klingeln; und die lärmende alte Wirthin vom weißen Hirſch erſchien auf der Galerie gegenüber.

„Sam," rief die Wirthin — „wo iſt der müßige, faule — ey, Sam — ha, da ſeyd Ihr; warum gebt ihr keine Antwort?"

„Wäre ja unhöflich zu antworten, eh' Ihr mit Sprechen fertig ſeyd," antwortete Sam griffig.

„Da, putzt die Schuhe für Nummer fünf im Augenblick, und bringt ſie in das Privatzimmer Nummer fünf, erſten Stock."

Die Wirthin ſchleuderte ein Paar Damenſchuhe in den Hof und eilte fort.

„Nummer fünf," ſagte Sam, indem er die Schuhe aufraffte, ein Stück Kreide aus ſeiner Taſche nahm und ein Denkzeichen ihrer Beſtimmung auf die Sohlen machte, „Damenſchuhe und ein Privatzimmer! Ich denke ſie iſt nicht in dem Fuhrwagen gekommen."

„Sie iſt heute Morgen früh angekommen," ſagte das Mädchen, das noch über das Eiſengitter der Galerie ſich lehnte, „mit einem Gentleman in einer Miethkutſche, und der iſt es, der ſeine Stiefeln verlangt, und Ihr thätet beſſer, ſie ihm zu ſchaffen, und das iſt Alles."

„Warum ſagtet Ihr das nicht im Anfang," ſagte Sam mit großer Entrüſtung und holte die fraglichen Stiefeln aus dem Haufen vor ihm heraus. „Nach Allem, was ich wußte, hielt ich ihn für einen gewöhnlichen Dreipence-Mann. Privatzimmer! und dazu eine Dame! Wenn er nur entfernt etwas wie ein Gentleman iſt, ſo iſt er ſeinen Shilling täglich werth, ganz abgeſehen von beſondern Aufträgen."

„Wir begehren zu wiſſen," ſagte der kleine Mann feierlich, „und wir richten die Frage an Euch, damit wir nicht innen

*) Ungereimte und widerſinnige Ausdrücke, wie höljernes Schüreiſen. — „auf den Knieen meines Herzens," u. dgl.

Aufſehen und Argwohn erwecken, wir begehren zu wiſſen, wen Ihr in dieſem Augenblick im Hauſe habt."

„Wer in dem Hauſe iſt!" ſagte Sam, deſſen Geiſt die Inſaſſen immer ſich vergegenwärtigten mittelſt des ſpeciellen Beſtandtheils der Kleidung, welcher ſeiner unmittelbaren Beſorgung anheimfiel. „Es iſt da ein hölzernes Bein in Nummer ſechs, es iſt da ein Paar Heſſenſtiefel in Nummer dreizehn, zwei Paar Halbſtiefeln im Handelszimmer, es ſind da dieſe angeſtrichnen Stulpenſtiefel in dem Stübchen hinter dem Schenkzimmer und fünf weitere Stulpenſtiefel im Kaffeezimmer."

„Sonſt nichts?" fragte der kleine Mann.

„Haltet ein bißchen," verſetzte Sam ſich plötzlich beſinnend; „ja, es iſt auch noch ein Paar ziemlich abgetragner Wellingtons da, und ein Paar Damenſchuhe in Nummer fünf."

Dieſe artige Redefigur iſt im alltäglichen Gebrauch. Man kann hören, wie der Conducteur eines Omnibus in aller Ruhe dem Kutſcher ſagt, er müſſe „zwei Elephanten und einen Maurer" aufnehmen, womit Paſſagiere gemeint ſind, welche in den Gaſthöfen mit Schilden jener Benennung logiren, und vieles Aehnliche.

Ein weiteres amuſantes Pröbchen von Sams Redeweiſe iſt folgendes. Sein Herr, Pickwick, ſagt zu ihm, nachdem er ſich ſehr zuverſichtlich über ſeine Ausſichten im Leben ausgeſprochen:

„Ihr ſeyd ja ein ganzer Philoſoph, Sam."

„Das iſt in der Familie, glaub' ich, Sir!" antwortete Mr. Weller. „Mein Vater zum Beiſpiel iſt ſehr ſtark in dieſem Stück. Wenn meine Stiefmutter donnert und wettert, ſo pfeift er. Sie geräth in Hitze und zerbricht ihm die Pfeife; er geht fort und holt ſich eine andre. Dann kreiſcht ſie entſetzlich und fällt in Krämpfe; und er raucht in aller Behaglichkeit fort, bis ſie wieder zu ſich ſelbſt kommt. Das iſt Philoſophie, Sir, nicht wahr?"

„Ein ſehr gutes Erſatzmittel dafür, in jedem Fall," verſetzte Mr. Pickwick lachend. „Eine ſolche muß Euch große Dienſte geleiſtet haben, Sam, im Verlauf Eures unſteten Lebens."

„Dienſte, Sir!" rief Sam, „ja das glaub' ich! Nachdem ich von dem Kärrner weglief und eh' ich mit dem Wagenfuhrmann einig wurde, hatte ich vierzehn Tage ungemachtes Bett und Quartier."

„Ungemachtes Bett und Quartier?" fragte Mr. Pickwick.

„Ja, die trocknen Bogen der Waterloo-Brücke. Schöner Schlafplatz das — nur zehn Minuten weit entfernt von allen öffentlichen Gebäuden und Plätzen — und nur Eine Ausſtellung iſt vielleicht daran zu machen, daß die Lage beinahe etwas zu luftig iſt. Ich hab' da manche ſeltſame Anblicke geſehen."

„Ha, das will ich wohl glauben," ſagte Mr. Pickwick mit der Miene großen Intereſſes.

„Anblicke und Schauſpiele, Sir," fuhr Weller fort," die tief in Euer wohlwollendes Herz hineindringen und auf der andern Seite wieder herauskommen würden. Ihr ſeht da nicht die regulären Herumſtreicher; verlaßt Euch darauf, die wiſſen etwas Beſſeres als das. Junge Bettler, männliche und weibliche, die es noch nicht hoch in ihrem Gewerbe getrieben, ſchlagen da manchmal ihr Quartier auf; aber gewöhnlich ſind es die abgezehrten, verhungernden, heimathloſen Geſchöpfe, die ſich in den dunkeln Ecken und Winkeln der einſamen Plätze herumdrücken — arme Geſchöpfe, bei denen es nicht zum Zweipfennigſeil reicht."

„Ey, Sam, was iſt denn das Zweipfennigſeil?" fragte Mr. Pickwick.

„Das Zweipfennigſeil, Sir," antwortete Weller, „iſt gar eine wohlfeile Schlafanſtalt, wo die Betten für die Nacht zwei Pfennige koſten."

„Warum heißt man denn aber ein Bett — ein Seil?" fragte Mr. Pickwick.

„Ey, über Eure Unſchuld, Sir!" ſagte Sam. „Als der Mann und das Frauenzimmer, welche die Herberge halten, ihr Geſchäft anfingen, pflegten ſie die Betten auf den Boden zu machen, aber dieß wollte um keinen Preis gehen, weil die Schlafgäſte, ſtatt ſich mit einem mäßigen Schlaf, zwei Pfennige werth, zu begnügen, den halben Tag da zu liegen pflegten. So haben ſie jetzt zwei Seile, ungefähr ſechs Fuß weit auseinander, und drei über dem Boden, welche gerade durch das Zimmer gehen, und die Betten, welche aus Stücken und Gurten von grober Sackleinwand gemacht ſind, ſind quer darüber gebreitet."

„Nun?" ſagte Mr. Pickwick.

„Nun," ſagte Mr. Weller, „das Vortheilhafte dieſer Einrichtung iſt einleuchtend. Um ſechs Uhr jeden Morgen laſſen ſie die Seile an einem Ende ſchnappen, und alle Schlafgäſte purzeln herunter. Die Folge iſt, daß ſie, da ſie gründlich aufgewacht ſind, ſehr geruhig aufſtehen und ihres Weges gehen."

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Vernon Harcourt.

Die Lehre von der Sündfluth.

Dieß neueſtens in London erſchienene zweibändige Buch führt noch den weitern Titel: „Wodurch die Erzählung der Schrift gerechtfertigt wird gegen die neuerdings von geologiſchen Spekulationen dagegen erhobnen Zweifeln." Eine engliſche Beurtheilung ſagt Folgendes darüber: „Ein franzöſiſcher Schriftſteller definirt die Etymologie als die Wiſſenſchaft, in welcher die Conſonanten wenig und die Vocale gar nichts gelten; und dieß Princip iſt im vorliegenden Buche im weiteſten Umfang geltend gemacht. Kein Waidmann kann eine größere Freude an der Jagd haben, als Hr. Harcourt an der Jagd nach Wurzelwörtern. Wenn die Spur plötzlich verloren geht in der hebräiſchen Sprache, ſo ertappt er ſie wieder in der koptiſchen, und mit lautem Geſchrei geht

er ſeinem Opfer nach, bis er es endlich in der phöniciſchen erlegt, nach einer Reihe unglaublicher Sprünge über alle möglichen Hinderniſſe der Vernunft und Wahrſcheinlichkeit. Wir bedauern, daß dieſe Monomanie, wenn wir es ſo nennen dürfen, ein ſonſt tüchtiges und belehrendes Buch entſtellt. Ein großer Theil des Werks hat zur Aufgabe den Verſuch, die Fabeln der heidniſchen Mythologie bis auf das Zeitalter Noahs zurück zu verfolgen; und in der Verfolgung dieſes Plans, obgleich die Sache ſelbſt nicht viel Werth hat (?), bringt der Verfaſſer einen Schatz wichtiger Materialien bei, welche ausnehmend fruchtbar für andre Zwecke benützt werden können. Der Theil des Werks, welcher beweiſt (?), daß die Sündfluth ein Vorbild des chriſtlichen Sacraments der Taufe geweſen, und auf eine Erörterung des Weſens der Wiedergeburt eingeht, zeigt große Gewandtheit und Stärke im Räſonnement und ein richtiges Urtheil; und ſteht in merklichem Contraſt zu dem unvernünftigen und ausſchweifenden Ton der etymologiſchen Deductionen." — dann wird eine Probe gegeben, womit wir unſre Leſer nicht behelligen wollen, worin eben jene typiſche Bedeutung der Sündfluth ſehr gelehrt und myſtiſch dargethan werden ſoll, und der Schluß der Anzeige lautet: „Endlich fühlen wir uns noch verpflichtet, ein Wort zu Gunſten des Geiſtes zu ſagen, in welchem das Werk geſchrieben iſt. Wir gehören nicht zu der Claſſe von Menſchen, welche gern über die Armuth und Schwäche der menſchlichen Vernunft ſich auslaſſen, welche gern ihre Anwendung unterſagen möchten auf jene erhabnen Gegenſtände, die ihre höchſten Kräfte in Anſpruch nehmen und es für Anmaßung halten, auch nur eine Vermuthung zu wagen über jene dunkeln aber wichtigen Punkte, welche für die edelſten Fähigkeiten des Geiſtes ein würdiges Ziel des Strebens ausmachen. Der Menſch iſt ja doch um ein Weniges nur niedriger als die Engel. Dabei aber ſind wir noch weniger mit denen einverſtanden, die, wenn die Schlüſſe unſers beſchränkten Verſtandes im Widerſpruch zu ſtehen ſcheinen mit den Offenbarungen der unendlichen Weisheit, die Schrift der Vernunft anzupaſſen ſuchen, ſtatt umgekehrt die Vernunft der Schrift; und wir fürchten, daß die Geſinnung, welche Religion und Wiſſenſchaft entzweien möchte, indem ſie die Intereſſen der letztern als die höchſten und wichtigſten in Schutz nimmt, nur zu ſehr herrſchend iſt. Die Wiſſenſchaft muß immer der Religion dienen; und in ihren Beſtrebungen, ſich unabhängig zu machen, wird ſie der einzigen gewiſſen Bürgſchaft der Wahrheit verluſtig und zu Grunde gehen in der Anarchie und Verwirrung der ungezügelten Ideen, welche bei Entfernung aller Schranken auftauchen werden. Wenn dagegen ihr richtiges Verhältniß gewahrt wird, werden beide einander im höchſten Grade fördern und wechſelſeitig ſich Beiſtand geben und empfangen; und als ein Verſuch, dieſe Verbindung ungeſchwächt zu erhalten, verdient hauptſächlich das fragliche Buch unſer Lob."

Alles recht ſchön und gut; nur kommt es immer darauf an, was eigentlich zur Religion und zum Chriſtenthum gehört, und darüber ſind bekanntlich die Gelehrten — und die Frommen — ſehr verſchiedner Meinung. Deutſche Philoſophen werden ſich an der Barbarei der Engländer nicht wenig ſkandaliſiren. — —

A. Nourrits Tod.

Ueber den Selbſtmord dieſes vielbedauerten Sängers ſtellt eine franzöſiſche Zeitſchrift folgende Betrachtung an, welche, als auf den allgemeinen ſittlichen Zuſtand und die Stimmung in Frankreich Rückſicht nehmend, von Intereſſe iſt.

„Die da ſagen, ein Sänger, der ſich den Tod gebe, weil man ihn ausgepfiffen, ſey nur lächerlich, ſprechen eben im Leichtſinn und Unverſtand. Nicht den Rang und Stand muß man in Erwägung ziehen, ſondern den zurückgewieſenen oder getäuſchten Ehrgeiz, der in allen Herzen die gleichen Verwüſtungen anrichtet. Ob das Ziel erſter Art iſt oder nicht, das geht die Welt und die Nachwelt an, kann aber in keiner Weiſe die Verzweiflung deſſen, der es verfehlt, mehren oder mindern. Der Komödiant leidet vielleicht ſo viel wie der Kaiſer; denn wenigſtens hat der Kaiſer in der Verbannung jene ſtürmiſche Sympathie der Welt in ſeinen großen Leiden für ſich. Aber wenn der Schauſpieler ſeines Glücks verluſtig geht, ſo zuckt man mitleidig die Achſeln, wenn er ſich tödtet, lacht man über ſeinen Tod. Woraus lacht man nicht? Wir gehören nicht zu denen, die gern über den Selbſtmord declamiren und die Todten mißhandeln, unter dem Vorwand, den Lebenden nützliche Lehren zu ertheilen. Was heißt das, wenn man kommt und kaltblütig ſolche Handlungen erörtert, welche meiſt ohne alle und jede Freiheit und Beſonnenheit vollbracht werden? Indeß iſt es unmöglich, in den Urſachen, welche Nourrit zum Selbſtmord trieben, den beklagenswerthen Einfluß gewiſſer ſchiefer und querer Ideen unſrer Zeit zu verkennen. Nourrit hatte einen unglücklichen Hang zu den philoſophiſchen Ideen, deren Opfer er mit ſeiner glühenden, großmüthigen, ſchwärmeriſchen aber ſchwachen Natur früher oder ſpäter werden mußte. Alle neuen Theorien und Doctrinen nahm er ohne Mißtrauen, oder vielmehr ohne Kritik, an, wenn ſie nur zu ſeinem edeln Herzen von Tugend und Menſchheit ſprachen. Daher gewiſſe Ideen, die er auf ſeine Kunſt, auf ſeine Miſſion, wie er ſich ausdrückte, anwendete; und ſo mußte er leben und ſterben, indem er Alles ſteigerte und übertrieb. Da er ſich einbildete, ein ſociales Werk zu leiſten, wenn er in der Stummen von Portici oder in Robert der Teufel auftrat, betrachtete er ſich, ſobald ſeine Stimme oder der Erfolg ihm verſagte, nicht mehr als würdig unter den Menſchen zu leben; alles das in der Großherzigkeit ſeiner Seele! und doch hatte er gegen die Geſellſchaft außerhalb des Theaters ernſtere Pflichten zu erfüllen: er war Familienvater! Dahin kommt man mit jenen erbärmlichen Theorien die nur dienen den Stolz zu befruchten! Jeder glaubt ſich zur Regenerirung der Welt berufen; der Eine mit ſeinem Piano, der Andre mit ſeiner Stimme; denn bei der erſten Täuſchung ergreift die Leute der Schwindel und man tödtet ſich. Iſt es denn nicht beſſer, zu ſingen wie die Italiener, zu ſingen um der Muſik und nicht um der Philoſophie willen; weniger Kunſt vielleicht, aber gewiß mehr wahre Poeſie und natürliche Begeiſterung zu haben, weniger Humanitarier, aber mehr Menſch zu ſeyn? —

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 83.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

21 Julius 1839.

Sündenbekenntniß zweier englischen Dichter.

S. T. Coleridge, der berühmte Dichter des alten Matrosen, der Christabel, und Uebersetzer von Schillers Wallenstein, und Charles Lamb, ein kürzlich verstorbner, von den Engländern sehr hochgehaltner, feinsinniger, humoristisch-reflectirender Autor, Verfasser von Elias' Versuchen und mancher bekannter und beliebter Gedichte, waren Freunde, und brachten besonders in ihren jüngern Jahren manche vergnügte und lustige Stunde unter geistreichen Unterhaltungen und bei geistigen Getränken mit einander zu. Das Gasthaus Cat and Salutation (Katze und Gruß) war häufig der Schauplatz ihrer und andrer Freunde fröhlichen Abendschwärmereien, und Citronensaft und Oronoco mischen sich häufig in ihre spateren Reminiscenzen an die dort verlebten Stunden. Die Anregung und Steigerung der geistigen Energie, der Laune, des Witzes, der Phantasie durch geistige Reizmittel wurde aber leider den beiden genialen Freunden nach und nach zur Gewohnheit und zum Bedürfniß, und diese ihre Neigung blieb auch dem größern Publicum kein Geheimniß. Der Herausgeber des Nachlasses von Charles Lamb, Sergeant Talfourd, (unsern Lesern sonst schon bekannt) gesteht selbst die Schwäche seines Freundes offen zu, rühmt jedoch von ihm, er habe, obgleich er der Versuchung, wenn sie einmal da war, selten habe widerstehen können, doch heroische Anstrengungen gemacht, vor ihr zu fliehen, und setzt dann hinzu: „Diese Schwäche selbst war so innig mit Allem verwachsen und verflochten, was das Anziehendste in seiner geistigen, was das Liebenswürdigste in seiner moralischen Begabung und Natur war, daß es unmöglich wäre, seinen Tugenden volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne auch jene Schwäche zu berühren." Dagegen aber wendet ein Kritiker ein, daß er dieser Theorie vom Verflochtensein nicht beitreten könne, sich nicht dazu verstehen, einen Altar zu bauen, um eine Theorie der Trunkenheit zu apotheosiren — und wäre es selbst die Trunkenheit Lambs. „Jedermann weiß aus leidigen Beispielen, daß Trunksucht auch bei Mannern vom höchsten Genie und großen Tugenden vorkommen kann. Aber nur um so schlimmer; denn wir wissen auch, daß sie beide mit dem gefährlichsten Ruin bedroht. Je edler das Opfer, um so eindringlicher sollte das Beispiel seyn. Mr. Talfourd sagt, mit Lamb trinken sey nicht ein sinnlicher, sondern ein geistiger Genuß gewesen. Wir antworten: Trinken muß nie ein geistiger Genuß genannt werden, weil, wenn Einer einmal sich den übermäßigen Genuß von erhitzenden Getränken angewöhnt hat, eine der kläglichsten Folgen davon eine sklavische Abhängigkeit von denselben ist — eine Abhängigkeit nicht bloß des Körpers, sondern auch der Seele. Wir glauben an die Nüchternheit, wie an die Gesundheit des wahren Genius. Wir kennen die Folgen der Trunksucht — gefüllte Gefängnisse — Sheridan zum Sprüchwort geworden, während er hätte erster Minister Englands werden können, und Lamb beinahe ebenso ein Gegenstand des Mitleids als der Liebe. Der Herausgeber hat wohl gethan, die „Bekenntnisse eines Trunkenbolds" wieder abzudrucken. Lamb gesteht in seinem Brief an Southey, daß diese Bekenntnisse allerdings so sehr eine treue Selbstschilderung seyen, daß das Kundwerden hievon ihn um sein Amt und seine Pension bringen könnte." Doch wir lassen nun ihn selbst in einem reumüthigen Brief an Mr. Cary sprechen, bei welchem er jeden Monat einmal, im brittischen Museum, zu Gast war.

„Ich betheure, daß ich nicht weiß, in welche Worte ich mein Bewußtseyn von der schmählichen Verletzung der Gastpflicht kleiden soll, deren ich mich an jenem unglückseligen Mittwoch schuldig gemacht habe. Lassen Sie ihn ausgelöscht seyn im Kalender! Wäre sie begangen worden im Haus eines Laien, etwa eines Kaufmanns, oder Manufacturisten, oder Kaselkramers, oder eines Obsthändlers, oder, um höher hinaufzugehen, eines Advocaten, eines Parlamentsmitglieds, eines reichen Bankiers — ich hatte noch einigen Trost, einige Nachsicht mit mir selbst gehabt. Aber gesehen werden im Rausch das Haus eines Geistlichen zu verlassen — und gar eines Geistlichen, der der Kirche Englands angehört! Und nicht das allein, sondern auch eines Manns, welcher den dunkeln italischen Hierophanten (Dante) erklärte! eine Erklarung, wenig nachstehend derjenigen des Mannes, welcher die Offenbarung zu entfalten unternahm — göttliche Räthsel beides,

und wenn nicht übernatürliche Gnade beſchieden wird, nicht zu berühren, ohne daß ſie augenblicklich die Hände des Berührenden verſengen. Und dann — welches Haus! nicht eine gewöhnliche Pfarrwohnung (was ſchon ſchandbar geweſen wäre), ſondern ein königliches Schatzhaus menſchlicher und göttlicher Wiſſenſchaften, das den Primas von England zu ſeinem Vorſtand hat, gehüllt in öffentliche Majeſtät, vor welcher der profane Pöbel fliehen muß. Konnten mich alle dieſe Bücher nichts Beſſeres lehren? Mit fieberiſchen Augen ſah ich mich beim nächſten Morgengrauen um in dem ſchwachen Licht, das eben nur hinreichte, um in einem fremden Schlafzimmer, das ich nicht ſogleich erkannte, zu ſehen, wie meine Strumpfbänder, Hoſen, Weſte, Halstuch hingelegt waren in einer fürchterlichen Ordnung und Genauigkeit, die, wie ich wohl wußte, gar nicht in meiner Art war. Es iſt dieß beim Erwachen das gewöhnliche Symptom, aus dem ich auf meinen Zuſtand am vorigen Abend ſchließe. Wenn Alles auf dem Boden durcheinander liegt, ſo ſehe ich darin einen willkommnen Beweis, daß es von mir herrührt, und wenn der Leuchter nicht weggeſtellt iſt, ſpreche ich mich ganz frei. Aber ſolch eine ſchöne Ordnung, wo ich am Morgen Alles aufs ſorglichſte an ſeinem Ort finde, macht mir bange. Ein leiſes, fernes Geflüſter murmelte mir zu, daß ich im Triumph nach Hauſe kutſchirte. Fern ſey es, daß ich aus innerem Stolz das ſage, denn ich war mir der Ortsveränderung nicht bewußt. Daß ein junger Mentor einen nichtsnutzigen alten Telemach begleitete; daß er, wie der Trojaner, ſeine Bürde auf die Schultern lud, während der jämmerliche Incubus, in dämmerndem Bewußtſeyn, trunkene Sätze ſtammelte und lallte von Fliegen mit Fledermausflügeln nach Sonnenuntergang. Auch von einem alten Diener regte ſich eine Erinnerung, um das Maaß meiner Schmach voll zu machen. Der Zufall führte mich geſtern durch Great Ruſſell Street. Ich ſtierte den großen Thürklopfer an. Meine ſchwachen Hände verſuchten umſonſt ihn aufzuheben. Ich fürchtete mich vor dem Argus, der ohne Zweifel in jener verhängnißvollen Nacht mir hinausleuchtete. Ich beſuchte die Elginiſchen Marmor. Sie blieben mir kalt. Heilloſes Alter, das mit der zweiten Kindheit Hand in Hand ihre Zwillingsſchweſter, neue Unerfahrenheit bringt, die nichts weiß von den Wirkungen geiſtiger Getränke" u. ſ. w.

(Schluß folgt.)

Charles Dickens (Boz)

und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.

(Fortſetzung.)

Ein Kritiker ſagt ganz pathetiſch von Ben Jonſon, man befinde ſich bei ihm in der Regel in niedriger Geſellſchaft, und ſehe keine Hoffnung, aus derſelben herauszukommen. Das Gleiche kann man von den Pickwickpapieren ſagen, mit dem Beiſatz, daß man in der Regel auch gar nicht wünſcht, aus ihr herauszukommen, denn es iſt in Dickens Schilderungen nichts Anſtößiges ſelbſt für die ſtrengſte Delicateſſe, und es iſt ein bemerkenswerther Umſtand, daß ſeine Schriften ſo ſehr beliebt ſind bei den Frauen der höhern Kreiſe. Wir hörten einmal eine gefeierte Schönheit den ſcherzhaften Vorſchlag zu einer Partie machen, woran Niemand Theil nehmen ſollte, der nicht Sam Weller für einen Gentleman halte. Mit ſolchen Zeugniſſen zu ſeinen Gunſten kann Dickens immerhin wegſehen über die Beſchuldigung der Gemeinheit, welche unausbleiblich und ohne Unterſchied von ekeln Vornehmthuern erhoben wird gegen jeden Mann von Genius, der das menſchliche Leben, in allen ſeinen Abſtufungen, zu ſeinem Gegenſtand zu nehmen wagt. Fielding, der ſolche Kritiker verſpottet und gegeißelt, ſcheute und mied doch offenbar den Vorwurf; und wenige moderne Schriftſteller haben die Gattung von Gegenſtänden, welche ihm denſelben zuzog, behandelt, ohne je und je dem Leſer zu verſtehen zu geben, daß ſie, wenn ſie dieß thuen, von ihrer Sphäre herabſteigen, oder ſchilderten Scenen des ſogenannten faſhionabeln Lebens, ohne anzudeuten, daß ſie darin ganz zu Hauſe ſeyen — woher es wahrſcheinlich kommt, daß die weſentlich gemeinſten Productionen unſrer Zeit die ſind, welche von Marquis und Herzogen handeln. Von dieſer Schwäche oder Mangel an Selbſtachtung findet man nichts bei Dickens; er bewegt ſich ſo natürlich und bequem unter ſeinen Lieblingscharakteren, als gäbe es gar nichts wie conventionelle Schicklichkeit, wogegen man verſtoßen könnte. Dieſe vollkommene Zuverſichtlichkeit und Geradheit von ſeiner Seite befördert nicht wenig die Wahrſcheinlichkeit und daher auch den Effect ſeiner Schilderungen, und überdieß iſt darüber ein geſunder, männlicher, unabhängiger Geiſt ausgegoſſen, der wirklich erfriſchend iſt nach der kränklichen Affectation und Vornehmthuerei der mit ſilbernen Gabeln und feinen Gentlemen gebahrenden Schriftſtellerſchule, wenn ſie ſich herablaſſen, das Weſen und die Denkweiſe von Perſonen zu ſchildern, die außer dem Bereich der ausſchließlich ſo genannten Geſellſchaft ſtehen.

Die Haupturſache von Erfolg dieſes Autors finden wir ſemit in ſeinem Geſchick, den ächten Mutterwitz und die unentſtellten Idiome der niedern Claſſen in London zu behandeln — denn er wird vergleichungsweiſe trivial und zahm, ſobald ſein Fuß ſich von den Steinen entfernt, und zeigt untrügliche Symptome von ſtädtiſcher Vornirtheit in allen ſeinen Verſuchen ländlicher Schilderungen. Vom Waidwerk und Zugehör ſcheint er ungefähr ſo viel allgemeine Begriffe und Kenntniſſe zu beſitzen, als Winkle und Tupman bei der Schießpartie zeigen; und Wardle's Edelhaus mit dem luſtigen Weihnachttreiben iſt nicht mehr und nicht weniger als Bracebridge-Hall aus zweiter Hand. Wir zweifeln ſehr, ob Dickens je anweſend war bei der Mrs. Leo Hunter déjeûners, aber wir ſind überzeugt, daß er mit Mr. Bob Sawyer bekannt war. Keineswegs ebenſo glücklich iſt er in der Schilderung der Profeſſion der Rechtsgelehrſamkeit ſammt Zugehör.

Unter den zahlreichen ſecundären Urſachen des Glückes, das die Pickwickier machten, wollen wir nur zwei namhaft machen: die eine iſt die ſprudelnde Ader gutmüthiger Satyre, welche das Ganze durchdringt, und die Erzählungen à la Longbow, welche ſo reichlich eingeſtreut ſind. Eine Bemerkung, welche gleichermaßen von den ſatyriſchen Anſpielungen wie von den Geſchichten gilt, iſt: daß die kürzeſten, ſchärfſten und am wenigſten ausgearbeiteten die beſten ſind. So wird der Tartüffe Stiggins langweilig durch die Beharrlichkeit, womit ſeine Hen-

chelei Einem aufgedrungen wird, während Potts, der Herausgeber der Catanswiller Gazette, in ein paar Scenen aufs vollſtändigſte das Treiben einer anmaßenden Menſchenclaſſe zeigt, die ihr Möglichſtes thut, den wohlthätigen Einfluß der Zeitungspreſſe zu neutraliſiren. Ein artiges Pröbchen von Dickens' Tact, des Leſers Aufmerkſamkeit zu reizen durch kleine, ſchlaue Anſpielungen auf gleichzeitige Vorfälle,*) bietet eine Stelle in der Rede des Serjeant Buzfuz (der Prozeß betrifft nämlich ein angeblich von Pickwick ſeiner Hausbeſitzerin und Miethfrau, Mrs. Bardell, gegebenes Heirathsverſprechen, was aber auf einem bloßen, komiſchen Mißverſtändniß beruht).

„Und jetzt, Gentlemen, nur noch Ein Wort. Zwei Briefe ſind gewechſelt worden zwiſchen den Parteien — Briefe, welche, wie nicht geläugnet wird, in der Handſchrift des Beklagten geſchrieben ſind und ſo viel ſagen, als ganze Bände. Dieſe Briefe bezeichnen auch den Charakter des Mannes. Es ſind keine offne, glühende, beredte Epiſteln, die nur die Sprache zärtlicher Neigung athmeten. Es ſind verdeckte, ſchlaue, bemäntelte Mittheilungen, aber zum Glück mehr beweiſend, als wenn ſie die glühendſte Sprache und die poetiſchſten Bilder enthielten — Briefe, die mit vorſichtigem und argwöhniſchem Auge geleſen werden müſſen — Briefe, die offenbar von Pickwick darauf berechnet waren, Dritte, in deren Hände ſie fallen könnten, auf falſche Spuren zu leiten und zu täuſchen. Laßt mich den erſten leſen: „Garraway's, 12 Uhr. Liebe Mrs. B. — Rippchen und Goldapfelſauce. Der Ihrige. Pickwick." — Gentlemen, was bedeutet dieß? Rippchen und Goldapfelſauce. Der Ihrige, Pickwick! Rippchen! gnädiger Himmel! und Goldapfelſauce! Gentlemen, darf das Glück eines gefühlvollen und vertrauensvollen Weibes durch ſolche ſchale Kniffe und Ränke verändelt werden? Der zweite Brief hat kein Datum, was an ſich ſchon verdächtig iſt. „Liebe Mrs. B. Ich werde erſt morgen nach Hauſe kommen. Die langſame Kutſche." Und dann folgt dieſer ſehr bemerkenswerthe Satz: „Machen Sie ſich keine Unruhe wegen der Wärmpfanne." Der Wärmpfanne, ha! Gentleman, wer macht ſich denn Unruhe wegen einer Wärmpfanne? Wann ward die Gemüthsruhe eines Mannes oder einer Frau zerſtört oder getrübt durch eine Wärmpfanne, die an ſich ja ein harmloſer, ein nützlicher, ja ich darf hinzuſetzen, Gentlemen, ein ſehr behaglicher Artikel einer Haushaltung iſt. Warum wird Mrs. Bardell ſo dringend gebeten, ſich nicht zu beunruhigen wegen dieſer Wärmpfanne, wenn es nicht (wie ich gar nicht bezweifle) eine verdeckte Bezeichnung iſt für verborgenes Feuer — ein Surrogat für irgend ein zärtliches Wort oder Verſprechen, gemäß einem vorher verabredeten Syſtem von Correſpondenz, liſtig eingeleitet von Pickwick, der ſchon mit dem Plane ſeiner böslichen und treuloſen Verlaſſung umging, und das ich nicht im Stande bin, näher zu erklären."

Nicht wenig ergötzlich iſt auch das das Verfahren mancher Inquirenten glücklich perſiflirende Verhör des Zeugen Mr. Winkle in dieſem Proceß.

„Jetzt ward Mr. Winkle vernommen von Mr. Skimpin, der, ein vielverſprechender junger Mann von zwei bis dreiundvierzig, natürlich nicht wenig begierig war, einen Zeugen verwirrt zu machen, der anerkanntermaßen zu Gunſten der Gegenpartei geſtimmt war.

„Nun, Sir," ſagte Mr. Skimpin, „habt die Güte und laßt Sr. Lordſchaft und der Jury wiſſen, was Euer Name iſt, wollt Ihr?" Und Mr. Skimpin neigte den Kopf auf eine Seite, um recht ſcharf auf die Antwort zu hören, und ſah dabei die Jury mit einem Blick an, als ob er die Erwartung ausdrücken wollte, daß Mr. Winkle's natürlicher Hang zum Meineid ihn veranlaſſen werde, einen Namen zu nennen, der nicht der ſeinige ſey.

„Winkle," verſetzte der Zeuge.

„Was Euer Taufname ſey, Sir," fragte der kleine Richter ärgerlich.

„Nathaniel, Sir."

„Daniel — ſonſt kein Name?"

„Nathaniel, Sir, — mein Lord, wollt' ich ſagen."

„Nathaniel Daniel, oder Daniel Nathaniel?"

„Nein, mein Lord, nur Nathaniel, gar kein Daniel."

„Was ſagtet Ihr mir denn vorher Daniel, Sir?" fragte der Richter.

„Ich habe das nicht geſagt, mein Lord," verſetzte Mr. Winkle.

„Ja, Ihr habt Sir," erwiederte der Richter mit ſtrengem Stirnrunzeln, „wie hätt' ich denn Daniel aufzeichnen können, wenn Ihr mir nicht ſo geſagt hättet, Sir?"

Dieß Argument war natürlich unwiderſprechlich.

„Mr. Winkle hat ein ziemlich kurzes Gedächtniß, mein Lord," warf Mr. Skimpin dazwiſchen, mit einem zweiten Blick auf die Jury. „Wir werden Mittel finden, es anzufriſchen, ehe wir mit ihm fertig ſind, denk' ich."

„Ihr thätet gut, aufzumerken, Sir," ſagte der kleine Richter, mit einem finſtern Blick auf den Zeugen.

Der arme Mr. Winkle verbeugte ſich, und ſuchte ein ſorgloſes Weſen anzunehmen, was ihm, in ſeinem dermaligen Zuſtand von Verwirrung, ſo ziemlich das Ausſehen eines verblüfften Taſchendiebs gab.

„Nun, Mr. Winkle," ſagte Mr. Skimpin, „hört mich an, wenn's Euch beliebt, Sir; und laßt mich Euch um Euretwillen empfehlen, Sr. Lordſchaft Ermahnung, daß Ihr aufmerken ſollt, eingedenk zu ſeyn. Ich glaube, Ihr ſeyd ein ſpecieller Freund von Mr. Pickwick, dem Angeklagten, nicht?"

„Ich kenne Mr. Pickwick jetzt, ſo viel ich mich im Augenblick beſinne, faſt —"

„Bitte, Mr. Winkle, weicht der Frage nicht aus. Seyd Ihr oder ſeyd Ihr nicht ein ſpecieller Freund des Angeklagten?"

„Ich wollte eben ſagen, daß —"

„Wollt Ihr meine Frage beantworten, Sir, oder nicht?"

„Wenn Ihr die Frage nicht beantwortet, werdet Ihr vor Gericht geſtellt, Sir," warf der kleine Richter dazwiſchen, über ſein Notizenbuch einen Blick auf ihn werfend.

„Kommt, Sir," ſagte Mr. Skimpin, „ja oder nein, wenn's Euch beliebt."

„Ja, ich bin es," antwortete Mr. Winkle.

*) Iſt wohl der Proceß Norton gegen Lord Melbourne gemeint?

„Ja, Ihr ſeyd es. Und warum konntet Ihr das nicht ſogleich ſagen, Sir? Vielleicht kennt Ihr die Klägerin auch — he, Mr. Winkle?“

„Ich kenne ſie nicht; geſehen hab' ich ſie.“

„O! Ihr kennt ſie nicht, aber habt ſie geſehen? Nun, ſeyd doch ſo gut und erklärt den Gentlemen von der Jury, was Ihr damit meint, Mr. Winkle.“

„Ich meine, ich bin nicht näher mit ihr bekannt, aber ich habe ſie geſehen, wenn ich Mr. Pickwick in Goswell-Street beſuchte.“

„Wie oft habt Ihr ſie geſehen, Sir?“

„Wie oft?“

„Ja, Mr. Winkle, wie oft. Ich will Euch die Frage ein Duzendmal wiederholen, wenn Ihr es haben wollt, Sir.“ Und der gelehrte Gentleman legte mit feſtem und ſtätigem Stirnrunzeln die Hände an die Hüften, und lächelte die Jury argwöhniſch an.

Ueber dieſer Frage entſtand das erbauliche Markten und Mäkeln, wie es bei ſolchen Punkten gewöhnlich vorkommt. Zuerſt ſagte Mr. Winkle, es ſey ihm ganz unmöglich, zu ſagen, wie oft er Mrs. Bardell geſehen. Dann ward er gefragt, ob er ſie zwanzigmal geſehen habe, worauf er antwortete: gewiß — mehr als ſo oft. Und dann ward er gefragt, ob er ſie hundertmal geſehen — ob er beſchwören könne, daß er ſie mehr als fünfzigmal geſehen — ob er nicht wiſſe, ob er ſie wenigſtens fünfundſiebzigmal geſehen habe u. ſ. w.; und das befriedigende Reſultat war am Ende: er thäte wohl, aufzupaſſen und zu bedenken, was er ſage. Nachdem der Zeuge durch dieſe Mittel zur erforderlichen Nervenaufregung und Verwirrung gebracht war, wurde das Verhör fortgeſetzt, wie folgt:

„Bitte, Mr. Winkle, erinnert Ihr Euch, den Beklagten an einem Morgen im Monat Julius beſucht zu haben?“

„Ja.“

„Wart Ihr damals begleitet von zwei Freunden, Tupman und Snodgraß?“

„Ja.“

„Sind ſie hier?“

„Ja, ſie ſind hier,“ antwortete Mr. Winkle, und ſah ſehr ernſt und eifrig nach dem Platz, wo ſeine Freunde ſtanden.

„Bitte, gebt auf mich Achtung, Mr. Winkle, und nicht auf Eure Freunde — ſie müſſen ihre Angaben machen, ohne vorherige Verabredungen mit Euch, wenn nicht ſchon ſolche ſtattgehabt haben (mit einem bedeutſamen Blick auf die Jury). Jetzt, Sir, ſagt den Gentlemen von der Jury, was Ihr geſehen beim Eintritt in des Beklagten Zimmer, eben an jenem Morgen. Kommt, heraus damit, Sir; wir müſſen es erfahren, früher oder ſpäter.“

„Der Beklagte, Mr. Pickwick, hielt die Klägerin in den Armen, die Hände um ihren Leib geſchlungen,“ antwortete Mr. Winkle mit natürlichem Zögern; „und die Klägerin ſchien ohnmächtig geworden zu ſeyn.“

„Hörtet Ihr den Beklagten etwas ſagen?“

„Ich hörte, wie er Mrs. Bardel ein gutes Geſchöpf nannte und wie er ſie bat, ſich zu faſſen, denn was das für eine Situation ſey, wenn Jemand käme, oder Worte des Sinnes.“

„Nun, Mr. Winkle, hab' ich Euch nur noch Eine Frage vorzulegen, und ich bitte Euch, Seiner Lordſchaft Warnung eingedenk zu ſeyn. Wollt Ihr auf Euch nehmen, zu ſchwören, daß Pickwick, der Angeklagte, bei der fraglichen Gelegenheit nicht geſagt hat: „Meine liebe Mrs. Bardell, Ihr ſeyd ein gutes Geſchöpf; faßt Euch und ſchickt Euch in dieſe Situation, denn zu dieſer Situation muß man kommen,“ oder Worte des Sinnes?“

„Ich — ich verſtand ihn nicht ſo, gewiß,“ ſagte Mr. Winkle, ganz verdutzt über die ſinnreiche Manipulation mit den wenigen Worten, die er gehört hatte. „Ich war auf der Treppe und konnte nicht deutlich hören; der Eindruck auf mein Gemüth iſt—“

„Die Gentlemen von der Jury verlangen nichts von den Eindrücken auf Euer Gemüth zu wiſſen, Mr. Winkle, die ohnehin, fürchte ich, von wenig Nutzen und Frucht ſeyn würden für redliche, gerade Männer,“ unterbrach ihn Mr. Skimpin. „Ihr waret auf der Treppe und hörtet nicht deutlich; aber Ihr wollt nicht ſchwören, daß Pickwick nicht der von mir angegebenen Ausdrücke ſich bediente? Verſteh' ich das recht?“

„Nein, ich will es nicht,“ verſetzte Mr. Winkle; und nieder ſetzte ſich Mr. Skimpin mit einem triumphirenden Geſicht. —

Die Erzählungen, ſo wie die Satyre, ſind bisweilen geſchwächt durch die Weitſchweifigkeit; z. B. die Geſchichte von dem Mann der ſich mit weichen Kuchen umbrachte, die anderthalb Seiten einnimmt, iſt eine weitläuftige Verſion einer Geſchichte, welche in Crokers Boswell in vier Zeilen von einem ehrenwerthen Mr. D — — erzählt wird, der, als ihm ſein Arzt verſicherte, daß er, wenn er fortfahre Semmeln zu eſſen, davon ſterben würde, ein halbes Duzend beſtellte, ſie verzehrte und ſich dann eine Kugel vor den Kopf ſchoß. Ferner: die Geſchichte von dem kleinen Mann, der ſich nie mehr auf Urlaub aus den Mauern des Schuldgefängniſſes herauswagte, nachdem ihm der Schließer gedroht hat, ihn ganz hinauszuſchließen, iſt gut erzählt; aber wir haben die ganze Pointe davon in der bekannten Anekdote von dem Mann, der einen Tag freien Paß im Fleet-Gefängniß bekam, und nicht wußte, wie er ſeinen Feiertag anwenden ſollte, ihn in der Kings-Bench zubrachte. Doch iſt Nummer zwanzig das Beſte von den Gefängnißſcenen, mit Ausnahme des Burſchen, der unter einem Tiſch ſchlaft, weil er an ein vierpfoſtiges Bett gewohnt war; und wir glauben, Sam Weller war nicht mehr erfreut über das Ende von ſeines Herrn Gefangenſchaft als wir. In der That, das Elend in Gefängniſſen und Narrenhäuſern iſt etwas zu Reales, Phyſiſches und Materielles für Bücher dieſer Art, und wir wenden uns von ſolchen Anblicken empört und mit Widerwillen ab, ſtatt mitleidig bei den Leidenden zu verweilen. Die detaillirte Beſchreibung körperlicher Leiden und Entbehrungen iſt kein rechtmäßiges und zuläſſiges Mittel, Furcht und Mitleid zu erregen, ſonſt wäre das Tagebuch einer Spitalwärterin die ſchönſte und wahrſte Tragödie — ein Irrthum, in welchen der Verfaſſer des Tagebuchs eines Arztes verfiel.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Julius 1839.

Sündenbekenntniß zweier engliſchen Dichter.

(Schluß.)

Ganz anders als der humoriſtiſche Charles Lamb ſpricht ſich Coleridge in einem Brief an einen Freund, der ihm warnende Vorſtellungen gemacht zu haben ſcheint, über ſeine leidige Angewöhnung aus:

„Ihr habt Oel in die friſche Wunde im Gewiſſen eines alten Freundes gegoſſen, Cottle, aber es iſt Vitriolöl! Ich warf nur einen Blick auf die Mitte des erſten Blatts in Eurem Brief und habe ſonſt nichts mehr geleſen — nicht aus Verdruß und Empfindlichkeit, (verhüte es Gott!), ſondern in Folge meiner körperlichen und geiſtigen Leiden, welche menſchlicher Kraft und Stärke kaum erlauben, eine neue Qual und Heimſuchung einzulaſſen. Der Zweck dieſer meiner Antwort iſt, den Fall darzulegen, gerade wie er iſt — fürs erſte, daß ſeit zehn Jahren die Beängſtigung meiner Seele unbeſchreiblich, das Bewußtſeyn meiner Gefahr dringend iſt, aber das Gefühl meiner Schuld ſchlimmer, ſchlimmer als Alles! Ich habe gebetet, mit Schweißtropfen der Todesqual auf der Stirne; zitternd, nicht nur vor der Gerechtigkeit meines Schöpfers, ſondern ſelbſt vor der Barmherzigkeit meines Erlöſers. „Ich gab dir ſo viele Pfunde — was haſt du damit gemacht?“ Fürs zweite: ſo überwältigt ich bin vom Gefühl meiner entſetzlichen Kränklichkeit und Schwäche, ſo habe ich doch nie verſucht, die Urſache derſelben zu verhehlen oder zu beſchönigen. Im Gegentheil, nicht bloß Freunden habe ich den ganzen Verhalt der Sache mit Thränen und bitterſter Beſchämung vorgetragen, ſondern zweimal habe ich auch junge Männer, bloße Bekannte von mir, welche erwähnten, daß ſie ſchon Laudanum genommen hätten, vor den gräßlichen Folgen gewarnt, indem ich ihnen die traurigen Wirkungen desſelben auf mich in ergreifender Weiſe ſchilderte. Fürs dritte, obgleich ich vor Gott mein Auge nicht aufſchlagen darf, und nur darum nicht an ſeiner Barmherzigkeit verzweifle, weil ich durch Verzweiflung nur Sünde auf Sünde häufen würde, ſo darf ich doch gegen meine Mitmenſchen behaupten, daß ich, ohne es zu wiſſen, in die fluchwürdige Angewöhnung hinein verführt worden bin. Ich war viele Monate an geſchwollenen Knieen beinahe bettlägerig geweſen. In einem mediciniſchen Journal las ich unglücklicherweiſe von einer in einem ſolchen Fall gelungenen Cur, mittelſt Einreibung von Laudanum, von welchem zugleich auch eine Doſis innerlich genommen wurde. Es wirkte wie ein Zauber, wie ein Wunder! Ich erlangte den Gebrauch meiner Glieder, meinen Appetit, meine Stimmung wieder — und dieß währte beinahe vierzehn Tage. Zuletzt ließ die Kraft des ungewohnten Reizmittels nach — das Leiden ſtellte ſich wieder ein — das vermeintliche Heilmittel wurde wieder angewendet; — doch ich kann nicht die ganze traurige Geſchichte erzählen. Genüge es denn zu ſagen, daß Wirkungen eintraten, welche einen faſt zwingenden Einfluß über mich übten, durch Verzagtheit und Angſt vor Qualen und plötzlichem Tod, nicht aber, ſo wahr mir Gott helfe! durch eine Lockung von Genuß, durch die Ausſicht oder den Wunſch, angenehme Empfindungen in mir zu erregen. Im Gegentheil, Mrs. Morgan und ihre Schweſter werden mir bezeugen, daß, je länger ich mich enthielt, deſto beſſer meine geiſtige Stimmung, deſto lebhafter meine Heiterkeit war,— bis der Augenblick, der gräßliche Augenblick eintrat, wo mein Puls anfing zu ſchwanken, mein Herz zu zucken und ſolch ein entſetzliches Auseinanderſtreben, ſo zu ſagen, meines ganzen Körpers, eine ſo unerträgliche Unruhe und Verſtörtheit mich befiel, daß ich beim letzten meiner wiederholten Verſuche, dem abſcheulichen Gift zu entſagen, in Todesangſt ausrief, was ich jetzt ernſt und feierlich wiederhole: Ich bin zu arm, um es zu wagen! Hätte ich nur einige hundert Pfund, nur zweihundert, um die Hälfte der Mrs. Coleridge zu ſchicken und für die andere Hälfte mich in einem Privatierenhaus einzumiethen, wo ich mir nichts verſchaffen könnte, als was ein Arzt für dienlich erachtete, und wo ein ärztlicher Beiſtand zwei oder drei Monate lang immer um mich ſeyn könnte (in weniger Zeit als dieſer wäre über Leben oder Tod entſchieden), dann wäre noch Hoffnung. Aber ſo iſt keine! O Gott! wie gerne wollte ich

mich unter Dr. Fox in ſeiner Anſtalt ſtellen; denn mein Leiden iſt eine Art von Wahnſinn, nur daß es eine Geſtörtheit, eine völlige Ohnmacht des Willens, nicht der intellectuellen Fähigkeiten iſt. Ihr heißt mich, mich ermannen! Geht her und heißt einen an beiden Armen gelähmten Mann ſie tüchtig an einander reiben; das werde ihn curiren. Ach! wird er antworten, daß ich meine Arme nicht bewegen kann, das eben iſt meine Krankheit und mein Elend."

An einer andern Stelle ſagt er:

„Freude ſey mit Euch wegen Eurer Geneſung und wegen der Hoffnung, die Euch während der drohenden Gefahr aufrechterhalten und beruhigt hat. Ganz anders ſteht es und ſtand es mit mir, doch bin auch ich dankbar; aber freuen kann ich mich nicht. Ich empfinde mit einer für Worte unerreichbaren Innigkeit meine gänzliche Nichtigkeit, Ohnmacht und Werthloſigkeit in mir und für mich. Ich habe einſehen lernen, was es iſt um die Sünde gegen ein unendliches, unvergängliches Weſen, wie die Seele des Menſchen iſt. Ich habe mehr als einen Vorſchmack davon bekommen, was gemeint iſt mit dem Tod und der äußerſten Finſterniß und dem Wurm, der nicht ſtirbt — und daß die ganze Hölle der Verworfenen nicht unvereinbarer iſt mit der Liebe Gottes, als die Blindheit eines Menſchen, der durch häßliche, ſelbſtverſchuldete Krankheit ſich den Verluſt ſeiner Augen zugezogen hat, mit dem Licht der Sonne iſt. Aber die Tröſtungen, wenigſtens die fühlbare Süßigkeit der Hoffnung, beſitze ich nicht. Im Gegentheil, die Verſuchung, mit der ich beſtändig zu kämpfen habe, iſt die Furcht, daß ich, wenn ich zu wählen hätte zwiſchen der Vernichtung und der Möglichkeit des Himmels, jene wählen möchte. Das iſt vielleicht eine nur in meiner Conſtitution liegende Idioſonkraſie, denn ſchon als Knabe ſchrieb ich dieſe Zeilen;

Oh! welch ein Wunder ſcheint die Furcht vor'm Tod,
Sieht man, wie froh in Schlaf wir Alle ſinken,
Säuglinge, Kinder, Jünglinge und Männer
In ſiebzigjähr'gem Leben Nacht um Nacht!

Und in meinen frühern Mannesjahren, in einer Schilderung ſchwermüthiger Einſamkeit, habe ich meine eigenen Empfindungen in folgende Worte gekleidet:

Hier könnte Weisheit wohnen, hier die Reue,
Hier auch der Leidbeladne, ſchwacher Seele,
Der, müde vom geſchäft'gen Menſchenherzen,
Verehrt den Geiſt des unbewußten Lebens
In Bäumen und Feldblumen. Sanfter Träumer!
Wenn er nicht ganz zu ſeyn aufhören möchte,
Möcht' er doch lieber nicht ſeyn was er iſt;
Möcht' etwas lieber ſeyn was er nicht weiß
In Wäldern, Waſſern oder unter Felſen.

Mein Haupttroſt beſteht denn in dem, was die Geiſtlichen den Glauben der Anhänglichkeit nennen, und keine geiſtige Anſtrengung ſcheint für mich ſo wohlthätig zu ſeyn, als das eine, ernſte, dringende und oft Stunden lang jeden Augenblick wiederholte Gebet: ich glaube! Herr hilf meinem Unglauben! Gib mir Glauben nur wie ein Senfkorn, ſo werde ich dieſen Berg zu verſetzen im Stande ſeyn." u. ſ. w.

Und endlich:

„Theurer Sir — denn ich bin nicht werth, einen rechtſchaffnen Mann meinen Freund zu nennen, viel weniger Euch, deſſen Gaſtlichkeit und Liebe ich mißbraucht habe; nehmt indeſſen meine dringenden Bitten um Eure Vergebung und um Euer Gebet an. Denkt Euch einen jammervollen Elenden, der viele Jahre verſucht hat, ſich der Leiden zu erwehren durch ein beſtändiges Zurückkommen auf die Sünde, welche ſie erzeugt. Denkt Euch einen Geiſt in der Hölle, bemüht für Andre die Bahn zu dem Himmel vorzuzeichnen, von dem ſeine Verbrechen ihn ausſchließen! Kurz, denkt Euch Alles, was nur elend, hülflos und hoffnungslos iſt, ſo werdet Ihr eine ſo genaue Vorſtellung von meinem Zuſtand haben, als für einen guten Menſchen zu haben möglich iſt. Früher kam mir immer der Spruch, daß wer in Einem Punkt ſündige, in allen ſündige, ſehr hart vor; jetzt aber fühle ich ſeine ſchauerliche Wahrheit. Mit dem Einen Verbrechen des Opiums — welches Verbrechens habe ich mich nicht zugleich ſchuldig gemacht? des Undanks gegen meinen Schöpfer! und gegen meine Wohlthäter der Ungerechtigkeit! der Grauſamkeit gegen meine armen Kinder! dazu kommt Selbſtverachtung wegen meines oft wiederholten — oft gebrochnen Gelübdes, ja wirkliche Falſchheit und Lüge! Ich bitte dringend und ernſtlich, daß nach meinem Tod eine unumwundene und vollſtändige Darſtellung meines Elends und der ſelbſtverſchuldeten Urſache desſelben veröffentlicht werde, damit wenigſtens etwas weniges Gutes geſtiftet werde durch das ſchreckliche Beiſpiel!"

Wir wollen dieſem nichts weiter beiſetzen, als eine kurze Hinweiſung auf ähnliche Fälle, welche auch in Deutſchland vorgekommen ſind. Vor wenigen Jahren erſt wurde der deutſchen Literatur ein Talent entriſſen, das im dramatiſchen Fach Ausgezeichnetes leiſtete und Treffliches hätte leiſten können, wenn es nicht in eigentlicher Brutalität untergegangen wäre; und auch von einem andern, hochberühmten Schriftſteller weiß man, daß er ſich dem habituellen übermäßigen Genuß geiſtiger Getränke hingegeben hat. Je näher für Männer von reizbarer Organiſation, wie Dichter häufig ſind, die Verſuchung liegen mag, ihre Stimmung künſtlich zu ſteigern oder ſich über Verſtimmungen auf ſolche Weiſe zu erheben, und je geneigter Andre ſich finden laſſen mögen, ihnen gerade zu verzeihen, an ihnen zu entſchuldigen, was man ſonſt ſtreng tadelt und mißbilligt: um ſo mehr ſind wohl ſolche warnende Beiſpiele zu beherzigen, welche die Kehrſeite einer Schwachheit zeigen, von der die Welt oft nur die harmloſere und liebenswürdige Seite ſieht, und welche die Illuſionen einer leichten und leichtſinnigen Lebensphiloſophie abzuſtreifen, den dahinter lauernden bittern Ernſt zu enthüllen, wohl geeignet ſind.

Charles Dickens (Boz)

und der engliſche humoriſtiſche und komiſche Roman.

(Schluß.)

Nachdem wir die Gründe der Popularität von Dickens unterſucht, bleibt uns noch ein Wort zu ſagen über ihre Dauer, an welcher manche warme Bewunderer ſchon zu zweifeln anfangen, und, man muß geſtehen, nicht ohne Grund; denn die letzten drei oder vier Nummern ſtehen den frühern gewiß weit nach, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß die beſondere Ader von Humor, welche bisher ſo viel lockendes Metall geliefert, erſchöpft iſt. Und das mußte nach der ganzen Art und dem Weſen derſelben ein klarſehender und berechnender Beobachter von Anfang an vermuthen, und wir fürchten, die Quantität von Zuſatz, welcher dem ächten Gold beigemiſcht wurde, um es zum augenblicklichen Gebrauch zuzubereiten, dürfte ſeinem Glanz weſentlichen Eintrag thun, wenn die Politur der Neuheit abgewiſcht iſt. Die weſentliche Frage ſcheint mithin die zu ſeyn, ob Dickens mit der Eigenſchaft begabt iſt, welche Lord Byron an Walter Scott rühmte, wenn er ſagte: in dem Augenblick, wo das Intereſſe des Publicums an Sir Walters Poeſie zu ermatten begonnen, habe er ſich umgekehrt, und ſey als Novelliſt hervorgetreten, und wenn es möglich wäre, daß das Publicum ſeiner Novellen ſatt würde, ſo würde er ſich eine dritte Bahn der Popularität auffinden oder ſchaffen; — mit andern Worten, ob Dickens wahrhaft ein Mann von Genie iſt, wenn man unter Genie, nach Dr. Johnſons Definition, große, allgemeine Anlagen verſteht, welche auf jeden gegebenen Gegenſtand oder Ziel gelenkt werden können. Die Skizzen, welche von Dickens neuerdings erſchienen, obwohl manches Gute enthaltend, ſind doch nicht geeignet, die Beſorgniſſe zu zerſtreuen, welche durch die ſpätern Nummern der Pickwickpapiere ziemlich allgemein verbreitet worden ſind, und unſeres Bedünkens geben die Memoiren von Oliver Twiſt viel höhere Verheißungen von dem Vermögen dieſes Autors, ſich auf der errungenen Höhe zu behaupten. Die Sache iſt die: Dickens ſchreibt zu viel und zu ſchnell; nach dem Grundſatz, vermuthlich, Heu zu machen ſo lange die Sonne ſcheint, hat er wohl auf einmal alle ihm gemachten Anträge angenommen, und die Folge davon iſt, daß er in vielen Fällen ſich genöthigt ſah:

Mit Zwang den Herbſt des Hirnes zu verfrühen.

und in roher, unvollendeter, unverdauter Geſtalt Gedanken, Gefühle, Beobachtungen und Plane zu Markte zu bringen, welche zu reifen Zeit und Studium erforderlich geweſen wäre — oder die vorgeſchriebne Blätterzahl theils mit Originalſtoffen der trivialſten Art zu füllen, theils auch mit Brocken, die von Andern aufgeſchnappt und auseinandergezogen wurden, um ſie für ſein Eigenthum gelten zu laſſen. Wenn er noch lange ſo fortfährt, ſo bedarf es keiner Sehergabe, um ſein Schickſal zu weisſagen: er hat ſich erhoben wie eine Rakete, und er wird herunterſinken wie der Raketenſtecken; aber er gönne ſeinem Talent die gehörige Muße und Entwicklung, ſo iſt es reich, kräftig und gewandt genug, um ihm einen hohen und bleibenden Ruf zu ſichern. — — —

So weit die Quarterly Review; hören wir nun auch ihre Antagoniſtin, die Edinburg Review, aus der wir noch einig Sätze ausheben:

„Auf den erſten Anblick ſcheinen ſeine Erzählungen, beſonders nach der Art und Form der Publication ganz den Ephemeren der Literatur beizuzählen, ohne höhere Anſprüche, nur berechnet, ein paar müßige Stunden zu verkürzen und dann vergeſſen zu werden. Das iſt die Anſicht, die viele von Dickens Schriften hegen werden; es iſt aber nicht die unſrige. Wir halten ihn für einen ſehr originellen Schriftſteller, der ſeine Popularität wohl verdient und ſie wahrſcheinlich nicht verlieren wird, und für den treueſten und geiſtreichſten Zeichner des engliſchen Lebens der mittleren und untern Claſſen ſeit Smollett und Fielding. Er hat eine große Beobachtungsgabe und viel Talent, ſeine Beobachtungen mitzutheilen, einen lebhaften Sinn für das Lächerliche, ſprudelnden Humor, und jene Meiſterſchaft im Rührenden und Pathetiſchen, die, obgleich dem Humor ſcheinbar entgegengeſetzt, ſich doch oft mit ihm vermählt findet. Am liebſten möchten wir ihn, ſtatt mit andern Schriftſtellern, mit dem Maler Hogarth vergleichen. Was Hogarth im Malen und Zeichnen, das iſt ſo ziemlich Dickens in der proſaiſchen Fiction. Wie Hogarth hat er einen ſcharfen und praktiſchen Blick fürs Leben — iſt ein gewandter Satyriker — ſehr glücklich in der Schilderung des Lächerlichen an der menſchlichen Natur, deren Thorheiten er durch komiſche Uebertreibung noch mehr veranſchaulicht. Dabei iſt Dickens frei von Hogarths Cynismus und Gemeinheit. Es iſt keine Miſanthropie in ſeiner Satyre und keine plumpe Derbheit in ſeinen Schilderungen. Seine Humanität iſt einfach, praktiſch und männlich. Sie iſt durchaus nicht von Sentimentalität inficirt. Gutmüthigkeit und geſunder Sinn zeigen ſich in ſeiner Handhabung des Lächerlichen. — Seine Charaktere ſind mit Geiſt und einer Anſchaulichkeit geſchildert, welche ſelten ermangeln, einen klaren und beſtimmten Eindruck der betreffenden Perſonen zu geben. Indeß ſind es keine vollſtändige und ausgeführte Zeichnungen, ſondern mehr Umriſſe, ſehr klar und ſcharf entworfen, die der Leſer ſelbſt ergänzen mag. Manche Perſonen ſind jedoch allzu ſchattenhaft und ſchwankend gehalten. Die jungen Frauenzimmer z. B. ſind nicht exiſtirende Geſchöpfe. Dagegen ſind Pickwick und Sam Weller, der moderne Quixote und Sancho Panſa trefflich durchgeführt. Uebrigens hat Dickens ſeine Stärke noch mehr in der Schilderung von Begebenheiten und Situationen, als von Charakteren. Oliver Twiſt ſcheint geeignet zu ſeyn, auch von dem Talent der Compoſition unſers Autors einen höhern Begriff zu geben, als das Frühere; die Geſchichte hat mehr Intereſſe, der Plan iſt beſſer angelegt, die Charaktere ſind ſorgfältiger gezeichnet, ohne daß doch eine Verminderung der ſonſtigen Vorzüge, des Geiſtes und der humoriſtiſchen Uebertreibung ſich verriethe. Wir wüßten keinen Schriftſteller, der Ausſicht hätte, einen glänzenderen Erfolg zu erringen in dem fruchtbaren und nützlichen Gebiet der Fiction, welches treue Schilderungen der menſchlichen Charaktere, wie ſie ſich im engliſchen Leben darſtellen, umfaßt.“ — —

Wir haben dieſem nur Weniges beizufügen. Aus den engliſchen Urtheilen geht hervor, daß auch ſie den Schriften von

Dickens einen ſehr hohen poetiſchen Werth nicht zuſchreiben, indem ſie daran die Compoſition im höhern Sinn vermiſſen, ſo ſehr ſie ſeine ſonſtigen vielfachen Verdienſte rühmen. Und wenn ihnen die Poeſie des Don Quixote fehlt, der zauberiſche, romantiſche Hauch, ſo geht ihnen ebenſo auch die Kunſt eines Fielding ab, deſſen Tom Jones ein ſo wohl gerundetes Ganze bildet. Vielleicht hängt damit zuſammen die große Weitſchweifigkeit, die wir Deutſche übrigens auch ſonſt vielfach an den engliſchen Schriftſtellern, ſelbſt erſten Rangs, bemerken und wegwünſchen, woran aber die Engländer keinen Anſtoß nehmen, ja ſich erfreuen, wenn dadurch die Schilderungen der ihnen bekannten Scenen, Sitten, Gebräuche u. ſ. w. an Treue gewinnen. Immerhin aber haben wir Grund, die Engländer um ſolche Productionen zu beneiden, und ſowohl daraus, daß ſie geſchrieben, als auch aus dem Beifall, womit ſie aufgenommen werden, einen günſtigen Schluß auf die geiſtige Stimmung des Volkes zu ziehen. Die Erzählungen von Dickens ſind eine Lectüre für Jedermann, d. h. für Alle, die überhaupt auf der Bildungsſtufe ſtehen, wo man das Bedürfniß und den Geſchmack für Literatur hat; — für die höchſten Stände und bis tief herab in den Mittelſtand. Ein Volk aber, das empfänglich iſt für das Komiſche und Humoriſtiſche, ohne den Beiſatz des Boshaften und Obſcönen, befindet ſich gewiß in einem verhältnißmäßig geſunden geiſtigen und gemüthlichen Zuſtand, und es zeugen ſolche Bücher, mit ſolchem Enthuſiasmus aufgenommen, kräftiger und ſicherer von der Sittlichkeit und Kraft einer Nation, als die ſalbungsreichſten moraliſchen und religiöſen Abhandlungen und Tractate, als die ſentimentalſten und rührendſten Dichtungen und Theaterſtücke. Wenn die komiſche Ader und die Empfänglichkeit für das Komiſche und Humoriſtiſche einerſeits Beweiſe von tüchtiger Geſundheit ſind,*) ſo liegt andrerſeits auch eine gewiſſe verſöhnende Kraft darin; das Lachen iſt ein Ausdruck der unverkünſtelten, reinen Natur; es zerſprengt die conventionellen Bande, und iſt daher auch, wenigſtens in ſeiner derberen und lauteren Geſtalt, im Codex der ſtrengeren Etikette und Schicklichkeit verpönt, oder doch nur in ſeiner gemäßigtſten Form, als leichtes Lächeln um den Mund, ohne die Begleitung des Stimmorgans, geſtattet; nur das Lächeln des boshaften Spottes, des verachtungsvollen Hohnes oder der vornehmen Zerriſſenheit iſt zuläſſig; ſolche Schriften aber, wie die von Dickens, emancipiren, um den beliebten Ausdruck des Tages zu gebrauchen, das Lachen, welches vom Pathos und von den heißen Leidenſchaften ganz verſchlungen und unterdrückt zu werden drohte, ſetzen dieß charakteriſtiſche Merkmal der menſchlichen Natur wieder in ſeine Rechte ein, ſchmelzen eine Menge Secten von verſchiedenen Tendenzen und Farben, wenigſtens für eine kurze Zeit, in Eine fröhliche Gemeinde zuſammen, machen die verſchiedenſten Menſchen für eine Weile ihre Parteileidenſchaften, ihre individuellen, ſie ſpaltenden Intereſſen vergeſſen, und ſie haben — mirabile dictu! — ſogar die beiden feindſeligen Reviews in beiderſeitiger Anerkennung ihrer Verdienſte zuſammengeführt und ihnen eine ziemlich übereinſtimmende Sprache in den Mund gelegt! Was haben die Franzoſen und was haben wir Deutſche dagegen aufzuweiſen? In den franzöſiſchen Vaudevilles finden gar häufig die Leidenſchaften, die kleinlichen Intereſſen, die Skandalſucht, ſtatt vergeſſen und gereinigt zu werden, nur eine neue Nahrung, und Paul de Kock darf bekanntlich den Damen nicht in die Hände gegeben werden. Und wir Deutſche — was haben wir von Komiſchem? in Wahrheit hat die neueſte Zeit ſo gut wie nichts, wenigſtens nichts Populäreres, hervorgebracht, und wir behelfen uns in unſerer Armuth mit dem Surrogat der Ueberſetzungen, dem ſchwachen Nachhall ausländiſcher Laune. Die höchſten Aufſchwünge populären Humors ſind etwa: Wien wie es iſt, und der Eckenſteher Nante, womit wir uns gewiß nicht ſehr breit machen dürfen. Demokritus iſt einerſeits für die Faſſungskraft der Mehrzahl zu hoch, und ſteigt andrerſeits auch wieder in Sphären hinab, in welchen nicht jeder Geſchmack ſich heimiſch fühlt; aber allerdings deutet der Titel des zuletzt genannten Buchs an, was uns Deutſchen noth thäte: lachende Philoſophen, Männer, die eine geſunde und tüchtige Lebensanſchauung in heiterer und luſtiger Weiſe verbreiteten, — wogegen wir eine ziemliche Anzahl theoretiſirender Philoſophen miſſen könnten.

*) Wer lacht, kann keine Todſünd' thun.

Goethe's Mutter.

Miscellen.

Das „Edinburgh Magazine“ führt die Gedichte eines um das Taglohn arbeitenden Handwerkers (Journey man Mechanic) mit vielem Lobe in die literariſche Welt ein. „Dieſe Sammlung kleiner Gedichte, ſagt es, gereicht dem ſittlichen Gefühl wie dem poetiſchen Talent des Verfaſſers zu großer Ehre. Thomas Carlyle ſagte, als er von Ebenezer Elliots Poeſie ſprach, er ſey ein König. Unſer Handwerker iſt kein Elliott, doch auch er beſitzt Gaben und Talente, um die ihn mancher König beneiden dürfte, könnte man ſie ihm zählen und ſchätzen lehren.“

Ein neues Werk, das in einzelnen Heften und unter dem ſonderbaren Titel „Heads of the People,“ (Häupter des Volks) erſcheint, wird von demſelben Blatte eben ſo günſtig erwähnt. „Es gehört der „Pickwickſchule“ ein wenig an, und kann am beſten durch „Londoner Skizzen“ bezeichnet werden, Umriſſe aus dem Volksleben. In Nro. I. erſchienen vier Köpfe — „Der Kleidermacher“ (Dressmaker) recht ſchön. „Der Actienhändler“ (Stockbroker), eine Skizze vergangener Tage, nicht übel; „Der Schmarotzer“ (Dinner-out), verfehlt; „Der Schreiber des Advocaten“ (The Lawyer's Copying-Clerk), ein Schreiber im erſten Stadium ſeiner Laufbahn, vorzüglich gut. Lebendigkeit, Witz, Kenntniß des Lebens und, was noch mehr, der menſchlichen Natur ſind in dieſen Skizzen, in einigen, wie im Kleidermacher, Tiefe des Gefühls und eine Kenntniß der Uebel, welche die Geſellſchaft in ihrem innerſten Kern vergiften, und durch deren Darlegung doch der Gedanke einer Verbeſſerung hie und da erweckt wird.“ M..r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85 u. 86.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

27 Julius 1839.

Philarete Chasles
über die gegenwärtige englische Literatur.

Indem wir unsern Lesern aus diesem Aufsatz das Wesentliche mittheilen, erreichen wir einen gedoppelten Zweck: fürs erste, ihnen Notizen zu geben über den Stand, die Entwicklung oder die Verarmung der verschiedenen Zweige der englischen Literatur, da Chasles allerdings eine ziemlich vielseitige Kenntniß seines Gegenstandes zeigt, über welchen er viele Studien, auch an Ort und Stelle, gemacht hat; fürs zweite, eine Probe zu geben, wie die Literatur der einen Nation von einem gebildeten und, relativ wenigstens, urtheilsfähigen Individuum der andern Nation aufgefaßt und gewürdigt wird. In dieser Beziehung haben gewiß die Franzosen seit fünfzig Jahren ungeheure Fortschritte gemacht; sie haben gelernt, fremde Nationalität, Individualität und Geschmack zu ehren und anzuerkennen, wenn auch nicht immer zu verstehen, obgleich bei aufrichtiger Anerkennung und treuem Studium am Ende auch das Verständniß, bis zu einem gewissen Grad wenigstens, da es allerdings an der National- und Sprach-Eigenthümlichkeit der Franzosen seine Gränze haben mag, nicht ausbleiben wird. Noch im vorigen Jahrhundert vermochte selbst ein Voltaire, welcher doch längere Zeit in England sich aufgehalten hatte und dem man seine antinationale Vorliebe für die Engländer zum Vorwurf macht, selbst er vermochte nicht, sich zu einem nur einigermaßen enügenden Verständniß Shakspeare's, dessen Größe er im Einzelnen wohl ahnte, zu erheben, und Chateaubriand ist es in seiner frühern Periode nicht viel besser ergangen. Der Frau von Staël gebührt der Ruhm, den beschränkten Gesichtskreis des französischen Geschmacks für Fremdes durchbrochen, und dem französischen Geist die Möglichkeit errungen zu haben, sich, ohne sich im Mindesten seiner Eigenthümlichkeit zu begeben, durch unparteiischere und so zu sagen organischere Aufnahme des Fremden unendlich zu bereichern. Seit diese geistreiche Frau die Bahn gebrochen, scheint der Sinn der Franzosen wirklich erweitert, ihre Eigenliebe durch Anerkennung des Fremden ermäßigt, und ihr Bildungstrieb auf neue Wege geleitet worden zu seyn. Freilich hat nun nicht auch Jeder, der über ausländische Literatur schreibt, den Geist einer Staël, und mancher französische Artikel über deutsche oder englische Literaturprodukte preßt Einem den Wunsch aus, der Verfasser möchte sich doch lieber nicht aus der Sphäre seiner Literatur und Volksthümlichkeit herausgewagt haben; aber die Natur der Sache bringt es mit sich, daß den gelungenen Versuchen mißlungene zur Seite gehen, ihnen gleichsam zur Folie dienen, und zur beständigen Erinnerung, wie schwer eine unbefangene Anschauung und Würdigung des Fremden dem französischen Geiste wird, vor wie vielen Fehlern und Verirrungen er sich zu hüten hat, und wie verdienstlich deren Vermeidung ist. Auch Ph. Chasles' Auffassung und Urtheile möchten wir keineswegs durchgängig unterschreiben. Wir enthalten uns jedoch, sie mit einem Commentar zu begleiten, da wir unsere Ansichten und Urtheile theils sonst schon in diesen Blättern niedergelegt haben, theils später sie auszusprechen Gelegenheit finden werden. — —

Walter Scott und Byron sind nicht mehr. Andre Stimmen, die aus England ertönen, sprechen seine Leidenschaften, seine geheimen Wünsche, seine Gedanken und Träume aus. Hören wir sie alle achtsam nach einander an, und seyen wir versichert, daß sie uns belehren werden über seinen moralischen Zustand, die Beschäftigungen seines Denkens und die Neigungen und Vorurtheile seines Geistes.

Man hat Unrecht zu glauben, England sey in seinen Institutionen und in seinem öffentlichen Leben erschüttert; noch immer liebt es seine Erinnerungen; es reißt sich nicht los von seiner Aristokratie. Auf dem Gipfel des Gebäudes sieht man immer noch die vom Feudalismus vermachte schimmernde Kuppel; geziert mit Wappenschildern, gestützt auf den Besitz, die Eitelkeit, die Erinnerungen, die Leidenschaften der Vorzeit und die Interessen der Gegenwart strahlt noch immer sein alter historischer Dom.

Es folgt einer andern Richtung; es ist mitfortgerissen von dem Zug des Luxus, des Behagens, des Kosmopolitismus, der

ganz Europa ergreift. Es fängt an mit dem Continent zu ſympathiſiren. Die Schranken ſind gefallen. Die Iſolirung der beiden großen Inſeln hat ſich verwiſcht, das Volksvorurtheil ſich abgeſchwächt, die Raſchheit der Verkehrsmittel hat eine Brücke über die Meerenge geſchlagen und England in die gemeinſame Republik der modernen Völker eingeführt. Es verliert ſeine Originalität und wendet ſich nach Frankreich und Deutſchland zu. Alle ſeine ſcharfen Kanten ſchleifen ſich ab. Es hat, in ſeinen höhern Regionen wenigſtens, weder trübſelige Launen noch gewaltſamen Antigallicanismus mehr. Die Caricatur hat ſich die Zähne abgefeilt; ſtatt zu beißen, lächelt ſie. Die Bevölkerung von London hat ſich civiliſirt. Madame Sand und V. Hugo haben Zutritt erhalten; man überſetzt franzöſiſche Romane und eine beſondere Review lebt nur von den Bruchſtücken unſrer Revuen. In der Literatur beſonders offenbart ſich jenes Bündniß des brittiſchen Genius mit ausländiſchen Kräften. Seine ermattende Poeſie, ſein entnervtes Drama, ſeine entlehnte Philoſophie, ſein Fabrikroman ſuchen anderwärts einen kräftigenden Lebensſaft. Sie haben heutzutage ſelten jenen brittiſchen Geſchmack, jenen nationalen Charakter, der, oft nicht gerade angenehm, aber immer ſtark und kräftig, die großen literariſchen Epochen dieſes Landes auszeichnete. Der engliſche Stolz bequemt ſich nicht gern, eine ſolche Abſchwächung einzugeſtehen, aber es ſteht nicht in ſeiner Macht, ſie zu verhehlen.

An den Ufern eines See's in Weſtmoreland leben, in einer entzückenden Einſamkeit, zwei alte und berühmte Schriftſteller, Reſte der vorigen literariſchen Generation: Southey und Wordsworth. Profeſſor Wilſon in Edinburg, welcher Blackwoods Magazin leitet, gehört auch zu dieſem Stamm. London ſieht in ſeinen Salons noch einige lebende Schatten jener an Genie ſo reichen Welt umherirren: Thomas Moore, Edgerton Brydges, Leigh Hunt, alle Freunde oder Gegner der Byron, der Scott, der Coleridge, Lamb, Hazlitt, Crabbe, Mackintoſh, Bentham. Aber wo ſind *dieſe ſelbſt*? Hat die neue Generation ihresgleichen oder ihnen Aehnliche aufzuweiſen? Das Gegentheil iſt außer Zweifel. Zwiſchen den Jahren 1790 und 1820 ließ der engliſche Genius, angeregt durch Schrecken und Sieg zugleich, durch die Schwankungen und Umſchwünge einer wechſelvollen Macht und die Ungewißheit eines aus übermenſchlichen Anſtrengungen hervorgegangenen Glanzes, heftig erſchüttert durch die Beſorgniſſe, die Leidenſchaften, die Hoffnungen eines erbitterten Kampfes, auf einmal alle ſeine Früchte hervorbrechen. Er brachte große Dichter, große Hiſtoriker, große Redner hervor. Die Sehnſucht nach der Vergangenheit und die Unzufriedenheit mit der Gegenwart faßten ſich zuſammen und fanden ihren Ausdruck in zwei europäiſchen Berühmtheiten: W. Scott war der Mann der alten Zeit; er ließ Byron herrſchen in der andern Sphäre. Alle Zweige der Literatur, das Drama allein ausgenommen, waren fruchtbar an trefflichen Werken; das Drama aber hatte ſeine ganze Ernte ſchon unter Shakſpeare geliefert. Sonſt aber — wie viele verſchiedenartige Kräfte traten zumal hervor! wie viel kräftige Originalitäten! die lebendige aber trübſinnige Erzählung des Dichters Crabbe, die Denker Coleridge und Wordsworth, die feine und abſtracte Beobachtung Charles Lambs, die Arabesken Hazlitts, die epiſche und hiſtoriſche Fruchtbarkeit Southey's, die ſtrenge und ſcharfſinnige Kritik Giffords und Jeffrey's, der hiſtoriſche Scharfblick Mackintoſhs, die demagogiſche Beredſamkeit Cobbetts, die düſtern Erfindungen Maturins, der ſinnreiche Glanz der Poeſien Moore's! Eine wunderbare Epoche, ein zweiter Frühling des brittiſchen Genius, der unter Eliſabeth ſeinen erſten Saft in ähnlicher Fruchtbarkeit hatte hervorbrechen laſſen!

Die literariſche Generation Byrons und Scotts ſtellte in allen ihren Nuancen die engliſche Geſellſchaft ums Jahr 1800 dar, ihre Parteien, ihre Launen und Erbitterungen, ihre Grillen und Fractionen. Die ſchottiſche, ganz kritiſche Schule warf ſich zum Richter des Schlachtfelds auf. Die iriſche Schule rühmte ſich ihres Lieblingsdichters, Th. Moore, und ihres Heeres von Rednern. Der Puritanismus und die Diſſenter ließen ſich durch den beredten Improviſator Irving vertreten. Es gab eine ſpecielle Literatur, die der Lamb, der Hazlitt, der Leigh Hunt, die, dem Detail ſich widmend, ſich innerhalb der Mauern Londons concentrirte, und ſich einer kindiſchen Stadtklatſcherei beſchuldigen ließ. Wordsworth hatte eine Secte der *innigen* Poeſie gegründet, wo die pſychologiſche Analyſe vorherrſchte, und welche in eigenthümlicher Weiſe zwiſchen dem Lächerlichen und Genialen ſchwankte. Die politiſchen Fractionen zerriſſen noch mehr dieſe unendliche Zerſtücklung, deren kleine Gruppen, glänzend und ſtolz, jede in intereſſanter Originalität lebte. So trieben ſich tauſend kräftige oder ausgezeichnete Intelligenzen umher, für ihre Ideen und Leidenſchaften, ihre Theorien und Anſichten die lebendigſten Formen, den populärſten Ausdruck ſuchend, während Lord Byron und Walter Scott, ohne Häupter von Schulen ſeyn zu wollen, alle Schulen beherrſchten. Das wahre Genie ruft Niemand zu ſeiner Hülfe herbei, wie der Adler allein auf ſeinem Felſen lebt.

Dieſe ſchöne und kräftige Generation iſt nicht auf einmal und iſt nicht ganz verſchwunden; ſie iſt nach und nach erloſchen und ſchwach geworden, Mann um Mann, Glanz um Glanz; Walter Scott ſchied nach Byron; dann Mackintoſh, Coleridge, Lamb, Crabbe verſchwanden und zurück ließen ſie den Hiſtoriker und Dichter Southey, den Sänger Irlands und des Orients, Moore; den Dichter Gertrudens von Wyoming, Campbell, den vollendeten Verskünſtler. Während dieſe Sterne am Himmel erbleichten, erſtarben auch allmählich die letzten Regungen des Kampfes zwiſchen England und Napoleon, deſſen Zeitgenoſſen W. Scott und Byron waren. Europa ſchloß ſich auf für Großbritannien und Großbritannien für Europa. Der neue Friede machte das ſtarke Band lockerer, das während des Kriegs die Demokratie und Ariſtokratie Englands zuſammengehalten hatte. Man hatte ſich zur Vertheidigung aneinander geſchloſſen; nachdem der Triumph geſichert war, ging Alles wieder auseinander; die alten Leidenſchaften erſchienen. Die alte Ariſtokratie, erneuert durch den Vertrag von 1688, glaubte im Jahr 1815 über Napoleon, über die Demokratie und über Europa zu ſiegen; aber bald überzeugte ſie ſich von dem Illuſoriſchen ihres Triumphs. Die Reformideen waren bei Waterloo nicht erſtorben; ſie drei-

teten ſich aus über ganz Großbritannien ſiegreich und friedlich, und lieferten ihm eine neue Schlacht, gefährlicher als die erſte. Die ganze Welt wandte ſich einer politiſchen Bewegung zu. Man erinnerte ſich, daß Burke die Emancipation der Katholiken, Chatham die Reform des Parlaments verlangt hatte, und man nahm wieder die Kette der fortſchreitenden Verbeſſerungen auf, die in der engliſchen Civiliſation eingeführt worden waren durch den Geiſt der Erörterung und Freiheit. Neben den Gewalten, welche die Elemente des alten Geſellſchaftszuſtandes geweſen, hatte ſich eine neue Gewalt erhoben, geboren aus dem Handel, aus den exacten Wiſſenſchaften, der Erfahrung und dem Nationalreichthum. In Ermanglung eines andern Worts nannte ſie ſich Induſtrie; es war nichts Anderes, als einſichtsvolle Benützung der Naturkräfte. Gefördert durch den Fortſchritt der Zeit, die Beharrlichkeit und die Habſucht weit mehr als durch das Genie der Menſchen, wirkte ſie Wunder. Inzwiſchen dauerte die politiſche Bewegung fort; man riß das Bollwerk des engliſchen Proteſtantismus nieder, indem man dem iriſchen Katholicismus die Freiheit gab; die Philoſophie Benthams ſchlug den feudalen Rieſen der engliſchen Geſetze nieder. Die Torys und die Whigs änderten ihre Stellung im Parlament; das heißt: die Stützen und Anhänger der abſoluten Prärogative verloren ſich; man verſtand unter toryſtiſchen Anſichten die noch vor kurzem von den Whigs bekannten conſervativen Doctrinen, unter whiggiſchen Anſichten die gemäßigten Reformtheorien; unter radicalen Anſichten endlich den Ungeſtüm vollſtändiger und gewaltſamer Reform. Die letztere Partei, die jüngſte und am wenigſten kluge, war eben erſt im Schooß des neuen Englands entſprungen; man mußte den Anforderungen der Zeit weichen und die Weiſe der Wahl ändern; man mußte bei den Gemeinen der Volksmacht mehr einräumen und die Bahnen zur Repräſentation erweitern. Die ſo in Anſpruch genommenen Geiſter konnten nicht ſo bald das literariſche Phänomen der vorigen Generation erneuen. Dichter waren im Ueberfluß vorhanden, abgeſchwächte Echos von den Gedanken der Meiſter, die ſie in harmoniſchen Nebelgebilden entwickelten; die Hiſtoriker wurden mehr Sammler von Thatſachen, als Dolmetſcher der Vergangenheit; die Geiſtreichen deuteten ihr Talent aus, ſtatt es anzubauen. Die Reviews hatten noch zahlreiche Abonnenten; aber es war nicht mehr die Ungerechtigkeit, die Hitze, die dialektiſche Satyre der grauſamen Analytiker, welche Byron zu erfahren gehabt und bekämpft hatte. So kündigte ſich eine neue literariſche Generation an, eine zahlreiche Schaar, deren Charakter weniger ſcharf ausgeſprochen, deren Haß weniger glühend, deren Fehden minder lebhaft ſind. Die Genoſſen derſelben ſtellen ſich nicht dar in der originellen Schärfe und in der kecken Haltung ihrer Vorgänger, und über ihnen bemerkt man noch die lebenden Ueberbleibſel der alten Schule, die ſie überragen und beherrſchen.

Sprechen wir zuerſt von den Meiſtern, die noch Niemand verlaſſen hat. Wir wählen nur die noch lebenden; dann werden ſich der Reihe nach ihre Söhne und Zöglinge uns zeigen, und wir verbürgen nicht zwar das Verdienſt unſrer Würdigungen, wohl aber ihre Aufrichtigkeit, ein Urtheil, wie es unbefangen entſpringt aus unſern Eindrücken, die Blüthe unſrer Lecture und unſrer langen, vertrauten Bekanntſchaft mit dieſer Literatur.

Einige ſchreiben ſich von alter Zeit her: Southey z. B., jetzt der Patriarch der conſervativen Doctrine und der Panegyriker der engliſchen Kirche; ein tiefer und glühender Geiſt, der ſeiner gelehrten Proſa eine lebhafte Färbung gibt, und in ſeinem Alter noch nicht die Begeiſterung verloren hat, welche in ſeinen leidenſchaftlichen Gedichten ſchimmert. Er war für das Epos eigentlich geboren, und gehört zu den Dichtern, welche zu verſtehen der franzöſiſche Genius am wenigſten berufen iſt. Unſre erſte Revolution gab ſeinem Geiſt den früheſten Anſtoß; man erinnert ſich noch des Plans einer Paniſokratie oder einer vollſtändigen Gleichheit, den er mit ſeinem Freund Coleridge erſonnen oder geträumt hatte; eine prächtige Ode, die nur den Einen Fehler hat: ſie vernichtete das Menſchliche. Dann ſchrieb er, in dithyrambiſcher Form, Erzählungen in faltigen Gewändern, geſchmückt mit allen Farben und Lichtern des Orients, die man verſchieden beurtheilt hat; dann, enttäuſcht bis zur Bitterkeit, wie es Allen ergeht, die ſich in ſchönen Lügen berauſcht haben, wandte er die zweite Hälfte ſeines Lebens dazu an, die poetiſchen Chimären ſeiner frühern Jahre in Proſa zu läugnen. Aufrichtig in ſeiner Palinodie, was man auch darüber ſagen mag, wie einſt in ſeiner Schwärmerei, beweiſt er in ſeiner Geſchichte der engliſchen Marine wie in ſeinem Buch von der Kirche, daß der geduldige Fleiß der Forſchung ſich ganz gut verträgt mit der Anmuth und Feſtigkeit der Compoſition. In einem letzten Werk, den Unterredungen über die Zukunft, welche eine der Vergangenheit gewidmete Elegie ſind, wird ſeine Entzauberung zur Beredſamkeit; er zweifelt an der Verjüngung der Menſchheit, und fragt, nicht ohne Grund, ob man denn gewiß wiſſe, daß ſo viele Zerſtörungen Früchte tragen werden?

Gegenüber dieſem Philoſophen, geboren unter dem Volk und ariſtokratiſch durch ſeine Geſinnung und Neigung, ſtellt ſich der alte Dichter der Salons, der Sänger der Amoretten und Feen, der ſinnreiche Moore, der immer ſo ironiſche, der der Gewalt noch nicht verziehen hat ſeit dem Verdruß, den er mit dem Prinz-Regent hatte. Vielleicht haben Moore und Southey in ihrer poetiſchen Gereiztheit das Unrecht ihrer vormaligen Freunde übertrieben, und nicht begriffen, daß alle Freundſchaften aus tauſenderlei Unrecht und Beleidigungen beſtehen, die man ſich wieder verziehen hat. Die Poeſie Moore's iſt in Frankreich wohl bekannt; eine Kolibri'spoeſie, mit buntfarbigem Flügel, verſchiedenartigem Geſang, mit tauſend Grillen und Launen, verſchwenderiſch Smaragden und Sapphiren ausſtreuend, und die mit dieſem Reichthum auch den einer entlehnten Gelehrſamkeit zu verbinden trachtete. Der lyriſche Hauch iſt in ihm. Seine, zu ſehr manierirte Proſa erreicht wirklich oft den Effect, nach dem ſie immer ſtrebt. Wie Southey hat auch er den Sinn des Rhythmus, den Glanz des Bildes, das Geheimniß der Harmonie; er iſt ein Dichter.

(Fortſetzung folgt.)

Proben aus dem Drama:

Der Alchimiſt.

Drama in fünf Aufzügen. Metriſch bearbeitet nach dem Franzöſiſchen von Al. Dumas.

Erſter Aufzug.

(Das Theater ſtellt eine reiche Goldſchmiedsbude im Style des 16ten Jahrhunderts vor. Im Hintergrunde Thüre und Fenſter, welche auf die Straße gehen. Der anbrechende Tag ſchimmert durch die Fenſterläden. Zur Linken der Zuſchauers eine Treppe, die zum Laboratorium führt.)

Erſter Auftritt.

Franceſca, Faſio.

(Faſio kommt aus dem Laboratorium, geht an eine Schublade, nimmt einen hölzernen Napf mit Goldbarren heraus und ſchickt ſich an wieder hinaufzuſteigen. Franceſca ſitzt auf einem Lehnſtuhl; ſie ruft ihn an, im Augenblick wo er den Fuß auf die erſte Stufe ſetzt.)

Franceſca.

Faſio.

Faſio.

Franceſca (geht auf ſie zu) wie du hier? du weinſt?
Du ſcheuchſt den Schlaf, weil ich ihn flieh' — das heißt
Fürwahr den Schatz der Schönheit ſchlecht verwahren,
Den nur zur Wonne dir der Himmel gab.

Franceſca.

Du Böſer du! wie ungerecht! Du zürneſt,
Weil ich nicht ſchlafen kann, da du nicht ſchläfſt!
So um mein Schlafen nur biſt du beſorgt,
Und jede Nacht verzehrt in ernſtem Wachen
Stellſt du des Lebens rüſt'ge Kraft aufs Spiel!
Weit köſtlicher iſt ſolch ein Schatz als jener
Flüchtige Glanz der Schönheit, Faſio, den
Ein Morgen raubt der Blum', dem Weib ein Jahr.
Haſt du mir geſtern ernſtlich nicht verſprochen,
Du wollteſt das verwünſchte Werk verlaſſend
Von Mitternacht bis an den Morgen ruhn?
Von neuem auch verſprachſt du es mir geſtern,
Du wirſt mir's tröſtend heute wieder ſagen
Und heut wie geſtern mich, du Böſer, täuſchen.

Faſio.

Ich ſteh' am Ziele, zweifle nicht, Franceſca,
Nicht wird mir all der Mühe Preis entgehn,
Nur wenig Tage noch, und aus der Saat
Von Blei ſprießt mir des Goldes Ernte auf,
Ein Andrer ſtrebe nach dem Trank, der mir
Ein Lebensjahr mit jedem Tropfen gibt,
Nicht lüſtern bin ich nach Unſterblichkeit,
Nur meine Tage will ich, doch im Glück,
Und ſiehſt du, Frau, das Glück iſt reich zu ſeyn,
Das Glück für dich iſt einer Fürſtin Rang,
Das Glück für mich das Gold das unſrer Ehrn
Den Strahlenſchein der Königskrone leiht.
Und bin ich reich, laſſ' ich das Wachen, das
Mich ſchweigſam trüb den ganzen Morgen macht,
Dann kann ich Lebewohl der Arbeit ſagen,
Denn ein Geheimniß Gottes wird mir kund.

Franceſca.

Ich fürchte, Freund, mag Liebe mich entſchuld'gen,
Daß eines Traumes Zauber dich umſtrickt,
Das Hirngeſpinnſt, das du verfolgſt, es zehrt
In kurzer Friſt vielleicht deine Habe auf.
Des Tiegels tückiſch gierger Flammenmund
Wirft aus als Rauch, was er verſchlang als Barre.

Faſio.

Franceſca, fürchte nichts, es wird gelingen,
Hat Nikias Flamel, mein verehrter Meiſter,
Vor hundert Jahren im hermet'ſchen Buche
Mir doch das kabaliſtiſche Zeichen ſchon
Gedeutet. Und auf unſrer hohen Schule
War Flamel nur — jetzt preiſt man weit und breit
Den Wundermann — ein armer Schreiber, der
Für Geld mit kunſtgeübter Hand die Schrift
In feine Arabesken zierlich faßte.
Und hätt' im Kampf das Schickſal ihn bezwungen,
Geſtorben wär ſo arm als er geboren,
Doch nein, es legte Gott den heil'gen Funken
Ihm in die Bruſt, und vor des Menſchen Aug'
Enthüllen endlich ſich der Dinge Urquell,
Und während ſo die Welt in ihrem Wahne,
Gemeiner Arbeit ihn verfallen glaubte,
Verſenkt in Nacht, gleich wie ins Meer der Taucher,
Sah er das Gold der Schöpferflamm' entkeimen.
Blei, Schwefel und Merkur zuſammenmiſchend,
Erneute unermüdet unſer Bergmann,
O Wunder, jede Nacht, das hohe Werk
Wohl zwanzigmal, und nicht verſiegte ihm
Die ew'ge Ader. Und nach ſeinem Tode,
Da Frau und Diener den Palaſt durchſuchten,
Fand ſich des Golds genug, um drei Capellen —
Entſinnſt du dich? — und ein Hoſpiz zu bauen.

Franceſca.

Das Gold, wird's dich, erringſt du es, nicht blenden?
Der alte Don Gremaldi, unſer Nachbar,
Iſt reich wie jener, unermeßlich reich;
Doch Wucher nur und Borg ſind ſein Geheimniß.
Wie Flamel kann er ſeine Villas kaum,
Und ſeine Häuſer kaum' all überzählen,
Durch alle Meere ſchwimmen ſchwerbeladen
Die Schiffe ihm, daß um den Erdball ringe
Sie einen ſchaum'gen Wellengürtel ſchlingen.
Mein Faſio, wenn — biſt gleichfalls du nun reich,
Vor unſrer Thüre, die nicht unbekannt
Den Hülfsbedürft'gen iſt, der bagre Geiz
Der Armuth ſchmähte, die halbnackt der Himmel
Uns zeiget, daß mit unſerm beſten Kleide
Barmherzig wir die Blöße ihr verhüllen: —
Das Gold, mein Faſio, das verruchte Gold,

Dann hätt' es, gleich der ſeinen, unſre Seele
Verderbt — laß arm uns bleiben, Freund; den Armen
Hat einſt der Herr ſein Himmelreich verhießen.

Faſio.

Verbanne dieſen Wahn aus deiner Seele,
Fällt nur auf uns der goldne Himmelsthau
Im Felde, das den heißen Wünſchen dann
Sich aufthut, ſoll ſtets neu die Freude blühen.
Ja freilich ihm vermodert unbenützt
Der ſchöne Schatz; es gelbt das Antlitz ihm
Vom Widerſchein des Goldes, das er tief
Im Keller bang und ſchweigſam, Sack auf Sack
Für einen frohen Erben angehäufet.
Von ſeinen Schlöſſern all, von ſeinen Häuſern
Hat nicht das unſre — zu prächtig wär es ihm —
Das Nachbarhaus, die ſchmählich arme Hütte
Der Wucherer ſich zur Wohnung auserkoren.
Zum Himmel bete nur, daß er die Kraft,
So große Luſt zu tragen, uns verleihe.

Franceſca.

Vergib der Gattin, Freund, die bangen Zweifel.
Oh' dieſe Freuden ſelbſt, ſie ſchrecken mich.
So abgeſchieden auch wir leben hier,
Wie bang, wie tief iſt meine Eiferſucht!
Du weißt's; nicht trage ich die Marter, wenn
Durch deines Goldes Reiz gelockt, die Frauen
Um deine Liebe gierig buhlten, nein —
Entſetzlich! — und Eine iſt's vor Allen!
O Faſio, du ſelbſt wirſt es nicht läugnen!
Wie ſah ich dich ſo oft auf ihrer Spur!
Dein Aug' ihr folgen, deine Hand ſie grüßen:
Verderblich wird einſt dieſes Weib mir ſeyn.

Faſio.

Und dieſer böſe Dämon, wer iſt er?

Franceſca.

Zu gut nur weißt du es, die Maddalena,
Mich überſtrahlt ſie weit, ich fühl' es wohl,
Denn in Florenzens Blumenkrone iſt
Die ſchönſte ſie, du liebſt ſie.

Faſio.

Ich? warum?

Franceſca.

Das eben iſt's, man liebt, man weiß es nicht
Warum, ganz ohne Urſach, ohne Hoffnung,
Vergißt Vermögen, Rang, die Lieb' iſt Wahnſinn. —
O lieb' ſie niemals, Faſio.

Faſio.

Sey ruhig, Kind,
Ich hab' ſie oft bewundert.

Franceſca.

Ha, ſiehſt du!

Faſio.

Wie man in einem herzoglichen Garten,
Längs einer Säulenhalle ſich ergehend,
Antiken, Raphaels Madonnen oder
In einer reinen Mainacht einen Stern bewundert.

Franceſca.

Hab' Mitleid mit der Gattin tollen Liebe:
Ich bin auf ſie nun einmal eiferſüchtig.
Vom Himmel fallen kann der Stern, die Jungfrau
Kann lieben und der Marmor ſich beleben.
Hab' Mitleid, Faſio.

Faſio.

Bei meiner Seele,
Du kommſt von Sinnen (lachend) ſah ich etwa nicht,
Als ob ein Staatsverbrechen Ihr begangen,
Mit welchen Blicken Euch der Herr Podeſtat
Verfolgt? fand hier ich zwanzigmal ihn nicht
Mit Euch allein, vorſchützend einen Einkauf?
Bin ich nun eiferſüchtig? weit entfernt,
Ich fühl', ſo oft er kommt, mich hochgeehrt.

Franceſca.

Du weißt's zu gut, gewiſſenloſer Spötter,
Wie lächerlich ſie wäre deine Furcht.
Hat das Gefühl des Weibes Herz beſiegt,
So wird dem ſüßen Wahnſinn es zur Beute.
Und der im Buſen ihr die Flamm' entzündet,
Kein Erdenſohn iſt er für ſie, zum Heros,
Zum Engel hebt ſie, zum Unſterblichen
Ihn ſinnverwirrt, empor, und betet knieend
Ihn an, gleich einem Gott in ſeinem Tempel.
Wie können wir gebrechlichen Geſchöpfe,
Die ſelbſt ein leiſer Windhauch, gleich dem Schilfe
Des Ufers bangt, ankämpfen gegen Euch,
Ihr harten Männer, mit der Bruſt von Erz,
Hab' Mitleid, denn ich bin ein ſchwaches Weib.

Faſio.

'S iſt ausgemacht, Signora, mag ich arm
Stets bleiben, oder reich einſt werden, nur
Für dich Geliebte, werd' ich Augen haben.
Auf Wiederſehn (er küßt ſie).

Franceſca.

Auf baldig Wiederſehen.

Zweiter Auftritt.

Franceſca, nachher der Podeſtat.

Franceſca.

Ich athme wieder freier, nun da ich
Die Angſt, die auf mir laſtet, ihm entdeckt.
Schlecht hat er ſie bekämpft, er ſagte nicht,
Dankt mich, er liebe Maddalena nicht.
O! dieſes Weib, das raſtlos mich verfolgt,
Iſt meiner Tage Dämon, meiner Träume
Geſpenſt. Wie iſt ſo grauſam doch der Rath
Der Eiferſucht.

Der Podeſtat (eintretend).

Empfanget meinen Gruß,
Franceſca, ſchöne Juwelierin.

Francesca (fährt zusammen).

Ach!

(Sich fassend.)

Seyd Monsignor gegrüßt. Welch maaßloses
Vergehen hat den Podestat so frühe
Aus seinem Haus geführt?

Podestat.

Nun rathet.

Francesca.

Ich?

Podestat.

Sicher.

Francesca.

Ach, ich kann nicht, helft Ihr nicht!

Podestat.

Nach einem großen Frevler späh' ich.

Francesca.

Wirklich? und welch Verbrechens zeiht Ihr ihn?

Podestat.

Er hat das Gut, das Kleinod mir geraubt,
Von dem getrennt die Welt mir nichts mehr ist,
Und das, von Eifersucht gefoltert, ich
Mit allen meinen Schätzen gern erkaufte.

Francesca.

Glaubt Ihr ihn hier?

Podestat.

Gewiß, denn dieser Mann.

Francesca.

Denn dieser Mann?

Podestat.

Nun denn, ist Euer Gatte!

Francesca (sich verbeugend).

An Courtoisie thut's Keiner Euch zuvor,
Signor.

Podestat.

Bei Gott, es ist ein Wahnsinn, ich
Trag's länger nicht... ich liebe Euch, auf Ehre!

Francesca (ans Comptoir tretend).

Noch habt Ihr, glaub' ich, dieses Silberbecken,
Von neuer Form, Signore, nicht gesehen?

Podestat.

Es ist von Jaspis!

Francesca.

Und zeugt, nicht wahr,
Von seinem fein gebildeten Geschmack!
Es ist Hammerarbeit und gefertiget
Nach einer Zeichnung des Andrea del Sarto:
Ein reich Geschenk und eines Königs würdig.

Podestat.

Vor Allem freut mich Euer Bild daran,
Das man aus dem geschliffnen Glanz des Silbers
Gleichsam aus einem Spiegel tauchen sieht.

Francesca (legt das Becken weg und nimmt eine Schale).

Nehmt diese Schale, die kein Bildniß zeigt:
Zerstreuen wird hier nichts den Freund der Kunst,
Sie ist, Ihr seht, von einem Amethyst,
Gefaßt in Perlen, Sapphir und Rubin,
Von Arkot diese, von Ophir die Perlen.

(Die Maddalena tritt mit dem Grafen Lello ein: Francesca läßt die Schale fallen, die zerbricht.)

Podestat.

Was macht Ihr da?

Francesca.

Sie! — Ach! ich bin des Todes!

(Fortsetzung folgt.)

Der englische Ernst und das französische Vaudeville.

Ein Engländer stellt, als Einleitung zur Uebersetzung einiger Proben französischer Vaudevilles folgende Betrachtungen über den englischen Volkscharakter oder Humor an:

„Es ist in dieser nüchternen Zeit nicht uninteressant, sich an ein Lieblingsepitheton der Balladendichter und Romanschreiber einer frühern Periode zu erinnern, wo es Mode war, vom „lustigen England" zu sprechen. War dieser Titel je ein verdienter? oder war er durch die Willkür des Dichters ertheilt — eine Erfindung, deren Kraft gerade auf dem ins Auge fallenden Widerspruch beruhte? In einer minder einfachen und unbefangenen Zeit hätte man einen satyrischen Sinn argwohnen können; aber davon sind gewiß jene Dichter frei zu sprechen! Und wenn „Sinn in dem Reim" gewesen, welch eine Veränderung ist dann seitdem mit uns vorgegangen! Es ist jetzt keine Spur mehr von Lustigkeit von Landsend bis John o'Groats, und kein lustiger Mann zu finden, als etwa ein armseliger Gaukler auf de Bartholomäusmarkt. Fröhlichkeit ist so selten unter uns, als Menuetten in La Trappe; oder, wenn sie wirklich vorhanden ist, so dringen ihre Bewegungen nie bis zur Oberfläche — kein Kräuseln des Wasserspiegels verräth ihre Strömung. Zwar gibt es viele Fictionen, welche nach allgemeiner Zustimmung unter dem Namen von Belustigungen laufen; und wir verfolgen sie deßhalb auch mit großer Beharrlichkeit. Sie sind gerade von der Art, wie daran andere Nationen sich ergötzen — warum sollten sie nicht auch für uns ein Zeitvertreib seyn? Nun, darum eben, weil der Geist, der ihnen Bedeutung und Leben gibt, nicht eben so leicht wie der Brauch entlehnt werden kann! Wir haben kein herzliches Interesse an dem Gegenstand, und ohne ein solches ist die Belustigung nichts als ein Name. Es gibt eine fröhliche Lebhaftigkeit, eine Frische, einen Erfindungsgeist, eine Originalität in dem Genusse von Vergnügungen, welche da sich geltend machen, wo der Nationalcharakter gesellig und munter ist; bei uns ist keine Spur dieser festlichen Gemüthsstimmung zu finden. Wir führen die Mode der Belustigung ein von den Orten, wo sie von Natur blüht, und beobachten sie mit einer mechanischen Genauigkeit, welche beweist, daß wir von ihrem Sinn und Zweck rein nichts ver-

ſtehen. Wir können nichts erſchaffen; wir können nicht einmal glücklich überſetzen. Kein Tanz, kein Spiel, keine neue Weiſe der Vergnügung iſt in unſerm Lande ſeit den Zeiten der Stuarts mehr erfunden worden; wir ſind zu geſchäftig und nachdenklich für dergleichen Erfindungen geworden.

Es iſt hier nicht der Ort, Unterſuchungen anzuſtellen über die Urſachen einer Thatſache, welche man behaupten kann, ohne im mindeſten damit einen Vorwurf zu beabſichtigen. Mit einer Art von ſpeculativer Bewunderung für die Fröhlichkeit haben wir ſelbſt einen tüchtigen Theil vom Temperament unſrer Nation, und wir wollen uns gern überzeugen laſſen, daß gar viel Rühmliches zu Gunſten einer ernſten Gemüthsanlage geſagt werden kann. Ob nun dieſer Charakter das Product proteſtantiſcher Asceſe iſt, welche durch Bürgerkrieg in unſere Natur hineingeknetet worden, oder ob harmloſe Luſtigkeit unvereinbar iſt mit der Wachſamkeit und dem mühſeligen Treiben der Handelsunternehmungen — ob nicht eine behagliche Ruhe und Ungeſtörtheit der Lebensgewohnheiten und Sitten erforderlich iſt, um die Volksluſtigkeit in voller Blüthe und Kraft zu erhalten — wie denn auch die Schwere und der Conflict dieſer Zeiten die ganze civiliſirte Welt nüchterner und ernſter macht, ein nicht unwichtiges Zeichen einer überall vorſchreitenden Umwälzung — das ſind Fragen, die wir hier nur anregen, nicht erörtern können. Hier iſt nur erforderlich, eine unläugbare Thatſache feſtzuſtellen, und ohne Bedenken und Scham zu geſtehen, daß wir, was wir auch einſt geweſen ſeyn mögen, ſeit manchem Jahr kein luſtiges Volk mehr ſind.

Ganz anders iſt das bei unſern Nachbarn jenſeits des Canals. Vielleicht läßt ſich dermalen ſelbſt in ihrem Sonnenſchein ein Wölkchen entdecken, das, obwohl noch nicht größer als eine Mannshand, ſpäter einmal ihre Heiterkeit trüben dürfte. Ein kommendes Jahrhundert dürfte uns finden, wie wir von den beiderſeitigen Küſten einander ſo finſter und grimmig mit den Blicken meſſen, als die zwei Rieſen von Guildhall. Aber dieſe Zeit iſt noch fern. Klima, Sitten und ſtark eingewurzelte Neigungen haben dem franzöſiſchen Volk einen fröhlichen Leichtſinn verliehen, welchen niederzudrücken es viele Jahre brauchen dürfte. Aus den feſtigen Kämpfen der Fronde, aus der Erſchöpfung und dem Elend, womit das Zeitalter Louis XIV ſchloß, und aus dem Blutregen, der das Land in den Tagen der Schreckensregierung überſtrömte, iſt der Franzoſe mit unverwüſteter Heiterkeit wieder hervorgetreten. Zeitvertreib iſt ihm ein unentbehrliches Lebensbedürfniß — er verlangt nicht eben panem et circenses, ſondern ſelbſt circenses vel sine pane. Er iſt ein Feind vom ernſthaften und zurückgezogenen Leben; ſein Herz ſehnt ſich nach Seinesgleichen; er will im Angeſicht der Welt geboren werden, leben und ſterben. In allen ſeinen Neigungen und Sitten iſt die Idee der Geſellſchaft vorherrſchend; darauf iſt die Baſis eines Charakters gegründet, der nicht ſobald zu verwiſchen iſt. Auch wird es ſchwer halten, ihn der Munterkeit zu berauben, welche ſeine Art zu leben durchaus erheiſcht. Der ungeſellige Mann kann durchs Leben ſich durchſchlagen mit all ſeinen Härten und Derbheiten; aber ein lebhaftes und lächelndes Behagen iſt das einzige Element, worin die Maſſe ſich beſtändig bewegen und ohne Hader und Zwietracht durcheinander ſich wühlen kann. In Allem, was zur Kunſt der geſelligen Beluſtigung gehört, iſt der Franzoſe ein fröhlicher Meiſter. Er gibt ſich der Praxis derſelben hin mit einem Eifer, welcher den geringſten Kleinigkeiten eine Bedeutung und den veralteſten, verbrauchteſten Gemeinplätzen einen poſitiven Charakter verleiht. In ſeinen Beluſtigungen iſt nichts Förmliches oder Conventionelles; wie der Schauſpieler in der alten italieniſchen Komödie, verlangt er nur das Skelett ſeiner Rolle — die er dann ſo gut auszufüllen und durchzuführen weiß, wie der Dichter des Stücks ſelbſt, und ſie ſelbſt mit einer nie ermüdenden Mannichfaltigkeit von Tag zu Tag variiren. Dieſe glückliche Dispoſition befähigt ihn, den „Meiſter der Luſtbarkeiten" für die ganze civiliſirte Welt abzugeben — ein Amt, das er mit unendlicher Grazie und Selbſtzufriedenheit ausfüllt.

Bei einem Verſuch, die Beluſtigungen unſrer Nachbarn zu beſchreiben, iſt natürlich zu erwarten, daß viel von der urſprünglichen Lebendigkeit verloren gehen muß. Manches jedoch wird den Proceß durchmachen können, ohne völlig zu verdunſten, und dahin dürften auch die Vaudevilles zu rechnen ſeyn. Diejenigen, welche ſich an dem Vaudeville in ſeiner Heimath beluſtigt haben, mögen aufſchreien über die Kälte ſeiner Erſcheinung in anderer Geſtalt; aber wir rechnen auf ſolche, die jenen Genuß entbehrten. Wer den Schmetterling nicht im ſchimmernden Flug in ſeinem heimathlichen Sonnenſchein ſehen kann, begnügt ſich, ſeine, obwohl etwas verblichenen Farben im Cabinet des Sammlers zu bewundern.

Das Vaudeville, in ſeinem allgemein angenommenen Sinn, galt lange Zeit als Benennung für eine Art von leichtem Lied, wo Strophen ſcherzhaften oder ſatyriſchen Inhalts zu möglichſt einfachen Melodien geſungen werden. Die Muſik iſt nicht viel mehr, als ein tactmäßiges Recitativ in lebhaftem Rhythmus, und dient als bequemes Vehikel für die Worte des Geſangs, damit ſie leichter von Mund zu Mund gehen können. Der Werth lag in den Worten, und in dieſen fand die Laune des Volks eine unerſchöpfliche Beluſtigung. Alles, was die Aufmerkſamkeit des Tags, oder die Phantaſie beſchäftigte und anregte, von der Politik bis auf die Moden, verwandelte ſich in luſtige Strophen, oft von ausnehmender Leichtigkeit und Witz, und verbreitete ſich ſo durch ganz Paris. Einige ſolche Couplets wurden erklärte Lieblinge; die meiſten hatten nur ihre Stunde der Gunſt und mußten bald wieder neuen Launen und Einfällen weichen. Die Freude der Pariſer an ſolchen Reimſprüchen geht über alle Beſchreibung, und lange waren ſie die vorzüglichſte Kundgebung der Volksgefühle in einer Hauptſtadt, wo Alles die Weiſe eines Spaßes annimmt und zu einem Liedchen verarbeitet wird. Unter den niedrigern Claſſen kam zuerſt die Hinzuſetzung von Dialogen in Proſa zu dem urſprünglichen Vaudeville auf, und ſo ſcheint dieſe Art der Beluſtigung allmählich ihre jetzige dramatiſche Geſtalt angenommen zu haben, wobei der urſprüngliche Grundzug eines wiederkehrenden Geſangs beibehalten wird, in welchem der Dialog ſich in einer wohlbekannten Weiſe fortſetzt. Die Compoſition iſt ſo einfach als möglich; die Charaktere ſind wenige; die Zwiſchenvorfälle ſind in

einem Augenblick entwickelt; Alles verräth einen durchaus populären und zufälligen Urſprung. Eine Anekdote, eine drollige Situation, ein komiſcher Charakterzug genügt zum Kern eines Stücks, das kaum eine halbe Stunde füllt. Dieſe Art von Unterhaltung, welche beſtändigen Wechſel erlaubt, war ganz geeignet, bald populär zu werden bei einem Publicum, welches nichts ſo ſehr ſcheut als Uebersättigung. Als Beluſtigung der untern Claſſen wuchs und blühte es, bis Theater ausdrücklich für dasſelbe gegründet wurden. Die Darſtellung jedoch war roh und die Compoſitionen wenig werth, bis einige Dichter von höherer Claſſe, gereizt durch ihren Erfolg, die glückliche Idee faßten, dieſem Zeitvertreib des Bürgers den Reiz einer eleganten Compoſition, unterſtützt durch geſchickte Aufführung, zu verleihen. Das Glück, das ſie machten, war gränzenlos, und die Comédie Vaudeville, in ihrer anſtändigen Tracht, triumphirt jetzt in der Hälfte der vielen Theater von Paris und hat für ihren Dienſt einige der anmuthigſten, geiſtreichſten Köpfe und der gewandteſten Schauſpieler im Fach der leichten Komödie in Europa geworben.

Unter der Menge von Schriftſtellern, welche in dieſer lebendigen Gattung von Compoſition glücklich geweſen ſind, ſteht Scribe ohne Frage oben an. Er behauptet dieſen Platz nicht nur vermöge der Fruchtbarkeit ſeiner Feder — er hat ein paar Hunderte beliebter Stücke geliefert — ſondern auch durch ſeinen Geiſt und ſeine Gewandtheit. Er beſitzt in ausnehmendem Grad die Kunſt, ſeinen Gegenſtand zu dramatiſiren, und einen gefälligen, ungezwungenen Scherz, der immer die Aufmerkſamkeit feſſelt. Sein Dialog iſt leicht und lebhaft und überreich an geſalzenen Witzen, welche durch die Nachläſſigkeit, womit ſie hingeworfen werden, nichts an ihrer Wirkung verlieren. Auch ſeine Situationen ſind hoch komiſch und in der Regel für die Löſung des Knotens weſentlich, der, obgleich einfach, wie es dieſe Art Compoſition erheiſcht, doch oft völlig überraſchend endet. Eigenthümlich iſt, daß Scribe viele ſeiner Stücke mit einem Andern ausarbeitet; mehr als zwanzig Namen hat er ſchon durch die Ehre ſeiner Genoſſenſchaft ins Publicum eingeführt.

Die Gegenſtände der Comédies de Vaudeville ſind ſo mannichfaltig als ihre Dichter. Manchmal iſt es ein drolliger Zufall, eine Entdeckung oder ein Mißgriff; ein andermal iſt es eine Excentricität im Charakter, das Burleske einer Claſſe der Geſellſchaft, eines Standes, oder liefert die Lieblingsthorheit des Tags Stoff für ein Stück. Eine geſchichtliche oder eine Anekdote aus dem Familienleben wird oft mit viel Geiſt und Gewandtheit aufgegriffen, und das Drama und der Roman andrer Länder ſind geplündert worden, um das allgemeine Repertorium von Stoffen zu vermehren. Manchmal iſt die Verwicklung in hohem Grad und aufs unwahrſcheinlichſte ſpaßhaft und im Geſchmack von Fareen; und die Stücke dieſer Art ſind, obgleich zu abſurd für die Lectüre, auf der Bühne vielleicht die beluſtigendſten, wenn gehoben durch das unnachahmliche Spiel eines Potier oder Perlet. Die Aengſten und Triumphe von Liebenden liefern natürlich eine Menge Themata, obgleich in häufigen Fällen der Humor des Stücks von dieſem Intereſſe unabhängig iſt. Eine andere, und ſehr beliebte, Claſſe beſteht in Beiſpielen von großmüthigen Handlungen oder edlen Aufopferungen, wobei der „alte Schnurrbart," der Lieblingscharakter der Franzoſen, in der Regel eine Hauptrolle ſpielt. Auch Beiſpiele vom Hochſentimentalen findet man, aber ſie ſind nicht beſonders einnehmend und ſcheinen auch wenig Glück zu machen. Die bei weitem größte Mehrzahl jedoch beſchäftigt ſich mit eigenthümlich franzöſiſchen Gegenſtänden, und ſtellt die hervorſtechendſten Züge des Lebens, der Sitten und der Converſation des Volks mit einer Treue und Lebendigkeit dar, die ſie an ſich ſchon für den ausländiſchen Leſer höchſt intereſſant machen muß. Wir glauben, daß eine angenehmere und gedrängtere Schilderung des Weſens dieſes lebhaften Volks nirgends zu finden iſt — gewiß nicht in irgend ſonſt einer Art von Gedichten und Büchern. Und ſo raſch ſprechen ſich die vorwiegenden Neigungen und Intereſſen des Augenblicks in dieſer Form aus, daß man wohl die Frage aufwerfen darf: ob nicht die beſte Geſchichte des Fortſchritts der Ideen und des geſelligen Lebens in Frankreich, oder wenigſtens in Paris, geliefert würde durch eine vollſtändige Ausgabe der auf einander folgenden Vaudevilles, in der Reihe, wie ſie nach einander erſchienen, cum interpretatione et notis variorum.

Es werden nun einige Proben gegeben; die erſte aus einem ſehr luſtigen Stück: die erſte Liebe, worin das Trügliche eines ſentimentalen Glaubens in dieſem Punkt mit viel Geiſt und Laune dargethan wird; die Fabel iſt kurz folgende: Herr von Derviere ſchlägt ſeiner Tochter Emmeline einen jungen, tadelloſen Mann, H. v. Rinville, zum Gemahl vor; ſie aber ſchlägt ihn, ohne ihn geſehen zu haben (auch der Vater kennt ihn nicht perſönlich), aus, weil ſie als Kind von acht Jahren ihrem Vetter Charles Treue gelobt. Der Vater muß, wohl oder übel, dem Werber abſchreiben und ihm den Grund der Abweiſung angeben. Rinville iſt ſchon unterwegs, als er das Billet erhält, und entſchließt ſich, ſich für den ſeit acht Jahren abweſenden Vetter auszugeben; als ſolcher wird er vom Vater ſehr ſchlecht, von der Tochter ſehr gut aufgenommen, und legitimirt ſich auch gegen letztere ſo ziemlich, kann aber leider einen Ring nicht aufweiſen, den ſie ihm gegeben, und ſieht ſich mit dem Verluſt ihrer Gunſt bedroht. Inzwiſchen ſind Wechſel- und Schuldklagen gegen den Vetter Karl eingelaufen und ſchlimme Zeugniſſe über ſeine Aufführung. Jetzt kommt der wirkliche Vetter Charles an und trifft mit Rinville zuſammen; dieſer bekommt von ihm den vermißten Ring; der heruntergekommne Vetter übernimmt die Rolle des Freiers, macht auf Vater und Tochter keinen ſonderlich günſtigen Eindruck, bringt Emmelinen die Nachricht, daß ihr Vetter eine Putzmacherin geheirathet — und wie ſie über dieſe Treuloſigkeit in Verzweiflung kommen will, löst ſich der Knoten durch Abwerfung der Masken — und Alle ſind zufrieden geſtellt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 Julius 1839.

Philarete Chasles

über die gegenwärtige englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Thomas Campbell, der seit langer Zeit der Poesie entsagt und Reviews geleitet hat, ist auch ein Dichter; man kann ihn mit Niemand passender vergleichen, als mit Alfred de Vigny. Seine reine, durchsichtige Strophe, von auserlesener Form, von klarem und oft tiefem Sinn, glänzt wie ein wunderbar geschnittner Krystall. Er hat bewundernswürdige Verse gemacht, und man bemerkt, daß er sie gemacht hat; die Zukunft wird vielleicht mit größerer Verehrung mit so vieler Liebe gearbeitete Werke aufbewahren und erhalten, als begeisterungsvolle rohe Skizzen, welche brausend und schäumend der Feder Southey's entströmen, wie das Metall aus dem glühenden Ofen. Die Strenge seines Geschmacks isolirt ihn.

Die Feinheit und Subtilität zeichnet Wordsworth aus, diesen Eremiten der poetischen Kunst, verborgen in den Wäldern von Westmoreland, in der Nähe von seinem Freund Southey. Wordsworth ist mehr bekannt durch seinen Einfluß als durch fremde Nachahmungen; man kann ihn nicht übersetzen. Die Anmuth seines Rhythmus, seiner Sprache, seines Gedankens trägt den Charakter unschätzbarer Feinheit an sich, die bis zur Tiefe geht und sich sogar bis ins Dunkle verirrt. Es ist eine seelenvolle und rührende Feinheit; es ist ein zarter Punkt, zwischen dem Naiven und dem Erhabenen festgehalten, die Zurückführung des Alltäglichen aufs Wunderbare und die Verwandlung der geringsten Dinge in göttliche; theologischer Asetismus und psychologische Analyse. Um von Jedermann geliebt zu werden, dazu ist seine Poesie einerseits zu hoch und andrerseits zu fein gesponnen. Aber gefühlvolle und hochgebildete Geister finden in diesen gefährlichen Eigenschaften eine lebendige Quelle geheimer Entzückungen; es ist unter uns Sainte-Beuve derjenige, der, ohne seine Formen nachgeahmt zu haben, sich nur um so mehr dem Wesen seines Talents selbst zu nähern scheint. Die genannten vier Dichter produciren jetzt wenig mehr, und immer nur in dem Ideenkreise und mit der Färbung des Styls wie in ihren reifen mittlern Jahren. Einige eigenthümliche oder unvollständige Geister, die aus derselben Epoche stammen, haben erst neuerlich Celebrität erlangen können: Walter Savage Landor; Leigh Hunt, ein gewandter Journalist von beweglicher Phantasie und geschmeidigem Styl; Edgerton Brydges, der vergeblich nach der Peerschaft getrachtet hat, und der, unzufrieden mit den Menschen und den Dingen, jetzt an den Ufern des Genfersees sich ergeht mit seiner bibliographischen Gelehrsamkeit, mit seinen philosophischen Phantasien, seinen Dichterträumen, reich an ausgezeichneten Sonetten, seinem langen Bart und seiner melancholischen Herrlichkeit.

Wordsworth, Southey, Campbell, Th. Moore scheiden sich von der jetzigen Generation durch eine tiefgreifende und entscheidende Eigenschaft: sie glauben. Ihr Geist hat keinen Zugang gestattet jenem Princip des Todes, unheilvoller als der Skepticismus selbst, von dem es so zu sagen die Folge und die unheilbare Verhärtung ist: der Gleichgültigkeit. Im Mysticismus des ersten, in den leidenschaftlichen Uebertreibungen des zweiten, in der gewandten Leichtigkeit des dritten, in den Launen des Irländers endlich—nirgends findet man die Vermischung von Gut und Böse, von Tugend und Laster, von Schön und Häßlich. Man gebe wohl Acht! das ist das tödtliche Symptom, der Leichenfleck, welcher die große Auflösung verkündigt. Ein fixer Irrthum ist besser als eine schwankende Wahrheit; an nichts gewiß glauben, heißt Gott verlassen und im Nichts leben.

Unter den genannten Dichtern hat Wordsworth, der am spätesten Gewürdigte, seinen Einfluß am weitesten ausgedehnt. Southey hat nur noch in der Erinnerung ein Echo; die ferne Harmonie einer feierlichen Orgel. Campbell ist ein classischer Dichter, ein Muster, das man studirt wegen der Vollkommenheit der Form, wie Pope oder Dryden. Die Monotonie der von Byron entlehnten Verzweiflung hat schon seine Nachahmer ermüdet. Die allgemeinste Begeisterung hat ihren Ausfluß von Wordsworth; sie hat sich selbst über das Drama verbreitet, dem

ſie nur geſchadet hat, da das Drama die Handlungen des Menſchen und nicht ſeine Träume darſtellen ſoll. Die meiſten Dichter und Dichterinnen zweiten Rangs haben die Analyſe des Meiſters wieder in Fächer geſpalten, ſeine Zartheit noch verfeinert, ſeine ſchwachen Nebelgebilde noch verdünnt und ſeine Poeſie zu nichts verflüchtigt — der Schatten eines Schattens. Einige jedoch, indem ſie Wordsworths Metaphyſik annahmen, haben ſich andern Inſpirationen hingegeben. Die Politik und die Induſtrie, zwei Muſen von Erz und Kupfer, haben Sänger gefunden unter dem Heere der Wordsworth'ſchen Dichter; wie Wordsworth ſeine Poeſie aus den Alltäglichkeiten des Landlebens abgezogen, ſo haben Alfred Tennyſon und Ebenezer Elliott die politiſche Oekonomie in Satyren und die Theorien Benthams in Oden umgeſetzt.

Bentham, ein eigenthümlicher, ſyſtematiſcher Genius von großem Umfang, hat eine vollſtändige Form und wiſſenſchaftliche Realität gegeben jener Nützlichkeitstheorie, der Theorie des Ichs, des Egoismus, die ein Ausfluß der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts iſt; eine Theorie, die ſich zuſammenfaßt in der prächtigen Lüge des Axioms: *das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl!* O Ihr Philoſophen, die Ihr immer die Empfindung mit der Seele verwechſelt, und das Unglück der Menſchheit mit dem Nagen des Hungers. Euer Syſtem iſt hohler als das Berkeley's, der aus dem Körper ein Phantom machte! Auch hat die Bewegung der Jahre ſchon das Syſtem Benthams niedergeriſſen, des Geſetzgebers einer materialiſtiſchen Geſellſchaft, wie St. Simon; mit dieſem Syſtem iſt die zur Verbreitung desſelben beſtimmt geweſene Weſtminſter-Review verſchwunden. Ich will nicht angeben, mit welchen raffinirten Subtilitäten man bewieſen hat, daß die Bentham'ſche Schule ihren Homer haben mußte, und daß das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl das Auftauchen eines ſpeciellen Dichters erheiſchte, welcher ſich zu neuen äſthetiſchen Dogmen bekennen mußte. Alfred Tennyſon war dieſer Dichter. Man bemerkte durchaus in den Verſuchen des Utilitariers ein beharrliches Streben nach abſtruſer Metaphyſik, ein Streben, den philoſophiſchen Gehalt der Dinge auszuſprechen, ein Bedürfniß, die Begeiſterung durch die Reflexion zu erzeugen, zum Nachtheil des Gefühls, der Einbildungskraft und der Perſönlichkeit. Das Metrum Tennyſons, übrigens kräftig und kühn, bewegte ſich traurig unter dieſen Ketten; der mühſam gelehrte Mechanismus der Verſification erſchwerte noch den durch eine willkürliche Philoſophie auferlegten Zwang. Die nordiſche Muſe hat Mühe, ſich dieſer Anmaßung des in ſie übergreifenden und ſich über ſie ausbreitenden Gedankens zu erwehren. So erliſchen die großen Fackeln, welche der Poeſie leuchten; ſo verſchwinden unter einem Schleier ſeiner Erfindungen Klarheit und Wärme. Vergebens trachtete Tennyſon nach der materiellen Genauigkeit und Beſtimmtheit der Form und übertriebener Farbengebung; das hieß nur: einen Fehler durch den andern erſetzen. Der Dichter ſuchte, wie er ſagte, einzudringen in alle Individualitäten, ſuchte zu umfaſſen und zu begreifen alle Seelen der Natur, indem er ſeine Oden dieſer eigenthümlichen Verwandlung widmete, der Reihe nach dem Leſer, in einem unermeßlichen Avatar die Pflanze, das Thier, die Bewohner der Waſſer, die Quadrupeden verführte, durch eine künſtliche Claſſification die ungeheure Aufregung der Poeſie eintheilte, und das willkürliche Verfahren der Wiſſenſchaft mit der Stimme der Begeiſterung verwechſelte.

Ebenezer Elliott hatte mehr Einfluß auf die Leidenſchaften des Volks; er wandte ſich an ihre ſüdlichſten Intereſſen; anerkennend den Supremat der Induſtrie zählte er doch die Leiden auf, welche dieſer neue Sieg über die Materie nach ſich zieht. Warum aber dem Pamphlet des Publiciſten das Gewand und Metrum eines Dryden oder Churchill geben? Obgleich eine Miſchung von Satyre und Elegie den Ernſt der Materien etwas milderte, ſo war es am Ende doch nur eine Verſification von Cobbett oder Burke. Man wurde bald dieſer Miſchung müde, welche anfangs überraſchte; man wies der Proſa wieder ihre gewöhnliche Pflicht, die Führung der Lebensgeſchäfte, die Erörterung der Intereſſen zu, man erkannte, daß ein Talent dieſer Art, ſeinem eigentlichen Weſen nach didaktiſch und polemiſch, etwas von ſeiner ernſten Würde verliert, indem es den Geſetzen des Rhythmus und der Cäſur ſich ſchmiegt.

So wurde der poetiſche Saft ſchwächer. Er ſtrömte ſchnell jenem Grabesſande zu, in welchem alle Poeſie ſich verliert. Die Poeſie verzweigte und ſpaltete ſich mit jedem Tage mehr; ſie gehorchte nicht mehr einer allgemeinen Theorie, wie unter der Herrſchaft Wordsworths, ſondern einer Menge kleiner particulärer Theorien, welche weder die Natur noch den Menſchen umfaßten. Die Frauen, die ihnen eigne Feinheit und Gewandtheit der Nachahmung verbindend mit der ihnen zukommenden Leichtigkeit, ſich rühren und aufregen zu laſſen, welche immer ſchon der Poeſie verwandt iſt, machten das Uebel noch ärger. Jede Schattirung von Gefühlen hatte ihre Ode; jeder Gedanke einer Mutter oder Liebenden lieferte ſeine Elegie; eine Sehnſucht geſtaltete ſich zum Sonett und eine Hoffnung wurde zum Lied. All dieſe kleinen melodiſchen Stimmen zwitſcherten und ſangen zuſammen in dem Vogelhaus der engliſchen Geſellſchaft, die, da ſie keinen Unterſchied zwiſchen ihnen feſtzuſetzen vermochte, die Auskunft ergriff, ſie alle miteinander zu bewundern; auch war ihr Ruhm nicht lebenslänglich, und ich fürchte, es möchten mehrere Namen, welche noch ſo zu ſagen auf der Oberfläche des Ruſs ſchwanken, bald den vor zwanzig Jahren berühmten Namen einer Miß Seward, Miß Porden und Roſa Matilda zugeſellt werden. Die ausnehmende Leichtigkeit des jambiſchen Rhythmus und eines nur kaum angedeuteten Reims, der Reichthum des engliſchen Wörterbuchs das beinahe immer den lateiniſch-normanniſchen Ausdruck neben dem ſächſiſch-deutſchen darbietet; der Gemeinplatz der elegiſchen Bilder, ſo vertraut den Dichtern des Nordens — Alles forderte die jungen Phantaſien und die jungen Herzen auf, Dichter zu werden, und auch ſich auf einer Harfe zu verſuchen, welche faſt allein ertönte. Mrs. Norton, welche von der Londoner Geſellſchaft neulich beſtraft wurde wegen einer nicht bewieſenen Unvorſichtigkeit und wegen einer ſchlecht paſſenden Ehe, eine geiſtreiche, ſchöne und ausgezeichnete Frau, hat eine kräftigere Verſification und eine ſchärfere Form gefunden als ihre Nebenbuhlerinnen. Miß Landon nähert ſich

Thomas Moore durch die glänzende Gewandtheit und Weichheit ihrer Inſpiration. Felicia Hemans iſt ihnen überlegen; wenigſtens macht ſie ſich offen und frei an dieſe Gattung der Poeſie; ſie will nichts als die Leidenſchaften ſingen, und oft gelingt es ihr; ihren Tönen fehlt es weder an Süßigkeit noch an Fülle. Nachdem man ihr mit einem Vergnügen zugehört, das freilich nicht Erſtaunen und noch weniger Enthuſiasmus iſt, aber deſſen Reiz die Seele einwiegt und manchmal ſie durchdringt, findet man endlich, daß die Taube zu lange girrt und ſchluchzt, daß dieſer aus der Seele entſtiegene Duft ſie berauſcht und einſchläfert, und man bedauert, daß nicht eine einſichtsvollere, fleißigere Mühe den Gedanken concentrirt, und ſo die Dauer des Werks geſichert, ſeine Gediegenheit vermehrt hat.

(Fortſetzung folgt.)

Proben aus dem Drama: Der Alchimiſt.

(Fortſetzung.)

Dritter Auftritt.

Vorige, Maddalena, Faſio.

Maddalena.

Habt, ſchöne Frau, Ihr nicht ein neu Juwel
Für mich?

Francesca.

Nein, Signora.

Maddalena.

Bei Gott, man iſt
Mit unſern Juwelieren gut beſtellt!

Lelio.

Was meint Ihr, Maddalena, zu den Kreuzen?

Francesca.

An Juwelierwerk ſind wir minder reich
Als Tommaſello: wir verkaufen mehr
Geräthe von gemeinerem Gebrauch,
Wie Vaſen, Becher, Schalen, Becken,
Und Meißler ſind wir mehr als Juweliere.

Maddalena.

Gleichviel, die Kreuze zeigt mir und dieß Halsband.

Francesca.

Faſt glaub' ich, daß es unnütz iſt.

Maddalena.

Ihr ſeyd
Höchſt ſonderbar: die Richterin bin ich.

Der Podeſtat

(nähert ſich der Maddalena und küßt ihr die Hand).

Der Herr erhalte ſeinen ſchönen Engel.

Maddalena.

Podeſtat, Ihr? — was führet Euch hierher?

Podeſtat (auf Francesca zeigend).

Ich kam hierher, um dieß Juwel zu handeln.

Maddalena.

Ach, dieſes Weib.... ich dachte nicht daran,
Genau beſehen iſt ſie häßlich nicht.
Doch ſoll ich Wahrheit reden, Herr Podeſtat,
Für Euch ſcheint zu plebejiſch und zu gemein,
Das Liebesabenteuer mir zu ſeyn.

(Sie wendet ſich zu den Juwelen.)

Lelio (zum Podeſtat.)

Von Eurer Gefälligkeit erwart' ich,
Theurer Podeſtat, einen großen Dienſt.

Podeſtat.

Graf Lelio, ſprecht, ich bin der Eure.

Lelio.

Es iſt bei Gott nicht möglich artiger
Zu ſeyn als Ihr, Signor! — doch ſagt mir, könnt
Ihr unter den Geſetzen, die Ihr jeden Tag
Erlaßt, nicht eins zu Stande bringen, das
Dem Codex fehlt, und mir auch meinen Theils?
Anwenden werd' ich's, wie's geboren iſt.
Ich meine nämlich ein Geſetz, wodurch
Jedweder Ohm gehalten ſey, bei Strafe
Von Galgen oder Feuer, dreißig Tauſend
Ducaten ſeinem Neffen auszuſetzen
Als jährlichen Gehalt.

Podeſtat.

Hält unſer alter
Grimaldi ſeinen theuern Schatz noch ſtets
Den Händen und dem Aug' gleich unzugänglich?

Lelio.

Noch immer.

Podeſtat.

Ach! und dreimal ach darob.
Doch iſt das einmal eines Ohms Natur.

Lelio.

Ich aber bin es müd' zu ſehen, daß
In einſam finſterm Keller ſo viel Gold
Geſäet wird, und doch nicht aufgehn will.

Podeſtat.

All' dieſes Gold kommt eines Tags Euch zu.

Lelio.

Wann ich ein Zünſ'ger bin? dann iſt's zu ſpät.

(Faſio erſcheint oben auf der Treppe.)

Maddalena.

Jetzt bitt' ich Euch, mir etwas Anderes
Zu zeigen.

Francesca.

Das iſt Alles was wir haben.

Faſio.

Du irrſt dich, Theure.

Francesca (bei Seite).

Faſio!

Faſio (zu Maddalena).

Wir beſitzen
Noch andre Juwelen, deren Stoff
Und Faſſung Eurer würdiger mir dünkt.
Ich will ſie holen.

Maddalena.

Holt ſie.

Francesca (auf einen Seſſel fallend).

Heil'ge Jungfrau,
Erbarm' dich meiner, mich verläßt die Kraft.

Podeſtat (ſie beobachtend).

O! man iſt eiferſüchtig, wie mir ſcheint,
Wohl wird ſich das Geheimniß nützen laſſen,
Das mir der Blick, wenn nicht der Mund verräth.
Ganz gut! — (zu Lelio.)
Mein theurer Graf lebt wohl.
(Zu Maddalena.)
Und Euch
Auch, milde Schöne, ſag' ich Lebewohl.
(Entfernt ſich: im Hintergrunde ſtößt er auf Faſio.)
Und du, verwegner, heimlicher Alchymiſt,
Niemals vergiß, daß bis zum Paradies
Schwach wie die Mutter, jede Tochter Eva's
Der Schlange, die verführen will, erliegt,
Beſonders kann ſie zum Verblenden ihr
Ein Demant-Aug' und goldne Schuppen zeigen.

Vierter Auftritt.

Maddalena, Francesca, Lelio, Faſio.

Maddalena.

Signor, wir warten.

Lelio.

Eilet, Meiſter, Euch.

Faſio.

Hier bring' ich einige Juwelen Euch,
Hinreichend ſchön, um auf den Feſten des
Francesco Medici zu leuchten. Wählt.

Francesca (bei Seite).

Gott, wie ich leide!

Maddalena.

Graf, was meint Ihr?

Lelio.

(Ihr ein Halsband von Perlen zeigend.)
In ſolchem Falle bin ich ſchlechter Rath,
Doch ſollt' ich wählen, würde mein Gefühl
Für dieſes Perlenhalsband ſich entſcheiden.

Maddalena (zu Faſio).

Paßt mir es an.

Francesca (bei Seite).

Wie zittert ſeine Hand!

Faſio.

Hier iſt es.

Maddalena.

Nun, was denket Ihr dazu?

Faſio.

Graf Lelio berieth Euch weiſe nicht.
An Eurem Halſe würden dieſe Perlen
Sich allzunah bei Euren Zähnen finden.

Maddalena.

Mich dünket, er hat Recht; ſeht, Lelio,
Ich zieh' dieß Stirnband von Rubinen vor.
(Indem ſie es betrachtet.)
Wie iſt es möglich, ſo das Gold zu ſchmiegen!
Beſetzt es nur, es iſt bewundernswerth.
(Sie reicht es Faſio und ſetzt ſich nieder, um es ſich anheften zu laſſen.)

Francesca.

Zum Herzen fühl' ich ſtrömen all mein Blut.

Maddalena (zu Faſio).

Die Haare ſtreichet hier hinweg — ſo recht.

Faſio (die Wirkung des Stirnbands betrachtend).

Dießmal habt Ihr, Signora, Euch geirrt.
Bei meiner Seele, die Rubinen ſind,
Um ihres Glanzes Fülle zu behalten,
Zu ſehr in Eurer Augen Nähe hier.

Maddalena.

Weil's dem ſo iſt, wählt etwas Schönes ſelbſt.

Faſio.

Nehmt dieſes diamantne Diadem
Im ſchwarzen Haare leuchtet das Geſtein,
Gleich wie der Glühwurm, der die Nacht erhellt.
Von Frankreichs Königin ward es beſtellt,
Mag es genehm Florenzens Fürſtin ſeyn.

Maddalena.

Dem Nachbar brecht ihr das gegebne Wort.

Faſio.

Beſtimmt war's einem königlichen Haupte,
Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ſie,
Die nur als Königin geboren iſt,
Von Eurer Reize Macht beſieget weiche,
Wie in Homeros ewigem Gedichte
Vor Kypris' Schöne Hera's Stolz ſich beugt.

Maddalena (zu Lelio).

Sucht doch, Signor, in unſrer Signoria
Mir irgendwo mehr Grazie und Geiſt.
(Zu Faſio.)
Sehr theuer ſind wohl Eure Diamanten,
Geht in den Kauf ſo feine Reden Ihr.
Das Stirnband ſteht mir an; je mehr ich es
Betrachte, deſto mehr gewinn' ich's lieb.
So will ich's denn behalten; geht in meinen
Palaſt, wo man Euch zahlen wird.
(Zu Lelio.)
Kommt mit.

Lelio (dem Faſio eine Börſe reichend).

Nein, thut es nicht, mein Theurer.
(Zu Faſio, der ſie zurückweiſet.)
Nehmt doch.
(Wirft ſie auf einen Seſſel.)
habt Ihr ſie.

Maddalena.

Kommt Ihr?

Lelio.

Ich komme ſchon.
(Gehen zuſammen. Faſio geleitet ſie zur Thüre.)
(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 August 1839.

Philarete Chasles

über die gegenwärtige englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Das Studium Shakspeare's, oder vielmehr sein Cultus, hat dem englischen Theater sein kräftiges, gesundes Leben nicht wiedergegeben. Die Tragikomödien von Sheridan Knowles, von Bulwer, von Shiel, gut oder schlecht gerathene Melodramen, Werke eines Abends, der keinen Morgen hat, ermangeln hauptsächlich der Realität, der Beobachtung, der Energie und der Natürlichkeit. Wordsworth, geflüchtet in die ehrwürdige Einsamkeit seines Alters, ist der eigentliche poetische Gott, den das englische Drama, ohne es selbst zu wissen, verehrt; seine sentimentale Analyse, seine rührende und sich ins Weite verirrende Träumerei, seine Betrachtungen über die Leiden des gemeinen Lebens sind es, die, eindringend in die dramatische Sphäre, durch eine elegische Atmosphäre die Lebenslust der Bühne ersetzt haben; ein unheilbarer Fehler, entsprungen aus dem Altern der Kunst.

Die Geschichte des englischen Theaters, eine Geschichte voll Ursprünglichkeit und Mannichfaltigkeit, zerfällt in drei Phasen, welche die drei Darstellungen des englischen Gesellschaftszustandes sind. Bei allen Völkern gleicht das Theater jenen prächtigen, aber so zu sagen geizigen Blumen, deren Krone, ein einziges Mal sich entfaltend, hiemit all ihren Glanz entwickelt, all ihren Duft verschwendet, ihre ganze Herrlichkeit offenbart, um dann nur noch einige schwache Knöpfe zu treiben, die der erste Winter verschlingt. Die erste Epoche des englischen Theaters, die Shakspeare's, hat allein Werth. Die zweite Epoche des englischen Drama's hat ihren Anstoß von Frankreich erhalten. Mit Otway beginnt die dritte Epoche, dem Ernsten sich zuwendend, dem Schwarzen und Düstern geneigt, bürgerlich mit Lillo, satyrisch mit Foote und Garrick; interessant bei Cumberland und Colman; immer gesteift und gezügelt; oft quäkerisch oder puritanisch; ganz und gar langweilig in den Tragödien Rowe's, Walpole's und Jonsons. Die Gewohnheit und das Bedürfniß des Theaters überleben die dramatische Triebkraft; die besten Köpfe, Addison, Steele, Young, bemerken es nicht, und man fährt mit diesen Fehlgeburten fort, die sich kaum einige Augenblicke über den Brettern von Drury-Lane halten. Addisons frostiger Cato gewinnt sich die Bewunderung Voltaire's. Jonsons schwülstige Irene setzt sich in Respect bei den Zuschauern, die sie in tödtliche Starrsucht der Langweile versenkt; Aaron Hill ahmt ungeschickt Zaire nach. Das englische Theater schleppt sich mühsam fort, bis auf den Tag, wo ein spöttischer Kopf bemerkt, daß die obersten Schichten der englischen Gesellschaft ein Laster in sich schließen: die Heuchelei. Dieser Eine Mann war Sheridan.

Der Vergleich von 1688 hatte alle Welt in die Nothwendigkeit gesetzt, zu lügen und sich in eine anscheinende äußere Strenge in Gedanken und im Wandel zu fügen. Die Regierung selbst und die Gesellschaft logen, indem sie eine Uebereinstimmung der Gewalten zur Schau trugen, die nicht vorhanden war. Das scheinheilige Wesen und die affectirte Gewissenhaftigkeit waren in die Salons eingedrungen; der Ton moralisirender Elegie und das ernste Drama machten sich auf dem Theater geltend. Tartüferie einer ganzen Nation, welche schöne Satyre! Sheridan führte sie aus. Eine gute Komödie; er mischte die Komödie in die Satyre. Symptom einer neuen Epoche! Sheridan kündigte sie an durch seine School for Scandal, ein Phänomen, eine Sonderbarkeit, ein Ausnahmsproduct, einzig, aber trefflich.

Die Todtenglocke der französischen Revolution schlägt, und alle Völker erbeben. Der öffentliche Reichthum ist gewachsen, die Poesie schwingt die Flügel, die innerste Energie der Nation findet jene Macht und Kühnheit wieder, welche schon unter Elisabeth glänzten. Ergriffen von der Liebe zu Shakspeare und Spenser, versucht diese Epoche der literarischen Auferstehung, angekündigt von Lewis, dem Verfasser des Mönchs, von Crabbe und Cowper, fortgesetzt durch W. Scott und Byron, ihr Drama nach dem Muster der großen Dichter des 16ten Jahrhunderts zu gestalten. Vergebliches Streben! Das Geheimniß des dra

matiſchen Genius entſchlüpft den Byron, W. Scott, Coleridge, Lamb, Lewis; die eingeſchlummerte Fee erwacht nicht mehr. Maturins Bertram iſt ein Melodrama; alle Stücke Byrons haben nur Eine Perſon, Lord Byron ſelbſt, und bleiben ſchweben zwiſchen dem Dithyrambus und der Elegie. Es ſind ſchöne Stellen in Milmans Fazio und in der Zerſtörung Jeruſalems. Mrs. Baillie ſchreibt Tragödien, die, obgleich es ihnen am Fortſchritt der Handlung fehlt, oft beredt ſind. Dieſem ganzen Drama fehlt es an Realität, an Leben, und folglich an Dauer. Byrons Sardanapal wie Coleridge's Rache haben Werth und Intereſſe nur für die Lecture.

Die engliſche Geſellſchaft hat ſich vom Theater entfernt aus vielen und eigenthümlichen Beweggründen. Die Schauſpielhäuſer, wo ſich ſeit langer Zeit das Laſter und die Verdorbenheit der Hauptſtadt verſammelten, verſcheuchten die ehrbaren Leute, die Familienväter und alle, die, ohne die Tugend als Regel des Lebens anzunehmen, doch den Anſtand als Maske wählten. Die Stunde des Diners, welche auf die Stunde fiel, wo man ſonſt ſoupirte, verhinderte die höhern Claſſen, der Vorſtellung der erſten Stücke anzuwohnen. Während die ernſten und frommen Leute den Gräuel der Theater ſchalten und mit ihrem Anathema jeden belegten, der ſie beſuchte, legte die Ariſtokratie einen gewaltigen Ekel an den Tag vor dem ſtürmiſchen Ungeſtüm des Parterre's und dem wilden Geſchrei der Galerie. Man ſuchte innigere und mehr literariſche Vergnügungen, und Genüſſe, die nicht ſo offenkundig entartet und entſittlicht wären. Der Roman eröffnete ſeine vielgeſtaltete Scene, die einen im Winkel am Feuer ergötzte, und die das Gemüth bewegte, ohne daß man eine äußere Unruhe hatte. Die Soirée, die den Namen einer Theegeſellſchaft annahm; das Getümmel des Balls, rout, lockten die Coetterie der Frauen, und verhießen ihnen weniger der Läſterung unterliegende Erfolge. Der Spieler, der Politiker, der Kaufmann, der Officier beſuchten ihren Lieblings-Club. Ich erinnere mich einer Epoche, wo eine ganze Claſſe der Bevölkerung vom Instheatergehen wie von einer Debauche ſprach; und doch herrſchte damals Mrs. O'Neill auf der Bühne, die letzte Glorie des Theaters Shakſpeare's. Es iſt Wahrheit, daß man nicht nach Covent-Garden oder Drury-Lane gehen konnte, ohne daß man glaubte, in jenen Tempel Babylons zu treten, wo die nackte Wolluſt ihre Orgien feierte. Heimgeſucht von all dieſen Urſachen des Verfalls, wollte das Theater ſich reinigen, und hat nur ſeine Agonie fortgeſetzt. Wenn man das Theater beſucht, wo der treffliche Schauſpieler Macready die feilen Schönheiten verjagt hat, die es ſonſt bevölkerten, ſo wird man von Staunen und Trauer erfüllt über dieſe Stille und Oede.

Der Verlauf des engliſchen Theaters iſt dieſer: das Leben, der Organismus, das Feuer, die Kraft unter Shakſpeare; — die Uebertreibung, die Thorheit, die Ausſchweifung unter Karl II; — der lehrhafte Ernſt und die bürgerlichen Thränen unter den Georgen; — das Geſuchte literariſcher Formen unter Lord Byron; — heutiges Tages das Raffinement der ſentimentalen Metaphyſik. Dieß iſt die letzte Periode und die äußerſte Schwäche.

Nach Maturins Bertram ſind die Stücke von Sheridan Knowles diejenigen, deren Aufführung am populärſten war. Bertram iſt kein Stück, ſondern ein Magazin von Cuiraſſen, Schwertern, Geſpenſtern, Ketten, Kerkern u. ſ. w. Und doch hat Bertram Bewunderung erregt, ſelbſt in Frankreich. Sheridan Knowles geht nicht von Anna Radcliffe und Lewis aus, ſondern von Wordsworth; ſeine Dramen haben mehr poetiſchen und weniger dramatiſchen Werth.

Will man behaupten, es fehle dem jetzigen Drama in England nicht an Bewegung, ſo antworte ich: ja, es hat wohl die phyſiſche, materielle, grobe Bewegung — eine ſchlechte Parodie Spaniens, eine Bewegung, entlehnt vom Zufall, ohne Belehrung und ohne Logik. Die Intrigue, das Knochengerüſte der dramatiſchen Kunſt, verräth im Allgemeinen eine ungeſchickte Anlage; ſie iſt nicht die Realiſirung einer Idee, ſondern eine Miſchung von zufälligen Ereigniſſen, eine Lockung für die Neugier. Auf dieſem Grunde ſchweben aufs Gerathewohl die Wolken einer Poeſie, welche nach dem Pathetiſchen ſtrebt, und es nur zur Declamation bringt. Man höre nur die Edinburgh Review: „Unſer Theater nähert ſich der letzten Kriſe ſeiner langen Agonie. Man opfert Alles einer oder zwei Rollen, welche für die Schauſpieler, die eben Mode ſind, geſchaffen werden, und in den Stücken, welche Erfolg haben, entdeckt man nur lächerliche Affectation, ſentimentale Uebertreibung, ewiges Seufzen, abgeſchmacktes Toben; keine Wahrſcheinlichkeit und keine Schärfe in der Zeichnung der Charaktere." Die alte Feindin der Edinburger Review, die Quarterly Review, verkündigt eben ſo laut den Verfall des engliſchen Drama's, welches heutzutage zwei berühmte Schriftſteller zählt: Sheridan Knowles und E. Lytton Bulwer und etliche junge Bewerber um die gleiche Art des Rufes: Talfourd, den Verfaſſer der griechiſchen Tragödie Jon, Taylor, den Dichter des Artevelde und Harneß und Browning.

Romane, gut oder ſchlecht verſificirte, das und nichts Anderes ſind dieſe Dramen. Die Wahrheit iſt darin aufgeopfert der Analyſe, die Situation dem Theatercoup, das Intereſſe der Verwirrung, manchmal die Handlung dem Myſticismus. Ein angebliches Theaterſtück, Paracelſus, enthält in fünf Acten nur eine Träumerei über die geheimen Wiſſenſchaften und das Streben der Seele nach dem Idealen. Guten Morgen und Lebewohl, ein affectirter Titel einer ſentimentalen Tragödie, iſt nur eine dialogiſirte Novelle, in blühendem und manchmal rührendem Styl geſchrieben. Talfourd in ſeinem Jon, den die Kritiker bis in den Himmel erhoben haben, und deſſen Gegenſtand ungefähr derſelbe wie in der Athalie iſt, verſucht die griechiſche Einfachheit wieder zu beleben — ein ganz verlornes Beſtreben in der von ſo verwickelten Intereſſen bewegten, chriſtlichen Welt. Taylors Artevelde, einem fleißig gearbeiteten und ſchätzbaren Werk, fehlt es an ſceniſchem Intereſſe. Sheridan Knowles, lange Zeit Schauſpieler, hat ſeine Erfahrungen ausgebeutet, hat Dramen, reich an Ereigniſſen, verfertigt, und das Intereſſe erregt durch eine manchmal poetiſche, oft übertriebene Berufung an die Schmerzen und Leidenſchaften des häuslichen Lebens; Virginius, die Gattin, der Höcke-

richte, die Tochter, haben einen Schimmer von Triumph errungen. Alles, was in dem brittiſchen Theater noch von Leben vorhanden iſt, faßt ſich bei dieſem Schriftſteller zuſammen, deſſen Styl Weichheit ohne Feſtigkeit hat, und deſſen unzuſammenhängende und unwahrſcheinliche Plane eine Menge unnützer oder unerwarteter Peripetien herbeiführen, und nur zum Vorwand des thränenreichen Ungeſtüms einer Poeſie ohne Männlichkeit ſcheinen dienen zu ſollen. Eine der zitterndſten und dröhnendſten Saiten der engliſchen Intelligenz und Seele jedoch erklingt unter ſeiner Hand; er ſucht, wie Wordsworth, den Schrecken und das Mitleid am häuslichen Herde; er ſchöpft ſie aus den Gefühlen und Neigungen des Familienlebens, manchmal der emphatiſchen Weichlichkeit Kotzebue's ſich hingebend, oft auch pathetiſch und einfach, beinahe immer aber an die elegante und etwas ſchlaffe Form Beaumonts und Fletchers mahnend.

(Fortſetzung folgt.)

Proben aus dem Drama:

Der Alchimiſt.

(Schluß.)

Fünfter Auftritt.

Francesca (die Hände faltend).
Trank aus den Kelch ich? ward Verzeihung mir?

Faſio (zurücktretend).
Was iſt, Francesca, dir?

Francesca.
Ach nichts! — ich hoffte,
Zu ſterben endlich nun, ſo grauſam litt ich.

Faſio.
Muß ich, mein Kind, dir hundertmal es ſagen,
Daß ich bei dem Verkaufe meiner Waare
Auch meine Schmeichelei'n in Rechnung bringe?

Francesca.
Gern glaubt' ich dir, ja!
(Einen dichten Rauch bemerkend, der von der Stiege des Laboratoriums herzieht.)
Was iſt das, mein Gott?

Faſio.
Was gibt's?

Francesca.
Dieſer Rauch...

Faſio.
Mercur und Blei
Stellt' ich in ehernem Gefäß aufs Feuer.
Der Schwefel, zur Vollendung des Gemiſches
Stand ohne Zweifel allzunah dem Herd.
Nichts fürchte mehr; jetzt erſt erinnr' ich mich.
(Steigt ins Laboratorium hinab.)

Francesca (allein).
Er hatte ſelbſt ſein Gold um ſie vergeſſen!
Allgütiger, der du in wärm're Zonen
Den Vogel führſt, der unſerm Froſt erläge:
Der du des Nordwinds Odem ſänftigeſt
Aus Sorge für das wollenblößte Lamm,
Die Woge ebneſt für die ſchwache Barke
Und weißt, wie viel in Demuth dein Geſchöpf
Ertragen kann, bevor es unterliegt —
Nicht waffne dich mit Strenge gegen mich,
Und nach der Kraft miß mir die Prüfung zu.

Sechster Auftritt.

Vorige, Grimaldi.

Faſio (ihn grüßend).
Excellenz!

Grimaldi.
Ha, du Faſio, biſt es.

Faſio.
Sagt,
Was hat, Signor, ſo ſehr Euch aufgebracht?

Grimaldi.
Du ahnſt es nicht?

Faſio.
Bei meiner Ehre nicht.

Grimaldi.
Wann wirſt du, ſprich, verfluchter Alchimiſt,
Den Luzifer als ſeine Beute fordert,
Endlich zum Heile deiner Seele nicht
Die täglichen Verſuche mehr erneuern,
Die deinen Nachbarn Todesangſt bereiten?

Faſio.
Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll!

Grimaldi.
Und wie,
Der dunkle Rauch, der, gleich unreinem Odem,
Aus deines Hauſes Oeffnungen ſo eben jetzt
Mit ſolcher Macht drang, daß man in der Straße
Den Feuerruf erhebt, — war dieß wohl nichts?

Francesca.
Signor!

Grimaldi.
An ihn, Signora, wend' ich mich.
Ihr ſeid ein würdig ehrenhaftes Weib,
Und ließe ſich auch übertriebne Pracht
An Euern Kleidern tadeln — denn der Sammt
Iſt theuer, darum ſeht, Signora, trag' ich
Auch Tuch.

Faſio.
Und grob's dazu.

Grimaldi.
Was kümmert's Euch,
Goldmacher? — Da erklärt' ich dann, daß Ihr
Im Augenblick den Ort zu räumen hättet.

Faſio.

Wie ſo?

Grimaldi.

Nicht will ich, daß ein ehrbar Haus,
Das Gott mir gab, mein Haupt darin zu ſchirmen,
Einſtürze plötzlich über mir, wenn einſt,
Den Hals dir umzudrehn, der Teufel kommt.

Faſio.

Ich kann das Werk der Wiſſenſchaft nicht laſſen.

Grimaldi.

So macht man einen anderen Verſuch.
Noch beſſer ſo — man ruft die Polizei.

Faſio.

Gewähret mir drei Tage nur, Signor.

Grimaldi.

Nicht eine Stunde.

Faſio.

Unmöglich!

Grimaldi.

Gott erhalt' Euch.

Faſio.

Wo wollt Ihr hin?

Grimaldi.

Ich unterrichte die
Gerechtigkeit, daß Ihr mit allen Euren
Verſuchen und Verbrennungen das Stadtviertel,
Das wir bewohnen, in Verwirrung ſetzt.

Faſio (ihn zurückhaltend).

Man wird, Signor, ſich zu verſtändigen
Vermögen, denk' ich.

Grimaldi (ſich entfernend).

Nie!

Faſio.

Auch nicht um Geld?

Grimaldi (zurückkommend).

Nun, das iſt etwas anders. Und wie viel
Verlangt Ihr Zeit?

Faſio.

Drei Tage nur.

Grimaldi.

Drei Tage.

Faſio.

Und reich werd' ich alsdann für immer ſeyn.

Grimaldi.

Was zahlſt du mir?

Faſio.

Vier Scudi für die Stunde.

Grimaldi (rechnend).

Zweihundert acht und achtzig Scudi für
Drei Tage länger zu bleiben — meiner Treu
'S iſt gut bezahlt.

Faſio.

Nun denn, was meint Ihr?

(Seit einigen Augenblicken ſchimmert's immer heller vom Laboratorium her.)

Grimaldi.

Wie ſehr ei die Gefahr mich, die ich laufe!

Faſio.

Die Summe dopp'l' ich.

Grimaldi.

Seht, mein theurer Freund,
Ihr ſeyd im Grunde doch ein braver Mann.
Und nicht will ich es Euch verweigern. Hört,
Gebt mir ſechshundert Scudi und Ihr bleibt
Drei Tage noch. Doch iſt die Zeit vorbei...

Faſio.

Gut.

Franceſca (bei Seite).

Ehrvergeſſner Jude!

Faſio.

Zahl ihm ſie.

Franceſca.

Du wollteſt?...

Faſio.

Frau, zähl' ihm die Summe hin.

Franceſca.

Allmächt'ger Gott! Alles, was uns noch blieb,
Zu opfern um drei Tage zu gewinnen!

Faſio.

Mit meinem Blute hätt' ich ſie gekauft!

Franceſca (ihm das Geld gebend).

Nimm, Nimm.

Faſio (es Grimaldi gebend).

Hier.

Grimaldi.

Denkt, daß ich drei Tage noch
Euch gebe, nur drei Tag'.

(Man hört eine furchtbare Exploſion im Laboratorium.)

Faſio.

Erbarmen! die
Gewalt des Feuers ſprengte das Gefäß.

Grimaldi (ſtürzt hinaus).

Mein Schatz!

Faſio

(ins Laboratorium eilend und Franceſca, die ihm folgen will, zurückſtoßend.)

Bleib' hier.

Franceſca (auf einen Seſſel fallend).

Gott beſchütz' uns.

(Ende des erſten Aufzugs.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89 u. 90.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 August 1839.

Der Wanderer.

Eine Erzählung von Wordsworth.

(Inhalt. Ein Sommervormittag. Der Dichter kommt an eine verfallene Hütte auf einer Haide, und trifft hier zusammen mit einem lieben Freund, dem Wanderer, über den er einige Nachricht gibt. Der Wanderer erzählt, während sie im Schatten der die Hütte umgebenden Bäume ruhen, die Geschichte ihrer letzten Bewohnerin.)

'S war Sommer und die Sonne stand schon hoch;
Südwärts sah man undeutlich nur die Landschaft
Durch blassen Dampf; nach Norden aber zeigte
Das Land, in klarster Luft ansteigend, fernhin
Ein grünes Bild, gefleckt von Schatten, die
Vom brütenden Gewölke niedersanken;
Die Schatten lagen fest und regungslos
An ihrem Orte, mit den steten Strahlen
Des hellen, heitern Sonnenscheins gemischt,
Erwünscht dem, der auf weichem, kühlem Moos
Sorglos die Glieder dehnt an einer Höhle
Gewalt'gem Vorsprung, deren Felsgemäuer
Selbst Dämmrung schafft und reichlich weiten Schatten,
Wo der Zaunkönig jauchzt, indeß der Träumer,
Nur halb bewußt der süßen Melodie,
Mit schrägem Auge nach der Scene schaut,
In schönre Ferne noch gerückt durch solches
Ragende Dach. Ein andres Loos war meines;
Doch hatt' ich guten Muth, bald zu erreichen
Gefäll'gen Ruheplatz und große Freude.
Durch eine kahle Haide schleppt' ich mich
Mit matten Schritten, schläfrig war der Grund
Und drum ermüdend; nicht verjagen konnt' ich
Das Heer Insecten, mir ums Antlitz schwärmend,
Das, wie ich weiter schritt, nicht von mir wich.

Auf dieser offnen Höhe stand ein Gärtchen,
Der Hafen, welcher winkte meiner Fahrt.
Da langt' ich an, und da, im Düster, das
Verbreitete der hohen Ulmen Gruppe,
Stand, dachlos, eine Hütte; nackt sahn sich
Einander die vier Wände an; um schaut' ich
Und, wie ich wünscht' und hoffte, ihn erspäht' ich,
Den ich gesucht; ein Mann ehrwürd'gen Alters,
Doch frisch und kräftig, nicht geschwächt durchs Pilgern.
Da, auf der Hütte Bank ward er mir sichtbar.
Im Schatten lag er ruhend, wie im Schlaf,
An seiner Seit' ein Stab mit Eisenspitze.

Ich hatt' ihn Tags zuvor gesehn, allein
Auf der Landstraße steh'nd, das Angesicht
Der untergehnden Sonne zugekehrt,
Während der Stab dem Mann, in seiner Stellung
Des Rastens oder der Beschauung, lieh
Willkommne Unterstützung; doch sein Antlitz
War meinem Blick entzogen; unerkannt
Blieb er mir; doch, ergriffen von dem Anblick,
Schritt lässigeren Schritts ich fort, und bald
Tauschten wir einen freund'gen Willkommgruß
Ob diesem unverhofften Wiedersehn.
Wir trennten uns, zwar ungern, für die Nacht;
Und jetzt, so ward's verabredt, harrte hier
Er meiner, unter dieser Ulmen Schutzdach.

Erprobte Freunde waren wir; in einem
Anmuth'gen Thal, in dem Marktflecken, wo
Die Tage meiner Schulzeit ich verlebt,
Hatte ein Stübchen sich der Wanderer
Gemiethet, wo von Zeit zu Zeit er einsprach,
Und eine Art von Heimath fand und Hafen.
Er liebte mich; er zeichnete mich aus
Vor einem Schwarme von rothback'gen Buben,
Und das, wie er im Scherz zu sagen pflegte,
Um meiner ernsten Miene willen, die
Fast zu nachdenklich war für meine Jahre.

Als ich heranwuchs, war's mein höchſtes Glück,
Sein Camerad zu ſeyn. An Feiertagen
Durchſtreiften wir zuſammen oft die Wälder,
Wir ſaßen, gingen — er vergnügte mich
Mit den Erzählungen von Dingen, die er
Geſehn; und oft berührt' er ernſtre Sachen,
Gedanken des in ſich gekehrten Geiſts;
Oder, wenn ich ihn bat, ſang alte Lieder
Er mir — die Früchte ſeiner Heimathberge;
Willkommene Ausſpendung ſüßer Töne,
Die Seele nährend, haſtig eingeſogen,
Wie kühl erfriſchend Waſſer, durch die Sorgfalt
Des fleiß'gen Landmanns in der Zeit der Dürre
Geleitet auf die lechzend trocknen Wieſen.
Noch tiefern Anklang fand ſein rein Geſpräch;
Wie köſtlich, als ich lernt' in reifern Tagen
Wägen genau ſein Wort und mich erfreun
An ſeiner Würde milder Gegenwart.

Oh! viele Dichter gibt's, die die Natur
Geſalbt hat! Männer mit den höchſten Gaben,
Mit göttlicher Anſchauung und Vermögen,
Und denen doch die Kunſt des Verſes mangelt
(Die ihnen in gelehr'ger Jugendzeit
Verſagt war zu erwerben ſich, aus Mangel
An Bildung und der Bücher geiſt'ger Hülfe,
Oder auch durch zu ſtrenge Sinnesart,
Oder durch Schüchternheit, die nichts mag wagen),
Und die, niemals veranlaßt im Verlauf
Des Lebens, von ſich ſelbſt das Maaß zu nehmen,
Begünſtigte des Himmels, mit nur ſeltnen
Ausnahmen, ihre Zeit verleben, ſparend
Den geiſtigen Beſitz in ihrem Innern,
Und, ohne dran zu denken, gehn zum Grab.
Kraftvollſte Seelen ſind oft die, von denen
Am wenigſten hört die geräuſch'ge Welt;
Sonſt wären dieſes Mannes Gnadengaben
Verborgen nicht und ungerühmt geblieben.
Doch, da mit innerm Licht ſein Geiſt erfüllt war,
Hatt' er nicht ohne Auszeichnung gelebt,
Geliebt, geehrt, ſo weit er war gekannt.
Und einen kleinen Theil ſeines beredten
Geſprächs, und was anſchaulich machen möge
Die Seelenfreuden ſeiner Einſamkeit,
Und die Betrachtungen, womit ſein Geiſt
Verkehrte — zeichn' ich auf hier im Gedicht;
Das, wenn der Wahrheit es entſpricht, und fällt
Und ſteigt nach der Natur ehrwürd'gem Winke,
Die hoh'n und zarten Muſen billigen werden
Mit holdem Lächeln, ſanftem Wohlgefallen,
Und lohnen mit geweihtem Lob die Zeit.

Geboren war er unter Athols Bergen,
Wo auf dem kleinen, ererbten Pachtgut,
Dem unergib'gen Stückchen rauhen Grunds,
Gar reich an Kindern, ſeine Eltern hauſten;
Ein tugendhafter Haushalt, doch gar arm!
In reinem, ſtrengem Wandel lebten alle,
Und Gottesfurcht; ſchon eingeprägt den Kindern
War ſtrenge Selbſtachtung, vor Gottes Wort
Scheu' und markinn'ge Frömmigkeit, wie kaum
So rein und ernſt ſie ſich in England fand.

Vom ſechſten Jahr an hütete der Knabe,
Von dem ich ſpreche, auf den Bergen Vieh;
Doch während der unholden, ſtürm'ſchen Tage
Des langen Winters ging er, mit dem Schnifeck
Bepackt, in eine Schule, welche einſam
Auf eines Berges kahlem Rücken ſtand,
Fern von dem Anblick ſtädt'ſcher Giebel, Thürme,
Und von der Münſterglocken frommem Hall.
An manchem Abend, heim von dieſem düſtern
Gebäude kehrend in ſein Vaterhaus,
In Einſamkeit, ſah er im Dunkel wachſen
Die Hügel, über ſeinem Haupt ſah er,
Allein ganz, aus dem Blau die Sterne tauchen,
Und durch den Wald zog er, Niemand um ſich,
Dem er erzählen konnte, was er ſah.
So ward der Grund gelegt ſeines Gemüths.
In ſolcherlei Verkehr, nicht frei von Angſt,
Hatt' er, ein Kind noch, lange vor der Zeit,
Des Großen Macht und Gegenwart empfunden;
Tiefe Gefühle hatten ſeiner Seele
Großart'ge Gegenſtände eingeprägt,
Und mit ſo ſcharfer, klarer Farb' und Zeichnung,
Daß ſie in ſeinem Geiſt wie Weſenheiten
Da waren, und faſt zu berühren ſchienen
Den körperlichen Sinn. Ein koſtbarer
Gewinn war dieß; denn als er wuchs an Jahren,
Verglich er immer noch mit den Eindrücken
Seine Erinnerungen, Gedanken, Bilder
Und Formen alle; und ſich nie begnügend
Mit etwas, das nicht jenen gleich an Klarheit,
Erwarb er ſich dadurch die Fertigkeit:
Bilder ſich klar und haftend einzuprägen,
Brütend ob ihren Linien zu Zügen,
Bis ſie lebendig ihm, wie Träume, wurden.
Auch nicht, als Kind, verſäumt' er, unabläſſig
Mit kind'ſcher Regſamkeit ſein Aug' und Ohr
Auf Alles hinzurichten, was der Klang
Der Jahrezeiten brachte, ſolchen Trieb
Zu nähren; und nicht ſtillte dieß allein
Den Geiſtesdurſt ihm; in der ſpätern Zeit
Der Kindheit ſaß er manche Stund' allein
In abgelegnen Höhlen, in den tiefen
Schluchten von nackten Felſen, und in ihren
Beſtänd'gen Zügen ſelbſt las er und ahnte,
— Ob's ſeines Augs beſondre Kraft nur war,

Oder der Reiz des ſchaffenden Gemüths,
Oder erſtickten Denkens Uebermacht —
In ihren unverrückten, feſten Zügen,
Die Spur von eines Geiſtes Ebb' und Fluth
In wechſelvollem Ausdruck.

So belehrt
Bedurft' er kaum der Bücher; manche Sage
Aus alter Zeit ging in den Bergen um,
Und manche Mähr', den dunkeln Wald bevölkernd,
Nährte die Phantaſie in ihrem Wachsthum,
Und gab der Seele jene Urtheilskraft,
Durch welche ſie mit Seherblick erkennt
Die geiſt'ge Tüchtigkeit, den Zweck der Dinge.
Begierig aber las und las er wieder
Was nur des Pfarrers alter Schrank ihm bot;
Leben und Tod der Märtyrer, welche litten
Mit ungebeugtem Willen jene Martern,
Die triumphirend ſind geſchildert in
Berichten von Verfolgung, vom Covenant —
Von jenen Zeiten, deren Widerhall
Bis dieſe Stunde noch durch Schottland dröhnt!
Da, durch ein glücklich Ungefähr, war auch
Gerettet noch ein einzles Buch, zerriſſen
Und unvollſtändig, welchen abbrach mitten
In der übernatürlichen Erzählung
Von Rieſen und von Teufeln ein Roman —
Verſchwenderiſch ausgeſtattet mit Holzſchnitten,
Seltſam und roh; entſetzliche Geſichter,
Entſetzliche Geſtalten — ſpitz die Kniee,
Spitz die Ellbogen und mit dürren Knöcheln,
Mit langen und geſrenſt'gen Schenkeln — Bilder,
Die man, einmal geſehn, nie mehr vergaß.

Indeß in ſeinem Herzen ſo der Schauer
Einkehrte, ein ſeraſam gehegter Gaſt,
Fehlte doch noch die reine Luſt der Liebe,
Erweckt durch Töne, durch des Aethers Hauch,
Oder die ſtumme Schau beglückter Weſen,
Oder entquellend der Allgegenwart
Der Erde und des Himmels. Doch er hatte
Die Macht empfunden der Natur, und war
Schon vorbereitet durch die Innigkeit
Seiner Anſchauungen, tief in ſich auf
Zu nehmen das Myſterium der Liebe,
Dem Jeder, den Natur, in welcher Art auch,
Tief fühlen lehrte, muß empfänglich ſeyn.

So war der Knabe — doch wie war die Seele
Des blühnden Jünglings, wenn, vom nackten Gipfel
Eines verwegnen Vorgebirgs die Sonn' er
Sah aufgehn und die Welt im Lichte baden!
Er ſah hinaus — der Ocean und die Erde,
Der Erde feſter Körper und die flüſſge
Maſſe des Meeres lagen unter ihm,
In Heiterkeit und Luſt getaucht. Die Wolken
Röthlich gefärbt — in ihren Angeſichtern,
Den ſtummen, las er unſagbare Liebe.
Nicht Töne brauchte es, keine Freudenſtimme;
Sein Geiſt trank dieſes Schauſpiel; Seel', Empfindung,
Geſtalt — es ſchmolz in ihm zuſammen Alles;
Sie zehrten ſein natürlich Weſen auf;
In ihnen lebte, durch ſie lebte er,
Sein Leben waren ſie. In ſolcher Geiſtes-
Verzückung, ſolch hohen Weiheſtunde
Der Heimſuchung des unlebend'gen Gottes,
War der Gedanke nichts — er ſtarb in Wonne.
Er hauchte keinen Dank und keinen Wunſch;
Entrückt zu ſeligem Verkehr, der über
Die unvollkommne Huldigung der Ehrfurcht
Durch Rühmen und Gebet, empor ſich ſchwingt,
War ſein Gemüth ganz Dank gegen die Macht,
Die ihn erſchuf, ganz Seligkeit und Liebe!

(Fortſetzung folgt.)

Philarete Chasles

über die gegenwärtige engliſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Kein Menſch heutzutage, ſelbſt nicht E. L. Bulwer, deſſen Lady of Lyons einigen Erfolg gehabt hat, ſchlägt friſch und entſchieden den Weg der Shakſpeare'ſchen Beobachtung ein, den einzigen, der das brittiſche Drama erneuen und verjüngen könnte. Seit Chaucer bis auf Spenſer und von Bako bis auf Walter Scott hat die engliſche Originalität nur Eine Quelle gehabt: das Studium der menſchlichen Charaktere; auf dieß allein iſt Shakſpeare aus (von welchem La Bruyere der philoſophiſche und ſchwächere Ausdruck iſt), welcher ſelbſt in dem Gemälde der Leidenſchaft und ihrer Stürme die Analyſe nicht vernachläſſigt; daher ſtammen ſein Macbeth, Hamlet, Jago, Desdemona, ſelbſt Beatrice, ſelbſt die Amme Juliens, die vollſtändigſten Weſen, mit welchen die Philoſophie die Phantaſie beſchenkt hat. Großbritannien bewundert noch Ben-Jonſon, den ängſtlichen Forſcher nach menſchlichen Eigenthümlichkeiten und Phänomenen. Nie hat es, was es auch gethan hat, aufrichtig Beifall gejauchzt der reinen Leidenſchaft, wie der ſanfte und tiefe Racine ſie entwickelt; ſein Drama iſt ihm die umfaſſende Kritik der Menſchheit. Der Reihe nach hat England es begrüßt in Ben-Jonſon, Maſſinger, Dekker, Buckingham, Sheridan; verſchmäht hat es auf der Scene Dryden und Rowe und den milden Otway, die man kaum zweimal im Jahr ſpielt. Glaubt man den Genius der Nationen ändern zu können? Nimmermehr! Walter Scott, der Zögling Shakſpeare's, hat ſeinen Ruhm erworben durch ſeine lichtvolle Einſicht in alle die Intereſſen, Seelen und Schwachheiten, die er ſeinerſeits im Roman einführte. Bulwer ver-

dankt den Ruf von Pelham und Maltravers nur dem beobachtenden Scharfblick, von dem er ſo häufige Proben abgelegt hat. Warum nun, wenn der Grundſtock des Nationalgeiſtes noch beſteht, löst ſich das Drama ab von dieſer Wurzel alles Erfolgs? Mit romantiſchen Begebenheiten und einem ſentimentalen Dialog wird es niemals die Gleichgültigkeit eines Volkes überwinden, das, den Geſchäften, dem Handel, der Arbeit ergeben, alles Kindiſche haßt und meidet, das ſich an die Analyſe gewöhnt hat, bei welchem Erörterung, Prüfung und Forſchung das gemeinſame Leben ausmachen, und das ſich immer weit mehr durch die Anſichten ſeines Geiſtes als durch den Drang und Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaften wird beherrſchen laſſen.

Verlaſſen wir eine ermattende Poeſie, ein ſich abwärts neigendes Drama. Platz dem literariſchen Rieſen Großbritanniens und Europa's, dem Roman! Hieher flüchten alle nach Ruhm dürſtenden Talente; um dieß letzte Heiligthum ſchaaren und drängen ſich all die zerſtreuten Funken des Styls und Gemüths. Was iſt der Roman? eine Form! nicht einmal eine Form! ein Vorwand, ein Wort, eine Ausrede. Er hat Alles verſchlungen; die niedrigſten Intelligenzen bemächtigen ſich ſeiner, die höchſten laſſen ſich zu ihm herab. In einer gewiſſen Periode verkörperten ſich alle Ideen im Drama, weil das Drama Handlung iſt, und weil Europa handelte, während es das Schwert ſchwang, das Kreuz aufpflanzte, Serenaden ſang. Heute, wo die Kraft zum Handeln geſchwächt iſt, wo die Träumerei herrſcht, ſieht man den Scepter des Romans walten, welcher eben — Traum iſt. Seine geſchmeidige Methode leiht ſich zu Allem her. Man hat ihn geſehen als Geſchichte, als politiſche Oekonomie, als Satyre und Biographie; er ſtellt ſich auch dar als Palingeneſie, als Utopien, Induſtrie, Handel, Politik. So verdichte man denn die Dünſte und Nebel, man haſche die Wolken, färbe ſie mit tauſend Regenbogen, belebe ſie mit allen möglichen Prismen; durch dieſe zweideutigen Lichter und dieſe ſtrahlenden Gebilde hindurch zeige man uns Städte, Harems, Salons, Eremitagen, Helden und Waffenrüſtungen; man laſſe durch dieſe Schleier hindurch ich weiß nicht was für Syſteme erblicken, deren ferne Sonne abwechſelnd ſtrahlt und verſchwindet; man laſſe vor dem Auge des Leſers das alte Paris, das alte London, das empörte Flandern, die italieniſchen Republiken vorübergehen. Nichts Verführeriſcheres für eine ungewiß ſchwankende Epoche, die ſich ſelbſt nicht recht kennt, die alle Principien annimmt, alle Arten von Glauben verwirft, mit allen Lichtern und allen Schatten ſpielt, und ein wollüſtiges Behagen an dieſer farbigen Dämmerung findet, die ſie umgibt.

Schon längſt war England ſtolz auf ſeine Romandichter; ihre Erforſchung und Schilderung des Privatlebens und des menſchlichen Charakters folgte, in eigenthümlicher Miſchung von Tiefe, Anmuth und Ausführlichkeit, der Bahn Shakſpeare'ſcher Beobachtung. Byron ſelbſt, die Gleichgültigkeit der Leſer fürchtend, hatte das Intereſſe der Erzählung mit dem Colorit und dem Schwung der Ode verbunden. Walter Scott, dem ritterlichen Epos ungetreu, hatte von ſeinem dreißigſten Jahre an nur noch proſaiſche Fictionen geſchrieben. Nach ihnen wurde Alles Roman. Der Geſchmack an der anatomirenden Analyſe und an der kleinlichen Ausführung, ſo ſchädlich für das Drama und für die reine Poeſie, übte auf den Roman nicht denſelben verderblichen Einfluß. Wenn er die Charaktere recht in der Nähe beobachtete, wenn er einen Ausſchnitt der Geſellſchaft, einen Winkel des menſchlichen Daſeyns, einen faſt unmerklichen Bruchtheil unſrer Gefühle beobachtet, um ſie wiederzugeben und Betrachtungen darüber anzuſtellen, ſo iſt das ſein Recht. So warf er ſich denn auf einmal auf alle Pfade ſeiner Lieblingsforſchung, und ſein Verfall war weder ſo vollſtändig noch ſo raſch, wie der des Theaters und der Poeſie. Die Frauen fügten mehr als eine Schattirung zu dieſer mikroſkopiſchen Encyklopädie hinzu, und die Civiliſation Großbritanniens hatte nicht Eine Ader, nicht Eine Fiber, die nicht ihren Analyſten aufzuweiſen gehabt hätte.

Die Schule Walter Scotts, eine gefärbte Wiedererweckung der Geſchichte, eine übrigens beſchränkte Gattung, verlor nach dem Tode des Meiſters ihre erſte Beliebtheit. Seine Nachahmer hatten den Schatten für das Weſen, die Rüſtung für den Helden genommen. Das Waffengeklirr, das Zucken der Lanzen, die Inventare von Meubeln u. ſ. w. ermüdeten bald die Geduld; all die alten Meubeln wurden wieder in die Magazine gebracht. James, der Verfaſſer von Darnley, Delorme, Philipp Auguſt, der Hugenotte, hat dramatiſche Motive erfunden und mit Treue ſich an die geſchichtlichen Documente gehalten. Mit Bedauern vermißt man bei ihm jene Mannichfaltigkeit der Geſtalten und das intereſſante Heer von wohl ſtudirten und aufgefaßten Perſonen, welche aus den Werken W. Scotts eine wirkliche, lebendige und beſeelte Welt machen. Horace Smith, Verfaſſer von Brambletyn-Hall, gibt ſeinen Gemälden mehr Bewegung; aber die kleinliche Sorgfalt in den Details ſchadet dem Intereſſe und der Einfachheit des Ganzen. Der epiſche Genius Scotts, dieſer umfaſſende und lichte Spiegel, hat ſich ſeit ſeinem Tode nicht wieder gezeigt.

In England hat ſich der Roman ins Unendliche zerſpalten; neben dem hiſtoriſchen Roman muß man nennen und zählen den Soldaten-Roman, den See-, den faſhionabeln, den bürgerlichen, ökonomiſchen, politiſchen, ſchöngeiſtiſchen, populären Roman. Wir billigen dieſe Zerſtücklung nicht, die für den Schriftſteller bequem, aber in ihrem Reſultat unvollſtändig iſt, und je nur Eine Seite der Welt darbietet. Warum das Gebiet der Beobachtung einſchränken? Der Dichter des Don Quixote ſchilderte den Bauer und den Granden von Spanien, die Lumpen des einen und den Sammt des andern, und unter allen Stoffen fühlte er den Schlag des Herzens. Da iſt Marryat, welcher die Schiffe und ihre Mannſchaft ſchildert, Gleig die Soldaten, Lord Normanby die Salons, Hook die Bürger, Miß Martineau die Arbeiter, Galt die Parlamentsglieder, Dickens die Schelme und die Fiacrefuhrleute; Hood die Commis und die Kinderfrauen, Miß Mitford die Kleinkrämer und die zurückgezogen lebenden Rentiers. Es iſt eine endloſe Reihe von Monographien, mit chineſiſcher Geduld ausgeführt. Man kann dieſe Menge von Atomen in zwei große Claſſen zerfällen: die Romane, welche zum Zweck haben, den Leſer mit der Welt

comme il faut bekannt zu machen, welche meiſt den Federn von Roturiers entſtammen, und diejenigen, welche die Sitten des Volks ſchildern, an welchen ſich die feine Geſellſchaft ergötzt. Mrs. Gore, Liſter, Lord Normanby, Mrs. Norton, beſonders Lady Charlotte Bury glänzen auf dem erſtern Gebiet. Theodor Hook, Hood, neueſtens verdunkelt durch Dickens, den Verfaſſer der Pickwickier, haben großes Aufſehen im zweiten erregt. Außer der von uns aufgeſtellten Eintheilung fallen die beobachtenden Schotten, Hogg und Galt, mit beißendem und hartem Scharfblick; Harriſon Ainsworth, der den komiſchen Roman und die hiſtoriſchen Erinnerungen verſchmelzen wollte; Ward, fein und geiſtreich; die ſatyriſche Mrs. Trollope, die elegante Miß Landon; Mrs. Jamieſon, die mit Grazie ſchreibt und viel Kunſtſinn beſitzt; Lady Bleſſington, die Freundin Byrons, die, indem ſie ſeine ihr anvertrauten Geheimniſſe verrieth, das hellſte Licht verbreitete über dieſe ſeltſame Seele eines Dichters, Helden und koketten Gecken.

Wie man ſieht, iſt dieß ein ganzer Wald von Romanen, oder, wenn man ein Bild von der See entnommen vorzieht, es iſt eine unendliche Aufeinanderfolge von kleinen Wellen, die ſich brechen, ſich verlieren und verſchwinden; und doch haben wir noch weit nicht alle Candidaten dieſer ephemeren Glorie aufgezählt; es ſind noch zu nennen Mrs. Howitt, Mrs. Hall, Allan Cunningham, der jüngere Grattan, der Sohn des Redners, der jüngere Iſraeli, Mrs. Shelley. Wir ſprechen nur von den Geſtirnen des letzten Jahrs, und können die Zahl und die Bahn derer nicht vorausſehen, welche im nächſten Jahre glänzen werden. Der Roman iſt abwechslungsweiſe das Geſchrei, das Seufzen, der Hymnus, das Gelärme, die Lehre, das Murmeln, das Pfeifen und das laute Gelächter, welche aus allen Bewegungen des engliſchen Geſellſchaftslebens ſich abſetzen. Nach 1815 blähte ſich die brittiſche Ariſtokratie, ſtolz, ſich noch am Leben zu finden; ſofort entſtehen die faſhionabeln Novellen, mit ihrer Seide und Sammt, ihren eleganten Grimaſſen, ihrem Etikettencodex, ihren gelben Handſchuhen, dem Rothwälſch der Rennbahnen und dem Geplauder über die anſtändigſte Weiſe, die Gabel zu halten und ſich in einem Salon zu produciren. Ward, Liſter, Lord Normanby, Mrs. Gore verbinden mit ſolchen Belehrungen recht feine Beobachtungen. Der reiche Bürgerſtand richtete mit Neid ſeine Blicke nach dieſen Regionen des Privilegiums; er ſucht die Kunſt nachzuahmen, geiſtreich zu ſchweigen und ſich mit Grazie zu tragen; er kauft Hotels, miethet Kammerdiener, ſchwimmt in Gold und Lächerlichkeit und läßt ſich von einem geiſtreichen Mann abconterfeien, der die Caricatur zu ſehr liebt: Theodor Hook, Verfaſſer der Sayings and doings; ein lebhaftes, beißendes Talent, das die conſervative Sache vertheidigt, wie übrigens die meiſten Talente in England thun. Es gelingt ihm, jene ſtrebende Claſſe zu ſchildern, die, im Puppenſtand gleichſam, ſchwebt zwiſchen dem Handel, dem ſie ihr Vermögen verdankt, und dem Adel, nach deſſen Taufe ſie hoffend ſchmachtet. Mittlerweile bleibt das alte England, das ländliche England, unberührt; es treibt Ackerbau, Handwerke oder ſchlummert in ſeinen kleinen blühenden und bemoosten Dörfern, unter dem beſcheidnen Schatten ſeiner grünen Hügel und unter dem Schutz ſeiner normanniſchen Glockenthürme. Marie Howitt und Miß Mitford ſchildern dieſe Beſchäftigung und Ruhe; ihre Blätter haben im Ganzen mehr Reiz und Werth; ihre Analyſe betrifft weniger flüchtige und rührendere Details. Die Provincial Sketches, ein anonymes Buch, enthalten in dieſem Genre eine originelle und ſehr ſcharfe Spötterei. Aber das Rufen nach Reform läßt ſich vernehmen; der getäuſchte Haufe bildet ſich ein, man könne den Mechanismus der Geſellſchaft wieder herſtellen wie ein Uhrwerk; Miß Martineau ergreift die Feder und legt in der Form von Erzählungen Dogmen der Statiſtik nieder, einer poſitiven Wiſſenſchaft, welche die Chimären auf eine gediegene Baſis zurückführt, und unbeſtimmte Größen in eherne Zahlen bannt. Einige ſpotten über die neuen aus dieſen Irrthümern entſprungnen Abenteuerlichkeiten, über dieſe Eiferſucht, die man für erhaben ausgab, über dieſen Fanatismus der Materie, dieſe Theologie der Zahl und dieſen Myſticismus des Geldes. Der Schotte Galt geißelt in zwei trefflichen kleinen Pamphlets, zu Romanen aufgeſtutzt, die Gleichgültigkeit der Einen, die Habſucht und den Neid der Andern. Von den Geſinnungen und Ideen, welche die engliſche Geſellſchaft in den Wind der Beobachtung ausſtreut, geht nichts verloren; Alles verwandelt ſich in den Roman, ſelbſt der Calembour. Es lebt jetzt ein geiſtreicher Menſch, der ſich Hood nennt, und der unermüdlich in dieſem ſonderbaren Genre arbeitet, im Verhältniß von ſechs Bänden jährlich, in jedem Bande zwölf Erzählungen und auf jeder Zeile zwei Calembours. Ein unermüdlicher Wortſpieler (Punster), der zu dieſem Metier durch keinen Parlamentsbeſchluß verdammt iſt, macht er Wortſpiele in Verſen, in Proſa, declamirt, erfindet, träumt, druckt, zeichnet, gravirt und lithographirt ſie ſelbſt. In dieſer unermeßlichen Werkſtatt des Romans wird Alles umgeſchmiedet, ein nie erlöſchender Ofen brauſt, alle Wirklichkeiten werden Fictionen und alle Fictionen Wirklichkeiten.

Wenn man der Entwicklung des Romans in England im Ganzen folgt, ſo findet man, daß er ſeit den Zeiten des Lewis bis auf unſre Tage ſich unaufhörlich geklärt, erheitert und ſeine Stirne entrunzelt hat, bis er bei der derben Spaßhaftigkeit Pickwicks ankam. Der überall wiederholte, der gefeierte Name iſt jetzt der von Charles Dickens. Er iſt der Nachfolger Walter Scotts. Lebt wohl jetzt, ihr Ritter mit wallenden Bannern, ihr ſchottiſchen Bäuerinnen mit nackten Füßen, ihr gelehrten, magern und unterhaltenden Alterthümler, ihr Schmuggler von der Inſel Man, ihr köſtlichen Töchter der Berge, ſieht! ihr tragt noch die Wappen alter Zeiten, ihr bringt uns das Echo von Tagen, von denen man nichts mehr wiſſen will; ihr ſeyd jetzt überflüſſig, verlaßt uns! Macht Raum den Londonern Ladenjungen, den Kutſchern der Diligencen, den ſittigen Hausknechten, den lieblichen Schwachköpfen von ſechzig Jahren, die einen großen Bauch, eine kleine Rente und ein leeres Hirn haben; verſchwindet vor dieſem abgeſchmackten und brutalen Volke, welches von England geehrt wird, während Frankreich ſeine Kronen austheilt an den Parfümeurlehrling, den hübſchen Poſtillon und den Haarkräusler der komiſchen Oper. Ich will die Gründe dieſer Verrückung der Ariſtokratie nicht aufſuchen; ſie dürften wohl zu finden ſeyn in einigen geheimen Neigungen,

welche die Philoſophie der Geſchichte analyſiren wird, wenn es ihr gut dünkt. Trotz der Gewaltſamkeit der politiſchen Bewegung ſtrebt England doch mit jedem Tag mehr, ſeinen alten Namen: das luſtige England, wieder zu gewinnen. Die Trauerſchleier, in die es ſich hüllte, ſind gefallen; es ergötzt ſich am komiſchen Taſchenbuch, an den Skizzen von Boz, an den ritterlichen Witzen Nimrods, an den Carricaturen Hoods; es hat Pickwick und Samuel Weller ausgerufen als zwei bewunderungswerthe Helden, und ihren Vater, Charles Dickens, als einen großen Schriftſteller.

Charles Dickens beſitzt Gewandtheit, Witz, Schärfe und einen gewiſſen Umfang der Beobachtung, die ſich bis zum niedern Bürgerſtand erhebt und ſich in den unterſten Claſſen im beſten Behagen findet. Er erfindet mit Glück burleske Scenen, iſt aber minder glücklich im Detail und in der Zeichnung der Charaktere; man findet Wärme und Kraft in den einen und Unentſchiedenheit in den Umriſſen der andern; die Genauigkeit der materiellen Details und die Seltſamkeit der Winkel und obſcuren Orte, wohin er den Leſer führt, einiger Erſatz für ſeine bedeutenden Fehler, machen dieſen Romanſchreiber zu einem mehr unterhaltenden als dauernden Schriftſteller. Eine einzige ſeiner Perſonen, Hausknecht von Profeſſion, zum Kammerdiener erhoben, der ſeinen Herrn leitet und gängelt, ihn wider ſeinen Willen aus dem Gefängniß rettet, ein kluger Buffone, trivial und geiſtreich, beherrſcht alle Typen, welche Dickens zu ſchaffen verſuchte. Samuel Weller repräſentirt, ohne daran zu denken, die ſtumme und geheime Anſtrengung des engliſchen Proletariers, der niedergebeugt iſt unter der gedoppelten Laſt des Goldes und der Politik, des Handels und der Vergangenheit. Die Lecture von Pickwick und von Oliver Twiſt, von demſelben Verfaſſer, läßt den Geiſt unbefriedigt; man hat nur ein Stückchen des Schleiers ſich lüften ſehen; eine einzige Claſſe ganz unbedeutender Weſen iſt der Anſchauung nahe gebracht.

Miß Emma Roberts ſchildert die Sitten von Engliſch-Indien, die Schiffsladungen von heirathsfähigen Mädchen, die dort Männer ſuchen, die Täuſchungen der Familienſöhne, die dort das Glück erjagen wollen, kurz, die ſeltſame Allianz des Nordens und Aſiens, einer neuen und einer zerfallenen Civiliſation. Marryat, ein viel zu ſehr geprieſener Autor, breit, unbeſtimmt und ohne Feinheit, der durch eine gewiſſe natürliche Munterkeit gefällt, trennt ſich nicht von ſeinen theuern Matroſen und Seeofficieren, deren das Publicum nachgerade müde wird. Miß Martineau entſagt nie ihrer doctoraliſchen, krauſen Philoſophie des Bentham'ſchen Utilitariers. Alle dieſe Talente werden übertroffen von dem Matroſen Cringle, und beſonders von dem Verfaſſer des Tagebuchs eines Arztes. Der Arzt ſetzt ſich ans Bett aller Kranken, hört die Seufzer, befühlt den Puls des Miniſters und der Dirne, iſt anweſend bei allen Arten des Todeskampfs, wiederholt alle Beichten; er iſt beredt, ſcharfſichtig und pathetiſch; der Plan ſeines Werks, dem Anſchein nach beſchränkt, öffnet ihm die Thüren des Reichen und Armen, des Hoſpitals und der Werkſtatt.

Eine Frau von Geiſt, Mrs. Trollope, hat ſich abgeſondert von dieſen Schaaren gehalten. Die Satyre, die Vorneigung ihres mehr lebhaften als gefühlvollen Geiſtes, hat ihr abwechſelnd als Waffe gedient gegen die Amerikaner, die ſie verabſcheut, gegen die falſchen Frommen, die ſie in Amerika haſſen gelernt hat, und gegen die Kritiker, die ſie nicht geſchont haben. Sie erinnert an die kauſtiſche Kraft, aber nicht an die beſeelte Phantaſie der in Frankreich ſo wohl bekannten Lady Morgan, deren Erfolge, gemiſcht mit Niederlagen, aus der Jugendzeit Walter Scotts her datiren, und die eine unendliche Zahl von Bänden geſchrieben hat, abwechſelnd mit Poeſie, Leichtſinn, Laune, Wiſſenſchaft und Unſinn, aber immer mit einer Lebhaftigkeit des Colorits, die dem Leſer gefällt und den Kritiker ſtutzig und verlegen macht. Endlich begegnet man auf derſelben Bahn gewandter Univerſalität dem geiſtreichen Mann, der heute die engliſche Literatur beherrſcht und ziemlich treu ihre neuen Tendenzen repräſentirt, E. L. Bulwer.

Geſchmeidigkeit, Glanz, Gewandtheit, Fruchtbarkeit, Weltkenntniß, Scharfblick, dieſe verſchiedenen Eigenſchaften finden ſich bei Bulwer, dem Romanſchreiber, Hiſtoriker, Dichter, Journaliſten und Dramaturgen. Er hat viele, aber zerſtreute Ideen, viele, aber unverdaute Beleſenheit; ſeinen zahlreichen Werken fehlt es an Harmonie in der Conception und an Reinheit in der Ausführung. Der Glanz und der Effect, die Haſt des Arbeitens und die Raſchheit des Erfolgs verführen ihn. Es ſcheint, daß die glänzenden oder zarten Blätter, die er jetzt veröffentlicht, noch einer letzten Reife bedürfen, und daß die gewaltigen Liebkoſungen einer heißeren und beſtändigeren Sonne dieſen ſchnellgewachſenen Früchten erſt die Vollendung gegeben hätten. Die erſten Romane Bulwers, die eine ziemliche Doſis Geckenhaftigkeit enthielten, bemächtigten ſich der Mode; kein faſhionabler Roman empfahl ſich durch das Verdienſt eines gleich lebhaften, zierlichen und glatten Styls. Die Gunſt, womit Pelham, Clifford und der Verſtoßene aufgenommen wurden, öffnete dem Verfaſſer die Bahn des Glücks und Ruſs; jung empfingen ihn die Triumphe der Salons; ſeine Epoche ermunterte ihn zum Luxus; in unſrer Zeit ſcheint Einfachheit des Lebens von Armuth des Geiſtes zu zeugen, und die commercielle Ausbeutung des Talents gilt für Genie. Die neue Generation, die einen Th. Campbell arm und beſcheiden mit 200 Pf. St. jährlich leben läßt, wollte den goldnen Lorbeer auf den Feldern der Poeſie finden. Bulwer vervielfältigte ſeine Productionen, ſuchte das Gewühl der Salons und die parlamentariſchen Ehren, ward zum Mitglied der Gemeinen gewählt, ſuchte hier einen neuen Einfluß, den der Literaten zu gründen, als deſſen Vertreter er ſich benahm; und indem er unaufhörlich dem Publicum neue Werke ſchenkte, plauderte, Reden hielt, erörterte, politiſche Nachforſchungen leitete, unbedeutende Tragödien aufführen ließ, und geringfügige Pamphlets in den Druck gab neben eleganten Verſen und Romanen von überlegenem Verdienſt, erhielt er endlich von der jungen Königin Victoria den Baronets-Titel. Ein glänzendes, wiewohl arbeitsvolles Leben, mit einer mehr zum Scandal aufgelegten Keckheit und einer entſchiedneren Leichtfertigkeit wäre er ein zweiter Beaumarchais. Bulwer, ohne eine Partei zu leiten, iſt der

Aufklärer des Liberalismus; er ſchreitet vorwärts, führt aber Niemand an. Die engliſche Geſellſchaft, deren Vorurtheil und Geſetze er angegriffen, ſchont ihn nicht. Als Literat, nicht als Redner, hat er Einfluß im Unterhaus; eine in England neue Stellung, wo die Fielding, Goldſmith, Scott, Wordsworth, immer ihr einſames Cabinet zur Citadelle machten, von wo aus ſie den Feind mit Kartätſchen beſchoſſen, aber ohne ſich unter die politiſchen Männer zu miſchen, unter die Burke, Fox, Canning, Burdett, die kriegeriſch gerüſtet immer auf dem Schlachtfeld ſtanden, den literariſchen Ruhm vergaßen, ohne ihn zu verachten, geſchaffen für den Kampf und begierig nach dem Triumph.

Dieſer Charakter, der Literat auf den Parteimann gepfropft, die Eitelkeit ſich mit dem Stolz verbündend, die Liebe zum ſchönen Wort ſich geſellend zum Handeln auf die Menſchen — Bulwer, ſich Bahn brechend in das Unterhaus: das ſind die Symptome einer neuen Bewegung und einer in den Geiſtern vorgegangenen Veränderung. Ehemals rieth Swift den Miniſtern; Bolingbroke beſchäftigte ſich mit polemiſcher Theologie; Burke legte einen Werth auf die ſchöne Diction. Aber jetzt zum erſtenmal nimmt der Roman ſeinen Platz im Senat ein und nimmt die politiſche Toga für ſich in Anſpruch. Der Roman — das iſt Bulwer ſelbſt: ein raſches Gemälde der glänzenden Ereigniſſe, welche auf der Oberfläche des ſocialen Lebens ſpielen und zerſchellen; ein Spiegel, aufnehmend alle Bilder und erglänzend von allen Farben, iſt der Roman nicht dazu gemacht, thatkräftigen Einfluß zu üben und Hinderniſſe zu überwältigen; er iſt kein Hebel. So findet denn eine Verrückung der Kräfte ſtatt, und Bulwer iſt der Ausdruck hievon. Die Zukunft wird lehren, was die Frucht davon ſeyn wird.

(Fortſetzung folgt.)

Carlos Segundo.

Wenn wir auch nicht durchgängig nachweiſen können, und behaupten wollen, daß der Geiſt eines Volkes, die Stufe ſeiner Bildung und ſeines innern Lebens, auf der Bühne zum äußern Bewußtſeyn heraus tritt, da es doch hart wäre, ein ganzes Volk verantwortlich für die Schwächen ſeiner Dichter und ihrer Ueberſpanntheit machen zu wollen, beſonders in einer Zeit, wo der geiſtige Proceß noch ſo unentſchieden iſt, daß beide Extremen ſich gegenſeitig berühren, wie z. B. die jetzige Epoche in Frankreich: ſo liegt doch in der Aufnahme mancher Ideen auf der Bühne eine ſo große Bedeutung, daß man nicht theilnahmlos an ihnen vorübergehen darf. Wir können in Victor Hugo's Dramen keine weltgeſchichtliche Bedeutung finden, da er ja ſelbſt die Geſchichte daraus vertrieben, und dem franzöſiſchen Volke ſeine unnatürlichen Zwitter aufzubürden, würde eben ſo ungerecht als unwahr ſeyn, da einestheils die jetzige franzöſiſche Bildungsepoche erſt begonnen, aber noch kein Reſultat gegeben hat, und von vielen Franzoſen ſelbſt der Antheil zurückgewieſen wird, den man ihnen daran nehmen laſſen will. Wenn aber in Spanien, dem Lande der Inquiſition und der Prieſter, ein Schauſpiel über die Bühne geht, welches dieſe beiden Lebenselemente des Spaniers verhöhnt und der öffentlichen Verachtung Preis gibt, wenn ein ſolches Stück gern geſehen wird, wie es in dieſen Tagen mit dem Trauerſpiel Karl II geweſen iſt: dann ſehen wir, daß das Volk ſelbſt anfängt, Ideen aufzugeben, die, ſeit drei Jahrhunderten ihm aufgedrungen, ihm eine neue Geſchichte zu ſchaffen beſtimmt ſchienen. Ob etwas Beſſeres an die Stelle des erkannten Schlechten treten wird — ob dieſes Schlechte wirklich erkannt worden iſt als ſchlecht, oder nur dem ängſtlichen Suchen nach Neuem und Unerhörtem hat weichen müſſen?... Wir mögen nicht darüber entſcheiden, da Spaniens Zukunft noch zu verhüllt liegt.

Das Trauerſpiel ſtellt den König Karl II krank dar; kein Arzt kann das Uebel heilen; endlich ſchlägt man ihm vor, den Teufel, der dieſe Krankheit hervorbringt, austreiben zu laſſen. Der Pfarrer Albona wird ihm hiezu vorgeſchlagen, als ein Mann, der ſchon vielfach mit dem Satan in Berührung geweſen, und manche Wunder gethan. Anfangs ſchrickt der König vor der Begegnung mit einem Manne zurück, der mit dem Feind des Menſchengeſchlechts verhandelt, doch bald ſiegt die Neugier, er läßt Albona rufen. Es entſpinnt ſich folgende Scene:

König.

Daß, der den Himmel hält, auch Macht beſitzt
Zu heilen, weiß ich; doch warum ſoll er
Mir Wunder thun, und Wunder mir geſtatten?

Pfarrer.

Ei, wenn ſo Vielen aus dem ſchlechtſten Volk
Von neuem ſcheint Bethesda's Quell zu fließen,
Wie ſollte dir, dem König, ſich verſagen
Ein Strahl der ewig wachen Lieb' des Herrn?

König.

Doch, kannteſt du ſchon einen Fall wie meinen,
Wo Satan ſich im Fleiſch gezeigt?

Pfarrer.

Ja, Sire.

König.

Und triebſt du aus den finſtern Geiſt der Hölle
Von dem Unſeligen?

Pfarrer.

Es war kein Mann,
'S war eine Nonne. Majeſtät erfahre,
Daß ich der Pfarrer einer Schweſterſchaft,
Die ihr Gelübde weiht der heil'gen Jungfrau
Vom Roſenkranz.

König.

Und kennen ſolche Jungfrau
Den Geiſt des Böſen?

Inquiſ.

Niemand läugnet das,

Pfarrer.

Ich wurde dann beſchickt, ihn zu vertreiben,
Ich ſelbſt bin durch das Fegefeur gegangen,
Als ich — vergebe mir der Himmel! — angerufen
Den Namen Luciſers.

König.

Und jene Dulderinnen?...

Pfarrer.

Zu heilen, war unmöglich.

König.

Wie? Was bleibt
Zu hoffen mir?

Pfarrer.

Das Beſte, gnäd'ger König.
Du biſt ein Mann, und aus 'nem Manne hat
Man oft den Teufel ſchon vertrieben.
Doch ſchlimme Kunde aller Zeiten lehrt,
Wenn einmal nur im Weib der Satan hauſt,
Gibts keine Macht, ihn wieder zu vertreiben.

König.

Doch ſprich, denn, ob ich zitternd ſchon dich frage,
Vor Neugier es zu wiſſen klopft mein Herz —
Spricht Luciſer zu dir wie Mann zum Mann?

Pfarrer.

Ganz ſo, doch nicht ſo ehrfurchtsvoll, wie ich
Mit deiner Majeſtät.

Inquiſ.

Doch, Sire, bedenke,
Nur wenn die Kirche es durch mich erlaubt.

König.

Und wenn du fragſt, wird er Geheimniſſe
Enthüllen deinem Ohr?

Pfarrer.

Kann er entſchlüpfen,
Nein, Sire. Und liſtig ſucht er's zu umgehen.
Denn Luciſer, glaub' mir, er iſt kein Narr.

König.

Doch wie magſt du ihn zwingen?

Pfarrer.

Von dem Kreuz
Mach' ich in ſeiner Gegenwart das Zeichen:
Dann donn're in ſein angſterfülltes Ohr
Geheimnißvolle Worte, furchtbar, ſie
Zu wiederholen; denn, wie ſiedend Blei
Im Fleiſch des Sterblichen, ſo wühlt im Feind
Das heil'ge Waſſer, das ich ihm anſpritze;
Und der geweihten Kerzen Himmelsfeuer
Strahlt in ſein Aug' — mit ſchreckensvollem Glanz;
Und wild brüllt er nach ſeinem Feind.

König.

Gewiß?

Pfarrer.

Seltſam verzerrt vereint die leidende Nonne
Mit ihres Quälers Angſtſchrei ihre Stimme,
Daß man nicht zum Altar ihn möge tragen.
Doch dort muß er Gehorſam ſchwören.

König.

Wem?

Pfarrer.

Wie muß er ſchwören alſo zu gehorchen:
Antwort zu geben allen meinen Fragen.
Denn ob beſiegt, merk wohl, in eines Weibes Leib
Räumt doch der Feind das Schlachtfeld nimmer.

König.

Und welchen Schwur gibt ſeine Zunge dir?

Pfarrer.

Den alle Menſchen leiſten.

König.

So iſt er Chriſt?

Pfarrer.

Ja, vor der Hand, voll glühnder Andacht,
Doch ſpäter ſtrömen Läſterungen hin
Wie Menſchen die voll ſanftem heil'gem Sinn
Urplötzlich in Dämonen ſiehſt verwandelt.

Später ergibt ſich der Pfarrer als ein Betrüger, nicht nur in Bezug auf den Exorcismus, ſondern in ſeinem ganzen Leben. Doch wird er von des Königs Beichtiger nicht allein geduldet, ſondern ihm auch Beförderung zugeſagt, wenn er die ſchändlichen Plane desſelben unterſtützen will. Natürlich willigt er ein und die vertraulichen Geſpräche dieſer würdigen Pfeiler der Kirche ſind von hohem Intereſſe, will man daraus den gänzlichen Mangel äußerer religiöſer Sitte in Spanien abnehmen, da es noch nicht ſcheint, als wenn das Beſſere, das jenes Formenwerk erſetzen muß und vielleicht auch wird, der Mehrzahl der Spanier bewußt geworden wäre.

M...r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 91.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 August 1839.

Der Wanderer.

Eine Erzählung von Wordsworth.

(Fortsetzung.)

Das war, als Hirte auf einsamen Berghöhn
Sein Umgang und Verkehr, in solcher Art
Ward oft sein geistig Wesen wie entrückt.
O wie so schön und glänzend dann erschien
Ihm die geschriebene Verheißung! Früh
Hatt' er gelernt schon Ehrfurcht vor dem Buch,
Das uns das wichtige Geheimniß löst,
Das Leben, das nicht sterben kann, uns aufthut;
Doch auf den Bergen fühlt er erst den Glauben.
Der Schrift entsprechend athmete hier Alles
Unsterblichkeit, ein immerkehrend Leben,
Und Größe, stets erneuend sich, unendlich;
Hier gab's nichts Kleines; das Geringste schien
Hier ein Unendliches; hier schuf sein Geist
Aussichten sich; — er glaubte nicht — er schaute.
Was Wunder wenn sein geist'ges Wesen so
Erhaben ward und schwunggroll! Niedre Wünsche,
Niedre Gedanken hatten hier nicht Raum;
Und doch blieb in der Niedrigkeit sein Herz;
Denn er ward mild in Dankbarkeit erweicht,
So oft er der Entzückungen gedachte
Und ihres Urquells; und aus ihnen schöpft' er
Weisheit, die in Demuth wirkt; daher lernt' er
In häufgen Stunden nüchternen Besinnens
Anschauen die Natur bescheidnen Herzens.
Das, wo es nicht verstand, sich selbst mißtraute
Und mit dem abergläubschen Aug' der Liebe.

So ging die Zeit hin; doch zum nächsten Städtchen
Wandelt' er pflichtlich mit den kleinen Sämmchen,
Die sein Verdienst ihm übrig ließ, und kaufte
Das Buch, das seine Sehnsucht hatt' am meisten
Gereizt, als er im Stall las. Auf den Bergen
Wandt' auf die hehre Sonne des Gesangs
Er seinen Blick, Milton, den Göttlichen.
Und Schätze andrer Art, das jährliche
Ersparniß eines mühevollen Lebens,
Bot sein Schulmeister; Bücher, die erklären
Die Wahrheit reiner Elemente, die
In Linien und Zahlen sind enthalten,
Und die durch strengern Reiz (zumal studirt
Zur Zeit, wo die Natur ermattet, wo
Die Nahrung dem Gemüth fehlt), thätig doch
Den Geist in Einsamkeit und Armuth halten.
Solche Beschäftigungen täuschten oft
Verdross'ne Stunden, wenn in grüner Thalschlucht
In nachdenksamem Müßiggang er lag
Auf grünem Rasengrund. Was konnt' er thun,
In solch einsamem Leben täglich dürstend
In blinden Strebungen. Doch immer noch
Blieb oben die Natur in seinem Herzen,
Als fühlt' er (wußt' er gleich noch nicht das Wie?)
Etwas Zerstörendes in Allem, was
Ihn los von ihrem holden Einfluß risse.
Darum mit ihren Farben, ihren Formen,
Mit ihrer Formen Geist umkleidet' er
Die strenge, nackte Wahrheit. Während noch
Beim Anfangsgrund der Wissenschaft er stand,
Bei ihren einfachsten Gesetzen: waren
Seine Dreiecke schon des Himmels Sterne,
Die stummen Sterne! oft macht' es ihm Freude,
Zu messen einer steilen Klippe Höhe,
Welche der Adler Horst, und einen Felsen,
Vergess'ner Zeit Vertrauten, welcher zeigt
Geschrieben, wie mit des Gedankens Stille,
Auf seinen schwärzlichen, gespenst'schen Wänden
Von manchen Winterstürmen die Geschichte,
Oder dunkeln Bericht vom Pfad des Feuers.

Und ſo, eh' er erreicht ſein achtzehnt Jahr,
Drängten ſein Herz ſich häufende Gefühle
Mit immer größrer Wucht; von der Natur
Ward überwältigt er, ward übermannt
Von ſeines eignen Geiſtes Ungeſtüm;
Von Hoffnung, von geheimnißvoller Ahnung,
Der erſten, jungfräulichen Leidenſchaft
Einer dem großen All vermählten Seele.
Oft wünſcht' er, daß die Winde möchten toben,
Wenn ſtumm ſie waren; noch viel lan'ger jetzt
Liebt' er, als in den frühern Jugendjahren,
Gewitternächte — Kampf und Töne, die
Im Dunkel leben; von dem eignen Geiſt,
Und von des abgezognen Denkens Stille,
Begehrt' er Ruhe; wenn dann oft den Frieden
Er nicht errang, ſann den Geſetzen er
Des Lichts nach,' in dem Brauſen von Waldbächen,
Wo ſie empor aus hohlen Riffen ſenden
Zur klarern Luft empor die Nebelwolke,
Die, von der Sonn' getroffen, wechſelnd ſpielt
In Regenbogenfarben. Doch umſonſt
Strebt' er durch dieß, auf tauſend andern Wegen
Das Fieber zu beſänft'gen ſeines Herzens.

In Träumen, Lernen, und in brünſt'gem Sinnen —
So wuchs er auf; viel fehlte, die Entwicklung
Des Geiſts zu fördern, doch gewann er mehr,
Denn jedes ſittliche Gefühl der Seele
War kräftig, war geſtählt, weil er zufrieden
Der Armuth ſcharfe, doch heilſame Luft
Einathmete und aus der Quelle trank
Der tugendhaften Häuslichkeit. — Doch jetzt,
Nachdem er Freiheit und auch Zwang gekoſtet,
Kam ihm die Zeit, wo den beſcheidnen
Beruf er wählen ſollte, der am beſten
Ihm Unterhalt, anſtändigen, verſprach.
Auf ſeiner Mutter Zuſpruch wollt' er Lehrer
Einer Dorfſchule werden — doch es ſtrebten
Seine Gedanken ſo zur Ferne, daß er's
Nicht konnt' ertragen, und der Jüngling gab
Auf den Beruf, für den er nicht geboren.

Der ſtrenge und doch milde Geiſt, der zwingt
Den Savoyarden ſeine nackten Felſen,
Den freigebornen Schweizer ſeine engen
Thalgründe zu verlaſſen (jener Geiſt,
Der an Gebirgsgegenden ſich heftet,
Wie ihre zähen Wolken), trieb jetzt ſeinen
Raſtloſen Geiſt, hoffend zu ſchaun hinauswärts. —
— Wohl arge Plackerei ſcheint's, ſich zu ſchleppen
Auf heißem, ſtaub'gem Weg, durch Sturmes Toben,
Ein Krämer-Pilger, ſchwere Bürde tragend!
Doch fehlt's auch ſolchen Wandrern nicht an Freuden;
Ihr hart Gewerbe, das jetzt halb verächtlich,
Erwarb ſich Achtung in einfachern Zeiten,
Wo Squire und Pfarrer, und die um ſie her
Wohnten in ländlicher Geſchiedenheit,
— Auf den Hauſirer Alle ſich verlaſſend —
Ihre Liebhaberei wie ihr Bedürfniß
Befriedigten mit Waaren, die er brachte.
Dem Jüngling war nicht unbekannt, daß Manche
Von ſeinen abenteuernden Landsleuten
Beharrlichkeit auf dieſer Bahn zum Wohlſtand
Erhoben hatte; — ihn zog ſie durch Andres
Noch ſtärker an, und ſo erwählt' er ſie.
Den Abſchiedsſegen ſprachen ſeine Eltern
Aus über ſein Beginnen, doch mit Herzen,
Die Schlimmes ahnten. Von den Heimathbergen
Fern wandert' er; viel ſah er von den Menſchen,
Sah ihre Sitten, Freuden, Strebungen,
Sah ihre Leidenſchaften und Gefühle,
Hauptſächlich die, die ewig ſind im Herz
Und weſentlich gepflanzt, die einfacher
Noch leben in urſprünglicher Geſtalt
In den einfachern Formen des Landlebens,
Und ſchlichtre Sprache reden. In den Wäldern
Und auf den Triften, ein einſamer Schwärmer,
Pilgernd berufsgemäß, hatt' er verbracht
Den beſten Theil von ſeiner Zeit; dahin
Trieb unwillkürlich ſeine Neigung ihn,
Unter die Segnungen des Jahrs, den Frieden,
Die Freiheit der Natur; und da erhielt er
In Einſamkeit und einſamem Nachdenken
Sein Herz im richt'gen Gleichgewicht der Liebe.
Sein Geiſt war heiter, unumwölkt von Sorgen,
Die das gemeine Leben bringt, war nicht
Gequält und eingeſchrumpft durch halbe Knechtſchaft.
In ſeiner Tage ſtetigem Verlauf
Hatt' er nicht klägliche Umwälzungen
Empfunden, nicht den wilden ſtürm'ſchen Wechſel
Von Wonn' und Gram; von eignem Kummer nicht
Erfüllt, war ganz Empfänglichkeit ſein Herz;
Geſtimmt ſchon von Natur und durch beſtänd'ge
Uebung und Richtung ſeines ernſten Denkens
Zum Mitgefühl mit Andern, war er offen
Für alle Freuden, deren Zeug' er wurde,
Und alle Leiden auch; denn in ſich ſelbſt
Beglückt, und ruhig in ſeiner Heiterkeit,
Wirkt' auf ihn kein ſchmerzhafter Druck von außen,
Der ihn den Blick vom Elend und vom Jammer
Mit feiger Scheue weg hätt' wenden machen.
Er war der Mann, mit denen mit zu leiden,
Die er ſah leiden. Daher kam's, daß er
Reich war an unſrer köſtlichſten Erfahrung
Und an der Weisheit unſers Alltagslebens.
Denn ſo hatt' er auf mannichfacher Wandrung
Genau verfolgt den Fortſchritt und Verfall

Von dieſen Geiſtern, — Geiſtern und auch Körpern;
Vieler Familien innere Geſchichte,
Wie ſie gediehen waren, und dann ſanken
Durch Mißglück oder Leidenſchaft, wohl auch
Durch Mißbrauch, welchen mit der Herrſchaft treiben
Gedankenloſe Herr'n der Erde, der
Nationen Seufzer auspreßt. — Thätig trieb
Er ſein Gewerbe ſo, bis er gewonnen
Das Nöthige, zu decken ſein Bedürfniß;
Und dann beſchloß der Wandrer zu verleben
Den Reſt von ſeinen Tagen frei von Mühſal,
Nicht mehr mit hartem Dienſt ſich nutzlos quälend.
Auf gab er ſein Gewerb, lebte gemächlich;
Doch liebt' er's immer noch auf den Landſtraßen
Sich zu ergehn und auf den wilden Pfaden;
Und, eingeladen von des Sommers Wärme,
Verließ er ſeine Heimath oft, um fern
Hinaus zu reiſen, Scenen zu beſuchen,
Die theuer ihm in der Erinnrung lebten.
— In kräftiger Geſundheit, heitrer Laune,
Durch Weltlichkeit und Sorgen nicht gedämpft,
Freund der Beobachtung und treuer Forſchung,
Nachdenkſam und erfriſcht durch Wiſſenszuwachs,
Welchen er erntete von Tag zu Tag —
Hatt' er gelebt ein harmlos langes Leben.

Die ſchott'ſche Kirche hatte, wie ihn ſelbſt,
So die auch, unter welchen er von Kind an
Gelebt, mit ihrer Reinheit ſtarker Hand
Gezügelt, und ihn immerfort bewacht
Mit ihrem unnachſichtig ſcharfen Auge.
Deſſen gedacht' in reiferm Alter er
Mit Dankbarkeit und ehrfurchtsvollem Sinn.
Jedoch durch ſein natürlich kräftiges
Gemüth, durch ſtete Wanderung im Freien,
Durch Einſamkeit und Freundlichkeit und Gutthat,
War, was er als gelehr'ger Knab' und Jüngling
Von bangen, finſtern Lehren eingeſogen,
Ganz weggeſchmolzen; und dieß war ſo wahr,
Daß manchmal mir ſeine Religion
Erſchien, als hätt' er ſie ſich ſelbſt erſonnen, —
Wie die von einem Träumer in den Wäldern,
Der nach des eignen reinen Herzens Bild
Formt ſeinen Glauben, wie's die Gnad' ihm eingibt,
Oder die ſchauernde Vernunft es ahnt.
— Und wahrlich niemals lebt' ein Mann auf Erden
Von liebevoll'rem Weſen. Wilde Spiele
Und Neckerei'n der Kinder ſchalt er nicht;
Geduldig hört' er des redſel'gen Alters
Geplauder zu, und ohne Widerwillen
Lieh der Erzählung er ſein Ohr, womit
Sich an ſein brüderlich Gefühl der Kranke
Sich wendete.

Einfach war ſeine Tracht,
Etwa wie die des ländlichen Beſitzers
Im Sonntagsfeierkleid; doch war ein Mann er,
An dem Niemand ging achtlos leicht vorbei.
Rüſtig und nervig war ſein Schritt; Verſtand
Verkündigten Geſtalt und Angeſicht.
In einen engern Kreis von dunkler Röthe
Hatte die Zeit gedrängt der Wangen Farbe,
Doch nicht gelöſcht ſein Aug', das, unter grauen
Und buſch'gen Brauen, ließ Gedanken ahnen
Die aus der Jugend Jahren ſtammten, doch
Die er mit wunderbarer Geiſteskraft,
Als wären *viele Weſen Eins* in ihm
Geworden, zu verbinden wußte mit
Der Einſicht, die in ſpätern Jahren kommt
Dem Menſchen — oder jenſeits liegt des Grabs.

(Fortſetzung folgt.)

Philarete Chasles

über die gegenwärtige engliſche Literatur.

(Fortſetzung.)

Pelham, Eugen Aram, Paul Clifford, Maltravers ſcheinen uns, Alles erwogen, doch die beſten Fictionen der letzten Epoche zu ſeyn. Was man ihnen auch im Einzelnen mit Recht vorwerfen mag: es bleibt doch immer noch viel Raum übrig für das Lob und das Intereſſe: Lebhaftigkeit des Dialogs, Erfindung von Charakteren, Richtigkeit der Anſchauung und Auffaſſung und, im Maltravers namentlich, wo dieſe Eigenſchaft durchs Uebermaaß zum Fehler wird, tauſend feine und treffende Bemerkungen, entſprungen aus einer weltlichen Philoſophie. Die Ungleichheit des Styls, der Mangel an Verſchmelzung der einzelnen Stücke, die wie aus einem Album herausgeriſſen und mehr zuſammengerafft als einſichtsvoll geordnet ſcheinen, der Firniß des Colorits — dieß entgeht dem aufmerkſamen Auge nicht. Wer das Alterthum kennt und achtet, ſieht es nicht gern, daß ein ganz moderner Schriftſteller ſeine Dandys-Philoſophie und ſeine halb-radicale Politik auf die Ruinen von Pompeji und auf die Agora von Athen bringt; unter Bulwers Werken ſind die dem Titel nach ernſthafteſten im Grunde die frivolſten: Athen, und die letzten Tage von Pompeji. Die ſich mit weniger Pomp ankündigenden verbinden mit einer reelleren Bedeutung weit mindere Anſprüche; es findet ſich Beredſamkeit in Eugen Aram, treffliche Gemälde im Pelham und Clifford, großartige Anſichten im Maltravers. Eine kräftige Beobachtung, obwohl übertrieben in der Ausführung, liegt der Schilderung jener dunkelvollen Unmacht zu Gründe, die an ihr Genie glaubt, um das Recht zu haben, die Welt zu haſſen, und dieß Anathema zum Vorwand eines feigen und frechen Müßiggangs nimmt. Das verkannte Genie durchzieht Europa; in der allgemeinen Empörung der egoiſtiſchen Individualitäten gibt ſich jeder ſtolze Geiſt

einen Thron und maßt ſich einen Scepter an. Es fehlt an Bulwers Cäſarini nichts, als daß er minder gräßlich und mehr lächerlich ſeyn ſollte.

Die hohe Stelle, die der Roman in dieſer Literatur ſich angemaßt oder erobert hat, rechtfertigt diejenige, die wir dem gewandteſten und populärſten der engliſchen Romanſchreiber einräumen. Der Roman hat nicht bloß das Coſtume der Geſchichte entlehnt, er hat ſich auch auf ihr Gebiet gewagt; man hat, ohne viel Beifall, den Roman der Geſchichte herausgegeben (The Romance of History, by Leitch Ritchie and others). Die Erzählung und die Novelle haben die Taſchenbücher und Magazine gefüllt und ſind eingedrungen in die Erzählung der Reiſenden; dahin gehören: Schloß Hainsfeld und die Brunnenblaſen von Naſſau. Gelehrſamkeit, gemiſcht mit einer romanhaften Erzählung, hat vor kurzem einem ſeltſamen Buche die Entſtehung gegeben, das in England viel Aufſehen gemacht hat, und den Titel: Der Doctor, führt; ein barockes Gemiſch von Citaten, Abſchweifungen, Reflexionen, Anekdoten und Träumereien. Der Verfaſſer, für den man Hartley Coleridge (Sohn von S. T. Coleridge) hält, vertheidigt mit Lebhaftigkeit, oft mit Geiſt, die Sitten und Lehren des alten Englands; er durchſtöbert tauſend beſtaubte und vergeſſene Schunken, um ein paar werthvolle Fragmente daraus zu excerpiren, und läßt Witzeleien, die oft kalt, Extravaganzen, die häufig ohne Schwung und Reiz ſind, abwechſeln mit Stellen von glücklicher Empfindung und trefflichem Styl. Ein ſpäter Nachkomme von Rabelais und Sterne, entbehrt er beſonders der Heiterkeit, und kein mehr melancholiſches als ſpaßhaftes Lächeln theilt ſich dem Leſer nicht mit. In Frankreich fände man ein ſolches Buch ungenießbar und abgeſchmackt; aber für den brittiſchen Gelehrten und Literaten vom alten Schrot und Korn iſt es ein Schatz voll koſtbarer Merkwürdigkeiten. Die liberalen engliſchen Kritiker haben die vier Bände kaum beachtet; die Torys überhäufen ſie, neben dem Tadel des Einzelnen, mit ausführlichem Lobe.

Dieſer Hartley Coleridge, der mit Bulwer den weit reichenden, aufs Univerſelle gerichteten Blick gemein hat, Verfaſſer von guten Balladen und Sonetten, hat auch das Leben berühmter oder ausgezeichneter Perſonen beſchrieben, die von Lancaſhire und Yorkſhire gebürtig ſind. Dieß Buch athmet einen hiſtoriſchen Sinn und Geiſt, wie er dermalen ſelten in Großbritannien ſich findet, obgleich daſelbſt in neuern Zeiten eine Menge hiſtoriſcher Schriften, Memoiren und Biographien erſchienen ſind. Unfruchtbare Fruchtbarkeit! Kein Biograph hat es an maleriſcher Feſtigkeit und Sicherheit des Styls dem Verfaſſer der Worthies of Lancashire and Yorkshire gleich gethan, ein Buch voll Naivetät und dramatiſchem Leben. Eine gute Biographie iſt eine goldne Medaille, ſchwer zu ſchlagen, die immer ein heroiſches Gepräge behält und deren Muſter ſelten ſind. Man raſft Data zuſammen, man ſammelt Genealogien, häuft Documente, druckt Correſpondenzen und bringt ſolchergeſtalt Bände zu Stande, die man Memoiren über Bolingbroke, Pitt, Chatam u. ſ. w. nennt; die Menge ſolcher Compilationen hat allerdings das Verdienſt der Nützlichkeit, als Sammlungen von intereſſanten Materialien. Th. Moore's Lebensbeſchreibungen von Sheridan und von Fitzgerald haben das vom Verfaſſer angeſtrebte Ziel nicht erreicht, und ermangeln des Ernſts, der Unparteilichkeit und Feſtigkeit, welche dieſe Gattung der Literatur fordert. Ausnahmen bilden die literariſchen Forſchungen von Payne Collier über das engliſche Theater und Shakſpeare's Jugend, Giffords Arbeiten über Ben-Jonſon und Lord Hollands über Lope de Vega, die, wie die reizenden Miscellaneen des ältern d'Iſraeli, einer frühern Epoche angehören. Die Sucht, von den berühmten Männern Alles zu wiſſen und der Geiſt handelsmäßiger Genauigkeit verſchlingt ganze Ballen Papier, ohne Nutzen für die Geſchichte und die Philoſophie, und an derſelben Breite leiden noch mehr die amerikaniſchen Schriftſteller. Seit den Arbeiten Hallams, Mackintoſhs, Lingards und Southey's hat nur Ein Schriftſteller, der jedoch nach einer kaum verſtändlichen Phraſeologie zu ſtreben ſcheint, Carlyle, Proben eines hohen hiſtoriſchen Geiſtes abgelegt. Ein Schüler Schillers, deſſen Leben er mit Talent beſchrieben, gehört er zu der Claſſe der Denker, ja Myſtiker, deren Auge in den Annalen der Menſchheit nur eine Reihe metaphyſiſcher Probleme erblickt.

Wie ließe ſich verkennen, daß das gleichzeitige Sinken der Poeſie, des Drama's und der Geſchichte von parallelen Urſachen herrührt? Man hat ſich gewöhnt, das Detail dem Ganzen vorzuziehen, und die ſorgfältige Analyſe eines Bruchſtücks der fruchtbaren Syntheſe; eine Neigung und Richtung, die von Locke her datirt und mit dem Gang der modernen Civiliſation zuſammentrifft. Im Roman hat ſie mehrere Monographien hervorgerufen, deren Lecture gefällt und deren kleinliche, ausmalende Genauigkeit belehrend iſt, wie die Ayrshire Legatees,*) The Subaltern, Pickwick, Tom Cringle's Log. In der Geſchichte aber erhält man, wenn die Einbildungskraft nicht mehr jenen Geiſt des Details und der endloſen Forſchung färbt und adelt, Reſultate von ausnehmender Dürre und Armuth. Wenn Eigenliebe und Anmaßung ſich dazu geſellen, ſo gibt es eine Menge Autobiographien, herausgegeben von gierigen Erben oder von Speculanten, welche die Neugier des Publicums auszubeuten ſuchen. Eine Ausnahme verdienen die: Fragmente aus den Papieren Coleridge's, das Leben Walter Scotts von Lockhart, Crabbe's Leben von ſeinem Sohn, und Compers Leben von Southey.

(Fortſetzung folgt.)

*) Vergl. Nro. 55 dieſer Blätter.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 92.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 August 1839.

Dämmerung.

(Aus der Gedichtsammlung Amour et Foi von Edouard Turquety.)

Der Abend — er ist da. — Ich seh' das Licht erbleichen,
Seh' vor der Dämmerung, stets schwächer, es entweichen,
Des Himmels Farbe flieht,
Doch über'm Wald, worin der Lärm verstummt, der wilde,
Leuchtend die Trösterin, Luna, die ewig milde,
Des Schmerzens Sonne, zieht.

Der Abend! — O da hört der zarten Jungfrau Tritte
Entlang dem Haage man, welche mit leichtem Schritte
Ins warme Freie schlüpft;
Das ist die Stunde, wo die Schönheit dem Gewühle
Entflieht, und anmuthsvoll in seligem Gefühle
Auf sammtnem Rasen hürft.

Der Abend! O es hat Dante gekannt die Stunde,
Wo bei der Glocke Hall bewegt im tiefsten Grunde
Die Seele fast zergeht!
Und wo der Pilger, ganz verlechzt vom sauren Gange,
Schöpft wieder Athem, und allein am Bergeshange
Zu weinen stille steht.

Den Abend lieb' ich, ja! und seiner Nebel Wallen,
Der Strahlen letzte Garb', die auseinander fallen
Am dunklern Himmelssaum;
Da — eine breite Bahn seh' klar ich vor mir liegen;
Schlürfend Unendlichkeit darf meine Muse fliegen
Durch aller Sterne Raum!

Doch mehr noch lieb' ich's, wenn die Glocken riefen helle,
Zu schlüpfen, Geistern gleich, zur heimlichen Capelle,
Welche nicht nennt mein Lied;
Süß ist zu hören, wenn brünstig Gebete flüstert
Der Mund der Jungfrau, die, Enzel und Blum' verschwistert,
Zu lieben aufgeblüht!

Oh! jener Abend dann, wo ich dich durfte sehen.
Mein Engel, in dein Herz so fromm gesammelt gehen,
Das Gott erfüllt und hält!
Dich sehn im Dunkel knien, mit göttlicher Gebärde
Anrufend Seine Huld, der einst aussprach das: Werde!
Für die verwaiste Welt!

Oh! da glaubt' ich, verzückt zu Zions heil'gem Orte,
Es schlugen an mein Ohr des Heilesfürsten Worte,
Vermählt mit Harfenton;
Der Tempel, wo dein Herz den Weg zu Gott sich bahnte,
Glänzte wie Morgenroth, und ich, im Leid noch, ahnte
Des Himmels Wonnen schon.

Der Wanderer.

Eine Erzählung von Wordsworth.

(Fortsetzung.)

So war der Mann, und dieß der Lebenslauf
Deß, der jetzt ohne sonst'ge Last und Habe
Als einen Stock, die werthgehaltene
Reliquie von jetzt verlaßnen Mühen,
Dehnte die Glieder auf der Hüttenbank,
Der Sonn' entrückt. Da lag er auf dem Rücken,
Die Augen wie in Schläfrigkeit, zusinkend,
Der Schatten von den kühlen Ulmen oben
Dunkelnd sein Antlitz. Nicht hatt' er gehört
Den Laut meiner sich nähernden Schritte; so
Blieb unbemerkt von ihm ich stehn im Schatten
Ein'ge Minuten. Endlich grüßt' ich ihn,
Und sah, daß feucht sein Hut von Wassertropfen,
Als hätt' er mit der Krempe kürzlich erst
Geschöpft aus einem Brunnen. Er stand auf,
Und eh' noch der Begrüßung Hast sich ganz
Gelegt, sprach ich: „Es ist ein heißer Tag,
Es lechzt mein Mund vor Durst, Ihr aber, scheint's,

Habt irgendwo Abhülfe hier gefunden."
Er, bei dem Worte, deutete ſofort
Auf einen Heckenroſenſtrauch, und hieß mich
Erklimmen die Einfriedigung, da wo
Auf die Landſtraße ſah der kecke Strauch.
Es war ein Stück verwilderten Gartengrunds,
Deß dichtverwachſ'nes Unkraut trug die Spuren
Der Schritte derer, die, des Weges wandernd,
Und von der Stachelbeere Büſchen, die
In langen, ſchmalen Streifen ſtanden, oder
Johannisbeeren, die in dürft'gen Trübchen
An ſchwach belaubten Stengeln hingen, an-
Gelockt, die morſche Mauer überſprungen.
Ich ſah mich um, und wo zwei große Hecken
Von dichten Eibenbüſchen ſich begegnen
In einem kalten, feuchten Winkel, da
Erſpäht' ich eine Quelle, eingehegt
Von Weidenblumen, federigem Farnkraut:
Ich löſchte meinen Durſt und, mich entfernend
Von dem unluſt'gen Platz, kehrt' ich ſogleich
Zurück zum Schatten, wo der alte Mann
Saß auf der Bank; und während neben ihm
Ich noch mit bloßem Haupte ſtand, um frei
Zu athmen und die Schläfe von dem Lüftchen
Kühl fächeln mir zu laſſen, ſprach er ſo:
„Ich ſeh' hier Dinge, die Ihr nicht könnt ſehn;
Wir ſterben, ja, mein Freund; und nicht bloß wir,
Sondern auch das was Jeder liebt' und ſchätzte
In ſeinem eignen Winkelchen auf Erden,
Stirbt mit ihm oder ändert ſich; und bald
Bleibt kein Gedächtniß von den Guten ſelbſt.
— Die Dichter, in den trauernden Geſängen,
Worin ſie Todte klagen, rufen auf
Hain, Berge, Strom und den fühlloſen Fels
Zu trauren mit; das ſind nicht hohle Worte;
In ſolchen Anrufungen ſprechen ſie
Mit einer Stimme, die gehorcht der kräft'gen
Schöpfriſchen Macht menſchlicher Leidenſchaft.
Ja, Sympathien gibt es, ſtillere Art,
Aber verwandt vielleicht im Urſprung doch,
Die ſich ins ſinnige Gemüth einſchleichen,
Durch's Denken wachſend. Neben jener Quelle
Stand ich und ſchaute ihren Waſſern zu.
Wie mir, ſo ſchien mir's, Eine Traurigkeit
Empfanden, ſie und ich. Zerriſſen iſt
Für ſie ein Band geſelliger Vertrautheit;
Denn eine Zeit war, wo mit jedem Tag
Gelöst hat einer Menſchenhand Berührung
Den Schlummer der Natürlichkeit, der ſie
In Todesſtille feſſelt, und ſie diente
Menſchlichem Wohlſeyn. Bückend mich, zu trinken,
Erſpäht' ich auf dem ſchlammbedeckten Fußſtein
Ein nutzlos Bruchſtück eines Napfs von Holz,
Grün von dem Moos der Jahre, dienend nur
Zum ſtets, leiſen Spiel den Elementen:
Hier die Reliquie — o rührender
Gedanke! — doch ein eitler Hauch ſind Worte!
Vergebt ſie mir — nie nähr'te ſich mein Fuß
Dieſer beſcheidnen Thüre, daß nicht ſie,
Die drin gewohnt, mir einer Tochter Gruß
Geboten hätte, und ich liebte ſie
Alt wie mein eigen Kind. O Sie! die Guten
Sterben zuerſt, und ſolche, deren Herz
Dürr iſt wie Sommerſtaub, brennen herab
Bis auf das letzte Reſtchen Docht. Gar mancher
Waller hat ſie, die arme Margaret,
Geſegnet für ihr freundliches Geſicht,
Wenn ſie darbot den Labetrunk, geſchöpft
Aus jetzt verlaſſ'nem Quell; und Keiner kam,
Der nicht willkommen war, und Keiner ging,
Dem ſie nicht Liebe zeigte. — Sie iſt todt,
Ihrer einſamen Hütte Licht erloſchen,
Die Hütte preisgegeben dem Verfall,
Und ſie vergeſſen in dem ſtillen Grab!

„Ich ſpreche, fuhr er fort, von Einer, die
Hier unter dieſem niedern Dache barg
Die Blüthe reicher aber ſtiller Tugend.
Sie war ein Weib beſtändigen Gemüths,
Zärtlich und tief in unbegränzter Liebe,
Sie ſprach nicht viel, erfreute lieber ſich
An ihren eignen, inneren Gedanken;
Ihr Weſen ſchien durch ganz beſondre Führung
Gebildet, um zu werden ein Geſchöpf,
Das, Liebe paarend mit der Seele Frieden,
Ein glücklich Leben führen konnt' auf Erden.
Ihr Gatte ſeinerſeits entbehrte nicht
Beſcheidnen Werths, der ihrem Sinn genügte;
Frugal und zärtlich, nüchtern und beſonnen
Voll rüſt'gen Fleißes. Stolz erzählte ſie
Daß er an ſeiner Arbeit oftmals ſaß
Im Sommer, eh' der Mäher war im Feld
Und thau'gen Gras, — im frühen Lenz, eh' noch
Der letzte Stern erloſch. — Die hier vorübergingen
Des Abends, konnten hinter'm Gartenzaun
Seinen geſchäft'gen Spaten hören, den er
Rüſtig noch nach dem Tagewerk handhabte,
Bis alles Licht ging aus, und Blatt und Blumen
Sich in den dunkeln Hecken ganz verloren.
So brachten ihre Tage ſie in Frieden
Hin, und in Genüge; und ein hübſcher Knabe
War ihre höchſte Luſt und Troſt nächſt Gott.

„Noch ſind's nicht zwanzig Jahr, doch Ihr erinnert
Euch ſchwerlich noch, glaub' ich daran, da kamen
Fehljahre zwei, wo kaum den hälftigen
Ertrag die Felder brachten; und dem Himmel
Gefiel es, ärgre Drangſal noch zu ſenden,
Des Krieges Plage! Dieß beglückte Land

Ward damals bis ins tiefſte Herz verwundet!
Von einer Hütte zu der andern wandernd
Damals mit meiner Laſt von Winterſtoffen,
Sah ich der Zeiten Drangſal; manche Reiche
Sanken herab zu Armen, wie im Traum,
Und von den Armen ſchwanden viele hin,
Und ihre Stätte wußte nichts von ihnen.
Doch Margaret, das tägliche Behagen
Verkürzend ſich, und manche Selbſtverläugnung
Getroſt ertragend, kämpft' in freud'ger Hoffnung
Sich durch die drangſalvollen Jahre, bis
Zum zweiten Herbſt, wo auf das Siechbett ſank,
Von drohendem Fieber angepackt, ihr Gatte.
Lang fiecht' er hin, und als die Kraft ihm kehrte,
Fand er das Wenige verzehrt, was er
Verſpart für Zeiten unverſehner Noth
Oder kraftloſen Alters. Noch ein Kind
Vermehrte jetzt die Drangſal einer Zeit,
Die überbürdet war für ſie und Alle
Von ihrem Stand, mit Sorgen und mit Kummer;
Schaaren Handwerker, von der ſchlechtbezahlten
Arbeit hinweggewieſen, ohne Dach,
Heiſchten ihr Brod von öffentlicher Milde,
Mit Weibern und mit Kindern — o wie glücklich,
Hätten ſie können leben wie die Vöglein,
Die an den Hecken picken, wie der Weihe,
Der auf des Berges Felſen macht ſein Neſt!

„Ein traur'ger Wechſel war's für ihn, der lang
Sein einſam Häuschen reichlich ſah gefüllt,
Und friedlich es beſaß. Vor ſeiner Thüre
Stand er und pfiff von luſt'gen Melodien
Manch Stück, darin doch keine Freude war;
Oder mit ſeinem Meſſer ſchnitzt' er kunſtlos
Figuren an dem Knopf von Stöcken aus —
Nicht minder müßig, ſucht' er dann in allen
Winkeln von Haus und Garten ſich etwas
Zu ſchaffen, bald zum Nutzen, bald zur Zier;
Und mit ganz ungewohnter Luſt am Neuen,
Die kein Behagen doch im Wechſel fand,
Vermengte er, wo möglich, die Geſchäfte
Von Sommer, Herbſt und Winter und vom Frühling.
Dieß währte kurz nur; ſeine gute Laune
Ward bald zu einer freudeloſen Laſt;
Die Armuth brachte bitter Stimmung bald
Und böſes Blut; von Tag zu Tag ſank ihm
Der Muth, — er ging von ſeiner Arbeit weg,
Und lenkte ſeine Schritte nach der Stadt,
Wohin doch nichts ihn rief, oder er ſchweifte
Dahin und dorthin auf dem Feld umher.
Leichtſinnig ſprach er jetzt von ſeinen Kleinen
Und mit grauſamer Zung'; zu andern Zeiten
Riß er herum mit unnatürlicher
Erzwungner Freude ſie; und zum Erbarmen
War es, zu ſehn die Mienen der unſchuld'gen
Und armen Kleinen. „Jedes Lächeln," ſagte
Mir Margaret hier, unter dieſen Bäumen,
„Machte das Herz mir bluten."

Hier hielt inne
Der Wanderer, und zu den rieſ'gen Ulmen
Aufſchauend, ſprach er: „dieß iſt jetzt die Stunde
Des höchſten Mittags; und in dieſer ſtillen Zeit
Des Friedens und der Ruhe, zur Stunde, wo
Sich alle Weſen freun, die nicht zur Ruh ſind,
Wo dieſe Schaar geflügelter Geſchöpfchen
Die ganze Luft mit Melodie erfüllt:
Wozu die Thräne jetzt im Aug' des Greiſes?
Was ſollten wir ſo, mit verſtimmtem Geiſt
Und in der Schwachheit unſrer Menſchlichkeit,
Ablehren von der Weisheit der Natur
Unſer Gemüth, verſchließen unſer Auge
Und Ohr dem Wohlbehagen, das ſie beut,
Und, hegend unſre Unruh, mit raſtloſen
Gedanken tör'ten ihre Friedlichkeit?"

(Fortſetzung folgt.)

Philarete Chasles

über die gegenwärtige engliſche Literatur.

(Fortſetzung.)

S. T. Coleridge (der Vater Hartley's) hat auf das vorangegangene Zeitalter einen ſehr merkwürdigen Einfluß ausgeübt. Er war ein mit Scharfſinn und Schwung ausgerüſteter Philoſoph, der ſeine Orakel, wie die Pythia der Alten, in abgeriſſenen Worten und Fragmenten gab, in glänzenden Improviſationen, wovon ſich in ſeinen Werken kaum ein Widerſchein findet. Mackintoſh, Wordsworth und Coleridge machten, mit Dugald Stewart und Reid, die Ehre und den Stolz der engliſchen Philoſophie aus. Ich ſehe mich umſonſt nach ihren Nachfolgern um. Carlyle, den ich oben genannt, welcher ſich vergebens bemüht, unter dem engliſchen Geſchäfts- und Handelsdrang die idealen Lehren Fichte's einzuführen, verdient nach ihnen genannt zu werden. Eine Frau, Mrs. Somerville, hat für den Fortſchritt der intellectuellen Civiliſation mehr gethan, als beinahe alle ihre Zeitgenoſſen. In ihrem Buch, das den Titel führt: Connexion of physical Sciences, hat ſie die Unmacht und die engen Gränzen der bloßen Analyſe dargethan, weil dieſe die Vermögen zerſtückle, die Beobachtungen verſplittere, die natürlichen Bande, welche alle menſchlichen Dinge unter einander verknüpfen, zerreiße, und an die Stelle des großen organiſchen Ganzen, deſſen Muſter uns die Natur iſt, eine Menge vereinzelter Specialitäten ſetze. So verliert ſich die Einheit, die Wiſſenſchaft zerfällt in Trümmer; der Phyſiker, der Chemiker, der Arzt, der Naturforſcher trennen ſich, aus den Theilungen entſtehen Untereintheilungen, und ſo zerſtückelt ſich Alles. Das ewige Schwanken der Civiliſation zwiſchen den entgegengeſetzten Irrthümern mußte einmal die Syntheſe wieder zurückführen, und ihr den oberſten Beruf

anweisen, der ihr gebührt: nämlich die Berührungspunkte aufzufinden, die zerrissenen Bande wieder anzuknüpfen, die erloschnen Sympathien wieder zu beseelen, die zerstreuten Fragmente zu classificiren, die durch das anatomische Messer isolirten Glieder neu zu vereinigen und zu organisiren. Diese neue wiederherstellende Bewegung, welche alle Eroberungen der Analyse benützen wird, hat sich im Studium der Natur angekündigt durch die bewundernswürdigen Arbeiten Cuviers; Guizot, Thierry, Michelet haben glänzende Versuche gemacht, sie auf die Geschichte anzuwenden; in England verkündigt sie sich durch mancherlei Symptome, und besonders durch das Glück, welches das Buch der Mrs. Somerville gemacht hat. Die beredte Einfachheit, die philosophische Gediegenheit desselben beurkunden eine große Männlichkeit des Gedankens. Bei uns sind die auf dasselbe Resultat hinstrebenden literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten bereits als die fruchtbarsten anerkannt. Auf dieß Ziel sind gerichtet die Bestrebungen Libri's, Villemains, Sainte-Beuve's, Ampere's u. A. Der Schreiber dieses Artikels wies vor einiger Zeit als auf die einzig mögliche Erneuerung der Literargeschichte hin auf das Studium und die Schilderung des intellectuellen Magnetismus, den die Nationen unter und auf einander ausüben, ihrer geheimen und immer fortgehenden Befruchtung, ihrer verschiedenartigen Anstrengungen, ihrer Beziehungen und Kämpfe, der vielfachen Strahlen, die, von allen Punkten ausgehend, sich gegenseitig erwärmen und durchdringen, um den großen Lichtstrom: Civilisation genannt, zu erzeugen; eine Synthese der geistigen Geschichte, welche die Bedrängnisse und Arbeiten der jetzigen Gesellschaft allerdings nicht sobald werden zur Vollendung kommen lassen, aber der die Zukunft nicht fehlen kann.

Ein berühmter Advocat, ein politischer Redner von furchtbarer Heftigkeit und Leichtigkeit, Lord Brougham, lange Zeit Haupt der Opposition, dann oberstes Haupt des Richterstandes und jetzt wieder ein Stimmführer der Opposition geworden, die keinen Chef duldet, gränzt mit der Philosophie an manchen Punkten zusammen, mit der Literatur an noch mehreren, und macht sich unter allen Gestalten furchtbar durch sein Talent, seine Beharrlichkeit und seine Leidenschaftlichkeit. Keiner hat die Geistesthätigkeit und die Benützung der Zeit weiter getrieben; seine derbe, unermüdliche Hand hat die englische Gesellschaft unaufhörlich fortgezogen auf der Bahn ihrer neuen Bestimmung. Die Werke Broughams zeigen nicht den ganzen Mann. Der praktische Mann opfert immer vieles den Umständen, der Nothwendigkeit, dem Handeln des Augenblicks; diese verlangen von ihm eine Entwicklung von Kräften, die sich in Thatsachen zusammenfaßt. Bei Brougham nimmt das Detail der politischen und gerichtlichen Kämpfe einen so ungeheuern Raum ein, daß die Nachwelt, mit diesen Interessen nicht näher vertraut, ihn nicht vollständig beurtheilen wird. Er ist für den Kampf geboren; die athletische Kraft eines ruhelosen Geistes bricht in seinen Reden, in seinen philosophischen Abhandlungen, seinen Journalartikeln, seinen Pamphleten hervor; sein Styl ist muskulös, seine Dialektik hitzig, sein Angriff unbarmherzig; es ist die kritische Härte Edinburgs, die Rabulisterei des Advocaten und die schöne Kühnheit des Improvisators. Wie Robert Peel, ein Redner ganz andrer Gattung, der frühern Generation angehörend, datirt er seine schönsten Siege aus der Periode zwischen 1810 — 1830. Fügt man zu diesem Namen den O'Connells, des irischen Hercules, so faßt man in einem engen Kreis die ganze jetzige Parlamentsberedsamkeit zusammen. Auch kann man behaupten, Brougham sey schwächer geworden, seit die Stimme des Volks und die Gerechtigkeit des Königs ihm seinen Sitz unter den Peers angewiesen. Das Haus der Gemeinen ist sein wahres Vaterland; um seine Kraft wieder zu gewinnen, muß er den Boden des Volks berühren.

Die Macht und der Glanz der politischen Beredsamkeit sind gesunken seit der Eröffnung des reformirten Parlaments. Eine große Zahl neuer Mitglieder, unbekannt mit den parlamentarischen Gebräuchen, waren nicht eingeübt und geschult auf die geschmeidige und dabei doch heftige Discussion, auf die Mischung von Ueberlegung und Improvisation, welche den Reiz, das Dramatische, das Ergreifende der Debatten ausmacht. Die großen Erschütterungen begünstigen die Beredsamkeit; die Unterhandlungen, die Vergleiche, die Uebergänge, voll Schattirungen, Unsicherheit und Verwirrung vermindern die Energie und Einfachheit der Rede. Die Aristokratie, nachgebend der Reform, ihr etwas bewilligend und ihr Anderes verweigernd; die Demokratie, weder geneigt sich als revolutionär zu bekennen, noch auch ihre radicalen Theorien abzuschwören, haben das neue Parlament nicht mit jenem imposanten Glanz gekrönt, in welchem das Haus der Gemeinen strahlte, als der Krieg gegen Napoleon, die Gründung unsrer Republik, der Krieg mit den Vereinigten Staaten, die Eroberung Hindostans zum Kampfe des Worts einen Canning, Burdett, Fox, Sheridan, Burke herausforderten. Unter den vielfach getheilten Parteien sind die einzigen großen Redner die beiden Athleten der extremen Ansichten geblieben: Peel, ein kluger Staatsmann, Erbe eines Theils der Beredsamkeit des zweiten Pitt, vertraut mit allen Feinheiten und Listen der Discussion, ausgezeichnet durch die Klarheit seiner Darstellung, durch eine lebendige Dialectik und durch die Kunst, die Menschen durch Verachtung, durch die Eitelkeit und das Interesse zu fassen; O'Connell, der die radicale Armee anzuführen scheint, in der That aber nur Irland vertritt. Hierin liegt die ganze Stärke von O'Connells Stellung; sein Land beschäftigt ihn immer vorzugsweise; stets erkauft er die politischen Siege Irlands, indem er die englische Partei opfert, für deren Haupt er gilt. Gefolgt von seinem irischen Schweif und trefflich unterstützt von dem Dichter Shiel, seinem Landsmann, einem heftigen Redner, nimmt er im Parlament eine mittlere Stellung ein, und entscheidet mit seiner beweglichen Schaar die wichtigen Fragen. Man kennt seine energische Trivialität, seinen unerwarteten Ungestüm, den unerschöpflichen Fluß seiner Suada und die Mischung von Gewandtheit und Derbheit, von Bildern und Grobheiten, die ihn so furchtbar machen und sein Talent dem glühenden Schwung eines Fox nahe bringen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93 u. 94.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 August 1839.

Luther in Frankreich.

(De la vie, les écrits et des doctrines de Martin Luther par J. M. V. Audin. 1839.) In der französischen Republik war die katholische, die christliche Religion abgeschafft worden; aber schon Robespierre fand sich veranlaßt, an die Stelle des officiellen Atheismus eine Art von Deismus zu setzen, und Napoleon stellte die christliche Religion wieder her. Das religiöse und theologische Leben in Frankreich nach einer solchen Krisis und Katastrophe, nach einer längeren, völligen Unterbrechung des Cultus, nach jahrelangen Umwälzungen, Kriegen und Stürmen jeder Art, mußte ein höchst interessanter Gegenstand der Beobachtung werden, und es haben auch deutsche Gelehrte in neuesten Zeiten ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gerichtet, ihre Beobachtungen dem Publicum mitgetheilt; so Pfanz und Reuchlin. Der Gegenstand ist ein sehr umfassender, von vielen Seiten her zu prüfender; indeß können wir einige kurze Sätze als ziemlich zuverlässiges Ergebniß jener Forschungen und Beobachtungen aufstellen. Die französische katholische Kirche, als solche, als eine geschlossene Corporation, hat durch die Revolution, die ihre Güter secularisirte und einzog, den christlichen Gottesdienst sistirte, und die meisten Priester zur Flucht zwang, einen schweren, durch Napoleons Restituirung und Concordat nicht wieder gut gemachten, wohl überhaupt unheilbaren Stoß erlitten. Der Restauration waren, bei allem guten Willen für die Begabung und Hebung der Kirche, die Hände doch einigermaßen gebunden, und die verlornen Reichthümer, womit ein bedeutender Einfluß zusammenhing, hätten sich in keinem Fall so schnell ersetzen lassen. Und wenn die Restauration einerseits der Kirche und Geistlichkeit große Gunst bewies und ihren Einfluß auch durch reiche Ausstattung im Zeitlichen zu fördern bemüht war, so schadete andrerseits gerade die Gunst des Hofes dem Einfluß der Geistlichkeit, indem man sie zur Genossin einer unpopulären Politik stempelte, und die Opposition gegen die damalige Regierung auch der Religion, unter dem Namen des Jesuitismus, den Krieg machte. Die neue Dynastie, aus dem Siege jener Opposition hervorgegangen (welcher auch die Kirche bedrohen zu wollen schien, jedoch nach einigen feindseligen Demonstrationen sie verschonte und ungestört ließ), war dem mit den ältern Bourbons verbündeten Clerus nicht genehm, und die Stimme des Volkes, wie sie sich in der Deputirtenkammer und in den meisten Journalen ausspricht, ist durchaus nicht für Begünstigung der Geistlichkeit; indeß mußte doch die Regierung sich angelegen seyn lassen, diesen immer noch einflußreichen Theil der Nation zu versöhnen und zu gewinnen, und die anfängliche Spannung, ja Feindseligkeit scheint allmählich einem leidlichen Einverständniß Platz zu machen; aber daß die Gleichheit der Culte in Folge der Juliusrevolution eingeführt wurde, wird die katholische Kirche nicht leicht verschmerzen. Die Gehalte der Bischöfe sind in Frankreich mäßig, die der Pfarrer sogar karg.

So viel von der äußern Stellung der französischen Geistlichkeit und Kirche; wie verhält es sich mit dem Einfluß, den die Geistlichkeit durch Lehre, Disciplin, Beispiel und Leben auf das Volk ausübt? Der Verlust der äußern glänzenden Stellung, der Kirchengüter, des weltlichen Glanzes mußte in mancher Beziehung günstig auf die Geistlichkeit zurückwirken; die weltlich Gesinnten mußten dadurch mehr von ihr zurückgehalten und ausgestoßen werden, und eine in irgend einem Sinn pressa ecclesia hat immer die Wahrscheinlichkeit größerer Wärme, Begeisterung und Reinheit für sich. Pfanz sagt: „der französische Geistliche, namentlich der jüngere, erscheint überall, wo er auftritt, in kirchlicher Kleidung. Soutane, Cingulum, breite sogenannte Mosestafeln, ein dreieckiger Hut, und, wenn er diesen abzieht, altmodisch geschnittne Haare und eine große Tonsur machen ihn von ferne kenntlich. In diesem Aufzug schreitet er mit Ernst und Würde durch die Menge hin, die Augen meistens niedergeschlagen, in allen Gebärden einen frommen Anstand beobachtend. An Vergnügungsorten, in Theatern, auf besuchten Spaziergängen sieht man ihn nie, im Gasthaus nur, wenn ihn das Bedürfniß auf einer Reise dazu zwingt. Im Umgang ist er, wie alle Franzosen, artig und zuvorkommend,

zeigt aber dabei eine an klöſterliche Demuth erinnernde Beſcheidenheit, oft auch gegen Fremde Scheu und Zurückhaltung. In ſeinem Zimmer fehlt nie der Betſtuhl und das Brevier, letzteres betet er auch im Poſtwagen und auf Spaziergängen. Mäßigkeit und Nüchternheit, die den gebildeten Franzoſen überhaupt eigen ſind, ſind es ihm in hohem Grade. — Iſt dieß Alles, wie man von Franzoſen ſelbſt häufig behaupten hört, Heuchelei oder wenigſtens Oſtentation? Wir glauben, ein ſolches Urtheil ſey ſehr lieblos, und man müſſe auf jeden Fall Beweiſe dafür haben. Solche haben wir aber nirgends gefunden.... Wir haben im Allgemeinen über den moraliſchen Wandel des Clerus keine Klagen gehört, können auch an der Unbeſcholtenheit desſelben um ſo weniger zweifeln, da wir nicht begreifen können, wie moraliſche Verirrungen desſelben verdeckt bleiben könnten, da die öffentliche Stimmung ihm eben nicht befreundet iſt, und Fama bekanntlich ſehr ſcharfe Augen hat."

Aus dieſer Schilderung ſcheint zu erhellen, daß der jetzige franzöſiſche Clerus gegenüber von der Geiſtlichkeit vor der Revolution, die, neben vielen gewiß ſehr würdigen Gliedern, doch auch eine Menge ganz verweltlichter, frivoler und unwürdiger Genoſſen zählte, und vermöge der damaligen Einrichtungen gar nicht anders beſchaffen ſeyn konnte, ſich gleichſam regenerirt und purificirt, daß ſie gleichſam ein neues Entwicklungsſtadium betreten habe, und ihre äußerlich minder günſtig und glänzend gewordene Stellung ſelbſt zu einem Förderungsmittel der Religioſität, der Sittenſtrenge, des wohlthätigen Einfluſſes ihrer Berufsthätigkeit auf das Volk zu machen ſuche. Der Gedanke liegt nahe, daß mit der ſtrengeren Sittlichkeit und dem Ernſt des Lebens ſich auch eine gründlichere wiſſenſchaftliche und gelehrte Bildung verbinden, und dem Eindruck der äußerlich würdevollen Erſcheinung und der Unbeſcholtenheit, das Gewicht geiſtiger Superiorität und entwickelter Talente kräftig zu Hülfe kommen werde, um das religiöſe Leben im Volk zu ſtärken und zu nähren. Aber hier verhält ſich vieles anders. „Die jungen Cleriker," ſchreibt Pflanz, „werden von den Kinderjahren an bis zum Augenblick, wo ſie in die Seelſorge treten, abgeſondert von den übrigen Theilen der Nation in ſtrenger klöſterlicher Zucht erzogen." Nun weiß man, daß die Erziehungsinſtitute und Lehranſtalten in Frankreich überhaupt minder gut beſtellt ſind, als z. B. in Deutſchland; durch die Revolution konnte hierin auch eben nichts Gutes gewirkt werden, und die Männer, in deren Händen die geiſtlichen Bildungsanſtalten befinden, beſitzen wohl ſchwerlich, ſo eifrig und gelehrt manche unter ihnen ſeyn mögen, einen freiern, wahrhaft wiſſenſchaftlichen Geiſt. Ueber die kleinern Seminarien ſagt Guenеau de Muſſy: „Im Allgemeinen kann man ohne Scheu verſichern, daß die claſſiſchen Studien in denſelben ſehr ſchwach ſind; der Unterricht iſt daſelbſt jungen Leuten anvertraut, die eben ſelbſt erſt ſehr unvollkommene Studien gemacht haben." Etwas Latein, wenig Griechiſch und gar kein Hebräiſch, berichtet Pflanz, ſind die philologiſchen Vorſtudien der künftigen Theologen Frankreichs, von Realien iſt ohnehin wenig die Rede, und das Feld der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften liegt brach. Nicht beſſer ſteht es mit den höhern Studien, z. B. der Philoſophie. Es herrſcht in den geiſtlichen Seminarien ein tiefes Stillſchweigen über die Fortſchritte, welche die Philoſophie in neuerer Zeit in Deutſchland und England gemacht hat; nur Leibnitz wird als deutſcher Philoſoph genannt, ſpätere Namen ſind unbekannt. Descartes ſelbſt darf nur mit Vorſicht genannt werden, u. ſ. w. Kirchengeſchichte wird als untergeordnete Wiſſenſchaft behandelt und in der Regel nicht gelehrt, Dogmatik und Moral aber ganz im alten ſcholaſtiſchen Gewande.

Bei dieſer beſchränkten, dürftigen Vorbildung mögen wohl immer noch einige gute Köpfe dennoch zu gelehrten und ſcharfſinnigen Theologen ſich bilden, aber der großen Mehrzahl wird immer Gründlichkeit und umfaſſendere, freiere Bildung mangeln; ſie wird, wie ſie in ihrer klöſterlichen Abgeſchloſſenheit der übrigen Nation entfremdet worden, in vielen Beziehungen, Anſichten, Strebungen ihr ſcharf gegenüberſtehen, ohne doch eine kräftige Superiorität durch philoſophiſche und gelehrte Bildung zu behaupten. Die Maſſe der Franzoſen iſt, wie aus den obigen Stellen erhellt, gegen die Geiſtlichen mißtrauiſch; man hält ſie für heuchleriſch oder ehrgeizig, und gibt ſelbſt ihren Vorzügen eine ungünſtige Deutung, man fürchtet ſelbſt ihre Talente.

Denn die Maſſe der Franzoſen, zumal der gebildeteren, iſt gegen die Religion ſelbſt indifferent und kalt, und gegen ihre Diener und Verkündiger, gegen die Kirche und die Geiſtlichen, immer halb gereizt. Das jetzige Geſchlecht ſteht noch zum größten Theil unter dem Einfluß der Philoſophie des vorigen Jahrhunderts, und wenn auch der Fanatismus gegen Religion und Kirche ſich durch die Revolution abgekühlt hat, ſo iſt doch die Gleichgültigkeit zurückgeblieben. Man läßt die Religion als Sache des Anſtandes, der Ordnung unangefochten, aber man empfindet ſie nicht als ein Bedürfniß. Doch ſcheinen einige bekannte Erſcheinungen der neueren Zeiten auf ein wiedererwachtes religiöſes Bedürfniß hinzudeuten, das aber mehr als ein krankhaftes Gelüſten ſich zeigt, das auf ſeltſame, neue Dinge gerichtet iſt, denn als ein geſunder Hunger, der ſich mit ungekünſtelter, kräftiger Nahrung ſtillen läßt. Das Cokettiren der Poeten mit der Religion iſt, wenn auch als Symptom vielleicht günſtig, doch nichts weniger als geſund. Indeß nun die Mehrzahl in religiöſe Indifferenz verſinkt, ſchließen andrerſeits Manche um ſo eifriger ſich an die ſtrengen Dogmen des Katholicismus an, und von dieſen wollte wieder ein Theil die Religion aufs engſte mit der Freiheit verbinden.

Bei dieſem Stand der Religion und Kirche in Frankreich könnte man erwarten, daß bei der großen Maſſe der Unterſchied der Confeſſionen ſich ziemlich werde verwiſcht haben. Dem iſt aber doch nicht ſo. Die proteſtantiſche Kirche Frankreichs betrachtet die katholiſche als hinter ſich zurückgeblieben, und den Katholiken, der die Dogmen ſeiner Kirche mit Gleichgültigkeit behandelt oder aufgibt, als inconſequent oder ungläubig; die katholiſchen Cleriker ſind, als Corporation, den Proteſtanten nicht hold, ſofern ſie in der Reformation ein Unglück erblicken, deſſen Folgen noch immer fortwirken; das die Philoſophie und die Revolution geweckt habe und die Maſſe der Katholiken, wie wenig ſie ſich auch um ihre Kirche kümmern, wie eiferſüchtig ſie hierarchiſche Begünſtigungen und Umtriebe bewachen und

denunciren, iſt doch nicht frei von einer gewiſſen Eiferſucht gegen den Proteſtantismus, wie denn die Unbeliebtheit Guizots zum Theil ihren Grund auch darin haben mag, daß er Calviniſt iſt. Das Princip der Gleichheit iſt bei dem Franzoſen eine wahre Manie; die katholiſche Religion hörte nach der Julirevolution auf, Staatsreligion im ſtrengern Sinn zu ſeyn, dieß ſollte ein Schlag ſeyn für hierarchiſche Anmaßungen; aber ebenſo wenig kann er den Gedanken ertragen, daß der Proteſtantismus ſich einbilde, etwas Beſſeres zu ſeyn, und der gleichgültigſte Katholik wird gelegentlich in eine Declamation gegen die Reformation einſtimmen, und bei einer Candidatur den katholiſchen Bewerber dem proteſtantiſchen vorziehen.

Der Aufſchwung welchen die Geſchichtſchreibung in Frankreich ſeit neuern Zeiten genommen, mußte nothwendig, bei Ueberblicken auf die wichtigſten Ereigniſſe und Umgeſtaltungen Europa's ſeit dem Mittelalter, die Aufmerkſamkeit der Hiſtoriker auch auf das Ereigniß hinziehen, welches gewiſſermaßen die mittlere Zeit ſchließt und die neue eröffnet, die Reformation, und dieß um ſo mehr, als eine Parallele zwiſchen ihr und der, auch wieder eine Aera eröffnenden Revolution von 1789 ſich unwiderſtehlich aufdrängte. Natürlich haben, je nachdem der Hiſtoriker oder Beurtheiler ſich auf einen Standpunkt ſtellte, die Reformation und ihr Hauptheld, Luther, die verſchiedenſten Auffaſſungen und Beurtheilungen über ſich ergehen laſſen müſſen. Reuchlin in ſeiner Schrift: das Chriſtenthum in Frankreich, hat einen Abſchnitt überſchrieben: Luther in Memoires und Theaterliteratur, woraus wir das Wichtigſte ausheben.

„Von Luther iſt ſeit einiger Zeit auf verſchiedene Weiſe die Rede geweſen, und gewiß, wenn es den Franzoſen darum zu thun iſt, deutſchen Geiſt und Charakter zu ſtudiren, ſo möchte ihnen die Bekanntſchaft mit keinem Charakter mehr zu empfehlen ſeyn. Zwei Veranlaſſungen beſonders haben ihn zur Sprache gebracht: die Rede, welche Mignet im Frühjahr 1835 in der Akademie der moraliſchen und politiſchen Wiſſenſchaften gehalten. Er ſtellte beſonders Luther auf dem Reichstag zu Worms ſeinen Zuhörern vor die Augen. Da die Journale in der Regel von dieſen Vorgängen berichten, ſo brachten denn die meiſten damals Luther an die Tagesordnung. Mignet zeigte, wie der Grund des ganzen Benehmens Luthers auf der felſenfeſten Ueberzeugung gegründet ſey, es ſey Gottes Werk, das er treibe. Der Vortrag wurde offenbar mit ungetheilter Aufmerkſamkeit angehört, und erhielt den lauten Beifall des Auditoriums. Mignet hat wiederholt ſeine Abſicht, eine Geſchichte der Reformation zu ſchreiben, ausgeſprochen; es iſt indeſſen nicht abzuſehen, wann er Zeit bekommen ſollte, wirklich etwas Gründliches darüber zu ſchreiben. Wie wenig man ſich bisher aus einem gründlicheren Studium von Luther ein Geſchäft gemacht, mag auch daraus erhellen, daß auf der großen Bibliothek nicht einmal eine vollſtändige Ausgabe von Luthers Schriften iſt.

Die zweite Veranlaſſung war: Memoires de Luther, écrits par lui-même, traduits et mis en ordre par Michelet, 4 Vol. Paris 1835. Dieß Werk iſt ſehr ungleichartig, wie es denn auch Michelet nicht allein geſchrieben hat. Der Semeur hat ſich nicht ſehr befriedigt davon bezeugt. Er ſtößt ſich nicht ſowohl bloß an dem Titel: mémoires par lui-même, ob er gleich auch dieſen für eine, eines ſo bekannten Mannes vollends unwürdige Charlatanerie hält, als vielmehr an dem, was damit zuſammenhängt. Dem Beſtreben zu intereſſiren und zu amuſiren ſind weſentliche Seiten im Charakter und Leben Luthers zum Opfer gebracht. Die Tiſchreden ſind die Hauptquelle, und auf die piſanten Worte und Witze Luthers, wie er wohl im engern Kreiſe ſeinem kräftigen Humor freien Lauf ließ, iſt zu ſehr Jagd gemacht. Es ſind eigentlich mehr nur Lutheriana. Hätte Luther wirklich ſeine Memoiren geſchrieben, ſo würde er uns darin wohl am meiſten ſein verborgenes Leben durch Chriſtum in Gott aufgeſchloſſen haben. Hier aber iſt ein dem Titel ganz widerſprechender moderner Begriff von Memoires vorherrſchend, Luther mehr mit den Augen des Tiſchgenoſſen, oder wohl gar des Kammerdieners angeſehen.

„Dieß Buch hat denn nun mehreren Journalen Stoff und Veranlaſſung gegeben, unter freilich meiſt ſehr abenteuerlichen Geſichtspunkten Luther darzuſtellen. So ſtellt eines die Ausſprüche Luthers und — Mohammeds über die — Weiber zuſammen. Dieſe Zuſammenſtellung iſt indeß nicht neu; die Gazette de France kündigte 1834 die Apologie des Chriſtenthums durch eine Zuſammenſtellung von Ausſprüchen zu ſeinen Gunſten an; unter vielen andern berühmten Namen finden wir auch die von Mohammed, Luther und Calvin zuſammengruppirt. Und bei ihnen, wie bei Voltaire, Diderot und Rouſſeau, ſind dieſe Ausſprüche aveux (Geſtändniſſe) genannt, alſo gleichſam wider Willen abgedrungen. Ueberhaupt ſind die Urtheile der legitimiſtiſch-katholiſchen Blätter über Luther faſt ohne Ausnahme albern, aber ſehr übereinſtimmend, wohl eine ehrwürdige, nicht weiter geprüfte Tradition von ein paar Jahrhunderten her. Eine ſtehende Phraſe, um Luther zu bezeichnen, iſt: ce reformateur fougueux. Auch im europäiſchen Congreß der Geſchichtforſchung machte ein Redner die feine Bemerkung, man müſſe einen Unterſchied machen zwiſchen den Reformatoren; einige derſelben haben es gut gemeint, bei andern ſey eine ſchlechte Abſicht zu Grunde gelegen (de mauvaise foi); ſo bei Luther.

„Das Echo de la jeune France, journal de réforme sociale par le Christianisme ſagt: vom ſichern Hafen der deutſchen Kloſter und Kneipen aus hat Luther im Namen der Vernunft Mißtrauen gegen den Katholicismus verbreitet, auf ſein Wort fängt die Welt an zu zittern und ſich zu bewegen. Wie er die religiöſe, ſo erſchütterte zwei Jahrhunderte ſpäter einer ſeiner Schüler die politiſche Wahrheit, indem er nun auch hierin die desorganiſirende Idee der Souveränetät Aller aufſtellte. Wie man gewiß werden mußte, ob es der menſchlichen Vernunft gegeben ſey, ſich einen Glauben zu bilden, der begeiſtern, eine Religion, welche ſich als civiliſirend erweiſen könnte, ſo muß man auch gewiß werden, ob es den Völkern gegeben iſt, mit ihren Händen Scepter zu bilden, welche nicht brechen, Kronen, welche mit reinem Glanz ſtrahlen, Gewalten, welche zu regieren wiſſen, ohne Jemand Zwang anzuthun. Wie Luther, ſo hat auch Rouſſeau's Gedanke einen mächtigen Beiſtand an einigen Mißbräuchen gefunden; beide wiſſen ſich trefflich nach den Verhältniſſen zu

ſchmiegen, heute ſich mit dem Philoſophenmantel deckend, morgen mit der phrygiſchen Mütze, heute Mitglied einer Carbonariverſchwörung, morgen unter einer andern Hülle.“ Der beredte Polemiker begeht leider den kleinen Verſtoß, Luther den würtembergiſchen Mönch zu nennen. Die Journale ſehen Luther im Durchſchnitt als Vater der Skepſis und des Rationalismus an, und nur im Journal des Débats erinnere ich mich geleſen zu haben, daß urſprünglich die Reformation ſehr poſitiv geweſen ſey.

„Gegen die Oper: die Hugenotten, von Meyerbeer, durch welche ſich die Melodie: eine feſte Burg iſt unſer Gott, hindurchzieht, zeigten die katholiſchen Journale einen unverhohlenen Widerwillen. Bald darauf gab Delavigne eine neue Veranlaſſung, ſich über die Vorliebe des Theaters für die Reformation und die Feindſeligkeit gegen den Katholicismus zu beklagen. Une famille ou temps de Luther, eine Tragödie in einem langen Act, ſpielt in einem „holländiſchen Hauſe nahe bei Hamburg.“ Luther ſelbſt kommt glücklicherweiſe nicht auf die Bühne, aber es wird gemeldet, daß er im Hauſe ſey, und der alte Diener bezeichnet ihn als einen Mann, der gerne zanke, und ſelbſt wenn er bete, ſich zu ärgern ſcheine. Der Inhalt des Stücks iſt die Darſtellung des religiöſen Fanatismus, wie er eine Familie entzweit, unglücklich macht, mit einem Brudermord und dem Fluch einer Mutter über den Mörder endigt. — Nach wenigen, ſehr beſuchten Vorſtellungen wurde das Stück, gegen alle Analogie, aufgegeben. Ein andrer Schriftſteller kündigte an, daß dieß Theaterſtück nicht zu verwechſeln ſey mit ſeinem Werke über Luther, an welchem er ſeit längerer Zeit arbeite, und welches bald erſcheinen werde.“

Man ſieht, daß einerſeits die günſtig über Luther ſich Ausſprechenden ihn nicht gründlich kennen, und ihn wohl gar als Vater und Repräſentanten von Strebungen verehren, die ihm ganz fremd waren, und an deren Spitze er höchſtens hiſtoriſch ſteht, und daß andrerſeits die Gegner ebenſo nach traditionellen Vorurtheilen und dunkeln, vielleicht ſelbſt ſchauerlichen Vorſtellungen über ihn abſprechen. Ein unbefangnes gründliches Studium, eine Auffaſſung ſeines Charakters und Wirkens im ächt humanen und dabei hiſtoriſchen Geiſt ſcheint noch ganz zu mangeln.

(Fortſetzung folgt.)

Der Wanderer.

Eine Erzählung von Wordsworth.

(Fortſetzung.)

So ſprach er mit faſt feierlichem Ton;
Doch als er ſchwieg, da war in ſeinem Antlitz
Sich klare Heiterkeit, ſo mild der Ausdruck,
Daß eine Weile mir darüber ganz
Schwand die Erinnrung, und die einfache
Geſchichte wie ein Ton in mir verhallte.
Ueber gleichgült'ge Gegenſtände ſprachen
Ein Weilchen wir, die bald mir ſchmacklos wurden.
Es ſelbſt nicht wiſſend und nicht wollend, dacht' ich
An jenes arme Weib, als hätt' ich ſie
Gekannt — geliebt. Er hatte ihre ſchlichte
Geſchichte mit ſo rührend inn'ger Kraft
Erzählt, mit ſo lebend'gem Mienenſpiel
Und ſo lebhaftem Auge, daß die Dinge,
Wovon er ſprach, wie gegenwärtig waren;
Und als die Spannung nachließ jetzt, da ſchlich
Durch meine Adern ein herzinn'ger Schauer.
Auf ſtand ich, trat weg aus dem luft'gen Schatten
Und ſog die Labung ein der wärmern Sonne.
Doch hatte ſie nicht lang mich angelächelt,
Als ich, auf dieſe friedliche Ruine
Den Blick gewendet, wieder kehrte um,
Und bat den Alten, mir zu lieb, in ſeiner
Erzählung fortzufahren. —

Er verſetzte:

„Es wär' ein frecher Leichtſinn, ſchweren Tadel
Verdient' es, wenn wir Menſchen wären, die
Ihr Herz in eitler Tändelei vergnügten,
Selbſt wohl Verſtorbner Elend, ſchon zufrieden
Zu ſchöpfen draus ein augenblickliches
Vergnügen, dran Vernunft hätt' keinen Theil,
Entbehrend aller Früchte für die Zukunft.
Wir wiſſen aber, daß ſich oftmals findet
In traurigen Gedanken, und ſich immer
Drin finden könnte — eine Kraft, die günſtig
Der Tugend und befreundet iſt; wär' dieß nicht,
So bin ich nur ein Träumer unter'n Menſchen,
Ein müß'ger Träumer, ja! — 's iſt eine alte
Geſchichte, iſt ein Jammer, wie er oft
Im Menſchenleben vorkommt, die Geſchichte
Von ſtillem Dulden, kaum in körperhafte
Geſtalt gehüllt. — Doch ohne weitres Bitten
Fahr' fort ich.

Während ſo es denen ging,
Für welche dieſe Hütte, bis zu jenen
Unſel'gen Jahren, eine glückliche
Heimath geweſen, war es mein Geſchick
In einem weit entlegnen Land zu reiſen;
Und als ſich wieder dieſe luft'gen Ulmen
Mir zeigten — welche fröhliche Erwartung
Zog mich dorthin über die flache Haide!
Mit raſchem Schritt erreicht' ich dieſe Schwelle,
Mit leichter Hand;
Die Klinke drückt' ich auf mit
Doch wie ich eintrat, ſah mich Margaret an
Ein Weilchen, wandte dann ihr Haupt ab, ſprachlos,
Sie ſetzte nieder ſich auf einen Stuhl
Und weinte bitterlich. Ich wußte nicht,

Was thun, was mit ihr ſprechen. — Armes Weſen!
Zuletzt erhob ſie ſich von ihrem Sitz,
Und dann — o Sie! ich kann nicht ſagen: wie
Sie meinen Namen ausſprach. Mit der Inbrunſt
Der Liebe und mit einem Antlitz, das
Des unſagbaren Grams Rathloſigkeit
Ausſprach, und einem Blick, der ſich an mich
Zu klammern ſchien, befragte ſie mich, ob ich
Nicht ihren Mann geſehen. Wie ſie ſprach,
Kam Ueberraſchung mir und Angſt ins Herz,
Und nicht antworten konnt' ich, bis ich hörte:
Er ſey verſchwunden, vor noch nicht zwei Monden.
Sein Haus verließ er, zwei qualvolle Tage
Waren herum; am dritten, als bekümmert
Ihr Haupt vom Kiſſen ſie erhob, zu ſchaun
In ihrer Unruh', ob der Tag nicht komme,
Erſpähte ſie in ihrem Kammerfenſter
Daliegend ein gefaltetes Papier,
Welches berechnet ſchien, daß drauf erwachend
Ihr Auge falle. Zitternd öffnete
Ich dieß — fand nichts Geſchriebnes, aber ſah
Geldſtücke, ſorgſam eingewickelt, Silber
Und Gold. — „Ich ſchauderte bei dieſem Anblick,"
So ſagte Margaret, „denn ich wußte, ſeine
Hand hatte dahin es gelegt; und ehe
Der Tag, der lange, martervolle Tag
Zu Ende war, erfuhr ich von Jemand,
Den mir mein Mann zuſchickte mit der ſchweren
Botſchaft, daß er gegangen unter eine
Truppe Soldaten, in ein fernes Land
Beſtimmt — und ſo verließ er mich — er konnte
Das Herz nicht faſſen, mir Lebwohl zu ſagen,
Denn er befürchtete, mit meinen Kleinen
Wärd' ich ihm folgen und erliegen unter
Dem Elend des unſteten Wanderlebens."

„Dieſe Geſchichte unter häufigen Thränen
Erzählte Margaret, und als ſie ſchloß,
Vermochte wenig Troſt ich ihr zu geben,
Und war nur froh, aus ihrem eignen Mund
Manch Wort der Hoffnung zu entlehnen, das
Aufheiterte uns beide; nicht lang hatten
Zuſammen wir geſprochen, als wir auf
Die Bahn von beſſeren Gedanken kamen,
Mit hellerem Auge blickte ſie umher,
Als hätte Freudethränen ſie vergoſſen,
Wir ſchieden. — 'S war die Zeit des frühen Lenzes,
Mit ihrer Gartenarbeit ſehr beſchäftigt
Verließ ich ſie; und wohl erinn' ich mich,
Sie ſah mir über dieſe Hecke nach,
Und wie ich auf dem Fußpfad ſchritt dahin,
Rief ſie mir nach noch einen Segenswunſch
Mit heitrer Wärme, und mit einer Stimme,
Welche des innern Glückes Echo ſchien.

„Hin über viele Berg' und Thäler ſchweift' ich
Mit meiner Bürde, ſo in Froſt wie Hitze,
Durch manchen Wald und manches offne Feld,
In Sonnſchein oder Schatten, bei unluſt'gem
Und feuchtem, und bei heiter blauem Himmel,
Beklommen oder fröhlich, wie es kam;
Meine getreueſten Begleiter bald
Die ſtürm'ſchen Winde, bald die Rieſelbäche,
Flüſternde Bäume, und bald die Muſik
Des eignen mühſel'gen Wanderſchritts,
Nebſt manchem flüchtigen Gedanken, der
Auftauchte und verſchwand. — Ich wanderte
Wieder hieher mitten im wärmſten Sommer,
Wo gelb der Weizen ward, und wo das zarte
Und zack'ge Gras neu ſproſſend über's Henfeld
Ausbreitete ſein mildes Grün. Ich fand,
Ankommend an der Thüre, daß ſie weg war.
Im Schatten, wo wir ſitzen, wartete
Ich ihrer Rückkehr. Ihre Hütte — damals
Ein heitrer Anblick — ſah aus wie gewöhnlich,
Nur, ſchien es mir, das Gaisblatt, das den Eingang
Umſchlang, hing nieder in viel üpp'gern Büſcheln,
Und jenes luſt'ge Unkraut, der Steinſame,
Der gelbe, den man um den Sims ließ wuchern,
Wuchs ſtärker, deckend zu die untern Scheiben.
Ich wandte mich, den Garten zu durchſchlendern.
Hinter der Jahrszeit ſchien er mir zurück
Und ſeines Ruhms der Zierlichkeit verluſtig.
Maßliebchen und Bergnelken hatten ihre
Sauber gezognen Linien überſchritten,
Und taumelten heraus jetzt auf die Wege,
Die ſie begränzten ſonſt. Fleiſchfarbne Nelken,
Geſchätzt einſt wegen wunderbarer Schönheit,
— Der Preis von ganz beſondrer Müh' und Sorge —
Senkten die Häupter matt, beraubt der Stützen.
Der üpp'ge Hopfen mit den Ranken und Glocken
Hatte geſchlungen ſich um die zwei kleinen
Reihen von Erbſen und zur Erde ſie
Gezogen. — Eine Stunde war indeß
Verſtrichen; unruhvoll kehrt' ich zurück.
Ein Fremder kam vorbei; errathend, wen
Ich ſuchte, ſagt' er mir, ſie pflege weit
Oft über Feld zu gehn. — Die Sonne ſank
Im Weſten, und mit trüber Ungeduld
Saß ich jetzt da. Laut ſchrie ihr einſam Kind
Innen im Haus; dann, wie ein Windſtoß plötzlich
Von ſelbſt nachläßt, ward ſtill die Stimme wieder.
Auf ſtand ich von der Bank, doch nicht zerſtreuen
Konnt' ich mich und nicht frohern Sinnes werden;
Schön war der Platz wohl, aber gar ſo traurig,
Und trauriger, je länger ich verweilte;
Und mich umſchau'nd bemerkt' ich auch erſt jetzt
Daß die Eckſteine auf den beiden Seiten
Des Eingangs waren roth gefleckt und dran

Büſchen von Welle hingen, als ob kämen
Hieher die Schafe als vertraute Gäſte,
Die auf der Haide weideten und fänden
An ihrer Schwelle einen Lagerplatz.
Die Schatten fielen dichter von den Ulmen; —
Die Hüttenuhr ſchlug acht; ich wankte mich
Und ſah ſie, wen'ge Schritte noch entfernt.
Bleich, ſchmal war ihr Geſicht, ihre Geſtalt
Verändert auch. Als ſie die Thür' aufſchloß,
Sprach ſie: „Es thut mir leid, daß Ihr ſo lang
Gewartet; doch, die Wahrheit Euch zu ſagen,
Ich bin in letzter Zeit viel umgewandert,
Und manchmal, ich geſteh's mit Scham, bedarf's
All meines Betens, daß ich nur komm' heim."
Deckend den Tiſch zu unſerm Abendbrod
Erzählte ſie — das Thun nicht unterbrechend,
Womit gedankenlos zu Stand ſie kam —
Sie hab' ihr ältres Kind von ſich gegeben,
Und in die Lehre glücklich es gebracht
Bei einem guten Herren auf einem fernen
Pachthof — „ich merke, daß Ihr mich verwundert
Anſeht, und Ihr habt Grund dazu; ich bin
Heut weit gewandert, und herumgeſtreift
Bin ich ſchon viele Tage auf den Feldern.
Dieß wiſſend nur, daß ich nicht finden kann
Das was ich ſuche; ſo bring' ich die Zeit um;
Denn ich bin ſehr verändert, und mir ſelbſt
Hab' ich zu Schaden viel gethan und dieſem
Hülfloſen Kind. Ich hab' im Schlaf geweint,
Geweint im Wachen; meine Thränen floſſen
Als wär' mein Leib nicht ſo wie andrer Menſchen,
Und könnt' ich niemals ſterben. Doch jetzt bin ich
Im Geiſt und Herzen ruhiger, und hoffe,
Sprach ſie, der Himmel wird Geduld mir ſchenken,
Zu tragen das, was ich zu Haus muß ſehn."
Es hält' erſchüttert Euch in tiefſter Seele,
Sie ſo zu ſehen, Sie; ich fühle wie
Im Herzen die Geſchichte feſt mir haftet;
Langweilig, fürcht' ich, iſt ſie, doch mein Geiſt
Weilt bei der armen Frau; ſo traulich nah
Iſt mir ihr Weſen, Antlitz und Erſcheinung,
So tief empfind' ich ihre reine Güte,
Daß mich's auf meinen Wandrungen nicht ſelten
Befällt, wie eine plötzliche Verzückung;
Dann iſt mir ſo, als dächt' ich an ein Weſen,
Welches der Kummer eingeſchläfert nur
Oder hinweggetragen, — an ein menſchlich
Geſchöpf, beſtimmt neu zu erwachen zum
Menſchlichen Leben, oder einem Daſeyn,
Menſchlichem Leben nah verwandt, wenn er
Kommt wieder, deſſenthalb ſie duldete.
Erſchüttert ja, hätt's Euch in tiefſter Seele,
Sie ſo zu ſehn, die Augenlieder ſanken
Ihr immer mehr, nieder ſchlug ſie die Augen,
Und wenn ſie mir vorlegt' an ihrem Tiſch,
Sah ſie nicht an mich. Ihre Stimm' ward leiſe,
Gebeugt ihr Körper. Jede Thätigkeit
In ihren häuslichen Geſchäften zeigte
Eines mit haftenden Gedanken ganz
Beſchäftigten Gemüths gleichgült'ge Stille,
Dem gleich reizlos ſind alle äußern Dinge.
Sie ſeufzte fort, doch ſah man nicht der Bruſt
Bewegung, ſah nicht, daß das Herz ſich hob.
Wie wir am Feuer bei einander ſaßen,
Da trafen Seufzer mir das Ohr — ich wußte
Nicht wie, und wußte kaum woher ſie kamen.

„Vor meinem Weggehn übergab ich ihr
Für ihren Sohn ein paar Erinnrungszeichen,
Die ſie annahm mit einem Blick des Danks;
Mahnte ſie, ihr Vertraun auf Gottes Liebe
Zu ſetzen, ſeine Hülfe zu erbeten,
Nahm meinen Stab, und als ich küßt' ihr Kind,
Standen die Thränen ihr im Aug'. Ich ſchied,
So viel ich konnt' ihr Troſt und Hoffnung gebend;
Sie dankte mir für meinen Wunſch, doch für
Die Hoffnung, ſchien mir, dankte ſie mir nicht.

(Schluß folgt.)

Philarete Chasles

über die gegenwärtige engliſche Literatur.

(Schluß.)

Eine literariſche und intellectuelle Macht, welche die neuen Neigungen und Strebungen Englands noch nicht erſchüttert haben; eine Tribune, wo ſich tauſend Talente verſchiedenen Ranges ablöſen; ein ſtummes Theater, welches allein mehr Unterſtützungen verſchlingt, als alle Theater; eine permanente Schule von allen Doctrinen, allen Dogmen, allen Hoffnungen, allem Wiſſen; eine ohne Aufhören ſich erneuernde Bibliothek, welche die Geſchichte, die Poeſie überwältigt, und ſelbſt den Roman, den großen Uſurpator, verſchlungen hat, eine neue ſociale Gewalt, die ſich neben den Gemeinen und den Peers erhebt — iſt die periodiſche Preſſe Englands, der letzte Inbegriff ſeiner Anſichten und ſeiner Fortſchritte. Seit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts iſt ſie, wie Jedermann weiß, eine furchtbare Macht, deren übermäßige Entwicklung den größern Werken geſchadet hat. Alle Kraft der Ideen, alle Gluth des Styls, alle Gewandtheit der Discuſſion flüchteten ſich, ſtatt ſich der langſamen und ſchwierigen Verbreitung durch Bücher anzuvertrauen, in die Reviews, von welchen ſie eine raſche Publicität, einen elektriſchen und unermeßlichen Einfluß zu erwarten hatten. Southey, Scott, Bentham, Brougham, Campbell, Hazlitt, Coleridge, Mackintoſh, Gifford, Lamb, Jeffrey wurden Mitarbeiter der angeſehenſten Reviews. Selbſt Fremde nahmen dar-

an Theil, wie Ugo Foscolo und Telesforo de Trueba. Mehrere Romane erſchienen in den Reviews und Magazinen; immer dieſelbe Zerſtücklung der Kräfte. So kam man bis zu jener Pfenniglitteratur, beſtehend aus Schnitzeln und Bruchſtücken, mit Holzſchnitten durchmiſcht, deren günſtige Wirkung und Reſultate wir eben nicht zu rühmen wiſſen. Inzwiſchen behielten die Citadellen des Torysmus und der Whigpartei, die Quarterly und Edinburg-Review in ihrem Schooße die tapferſten und tüchtigſten Vertheidiger der beiden Doctrinen; hier Croſton Croker, ein feiner und ſcharfer Geiſt, ein ironiſcher Analotiker, von vielſeitiger Bildung, der alte Southey, Lockhart, ein tüchtiger, klarer Kopf, ſchonungslos in ſeiner Satyre; dort Macaulay, ein trefflicher Schriftſteller, der dazu geboren ſcheint, philoſophiſche Geſchichte zu ſchreiben, und eines der ſchönſten Talente der Whigs. Unter dem conſervativen Banner marſchiren Blackwoods Magazin, geleitet von Wilſon, wo die wilde, oft glänzende und in ihrer Herbigkeit ſelbſt farbenvolle Blume des alten ſchottiſchen Geiſtes duftet, Fraſers Magazin, dem Carlyle treffliche Artikel gegeben hat, und das ſehr geiſtreich und originell iſt, ſelbſt in ſeinen Thorheiten. Das Metropolitan- und New Monthly-Magazin repräſentiren zwei Schattirungen des Whiggismus, Taits Magazin ſetzt den radicalen Krieg fort, und der iriſche Katholicismus findet ſeinen Ausdruck im Dublin Quarterly, während die Dublin-Univerſity-Review dem Proteſtantismus desſelben Landes zum Organ dient. Die Weſtminſter Review, Verbreiterin der utilitariſchen Philoſophie, hat ihre Verwandlung und ihren Uebergang vom idealen ins thätige Leben vollzogen durch Annahme des Titels: London und Weſtminſter Review. Wirft man einen Blick auf die engliſche periodiſche Preſſe im Ganzen, ſo findet man, daß die darin enthaltne Maſſe von Talent ſich ſehr zerſtreut hat, und daß die ausgezeichneten Artikel ſeltner geworden ſind, in dem Verhältniß, als die Zahl der mittelmäßigen oder intereſſanten ſtieg; es iſt als müßte das politiſche Nivellement auch die Capacitäten erreichen, und die Talente niederdrücken, indem es die Producte vervielfältigt.

Dieß iſt die allgemeine Anſicht der engliſchen Literatur, wie ſie ſich dermalen dem Blick darbeut. In einer Zeit des Uebergangs und der Gährung hat ſie doch, wie man ſieht, viele Kraft und Lebenstrieb bewahrt. Vergleicht man ihre Bewegung mit der intellectuellen Bewegung, die ihr voranging, und gegen Anfang des 19ten Jahrhunderts über die brittiſche Welt ſo große Schätze der Poeſie und der Erfindung ausſchüttete, ſo findet man ſie allerdings dagegen zurückſtehend. Sucht man ihre Fehler auf, ſo kann man ihr Verſchwommenheit, Mißbrauch der Analyſe, übermäßiges Detail und Nachahmung zum Vorwurf machen. Keine Byron oder Scott mehr, Tonangeber in der geiſtigen Welt, zwei elektriſche Ströme ausſendend, welche alle Gedanken in Bewegung ſetzen, aber eine Menge Talente zweiten Rangs, beherrſcht von einigen Superioritäten, die mehr mit kritiſcher Beobachtungsgabe als mit großer Schöpferkraft begabt ſind. England hat keinen leidenſchaftlichen Schriftſteller, den man mit George Sand vergleichen könnte, keine jetzt lebende Hiſtoriker und Dichter, die ſich zur Höhe unſrer vollendetſten Talente erheben; aber in ihrer Geſammtheit betrachtet weniger abſtract und dem Leben entfremdet als die deutſche Literatur, gehaltener, ſtrenger und voll freierer Mannichfaltigkeit als die franzöſiſche, iſt dieſe Literatur immer noch diejenige, die, befruchtet durch einen ungeheuern Verkehr, die entfernteſten Lichter concentrirt, die koſtbarſten Thatſachen vereinigt und ſammelt, und die, ſelbſt in ihrer vergleichungsweiſen Schwäche, noch am meiſten die Errungenſchaft der Vergangenheit achtet, indem ſie ſich für die Zukunft rüſtet.

Die Heimkehr des Schloßherrn.

Von Emile Deſchamp.

I.

Der Ritter. Die Dame.

Der Ritter.

„Ihr ſeyd, o meine Kön'gin, weißer
Als Luna, wenn durch's Blau ſie geht;
O meine Herrin, Eure Wange
Iſt roſenroth, ſo wie am Hange
Des Waldes die Erdbeere ſteht.

Erdbeeren aber, reife, pflückt man....
Ja, ſieben Jahre ſind entrollt,
Seit ſtets die Rüſtung ich getragen,
Ohn' Murren will ich ihr entſagen,
Wenn Ihr dieß Schlingband löſen wollt.

Oh! ja, mit dir will, meine Schöne,
Will ich verbringen dieſe Nacht.
Wornach mein ſehnend Herz gerufen,
Seit du an des Altares Stufen,
(Wohl wenig Luſt hat dir's gebracht!).

Die Hand in die des Grafen legteſt,
Leis ſprachſt das Ja! das große Wort,
Darauf gezählt der gute Gatte,
Und dran er ſich, der niemals Satte,
So heißt's, erfreut noch immerfort.

Für ihn genug iſt dieſe Freude;
Für ihn iſt dieſer Ruhm genug. —
Ich hab' geträumt auf Gräcia's Meere,
Daß ſeiner Frau Herz mir gehöre...
Iſt das auch heut' nur Traum und Trug?

Die Sklavinnen, die ſchönſten, fehlen
Den Märkten von Baſſora nie;
Dem ſchwarzen Aug' erlagen Helden, —
Biſchöfe ſelbſt, betrübt zu melden!
Die heil'gen, ſchlugen ſich um ſie!

Ich aber, rühm' ich mich, berührte
Sie mit dem Saum des Fingers nicht;
In langem Faſten iſt geblieben
Mein Herz treu, Dame, ſeinem Lieben,
Wie eines guten Ritters Pflicht.

Und wenn ſo Euer Bild im Herzen
Die Kraft mir, rein zu bleiben, gab:
Komm' jetzt ich hieher, daß dem ſtarren
Afreten man, nach langem Harren,
Sein ſchwer Gelübde nehme ab."

Die Dame.

Das Mindeſte, was Ihr könnt fordern!
Dulden aus reiner Freundſchaft Pflicht
So viel!... o Ritter unbeſcholten,
Und all dieß iſt noch nicht vergolten!
Erbarmt dich dieß, o Himmel, nicht?

Hereln, hereln hier, tapfrer Ritter,
Und keine Sorge komm' Euch nah;
Die Rüſtung ſchnell von Haupt und Füßen, —
Ich hab', allein, viel weinen müſſen;
Gebietet mir, ich ſage: Ja!

Der Graf verließ, welch Glück! zu jagen
In Arragons Gebirg, das Haus.
O daß die Wuth die Hunde packte,
Sie tödtend! daß ein Adler hackte
Die Augen ſeinem Falken aus!

O daß er fluchte, ſtatt zu weinen,
Und daß der Fürſt der Finſterniß
Ihn an den Füßen hin zum Schlunde
Der Hölle, binnen einer Stunde
Vom Berg mit ehrnen Krallen riß!

Den ſchwier'gen Punkt ſie ſo beſprachen,
Und hatten andre auf dem Korn,
Wovon erdröhnte die Gnitare, —
Als man in gellender Fanfare
Hörte des Grafen tönend Horn....

II.

Der Graf. Die Dame.

Der Graf.

Was find' ich hier ſolche Verſtörung?
Dame, ſo ſprödе ſonſt immerdar,
Und keuſch — wo bleiben Eure Frauen?

Die Dame.

Ich lämme mich, wie Ihr könnt ſchauen,
Ich flechte, weinend, mir mein Haar;

Weil Ihr mich laßt ohne Genoſſen
Im Haus, im öden Cölibat,
Allein zu jagen in dem Holze.

Der Graf.

Ha! bei S. Jago, Spaniens Stolze,
Die Worte lauten nach Verrath!

Und weſſen, meine zarte Taube,
Iſt denn das Roß, dеß wieh'rnden Ton
Ich hör' vom Stall oder der Tränke?

Die Dame.

Das meines Vaters; zum Geſchenke
Beut er es ſeinem Schwiegerſohn.

Der Graf.

Erkannt nicht hab' ich die Schabracke
Der Herr'n von Bellamonte drau. —
Und weß ſind, Dame, edel immer,
Die Waffen mit dem rothen Schimmer,
Die man im Saal ſieht neben an?

Die Dame.

'S iſt eine Rüſtung.... die mein Bruder,
Siegreich im Kreuzzug, mir geſchickt;
Er hätt' gern eine wunde Taube,
Oder ein Herz, dem Pfeil zum Raube,
Von mir mit Seide drauf geſtickt.

Der Graf.

Pfeil oder Vogel gilt das Gleiche;
Wie aber ſtreckt dein Bruder ſich!
Und dieſer lange Speer, den funkeln
Man an der Thüre ſieht im Dunkeln?
Der Speer — wem denn gehört er, ſprich?

Die Dame.

Ergreift ihn, geb' ich Euch zur Antwort,
Ergreift ihn, Graf, und ohne Scheu
Durchbohrt mein Herz, das Leben raubt mir!
Und bei St. Ildefonſo glaubt mir,
Daß dieſes Todes werth ich ſey!

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 August 1839.

Luther in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Ein gründliches Werk über Luther zu liefern unternahm der Verfasser des obengenannten, ganz neuen, in zwei starken Bänden erschienenen Werkes, Audin, der in seinem Motto schon sein Buch als die Frucht langer Studien und sorgfältigster Forschung bezeichnet. Und in Wahrheit, wenn die Unbefangenheit des Verfassers seinem Fleiß und seiner Genauigkeit gleich käme, verdiente sein Buch allen Dank und alles Lob. Um aber dem Leser einen Begriff von dem Geist zu geben, in welchem das Buch geschrieben ist, übersetzen wir das Wesentliche der Vorrede:

„Die Reformation ist ein zwiefaches, ein soziales und ein religiöses Phänomen. Luther fand bei seinem Auftreten die Elemente dieser Bewegung, welche die ganze Welt aufregen sollte, schon alle versammelt; er schuf sie nicht, wie man schon so oft behauptet hat, er bediente sich ihrer. Denn die Ideen treten nicht schon befruchtet hervor, es bedarf eines Geistes, um sie zu erwecken. Der Boden der Intelligenz ist wie der Erdboden, der nur Früchte trägt, wenn darauf gesäet worden. Der Keim des Protestantismus war also schon vorhanden, als Luther kam. Die Wirkung des Wittenbergischen Doctors auf sein Jahrhundert ist der Gegenstand einer Menge von Werken gewesen, worin sein Werk geschildert wird als mächtiger denn das irgend eines andern Schriftstellers, wo sein Gedanke dargestellt ist als ergreifend die Zukunft, die er ahnend schaute, wo seine Einsicht und Kenntniß des göttlichen Worts erhoben wird über die aller katholischen Geister, wo seine Mission zum Apostolat gesteigert und sein Werk mit der Offenbarung verglichen wird. Wir werden in seinem Zweikampf mit der Autorität sehen, ob der Augustiner-Mönch ein Mensch ist, oder ob die Schwächen unserer Natur ihm gefehlt haben!

Die Reformation war gewaltthätig im Princip; sie begnügte sich nicht, unsere Religiosen aus ihren Klöstern, unsere Priester aus ihren Presbyterien zu verjagen; sie verleumdete sie in ihren Sitten und in ihren Lehren, setzte sie herab und verbrannte oder zerstreute ihre Schriften; besonders jene katholischen Flugschriften, die so bitter, so beißend, so einschneidend waren, wo der Schriftsteller, Priester, Mönch, Jurist auf die Gelehrsamkeit des Doctors zu sprechen kam, auf seine Evangelisten-Mission, auf sein häusliches und inneres Leben, auf seine Lehren, und seinerseits auf einem Theater ihn verspottete, wo jener ihn erbarmungslos verspottet hatte. Nachdem das Drama der Reformation zu Ende war, blieb Luther allein auf der Bühne, ohne Nebenbuhler, ohne Widerspruch. Um seine Gegner zu beurtheilen, hatte man denn nur die literarischen Werke, die er nach seinem Tode hinterließ, und worin er ein so abscheuliches Bild von den Katholiken entwirft — nach ihm waren es höllische Wesen, ohne Kenntnisse, ohne Urtheil: elende Schüler, hinter Aristoteles sich herschleppend, den sie nie verstanden, Humanisten mit einem Latein, das einen Dorfschulmeister jammern würde; Christen, die das Wort des Evangeliums verschmähen, Theologen, die Triumph singen, wenn sie Thomas oder Scotus citirt haben; im moralischen Menschen voll Geiz und Ueppigkeit, dem Wein und den Weibern ergeben, Sklaven ihrer Lüste und bereit, mit Judas den Herrn um Geld zu verrathen. Kaum kann man bei ihren Kämpfen mit Luther Ein edles Wort erfassen, das aus dieser Dummköpfe Mund hervorgeht, vor der Phraseologie, welche sich in einem Labyrinth farbloser Argumente verliert, die oft eben so grotesk sind, als ihr Gesicht, denn Talent und Gesicht — Alles mißt ihnen Luther nach dem gleichen Maaßstabe zu.

Das wären, wenn man dem Reformator glauben will, die Männer gewesen, welche Gott im sechzehnten Jahrhunde t zum Schutz der Kirche in Deutschland erweckt hätte!

Das Herz wird einem zusammengeschnürt, wenn man diesen Kämpfen zusieht, wo Luther sich selbst ein so glänzendes Wort zutheilt, und seinen Gegnern ein so mattes; Er ein wahrer Riese — sie erbärmliche Pygmäen! bei ihm eine feurige Phantasie, bei seinen Gegnern gänzliche Geistesschwäche und Armuth. Sie haben zu ihrer Verfügung die lebendigen Wasser,

woraus Tertullian, Cyprian, Laktanz Ströme von Bildern ſchöpften, und ſie getrauen ſich nicht, ſie mit den Lippen zu berühren. Man erröthet für die Redner in Kapuzen, die weder die Bibel noch die Väter zu leſen vermögen! der Glaube, der Berge verſetzt, löst ihnen nicht einmal die Zunge. Verwundre man ſich jetzt noch, daß Hiſtoriker, welche die Polemik des ſechzehnten Jahrhunderts nur aus den Berichten und Erzählungen Luthers kennen, eine ſo klägliche Vorſtellung von unſern Lehrern haben, und daß ſie ſich für ihren Apoſtel enthuſiasmiren; man verwundre ſich noch, daß ſie ihn mit dem heiligen Paulus vergleichen, daß ſie aus ihm einen Arminius und einen Römer aus der alten Zeit machen!

Luther hat Caricaturen entworfen und man hat an die Treue des Bildes geglaubt, aber Gott hat ſeine Kirche zur Zeit der Reformation ſo wenig verlaſſen, als das Talent ihre Vertheidiger. Im Intereſſe der Geſchichte haben wir unſerestheils uns zum Richter eines Mannes aufgeworfen, der ſeine Brüder mit ſolcher Strenge richtete; das war unſer Recht. Wir haben zu jedem der Todten, die er ins Grab gelegt, geſagt: ſtehe auf! wir haben ſie aus ihrem Schlummer geweckt und ſie vor unſern Richterſtuhl berufen! Man wird ſehen, ob der katholiſche Staub nicht wieder erlauchte Schatten gewinnt, Männer voll Glaubens und Begeiſterung, dichteriſche Seelen, heiße Herzen, würdige Erben des Ruhms unſrer Schule; man wird ſehen, ob jeder Funke Genie jenen Mönchen, wie ſie Luther ſchildert, fehlte; ob Eck ein Theolog ohne Kenntniſſe, Alexandro ein gemeiner Geiſt, Cajetano ein ungeſchickter Diplomat, Leo X der von den Propheten geweiſſagte Antichriſt war; man wird ſehen, wer die Künſte unterſtützt, wer über den Monumenten unſers Glaubens gewacht hat; und wenn nach Kants Definition das Schöne nur das Symbol der Moralität iſt, wird man erkennen, wer bei dieſem Kampf der beiden Culte der Miſſion Chriſti, einer Miſſion der Civiliſation und des ſocialen Fortſchritts, untreu geworden iſt!

Es gibt keinen Schriftſteller, einen wie geringen Antheil er auch an dieſen Streitigkeiten genommen habe, gehöre er unſerer Schule oder der Luthers an, deſſen Schriften wir nicht ſorgfältig ſtudirt hätten. Um uns ein Urtheil über den Reformator zu bilden, haben wir der Reihe nach jene großen Todtenſtätten beſucht, wo bunt durcheinander die Aſche der Reformirten und der Katholiken ruht. Wir haben die Bibliotheken von Mainz, Erfurt, Köln, Straßburg, Lyon, Florenz, und beſonders die vaticaniſche durchſucht, wo ſo viele Schätze begraben liegen, — Diamanten, welche drei jetzt lebende Schriftſteller, alle drei der Reformation zugethan, ihrer literariſchen Krone einverleibt haben: — Ranke in ſeiner Geſchichte des Papſtthums, Raumer in ſeiner Geſchichte der Hohenſtaufen, und Adolph Menzel in ſeiner deutſchen Geſchichte von Luther bis auf die neueſte Zeit — edle Geiſter, aller Bewunderung werth, welche den Augenblick gekommen glaubten, wo der Sectengeiſt nicht mehr über die Wahrheit die Oberhand behaupten dürfe.

Luthers Werke bilden eine Maſſe, welche nur abzuſchreiben das ganze Leben eines Schreibers erſchöpfen würde, denn der, der ſie geſchaffen, glich dem Geſpenſt der deutſchen Ballade: er flog mehr als er ging; es iſt ein Chaos, in das der Autor Alles hineingeworfen hat: Poeſie, Beredſamkeit, Bilder, Zorn, Koth, Lügen und ſelbſt Wahrheiten; eine Cyopee, wo er ſein ganzes Jahrhundert auf die Bühne bringt: Päpſte, Kaiſer, Väter, Doctoren, Juriſten, und den Teufel, ſeinen Helden, der an einem Faden all die Köpfe ſchwebend hält, welche er in Bewegung ſetzt; eine Moſaik, wo Luther den Demoſthenes, Athanaſius, St. Paulus, den Bauer von der Donau, und oft ſelbſt Petronius repräſentirt; eine Kirchenbuße, die man ſtudiren muß wenn man zweifelt, um nicht mehr zu zweifeln; ein ſymboliſches Buch von zwanzigtauſend Blättern, um die Nichtigkeit der proteſtantiſchen Lehren zu beweiſen. In der That, man ſtelle dieſe Blätter zuſammen, man lege diejenigen, die ſeiner vertrockneten Hand, als ſie ſchon die erſten Schatten der Ewigkeit berührte, in Eisleben entfielen, neben diejenigen, die er, beinahe noch Kind, ſchrieb, als er das Kloſter in Erfurt verließ; man vergleiche ſie, und nie wird man daraus eine Dogmatik zuſammenbringen. Denn die Lehren zerſchmettern einander wie Lawinen, und die Behauptungen ſtoßen gegeneinander wie Gewitterwolken; kein Sonnenſtrahl, der einem den Weg des Heils zeigte; nichts als Abgründe, Neologien, Widerſprüche und Antilogien. Wie hoch auch die Säule ſey, auf die ſie ihren Säulenheiligen ſtellen: wir fordern die Apologeten Luthers keck heraus, ob ſie ihm die Größe der Bejahung der Affirmation beizulegen vermögen; er hat nichts gekannt als verneinen, und verneinen heißt zerſtören.

Weil wir ſeine Werke geleſen und darüber nachgedacht haben, ſprechen wir ſo. Oft hat unſer Herz ſich betrübt, wenn wir ſahen, welchen Gebrauch der Auguſtiner-Mönch von den Gaben gemacht hat, die ihm Gott verlieh. Wir haben ſeine beſtändigen Wechſel hervorgehoben, die Unmöglichkeiten, die er für klare Beweiſe ausgibt, ſeine Prophezeyungen vom Fall der römiſchen Kirche, ſeine Blasphemien gegen den Stuhl des heiligen Petrus, ſeine frevelhaften Reden gegen das Licht der Tradition, gegen den Glanz des Prieſterthums und der Menſchheit, und all die Wunder von Galle und Schimpfworten, deren er ſich bedient, um jeden zu beſudeln, der nicht an ihn glaubt. Unſer Buch wird einem oft aus den Händen fallen; der Zweifel wird ſich erheben gegen unſre Erzählung; aber man ſträube ſich wie man wolle, unſer Beweis liegt vor, man muß ſich unterwerfen oder Luthern abſagen. Sein Wort iſt es, was wir wiedergeben, und ſein Wort ganz nackt. Einen Augenblick haben wir geſchwankt, nicht wagend Bilder zu überſetzen, welche Auge und Ohr gleich empören; aber wir haben uns ermuthigt, und gedacht: nicht an uns ſey es, für Luther zu erröthen. Wenn Grund zur Scham da iſt, ſo falle ſie auf ſein Haupt zurück: wir bedauern nur, daß wir nicht wie er das lateiniſche Lexikon und Wort zu unſrem Gebrauch hatten.

Als Luther, dieſer Simſon der Reform, an die Säulen des Tempels trat, um ſie umzuſtürzen, kamen ihm zahlreiche Arbeiter zu Hülfe, Carlſtadt, Oekolampadius, Agricola, Major und noch viele Andre, denen er zum Lohn Kronen auf Erden und im Himmel zuerkannte. Aber dieſe Geiſter wollten auf eigene Rechnung arbeiten, und ſich Luthers begeben. Da beginnt ein

Drama, zu ernſt zum Lachen. — Wer ſeyd Ihr, ruft der Doctor, daß Ihr ein ander Evangelium predigt? Was ſind Eure Wunder? Wo ſind die Zeichen, die Ihr am Himmel verrichtet? Keiner antwortet; keiner, der auch nur, nach Erasmus' Worten, einem lahmen Gaul zurecht geholfen hätte. Sie laſſen ſich nicht entmuthigen; ſie fragen ihrerſeits Luther: und du, wer hat dich geſandt? An welchen Zeichen können wir deine Sendung erkennen? Welches Wunder haſt du verrichtet? Luther hat nicht einmal einem Blinden die Augen geöffnet. In Ermanglung von Zeichen hat er ſeinen ungeheuern Zorn. So ergrimmt er denn, er tobt, er tritt mit Füßen die Bücher dieſer neuen Apoſtel, die er bunt durcheinander vor ſeinen Richterſtuhl zieht; die er im vollen Prätorszeit, unter dem Gelächter der Umſtehenden, mit Fäuſten ſchlägt und wie Cain auf der Stirne brandmarkt; dann mit ſeiner Prophetenſtimme jagt er ſie fort, mit den Worten: fahret zum Teufel, wenn Ihr Euren Sinn nicht ändert. Alle ſtarben ohne Reue und Sinnesänderung. Aber ehe ſie dieß Leben verließen, kam die Reihe auch an ſie, wo ſie den Reformator vor ihr Gericht luden. Man erwarte keine redneriſchen Prachtſtücke; ihr Wort kriecht unſcheinbar aber lebendig fort; wir haben es geſammelt in ſeltnen Blättern und Urkunden.

Und da hätten wir denn die Anarchie in der Wittenbergiſchen Kirche! die leiblichen Brüder, Söhne der Reformation, von ihrer Milch getränkt, verfluchten ſich gegenſeitig und beſchieden einander vor das Angeſicht des oberſten Richters, Luther den Münzer, um von ihm Rechenſchaft zu fordern wegen aller der Seelen, die er mit ſeinem Gift berauſcht, und Münzer den Luther, um ihm das Blut der Wiedertäufer an den Kopf zu werfen; Carlſtadt, um Luthern anzuklagen, daß er das göttliche Wort verkehrt, und Luther, um ſich über die Geſichte des Archidiakonus luſtig zu machen; Oekolampadius, um Luthern den Sinn der Worte des Abendmahls zu erklären, und Luther, um die Erklärung des Oekolampadius zu verfluchen; Zwingli, um Luthern vorzuwerfen, er habe, die Schrift verachtend, aus dem Menſchen einen Sklaven, ein Kind der Finſterniß gemacht, unfähig von ſich ſelbſt den Weg des Lichts zu wählen; und Luther, um Gott zu lobpreiſen für den Schwertſtreich, der den Zwingli bei Kappel tödtlich verwundete.

(Fortſetzung folgt.)

Der Wanderer.

Eine Erzählung von Wordsworth.

(Schluß.)

„Ich kehrte wieder und ſchlug ein den Weg
Auf dieſer Straße, ehe die Anrikel
Ihr Köpfchen in dem ſonn'gen Beete hob,
Um einen Vorſchmack von dem Lenz zu geben.
Ich fand ſie trüb und welk; ſie hatte nichts
Von ihrem Mann erfahren; wenn er lebte,
So wußte ſie nicht, daß er lebte, wenn
Er todt war, kannte ſie nicht ſeinen Tod.
Dieſelbe ſchien in ihrem Aeußern ſie;
Aber ihr Haus verrieth die ſchläfrige
Hand der Gleichgültigkeit; der Eſtrich war
Nicht trocken und nicht ſauber, ſchlecht gehalten
Der Herd, und die paar Bücher, die ſie hatte,
Die bisher waren an des Häuschens Fenſter
In guter Ordnung an den äußern Schriben
Geſchichtet, lagen mit zerknüllten Blättern
Zerſtreut umher, zu oder aufgeſchlagen,
Wie ſie gefallen juſt. Ihr kleines Kind
Hatte den Kummerzug von ſeiner Mutter
Bekommen, und es ſeufzt in ſeinem Spielen.
Wieder wandt' ich mich nach dem Gartenthor,
Und ſah noch deutlicher, daß Gram und Armuth
Jetzt hätter ſie bedrängten; Unkraut deckte
Den harten Boden, Büſche welken Graſes;
Nicht Furchen waren ſichtbar hier von guter
Schwarzer Dammerde und kein Wintergrün;
Von Pflanzen und von Blumen war, ſo ſchien's,
Der beſte Theil zernagt oder zertreten;
Ein Strohring, welcher um den zarten Stamm
Von einem Apfelbäumchen war gewunden,
Lag an der Wurzel nuten, und die Rinde
War rings zerfreſſen von muthwill'gen Schafen.
Margaret ſtand in der Näh', ihr Kind im Arm,
Und wie ſie auf dem Baum mein Aug' ſah haften,
Sprach ſie: „Ich fürchte, er verdorrt und ſtirbt
Eh' Robert wieder kommt.“ Zuſammen gingen
Zurück ins Haus wir, und ſie fragte mich:
Ob ich hab' Hoffnung, — nur um ihres Säuglings,
Und ihres kleinen Waiſenknaben willen,
Denn ſie begehre, ſagte ſie, nicht mehr
Zu leben und ſie müſſ' vor Kummer ſterben.
Doch ſah ich noch am Platz den müß'gen Webſtuhl,
Und ſeine Sonntagskleider hingen noch
Am alten Nagel, ſelbſt ſein Stock ſtand noch
Hinter der Thüre unverrückt. Und als ich
Im düſteren December wieder einſprach,
Sagte ſie mir: ihr kleines Kind ſey todt
Und ſie allein ganz. Ihrer Mutterſorgen
Entledigt, hatte ſie jetzt die Beſchäft'gung
Ergriffen, die in dieſer Gegend üblich,
Aermlich durch Spinnen ſich ihr Brod erwerbend;
Den Knaben eines Nachbars hatte ſie
Sich zum nothwendigen Beiſtand gedungen.
Auch dießmal legte ſie aufs willigſte
Weg ihre Arbeit, und die kothig'ge Straße
Entlang ging ſie mit mir, nicht achtend drauf,
Wie weit ſie ging; in ſo kläglicher Art,
Daß Jedem, der's gehört, hätt' bluten müſſen
Das Herz, bat ſie: ich möchte doch, wohin
Mein Weg mich immer führe, nach ihm fragen,
Den ſie verloren. Und dann ſchieden wir —
Es war das letzte Mal; denn von der Zeit

Verſtrichen viele Jahre, bis ich wieder
In dieſe Gegend kam.

Neun trübe Jahre
Von ihrer Trennung an, neun lange Jahre
Schleppte ſie in ruhloſer Wittwenſchaft
Sich hin, Gattin und Wittwe. Oh! es muß
Grauſam der Gram ihr Herz zerfreſſen haben!
Ich hab' gehört, mein Freund, in jener Laube
Sey ſie geſeſſen oft allein, den halben
Sonntag hindurch, wo ruhte das Geſchäft;
Und wenn ein Hund vorbeilief, ſo verließ ſie
Den Schatten, um hinauszuſchaun. Sie ſaß
Auf dieſer alten Bank viel Stunden lang,
Und immer in die Ferne ſtrebt' ihr Auge
Geſchäftig, ſich Geſtalten ſchaffend, die
Das Herz ihr pochen machten. Seht den Pfad hier,
Kaum ſichtbar mehr, von Gras ganz überwachſen,
Hier ging ſie manchen warmen Sommertag,
Aus einem Streifen Hanf, den um den Leib
Sie ſich gelegt, den langgezognen Faden,
Hinter ſich gehend, ſpinnend, auf und ab.
Doch wenn ein Mann vorbei kam, deſſen Kleidung
Zeigte des Kriegers Roth, oder ein Krüppel
Von Bettler in Matroſentracht, ſo ließ
Das Kind, das daſaß, um das Rad zu treiben,
Ruhn ſein Geſchäft; und ſie mit bebender Stimme
That zärtlich manche Frage; und wenn jene
Vorüber waren, die nicht Troſt ihr brachten,
Da ward ihr Herz noch trauriger. Und dort
Bei jenem Thor, welches dem Wandrer ſperrt
Den Weg, ſtand oft ſie; kam ein fremder Reiter,
So ſchloß ſie auf und ſah bekümmert ihm
Ins Antlitz; glücklich, wenn in ſeinen Zügen
Ein ſanft Gefühl ſie zu entdecken glaubte,
Das ihr den Muth, auch an ihn zu richten
Die gleiche traur'ge Frage. Mittlerweile
Sank ihre arme Hütte in Zerfall.
Denn er war fort, deß Hand, beim erſten Drohen
Des froſtigen Octobers, jede Ritze
Verſchloß, und mit den Bündeln friſchen Strohs
Das grüne Dach verſtopfte. So durchlebte
Allein, gleichgültig, ſie den langen Winter,
Die Kälte, Thau und Regen untergruben
Ihr Haus; die Feuchtigkeit bei Nacht, im Schlaf,
Erkältete die Bruſt ihr; wenn es ſtürmte,
Wühlte der Wind in ihren lump'gen Kleidern,
An ihrem Feuer ſelbſt. Doch ſie behielt
Lieb die armſel'ge Hütte; nicht um Welten
Hätt' ſie davon ſich trennen mögen; immer
Nährten die lange Straße und die rohe
Bank Eine qualenvolle Hoffnung, feſt
In ihrer Bruſt gewurzelt; hier, mein Freund,
Blieb ſie noch, krank; hier ſtarb ſie — dieſen Trümmern
Die letzte, menſchliche Bewohnerin."

Der Alte ſchwieg; erſchüttert ſah er mich.
Mich unwillkürlich von der niedern Bank
Erhebend, wandt' ich, weich, zur Seite mich,
Und nicht einmal vermocht' ich, ihm zu danken
Für die Erzählung. Ich ſtand da, mich lehnend
Ueber die Gartenmau'r und überſann
Des Weibes Leiden; und ich glaubte Troſt
Zu ſchöpfen draus, indeß mit Bruderliebe
Ich — in ohnmächt'gem Leid — ſie ſegnete.
Endlich zu ihrer Hütte kehrt' ich wieder,
Gerührt, und mit noch herzlicherem Triebe
Sucht' ich das Walten des geheimen Geiſts
Der Menſchlichkeit, der in der ruhigen
Vergeßlichkeit der wechſelnden Natur,
Unter den Pflanzen, Unkraut, Blumen, unter
Still wucherndem Waxthum fortlebte noch.
Der alte Mann bemerkte dieß und ſagte:
„Mein Freund! genug habt Ihr dem Leid gezollt;
Mehr heiſcht von Euch nicht das Gebot der Weisheit;
Seyd froh und weiſe; leſ't nicht weiter mit
Dem unberufnen Aug' verborgne Dinge.
Sie ſchläft in ſtillem Grund, und hier iſt Friede.
Wohl noch erinn' ich mich, daß dieſe Federn,
Das Unkraut, an der Maur das hohe Gras
Vom Nebel und vom Regen überſilbert,
Als einſt ich ging vorbei, ſolch friedlich Bild
Von Ruh' ins Herz mir prägten, ſo beſänft'gend
Und harmlos, und ſo ſchön abſtachen gegen
Die wogenden Gedanken meiner Seele:
Daß Alles, was wir von troſtloſem Kummer
Bei Wechſel und Zerſtörung fühlen, all
Der Gram, den hinter ſich die flüchtige
Erſcheinung läßt: ein nichtiger Traum mir ſchien,
Der nicht im ſonn'gen Tage der Betrachtung
Kann leben. Und ſo wandt' ich meine Schritte,
Und meine Wege ging ich, beglückten Sinns."

Er ſchwieg. Und bald ſandte, ſich abwärts neigend,
Die Sonne ſchräge, weiche Strahlen, die
Uns trafen, während auf der niedern Bank
Wir ſaßen bei den Ulmen; und wir merkten,
Gemahnt ſo, daß die mildre Stunde kam.
Ein Hänfling jauchzte aus den luft'gen Bäumen,
Laut ſang die Droſſel, und noch andre Lieder
Bevölkerten die mildre Luft, fern hörbar.
Auf ſtand der Alte, und mit rüſt'ger Miene,
Voll Wandermuth, ergriff er ſeinen Stab;
Zuwerfend beide einen Abſchiedsblick
Dem ſtillen Haus, verließen wir den Schatten;
Und eh' die Sterne blinkten, nahm uns auf
Unſer Nachtlager, eine Dorfherberge.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 August 1839.

Cheveley oder der Mann von Ehre.

Von Lady Lytton Bulwer.

Ueber dieß ſonderbare Buch, das bereits in der dritten Auflage vor uns liegt, theilen wir zuerſt die Notizen und das Urtheil mit, welche ſich in einer, wie es ſcheint, ziemlich genau unterrichteten franzöſiſchen Zeitſchrift finden, und werden dann einige Auszüge aus dem Buche ſelbſt und eigene Bemerkungen folgen laſſen.

„Wir haben hier," ſagt der franzöſiſche Berichterſtatter, „eine Eheſtreitigkeit in ſechs Bänden, womit ganz England, wenigſtens das leſende England, ſich zu beſchäftigen beliebt hat. Bulwer, jetzt Baronet durch die Gnade der Königin Victoria, ließ vor etwa zwei Jahren drei Bände*) erſcheinen, Maltravers betitelt, welche ziemliches Aufſehen machten. Man erkannte darin manche verſchönerte Züge aus dem Leben des Autors. Der Charakter von Maltravers, d. h. Bulwer, dem Literaten und Staatsmann, zeigte ſich darin idealiſirt unter einem durchſichtigen und glänzenden Schleier. Der Romandichter verſetzte ſeinen Feinden Streiche, ſchmeichelte ſeinen Freunden, ſprach von ſeinen Geliebten, cultivirte ſeinen eignen Ruhm und erbaute ſich ein anſtändiges Piedeſtal, unter dem alle ſeine vom Blitz getroffenen oder knieenden Nebenbuhler ſich ſchweigend beugten. Der Styl, die Kunſt, eine gewiſſe ungeſtüme Kraft, die Sicherheit im Schreiben, der lebendige Fluß der Eitelkeit, viele glückliche und fein ausgeſprochene Beobachtungen, ein richtiger, feſter und raſcher Ueberblick, und die Beredſamkeit des Egoismus, gemiſcht mit dem Talent des Schriftſtellers — das Alles verſchaffte dem Buch einen großen Erfolg; man riß ſich darum; zahlreiche Commentare wurden dazu gemacht; man wollte wiſſen, wer Lumley Ferrers, der konſtitutionelle Machiavelliſt ſey, wer Caſtruccio Ceſarini, der neidiſche verkannte Genius? Es wurden Namen unter die Portraits geſchrieben; man machte beſonders aufmerkſam auf die Vergeßlichkeit Bulwers, der von ſeiner Frau nicht ſprach und die ganze Spannung und das Intereſſe des Romans auf die Perſon einer jungen Geliebten zog, eines naiven Dorfkindes, Alice Lee(!). Die engliſche Geſellſchaft, neugierig wie eine Prüde, und geſchwätzig wie eine neugierige Prüde, hatte keine Ruhe, bis ſie ſeine Alice Lee entdeckt hatte. Nach unverdroſſenem Spüren und Forſchen fand man endlich, was man geſucht. Es ſcheint, daß Bulwer, der Dandy-Löwe, wirklich mit eigenen Händen ein junges Mädchen aus dem Volke auferzogen und zu ſeinem perſönlichen Vergnügen in der Verborgenheit bewahrt hatte, das er dann, ſeinen Feinden zufolge, empörender Weiſe im Stich gelaſſen, während nach den Ausſagen ſeiner Freunde ſie ihn freiwillig verlaſſen. Die Eroberungen, die Verſchuldungen, die Sünden, die Erfolge — wie man ſich nun ausdrücken mag — des ehrenwerthen Baronets beſchränkten ſich nicht hierauf; man nannte noch andre Frauen der großen Welt; es war etwas, das der berüchtigten Liſte Don Juans glich. Herzoginnen reichten da Bürgerinnen die Hand, es war eine ächte Opferſarabande.

Indeß ſetzte die parlamentariſche Truppe, welche Bulwer commandirte, ihre Angriffe gegen die Macht und ihre politiſchen Bewegungen fort. Ein warmer Vertheidiger der Literatur, Repräſentant der Preſſe, bemächtigte er ſich einer in ſeinem Vaterlande ganz neuen Stellung — einer Ausnahmsſtellung, die falſch ſeyn mochte, aber ſehr geſchickt gewählt, verwegen dem Anſchein nach, in der Wirklichkeit aber leicht zu behaupten. Er ſah den Zug, der Großbritannien hinriß, er erkannte ſeine Geneigtheit, eines Tags die Ariſtokratie des Talents ſich gefallen zu laſſen, er nahm den Radicalismus zum Bollwerk, das Talent zur Waffe, und ſchuf ſich ſo ſeine Stellung. Wer hätte da wagen ſollen, ſeine Sitten anzugreifen, ſich über ihn zu beklagen, ſelbſt in jenem Heimathland der Prüderie und der Etikette? Er verfügt über mehrere Journale, gebietet über einige Reviews, influenzirt beinahe auf die ganze Preſſe, und gehört

*) Welchen bald drei andere Bände, Alice oder die Geheimniſſe, folgten.

im Hauſe der Gemeinen einer Fraction an, welche durch die Stimme des Volkes Wichtigkeit bekommt. Wer wird den Jagdruf anſtimmen gegen den König des Waldes, wer wird ihn verfolgen, frage ich, wer? Niemand ſonſt als die kecke Perſon aus ſeinem häuslichen Kreiſe, und die unbequemſte, wenn ſie einmal Luſt hat, es zu werden — ſeine Frau! Lady Bulwer wollte nicht ruhig zuſehen, daß die Sachen ſo gingen, daß ihr Gatte nur Ruhm und nie Strafe ernte — ein vermählter Don Juan, ein Lovelace ohne Rächer, gekrönt mit dem Lorbeer der Volksgunſt, ein untreuer Gatte und bewunderter Moraliſt, ein ſtattlicher Parteichef, ein Philoſoph ohne Gegner. Er hatte das in den Augen der Lady Bulwer ſchwerſte Unrecht begangen, er hatte Lady Bulwer ſehr vernachläſſigt. Dieſe, nachdem ſie ſich geſetzlich von ihm getrennt, ſann auf Rache. Wie, meint Ihr, auf geheime, leichte, naheliegende, weibliche Rache? Wir wiſſen nichts davon, die Geſchichte ſagt nichts davon, obwohl Lady Bulwer ſelbſt es klar anzudeuten ſcheint in ihrem Buch. Aber eine öffentliche Rache iſt ihr Roman, dieſer gegen die Ehe gerichtete Roman, von dem man ſeit ein paar Monaten in allen Salons in Großbritannien ſpricht, der den Titel hat: Cheveley, oder der Mann von Ehre.

Cheveley iſt ein Factum, gegen Maltravers geſetzt.

Der Roman des Gemahls, Ernſt Maltravers, wird durch den Roman der Gattin von oberſt bis zu unterſt umgeſtürzt und umgewandelt. Sie nimmt von neuem die Perſonen vor, die ihr Mann auf die Scene gebracht; ſie zeigt ſie weiß, wenn er ſie ſchwarz gemacht; blau, wenn ſie bei ihm roth ſind; klein, wenn er ſie in rieſenhaften Verhältniſſen dargeſtellt, beinahe wie die optiſchen Spiegel, welche die Geſichter verlängern oder verkürzen. Man kann ſich ſehr ergötzlich unterhalten an dieſer doppelten romanhaften Erzählung, wo alles, was rechts häßlich iſt, links anbetungswürdig erſcheint, alles, was auf der einen Seite anſtändig erſcheint, auf der andern unedel und ſchlecht ſich darſtellt. Das gefällt in England, wo man begierig iſt auf ſolche Skandale, wo man dieſe häuslichen Verirrungen und verborgenen Frevel lüſtern aufſucht, wie eine neugierige Bürgersfrau, die nichts zu thun hat. Man vergleicht Cheveley mit Maltravers, Maltravers mit Cheveley. Man findet Sünden am Mann, Schwächen an der Frau; man lacht ganz leiſe und tadelt ganz laut. Die ſeltſame engliſche Welt, dieſe Welt der Etikette, erſtarrt in ihren Gewohnheiten, fühlt ſich glücklich in einer Bewegung, welche ihre todten Fluthen ein wenig aufrührt. Auf Seiten des Mannes iſt viel Talent, auf Seiten der Frau ein großes Gelüſten nach Bosheit. Wenn der Gatte ſeine Liebſchaften geſteht, nur daß er ſie platoniſirt, ſo enthüllt die Gattin mit vieler Aufrichtigkeit die Stürme ihrer Seele und ihre lebhafte Neigung für Lord Cheveley. Jener geſteht, daß Maltravers lange Zeit mit einer ländlichen Agnes Sorel gelebt, die er Clavierſpielen gelehrt; dieſe erzählt offen von einem einſamen Abend in Venedig, wo Lord Clifford (das iſt der Maltravers der Lady Bulwer) auf dem Ball war; dann kommt eine Ohnmacht, die Verletzung eines Arms durch die Brutalität des Gatten, ein aufgeriſſener Schnürleib, eine Nacht auf dem adriatiſchen Meer, Cheveley in der Nähe u. ſ. w. — die am wenigſten zweideutige und mit den Anforderungen der Gattenpflichten unverträglichſte Scene!

(Fortſetzung folgt.)

Luther in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Iſt es nicht ein ſeltſames Schauſpiel um dieß Drama, wo kein katholiſches Individuum ſich zeigt, und wo alle handelnden Perſonen Renegaten, Tonſurirte, Mönche, Geiſtliche, Prieſter ſind, die Frauen genommen haben? Evangeliſten, die ſich von oben erleuchtet glauben und den Fluch über einander ausſprechen; Propheten und Apoſtel Chriſti, die ſich rühmen, das Criterium der Wahrheit zu beſitzen, und ſich unter einander ſo wenig verſtehen, als die Arbeiter zu Babel! Wir haben dieſe Wunde der Reformation, perſonificirt in ihren bekannteſten Athleten, bloß gelegt, unterlaſſend jedoch die Darſtellung des geiſtlichen Sinns des Streites, welcher in das Gebiet der Dogmatik gehört.

Ein ſolcher Mann wie Luther lebt nicht bloß in ſeinen Werken und den Erzählungen ſeiner Zeitgenoſſen fort. Sein Fuß hat überall, wo er ſchritt, ſich dem Boden ſo tief eingeprägt, daß er unvergängliche Spuren darin zurück ließ. Das Leben des Sachſen war zugleich ein Kampf und eine Pilgerfahrt durch Deutſchland. Enthuſiaſtiſche Seelen beſuchen noch heute die Orte, wo die wichtigſten Ereigniſſe der Reformation vorgingen, wie ehemals unſere Väter ſich zum heiligen Land hingezogen fühlten. Auch wir, auch wir haben dieſe Reiſe unternommen. Wir haben Eisleben, Eiſenach, Erfurt, Worms, Speier, Wittenberg geſehen, Erinnerungen und Bilder ſammelnd, welche zum Verſtändniß unſrer Erzählung behülflich ſeyn, und die uns bisweilen nützliche Belehrungen liefern werden. So, wenn man uns mit götzendieneriſcher Ehrfurcht das Glas zeigt, das Luther an die Lippen ſetzte, werden wir um eine Erklärung der Verachtung bitten, die unſer Gegner gegen die Gebeine der Märtyrer unſers Glaubens hegen; wenn der Proteſtant mit Rührung unter den Baum ſich ſetzt, unter deſſen Aeſten Luther bei Oppenheim eine Zuflucht fand, ſo werden wir wohl auch die Hand eines unſrer Heiligen küſſen dürfen, der den Tod dem Meineid vorzog; und wenn man uns die Tintentropfen ſehen läßt von dem Tintenfaß, welches Luther dem Teufel an den Kopf warf, ſo wird es uns weniger ſchwer werden, Gnade zu finden für dieſen oder jenen Aberglauben, der uns anhaftet.

Unſre Geſchichte Luthers iſt ein aus Ueberzeugung und Wahrheitsliebe hervorgegangenes Buch; möge man es ſo beurtheilen, wie wir es geſchrieben haben!"

Wir mögen, nach ſolchen Verſicherungen, an der Ueberzeugung und Wahrheitsliebe des Verfaſſers nicht zweifeln; es wäre auch beinahe widerſprechend, wenn ein Mann, der mit ſolchem, an einem Franzoſen doppelt hoch anzuſchlagenden, ſorg-

ſamen Fleiß und Eifer geforſcht, der ſo mühſam in den Quellen ſtudirt hat, ein Werk, das die gereifte Frucht ſo langer Studien ſeyn ſoll, irgend wiſſentlich mit Ungerechtigkeit und Unredlichkeit beflecke; aber uns ſcheint auch dieſes Buch in hohem Grade den Satz zu beſtätigen, daß bei allem Streben nach Unparteilichkeit und Gewiſſenhaftigkeit denn doch eine vorgefaßte Meinung oder Ueberzeugung die ganze Anſchauungsweiſe eines Menſchen weſentlich determinirt, ſein Urtheil färbt und ſeiner Auslegung und Erklärung von Worten und Handlungen zum voraus einen unabänderlichen Stempel aufdrückt. Vielleicht iſt es deutſchen Hiſtorikern noch am eheſten gelungen, über Vorurtheile, vorgefaßte Meinungen und Stimmungen hinauszukommen, und Audin ſelbſt rühmt dieſe Unparteilichkeit an den drei mit Namen aufgezählten Gelehrten; aber er hat es ihnen darin nicht ſelbſt gleich gethan; er hat ihre Unparteilichkeit ſo zu ſagen nur als ein Zugeſtändniß benützt, das man immer weiter verfolgen könne und müſſe. Er iſt ein treuer Anhänger ſeiner Confeſſion; das iſt an ſich nur zu loben; aber es fragt ſich nur, ob er dann nicht zu ſeiner Geſchichtſchreibung und zu ſeinem Urtheil ein confeſſionelles Princip mitbringt, welches die rein humane und unbefangene Auffaſſung inſofern aufhebt, als es den Mann, mit dem es der Autor zu thun hat, vorzugsweiſe immer in der Eigenſchaft ihm erſcheinen läßt, in welcher er nach der ſtrengſten Lehre der Kirche, welcher Audin angehört, als ein Verlorner gilt in der Eigenſchaft des Ketzers. Es läßt ſich allerdings der katholiſchen Kirche nicht zumuthen, daß ſie von Luther, als welcher von ihr ausgeſchieden und ihr feindſelig entgegengetreten iſt, anders urtheile als von jedem, der ihre Autorität nicht anerkennt, daß ſie von dem ſchroffen Gegenſatz abſtrahire, in welchem er zu ihr ſteht, und wo ſie in der Hauptſache alles Recht auf ihrer Seite erblickt; aber das dogmatiſche Urtheil ſollte doch das hiſtoriſche Urtheil nicht ſo ſehr beherrſchen, wie dieß bei Audin der Fall iſt; der Geſchichtſchreiber muß ſeine eignen Anſichten und Ueberzeugungen auch in den Hintergrund treten laſſen können, um eine fremde Subjectivität und Perſönlichkeit, ſo wie ſie nun einmal iſt, mit ihren Ueberzeugungen und Motiven, ihrer Bildung und ihrem Temperament, ihren Schwächen und Tugenden rein hervortreten, und ihr innerhalb einer gewiſſen Sphäre ihr Recht widerfahren zu laſſen. Dieſe Selbſtverläugnung, bei welcher natürlich doch der Wahrheit und Ueberzeugung nicht das mindeſte vergeben werden darf, geht unſers Erachtens Audin ab.

Wir wollen nur auf einige Punkte in der Vorrede aufmerkſam machen. Audin beklagt ſich, daß die Gegner Luthers neben ihm ſo klein und unwürdig erſcheinen, und legt dieß großentheils Luther zur Laſt, weil man nur ſeine Berichte und Schriften darüber habe oder leſe, und er von ſeinen Gegnern und Feinden Caricaturen entwerfe. Daß Luther oft leidenſchaftlich übertreibt und zu ſchwarz malt, kann man immer zugeben; aber liegt denn nicht ſehr nahe, zu denken, daß, wenn die Schriften der Gegner verſchollen ſind, und die Luthers blieben, letzteren eben eine größere Vitalität und Popularität ingewohnt haben müße? oder iſt, was eine Art Vorwurf gegen Luther ſeyn ſoll, nicht eigentlich eine Rüge der Gleichgültigkeit der katholiſchen Partei? Mögen unter Luthers Gegnern wirklich manche Männer von Geiſt, Gelehrſamkeit, Witz und Wärme geweſen ſeyn, ſo überragte er ſie doch, ganz abgeſehen davon, auf welcher Seite das Recht war, an Talent, origineller, charakteriſtiſcher Beredſamkeit und begeiſtertem Feuer.

Audin ſtellt Luther zuſammen mit dem als Freund und Beſchützer der Kunſt ſo verdienten und berühmten Papſt Leo X, und gibt zu verſtehen, daß, ſofern das Schöne das Symbol des Sittlichguten ſey, der feine Kenner und großmüthige Förderer des Schönen ein um die Geſittung und den ſocialen Fortſchritt verdienterer Mann ſeyn dürfte, als der in ſeinen Reden und Schriften oft ſo derbe, unäſthetiſche, dem Bau der Peterskirche hemmend entgegentretende Mönch. Freilich nur angedeutet wird dieß, nicht geradezu behauptet, und daher ſoll hier auch nichts weiter über die Plauſibilität dieſer Argumentation und Wendung geſagt werden.

Audin ſpricht Luthern alles Poſitive, Affirmative ab; „er konnte nichts als verneinen, und verneinen heißt zerſtören.“ Luther wollte freilich nichts Neues an die Stelle des ewigen, für alle Zeiten genügenden Chriſtenthums ſetzen; dieſes, ſo wie er es in der Schrift vorfand, und wie er es von menſchlichen Zuthaten zu befreien trachtete, war ſein Poſitives; und ſagen: Luther habe nur verneint, ſteht einem Autor übel an, der ſämmtliche Schriften Luthers, ſeine Predigten und Schriftauslegungen geleſen hat. Als Reformator hat er allerdings verneint, was er für nicht ſchriftgemäß, für menſchliche Zuthat und Erfindung hielt; aber als Lehrer und Prediger hat er poſitive Wahrheit reichlich verkündigt, und viele ſeiner nicht polemiſchen Schriften würden, vom Autor abgeſehen, den Genoſſen des katholiſchen Glaubens gewiß zuſagen.

Mit ſichtlichem Triumph erwähnt Audin die in der lutheriſchen Kirche ſelbſt bald ausgebrochnen Streitigkeiten. Allerdings ſind dieſe, und die heftige Polemik, welche zwiſchen dem Urheber der Reformation und ſeinen Mitarbeitern ſich erhob, die gewechſelten Verwünſchungen und Schimpfreden ein unerbauliches Schauſpiel; aber neben der menſchlichen Leidenſchaftlichkeit thut ſich hierin doch auch ein gewaltiger religiöſer Eifer kund, deſſen Princip Anerkennung verdient, und wenn das gegenſeitige Sichverwünſchen und Verfluchen allerdings das Gefühl verletzt, ſo muß man ſich doch erinnern, daß dieß eben die Folge davon war, daß hier nicht eine unbedingte Autorität und Gewalt auf der einen Seite, und auf der andern die Pflicht paſſiver Unterwerfung ſtand.

Wir theilen noch einige Stellen aus Audins Buche mit unſern gelegentlichen Anmerkungen mit. Im erſten Abſchnitt, von der Idee des Proteſtantismus vor der Reformation, ſpricht ſich der Verfaſſer aus über die geiſtige und religiöſe Anlage des Menſchen. Gott habe ihm Gefühl und Vernunft gegeben. Werde das Gefühl ſchwach, ſo beginne der Zweifel; erlöſche es, ſo entſtehe der Skepticismus. Erliſcht die Vernunft, ſo entſteht der Aberglaube. Aus dem Gefühl entſpringt der Glaube. Die Vernunft, unruhig, unermüdlich von Natur, kennt keine

Digitized by Google

Rast und keine Schranken; ihr Streben ist ewig. Für sie gibt es keine Wahrheit; für sie ist Alles Ungewißheit, Problem, Frage und Zweifel. Sie hat schon ihren Schöpfer geläugnet, und sogar sich selbst. Ohne den Glauben wäre die Vernunft die traurigste Gabe, die der Himmel dem Menschen hätte verleihen können. Eine Weile, nach Erscheinung Christi, herrschte der Glaube allein, aber bald thaten sich die Häretiker auf, welche der Vernunft zu viel einräumen, die Vorbilder und Vorläufer der neueren und neuesten Rationalisten. Die katholische Kirche, den Papst an ihrer Spitze, bändigend die Widerspänstigen (einen Friedrich II u. A.) blieb die Inhaberin des Glaubens, und vertheidigte ihn gegen alle Ketzereien; „der Protestantismus war ein wahrer Proteus, der sich in alle Formen kleidete, um zu verführen; der als Deist, Bilderstürmer, Fatalist, Prediger des tausendjährigen Reichs, im Nothfall als Atheist auftrat, und der in seinen ewigen Transformationen nur Ein Ziel hat: den katholischen Glauben bis auf den letzten Funken zu ersticken!" — Dieß ist eine Auffassung des Begriffs von Protestantismus, gegen welche wir die Reformatoren aufs stärkste in Schutz nehmen müssen! —

„Ein stolzer Glaube an sich selbst, eine übermüthige Verachtung dessen, was man das Licht und die Einsicht der Kirche nennt, welche ihnen schon vorangeeilt ist auf ihren Wegen, die anmaßende Behauptung, daß Gott sie erweckt habe, um die Menschheit vom Verderben zu retten; die Anschauung des geheimen Sinns der heiligen Schrift, welche der h. Geist ihnen allein verliehen; der Drang, Aufsehen und Lärmen zu machen, und eine Liebe zu ihren Werken, die sie bewegt, eher dem Tode zu trotzen als sie zu widerrufen — das ist es, was allen (Ketzern) gemein ist!" — —

„Wir kommen zu den Zeiten, welche Gott zum vorübergehenden Triumph der Vernunft über den Glauben bestimmt hat;" (der Zeit der Reformation;) „wir sind im Stand zu beurtheilen, ob dieser Kampf der Menschheit nützlich gewesen ist! Ueberall, wo der Protestantismus seine Thätigkeit erprobt hat, sieht man die Geister sich verirren, sich kläglich verzehren an Streitigkeiten, die ihre Ruhe, ihre Kräfte zerstören; die Völker gewaltsam gegeneinanderstoßen und oft der Welt blutige Schauspiele geben; die weltliche Herrschaft, die das Priesterthum unterdrücken und die dogmatische Gewalt der Bischöfe erben will; die Kunst entwürdigt oder gering geschätzt; die Bauwerke, Gemälde, Statuen, die materiellen Darstellungen unsers Glaubens unwürdiger Profanation preisgegeben; den Orient dem Säbel der Osmanen hingeworfen. Und wofür das Alles? Wenn doch nur aus diesem Kampf der Vernunft gegen den Glauben eine große, die Menschheit tröstende Wahrheit hervorgegangen wäre! Aber was hat der Protestantismus gefunden? Sein einziger Ruhmestitel ist, daß er die Schrift zur einzigen Richterin über unsern Glauben ausgerufen habe. Lassen wir ihm dieß Princip, die Quelle so vieler Irrthümer, und erkennen wir an, daß nicht die lutherische Reformation es ist, die es in die Welt einführte, denn es war vor Luther vorhanden, der sich seiner bediente, um Deutschland von der Einheit loszureißen. — Die Reformation war nicht ein Zufall, sondern etwas Größeres, das fortschreitende Werk der Jahrhunderte. Luther ward von der Vorsehung erweckt, um zu vollenden, was der geschäftige Rationalismus seit so langer Zeit suchte." — „Im Augenblick, wo Luther auftrat, bereitete sich Alles für eine intellectuelle Revolution vor. Sie hätte ohne einen gewaltsamen Stoß und Erschütterung statt gefunden, wenn die Erlösung der Geister vollendet worden wäre durch die Wirkung, welche Italien nothwendig auf das Geschick Deutschlands hätte ausüben müssen; man mußte den Glauben walten lassen. Die Vernunft trug den Sieg über das religiöse Gefühl davon, aber auf Kosten der Ruhe Deutschlands, des Bluts seiner Kinder, der Künste und Wissenschaften."

Ueber das Verderben der Kirche äußert sich Audin so: „Ein trauriges Schauspiel, zu sehen wie sich die jüngern Söhne weltlicher Fürsten in die kirchlichen Würden eindrängten! es ist eine der schmachvollsten Wunden der Epoche! Vollgestopft mit Gold versteigerten sie um Geld die heiligen Dinge; es gab einen Tarif, der dem Meistbietenden die Priesterwürden überließ, und da sie Ansehen und Glanz verliehen, strömten Käufer in Menge herbei; eine heillose Simonie, unter welcher die Kirche litt! Welches Mittel gab es gegen diesen Handel? Man sagt, die Päpste hätten sich mit der Geißel Jesu bewaffnen und alle diese frechen Verkäufer zum Tempel hinausjagen sollen; aber da macht man sich eine falsche Vorstellung von der päpstlichen Macht in jener Zeit. Die Oligarchie des Adels dehnte ihren Einfluß über einen großen Theil Italiens aus; die Edeln besaßen unermeßliche Einkünfte, zahlreiche feste Schlösser, ergebene Soldaten und Buhlerinnen, die mit ihrer Schönheit die Seelen bestachen und verderbten, das Papstthum selbst wurde erniedrigt und fiel in die Hände von Freudenmädchen. Diese Skandale sind nicht das Werk der Kirche; sie seufzte darunter und beweinte sie, so oft sie die nöthige Freiheit besaß. Sie täuschte sich selten in der Wahl ihrer Häupter; aber wenn sie unterjocht, wenn die Wahlen in den Händen eines weltlichen Fürsten waren, wurden die kirchlichen Würden ohne Prüfung und Unterschied ertheilt; der päpstliche Stuhl wurde in Aufstreich gebracht; unwürdige Personen nahmen den Sitz des heiligen Petrus ein. Somit muß man die Skandale in Rom der weltlichen Gewalt und nicht der Kirche zur Last legen; und wir dürfen kühn der Welt zurufen mit den Worten eines berühmten Schriftstellers: Es hat schlechte Päpste gegeben, aber Ihr habt sie gemacht!"

Der Verfasser zeigt sich hier nicht minder gewandt in der Distinction, als an andern Orten in der Combination und Vermischung.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97 u. 98.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 August 1839.

Französisches Conversationslexikon:

Encyclopédie des Gens du Monde.

Unter dem obengenannten Titel erscheint in Paris, bei Treuttel und Würtz, von einer Gesellschaft von Gelehrten der verschiedensten Fächer herausgegeben, ein Werk, das wir nicht kürzer für den Deutschen im allgemeinen charakterisiren können, als durch die Vergleichung mit unserm Conversationslexikon, das, in der Gestalt wie es bei Brockhaus in einer Menge von Auflagen erschienen, gleichsam ein Typus für eine Gattung der Literatur geworden ist. Das Erscheinen solcher Werke, welche bestimmt und geeignet sind, in einem sehr großen Publicum Eingang zu finden und eine kleine Bibliothek sowohl zu ersetzen als auch selbst schon zu bilden, in welchen man wie in historischen, geographischen, statistischen, ethnographischen, technischen und künstlerischen Compendien nachschlagen kann, welche dem, dessen Bildung in der Jugend etwas vernachlässigt worden, noch in spätern Jahren das Versäumte einbringen helfen, und selbst für den vielseitig Gebildeten und Gelehrten doch noch manches Neue und Wissenswerthe bringen, da eine Menge von großentheils sehr tüchtigen Kräften dafür in Anspruch genommen und vereinigt wird, das Erscheinen solcher Werke und der Erfolg, den sie haben, ist ein charakteristisches Zeichen vom Geist der Zeit, in welcher wir leben. Das Princip der Association und der Gemeinsamkeit bethätigt sich auch hierin; nur durch das Zusammenwirken so vieler intelligenten Kräfte kann ein solches Werk ans Licht gefördert, aber auch nur durch eine, bis auf einen gewissen Grad gleichförmige Bildung und Empfänglichkeit des Publicums, durch ein gleichmäßig empfundenes Bedürfniß nach Mitteln der Bildung, nach Ausfüllung von Lücken kann einem solchen Unternehmen die erforderliche Basis gesichert werden. In die Klagen, welche man häufig zu hören bekommt, über die Oberflächlichkeit der Bildung, welche durch solche Bücher verbreitet, oder vielmehr nur äußerlich aufgetragen werde, können wir nicht einstimmen, denn der etwanige Nachtheil, welcher dadurch gestiftet werden mag, daß manche in träger Bequemlichkeit all ihre Bildung aus einem solchen Werke schöpfen und sich Großes einbilden, wenn sie einige Resultate der Arbeiten, Studien und Gedanken Anderer auswendig gelernt haben, oder überhaupt durch die Ueberschätzung einer encyklopädischen Zurichtung und Dressur der Köpfe — dieser Nachtheil wird gewiß mehr als aufgewogen durch die Anregungen, welche durch eine solche gesammelte Masse von Kenntnissen und Notizen einem lebendigen, regsamen Geiste gegeben werden muß zum eignen Forschen und Denken, so weit ihm seine Talente und Verhältnisse es gestatten, um diese unzusammenhängenden geistigen Schätze als eine Einheit in sich aufzunehmen, sie zu verknüpfen und zu befruchten. Der Unwissenheit wird jedenfalls dadurch gesteuert, und die ächte Bildung wird dadurch, in den Augen der wahrhaft Gebildeten wenigstens, nicht im Werthe sinken.

Für ein Unternehmen dieser Art könnte in mancher Beziehung Frankreich günstigere Verhältnisse darzubieten scheinen, als selbst Deutschland. Ein Hauptvortheil ist, daß dort die Bildung weit gleichförmiger, die Sprache der verschiednen Gesellschaftsclassen, der Weltleute, der Gelehrten und Literaten weit übereinstimmender ist, als in Deutschland. Wir verweisen in Beziehung auf diese Punkte namentlich auf einen sehr geistreichen Artikel im Morgenblatt, Juliusheft 1839, Literarische Grillen, wo diese Differenzen sehr schlagend und feinsinnig hervorgehoben sind. Jeder Franzose, der über dem Pöbel steht, und vielleicht häufig auch die Mitglieder von diesem, versteht den gebildetsten Franzosen wenigstens den Worten nach, und wird meist seinen Gedanken zu folgen vermögen; das über das Niveau der Gemeinfaßlichkeit Hinausgehende wird in Frankreich nicht, wie in Deutschland, angestaunt, bewundert und, wenigstens eine Weile, geehrt, sondern es wird getadelt, verlacht oder unbeachtet gelassen. Der französische Geist strebt nicht so in die Höhen und Tiefen, sondern liebt die mittleren Regionen, wo alle Intelligenzen, die über das Gröbste hinaus sind, sich begegnen und verstehen können. Die nationale, politische Einheit der Nation spiegelt sich auch in ihrer geistigen Bildung, ja Organisation. Dieß scheint ein höchst vortheilhafter Umstand

für ein Werk, das ſich, wie die „Encyklopädie für die gebildeten Stände," wie wir etwa überſetzen müſſen, die Aufgabe ſetzt: „das Wiſſen zu verbreiten und zu populariſiren;" es fällt ſchon das Hinderniß der allzugroßen Verſchiedenheit des intellectuellen Horizonts bei dem Publicum und der Ungleichheit der Sprache der Autoren weg. Dafür aber iſt vielleicht in andern Beziehungen Frankreich im Nachtheil gegen Deutſchland, ſofern bei uns der gebildete Mittelſtand, für welchen doch ſolche Werke zunächſt berechnet ſind, durch ganz Deutſchland bei weitem gleichmäßiger vertheilt iſt, als in Frankreich, wo die Hauptmaſſe der Intelligenz in Paris concentrirt iſt, die Wiſſenſchaft und Literatur nur allmählich in einigen Provincialſtädten emporkommt, und ſchon der Buchhandel nicht gehörig organiſirt iſt, um ſeine Erzeugniſſe in alle Veräſtungen hinaus zu leiten. Der Vortheil der vielen größern und kleinern Reſidenzen und Univerſitäten wird in Frankreich durch nichts aufgewogen. Sodann bezweifeln wir auch, ob die Franzoſen, mit ihrem lebendigen, bewegten Sinn, der am liebſten in der lebendigen Wirklichkeit, durch die Anſchauung, an öffentlichen Orten, wie Theater oder Deputirtenkammer, oder Aſſiſen, oder durch das ſüße Mittel der Converſation ſeine Kenntniſſe erwirbt und ſich übt und bildet, ob ſie ſo leicht wie die ſchwerfälligeren, iſolirter lebenden Deutſchen nach dem Converſationslexikon greifen? ob ihnen dieſe Lectüre nicht, gegen die der politiſchen Journale, trocken und langweilig erſcheint? ob ſie ſo voluminöſe Werke lieben? Wir wagen darüber nichts zu behaupten, wollen übrigens gern glauben, daß unter den Mittelclaſſen, beſonders mehr nach unten, ein tüchtiges, ſolides Streben ſich mehr und mehr kund gebe, und daß an die Stelle der bisherigen mehr frivolen Bildung eine, wenn auch noch nicht gründliche und gediegene, ſo doch ernſtere und ſichrere treten werde.

Das Weſentliche des Plans beſteht in Folgendem:

„Dieß Werk, redigirt nach dem Plan des deutſchen Converſationslexikons, aber umfaſſender, vollſtändiger, mehr wirklich encyklopädiſch, und nach allen Theilen original (denn die überſetzten Artikel ſind nicht ſehr zahlreich), hat die Abſicht, die Wiſſenſchaft allen Claſſen von Leſern zugänglich zu machen, indem es die verſchiednen Zweige des menſchlichen Wiſſens in kurzen, gedrängten Umriſſen mit Klarheit und in einer möglichſt beſchränkten Anzahl von Bänden zuſammenfaßt und darſtellt... Dieſe Encyklopädie bildet ferner gewiſſermaßen ein neues Band zwiſchen den Nationen; denn wenn ſie für den Ausländer ein ſicheres Mittel iſt, unſer Frankreich kennen zu lernen und zu beurtheilen, ſo ſtellt ſie dagegen auch wieder dieſem Deutſchland, England, Italien in einem ganz neuen Licht dar, alle Thatſachen, welche dieſe Länder betreffen, alle Männer, die ſich darin ausgezeichnet haben oder auszeichnen, und alle Ideen, womit ſie den Schatz des Wiſſens und der Civiliſation, das Gemeingut aller Völker, bereichert haben. Man kann dieſe Encyklopädie ein kosmopolitiſches Werk nennen, denn ſie beſchäftigt ſich mit den fernſten, bisher unbekannten Ländern mit gleicher Sorgfalt, mit demſelben Intereſſe, wie mit Frankreich ſelbſt, ihrem nächſten Gegenſtand, mit der relativen Wichtigkeit eines jeden den Umfang der ihnen gewidmeten Artikel in ein richtiges Verhältniß ſetzend."

Die Hauptſache iſt nun immer bei einem ſolchen Werk, daß man hinreichende und tüchtige Mitarbeiter dazu finde, und dieß ſcheint bei der Encyklopädie wirklich gelungen zu ſeyn; das Regiſter nur über die vier erſten Buchſtaben enthält eine bedeutende Anzahl allgemein bekannter und geſchätzter Namen, nebſt Angabe der von ihnen bearbeiteten Artikel, ſo daß ſie alſo nicht bloß, wie ſo häufig auf Proſpecten und Ankündigungen, zum Schein und zur Anlockung der Menge figuriren (wofür ſogar, wie die böſe Fama erzählt, ſich Manche Geld geben laſſen ſollen!), und wenn man manchen Namen vermißt, der auf vielen andern Proſpecten einladend prangt, ſo darf man doch verſichert ſeyn, daß die Aufgeführten mit wirklichem Eifer ihre Aufgabe zu erfüllen ſuchen, und hoffen, daß die angeſtrengten Leiſtungen von noch nicht ſo bekannten Männern nicht ſelten den, wie die Erfahrung lehrt, nachläſſiger gearbeiteten Artikeln anerkannt ausgezeichneter Talente es gleich thun, ſie vielleicht übertreffen mögen. Uebrigens fehlt es gar nicht an Namen vom beſten Klang, und auch Deutſche, Polen, Engländer ſind unter den Mitarbeitern genannt.

Bedenken könnte der große Umfang des Werkes erregen, das auf etwa fünfzehn Bände, jeder wieder in zwei nicht ſchwache Bände zerfallen, berechnet iſt, dieſe Berechnung aber wohl um ein Bedeutendes überſchreiten dürfte bei der großen Ausführlichkeit mancher Artikel, und den Anſprüchen auf Vollſtändigkeit, welche das Unternehmen macht, das in der Mitte ſtehen möchte zwiſchen dem Brockhaus'ſchen Converſationslexikon und der Encyklopädie von Erſch und Gruber.

Es liegen vor uns einige beſonders abgedruckte Artikel aus dieſem großen Werke, welche unter dem Titel: Frankreich, geographiſches, ſtatiſtiſches und geſchichtliches Gemälde, begleitet von einem kurzen Abriß der Geſchichte der Nationalſprache und Literatur, und einem Ueberblick über den Stand der Philoſophie in Frankreich, und über die franzöſiſche Schule in der Kunſt, ein für ſich beſtehendes intereſſantes Werkchen bilden. Die Artikel ſind aus der Feder der Mademoiſelle Ozenne, und der Herrn Artaud, Duſau, Laſaye, Miel, Schnitzler und Sismondi. Höchſt intereſſant iſt der Artikel von Artaud über die franzöſiſche Sprache, ſo wie der von Sismondi über die Geſchichte Frankreichs. Wir behalten uns vor, auch über die andern Aufſätze unſern Leſern Weiteres mitzutheilen, geben aber einſtweilen hier, zur Probe, das Weſentliche aus

Sismondi's kurzem Abriß der Geſchichte Frankreichs.*)

Unter allen Monarchien Europa's iſt Frankreich dermalen die compacteſte; unter allen modernen Nationen iſt die franzöſiſche die homogenſte; ſie iſt diejenige, deren Geiſt, Sitten und Geſetzgebung am meiſten Gleichförmigkeit zeigen. In andern Ländern findet man Racen, die ſich an der Einheit der Sprache

*) In einem kürzlich gegebenen Aufſatz in dieſen Blättern wurde berichtet, daß Sismondi die Geſchichte Frankreichs von den früheſten Zeiten bis zum Ende der Religionskriege in 21 Bänden geſchrieben; die neuern Zeiten hat er kürzer in drei Bänden behandelt und damit ſein Werk geſchloſſen, außerdem aber noch in zwei Bänden eine gedrängte Darſtellung der geſammten Geſchichte Frankreichs gegeben.

erkennen, welche Nationen bilden, aber Nationen, die in verſchiedene Völkerſchaften getheilt ſind, von welchen jede ihre eigene Geſchichte, Anſichten, Geſetzgebung, ihre unabhangige Regierung und oft ein tiefes Gefühl der Rivalität gegen die andern hat. Die franzöſiſche Nation dagegen beſteht nur aus Einem Volke; Alles iſt ihren Genoſſen gemein — Erinnerungen, Anſichten, Hoffnungen, Ruhm. Und ſo, während Italien, Deutſchland, Spanien höchſtens überlegen können, ob es ihnen nicht vortheilhaft wäre, auf die Föderativ-Regierung zurückzukommen, während die engliſche Nation, ſchon getheilt zwiſchen den Republiken des amerikaniſchen Feſtlands und der Monarchie auf den Inſeln, innerhalb der letztern noch nicht einmal die Engländer, die Schotten, die Irländer in Eine Maſſe zu verſchmelzen im Stande war, würde Frankreich den Gedanken einer Föderation ebenſo energiſch zurückweiſen, wie den einer Eroberung durch Fremde. Für die franzöſiſche Nation ſcheint: getheilt werden, und aufhören zu exiſtiren, ganz gleichbedeutend.

Und doch hat ſich dieſe Nation aus den verſchiedenſten Elementen, aus den einander fremdeſten Stämmen gebildet. Durch welche Mittel iſt ihre Amalgamation im Verlauf von vierzehn Jahrhunderten bewirkt worden? Vielleicht verhilft uns dieſe Frage dazu, in dem uns hier geſtatteten, höchſt beſchränkten Raum die ganze Geſchichte Frankreichs unter einem einzigen Geſichtspunkt zuſammenzudrangen.

Fünftes Jahrhundert. Gallien zeigte im fünften Jahrhundert in all ihrer Unabhangigkeit und Ungleichartigkeit die verſchiednen, einander feindlichen Stämme, deren Verſchmelzung ſpater eine Nation bilden ſollte. Damals ſtießen ſie ſich gegenſeitig ab, ſie hegten gegen einander die Gefühle des Haſſes, der Furcht und der Verachtung; obgleich unter einander wohnend, lebten ſie doch einander gegenüber gelagert, wie die nicht minder feindſelig gegeneinander geſinnten Stämme noch heutzutage in der Türkei gegen einander zu Felde liegen. In die unfruchtbaren Steppen der Bretagne und in einigen gebirgichten Gegenden Galliens, wo die römiſchen Senatoren nicht darauf bedacht waren, ſich Erbgüter anzulegen, fand man noch Celten oder alte Gallier, welche das Land bauten, welche ihre alte Sprache redeten; und ſie haben ſie bis auf unſere Tage erhalten. Ueberall ſonſt waren die Bauern verſchwunden, es gab keine Nation mehr, ſondern das Eigenthum, vereinigt in ungeheuern Beſitzthümern, die man heutiges Tages Provinzen nennen würde, gehörte römiſchen Edeln oder Galliern, die Römer geworden waren, die ihre Sprache, die Sitten ihrer Vorfahren aufgegeben hatten. Dieſe Beſitzungen wurden nur von Sklaven bebaut, die man mit äußerſter Härte behandelte und die bald ihren Mühſalen erlagen. Auch waren die kaiſerlichen Heere, welche auf den Gränzen Europa's, Aſiens und Afrika's Krieg führten, eifrig beſchäftigt, ſie durch neue Gefangene zu erſetzen. Ihr Stamm, immer auf dem Punkt auszuſterben, wurde unaufhörlich wieder recrutirt durch Einführungen von Barbaren aus allen Ländern.

Zu jener Zeit zählte Gallien 115 blühende und viele andre kleine Städte; ihre Einwohner nannten ſich Römer und nicht Gallier, und ſprachen nur die lateiniſche Sprache, trotz dem, daß ſie zum größten Theil Söhne von Freigelaſſenen und von ſehr gemiſchter Abſtammung waren. Sie hatten ſich nach dem Muſter römiſcher Bevölkerungen gebildet; wie dieſe waren ſie gierig nach den aufregenden Schauſpielen des Cirkus, laſterhaft, verdorben und niederträchtig. Gern ſahen ſie das Blut in den Kämpfen der Gladiatoren fließen, mochten aber das ihrige nicht vergießen zu ihrer eigenen Vertheidigung.

In den Steppen und Wüſten, welche die Städte von einander trennten, ſah man kleine barbariſche Völkchen campiren, Ueberreſte von verſchiednen Einfällen der Scyten, der Sarmaten, der Skandinavier und der Germanen, welche ſeit 150 Jahren das Land verwüſtet hatten. Seit dem ſchrecklichſten Einfall, dem, der am 31 December 406 den Rhein überſchritten, waren die Barbaren nicht mehr aus den Gränzmarken des römiſchen Reichs gewichen. Dem Rhein entlang fand man auch in den beiden Provinzen Galliens, welche das erſte und das zweite Germanien hießen, eine Landbevölkerung, welche dem Namen nach galliſch, der Sprache und dem Urſprung nach germaniſch war. Am Fuß der Pyrenäen fand ſich eine Bevölkerung von iberiſcher Sprache und Abkunft. Dann hatten drei große germaniſche Volksſtamme, mit Ermachtigung des Kaiſers Honorius, ſich wichtige Landestheile zugeeignet. Die Weſtgothen dehnten ſich nach Weſten und Süden an den beiden Abhangen der Pyrenaen, von der Loire bis an den Ebro aus; die Burgunder nach Morgen, vom Rhein bis an den Genferſee, und ſpater an der Rhone hin bis ans Meer; die Franken nördlich, am Niederrhein und der Maas. Dieſe letztern, kriegeriſcher, aber auch barbariſcher als alle andern, waren getheilt in eine große Anzahl kleiner Trupps von 2 — 3000 Kriegern, von welchen jeder ſeinen Häuptling hatte, den man König nannte, und der ſich durch ſein langes Haupthaar und ſeine fabelhafte Abſtammung von einem alten Meerwig oder Merovens auszeichnete.

Einer dieſer Häuptlinge, Clovis oder Chlodwig, wurde von den ſaliſchen Franken als König anerkannt, in Tournai, im Jahr 481, ſieben Jahre nach dem Untergang des römiſchen Kaiſerthums und der Entthronung des Romulus Auguſtulus. Bis zu dieſer Epoche hatten ſich die Franken als Verbündete und Soldaten des römiſchen Reichs angeſehen; jetzt aber bot ihnen dieß Reich nur noch den Anblick zerſtreuter, waffenloſer Provinzen, die ſie zu ihrer Beute machen konnten. Clowis griff ſie auch wirklich an; er beſiegte einen römiſchen Befehlshaber in Soiſſons, er beſiegte bei Tolbiac eine andre deutſche, verbündete Genoſſenſchaft, die Allmannen, die er in ſeine Schaar aufnahm; er bot allen andern Franken an, ſie ſollten mit ihm die Eroberungen und die Beute theilen, und er vermochte ſie, ſich ihm ſofort anzuſchließen. Zugleich entſagte er dem Heidenthum, um ein Chriſt zu werden, und verſprach den rechtgläubigen Biſchöfen Galliens ſeinen Schutz; durch Waffengewalt und Liſt hatte er auch wirklich noch vor dem Ende des fünften Jahrhunderts ein Drittheil Galliens dahin gebracht, daß es ihn als Herrn anerkannte.

Sechstes Jahrhundert. Die Eroberung eines Staats durch einen andern Staat darf man nicht vergleichen mit dem raſchen Zuſammenlaufen von barbariſchen Abenteurern, welche ſich zu

Digitized by Google

Krieg und Plünderung zuſammenthun. Zu Anfang des 6ten Jahrhunderts war Clovis weniger ein Territorialkönig als ein bewaffneter Räuber an der Spitze einer furchtbaren Bande, mit welcher er umfaſſende Länderſtrecken zittern machte, auf welchen er Contributionen erhob. In der Mitte dieſes Jahrhunderts gehorchte das ganze jetzige Frankreich und ein großer Theil von Deutſchland den Söhnen eben dieſes Clovis, welche ſchon ihre ſiegreichen Waffen bis nach Italien und Deutſchland getragen hatten. Es waren dieß nicht die Franken des Clovis, die ſaliſchen Franken, die ſich etwa mit ſo erſtaunlicher Schnelligkeit vervielfacht hätten; ſie hatten nur ihre Reihen geöffnet, und alle Krieger von teutoniſchem Stamm, welche in Gallien zerſtreut waren, hatten ſich begierig herbei gedrängt; zugleich waren Krieger aus ganz Deutſchland zugeſtrömt. Alle jungen Leute waren Soldaten; Kämpfen war ihr einziges Gewerbe, wie ihre einzige Luſt; die Könige der Franken boten allen das Bankett, das ſie verlockte, das Bankett bei dem Blut floß wie Wein. Alle Völker des Südens waren ihnen als Beute preis gegeben.

Das Heer der Franken war Herr in Gallien. Es hatte ſich nicht mit den Einwohner verſchmolzen, es bildete keine Nation; es war ſich des Lebens nur bewußt im Krieg, und ſeine Züge waren nicht durch Politik geleitet, ſondern von ſtürmiſchen Leidenſchaften. Nach Clovis' Tod nahmen ſeine vier Söhne alle zugleich den Titel: König der Franken, an; die väterlichen Güter wurden unter ſie vertheilt, aber nicht die Monarchie, die noch nicht exiſtirte, und nicht die Nation, welche vereinigt blieb. Dieſe Fürſten hießen Könige in Paris, in Soiſſons, in Orleans und in Metz. Während des Friedens waren ſie nichts Anderes als reiche Gutsbeſitzer, welche ſich mit einer wahren Wuth allen ſinnlichen Genüſſen hingaben; aber die Franken erweckten ſie aus dieſer Lethargie, um ſie in den Krieg, bald nördlich, bald ſüdlich, zu führen. Sie ſchaarten ſich um den, der am meiſten Kühnheit zeigte, die Beſiegten am wenigſten ſchonte, am meiſten Beute vertheilte. Im Verlauf dieſes Jahrhunderts verſchlangen Spanien und Italien jedes mehr als 100,000 Franken; Thüringen, Schwaben, Bayern waren ebenfalls blutige Eroberungen. Die Familien der Franken erloſchen ſehr ſchnell, die Zahl der Krieger aber wurde unaufhörlich durch neue Ankömmlinge vermehrt. Manchmal bekämpften auch die Söhne des Clovis einander ſelbſt mit dem Schwert oder mit Gift; Clovis ſelbſt hatte mit eigener Hand alle durch ihr Haupthaar ausgezeichneten Könige der andern Frankenſtämme umgebracht; ſeine Söhne erwürgten ihre Neffen und Verwandten; Einer, Clothar, ließ ſogar ſeinen eignen Sohn umbringen, und ſo vereinigte dieſer 558—561 die geſammte Monarchie unter ſeiner Herrſchergewalt. Als er ſtarb, theilten ſeine vier Söhne von neuem das Erbe. Dieſe vier Könige hatten nicht bloß vier verſchiedene Reſidenzen, ſondern vier Königreiche, welche ſie Auſtraſien, Neuſtrien, Aquitanien und Burgund nannten. Da Krieg und Plünderung nach außen zu mangeln anfingen, ſträubten ſich die Franken nicht, ſie im Innern aufzuſuchen, und auf das Begehren ihrer Könige ihre Waffen gegen einander zu kehren.

(Fortſetzung folgt.)

Cheveley oder der Mann von Ehre.

(Fortſetzung.)

Lady Bulwer iſt, wir glauben es wenigſtens, nicht von engliſcher Abſtammung, ſondern von belgiſcher Abkunft. Es iſt ihr, wie allen Ausländerinnen, ſchwer gefallen, ſich an das Joch zu gewöhnen, ſich den Banden zu fügen, nach der engliſchen Etikette zu leben. Die arme Königin Charlotte war nicht minder bedrängt und in Nöthen, als ſie, die Tochter des ſentimentalen Deutſchland, wo man ſo voll Nachſicht iſt gegen die Verirrungen ſchwacher Herzen, ſich nach Carlton-Houſe verſetzt ſah. Lady Bulwer zürnt nicht nur ihrem Ungetreuen, ſondern aller Welt; ſie zeichnet Caricaturen vom alten und vom neuen Adel, von Bulwers Bruder, von den Wahlen, den Wählern, von den Leuten in den Provinzen, von den Löwen und Löwinnen, von Oberſten, Literaten, Politikern. Das Alles macht ſie ſich zu nutze, und es wäre eine ſehr pikante Satyre, wenn die Ausführung der Abſicht entſpräche, und wenn ſie nur zum vierten Theil ſo viel Talent beſäße, als ihre Erbitterung erheiſchte. Aber das Unzuſammenhängende und Formloſe, und die üble Laune verderben beinahe jedes Blatt. Dieß ſo roh ſkizzirte häusliche Leben, dieſe plumpen Schilderungen der Wirklichkeit rühren weder, noch intereſſiren ſie. Die Künſtlerhand fehlt überall, man hat für keine der auftretenden Perſonen Achtung; die beſtändigen Mediſancen, von welchen das Buch wimmelt, reizen nur mittelmäßig die Neugier. Was trägt es am Ende für uns aus, ob Lord Clifford (oder Bulwer) ein hochmüthiger und harter Ehemann geweſen, ob ſein Bruder eine untergeordnete und komiſche Rolle in der Familie geſpielt, ob die Gouvernante der Miß Bulwer eine Anziehungskraft für den Vater ihrer Schülerin gehabt? Vom Romandichter wie vom Maler verlangen wir, daß er uns gefalle und gewinne; ums Uebrige bekümmern wir uns wenig. Lady Bulwer glaubte eine entſetzliche Rache zu üben; ich fürchte, ihre Angriffswaffe ſey ihr in der Hand zerbrochen; ſie ſelbſt iſt am gefährlichſten verwundet worden bei dieſem Eheſtands-Scharmützel. Man wußte recht gut, daß das Leben ihres Gatten aus Intriguen und Liebeshändeln beſtehe; man betrachtete den keineswegs als ein vollkommen reines Weſen, der ſo heftig alle Aufregungen der Politik, alle ihre Unebenheiten und Krümmen, ihre Complote und Täuſchungen, zuſammt dem Gelärm der Preſſe und der ſtreitenden Literatur durchſchwamm. So zieht denn das Buch der mißvergnügten Dame keinen Schleier weg, zertrümmert keine Maske. Und was ſagt ſie uns Neues? Daß ſie die engliſche Geſellſchaft verachte, daß man darunter eine Menge ſteifer Dummköpfe, dumme Anmaßungen, verdorbene Wittwen, ſchwachſinnige Dandys und leichtgläubige Bürger finde. Aber um der Welt eine ſo wenig neue Belehrung zu geben, dazu braucht man nicht die Feder zu ergreifen. Der jüngere Israeli, der jüngere Grattan, Hook und Galt, und Bulwer ſelbſt haben die Lächerlichkeiten der engliſchen Geſellſchaft beſſer geſchildert, ihren Gemälden mehr Wahrheit und weniger Herbigkeit gegeben, ſie haben treuere Silhouetten geliefert und ſind nicht in die Uebertreibungen verfallen, welche Lady Bulwer ſich erlaubt.

Indeß liegt doch etwas Aufsehenerregendes in der Galle, womit sie ihre Farben anrührt. Sie declamirt bitterer, als es eine Frau von englischer Abkunft könnte; der unkünstlerische Styl ihres Pamphlets, der abwechselnd das Französische, Italienische und Altsächsische radebrecht, verleiht den von ihr gezeichneten Portraits ein ziemlich originelles Leben. So ist zum Beispiel die Schilderung eines Whig vom alten Schlag eine gelungene. Warum hat sie nicht ihren ganzen Roman mit einer solchen Feder, ohne Herbigkeit und Bitterkeit, geschrieben? Aber es lag ihr eben daran, sich zu rächen; sie wußte nicht, daß die Unparteilichkeit einen sehr wesentlichen Bestandtheil des Talents ausmacht, und daß man nur das mit großem Genuß liest, was Einem als offen, wahr und einfach erscheint. Wenn man die Leute zu schwarz macht, so ladet man dadurch nur das Publicum ein, sie wieder weiß zu machen. Bulwer ist, so sagt man wenigstens, etwas steif in seinem Wesen, ein wenig oberflächlich in seinem Wissen; diese Fehler sind ihm, wie man weiß, schon oft vorgeworfen worden. Es ist auch möglich, daß er mit allen unsern Bewerbern um den Ruhm des Genie's jenen Charlatanismus, jenen Eigendünkel, jene Zuversicht zu sich selbst, jene Aufgeblasenheit, jene hochmüthige und prahlhafte Miene gemein hat, welche von der Schwachheit unsrer Zeit belohnt und gekrönt werden; das ist Alles sehr möglich, aber was wir für unmöglich und falsch erklären, ist das, daß Bulwer durchaus dem Bild des Lords Clifford gleiche, dem quälerischen Gatten der verfolgten und gequälten Frau im Roman der Lady Bulwer.

„Lord de Clifford war ein kerzengerader, stattlicher Mann, der gegen sieben Fuß hoch emporstrebte; er machte Einem den Eindruck, als habe er nie, selbst im Schlaf nicht, sich des Verbrechens einer bequemen Haltung und Stellung schuldig gemacht; der gemeine Ausdruck: „er sieht aus, als hätte er ein Schüreisen verschluckt," ward durch seine Erscheinung vollständig erläutert. Er hatte straffes, steifes und hartnäckiges (sehr hartnäckiges) braunes Haar; sehr kleine, lichte, graue Augen; eine solche Adlernase, daß, hätte man sie auf dem Papier statt in einem menschlichen Antlitz gesehen, man sie für eine Caricatur angesprochen hätte; seine Oberlippe war gerade und von jener unordentlichen Länge, welche man als ein Zeugniß des Gesichts von dem eigensinnigen Charakter des Besitzers ansehen kann. Nach diesem ist es vielleicht überflüssig beizusetzen, daß er immer Abends einen blauen Rock mit vergoldeten Knöpfen trug, nebst einer gewaltigen, sehr weißen steifen Halsbinde, die wie aus Stein gehauen aussah, nach dem Skulpturstyl des Tom O'Shanter.

Die Natur schien ihm eine Art Lumpensack von Geist gegeben zu haben, zusammengeflickt aus den seltsamsten und übelpassendsten Flecken und Stücken, die man sich nur denken konnte, nebst einer groben Art von Anmaßung, um Ordnung hineinzubringen, wodurch die Verwirrung und Unordnung beständig nur vermehrt wurde; seine Gelehrsamkeit, wie sie eben war (obgleich er das Universellste darin anstrebte), konnte man mit der Pfennig-Encyklopädie vergleichen, wo Alles oberst zu unterst durcheinander gedruckt ist; und die seltsame und gigantische Pomphaftigkeit, womit er die geringfügigsten und alltäglichsten Umstände behandelte, erinnerte Einen an einen Elephanten, der mit gewaltiger Anstrengung seinen Rüssel herrabbiegt, um einen Stecknadelknopf oder ein Stück Faden aufzuheben. Unter der Masse seiner Kenntnisse war natürlich die Geologie nicht vernachlässigt worden; und da er in der Schule oder sonst wo gehört hatte, daß, wenn die Erde auch nur ein Atom von ihrer Schwere verlöre, es mit ihr zu Ende seyn würde, schien er immer von der Vorstellung erfüllt, daß er das wichtige Atom sey, von welchem ihre Existenz abhänge; auch war er der Meinung, ein so großer Mann müsse von denselben Principien sich beherrschen lassen, wie das Weltall, und daher hütete er sich sorgfältig, selbst nie ein Atom von seiner Gravität zu verlieren; und aus diesem Grund — es klingt seltsam! — ward er, so viel man weiß, nie angesteckt, wenn Andere über ihn lachten. In der Politik war er ein Ultraliberaler (das gibt mehr Stoff zu Declamationen); im Privatleben (wie dieß meist das Gegenstück zum Liberalismus im öffentlichen darbietet) war er ein tyrannischer Autokrat, ein Caligula in seiner Milde und ein Drako in seinem Unmuth; was ihm gehörte, war immer das Beste und Tadelloseste auf der Welt — Alles, ausgenommen seine Frau, die gehörte nicht unmittelbar zu seinem Stamm, sie war nur ein Propfreis, und das erklärte zur Genüge all ihre Fehler; unter andren den, daß er, so unablässig er ihr auch damit zusetzte, doch nie vermochte, sie es ganz begreifen und schätzen zu machen, welch wundervolles Glück ihr zu Theil geworden, dadurch, daß sie mit ihm vermählt war, was um so außerordentlicher war, als sie auf ihrer Mutter Befehl die Kinderstube verlassen hatte, um ihn zu heirathen; nicht als wäre Lady de Clifford nicht in Gedanken, Worten und Werken eine Frau gewesen, die jedem Andern als ein Inbegriff von Vollkommenheit erschienen wäre; aber was konnte für so übermenschliche Verdienste, wie die seinigen, gut genug seyn? Und doch hätte es selbst ihn in Verlegenheit gesetzt, wenn er hätte einen wirklichen Fehler an ihr aufweisen sollen; denn hätte sie auch neben ihren übrigen seltenen Eigenschaften die allerseltenste gehabt, die nämlich, daß sie ihn anzubeten im Stande gewesen wäre, so hätte sie nicht mit gewissenhafterer, ängstlicherer Aufopferung und Zartheit seine Wünsche errathen, studiren und ihnen zuvorkommen können, als sie wirklich that. Dieß konnte er, bei all seiner Selbstsucht, nicht umhin zu fühlen, obgleich sein Herz, oder sein Gedächtniß sich nie daran erinnerte, sonst hätte er sie nicht so gänzlich zur Sklavin der lauernden Wachsamkeit, der Einmischung und kleinlichen Tyrannei jedes Glieds seiner Familie machen können, wie er doch that. Aber das war eben seine Familie, und demzufolge mußten sie auch Alles besser verstehen, vom Ankleiden eines Kindes an bis zum Ersäufen eines jungen Hundes, als je eine Frau dergleichen verstehen konnte. Nicht als ob er, bei all seiner Brutalität, nicht die Geistesüberlegenheit seiner Gattin eingesehen hätte — Niemand konnte, wenn die Gelegenheit es erforderte, ihre Talente besser benützen; aber dabei ließ er sich angelegen seyn, seiner Familie, der Welt und besonders ihr selbst den Glauben einzuflößen,

ſie ſey ſo unwiſſend und ſo untergeordneten Geiſtes, als, ſeinen Anſichten nach, alle Frauen ſeyn ſollten."

In dieſem Portrait verräth ſich zu ſehr die gereizte Frau. Nein! das iſt nicht Bulwer, der elegante Dandy mit den Rockſchößen von violetter Seide, mit den tadelloſen Handſchuhen; herb in ſeinem Auftreten, aber von einer Herbigkeit, die mehr Byroniſch als ariſtokratiſch iſt. Lady Bulwer hat den Hochmuth der Geburtsariſtokratie verwechſelt mit dem des Manns nach der Mode. Sie hat nicht Tact genug gehabt zu unterſcheiden die hochmüthige und demokratiſche Laune, welche ſtolz mit dem Ellenbogen ſich unter der Menge Platz macht und ſie ſpaltet, um ſich nicht darin zu verlieren und ſich mit ihr zu vermiſchen, von der andern Art von Stolz eines alten Adels, ſtolz auf ſeine Ahnen, ſtolz auf ſeine Stellung, der den Kopf hoch tragend und mit geſchloſſenen Augen einherſchreitet. Es ſind dieß zwei ſehr verſchiedene Arten des Hochmuths. Bulwer hat den ſtrotzigen Stolz des neuen Menſchen, der nach Popularität trachtet. Er muß wohl den Gecken und den Hochmüthigen ſpielen, um ſich Bahn zu brechen durch das Volk; die Maſſen erdrücken diejenigen, welche nicht ſie erdrücken, und Bulwer hat ſich zum Mann der Maſſen gemacht. Man ſehe nur Mirabeau, O'Connell und alle ſolche Volkstribunen, ſie nehmen die Haltung und den Ton eines Jupiter an; wenn ſie ſich klein machten, würde die ganze Canaille ſie mit Füßen treten.

Lady Bulwer ſchont Lord Clifford nicht; alle ihre Güte und Gnade trägt ſie über auf Julia, die Heldin, Lady Clifford, d. h. ſich ſelbſt. An ſie verſchwendet ſie die Lilien und Roſen, Schönheit, Anmuth, Feinheit, Liebenswürdigkeit, Eroberungen, intereſſante Schmerzen und Liebhaber. O Lady Bulwer! das ſieht allzuſehr einer Liebkoſung vor dem Spiegel gleich; Sie können wahrhaftig nicht alle dieſe Vorzüge eines Engels beſitzen! Sind Sie oder ſind Sie nicht Lady Clifford? Sind Sie es nicht, ſo iſt Ihr Buch platt; ſind Sie es, ſo iſt dieß eine übermäßige Eigenliebe, und das Publicum wird Partei ergreifen gegen Ihre Selbſtgefälligkeit. Es iſt in der That Schade, daß es Ihnen nicht gefallen, mit Schärfe meinetwegen wenn Sie wollten, aber wenigſtens mit Freimüthigkeit dieſe ſeltſame engliſche Geſellſchaft zu ſchildern, welche Sie ſo ſehr zu verabſcheuen ſcheinen! der Kampf Bulwers, Mann an Mann, gegen die Meinung, ſeine gewaltigen Anſtrengungen, um ſich einen Platz zu verſchaffen, oder vielmehr um ihn ſich zu erſtürmen in der dichtgeſchloſſenen Maſſe der feſtgegründeten Geburtsariſtokratie Englands, verdienten genauer beobachtet zu werden; es lag darin ein ganzes Drama. Er mußte aber, ſagt man, allerlei Rollen ſpielen, den Großſprecher machen, ſich herumpuffen, trotzen, angreifen, kritiſiren, intriguiren, um ſein Ziel zu erreichen. So geſchmeidig wie Beaumarchais und hochmüthiger als er im Aeußern, bezeichnet er (ſo ſcheint es uns wenigſtens) einen Wendepunkt, eine Epoche, in dem Schickſal der engliſchen Geſellſchaft. Er iſt aber nicht tugendhaft! Ey, ſo möchte ich doch die tugendhaften Perſonen ſehen, die auf dem politiſchen Schauplatz eine große Rolle ſpielen. Ach mein Gott, man muß da zu viele für Narren haben, und zu viele Laſter bekämpfen. Ein offener, redlicher Mann, der ſich harmlos in dieß große Chaos, in dieſe unermeßliche Verwirrung ſtürzen wollte, würde eine allzu lächerliche Figur machen. Ich fürchte bei den meiſten Leuten, welche in dieſer Sphäre ihr Glück machen, findet ſich ein wenig vom Wolf, viel vom Fuchs, und noch etwas vom Tiger. Lady Clifford wußte wohl, wen ſie geheirathet. Ein guter Romandichter hätte fein die großen Eigenſchaften angedeutet, welche unter dieſem Fell eines wilden Thiers verborgen liegen, denn das Menſchliche iſt nie eigentlich und durchaus verabſcheuungswürdig. Es gibt goldene Faden, die auch in die nichtswürdigſten Gewebe eingeflochten ſind, und gute Seiten auch an den ſchlimmſten Menſchen. Die große und tiefe Wiſſenſchaft, welche dieſe Faden entdeckt, iſt der Lady Bulwer unbekannt."

Der Kritiker beklagt ſich weiter, daß die Verfaſſerin mehrere Exemplare ſeiner (der franzöſiſchen) Nation ſo unwahr geſchildert, da es gar keine ſolche Menſchen gebe, und über die unfranzöſiſche Sprache, die ſie ihnen in den Mund lege, und fährt dann fort:

„Lady Bulwer behandelt auch nicht gut Mr. Fonblanque, den ſie Mr. Fonnoir nennt, noch die andern Redacteurs des Examiner, den ſie den Inveſtigator nennt und welche ſie als gänzlich dem Willen Bulwers unterthänig darſtellt — eine abgeſchmackte und niederträchtige Unterthänigkeit, die jedoch nie ſtatt gefunden hat; die Menſchen ſind doch etwas weniger abſurd, als Lady Bulwer ſie ſchildert. Eine Partei marſchirt verabredetermaßen unter Einer Fahne; der die Fahne trägt, erntet gewöhnlich die Hauptvortheile des Kampfes; aber die Andern geben ſich nicht das Anſehen, als ſchwüren ſie ihr Intereſſe ab; ſie behalten ſich einen guten Theil davon vor. Es heißt die Welt und die Menſchen in einer plumpen und boshaften Weiſe anſehen, wenn man an ſolche übermäßige und außerordentliche knechtiſche Geſinnungen glaubt; Lady Bulwer übertreibt auch den Wahlſpruch. Kurz alle Fehler von Andern erſcheinen ihr als ungeheuer, und alle ihre eigenen Tugenden erheben ſich ihr zu denſelben rieſenhaften Verhältniſſen wie ihre Leiden. Arme Lady Bulwer! ſie wird der engliſchen Geſellſchaft jenen flüchtigen Genuß verſchafft haben, welchen dieſe Geſellſchaft allen andern Freunden vorzieht: die Aufregung von ein wenig Skandal; ſie wird ihre Stellung zu Grunde gerichtet haben, ohne ihrem Gatten zu ſchaden, die Schwatzmäuler beluſtigt, ohne ihre Unbilden zu rächen, und ihren Ruf als geiſtreiche Frau benachtheiligt haben, ohne ihr häusliches Glück wieder herzuſtellen."

(Fortſetzung folgt.)

Luther in Frankreich.

(Schluß.)

Das Leben des Reformators wird ſodann ausführlich, häufig mit Angabe der kleinſten Züge, beſchrieben, und zwar ſowohl ſein Privatleben als ſeine geſammte öffentliche Thätigkeit, mit reichlichen Citaten aus ſeinen Schriften, ungewöhnlich getreu überſetzt. So findet man auch das: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott," ganz wortgetreu übertragen. Auch aus den Schriften

der Zeitgenoſſen und aller Schriftſteller über Luther und die Reformation wird viel geſchöpft. Aber trotz dieſer Genauigkeit und Sorgfalt glauben wir den Verfaſſer doch hin und wieder einer, wahrſcheinlich ihm ſelbſt nicht bewußten Ungerechtigkeit gegen den Reformator beſchuldigen zu dürfen, in der Art, wie er die Umſtände und Begebenheiten gruppirt, ſeine Handlungen motivirt und in Verbindung ſetzt, ſeine Worte und Schriften deutet, oder Ausſprüche und Urtheile von Schülern und Anhängern Luthers, welche ihn maaßlos bewunderten und vergötterten, gewiſſermaßen dem Reformator ſelbſt zur Laſt legt, und in ähnlichen Dingen, welche einzeln vielleicht geringfügig ſcheinen, aber im Ganzen doch das Urtheil bedeutend beſtimmen.

So z. B. wird Luthers bekannter Streit und Schriftenwechſel mit Heinrich VIII, König von England, erzählt, wo Luther allerdings eine maaßlos heftige Sprache führte, die natürlich von Audin gehörig gerügt wird. Es wird erzählt, daß Heinrich ſich bei dem Kurfürſten von Sachſen über die harten Ausdrücke und Schimpfreden des Reformators beklagt und der Kurfürſt deßhalb ein Schreiben an Luther erlaſſen habe; „der Brief des Kurfürſten enthält weder Drohungen noch zornige Worte, ſondern ganz ſchüchterne Räthe und leiſe Vorwürfe, und Luther bekommt Angſt; er erinnert ſich nicht mehr an ſein ſchönes Wort in Worms: „iſt mein Werk aus Gott, ſo wird es nicht untergehen," und er ſtimmt einen Hymnus an zu Ehren des königlichen Mundes, der die Krone ſeines Herrn Chriſti verunehrt hatte. So übermüthig er ſich zuvor gezeigt, ſo klein und kriechend iſt er jetzt. Keine Mönchsfeder kann unterthaniger ſeyn; man muß ihn ſelbſt hören," und nun folgt ſein Entſchuldigungsſchreiben an den König.

Wenn Audin die heftige Sprache des Reformators tadelt, ſo läßt ſich dagegen nichts einwenden, wenn er aber ſagt: „Man durchſuche alle religiöſen und politiſchen Flugſchriften, man wird nirgends einen ſo empörenden Cynismus in Worten finden, wenn nicht etwa in dem Vieux Cordelier du père Duchesne; aber dieſer Journaliſt trieb ſein Metier und glaubte vielleicht nicht an Gott, und der Mönch unterbrach ſeine Bibelüberſetzung, um Heinrich zu antworten," ſo iſt dieſe Zuſammenſtellung zu gehäſſig und die Behauptung übertrieben; irrig aber iſt es, wenn das Entſchuldigungsſchreiben Luthers aus ſeiner Furcht abgeleitet wird, zu der er doch nach des Verfaſſers eigner Bemerkung keinen Grund hatte, da ja der König keine Macht über ihn hatte, und der Kurfürſt die Sache gar nicht hoch aufnahm. Der Grund war vielmehr die Hoffnung, Heinrich werde ſich der Reformation anſchließen, und das Zureden der Freunde Luthers, dieſen mächtigen Monarchen zu begütigen und zu gewinnen.

Ein Zeugniß A. Menzels, daß in Luthers Worten allerdings hin und wieder eine politiſche Beziehung hervortrat, und ſie nicht geeignet geweſen, einen im Volk vorhandenen Gährungsſtoff zu beſchwichtigen, überſetzt der Verfaſſer ſo: Luthers Wort ſey nicht bloß ein religiöſes, ſondern auch politiſcher Art geweſen, und habe am Ende den Keim der Empörung unter das Volk werfen müſſen. Es iſt ſtark, wenn es von Luther heißt, man finde in ſeinen Büchern beinahe auf jedem Blatt einen wilden Aufruf gegen die Prieſter, einen Wuthſchrei gegen die Klöſter, die Heiligſprechung des Diebſtahls, die Verherrlichung des Raubes! aber es iſt noch ärger, wenn im Inhaltsverzeichniß zu dieſem Abſchnitt ſich die Worte finden: „Luther donnert gegen die Plünderungen, nachdem er ſelbſt zuvor Plünderung und Mord gepredigt!"

Nicht billigen kann man ferner die Art, wie der Verfaſſer ſich über Luthers Schriften und Predigten vom Eheſtand und über ſeine eigne Ehe ausſpricht. Die Art und der Brauch des Reformators, derb und ohne Umſchweife das Natürliche mit Namen zu nennen, und mit dem nächſten Wort auszuſprechen, was Andere ſcheu umſchrieben oder umgangen hätten, wird ihm von Audin zum großen Verbrechen angerechnet, und er entſchuldigt ſich, daß er Bruchſtücke aus einem Sermon Luthers über die Ehe mittheile, welche, wie er fürchtet, die franzöſiſche Schamhaftigkeit und Decenz arg beleidigen müſſen. Dann ſagt er: „Es war unmöglich, daß ein ſo lüſterner Panegyriker der Ehe ſeinen Gelübden treu blieb und im Cölibat ſtarb. Luther, der Alles herausſagte, was er auf dem Herzen hatte, hat nie ein Geheimniß gemacht aus ſeinem Geſchmack für die Frauen Sachſens, für den Rheinwein und das Münchener Bier. In Erfurt, als Schüler, ſang er:

Es iſt kein lieber Ding auf Erden,
Denn Frauenlieb', wem ſie mag werden."

In dieſem Ton iſt dieſer Abſchnitt behandelt, und der Verfaſſer bewährt hier glänzend ſeine Kunſt, aus geſchickt zuſammengeſtellten Prämiſſen und Inſinuationen, und beſonders aus den mit lauernder Uebertreibung benützten und gedeuteten, oft ſcherzhaften, oft nachläſſig hingeworfenen Worten des Reformators (deſſen Reinheit vielleicht gerade durch ſeine derbe Offenherzigkeit kräftig bezeugt wird), die gehäſſigſten Reſultate entweder ſelbſt zu ziehen oder den Leſer ziehen zu laſſen. Mit großer Liebe und ſichtlichem Triumph verweilt er bei den Caricaturen aufs Luthers Heirath, und die feindſeligſten Gerüchte werden nicht von ihm übergangen.

In vielen Stücken jedoch läßt der Verfaſſer der Geiſteskraft, den Talenten, den großen und rührenden Zügen im Leben des Reformators Gerechtigkeit widerfahren, und wenn er die Schritte, die Maaßregeln, die Schriften und Verdienſte ſeiner Gegner mit größerer Sorgfalt und Vorliebe hervorhebt, als man es ſonſt gewöhnlich findet, ſo kann dieß ſeinem Buch nur zum Verdienſt angerechnet werden. Der Verfaſſer iſt nicht blind gegen Fehler auch auf der Seite, der er angehört, aber wenn er die Verdienſte des Papſtes Leo um Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft auf vierzig Seiten entwickelt, ſo iſt dieß zwar eine ganz hübſche und dankenswerthe Digreſſion, gehört aber offenbar nicht zur Sache, und überdieß hat Roscoe das Leben Leo's ſo ziemlich erſchöpft. Als Gegner Luthers verdiente Leo eine ſo ausführliche Behandlung ſchwerlich, denn er ließ ſich dieſen Handel kaum anfechten und vertrat nur nominell die katholiſche Kirche.

Wir haben oben den Satz von Reuchlin angeführt, daß den Franzoſen, wenn ſie deutſchen Geiſt und Charakter ſtudiren wollen, Luther beſonders zu empfehlen ſeyn dürfte. Aber wir möchten beinahe dagegen behaupten: Luther iſt zu deutſch, als daß die Franzoſen ihn je recht werden verſtehen lernen und Ge-

ſchmack an ihm finden; ſie hätten das doppelte Hinderniß der fremden Nationalität und der Alterthümlichkeit beim Verſtändniß ſeiner Schriften, ſeines Geiſtes, zu überwinden, und wir fürchten, über dem Beſtreben, ihn dem franzöſiſchen Geſchmack zurecht zu machen, könnte leicht ſehr Weſentliches verloren gehen. Höchſtens werden die Franzoſen, Einzelne vielleicht ausgenommen, dieſe oder jene Seite an Luther faſſen und bewundern, aber den ganzen Mann, wie er leibte und lebte, werden ſie ſich immer gewiſſermaßen fern halten, ihn nie ganz in ſich aufnehmen können. Luthers Geiſt, Kraft und Tugenden werden zunächſt in Frankreich mehr nur von den gegen die Religion Gleichgültigen anerkannt werden, dieſe werden ihn als einen gegen den Glauben Proteſtirenden rühmen, als den Stifter des Rationalismus und der Freiheit ehren, aber gerade indem ſie ihn von ſeinem religiöſen Standpunkt losreißen, ihn auch völlig verkennen und ihn zu einem Andern machen als er war. Auch können die Franzoſen immer noch nicht den Mönch vergeſſen, und dadurch bleibt ihr Standpunkt immer ſchief. Luthers Privatleben erſcheint ihnen als ein keckes, wiewohl gelungenes Abenteuer. Der Einfluß, den er auf das ganze ſittliche Leben in Deutſchland ausgeübt hat, iſt ihnen ein Geheimniß. Beſonders anſtößig iſt ihnen aber die Derbheit des ehrlichen Deutſchen, der in ſeinem raſtloſen Eifer die Worte nicht abwog, und deſſen Zorn die Felsblöcke gewaltiger Worte, Schelt- und Schimpfreden und im gewöhnlichen Leben verpönter Ausdrücke daherſchleuderte, unbekümmert um Convenienz und Decenz. Daher denken ihn ſich die geſitteten Franzoſen wie einen ungeſchlachten, unſaubern Cyklopen, und haben keine Ahnung von der Gemüthstiefe, Bildung und Zartheit, welche hinter den derben Worten verborgen iſt, von der Poeſie, die oft in hellen Blitzen hervorbricht. Es geht den Franzoſen mit Luther ungefähr wie mit Shakſpeare, nur daß die Impulſe, ſich mit jenem bekannt zu machen, weniger dringend ſind.

In neuern Zeiten hat einer der berühmteſten Autoren Frankreichs, Chateaubriand, ebenfalls über Luther ſich ausgeſprochen, in ſeinem Verſuch: über die engliſche Litteratur u. ſ. w., und wir theilen auch hieraus einige Stellen mit:

„Luther ward durch ſeine Meinungen zu einem Schritt beſtimmt, welcher die nothwendige Folge derſelben war. Er hatte die Pforten der Klöſter geöffnet; eine Menge Männer und Frauen ergoß ſich aus ihnen, mit welchen er nicht wußte, was anfangen? So verheirathete er ſich denn, theils um ihnen ein gutes Beiſpiel zu geben, theils um ſich ſeiner Anfechtungen zu entledigen. Doppelt wurden heilige Gelübde verletzt; Luther heirathete eine Nonne. Das Alles iſt vielleicht ganz der Natur gemäß; aber es gibt eine höhere Natur; was auch im Uebrigen die Tugenden von zwei Gatten ſeyn mögen — es wird ſchwer halten, daß ſie ſich Vertrauen und Achtung einflößen, wenn ſie den Schwur der ehelichen Verbindung auf demſelben Altar ablegen, wo ſie die Gelübde der Keuſchheit und Eheloſigkeit ausſprachen.“

„Mit Intereſſe begleitet man Luther in ſeinem Privatleben und in ſeinen beſonderen Anſichten. Er hatte viele ſchöne Gedanken über die Natur, die Bibel, die Schulen, über Erziehung, Glauben und Geſetz. . . . Man muß ihn hören in der Herzlichkeit ſeiner Familiengefühle. . . Es finden ſich da bei ihm Züge von beinahe erhabener Innigkeit und Zärtlichkeit. . . . Wenn man ſo ſanfte, fromme, eindringliche Worte lieſt, fühlt man ſich entwaffnet; man vergißt die Heftigkeit des Sectirers.“

„Luther dauerte fort und mit ihm die Secten, deren Vater er war; aber der Beweis, daß er nicht die ganze Bedeutung der von ihm verurſachten Bewegung begriff, liegt darin, daß er jede Ausgleichung mit dieſen Secten verwarf. Ein Mann von großen Anſichten, mit dem Wunſch, die Geſtalt der Welt zu ändern, hätte ſich über ſeine eigene Meinungen erhoben; er hätte nicht die Geiſter gehemmt, welche die Zerſtörung eben desjenigen wollten, was er ſelbſt zu zerſtören trachtete. Luther war das erſte Hinderniß der Reformation Luthers.“

„Was den Charakter betrifft, ſo mangelte es daran dem Reformator nicht; aber Alles zuſammengenommen, offenbarte er doch nie jenen ſiegbaften Muth, welchen in der katholiſchen Religion und in der Häreſie ſo viele Märtyrer und Schwärmer erprobten; er war weder der unbeſiegliche Arius, noch der nicht zu bewältigende Johann Huß; ein einziges Mal ſetzte er ſich aus.“

„Erkennen wir in Luther an den Mann von Geiſt und Einbildungskraft, den Schriftſteller, den Dichter, den Muſiker, und ſonſt den ſehr rechtſchaffenen Mann. Er hat die deutſche Proſa feſtgeſtellt; ſeine Bibelüberſetzung ungenau, weil er wenig Hebräiſch verſtand, iſt geblieben; noch ſingt man in den lutheriſchen Kirchen ſeine nach der heiligen Schrift gedichteten Pſalmen. Er war uneigennützig, ein guter Gatte, ein zärtlicher Vater — abgeſehen von der Heirath des Mönchs und der Nonne. Man fühlt ihm an die lautere und einfache deutſche Natur, voll der edelſten Empfindungen der Humanität, die beim erſten Eindruck Vertrauen einflößt; aber man findet an ihm auch die deutſche Derbheit, jene Tugenden und Talente, welche, ſelbſt noch heutzutage, die Eingebungen jenes falſchen Bachus ſind, welchen ein anderer Reformator, Julianus Apoſtata, verfluchte. — Luther meinte es redlich; er verfiel erſt nach langen Kämpfen in die Spaltung; er drückt oft ſeine Zweifel, beinahe Reue aus; er behält die Anfechtungen des Kloſters.“

„Die durch Luther veranlaßte Bewegung entſprang nicht aus ſeinem Genie, er hatte kein Genie, er hatte nur viel Geiſt und beſonders viel Einbildungskraft. Er überließ ſich der zornigen Reizbarkeit ſeines Charakters, ohne die Revolution zu begreifen, welche er bewirkte, und welche er ſelbſt wieder dadurch hemmte, daß er ſie eigenſinnig in ſeiner Perſon concentriren wollte; er wäre geſcheitert wie alle ſeine Vorgänger, wenn ſich nicht die Beute von der Geiſtlichkeit als Köder für die Großen vorgefunden hätte.“

Wer vermag gegen ſolche hypothetiſche Weiſſagungen zu ſtreiten?

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 99.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 August 1839.

Französisches Conversationslexikon: Encyclopédie des Gens du Monde.

(Fortsetzung.)

Immerhin betrachtete sich die französische Nation im sechsten Jahrhundert als frei, nicht als ob sie einen geregelten Antheil an der Regierung gehabt hätte, oder durch gleiche und gerechte Gesetze geschützt gewesen wäre, sondern weil jeder Krieger sich seine wilde Unabhängigkeit bewahrte, und keine Autorität anerkannte. Die Unterdrückung und Beraubung des Römers machte den besten Theil der Freiheit des Franken aus. Gleichgültig sah er die Verbrechen seiner dichtlockigen Könige, der Merovinger, welche uns als die entsetzlichste Tyrannei erscheinen; ihre Opfer waren meist Fürsten vom nämlichen Stamme, oder Beamte des Palastes, Diener, welche freiwillig Stellen gesucht hatten, wo die Gefahr Hand in Hand mit der Macht zu gehen schien. Gegen Ende des Jahrhunderts jedoch fing die Tyrannei an, auch die untern Classen zu treffen. Die Fürsten, jedes Zwangs und jeder Rücksicht entledigt, von aller geistigen Bildung entblößt, unfähig zu andern als den allergröbsten Genüssen, überließen sich abwechselnd der Ueppigkeit und der Grausamkeit; sie bedurften immer stärkerer Aufregungen, und, nächst ihren eignen Genüssen, war das Leiden Andrer für sie das höchste Gut. In der dritten Generation bieten die Annalen Frankreichs nur noch ein Gewebe von Verschwörungen, Meuchelmorden und Blutbädern dar; einer der Enkel des Clovis, Chilperich, verdiente durch seine brutalen Grausamkeiten der Nero Frankreichs genannt zu werden; seine Gattin Fredegunde und Brunehild, die Gattin Sigeberts, seines jüngern Bruders, steigerten noch die Grausamkeiten ihrer Männer und überschwemmten Frankreich mit Blut.

Siebentes Jahrhundert. Ein solches Regiment jedoch mußte bald die Nation und ihre Herren herunter bringen. Die königliche Familie zeigte zuerst, im siebenten Jahrhundert, Zeichen ihrer Erschöpfung. Die merovingischen Könige erreichten schon meist nicht mehr das Mannesalter, sey es, daß sie unter dem Messer ihrer Verwandten fielen, oder daß sie, verzehrt von allen Arten von Lüsten durch ihre brutale Genußsucht, schon in den Jünglingsjahren die Beute des Todes wurden. Die vier Königreiche betrachteten sich schon als ziemlich getrennt und geschieden; doch war es noch ganz gewöhnlich, einen der Könige vom einen zum andern übergehen, ein Kind von dieser Linie durch etliche Ehrgeizige vom einen Königreich zum andern berufen und der Huldigung des Volks dargestellt zu sehen. Die gewöhnliche Minderjährigkeit der Könige hatte nothwendig gemacht, sie in ihren meisten Functionen durch einen öffentlichen Beamten, den Major Domus, zu ersetzen, dessen Wichtigkeit man rasch steigen sah; sie hatte auch die germanischen Stämme jenseits des Rheins enger mit ihren Erbherzogen verbunden. Diese Völkerschaften waren meist heidnisch und ganz barbarisch geblieben; ihre Herzoge, Abkömmlinge ihrer alten Könige, hatten freiwillig der Fahne der Franken sich angeschlossen, die sie zu Sieg und Plünderung führte; sie hatten sich dem Stamm der austrasischen Franken angeschlossen, und ergriffen mit Begierde jede Gelegenheit, an den Bürgerkriegen in Gallien Theil zu nehmen; aber gleichgültig für und gegen die Streitenden wurden sie nur durch das Verlangen nach Raub und durch die Lust an der Zerstörung angelockt. Mit Hülfe einer dieser wilden Banden bewirkte Brunehild mehrere Revolutionen, abwechselnd einige der auf dem Thron sitzenden Kinder stürzend oder erhebend; mit ihrer Hülfe auch entthronte Clothar II, Sohn des Chilperich und Großenkelsohn des Clovis, diese Frau im Jahr 613, und brachte sie, mit ihren vier Enkelsöhnen, in deren Namen sie regierte, um.

Clothar II war 28 Jahre alt, als er so die unermeßliche Monarchie vereinigte; aber sobald sein Sohn Dagobert das Alter von fünfzehn Jahren erreicht hatte, theilte er den Thron mit ihm, 622. Clothar II erreichte ein Alter von 42 Jahren; er starb 628, und Dagobert, der 638 starb, wurde nicht einmal vierzig Jahre alt. Das war aber schon ein langes Leben bei den Merovingern, und es scheint, daß dieß die Hauptursache ihrer Macht gewesen. Da die Völker sich an sie anschlossen, um einander Kraft zu geben, erstreckte sich die Herrschaft Dagoberts über

ganz Germanien bis an die ſlaviſchen Gränzen, und ſein Reich war an Umfang beinahe dem Karls des Großen gleich, ohne daß der Monarch ſich durch Talente, Großthaten, Tugenden ſcheint ausgezeichnet zu haben. Wenigſtens hat keine große Erinnerung von ihm die Nacht der Jahrhunderte durchbrochen. Nach ſeinem Tode hatten die Merovingiſchen Könige noch 114 Jahre lang die verſchiedenen Throne Frankreichs inne, ohne daß einer von ihnen das Mannesalter erreicht hätte. Man hat ſie Faullenzer genannt, weil das Volk, das ſie nicht ſah, und ihr Alter vergaß, große Thaten von ihnen erwartete, deren ſie nicht fähig waren. Es hätte vielmehr ihr ephemeres Daſeyn und ihre frühzeitige Hingabe an das Laſter beklagen ſollen, welche noch vor den Jünglingsjahren verhergieng und ſie in den erſten Jahren ihrer Mannbarkeit wegraffte.

Dieſe ſonderbare Regierung hatte aber doch dazu beigetragen, die Nation zu Einer Maſſe zu verſchmelzen; nur diente ſie auch dazu, ſie noch ſchneller zu zernichten. Der Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Stämmen von Barbaren, welche ſich unter Einer Fahne verſammelten, hatte ſich beinahe gänzlich verwiſcht; die Dialekte der teutoniſchen Sprache, die ſie ſonſt charakteriſirten, verſchmolzen ſich in Heeren, wo zwanzig bis dreißigtauſend Streiter beiſammen waren. Alle, die dieſe Sprache redeten, erkannten ſich als Franken der Abkunft nach; Alle, welchen ſie zu verſtehen gelang und welche Luſt zu den Waffen in ſich verſpürten, wurden ohne Schwierigkeit in die Reihen der Sieger aufgenommen. Die Gallier, die Römer, daran verzweifelnd, das Kaiſerthum wieder erſtehen zu ſehen, unterwarfen ſich dem Joch; außer den Wechſelfällen des Kriegs ſetzten ſie ihre Hoffnung auf die Ausſichten, welche ihnen die Kirche und der Hof eröffneten, wo ſie ſich durch ihre Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften, durch Künſte der Intrigue und Schmeichelei empor ſchwangen. Andrerſeits hatten ſich diejenigen Weſtgothen und Burgunder, die ſich nicht den fränkiſchen Heeren angeſchloſſen, allmählich mit den Römern verſchmolzen, und dieſe Heere hatten ſich nie lang in den ſüdlichen Provinzen verweilt.

Trotz dem, daß die Reihen der Franken durch ſo viele verſchiedene Nationen recrutirt wurden, nahm doch ihre Zahl reißend ſchnell ab; alle Züge nach Italien und Spanien waren unheilvoll geweſen; die Heere, welche die Pyrenäen oder die Alpen überſchritten, kamen nicht mehr zurück. Die Bürgerkriege hatten auch viel Blut gekoſtet, beſonders wegen der häufigen Einfälle der Barbaren jenſeits des Rheins, die nur Alles, was ſie auf ihrem Weg fanden, zu plündern und zu verwüſten bedacht waren. Endlich unterlag auch der fränkiſche Soldat mitten im Frieden ſehr ſchnell einem ausſchweifenden Leben; er folgte ſo gut er nur konnte dem Beiſpiel ſeiner Könige, und das Laſter raffte die Krieger in der Blüthe ihrer Jahre noch häufiger hin als das Schwert des Feindes. In Auſtraſien redete der Bauer die Sprache ſeiner Sieger, und hatte etwas leichter Gnade vor ihnen gefunden; in Neuſtrien hatte der Bauer, unabläſſig geplündert und bedroht, die Felder verlaſſen; aber der Bewohner der Städte behielt die römiſche Sprache, während die Heere die teutoniſche Sprache redeten. In Burgund und Aquitanien herrſchte die römiſche Sprache, oder vielmehr das Patois, aus dem ſpäter eine neue Sprache entſtehen ſollte. Ueberall endlich nahm die kriegeriſche Bevölkerung ab, und dieß verlieh dem Königreich Auſtraſien einen wachſenden Einfluß, das ſich unaufhörlich recrutirte durch die überrheiniſchen Barbaren, welche immer bereit waren zu kämpfen, wohin die auſtraſiſchen Könige ſie riefen.

Achtes Jahrhundert. Dieß Uebergewicht des auſtraſiſchen Königreichs führte im achten Jahrhundert eine Revolution herbei. Von der zweiten Hälfte des ſiebenten an, während des Verfalls der müßiggängeriſchen Könige, hatte die Eiferſucht zwiſchen den Majores Domus von Auſtraſien und Neuſtrien mehrere Bürgerkriege veranlaßt. Die erſtern, von der Familie der Pipin oder der Karolinger, waren Erbherzoge neben dem, daß ſie Majores Domus von Auſtraſien waren; Neuſtrien hatte Ebroin gewählt, die freien Männer zu vertreten und die großen Herren zu demüthigen. Nach dem Tode von dieſem wurde ſeine Partei beſiegt, 687, bei Teſtry, durch Pipin von Heriſtal, den Zweiten dieſes Namens; die Auſtraſier verlangten wieder die Herrſchaft über die ganze Monarchie, und befeſtigten ſich durch Colonien, die ihnen als Beſatzungen dienten und welche der ganzen Nation der Franken ein neues germaniſches Blut eingoßen. Pipin ſtarb 714, und ſein natürlicher Sohn, Karl Martell, erhielt mit noch mehr Kraft und Talent ganz Gallien im Gehorſam gegen die Auſtraſier. Zugleich hielt er einen furchtbaren Einfall der Saracenen in Spanien auf, die er bei Poitiers 732 ſchlug. Er ſtarb 741; und eilf Jahre ſpäter ſperrte ſein Sohn Pipin der Kurze den letzten der Merovinger in ein Kloſter, und ſetzte ſich ſelbſt die Krone der Franken auf.

Die Auſtraſier und die ihren Fahnen folgenden Völker bekannten ſich noch größern Theils zum Heidenthum; die Familie Pipins aber war chriſtlich, und ſie war dem Chriſtenthum mit dem ganzen Eifer von Neubekehrten zugethan; auch rief ſie zuerſt die Religion zur Umgeſtaltung des Staats herbei. Die Merovinger hatten ſich begnügt, die Kirchen zu bereichern, und die Biſchöfe hatten zu ſehr Urſache ſie zu fürchten wegen ihrer Gewaltthätigkeit, als daß ſie ihnen je ihre Treuloſigkeiten oder ihr ſchamloſes Leben vorzuwerfen gewagt hätten. Die Karolinger hatten ein kräftigeres moraliſches Gefühl, und zugleich ſuchten ſie in der Religion eine populäre Stütze, vielleicht, um ſie dem Cult der Erinnerungen entgegenzuſetzen, welcher noch die Franken an ihre Könige mit dem ausgezeichneten Haupthaar knüpfte. Pipin ließ ſich vom Papſt ſalben, um in den Augen des Volks gewiſſermaßen etwas Heiliges zu werden, zugleich aber ließ er den Prieſtern das Recht, Könige zu ernennen und abzuſetzen. Er berief die Biſchöfe zu den Nationalverſammlungen, um die Macht der Soldaten und der erblichen Herzoge zu mäßigen, aber alsbald ging auch die ganze geſetzgebende Gewalt in ihre Hände über. Das Capitular von Vermerie, von 752, dem erſten Regierungsjahr Pipins, einverleibte den Geſetzen der Franken die wichtigſten Vorſchriften der Kirche über die Sitten. Ehe ein Jahrhundert verging, wurden die Könige ſelbſt vor das Tribunal der Kirche geführt, wegen Vergehungen, welche die Merovinger ſchamlos zur Schau getragen.

Die Unsittlichkeit war so weit getrieben worden, daß sie für die Franken ein großes öffentliches Unheil ward; der Staat wurde unaufhörlich erschüttert durch den Tod der Könige in dem Augenblick, wo sie ins Jünglingsalter traten; seine Soldaten verschwanden, und ließen ihn wehrlos nach außen, im Innern abhängig von den überwundenen Römern. Die Franken, in ihren unaufhörlichen Orgien, sträubten sich gegen alle geistige Entwicklung; auch ward nie Gallien tiefer in Unwissenheit und Barbarei versenkt, als in der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts; nie erlosch daselbst so ganz alles historische Licht. Die Eingießung des Geistes des Clerus in die Masse der Nation bewirkte somit eine nützliche Reform; aber der Clerus besteht aus Menschen, und auch er ist immer geneigt, die ihm anvertraute Macht zu mißbrauchen. Er legte seine Undankbarkeit gegen die Karolinger dadurch an den Tag, daß er das Andenken Karl Martells ächtete, welcher ihn vor dem Joch der Moslem bewahrt, aber der, um sich in Stand zu setzen den Sieg zu erfechten, die Güter der Kirche besteuert hatte.

Der größte Mann des Mittelalters, Karl der Große, Sohn Pipins (768 — 814), hatte auch den größten Antheil an diesem Einfluß, den die Kirche von nun an auf den Staat übte. Er empfand zuerst das Bedürfniß des Siegs der Civilisation über die Barbarei; und er wollte sich jenen Römern gleichstellen, welche von den übrigen Franken als Besiegte und Sklaven verachtet wurden. Er begann zuerst mit seiner eignen Bildung, und unternahm dann die Erziehung seines Volkes. Zuerst wirkte er auf die Austrasier, diese über den Rhein gekommenen Barbaren, welche die Größe seiner Familie begründet, und wollte sie wenigstens zu gleicher Höhe mit den übrigen Franken erheben. Dieß suchte er zu bewirken durch die Ausbreitung der christlichen Religion und durch Stiftung von mächtigen Bisthümern. Beinahe jedes Jahr sah er sich genöthigt, entweder die Sachsen, oder sonst ein andres Volk des Nordens zu bekriegen, und auf jeden seiner Siege folgten Bekehrungen in Masse, und die Gründung von religiösen Colonien in den Wäldern. Seine Mittel waren hart, oft ungerecht, oft grausam, aber der Erfolg krönte sie. Die Civilisation machte während seiner Regierung größere Eroberungen über die Barbarei, als vorher in Jahrhunderten. Als er bei Unterjochung Italiens die Wunder der großen Völker des Alterthums mehr in der Nähe sah, wollte er an ihrer Herrlichkeit Austrasien, sein Vaterland, und Aachen, seine Hauptstadt, Theil nehmen lassen; so belebte er denn hier die Studien, erneuerte die Künste, lehrte seine Unterthanen alles Ausgezeichnete in geistiger Hinsicht ehren. Endlich, im letzten Jahr des Jahrhunderts, vertauschte er seine Königskrone mit der Kaiserkrone, wodurch er sich eigentlich mehr als Monarch der Besiegten denn der Sieger proclamirte, mehr als Vertreter des Fortschritts denn der Barbarei.

(Fortsetzung folgt.)

Cheveley oder der Mann von Ehre.

(Fortsetzung.)

So weit der französische Kritiker, nach welchem wir uns kurz fassen können. Fassen wir zuerst das Persönliche ins Auge. Beachtenswerth für die Bildung der Zeit kann man schon den Umstand finden, daß sich in der Bulwer'schen Ehe zwei poetische Talente (wobei vor der Hand dahingestellt bleibt, von welchem Werthe jedes?), ein Autor und eine Autorin, ein Poet und eine Poetin, ein Mann und eine Frau, beide von feiner und umfassender Bildung, mannichfaltigen Kenntnissen und vielseitigem Interesse sich zusammenfanden. Es ist dieß zwar nicht der erste und einzige Fall der Art, und wir haben in Deutschland auch Beispiele, wie die der Ehepaare Huber, Fouqué, Arnim anzuführen, doch war bei diesen die Congruenz in den Stoffen und in der Geistesrichtung weniger auffallend. Mit den Verhältnissen nicht näher bekannt, wissen wir nicht anzugeben, ob wir darin, daß der gefeiertste Romandichter des jetzigen Englands eine Literatin, eine she-crit, zur Gattin nahm — oder bekam, mehr einen Beweis von der verschwenderischen Ausgießung des Geistes literarischer Bildung und Productivität, auch über das schöne Geschlecht, erblicken, — oder ob wir es als das Resultat einer geistigen Wahlverwandtschaft, deren Zug wenigstens auf Einer Seite empfunden worden wäre, ansehen sollen. Wenn man berechtigt ist, in der Lady de Clifford, Julia, geradezu die Lady Bulwer zu finden, und die Angaben über die ehelichen Verhältnisse der erstern für Bekenntnisse und Klagen aus dem Leben der letzteren zu nehmen, so würden wir freilich durch Cheveley belehrt, daß sie wider ihren Willen und Neigung dem Mann, dessen persönliche Eigenschaften so wenig als seine literarische und sociale Stellung sie anzogen, ihre Hand, als ein Opfer, gereicht hätte. Jedenfalls aber hat sich so viel klar herausgestellt, daß der geistigen Verwandtschaft keine Verwandtschaft der Gemüther entsprach; und so löste sich eine Ehe (wir wissen nicht ob durch förmliche Scheidung oder stillschweigende Trennung) auf, welcher, so hätte man beinahe erwarten dürfen, ein ganzes Geschlecht von geborenen Dichtern und Dichterinnen hätte entsprossen sollen. Statt dessen beschenken nun beide das Publicum mit den Kindern ihrer Muse, und gönnen der scandalsüchtigen Gegenwart das Schauspiel eines wirklichen Romans, der jedoch, statt in einer Heirath seinen Schluß- und Ruhepunkt zu finden, davon seinen Ausgangspunkt genommen hat.

Nach den übereinstimmenden Versicherungen von vielen Seiten her können wir allerdings uns kaum mehr gegen die Annahme sträuben, daß Lady Bulwer in ihrem Roman ihre ehelichen Verhältnisse und Leiden wenigstens theilweise dem Publicum preisgegeben, daß sie in Julia sich selbst, und in dem, als höchst unliebenswürdig, lasterhaft, gemüthlos und brutal geschilderten Lord Clifford — ihren Gatten gezeichnet habe, ja daß von ihrem Product im eigentlichen Sinne gelte: fecit iracundia librum. Bei der Fülle von Ingrimm, Abscheu und Malice, welche an das Portrait des Lord Clifford verschwendet ist, so wie an die Charaktere seines Bruders — (welcher nach der allgemeinen Deutung der Bruder des Romandichters, Henry Bulwer, wäre) und seiner, mit der Großmutter des Teufels gleichgestellten Mutter, und worin sich unverkennbar eine ganz persönliche, selbstempfundene Bitterkeit verräth, zweifeln wir nicht mehr, daß die boshaft geistreiche Schriftstellerin ihrem Buche gar manche kleinere, in den englischen Kreisen leicht ver-

ständliche Züge und Anspielungen eingewoben habe, welche den Leser aus aller Ungewißheit, ob er Fiction oder Porträts — oder wohl vielmehr Caricaturen — vor sich habe, herausreißen müssen. Das Motto aus Wordsworth, das jedem der drei Bände vorgedruckt ist, hat wohl auch seinen unzweifelhaften Sinn:

— — — „Ich spreche
Was ich erfahren und im Innern fühle;"

und man kann am Ende nur darüber noch im Ungewissen seyn, ob die Verfasserin bei ihren Uebertreibungen, bei ihren die Wirklichkeit hinter sich lassenden Ausmalungen ihrer begünstigten und ihrer mit Widerwillen behandelten Charaktere ins Schöne und ins Häßliche, von einem poetischen Interesse geleitet worden sey, ob sie damit die Leser, welche die Namen zu ihren Personen suchen würden, bis auf einen gewissen Grad habe irre führen und halb mystificiren, und die aus der Wirklichkeit genommenen Facta doch einigermaßen in die Sphäre der Fiction habe entrücken wollen? oder ob diese Uebertreibungen einer wirklichen, nur allzu ernstgemeinten Erbitterung entsprungen, ob es die von der Verfasserin selbst für richtig und treu gehaltnen Anschauungen eines, durch Leiden und Leidenschaften krankhaft verstimmten und getrübten Auges, die Waffen eines tief verletzten und erbitterten Gemüths seyen? Welches nun die richtige Annahme sey — und wir fürchten: die letztere! — immerhin fällt auch nach unsrer Ansicht auf die Verfasserin, die Sache von der socialen und sittlichen Seite genommen, kein allzu günstiges Licht aus ihrem Buche. Eine Frau, die ohne die dringendste Nothwendigkeit, ohne daß sie durch Verleumdungen gewissermaßen zur Nothwehr herausgefordert wird, oder wenn nicht sonstige gewichtige Verhältnisse es ihr zur Pflicht machen, ihren Mann angreift, ihn dem öffentlichen Spott und Abscheu preis zu geben sucht, spielt gewiß eine nicht zu billigende und nicht zu beneidende Rolle, denn das einmal zwischen beiden bestandene Verhältniß, wenn es auch ein unglückliches war, und eines oder beide elend machte, legt doch dem Zartgefühl gewisse unauflösliche Pflichten auf, und damit nicht diese Behauptung auch als eine weitere Anmaßung der männlichen Tyrannei gedeutet werde, wollen wir ausdrücklich beisetzen, was sich eigentlich von selbst versteht, daß ganz dasselbe auch umgekehrt den Männern gelte. Daß die Anklage in die Form eines Romans gekleidet, das Libell zu einer Fiction umgewandelt und der Thatbestand durch fremde Namen und eingemischte freie Erfindungen verhüllt ist, macht die Sache um nichts besser, im Gegentheil fast noch schlimmer. Zwar kann man sagen: wenn die Dame mit ihrem von Bitterkeit und Widerwillen erfüllten Herzen doch noch Neigung und Stimmung fand, ihr häusliches Unglück und ihre Klagen zum Thema einer amüsanten Erzählung zu machen, so kann die Sache nicht so gar schlimm gemeint seyn; man kann das ganze Buch unter den Begriff einer etwas weit getriebenen poetischen Licenz subsumiren; aber dagegen läßt sich erwiedern: den unbezähmbaren Ausbruch des Gefühls abscheulicher Mißhandlung, des Widerwillens und Abscheues könnte man an einer Frau entschuldigen, selbst wenn man ihre Farben zu grell, ihre Anklagen zum Theil ungerecht fände; aber dieser Entschuldigungsgrund fällt so ziemlich weg, wenn man sieht, wie die Dame die Geschichte ihrer verletzten Gefühle und ihrer Mißhandlungen und ihre immerhin gegründete Erbitterung gegen ihren Gatten zu einem Triumph schriftstellerischer Eitelkeit verwendet, und während sie den Schein sich gibt, mit dem Blut ihrer Seele gleichsam ihr trauriges Schicksal, dessen Schuld sie ihrem Mann aufbürdet, zu schreiben, zugleich als Künstlerin und Dichterin über ihr Werk sich stellt, und selbstgefällig sich darin bespiegelt. Darin, daß Lady Bulwer ihr eignes Schicksal zum Thema ihres Romans macht, kann man eine Aehnlichkeit zwischen ihr und der Madame Dudevant (G. Sand) finden, und außerdem ist auch schon darauf hingewiesen worden, daß beide Schriftstellerinnen auf eine Emancipation der Frauen hinarbeiten. Von diesem letztern Punkt nachher; die Parallele an sich aber ist für Lady Bulwer gewiß eine höchst überraschende und unerwünschte; zu dieser Annahme ist man berechtigt durch eine Stelle ihres Buchs, wo sie, ganz im Sinn einer torystischen Puritanerin, welche auf die Tendenz des Quarterly-Review schwört, sich so vernehmen läßt: „Dank dem Himmel, außer durch die warnenden Blätter des Quarterly-Review, sind sogar nicht einmal die Titel dieser Bücher (der neuern französischen Romane) unsern Landsmänninnen zu Gesicht gekommen," und auch sonst gibt sie hin und wieder ihre Abneigung gegen jene Schriftstellerin zu erkennen. Das steht außer Frage, daß Lady Bulwer sich keine Schilderungen von unanständigen Scenen, keine zügellosen Ausbrüche leidenschaftlicher und wahnsinniger Sinnlichkeit oder — Unsinnlichkeit (wofür man dergleichen schon ausgegeben hat), keine solche Apologien der Lasterhaftigkeit und keine solche Apotheosen von monströsen, im Grunde aber hohlen und eiteln Persönlichkeiten zu Schulden kommen läßt, wie die französische Dame; daß sie nicht die Begriffe von Sittlichkeit und Unsittlichkeit zu verkehren sucht; aber selbst die mißbilligende und verabscheuende Schilderung von manchen Gedanken, Handlungen, Situationen aus der Feder einer Frau hat etwas für unser Gefühl, und ohne Zweifel für das Gefühl Vieler, Verletzendes, und wir haben uns schon oft gewundert, daß Engländerinnen, welchen die Sitte ihres Landes so manches ziemlich unverfängliche Wort auszusprechen oder selbst anzuhören verbietet, in Büchern eine so männliche Feder führen. So ist im vorliegenden Buche das Verhältniß des Lord Clifford mit der Gouvernantin seines Kindes, Mademoiselle d'Anteville, auf eine Art behandelt, die dem weiblichen Zartgefühl widerspricht — zwar durchaus mit Mißbilligung, mit Ironie und selbst mit einer gelegentlichen Bitterkeit, welche auf selbst erlebte Empfindungen hinzudeuten scheint; aber daneben auch wieder mit einer gewissen unangenehm berührenden Routine, und fast mehr mit Schadenfreude und Spott, daß Clifford einen so würdigen Gegenstand seiner Neigung gefunden, als mit ernstem, sittlichem Unwillen. Die komische Auffassung eines solchen Verhältnisses aber scheint uns sehr unweiblich. Was die Art und Weise betrifft, wie die beiden Damen die schriftstellerische Laufbahn betraten, so ist nicht außer Acht zu lassen, daß Madame Dudevant durch Mangel und Noth veranlaßt wurde zu schreiben, und zwar gegen die Tyrannei der Männer zu schreiben, wobei sie dann, als der Erfolg ihr lächelte, blieb, auch nachdem jenes Motiv weggefallen war; während Lady Bulwer aus Liebhaberei, nach dem Vorgang so vieler Landsmänninnen, zur Feder griff, sich damit für erlittene Unbilden zu rächen, und als Kämpferin für die Ansprüche ihres Geschlechts aufzutreten suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 September 1839.

Franzöſiſches Converſationslexikon:

Encyclopédie des Gens du Monde.

(Fortſetzung.)

Neuntes Jahrhundert. Indem er den Namen als römiſcher Kaiſer annahm, trug jedoch Karl der Große in der That das occidentaliſche Kaiſerthum auf die Germanen über, und er ſelbſt war ganz ein Germane. Seine Kriege hatten zum Hauptzweck gehabt, den ganzen teutoniſchen Stamm unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen; in dieſem Stamm allein fand er Soldaten, von ihm allein entlehnte er ſeine Stärke. Was die galliſchen Provinzen betrifft, das ganze heutige Frankreich, ſo ſchien er darin nur einen erſchöpften Leichnam zu erblicken, aus welchem das politiſche Leben entflohen war, deſſen Adminiſtration keine Aufmerkſamkeit mehr erheiſchte, und deſſen Güter in der That nur den Kirchen gehörten. Man kann ſich gar nicht vorſtellen, bis zu welchem Grade das heutige Frankreich aus der Geſchichte Frankreichs während der ganzen Regierung Karls des Großen verſchwindet, welches völlige Stillſchweigen die Chroniken beobachten in Betreff aller Länder zwiſchen der Seine und den Pyrenäen. Die Herzoge, die Grafen, die Barone ſcheinen verſchwunden zu ſeyn, ſcheinen ihre Güter den reichen Heiligthümern oder den Sklaven, die ſie bebauten, überlaſſen zu haben; vielleicht waren ſie dem Hofe gefolgt, vielleicht hatten ſie ſich in den neueroberten Ländern niedergelaſſen, vielleicht waren ihre Familien erloſchen. Man bemerkt während dieſer Periode einige Symptome von Leben nur bei den Bretonen, welche mit ihrer Sprache auch ihre wilde Unabhängigkeit bewahrt hatten, und in einigen kleinen Bezirken, geſchützt durch ihre rauhe Lage und ihre Armuth, wo die Bauern ſich frei erhalten hatten.

Karl der Große konnte ſelbſt noch im Jahr, wo er ſtarb, 814, die unſeligen Folgen des Zuſtands von Erſchöpfung ſehen, worein er, mitten unter ſeinen Eroberungen und ſeinem Ruhm, Gallien hatte verſinken laſſen. Die Männer des Nordens oder Normannen, die er unaufhörlich beſiegt hatte auf der nördlichen Granze des Reichs, die er gezwungen hatte, von Sachſen nach Dänemark zu fliehen, entdeckten die Schwäche des Mittelpunkts dieſes Reichs, vor deſſen Waffen ſie immer hatten die Flucht ergreifen müſſen; ſie warfen ſich in ſchwache Fahrzeuge, und, einem ſtürmiſchen Meere trotzend, drangen ſie in die Mündung der Seine und Loire ein, und fingen an die Küſten zu plündern, wo ſie nichts mehr als Klöſter fanden. Vom Todesjahr Karls des Großen an wurden ſie immer verwegner auf ihren Räuberzügen; ſie kamen mit immer zahlreicheren Flotten, ſie fuhren die Flüſſe ſo weit hinauf, als ſie nur Fahrzeuge trugen, und dehnten ihre Plünderung immer weiter aus, ohne je auf Widerſtand zu ſtoßen. Das Geſchlecht der Landbauer verſchwand raſch von dieſen Gegenden; Wälder nahmen das ſonſt bebaute Land in Beſitz; die Mönche, daran verzweifelnd, ihre Heiligthümer länger zu ſchützen, flüchteten mit den Reliquien und den heiligen Gefäßen ins Gebirge. Einige Städte machten von Zeit zu Zeit den Verſuch, Widerſtand zu leiſten und den ihnen von den Normannen auferlegten Tribut zu verweigern, aber meiſt unterlagen ſie mit allen ihren Anſtrengungen. Im Jahr 843 plünderten die Normannen Rouen und Nantes, 845 Paris, 853 Tours, 856 noch einmal Paris, und in den folgenden Jahren Bourges, Clermont, Orleans und Bordeaux.

Die Könige und die Edeln, ſtatt Frankreich gegen dieſe Einfälle zu vertheidigen, erſchöpften ſich in ihren Bürgerkriegen; Ludwig der Fromme, Sohn Karls des Großen, 814 — 840, hatte ſich von den Prieſtern und von ſeinen Gewiſſensſkrupeln ſo ſehr beherrſchen laſſen, daß er alle Kraft und Standhaftigkeit verlor. Sein jüngerer Sohn, Karl der Kahle, 840 — 877, dem er als ſeinen Antheil das weſtliche Frankreich hinterließ, das wo ſich das Franzöſiſche bildete, das wir jetzt ſprechen, war ebenſo ſchwach, und noch falſcher und feiger als er. Ludwig der Stammler, Ludwig III, Karlmann und Karl der Dicke, 877 — 887 bezeichneten die Fortſchritte des raſchen Verſinkens der Karolinger in der Geiſtesſchwäche. Indeß machten, während die Könige immer verächtlicher wurden, die Völker den erſten Schritt zur Unabhängigkeit. Die Verwaltung eines ſo ungeheuern Reichs,

wie das von Karl dem Großen gegründete, ohne Auflagen, ohne reguläre Truppen, ohne Posten, ohne Communicationen zwischen den Provinzen, ohne jenes ganze Netz von einander untergeordneten und entsprechenden Behörden und Beamteten, welches die neuern Zeiten erfunden haben, war, wenn es beisammen blieb, unmöglich; die Theilung der Provinzen zwischen den Söhnen der Könige war, um sie dem Staat zu erhalten, eine Nothwendigkeit. So darf man Ludwig den Frommen nicht anklagen, daß er das Reich unter seine Söhne getheilt, sondern nur, daß er dabei zu viel seinen Schwächen und Launen folgte, und so oft Aenderungen daran vornahm. Die Söhne Ludwigs leisteten Widerstand; die Völker, das Bedürfniß fühlend, sich nach ihren Sprachen zu constituiren, schlossen sich diesem Widerstand an und stürzten sich in die Bürgerkriege, welche das ganze Jahrhundert hindurch dauerten. Die mörderische Schlacht von Fontenai, 841, machte das reinste Blut der Nation fließen; die Bürgerkriege aber dauerten deßhalb mit nicht minderer Erbitterung zwischen den verschiedenen Karolingischen Fürsten fort; der größte Theil des Adels und der Freien kam dabei um; aber mitten unter diesen schmachvollen und unheilvollen Kämpfen trat das neue Reich in vier Königreiche getheilt hervor: Lothringen, welches seinen Namen vom ältesten Sohn Ludwigs des Frommen bekam, dessen Antheil es war, und das namentlich das kriegerische Austrasien in sich begriff; das westliche Frankreich, Neustrien, Burgund und Aquitanien begreifend, welche der deutschen Sprache entsagt hatten, und dessen Bewohner wir hinfort nicht mehr Franken sondern Franzosen nennen werden; das östliche oder germanische Frankenreich, jenseits des Rheins, und Italien. Trotz dieser Theilung und der fortwährenden Kriege zwischen den Karolingischen Königen, wurden während des ganzen neunten Jahrhunderts die vier Königreiche doch immer als Ein Reich betrachtet.

Zehntes Jahrhundert. Das Frankreich der Neuzeit begann mit dem zehnten Jahrhundert, der eigentlichen Epoche der Wiedergeburt der Völker. Es trat in die Bahn der Unabhängigkeit unter traurigen Vorzeichen; es blieb den letzten Sprößlingen der Karolingischen Familie unterworfen, welche von dem Jahr 888 an von den übrigen Theilen des Reichs schon mit Verachtung war zurückgewiesen worden, und Karl der Einfaltige, Ludwig IV, Lothar und Ludwig V, die zusammen von 893—987 regierten, schienen mehr geeignet, ein blühendes Reich zu Grunde zu richten, als ein in Ruinen liegendes zu heben. In keinem Theil des Reichs Karls des Großen hatte sich der Adel so entblößt von Muth gezeigt; in keinem war die Bevölkerung dünner, unglücklicher, geknechteter. Aber die Schwäche der Könige selbst gab diesem ungeheuern Körper das Leben wieder; durch ihre Unmacht, ihre Völker zu vertheidigen, forderten sie diese auf, sich selbst zu vertheidigen, oder vielmehr, sie widersetzten sich nur nicht mehr, gegen Ende des neunten Jahrhunderts, dem, daß jede Stadt, jedes Kloster, jeder Edelmann seinen Wohnsitz mit Befestigungswerken umgab und sich mit Waffen versah, um Angriffe zurückzuweisen. Die Unglücklichen, welche von den Normannen auf den Feldern geplündert und niedergemacht wurden, und sich in die Wälder geflüchtet hatten, kamen wieder daraus hervor, sobald sich ihnen Freistätten öffneten, und stellten sich hinter jeder Mauer auf, um sich zu vertheidigen und so einige Bürgschaft, einige Aussicht auf ein bürgerlichgeordnetes Leben wieder zu gewinnen. Es gab keine Existenz als für den, der sich zu wehren wußte; die nothwendige Bedingung jeder Verbindung war, gemeinschaftlich die Waffen zu führen, und der sehnlichste Wunsch dessen, der Befestigungswerke gründete, war, die Zahl der Vertheidiger derselben zu mehren. Die Städte besaßen kein Territorium, sie konnten den Flüchtlingen nur die Freiheit ihrer Industrie und einen Antheil an der Municipalregierung anbieten; die Prälaten, die Klöster, die Barone dagegen besaßen ungeheure Wüsten, und so konnten sie den Geflüchteten freigebig Felder zum Bebauen anbieten gegen einen sehr kleinen Zins, und Alles, was sie davon erhielten, war reiner Gewinn. Binnen eines Menschenalters sah man die Landbevölkerung verdoppelt; aber der Stolz wollte auch seinen Antheil bei dem Vertrag haben; während die Städte die Aufgenommenen auf dem Fuß der Gleichheit behandelten, wollten die Prälaten und Barone nur Leute und Vasallen annehmen, die sie meist sogar noch außerhalb der Ringmauern des Schlosses oder Klosters ließen, das sie beschützte. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit jedoch vermehrten sich die Fortificationen im 10ten und 11ten Jahrhundert; die Sicherheit trat für den Landmann an die Stelle des gräßlichen Räubereizustandes, und die Bevölkerung schien aus der Erde hervorzuwachsen, um so viele Tausende von Schlössern zu bauen und zu vertheidigen.

Der Mann, der Waffen hat, und der sich zu seiner Vertheidigung zur Wehre setzen kann, ist frei; aber der Herr wollte dem Dienstmann diese Freiheit nicht gönnen; eifersüchtig darauf, sich den Krieg, die Jagd, die Fischerei vorzubehalten, ließ er bald dem Bauer als einzige Waffe nur den Knüttel, während er zu Vertheidigern des Schlosses nur Edelleute nahm, die er sich wie die Bauern durch Uebertragung von Land verpflichtete. Die alte Centralisation war vernichtet; überall erhoben sich Localgewalten, und statt einer Monarchie war Frankreich eine Conföderation von kleinen Staaten geworden, welchen die Könige das Recht des Kriegs überlassen hatten, und die, eine nothwendige Folge, sich in Besitz des Rechts der Steuererhebung, der Gesetzgebung und der Gerechtigkeitspflege gesetzt hatten. Diese Conföderation organisirte sich mit wunderbarer Regelmäßigkeit; vom Baron des Schlosses waren abhängig der Ritter, miles, und der Bauer, unter welche er seine Ländereien getheilt hatte; aber seinerseits bekannte er sich dazu, seine Ländereien, als Lehensmann, vom Grafen, dieser vom Herzog dieser vom König zu haben. Dieß war das Lehenssystem, in welchem die Edelleute bald eine Garantie fanden gegen die Könige, welche sich die Gewalt hatten entschlüpfen lassen, so wie gegen das Volk, welches in Wahrheit die Macht und Stärke des Landes ausmachte. Diese Garantie machte sie übermüthig gegen die Bauern, die sie indessen doch fürchteten; sie suchten sie immer mehr zu entwaffnen, zu demüthigen, ihnen das Bewußtseyn ihrer Unterordnung einzuflößen; sie ließen ein schweres Joch auf ihnen lasten, und so weckten sie den Haß der

Bauern gegen den Adel und das Feudalsyſtem — einen Haß, der nirgends ſo tief wurzelte wie in Frankreich.

Die letzten Karolinger beſaßen nur noch die Stadt Laon; denn alle Statthalter der Provinzen waren erbliche Herren geworden, mächtiger durch die Zahl und Tapferkeit ihrer Krieger als die Kaiſer und Könige des vorhergehenden Jahrhunderts. Die Herzoge von Aquitanien, Burgund, Bretagne, die Grafen von Vermandois, Champagne, Poitiers, Toulouſe, Flandern, Paris erkannten zwar immer noch die letzten Karolinger als Könige an, aber ſie gehorchten ihnen nicht mehr, ſchickten ihnen weder Geld noch Soldaten. Indeß konnten die Normannen doch nicht mehr ungeſtraft ihre Raubzüge in dem jetzt von Schlöſſern ſtarrenden Frankreich vornehmen; ſie ſelbſt auch waren dieſer Räuberkriege müde geworden und ſehnten ſich nach feſten Wohnplätzen; ſie verlangten und erhielten von Karl dem Einfältigen im Jahr 912, die Ueberlaſſung von großen, wüſten Strecken Landes, welche ſich auf beiden Seiten der Seine von Paris bis zum Meer erſtreckten. Rollo, ihr Anführer, nahm das Chriſtenthum an; er wurde als Erbherzog des Theils von Neuſtrien anerkannt, welcher den Namen der Normandie bekam; er ſiedelte daſelbſt 30,000 Krieger an, die ihm folgten; er nahm die Sprache und die Geſetze, wie die Religion Frankreichs an; er führte zugleich das Feudalſyſtem in der Normandie ein, mit den Verbeſſerungen, welche der Verlauf der Zeit ihm allmählich gegeben; und durch das Beiſpiel und die Miſchung dieſes abenteuernden normänniſchen Volksſtamms, deſſen Sitten noch nicht verderbt waren, half er dem Charakter des ganzen franzöſiſchen Adels in heilſamer Art auf.

(Fortſetzung folgt.)

Cheveley oder der Mann von Ehre.

(Fortſetzung)

Hat man nun aber Recht, die beiden Schriftſtellerinnen zu paralleliſiren, ſofern beide für die Rechte der Frauen (die „Emancipation" nach dem modernen Ausdruck), in ihren Schriften kämpfen? Es wäre zu unterſuchen; in welchem Sinn beide eine ſolche Emancipation wünſchen, und durch welche Mittel ſie dieſelbe für ausführbar halten? Aber ihre Anſichten und Wünſche in dieſem Punkt genau zu formuliren, dürfte den beiden Damen ſchwer werden, und einige allerdings mögliche und wünſchenswerthe Abänderungen in den Geſetzen zu Gunſten der Frauen dürften am Ende das Einzige ſeyn, was ſie mit vernünftiger Conſequenz, ohne alle bisher gültigen Begriffe von Anſtand, Sitte und Weiblichkeit umzuſtoßen, anſprechen und verfechten mögen. Auch verwickeln ſie ſich in der That unſers Bedünkens in vielfache Widerſprüche, da ſie ihren Männerhaß nicht conſequent durchzuführen vermögen, und keine Republik von Amazonen zu gründen ſich beigehen laſſen; ſo ſetzt ſich namentlich Lady Bulwer durch ihr Buch ſelbſt, durch den Charakter des Helden, der ihm den Namen gibt, Cheveley, in einen auffallenden Widerſpruch mit dem Inhalt des Vorworts, falls wir den Sinn von dieſem richtig gefaßt haben. Dieß Vorwort beſteht nemlich in einem Schreiben an Herrn Niemand Niemandsſohn von Nirgendsheim, dem ſie das Buch widmet, als dem einzigen Mann, deſſen Rechtlichkeit ſie tadellos befunden u. ſ. w. Hiemit iſt nun wohl, ſo ſcheint es, ſo ziemlich eine Anklage gegen das ganze männliche Geſchlecht ausgeſprochen, und dieſelbe Geſinnung leuchtet aus vielen Stellen hervor, wo die Tyrannei, Selbſtſucht und Gewiſſenloſigkeit der Männer behauptet und gerügt wird. Und doch kann auch Lady Bulwer in ihrem Buch den männlichen Helden nicht entbehren, wenn gleich er allerdings gegen die Heldin einigermaßen in Schatten tritt, und von vorn herein wenigſtens eben auch als ein blaſirter Weltmann dargeſtellt wird; ja, es wird ihm am Schluß des Buchs die Anerkennung gezollt, Julia, durch den barmherzigen Tod ihres Tyrannen, des Lords Clifford, entledigt, und frei, dem Geliebten ihre Hand zu reichen, finde, daß er in allen Lebensverhältniſſen, den kleinſten wie den größten, ein Mann von Ehre ſey. Sobald aber ſolche Ausnahmen, wenn auch ſeltene, zugegeben ſind, wird die Anklage des männlichen Geſchlechts und ſeine Verdammung aus einer Theorie und Doctrine eine bloße Erfahrung und Beobachtung; daß viele Männer gegen ihre Frauen ſich anders betragen als ſie ſollten, wird Niemand läugnen, aber dieſem Uebelſtand wäre wohl nur auf moraliſchem Wege, ſehr wenig aber durch die Einwirkung der Geſetzgebung, abzuhelfen; und ob ſolche Bücher, wie das der Lady Bulwer, einen ſehr heilſamen Einfluß auf die Männer üben werde, läßt ſich ſtark bezweifeln. Die Sache läßt ſich kurz ſo faſſen: die Männer ſind das phyſiſch ſtärkere, zur ſocialen Thätigkeit vorzugsweiſe berufene, intellectuell zum mindeſten gübtere und disciplinirtere Geſchlecht; Erwerb und Kampf liegt ihnen ob, ſie haben die Liebe des andern Geſchlechts aufzuſuchen, ſich darum zu bewerben, ſie haben es zu vertreten und zu vertheidigen, zu ehren und zu beſchützen. Daß dieß in der Natur und in der Vernunft liege, zeigt faſt ohne Ausnahme das Beiſpiel der roheſten wie der gemüthlich und ſittlich gebildetſten Völker, und in der Theorie wird dieß auch wohl von allen civiliſirteren Männern anerkannt. Das phyſiſche Uebergewicht der Männer iſt und bleibt eine nothwendige, nicht zu ändernde Thatſache, welche auch die Frauen, welche ihr Geſchlecht freier haben wollen, nicht abläugnen und nicht aufheben können. An dieß phyſiſche Uebergewicht knüpft ſich ſehr leicht, ja faſt nothwendig, auch eine intellectuelle Superiorität und Bevormundung, welche für die Frauen an ſich auch noch nichts Läſtiges oder Entwürdigendes hat, ſo lange Achtung und Liebe damit Hand in Hand gehen, und die in der Natur liegende Sitte, daß der Mann um Liebe wirbt, die Frau ſich aufſuchen läßt, verleiht jenem auch unvermeidlich den Schein größerer Freiheit. Bei all dieſen, wirklichen oder ſcheinbaren, Nachtheilen des weiblichen Geſchlechts können doch die Frauen ſich noch ganz glücklich geſtellt fühlen, wenn die Männer ſich nicht des Rechts der Stärke überheben, und in ſittlichgemüthlicher Weiſe eine Ausgleichung herſtellen, wie dieß z. B. bei den alten Germanen der Fall war, und heutzutage in der ächt ſittlichen Fa-

milie anſchaulich wird. Aber es iſt auch ſehr begreiflich, daß von frühen Zeiten an bis jetzt die Männer ihre überlegene Stellung vielfach mißbrauchten, aus Beſchützern, wie dieß ſo leicht geſchieht, Unterdrücker wurden, die Frauen, die ſie vertreten ſollten, als rechtlos gleichſam annullirten, ihnen, weil ſie zum Erwerb weniger tüchtig ſind, auch das Recht des Beſitzes vielfach verkümmerten und entzogen, und ſie, denen Natur und Sitte verbieten, Neigung und Liebe zu ſuchen und herauszufordern, zu willenloſen Sklavinnen brutaler Begierden oder zur Waare herabwürdigten. Vielfach haben die von den Männern ausſchließlich gemachten Geſetze die den Frauen gebührenden Rechte und Anſprüche gekränkt, und auch da, wo Gleichſtellung der Geſchlechter möglich, ja ſittlich geboten war, dem vortheilhaften Vorurtheil von dem Vorzug des Mannes gehuldigt (dahin gehört namentlich die Frage, welchem der Ehegatten im Fall der Scheidung die Kinder und das Vermögen gehören ſollen, welche Lady Bulwer in der Vorrede berührt). Wenn ſo einerſeits das Geſetz die Frau häufig in Nachtheil ſetzt, und die ihr im Grund und urſprünglich günſtige Vorausſetzung, daß der Mann ihr Beſchützer und Vertreter ſey, zu ihrem Schaden deutet und wendet, wenn ſchon derſelbe thätlich ſich dieſer Ehrentitel verluſtig gemacht, ſo behandelt auch noch die öffentliche Meinung und das Vorurtheil der Geſellſchaft die Frauen, wie es auf den erſten Anblick ſcheint, mit Unguſt und Ungerechtigkeit. Was wir hiemit im Auge haben, wird in Cheveley veranſchaulicht durch die Geſchichte der Verführung des Dorfmädchens Mary Lee durch den Lord Clifford. Obgleich er ſie durch das Gaukelſpiel einer falſchen Trauung berückt und zu Fall gebracht hat, ſie alſo eigentlich ſchuldlos iſt, wird ſie doch von ihren meiſten frühern Bekannten wie eine Ausſätzige gemieden, während der herzloſe Verführer ganz wie vorher fortlebte, als ein reicher und vornehmer Mann geprieſen und bewundert, als ein Patriot verehrt! Dieſe Ungleichheit des Urtheils über die Fehler beider Geſchlechter mag in vielen Fällen etwas Verletzendes und ſelbſt Empörendes haben; aber einmal vergeſſe man nicht, daß in dieſer Ungerechtigkeit die Frauen ſelbſt in ihrem Urtheil und in ihrem Betragen gegen ſchuldhafte und der Schuld überwieſene Schweſtern den Männern nichts nachgeben, ſodann bedenke man, daß dieſer Unbilligkeit denn doch auch eine höhere Meinung von der auf Reinheit und Unſchuld baſirten Natur und Würde des Weibes ſtillſchweigend zu Grunde liegt, und, was empiriſch oft als die ungerechteſte Härte ſich darſtellt und von der Bosheit und Heuchelei als willkommne Waffe benützt wird, innerlicher betrachtet mit einer höhern, idealiſcheren Vorſtellung vom Weibe zuſammenhängt. Außer dem aber, was in dem Verhältniß der Geſchlechter zu einander der geſammten Geſellſchaft zur Laſt fallen mag, wird freilich noch unendlich viel von den Individuen, den Männern, im Einzelnen geſündigt, und die Maſſe dieſer einzelnen Verſchuldungen zuſammengenommen iſt es wohl hauptſächlich, was in neueſten Zeiten die Ideen von einer Emancipation der Frauen hervorgerufen hat. Aber gerade dieß iſt auch der Grund, warum mit Geſetzen und Inſtitutionen ſich dem Uebelſtand, ſofern er wirklich vorhanden iſt, nicht abhelfen läßt, ſo lange nicht die ſittliche Bildung der Menſchen, der Männer alſo zunächſt, Fortſchritte macht. Wäre das Benehmen der Individuen tadellos, ſo würde die nachtheilige und untergeordnete Stellung der Frauen von ihnen gar nicht empfunden; eine, wohl nicht unbillige, Ausdehnung ihrer Rechte aber könnte, ſo lange nicht eine förmliche Revolution beabſichtigt und durchgeführt wird, nur in einzelnen extremen Fällen ſie ſchützen und ſichern, ihre Stellung überhaupt aber ſchwerlich ändern. Der Natur der Sache nach geſtaltet ſich beinahe jede nicht glückliche Ehe zu einer Unterdrückung der Frau durch den Mann, der in der Regel der Stärkere iſt, wiewohl Lady Bulwer ſo viel Unparteilichkeit beſitzt, in ihrem Roman auch ein Beiſpiel vom entgegengeſetzten Verhältniß zu geben, an Mr. und Mrs. Stockes, welche letztere ihren unanſehnlichen Eheherrn gewaltig unter dem Druck hält.

Daß dieſe Stellung der Frauen, welche z. B. der Madame Flora Triſtan ſo entſetzlich ſchien, daß ſie ſich und ihre Leidensſchweſtern als Parias bezeichnete, welche aber wenigſtens das Günſtige und Tröſtliche für ſie hat, daß ſie ſich und Andern im Lichte von ſchönen Dulderinnen und Märtyrerinnen erſcheinen, eigentlich doch in der Natur liege, kann ſich Lady Bulwer am Ende ſelbſt nicht verhehlen, wiewohl ſie ſich die Sache nicht ganz klar machen kann oder — will. Sie ſagt: „Bei uns Frauen iſt es wie bei den Parthern; unſer Feind iſt ſo gewandt, indem er aus Geſetz, Gewohnheit und Macht beſteht, daß wir nur auf parthiſche Weiſe unſere Pfeile abſchießen und dann fliehen können; alle unſre Bemühungen, Genugthuung oder Gerechtigkeit zu erlangen, müſſen fruchtlos bleiben, bis wir uns als Geſchlecht fühlen und uns zur Wehre ſetzen. Vereinzelte, unorganiſirte Bemühungen haben nie einen Sieg errungen, und werden es nie; auf unſre von Individuen beſtandnen Kämpfe können die Männer immer antworten wie der Fuchs in der Fabel der ſich ihrer mannichfachen Liſten und Pfiffe rühmenden Katze: ſie beſäßen Einen Kniff, und dieſer heiße — die Gewalt.

Lady Bulwer vergißt, zuerſt die Natur zu nennen, als das Element, welches dem „Feind“ am gewaltigſten beiſteht; gegen die Natur kämpft man ewig vergeblich an, aber wahre Bildung gleicht die Natur mit den Anforderungen des Rechts und der Sittlichkeit aus, und zeigt, daß das wahrhaft und veredelt Natürliche auch das Beglückende ſey.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101 u. 102.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 September 1839.

Die literariſchen Löwen in England.

Unſern meiſten Leſern wird die Bedeutung bekannt ſeyn, in welcher in England das Wort Löwe gebraucht wird, daß man nämlich damit die gerade am meiſten Aufſehen machenden, von der Mode getragenen Merkwürdigkeiten, beſonders aber Perſonen bezeichnet, welche durch irgend welche Eigenſchaften, Thaten oder Schickſale die Aufmerkſamkeit der „Geſellſchaft" auf ſich gezogen haben, und nun, wie ausländiſche Thiere in einer Menagerie, aufgeſucht, beſehen, beſprochen und bewundert werden. Eine Sache, die ſich natürlich überall findet, wo ein gebildeterer Zuſtand, eine Gemeinſchaftlichkeit der Intereſſen herrſcht, wird in England, in London zumal, dem Sitz einer ſo verwöhnten, grillenhaften, auf das Neue erpichten ariſtokratiſchen Geſellſchaft, bis zu einer ſeltſamen Höhe geſteigert und ausgebildet, und allerlei Lächerlichkeiten und Ungehörigkeiten miſchen ſich ein. Deßhalb behandelt ein uns vorliegender kleiner Aufſatz ganz ausdrücklich das Weſen des literariſchen Lionism (Löwenweſens), woraus wir, da manches Licht über die litterariſch-ſocialen Verhältniſſe Englands dadurch verbreitet wird, das Wichtigſte mittheilen.

„Die Praxis des Lionism" hat ihren Grund in urſprünglich ganz löblichen Gefühlen; in der Verehrung für geiſtige Ueberlegenheit und Dankbarkeit für Gaben des Genius; und ſeine Form und Einfluß ſind durch den Umſtand beſtimmt, daß die Literatur zu einer zahlreichern Claſſe hindurchgedrungen iſt, und eine ganz andere Gattung von Leuten intereſſirt, als diejenigen, welche früher ihre Vortheile genoſſen. Ein kluger Mann hätte zur Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunſt das Zeitalter des literariſchen Lionism voraus ſehen können, und hätte wahrſcheinlich darüber als eine vorübergehende lächerliche Uebertreibung gelacht. Der ganze Gang des literariſchen Fortſchritts hat ſein vorübergehendes Reich prophezeyt. Der abſichtliche, ſelbſtgefällige, literariſche Löwe könnte in der That beſſer die Maus aus dem kreißenden Berge genannt werden, der erſt noch den Vulkan zu gebären hat.

Es gab eine Zeit, wo die Literatur nur in der Abgeſchloſſenheit der Klöſter gepflegt wurde. Da ſaß der Autor der alten Zeit, allein in ſeiner Zelle; Tage, Monate, Jahre lang allein. Der Widerhall der Welt war verſchollen, die Stimme des Lebens konnte ihn hier nicht erreichen, und ſein Grab gähnte ihm entgegen innerhalb der engen Umfriedigung, aus der er nie mehr ſcheiden durfte. Literariſche Beſtrebungen konnten unter ſolchen Verhältniſſen ermuntert werden durch Träume von künftig zu ſtiftendem Nutzen und ausgebreitetem Ruhm, aber der vornehmſte Sporn mußte doch immer die Freude an der geiſtigen Thätigkeit ſelbſt ſeyn. Es läßt ſich glauben, daß, wenn ein Echo des Ruhms von einem der vier Winde ihm je zugetragen wurde, er ſich herzlich an dieſer ſüßen Muſik erfreute, aber auch daß er in vielen Fällen ſeine Tage ganz in gleicher Weiſe zugebracht haben würde, die Wiſſenſchaft pflegend um ihrer ſelbſt willen, wenn er auch gewußt hätte, daß ſein Pergament mit ihm werde begraben werden.

Die, ſolchen Männern, wenn ſie in die Welt hervortreten, von der Menge gezollte Huldigung galt allein ihrer Geiſtesüberlegenheit. Eine Handvoll Studenten mochte ſich ihnen zu Dank verpflichtet fühlen für beſtimmte Dienſte, aber die Maſſe ſtarrte ſie an in dumpfer Bewunderung, als heiliger oder weiſer denn andere Leute. Als die Wohlthaten der Literatur ſich weiter ausbreiteten, miſchte ſich lebhafte perſönliche Dankbarkeit zur Huldigung — Dankbarkeit für das Gute, das jedem Verehrer durch die Erwärmung ſeiner Sympathien, die Erweiterung ſeiner Anſichten, die Hebung ſeines intellectuellen Weſens zu Theil wurde. Als an einem denkwürdigen Oſtertag im vierzehnten Jahrhundert Petrarka die Stufen des Capitols hinan ſchritt, mit Lorbern gekrönt, unter Vortritt von zwölf edeln Jünglingen, welche Stellen aus ſeinen Gedichten recitirten, ſo war dieß ein Preis der edelſten Art, der je dem Autor zu Theil geworden. Er beſtand aus Ehrfurcht und Dankbarkeit, rein von kalter Selbſtſucht und ſentimentaler Leidenſchaft, welche nichts iſt, als kalte Selbſtſucht in feuerfarbener Verkleidung. Als mehr denn vier Jahrhunderte ſpäter Voltaire im Theater

von Paris mit Zurufen überſchüttet und im Triumph nach Hauſe geführt wurde, mit ſchwacher Stimme rufend: „Ihr erſtickt mich mit Roſen!“ ſo war auch dieſe Huldigung, obgleich von minder großartigem Charakter als die Petrarka's, immer noch ehrenvoll und hatte eine beſſere Quelle als populäre Selbſtſucht. Er irrte in ſeinen Prahlereien, daß er das Chriſtenthum vernichten wolle, und ſeine Anbeter darin, daß ſie ihm glaubten; aber dieß beweist nur, daß ſie das Chriſtenthum nicht kannten, und nicht, daß ihre Huldigung, einem Manne dargebracht, der, nach ihrer Meinung, Thorheiten und Aberglauben mit der Wurzel vertilgt, nicht natürlich und ihren Herzen ehrend geweſen wäre.

Die heutzutage populären Autoren dargebrachte Huldigung iſt der Ausdruck derſelben Gedanken und Empfindungen, wie bei der Krönung Petrarka's und der Begrüßung Voltaire's, aber mit Veränderungen und Zuſätzen, gemäß dem Wechſel der Zeiten. Die literariſchen Löwen ſind eine eigene Claſſe geworden, ein ganz unfaßlicher Gedanke für den nicht weiter nachdenkenden Mann zu Petrarka's, oder ſelbſt Voltaire's Zeiten. Dieß iſt ein Zeugniß von dem ungeheuern Umſichgreifen der Literatur unter unſerm Volke. Welch eine Zahl von Leſern iſt erforderlich, um, durch Kaufen und Loben, eine ſtehende Claſſe von Originalſchriftſtellern zu erhalten! Es iſt ein Zeugniß von dem Herunterkommen der Literatur als Ganzes betrachtet. Wenn es irgend einmal eine Claſſe von Perſonen gibt, welchen das Publicum für intellectuelle Anregung Dank ſchuldet: wie mittelmäßig muß dann die Qualität des intellectuellen Products ſeyn! Daraus folgt aber keineswegs, daß nicht auch noch Werke von Verdienſt, jedem vergleichbar, das irgend wann zum Segen der Menſchheit erzeugt wurde, möglich ſeyen, aber es iſt klar, daß die große Maſſe der Literatur ihren Charakter gänzlich geändert hat — daß die Bücher nicht mehr — die ſparſame und ſeltene Frucht ernſten und langen Denkens, ſondern, wie man ſie ſchon genannt hat: „Briefe ſind an Jeden, den ſie intereſſiren.“ Daß die literariſchen Löwen jetzt eine eigene Claſſe bilden, iſt ein Beweis, wie häufig der literariſche „Succeß“ iſt, wie groß die Zahl der Geiſter, von welchen eine oberflächliche und vorübergehende Sympathie ſich erwarten läßt. Der neueſte Zug am Ganzen aber iſt die Claſſe der Löwenhalter (lionizers); neu, nicht weil ſchmutzige Selbſtſucht etwas Neues iſt, — nicht weil ſociale Eitelkeit etwas Neues iſt, — nicht weil ein liebloſes Mißachten der Gefühle des Empfindlichen, der Schwächen des Eiteln, der Vorrechte des Begabten, etwas Neues iſt, ſondern weil es etwas Neues iſt, die Stelle von Karten, Muſik, Masken, von Hofnarren und Affen ausgefüllt zu ſehen von Autoren in Kraft ihres Autorthums.

Es iſt allerdings wohl zu erwarten, daß niedrig denkende Perſonen ſich jedes vorherrſchenden Gefühls, wie achtungswerth es auch ſey, bemächtigen werden zu ihren beſondern Zwecken, aber in dieſem Falle würde die Wirkung davon einen wiedererweckten Gentleman aus dem 15ten Jahrhundert arg verduzt machen. Wenn er etwa einer Verſammlung der brittiſchen Geſellſchaft für die Förderung der Wiſſenſchaft anwohnte, ſo würde er hier die Verehrung der Menge für geiſtige Leiſtungen in einem ganz hübſchen Lichte ſehen. Es iſt nichts Arges, vielmehr etwas Schönes daran, zu ſehen wie eine Gruppe wartet, bis Sir John Herſchel auf die Straße heraus kommt, oder ein Rennen in den Zimmern, um einen Blick von Faraday zu erhaſchen — oder Damen, welche Babbage, Buckland, Back in der Eile zeichnen und drgl. An all dieſem iſt nichts auszuſetzen, vielmehr liegt darin etwas Ehrendes für beide Parteien. Das Schmutzige an dem neuen Syſtem tritt erſt hervor, wenn die ausgezeichnete Perſon ein Gaſt in einem Privathauſe wird. Wenn der aus dem Grab erſtandene Gentleman aus dem 15ten Jahrhundert in ein Landhaus in England ſpazierte, in Geſellſchaft einer Dame von literariſcher Auszeichnung, ſo könnte er ſogleich erkennen, weß Geiſtes Kinder der Wirth und die Wirthin ſind. Alle Bücher des Hauſes liegen umher — alle guten Familien aus der Nachbarſchaft ſind beiſammen — die jungen Leute ſchielen und glotzen aus den Ecken des Zimmers hervor — die jungen Frauenzimmer drängen ſich zuſammen, zu fünf auf drei Stühlen, um ja nicht Gefahr zu laufen, von den Fremden angeredet zu werden. Die Dame des Hauſes widmet ſich der Aufgabe, den Gaſt zum Sprechen zu bringen, fragt die Fremde um ihre Anſicht über dieß, jenes und ein drittes Buch, und verwendet ſich für ihre jungen Freundinnen, die auf ihren drei Stühlen zittern und beben, ſie möchte Jeder „nur Eine Zeile für ihr Album“ vergönnen. Die Kinder werden in der Kinderſtube gehalten, als nicht würdig, von einer literariſchen Perſon beachtet zu werden, oder eins ums andere herbeigebracht, „damit ſie ihr ganzes Leben lang ſich rühmen können, ſie ſeyen N. N. vorgeſtellt worden.“ Ein junger Mann in einer Ecke zeichnet vielleicht den Gaſt, und ein Andrer notirt ſich, was ſie ſagt — wahrſcheinlich Etwas von ſchwarzem und grünem Thee, vom Zuſtand der Straßen oder vom Stand des Mondes. Eine ſolche, jetzt in engliſchen Häuſern auf dem Lande ſehr gewöhnliche Scene müßte Fremden aus einem andern Land oder aus einer andern Zeit ein ſehr ungünſtiges Bild von unſern Sitten geben, deſſen hervorſtechende Züge die Leiden der Einen Perſon und die Selbſtſucht aller Uebrigen wären.

(Fortſetzung folgt.)

Die ſieben Saiten der Leyer.

Von George Sand.

In einer frühern Nummer dieſer Blätter wurde bei Erwähnung der Erzählung „Spiridion“ von derſelben Verfaſſerin geſagt, die geiſtreiche Schriftſtellerin habe darin ein ganz neues Gebiet betreten, wohin vielleicht mancher Freund ihrer frühern Dichtungen nicht mit gleichem Intereſſe ihr folgen möchte. Auch die Dichtung, welche wir jetzt anzuzeigen im Begriff ſtehen, iſt auf dem ernſten Gebiete der Speculation heimiſch oder zeigt wenigſtens, wir ſehr George Sand in der jetzigen Phaſe der Entwicklung ihres Geiſtes ſich bemüht, hell zu ſehen in Bezug auf die großen Fragen, welche das geiſtige Leben des Menſchen bewegen und bedingen. Wenn Spiridion aber es mit den Lehren der Kirche zu thun hat und nach dem wahren Glauben ringt, ſo iſt es in dem oben angezeigten Werk beſonders die

Philoſophie, welche als unzureichend dargeſtellt wird, in dem Streben nach göttlichen Dingen mitzuwirken, welcher im Gegentheil der Vorwurf gemacht wird, Alles zu vernichten, was zur Erkenntniß des Göttlichen führen ſoll, und daher vom Geiſt des Böſen benutzt wird, ſeine Herrſchaft auf Erden zu erweitern.

Die Form der Darſtellung iſt rein dramatiſch, die Handlung, welche nach Deutſchland verlegt worden iſt, theilt ſich in fünf Acte, deren Idee eine beſondere Ueberſchrift erhalten hat. Wir wollen eine kurze Skizze des Ganzen vorausſchicken und dann einige Proben der intereſſanteſten Scenen folgen laſſen.

Der erſte Act trägt den beſondern Titel: „die Leyer.“ Wilhelm, ein Schüler des Meiſters Albertus, kommt in der Nacht von einem Feſte früher nach Hauſe als der Meiſter ihn erwartet hat und bittet ihn, zu ſeinen Gunſten mit Helenen ſeiner Pflegetochter, zu ſprechen, die er liebt, und der zu Liebe er ſchon bereit iſt, das Studium der Philoſophie aufzugeben, und ein bürgerliches Gewerbe zu ergreifen, wie es der Vater des Mädchens vor ſeinem Tode zur Bedingung gemacht. Der Philoſoph ſucht ihn anfangs von dieſem Entſchluß abzubringen und ſtellt ihm vor, daß es Unrecht ſey, das göttliche Licht der Wahrheit verlöſchen zu laſſen, das ſich einmal in uns entzündet hat, doch da Wilhelm ihm verſichert, daß er der Liebe zu Helenen Alles opfern würde, ſo ergibt er ſich in ſeinen Wunſch und verſpricht ihm ſeinen Beiſtand. Als Wilhelm ihn verlaſſen hat, und er ſein Leben überdenkt, was er Alles der Philoſophie zu Gefallen geopfert hat, wie wenig er vom Leben kennt, und wie einſam und freudenleer ſein Daſeyn bisher geweſen iſt, fallen ihm ſelbſt Zweifel ein, ob auch die Philoſophie der wahre Weg der Erkenntniß für den Menſchen ſey. Er entdeckt ſelbſt eine mehr als väterliche Neigung für Helenen und entſchläft in Gedanken, für wen von ſeinen drei Schülern, die in ſeinem Hauſe wohnen, ſie am paſſendſten, wer ſie am glücklichſten machen könnte. Aus dem Dampf der verlöſchenden Lampe ſteigt Mephiſtopheles, der ſich beklagt, daß ihm das Amt geworden ſey, die Philoſophen zu bewachen, namentlich könne er mit dieſen gar nichts anfangen, da ſeine große Gewiſſenhaftigkeit, ſein geringer Stolz, und gänzlicher Mangel an Eitelkeit ihm faſt gar keinen Punkt des Angriffs darböten. Doch will er von der Seite des Herzens verſuchen, ihm beizukommen. Nur iſt ein Hinderniß, eine Leyer hat der Philoſoph im Zimmer, welche ein gewiſſer Adelsfreit, der Aeltervater Helenens verfertigt und mit magiſchen Kräften begabt hat, ſie muß er erſt vernichten, und ruft deßhalb ſeine Geiſter herbei, ſie zu zerbrechen. Es zeigt ſich aber, daß ſie die Macht dazu nicht haben, denn, wie die himmliſchen Geiſter ihn belehren, er hat nur die Macht, das Böſe anzuregen, nicht ſelbſt zu vollbringen, ſein Werkzeug iſt der Menſch. Indeß erwacht Meiſter Albertus, und bald darauf kommen auch ſeine drei Zöglinge, Hanz, Karl und Wilhelm, um ihn in den Lehrſaal zu führen. Die Stimmen der Geiſter, welche während ſeines Schlafes Zwieſprach gehalten haben, ſind als eine wunderſame Muſik gehört worden, und geben Hanz Gelegenheit, die Rechte der Poeſie gegen die trockene Philoſophie des Verſtandes zu vertreten, die Albertus repräſentirt. Sie gehen endlich, und Helene tritt ein, um das Zimmer des Meiſters zu ordnen und ihre philoſophiſche Lection zu lernen. Doch die Stimmen der Natur, der Sonnenſtrahl, die Schwalbe locken ſie bald von ihrer Arbeit, zu der ſie auch wenig Luſt bezeugt, und plötzlich tritt Mephiſtopheles unter der Geſtalt eines alten Juden ein und zeigt eine unbezahlte Rechnung ihres verſtorbenen Vaters, und verlangt als Zahlung die magiſche Leyer. Nur ungern willigt Helena ein; doch auch als ſie ſie ihm abtritt, kann er ſie nicht nehmen, ſondern geht, Käufer zu holen. Ein Capellmeiſter, ein Dichter, ein Maler und ein Kritiker kommen, um ſie zu kaufen, doch da in ihnen der wahre Geiſt der Poeſie nicht aufgegangen iſt, verwirrt ſich ihr Geiſt, ja der Kritiker, der ſie noch berühren will, verliert faſt das Leben; zu rechter Zeit kommt Hanz, ſie ihm zu entreißen; auch Helene, die gegangen war, um dem Verkauf nicht beizuwohnen, kommt wieder und nimmt die Leyer, die, ſo bald ſie ſie in ihre Arme nimmt, von ſelbſt in wunderſamen, herrlichen Accorden zu ertönen anfängt. Auch die himmliſchen Geiſter laſſen ſich hören, und verkündigen ihrem in der Leyer eingeſchloſſenen Bruder ſeine baldige Befreiung, doch wie alles, was die Erde trägt, könne er ſich nur mit Schmerz und Qual von ihr losreißen.

Der zweite Act heißt „die goldenen Saiten.“ Helena ſchläft, vom Meiſter Albertus bewacht, der ſie für wahnſinnig hält, da er die Töne der Leyer und der himmliſchen Geiſter nicht verſteht. Der Geiſt der Leyer weckt ſie aus ihrem Schlummer, und die himmliſchen Geiſter ermahnen ihn, ſie zu unterrichten in den Gedanken des Ewigen und Unendlichen, damit ſie ihm zu ſeiner Befreiung behülflich ſey; ſie verſteht und weiſ't unwillig die Sprache des Geiſtes zurück, der ſie ſich untergeordnet hält, da er doch auch nur ein Strahl des Unendlichen ſey wie ſie. Als ſie von neuem in Schlaf ſinkt, ſucht vergeblich Meiſter Albertus einen Schlüſſel zu dem Geheimniß, das ihn umgibt, er kann in der Muſik nichts finden, als Töne, die nach mathematiſchen Berechnungen zuſammengeſetzt werden; ſein Schüler Hanz, der ſelbſt Dichter und Muſiker iſt, verſucht es zwar, ſeinen Geiſt der Herrſchaft des reinen Verſtandes zu entziehen; der Meiſter glaubt wohl an die Künſte der Kabala, doch bleibt er dem tiefern Verſtändniß verſchloſſen, und finſtere Zweifel nur bemächtigen ſich ſeiner. In dieſem Augenblicke erſcheint Mephiſtopheles als Jude auch ihm und bietet ihm Manuſcripte des alten Meiſters Adelsfreit zum Kauf an und läßt ſie ihm zum Durchleſen, da Meiſter Albertus wenig Luſt dazu bezeugt, mit dem Winke, er würde über die Leyer viel Aufklärung in ihnen finden; und als er, allein gelaſſen, darin lieſ't und unter andern findet, daß die Leyer aus ſieben Saiten beſtände, zwei goldnen, zwei ſilbernen, zwei ſtählernen und einer ehernen, von denen die erſtern das Unendliche und den Glauben verkündigten, wie ſein Schüler Hanz ihm geſagt hat, daß die Morgenhymnen Helenens dieſe Gedanken enthielten, will er verſuchen, ob dieß Wahrheit ſey, und dieſe goldnen Saiten abnehmen, um zu ſehen, was Helenens Geſänge denn enthalten würden; doch wie er ſie berührt, zerſpringen die Saiten mit einem tiefen, herzzerſchneidenden Klageton.

Der dritte Act trägt den Titel: „die ſilbernen Saiten.“ Meiſter Albertus ſitzt mit ſeinen drei Schülern zur Abendzeit

an einem Bache, zu ihnen tritt Helene und verlangt vom Meiſter Albertus, er ſolle dem Waſſerfall gebieten, ſtill zu ſtehen, damit ſie die Töne des Himmels vernehmen könne. Er kann es nicht, doch Hanz gibt ihr die Leyer, und vor ihren Tönen ſteht das Waſſer im Laufe ſtill und fließt leiſer. Aber die Leyer ſingt nicht mehr von Gott und den göttlichen Dingen, ſondern von der Natur und ihren Wundern; vergeblich befragt ſie Helene nach jenen, das Gedächtniß hat den Geiſt davon verlaſſen, und Helene bricht in Klagen aus, daß das Unendliche ſich ihrem Blicke verhüllt. Auch in dieſer niederen Sphäre verſteht der gelehrte Meiſter nichts, hört nur wehmüthige Klagen und tröſtende Töne, und läßt ſich um ſo leichter von dem als Juden herbeiſchleichenden Mephiſtopheles überreden, auch die ſilbernen Saiten abzuſpannen, da nicht eitle Neugier oder Luſt zum Verderben ihn treibt, ſondern der Trieb, die Menſchheit aufzuklären über die magnetiſche Einwirkung des Menſchen auf Gegenſtände außer ihm. Doch auch ſie zerſpringen, kaum berührt von ſeiner Hand, und ein furchtbarer Donnerſchlag wirft ihn ſinnlos zu Boden. Schon glaubt jetzt Mephiſtopheles Macht zu haben über das Inſtrument, doch er täuſcht ſich und muß erzürnt von dannen gehen. Auch Meiſter Albertus, der wieder aus ſeiner Ohnmacht ſich erholt, glaubt zu empfinden, daß die Erde trüber iſt als ſonſt und ängſtigende Gefühle ſeinen ſonſt heitern Geiſt umlagern, und wird von Hanz nach Hauſe geführt.

Der vierte Act iſt „die ſtählernen Saiten“ überſchrieben. Helene iſt auf den Thurm der Kathedrale geſtiegen, um die Leyer zu ſuchen, und als der Meiſter ſie ihr gibt, erſteigt ſie die äußerſte Höhe, weil ſie glaubt, hier Gott und ſeiner Betrachtung näher zu ſeyn, aber als ſie die Leyer erklingen läßt, vernimmt ſie nur den Preis des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Werke, während ſie in ihnen nur den Geiſt der Vernichtung und Zerſtörung erkennen kann, und da die Leyer ſich nicht zu Gott erheben kann, wirft ſie ſie voll Zorn und Verachtung von der Höhe des Thurmes herab. Jetzt endlich verſteht Meiſter Albertus den Sinn der geiſtigen Zwieſprach und ahnt, wie tief er Helenen verletzt hat, daß er jene Saiten vernichtete, durch ſeine Neugier getrieben. Doch als der geheimnißvolle Jude aus den alten Manuſcripten des Adelsfreit ahnen läßt, daß erſt die ſiebente Saite das Geheimniß der Leyer enthält, als er ihm ſogar verſpricht, die ſiebente Saite werde ihm Helenens Liebe gewinnen und ihn mit dem Leben verſöhnen, da widerſteht er nicht und er eilt nach Hauſe, um die Zerſtörung der Leyer fortzuſetzen.

Der fünfte Act iſt benannt, „die eherne Saite.“ Meiſter Albertus betrachtet ſinnend die von ihm verſtümmelte Leyer, es reut ihn faſt, das Werk der Zerſtörung unternommen zu haben, und nur die Verſicherung des Mephiſtopheles, daß er erſt dann als Lehrer recht wirkſam ſeyn könnte, wenn er an ſich ſelbſt die Tugenden des häuslichen Lebens darſtellte und ſeine menſchliche Beſtimmung auch als Bürger erfüllte, verſöhnt ihn einigermaßen mit ſeinem Treiben. Aber Helene kommt, in trübe Gedanken verſunken, er will die Leyer ertönen laſſen, und ſie iſt ſtumm. Da verläßt ihn zornig Mephiſtopheles, um Jemand anders zu holen, der die Lockungen irdiſcher Liebe in Helenens Buſen werfe. Der Meiſter reicht ihr die Leyer, die ſie verachtend bei Seite ſchiebt, die Leyer fällt und ein mächtiger Ton läßt ſich vernehmen. Helene nimmt ſie auf, und nun ſingt die Saite von Erz in ſtarken Accorden den Reiz irdiſcher Liebe und ihre Wonne, ſich mit Helenen ganz vereinigen zu können; doch nur das Streben nach dem Unendlichen erfüllt ihre Bruſt, und indem ſie mit immer wachſender Heftigkeit Gott bittet, ihr ſein Leben zu geben, zerſpringt die Saite mit furchtbarem Donner, und der Geiſt der Leyer ſchwingt ſich mit Helenen auf zu den himmliſchen Geiſtern, ſeinen Brüdern. Zwar will jetzt Mephiſtopheles den Meiſter Albertus als ſeine Beute ergreifen, doch hindern ihn die himmliſchen Geiſter, und nehmen ihn in Schutz, denn ſeine Weisheit ſey aus dem Glauben und der Liebe hervorgegangen, und ſeine Hand ſey rein. Natürlich wird Mephiſtopheles darüber höchſt aufgebracht und geht davon.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſches Converſationslexikon:

Encyclopédie des Gens du Monde.

(Fortſetzung.)

Eilftes Jahrhundert. Das eilfte Jahrhundert war in der That die Epoche einer großen nationalen Entwicklung, namentlich der Wiedergeburt der kriegeriſchen Tapferkeit, welche unter den Karolingern gänzlich erloſchen war. Der Edelmann hatte wieder Vertrauen zu ſich ſelbſt gefaßt, geſchützt durch ſein Schloß, ſeine Rüſtung, ſein Schlachtroß, durch die Erfahrung, die ihn belehrte, daß er allein es mit mehr als hundert Bauern aufnehmen könne. All ſein Denken, ſeine ganze Erziehung war auf den Kampf gerichtet; den Adel beſeelte bald ein Enthuſiasmus der Tapferkeit, der ſich durch die abenteuerlichſten Unternehmungen kund gab. Zugleich wurde auch das häusliche Leben geadelt. Die Pagen, welche bei den edeln Damen und in der Geſellſchaft der Herren Zutritt hatten, bildeten ſich zur Hofſitte heran; die Dichter (Troubadours und Trouveres in den beiden Dialekten der neuen Sprache) machten ſich's zur Aufgabe, ſie in ihren Muſeſtunden zu ergötzen; ſie bildeten dieſe Sprache, ſie gaben ihren Verſen Rhythmus und Harmonie. Die Nation beſtand eigentlich nur aus freien und kampftüchtigen Männern, milites; man überſetzte dieß lateiniſche Wort mit chevaliers, und die ſociale Organiſation dieſer Epoche hieß chevalerie, Ritterthum. Die Fiction verſchönerte ſodann das Ritterthum und machte daraus die Widmung der Waffen des Starken zum Schutze des Schwachen. Bei dieſem nationalen Fortſchritt verlor die Geiſtlichkeit viel an ihrer Macht, die Monarchie war zertrümmert, es gab keine königlichen Verſammlungen und Berathungen mehr, wo der Clerus mit ſeiner Gelehrſamkeit und Bildung glänzen und durch ſeine Stimmen Geſetze geben konnte. Der Biſchof, deſſen Diöceſe in einem der großen Lehen begriffen war, verfiel bald in Abhängigkeit von dem Herzog oder Grafen, der in ſeiner Nähe Herr war. Die großen Herren, neidiſch auf die reichen Pfründen des Clerus, fanden immer Mittel, dieſelben einem jüngern Sohn ihrer Familie zuzuwenden, und dieſer entſagte keineswegs ſeinen ritter-

lichen Eigenschaften, um die Obliegenheiten seines Standes zu übernehmen. Aber der Clerus konnte den kriegerischen Geist nicht annehmen, ohne seinen Einfluß auf das Volk zu verlieren, und die Bande der Religion aufzulockern. Eine Reform wurde nothwendig, um die Kirche zu retten; sie wurde zur gleichen Zeit, aber in verschiedenem Sinne, unternommen von dem Papst und von religiösen Enthusiasten. Jener wollte die Disciplin aufrecht erhalten und die priesterliche Unabhängigkeit sichern, und deßwegen erklärte er jeden weltlichen Einfluß auf die Uebertragung von Pfründen für Simonie; dieß war der Investiturstreit, den Gregor VII anfing. Die Andern, strenge Menschen, für welche die Religion eine Herzensangelegenheit war, griffen tiefer liegende und verborgnere Unordnungen an, und verdammten das, was sie als unheilbringende Irrthümer bezeichneten. Ihr Eifer selbst aber wurde als eine Empörung gegen die kirchliche Autorität betrachtet, und zwischen 1000 und 1100 wurde eine große Anzahl derselben unter den Namen Waldenser, Pateriner, Beguinen und Albigenser verbrannt.

Die Städte, welche von der Industrie und vom Handel lebten, hatten an Bevölkerung zugenommen mit dem steigenden Reichthum der Schlösser und des platten Landes. Die im Süden hatten die Municipalverfassung behalten, die sie von den Römern her hatten, und sie diente ihnen, sich in Achtung zu setzen; die in Neustrien aber wurden oft unterdrückt, oft geplündert durch den Lehnsherrn, der hartnäckig dabei blieb, die Bürger als seine Vasallen zu betrachten. Endlich verbündeten sie sich zur Vertheidigung, und versprachen einander auf das Zeichen der Glocke zu Hülfe zu eilen und nur den von ihnen selbst erwählten Magistraten zu gehorchen. So wurden die Communen gegründet; die von Mans ist die erste, deren Stiftung im Jahr 1070 uns als authentisch und aus eigner Macht geschehen bekannt ist.

Die neue Organisation Frankreichs hatte sich vervollständigt mit Hülfe einer Revolution in der königlichen Familie. Im Jahr 987 war der letzte Karolinger ersetzt worden durch Hugo Capet, Grafen von Paris und Orleans, den noch keine Familienauszeichnung, keine Tugend, kein Talent, keine Großthat seinen Landsleuten bemerklich gemacht hatte. Die großen Lehensträger Frankreichs zeigten sich ziemlich gleichgültig bei dieser Usurpation; die meisten wollten sie zwar nicht anerkennen, aber andrerseits hatten sie zu wenig Interesse für die Karolinger, um sich ihr zu widersetzen. Sie ließen die Krone vom Vater auf den Sohn übergehen in der neuen Familie der Capetinger, während des ganzen eilften Jahrhunderts, ohne ihnen zu gehorchen, aber ohne sie zu bekämpfen. Nach Hugo, von dem man fast nichts weiß, regierte Robert, ein frommer, schwacher und kleinmüthiger Fürst, mehr als Priester denn als König, von 996—1031; Heinrich I sein Sohn, von 1031—1060, wollte ebenfalls die königliche Würde heben und die Armseligkeit seines Charakters und seiner Macht verbergen dadurch, daß er sich unter den Mantel der Religion versteckte. Philipp I sein Sohn, noch verächtlicher als beide, versaulte, allen Lastern ergeben, auf dem Thron, 1060—1108.

Aber während die französischen Könige es nicht verstanden, sich mit dem erstehenden Ritterthum zu verbinden, setzten die Herzoge und Grafen, welche man die großen Vasallen zu nennen anfing, Europa in Erstaunen durch ihre Heldenthaten und Siege. Im Jahr 1053 erhielt Robert Guiscard vom Papst die Belehnung mit dem Herzogthum Apulien, das er an der Spitze von Normannen, in Italien als Abenteurer und Pilger angekommen, den Griechen abgewonnen; im Jahr 1066 eroberte Wilhelm der Bastard, Herzog der Normandie, England von den Angelsachsen; im Jahr 1062 hatte Wilhelm VI, Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou, zwar weniger Glück in Spanien, wohin er ein Heer gegen die Moslem geführt hatte; aber es war dieß der erste Ausbruch religiösen Eifers, welcher bald alle Lateiner vereinigen sollte zur Eroberung des heiligen Landes. Wirklich führten Gottfried von Bouillon, Hugo von Vermandois, Robert von der Normandie, Robert von Flandern, nebst mehrern andern großen Vasallen mehr als 300,000 Franzosen zur Eroberung von Jerusalem.

Zwölftes Jahrhundert. Das zwölfte Jahrhundert erhielt zum Theil seinen Charakter von den Kreuzzügen, welche ganz durch dasselbe hindurchgehen und einen Glanz von Ritterlichkeit über es verbreiten. Die französische Nation, welche mit so viel Enthusiasmus auf die Kriege im Orient sich warf, hatte dort neue Aufklärungen und Einsichten gewonnen; sie hatte von den Griechen, den Erben der alten Civilisation, und von den Italienern, den Begründern der neuen, Handel, Künste, Wissenschaften und Politik erlernt. Im vorigen Jahrhundert beschränkte sich der Blick auf die Gränzen einer jeden Baronie; im jetzigen erstreckte er sich plötzlich über die ganze Christenheit, die ganze bekannte Welt, der gelehrte Eifer erwachte wieder; zwar lenkte er sich auf die lateinische Sprache und die scholastische Philosophie, aber große Männer wie Abailard und der heilige Bernhard offenbarten doch die Macht des Geistes, und ließen den Ruhm ahnen, der auf einer intellectuellen Laufbahn zu erringen steht. Der alte Unterschied der Volksstämme war vergessen; die Römer und Barbaren, durch langes Unglück vermischt, hatten sich verschmolzen; alle Franzosen gleicherweise dachten nicht mehr an ihre Abkunft, sondern nur an die localen Landesabschnitte, wo sie angesiedelt, an die Lehen, denen sie zugetheilt waren, und die sie als ihr Vaterland betrachteten. Sie hätten vielleicht vergessen, daß sie derselben Nation angehörten, wenn nicht bei den Kreuzzügen die gemeinschaftliche Sprache sie an ihre Brüderschaft erinnert hätte.

Uebrigens übte das Lehenssystem einen mächtigen Einfluß darauf, daß sie sich von neuem aneinander schlossen. Da jeder Baron einsah, daß der Gehorsam seiner Vasallen von diesem System abhing, machte er sich's ebenso zur Pflicht als zur Politik, seinem Oberherrn den gleichen Gehorsam zu zeigen; die Achtung für den Rang, für die Regel stieg von Jahr zu Jahr, und der Thron sah sich durch die allgemeine Meinung mit einer Macht bekleidet, die er durch die Waffen nie hätte gewinnen können. Der König dachte im Anfang des zwölften Jahrhunderts nicht einmal daran, sich eine solche Autorität anzumaßen. Philipp I hatte sich seinen Sohn Louis VI, den Dicken, zugesellt, der ihm folgte und von 1108—1137 regierte. Die Autorität dieses Fürsten erstreckte sich nicht weiter, als über das Herzogthum France; und dazu noch weigerte sich die Hälfte der Barone und Schloßherren dieses kleinen Gebiets sie anzuerkennen. Louis VI, thätig und

tapfer, griff ſie einen nach dem andern an, und obgleich er mehr als Eine Schlappe erhielt, verſchaffte er ſich doch glücklich Gehorſam in etwa fünf von den ſechsundachtzig Departements des heutigen Frankreichs. Louis VII, ſein Nachfolger, dehnte während einer längern Regierung, 1137—1180, die Autorität, welche Louis VI nur über die Vaſallen des Herzogthums behauptet hatte, auf die Kronvaſallen aus. Seine Talente waren indeſſen weit geringer, als die ſeines Vaters; ſeine Politik war oft unklug, aber ein großes Wohlwollen und Frömmigkeit gewannen ihm die Herzen derjenigen ſeiner Unterthanen, die ſeine Schwäche ihm hätte entfremden können. Nach ihm befeſtigte während einer nicht minder langen Regierung, 1180—1223, ſein Sohn Philipp Auguſt vollends die Feudalmonarchie, die er an die Stelle der Feudalconföderation ſetzte. Sein Charakter war weniger liebenswürdig, als der ſeiner Vorgänger, aber er beſaß mehr Gewandtheit und Talent, als irgend einer der Capetinger, und er wußte zuerſt den Franzoſen Enthuſiasmus einzuflößen für den, den ſie ihren großen Monarchen zu nennen ſich angewöhnten.

Aber zur gleichen Zeit, wo ſich die Lehen des nördlichen Frankreichs an den Thron der Capetinger anſchloſſen, ſah man in gleicher Weiſe drei andre Monarchien in Frankreich wachſen, welche die der Franzoſen zu erdrücken drohten: die mächtigſte war die des Königs von England, der mit ſeinem Erbe, der Normandie, die Lehensherrlichkeit über die Bretagne verband. Gottfried Plantagenet, als er Mathilde, Tochter Heinrichs I, heirathete, fügte dazu Anjou, Maine, Touraine; ihr Sohn, Heinrich II, heirathete Eleonore, Erbin von Poitou und Aquitanien. Die Vereinigung aller dieſer großen Lehen unterwarf dem König Heinrich II einen größern Theil von Frankreich, als Louis VII oder Philipp Auguſt gehorchte; der engliſche Monarch ſeinerſeits hatte mehr Charakter und Talente. Zum Glück für die Capetinger machte das ſtürmiſche Weſen der Söhne Heinrichs II, der glänzendſten aber auch der hitzigſten und unbeſonnenſten Ritter des Mittelalters, daß er ſeine Kräfte in Familienkriegen erſchöpfte.

Das alte Auſtraſien gehörte immer noch zum deutſchen Kaiſerreich. Seine Provinzen, Ober- und Niederlothringen, Burgund jenſeits des Jura und Provence, hatten nach einander den Namen von Königreichen erhalten; zwei große Fürſten, Conrad III und Friedrich Barbaroſſa, trugen im zwölften Jahrhundert dieſe Kronen. Aber abwechſelnd von Kriegen in Italien und Deutſchland in Anſpruch genommen, ließen ſie die großen Vaſallen daſelbſt ſich in ihrer Unabhängigkeit befeſtigen, ſo daß man dort um dieſe Zeit erſtehen oder ſich vergrößern ſah die Herzoge von Brabant, von Luxemburg, von Limburg und von Bouillon, die Grafen von Gruyere, Savoyen, Burgund, die Dauphins von Viennois und die Grafen von Provence.

Endlich gründete auch der König von Aragonien im Süden ein ſpaniſches Frankreich; Heirathen hatten mit dieſer Krone die Grafſchaften Provence und Barcellona vereinigt, und Raimund Berengar IV beſaß noch weiter die Grafſchaften Carcaſſonne, Rhodez, Gevaudan, Carlad und Melgueil. Enge Bündniſſe und gemeinſame Intereſſen und Anſichten vereinigten zu gleicher Zeit die Monarchen von Aragonien mit den Grafen von Toulouſe und den Vicomtes von Beziers.

(Fortſetzung ſpäter.)

Cheveley oder der Mann von Ehre.

(Schluß.)

Auch über Sir E. Lytton Bulwer haben wir ein Wort zu ſagen, und wir ſind keineswegs der Anſicht des franzöſiſchen Kritikers, daß dieß Wurfgeſchoß, das ſeine Gattin nach ſeinem geſammten Charakter als Menſch, Politiker und Literat (dieß letztere tritt weniger deutlich hervor) geſchleudert, ihm gar nicht ſchaden, ihm ganz gleichgültig ſeyn werde. Mag man dem Politiker, dem Literaten, und gar dem der beide Eigenſchaften in ſich vereinigt, viele Sünden nachſehen oder gering anrechnen, welche im engen, bürgerlichen Leben ſchwerer Tadel und ſelbſt das Brandmal der Verdammung trifft, ſo hat doch die Anklage aus einem ſolchen Munde, wie die eigne Gattin, wie ſehr man ſie für übertrieben halten mag, etwas für jedes Gefühl Ergreifendes und Unheimliches, und was noch mehr iſt: der Umſtand, daß gegen den triumphgewohnten Autor, den hochgeehrten Baronet, ſeine Frau auftritt, und ihn mit ihrem Haß und Spott verfolgt, ſetzt den Angegriffenen immer in ein ziemlich lächerliches Licht, denn die öffentliche Meinung, die vielfach gegen die Frauen hart iſt, zeigt ſich darin ſtreng gegen die Ehemänner, daß ſie ihnen die Unbotmäßigkeit ihrer Frauen als ein ſchweres Verbrechen anrechnet. Ohne Spott wird es für Bulwer, der ſelbſt ſo Manchen ſchon dem Spott und Gelächter preis gegeben hat, nicht abgegangen ſeyn und nicht abgehen, daß er, Pelham-Maltravers-Bulwer (denn mit jenen beiden Helden von Romanen identificirte man ihn, und zwar wohl nicht, ohne theilweiſe ſeine eigene Intention zu errathen, wiewohl er mehrfach dagegen proteſtirte, und die Identität allerdings nicht ſtreng durchgeführt iſt), der, der allgemeinen Vorausſetzung nach, ſich ſelbſt in jenen Charakteren als einen unwiderſtehlichen Sieger über alle Frauenherzen, und im Maltravers als einen zu vollkommener Weisheit, Tugend und idealiſcher Männlichkeit gereiften Staatsmann und Philoſophen ſchilderte, jetzt von ſeiner Gattin vor den Richterſtuhl der öffentlichen Kritik gezogen und in die Caricatur eines Clifford verwandelt wird! Gewiß hat ſie ihm für ſeine künftige Laufbahn als Autor und Politiker manchen Stock und Stein in den Weg geworfen, über die er Mühe haben dürfte wegzukommen, und jeder ſeiner Schritte wird von Argusaugen bewacht, wird mit Momusmienen bekrittelt werden; eine Anklage vor ganz England kann er nicht gut völlig ignoriren, und gegen eine Frau die Waffen, wenn auch zur Vertheidigung, zücken, wäre unritterlich, wäre nur ſeines Zerrbilds, des Lord Clifford, aber nicht des königlich geſinnten, großmüthigen, über die Welt emporragenden Bulwer-Maltravers würdig. Kurz, das Ganze iſt ein Factum, das dem geiſtreichen Verfaſſer von England und die Engländer Stoff genug zu einem weitern, höchſt intereſſanten Capitel geliefert hätte, wenn es dabei nicht größtentheils auf ſeine Koſten ginge.

Noch haben wir den äſthetiſchen Werth des Romans nicht

beſprochen, deſſen Fabel wir hier nicht erörtern wollen, um die Spannung der Leſer nicht zu paralyſiren, wenn ſie zu dem Buch ſelbſt greifen. Die Erfindung und Compoſition des Ganzen zeichnet ſich eben nicht vor vielen Romanen aus, wie ſie England jährlich in Menge erzeugt, und ſie ſteht hierin weit hinter Bulwer mit ſeiner gewandten und gefälligen, oft ſehr künſtreichen Compoſition zurück. So iſt z. B. die Kataſtrophe, welche den erwünſchten Schluß des Romans herbeiführt, ſehr willkürlich, und Freund Hein tritt als ein Deus ex machina auf. Die Charaktere ſind zum Theil, abgeſehen von ihrer Identität mit wirklichen Perſonen, Caricaturen, — ſo die beiden Brüder und ihre Mutter; Lady Bulwer verſteht es nicht wie ihr Gemahl, das Widrige und Abſcheuliche ſelbſt wahrſcheinlich, das Böſe, durch Beimiſchung poſitiver und beſſerer Elemente, anſchaulich und intereſſant zu machen. Dagegen finden ſich einzelne Abſchnitte von großem Verdienſt, wie z. B. die Erzählung von der Täuſchung und Enttäuſchung, dem Jammer und beſonders von dem Wahnſinn der Mary Lee, des Opfers von Lord Clifford; gar nicht erklärt iſt aber, wie ein durchaus ſo häßlich und widerwärtig geſchilderter Mann, als Lord Clifford, die Neigung eines reinen, guten, verſtändigen Mädchens gewinnen konnte. Nicht ſelten finden ſich einzelne wirklich poetiſche Züge; im Ganzen aber iſt Lady Bulwer weit mehr geiſtreich als poetiſch; ja iſt geiſtreich — und daneben gelehrt und gebildet — faſt im Uebermaaß, ſo daß dieſe Eigenſchaft der Erzählung Eintrag thut. Eine ächt weibliche Untugend ſcheint uns das übermäßige Citiren, die Menge von Anſpielungen auf alle möglichen Facta und Bücher, das Einſtreuen fremder Wörter und Sätze, aus welchem Allem zwar eine reiche und vielſeitige Beleſenheit und Bildung, aber auch eine gewiſſe Unſelbſtſtändigkeit hervorleuchtet.

Wir geben nun noch ein paar Proben von der Darſtellung und Manier der Verfaſſerin. Zuerſt eine Lobrede auf England, als Land:

„Für mich liegt ein unbeſchreiblicher Zauber in dem ruhigen, friedlichen, ſanften, wohlcultivirten, und beſonders dem heimiſchen Ausſehen einer engliſchen ländlichen Scenerie, den nicht der ſchimmernde, belſazarähnliche Glanz des Orients, nicht die balſamduftende, ſybaritiſche Weichlichkeit des Südens, nicht die Wildheit des Weſtens, noch die froſtige aber gewaltige Pracht des Nordens verwiſchen, noch auch dafür einen Erſatz bieten können. England (das Land, nicht das Volk) iſt immer noch das luſtige England. Es iſt eine Jugendlichkeit in England, wie ſie kein anderes Land beſitzt, nicht einmal die neue Welt, denn dort ſcheinen die ungeheuern, greiſen Wälder, die brauſenden, furchtbaren Ströme, gleichſam die Legenden der Natur aus unvordenklicher Zeit zu ſeyn. Man hat ſehr ſchön geſagt: die Welt einer kindlichen Phantaſie ſey die Schöpfung eines viel heiligeren Zaubers, als je durch den Stolz der Gelehrſamkeit oder die Begeiſterung der poetiſchen Laune erzeugt wurde. Unſchuld, die nichts Uebels denkt; Unwiſſenheit, die nichts fürchtet; Hoffnung, auf die noch kein böſer Thau gefallen; Liebe, die keinen Trug argwohnt — das ſind ihre dienſtbaren Engel; ſie ſchwingen einen mächtigen Zauberſtab, der dieſe Erde in ein Paradies verwandelt. O Zeit, harte, ſtrenge Lehrerin! — o Wirklichkeit, rauhe finſtre Wirklichkeit! — o Welt, kalte herzloſe Welt! daß je eure traurige Erfahrung, eure düſtern Wahrheiten, eure durchfröſtelnde Kälte, euer herzverzehrendes Hohnlächeln dieſe zarten Geiſter aus ihrem geweihten Tempel verſcheuchen müſſen — und womit erſetzt ihr ſie? Mit Vorſicht, die das Vertrauen zurückſtößt; mit Zweifel, der die Liebe abweiſt; mit Vernunft, welche die ſchöne Täuſchung vernichtet; mit Furcht, die den Genuß vergällt; mit Einem Wort: mit der Erkenntniß, dieſer verderblichen Frucht, deren Genuß uns im Beginn der Dinge ein Paradies gekoſtet hat. Und beinahe dasſelbe kann man im figürlichen Sinne von der engliſchen Landſchaftlichkeit ſagen; ſie hat nichts von dem Gewaltigen und Majeſtätiſchen der Reife, nichts von dem abgelebten und welken Ausſehen der Erfahrung; nichts von den tiefen und leidenſchaftlichen Farben der Jugend; alle ihre Schönheiten ſind die ſorgfältig behüteten, bewachten, gepflegten, offenen, lächelnden, unſchuldigen, ſtetig fortſchreitenden und knoſpenden Schönheiten der Kindheit; die Unbeſtändigkeit des Klima's ſelbſt iſt eine Art von kindiſcher Abwechslung von Lächeln und Thränen; die Ruhe ihrer grünen, glatten Raſenplätze iſt wie die weiche, ſammtne Wange eines ſchlummernden Kindes; der ſüße, feenhafte Duft ihrer grünen Pfade und ihrer Weißdorngehege iſt wie der reine, balſamiſche Athem der Kindheit. England, mit all deinen Fehlern, und in allen deinen Jahreszeiten, ich liebe dich immer,

„Wenn Lenz aus ſeinem grünen Schooße ſchüttelt
Die gelbe Schlüſſelblum', die weiße Primel."

Gern jage ich dieſen gelben Schlüſſelblumen und dieſen blaſſen Primeln nach, bis ich mir einbilde, die Erde habe ebenſo ihre Sterne wie der Himmel; aber bald überlebt das Jahr ſeine Kindheit, und die unſchuldigen wilden Veilchen ſpielen nicht mehr kindlich im Grünen; denn wenn

„Die Biene umherfliegt, den Blumen den Mai anzuſagen."

Dann kommen jene ſtattlichen Nymphen, die blühenden Syringen und die anmuthigen Akazien — „ſchüttelnd ihr gelbes Haar;" aber auch ſie, wie ach! alle Schönheiten haben nur ihren Tag, und es folgt der reiche, prangende, ſtrotzende Sommer, der mit ſeinen Roſen und Kirſchen alle Knaben und Mädchen krank vor Liebe zu ſich macht; darnach fühlt man ſich nüchterner und geſetzter, und die goldnen Ernten und die matronenmäßige Haushältigkeit des Herbſtes ſind anziehender; aber auch dieſe, wie alles Irdiſche, müſſen vorübergehen, — das Jahr, wie das Menſchenleben „bekommt das dürre, gelbe Laub," und um ein künſtliches Feuer für den weißlichen Winter zu haben, müſſen wir uns zu den Herzen und Herden unſerer Häuslichkeit wenden." — —

Eine andre Stelle theilen wir mit, worin ſich die Verfaſſerin über den geiſtigen Werth der Frauen in England und überhaupt, und über ihre Behandlung ausſpricht:

„Niemand wird behaupten wollen, daß die Frauen in England den geiſtreichen Witz einer Sevigné oder die Philoſophie einer Staël beſitzen, um ihren Gedanken die Tiefe, ihren Worten den Glanz zu leihen, welche die Converſation zu einer Wiſſenſchaft, zur Wiſſenſchaft par excellence erheben, worin unſre gall-

ſchen Nachbarn ſich ſo ſehr auszeichnen. Auch ſind die engliſchen Frauen nicht ſo au fait, oder vielmehr ſo au courant von jeder Station, welche der Fortſchritt der Bildung täglich zurücklegt; aber andre Gründe, und richtigere, können davon angegeben werden, als Unwiſſenheit oder Unfähigkeit. Es iſt eines der unbeſtreitbarſten Axiome der Nationalökonomie, daß, je größer die Nachfrage nach einem Artikel iſt, um ſo mehr, auch die Mittel ſich ſteigern, ihn zu liefern. Wir haben nur dieß Princip auf die menſchliche Intelligenz anzuwenden, und das Räthſel, warum es den engliſchen Frauen an Geſellſchaftstalent fehlt, iſt auf einmal gelöst. Am Baum des Wiſſens, wie er in England gepflanzt wird, lehrt man die Frauen Politik, Wiſſenſchaft, Statiſtik und Mathematik als ebenſo viele verbotene Früchte anſehen; und daher die ewige, nicht ſehr galante Frage des andern Geſchlechts: „Was können Frauen von ſolchen Dingen verſtehen?“ denn die Engländer ſcheinen der Anſicht zu huldigen, die nächſte Annäherung an das Ideal der weiblichen Vollkommenheit ſey allein zu finden in den Frauen, welche die beſtmöglichen Nachahmungen von Automaten ſind, und Unwiſſenheit ſey nicht nur die vollſtändigſte Tugendwächterin, ſondern auch das beſte Sicherheitsventil für das Laſter. Kein aus dem Collegium ausgeſchlüpfter junger Gentleman arbeitet ſich ſo unermüdet ab, um ein Cicero, Lykurgus und Ariſtides in Einer Perſon zu ſcheinen, als eine Engländerin von geſundem Menſchenverſtand thut, um ſo unwiſſend, mithin ſo unſchädlich und harmlos zu erſcheinen, als nur immer der ekelſte Cenſor weiblicher Eigenſchaften wünſchen mag.

Die engliſchen Männer ſind ſo artig, in weiblicher Geſellſchaft vernünftige Geſpräche zu verbannen, als welche über die Faſſungskraft ihrer zeitweiligen Geſellſchafterinnen hinausgingen. Ich habe auch oft bemerkt, daß wenn eine Frau wagt, einigen esprit de corps an den Tag zu legen und zur Vertheidigung der geringgeſchätzten Geiſteskraft ihres Geſchlechts triumphirend die Namen einer Edgeworth, Staël, More, Dacier, Montague, Bailly Martineau, Gore anführt, irgend ein hochmüthiger Pedant vom andern Geſchlecht ſie augenblicklich zum Schweigen zu bringen ſucht durch ein verächtliches Lächeln und ein: „Alles ſehr geiſtvolle Damen, gewiß, aber den Frauen fehlt jene Tiefe, deren Mangel ſie immer hindern muß, irgend etwas Ausgezeichnetes in der Wiſſenſchaft zu leiſten!“ Aus der vergangenen Zeit wird dann Novella von Bologna und einige Andere geltend gemacht, und für die Gegenwart der Name Somerville genannt und mit gerechtem, herzerhebendem Stolz behauptet, daß ſie es den Herren der Schöpfung auf ihrer Bahn nicht nur gleich, ſondern ſelbſt zuvor gethan habe,*) und oh! Triumph der Triumphe! während ſie die Welt ſtaunen macht und ſich zu Dank verpflichtet durch Entdeckungen in der Wiſſenſchaft, welches bisher ſelbſt dem klareren und ſchärferen männlichen Geiſt nicht hatte gelingen wollen, weiß dieſe hochbegabte und außerordentliche Dame unabläſſig und mit nie irrender Sicherheit allen Anforderungen der Pflicht und der ſchönen, freundlichen Sitte zu genügen, welche in den beſchränkteren, aber nicht minder wichtigen Bereich der weiblichen Sphäre fallen, und das eben ſo gut und mild, als wäre ſie die Unwiſſendſte und Ungebildetſte ihres Geſchlechts. Aber bei Nennung dieſes ruhmvollen Namens ändert der ſkeptiſche Stutzer, in den geſchlagenen Renommiſten ſich verwandelnd, geſchickt das Geſpräch; wie Berenice das einzige Weib in Griechenland war, dem die olympiſchen Spiele mit anzuſehen geſtattet wurde, ſo iſt Mrs. Somerville die einzige Frau in Europa, welche gewagt hat (und welcher das Wageſtück geglückt iſt!) in die geheimnißvolle Arena der Wiſſenſchaft einzudringen, welche bisher vom andern Geſchlecht ausſchließlich in Anſpruch genommen wurde; und daher haben ſie beſchloſſen, ſie wie ihre atheniſche Vorgängerin dadurch zu ſtrafen, daß ſie der eigenthümlichen Zudringlichkeit ſo ſelten als möglich erwähnen.

Man kann einwenden, Mrs. Somerville ſey die Ausnahme, welche die Regel beſtätige; hierauf möchte ich aber antworten mit der Frage: wie viele männliche Nichtswiſſer auf einen Bacon, Newton oder Locke kommen? obgleich ſie, als Männer, die gleichen Vortheile der Erziehung und Bildung wie das genannte erlauchte Trio genoſſen. In Frankreich dagegen les femmes se mêlent de tout; und ich glaube feſt, daß das ſaliſche Geſetz nur exiſtirt, weil die Franzoſen lieber von einer Republik von Frauen ſich regieren laſſen, als daß ſie die oberſte Gewalt Einer übertragen. Von Molieres alten Weibern bis zu einer Roland oder Staël ſind ſie Schiedsrichterinnen in der Literatur, in der Politik, in den Künſten; und wenn Frankreich mehr heroiſche Frauen hervorgebracht hat, als England, ſo iſt es nicht, weil jene urſprünglich edlere Naturen haben als die Engländerinnen, ſondern weil der Patriotismus bei ihnen nicht, wie bei uns, ausſchließlich als eine männliche Tugend eingeſchärft, oder als eines der vielen männlichen, ungetheilten Vorrechte ausgeſchrieen und abgeſondert wird.

In Frankreich geſtattet man den Frauen ein ebenſo großes Intereſſe an ihrem Vaterland zu nehmen, wie den Söhnen des Bodens, weil ſie, ſo zu ſagen, ebenſo viel darin zu gewinnen und zu verlieren haben. Nichts kann den Geiſt der beiden Nationen, was die Schätzung und Geltung des weiblichen Geſchlechts betrifft, vollſtändiger bezeichnen, als die zoologiſche Bezeichnung „females,“ unter welcher bei uns die höchſten Frauen des Landes begriffen, während in Frankreich ſogar die Fiſchweiber les dames de la halle ſind.“

Einen für England wenigſtens ſehr pikanten Reiz gibt dem Buche die Berührung der neueſten Politik und der dabei betheiligten Männer, beſonders der Miniſter, deren Schilderungen freilich ſehr perſönlich ſind und an den Scandal ſtreifen. Die Namen ſind leicht erkennbar, denn Lord Melbourne heißt Lord Melford, Durham — Denham, Palmerſton — Lord Pretokol u. ſ. w. Eine Probe hievon geben wir ein andermal.

*) In ihrem Buch: Ueber den Zuſammenhang der Naturwiſſenſchaften.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 103.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 September 1839.

Die literariſchen Löwen in England.

(Fortſetzung.)

In einer Landſtadt iſt es noch ärger. Da kann man eine Coterie von den angeſehenen Leuten des Orts ſetzen, verſammelt um die Gelegenheit, daß ein literariſcher Fremder durchreist, recht gut zu benützen. Obgleich er vollkommen gut Engliſch ſpricht, beſtehen doch die Damen darauf, nach vielem Widerſpruch, ſich in einem Franzöſiſch auszuſprechen, mit dem er nicht zurecht zu kommen weiß — in einem Franzöſiſch, wie es in unſern Koſtſchulen während des Kriegs gelehrt wurde. Die Kinder kichern in der Ecke über das Geplapper, und das Mädchen das den Thee reicht, hat Mühe ihre Mundwinkel in Ruhe zu erhalten. Umſonſt ſpricht der Gaſt mit den Kindern und den anweſenden Alten in beinahe ſo gutem Engliſch als ſie ſelbſt; er wird bis ans Ende gequält von den angeſehenen Leuten, welche hoffen, es werde in der ganzen Stadt herumkommen, daß ſie gar viel franzöſiſche Converſation mit dem berühmten Fremden gepflogen.

So ſchlimm dieß iſt, ſo iſt es doch noch ärger in London — noch ekelhafter, wenn auch nicht möglich iſt: lächerlicher. Hier zogen Damen von Stand Gewinn aus den Leiden der italieniſchen und polniſchen Flüchtlinge, und das mit der größten Begierde in den Tagen des tiefſten Unglücks der Verbannten, wo der Reiz der Neuheit am ſtärkſten war. Dieſe Flüchtlinge wurden angeblich aus Gaſtlichkeit, in Wahrheit aber als Anziehungsmittel und Lockvögel in den faſhionabeln Salons verſammelt; hier wurden ſie, daß ſie faſt die Faſſung verloren, angeſtiert, unter den ſentimentalen Seufzern der Gaffenden, und wenn Einer von ihnen, ein intereſſanter Graf oder ein melancholiſch ausſehender Furſt, gar der Verfaſſer eines „bezaubernden Gedichts“ oder einer „göttlichen Tragödie“ war, ſo wurde er aus der Schaar hervorgerufen, um Schmeicheleien von den Damen zu hören und für neue Dienſte in Beſchlag genommen zu werden. Es war nicht ungewöhnlich in den Zeiten, wo die italieniſchen Flüchtlinge noch etwas Neues waren, daß, während ſie noch keine Beſchäftigung und Unterkommen hatten, um zu leben, Damen einen oder ein paar dieſer Löwen erſten Rangs für den nächſten Abend zu ſich ins Theater oder in die Oper einluden, und das Zahlen vergaßen. Bis dieſe Herren durch Erfahrung die Freundſchaft der Damen würdigen gelernt hatten, denen ſie ſo intereſſant waren, gaben ſie oft für Plätze in ſolchen Häuſern das Geld aus, das ihnen hätte für die Woche Brod verſchaffen ſollen. Wir ſind Zeuge geweſen von dem Schmerz und der Entrüſtung, womit einige derſelben ihre Entdeckung ausſprachen, daß ihre Leiden und ihre Talente gemiethet worden ſeyen mit Champagner, Kaffee und ſchönen Worten, um eine Geſellſchaft blaſirter vornehmer Leute zu unterhalten.

Dieſe Herren indeß ſind nicht ſchlimmer behandelt worden als viele Einheimiſche auch. Ein neuer Dichter, wenn er harmlos eine vielverſprechende Einladung annimmt, darf darauf zählen, ſpäter zu entdecken, daß ſein Name auf den Einladungskarten für die übrige Geſellſchaft geſtanden oder daß man ihn mündlich hat herumſagen laſſen, um dafür zu ſorgen, daß die Zimmer voll werden. Wenn eine Frau, welche eine gut aufgenommene Novelle oder Tragödie geſchrieben, die Soirée einer „löwenhaltenden“ Dame beſucht, hört ſie ihren Namen auf den Treppen ſo ankündigen, daß ſie nicht im Zweifel ſeyn kann, die Diener müßen beſondere Anweiſungen erhalten haben; an der Thüre bemächtigt ſich ihrer die Dame des Hauſes und führt ſie herum zu Lord, Lady, Philoſophen, Klätſchern und Dandys, und jedes wird verſichert, ſie könne keinem mehr als zehn Secunden widmen. Sie ſieht einen Löwen in der Mitte der beiden erſten Zimmer, die ſie durchſchreitet — einen Schiffer vom Nordpol im einen, einen braunen ägyptiſchen Bey oder einen Hindu-Rajah im andern; und es geht ihr plötzlich ein Licht auf, daß ſie den Mittelpunkt und Magnet in einem dritten Zimmer abgeben ſoll. Wenn ſie ſo eitel iſt, an dieſer Poſition ein Gefallen zu finden, ſo bleibt der Wirthin der Tadel, eine jämmerliche und verderbliche Schwäche zu fördern, und ſie iſt verantwortlich für einen Theil des Mangels an Talent und Kraft, welcher in der nächſten Novelle oder Tragödie ihres Opfers ſichtbar ſeyn wird. Iſt der Gaſt beſcheiden und ſchüch-

tern, ſo bleibt ihr nichts übrig, als ſich hinter eine Thüre zu machen, oder ſich in einer Ecke mit ihren Bekannten zu umgeben. Iſt ſie kräftig genug, ſich zu faſſen und ihre Würde zu behaupten, ſo kehrt ſie augenblicklich wieder zu ihrem Wagen zurück und hütet ſich wohl, das Haus noch einmal zu betreten. Einige wenige Fälle von dem was man in London während jeder Saiſon erlebt, geben, wenn man ſie zuſammenſtellt, ein leidiges Bild von den Sitten und dem Benehmen von Perſonen, welche Geſellſchaften geben, um ihrer eigenen Eitelkeit zu ſchmeicheln, ſtatt ſich der Geſellſchaft und des Vergnügens ihrer Freunde zu erfreuen. In einem vollgeſtopften Zimmer ſind drei Löwen — ein neuer Compoſiteur, ein ausgezeichneter Geiſtlicher, der Bücher heraus gibt, und eine poetiſche Dame. Die drei ſtehen in drei Ecken des Zimmers, ins Auge gefaßt von einer gaffenden Menge. Müde ihrer Poſition, treten ſie zufällig alle drei zugleich an den Tiſch in der Mitte. Sie finden ihn bedeckt mit der Muſik des Compoſiteurs, mit den Predigten des Geiſtlichen und dem letzten neuen Gedicht der Dame; ſie lachen einander ins Geſicht und kehren in ihre Ecken zurück. Ein Gentleman, der die Spitze des Montblanc beſtiegen oder der nach dem Nordpol geſchifft, wird einer Dame vorgeſtellt, welche vor Begierde ſtirbt, ſagen zu können, daß ſie ihn kenne, und die im kritiſchen Augenblick merkt, daß ſie ihm nichts zu ſagen weiß. Inmitten von einem dreifachen Ring von Zuhörern fragt ſie ihn, ob er nicht ſelbſt erſtaunt ſey über die Erhaltung ſeines Lebens? ob dieß nicht beweiſe, daß die Vorſehung überall, ganz beſonders aber an einſamen, wüſten Gegenden ſey? Wenn ein Seufzer oder eine Sylbe der Gegenvorſtellung und Beſchwerde einem Seufzer entſchlüpft, ſo hat man immer Eine Phraſe in Bereitſchaft — eine Phraſe, die, wenn ſie je etwas Wahres enthielt, oder tröſten konnte, doch längſt verbraucht und ein bloßes Wort geworden iſt: das iſt ein Tribut, den Sie für Ihre ausgezeichnete Stellung erlegen müſſen!"

Autoren würden aber doch gern wiſſen, warum ſie denn Schmeicheleien anhören ſollen als etwas ihnen Willkommenes, und das Thema von ſchönen Reden abgeben, welche einen ekelhaften Grad von Eitelkeit in dem, der ſie anhört, vorausſetzen. Sie würden gern erfahren, warum es denn abſolut nothwendig ſeyn ſoll, daß ſie des Stolzes und der Undankbarkeit angeklagt werden, wenn ſie Ehrenbezeugungen von ſo unächter und zweideutiger Art ablehnen, und einer thörichten Eitelkeit, wenn ſie ſie nicht zurückweiſen. Sie möchten gern wiſſen, warum es im großmüthigen und chriſtlichen England durchaus nothwendig ſeyn ſoll, daß irgend eine Claſſe es ſichs gefallen laſſe, ihre Lieblingsſünde, ihre eigenthümliche Schwachheit genährt und erſchwert zu ſehen im Intereſſe von Leuten, deren Abſicht nur iſt, glänzende Geſellſchaften und berühmte Bekanntſchaften zu haben.

(Fortſetzung folgt.)

Die ſieben Saiten der Leyer.

(Fortſetzung.)

Wir geben jetzt einige Proben. Zuerſt Einiges aus der zweiten Scene des erſten Actes.

Albertus, allein.

O erhabene Philoſophie! So verläßt man deine Altäre? Mit welcher Leichtigkeit gibt man dich auf für die erſte beſte Leidenſchaft, die ſich der Sinne bemächtigt. Deine Herrſchaft iſt alſo null und dein Einfluß ſo gering? — Ach, wie ſchwach ſind alſo die Bande, mit denen du uns feſſelſt, da nach Jahre langer Aufopferung, nachdem wir ein halbes Leben mit heroiſcher Ausdauer dir geweiht haben, wir mit ſolcher Bitterkeit die Schrecken der Einſamkeit und die Schmerzen des peinlichen Strebens empfinden!... Höchſter Geiſt, Quelle allen Lichts und aller Vollkommenheit; du, den ich näher als die andern Menſchen kennen, empfinden, ſehen wollte, du weißt, ich habe dir Alles geopfert und mehr als alles Andere, mich ſelbſt, indem ich mich rein erhielt, um dir näher zu ſeyn! Da du allein die Größe meiner Opfer und die Tiefe meiner Leiden kennſt, wie kommt es, daß du mir nicht wirkſamer beiſtehſt in den Stunden meines Unglücks? Warum muß ich mich in mich ſelbſt in langſamem Todeskampf verzehren, wie eine Lampe, die ein helleres Licht wirft im Augenblick, wo ſie verlöſchen will? Warum bin ich nicht der Weiſe, der Stoiker, deſſen heitere Ruhe jeder bewundert und beneidet, ſondern, von Zweifeln verzehrt, der Elendeſte der Menſchen? (Er nähert ſich dem Balcon.) Ewiger Urgrund der Dinge, Seele des Alls, o großer Geiſt, o Gott! der du in dieſem erhabenen Firmamente widerſtrahlſt und in dem unendlichen Kreiſe jener Sonnen und Sternenwelten lebſt, du weißt, es iſt nicht Liebe nach eitlem Ruhm, noch Stolz auf nutzloſes Wiſſen, was mich auf dieſen Weg der Erkenntniß irdiſcher Dinge geführt hat. Du weißt, wenn ich mich durch die Tugend über die andern Menſchen erheben wollte, war es nicht, um mich höher zu ſchätzen als ſie, ſondern um mich dir mehr zu nähern, Quelle allen Lichtes und aller Vollkommenheit. Ich habe die Genüſſe des Geiſtes den Freuden der Materie vorgezogen, und du weißt, mein Herz war aufrichtig und rein! Warum ergreift mich jetzt tödtliche Schwäche? Iſt denn der Weg der Weisheit ſo rauh, daß, je weiter man vorſchreitet, man deſto mehr Gefahren und Hinderniſſe findet? — — — Man ſagt den Philoſophen, ſie ſeyen ſtolz!... Wenn es wahr wäre! wenn ich Entbehrungen, welche die Gottheit verwirft und als Zeichen unſerer Schwäche und Blindheit bemitleidet, als ihr angenehme Opfer angeſehen hätte! wenn ich ohne Frucht, ohne Verdienſt gelebt hätte! wenn ich vergeblich gelitten hätte! — — — Nein es iſt unmöglich; Gott wäre nicht gut, Gott wäre nicht gerecht, wenn er meine ſo ſchwere Arbeit nicht vergelten wollte! Habe ich mich getäuſcht, habe ich meine Kräfte falſch angewendet, ſo liegt der Fehler in der Unvollkommenheit meiner Natur, in der Schwäche meines Verſtandes, und meine edlen Abſichten müſſen mich entſündigen!... Entſündigen? Wie, nichts mehr? Dieſelbe Vergebung, die der Richter in ſeiner Langmuth auch den Egoiſten, den Wollüſtigen angedeihen läßt!...

Mich entsündigen! Bin ich denn ein Mystiker, ein Frömmler, um zu glauben, daß die Gottheit nur die Unwissenden und Geistesarmen in ihren Schooß aufnimmt? Bin ich ein Mönch, um meinen Glauben auf einen blinden Herrn, den Freund der Trägheit und der thierischen Entwürdigung zu setzen? — Nein, die Gottheit, der ich diene, ist die des Pythagoras und des Plato, wie die Jesu Christi! Es genügt nicht, demüthig und erbarmend zu seyn, um sich ihr angenehm zu machen; man muß groß seyn, man muß die hohen Fähigkeiten des Verstandes wie die sanften Regungen des Herzens pflegen, um mit dieser unendlichen Macht in Verbindung zu kommen, welche vollkommen ist, die erhalt durch Güte, aber durch Gerechtigkeit regiert...."

Um die Ansichten der Verfasserin über Philosophie, wie sie sie in Meister Albertus dargestellt hat, im Gegensatz zur Poesie, die in seinem Schüler Hanz einen Repräsentanten finden, noch genauer zu bezeichnen, lassen wir noch ein Bruchstück der vierten Scene des ersten Acts folgen. Um den Zusammenhang zu fassen, müssen wir sagen, daß bei einer frühern Berührung der mystischen Leyer Helene in eine poetische Verzückung gefallen ist, die man für Wahnsinn erklärt, und die Meister Albertus dadurch geheilt hat, daß er sie Logik gelehrt, und jede Nahrung für ihr poetisches Gefühl genommen hat. Hanz zweifelt an diesem sogenannten Wahnsinn.

Hanz.

Die Aufregung eines poetischen Gemüths ist vielleicht der Ruhe eines kalten Verstandes weit vorzuziehen. Glaubt Ihr nicht, daß Helene glücklicher war, als ihre vom Fieber belebten Augen die Wunder einer unsichtbaren Welt zu sehen schienen? O ja! damals war sie schöner mit ihrem begeisterten Blicke und dem seltsamen Lächeln auf ihrem halbgeschlossenen Munde, schöner als heute mit ihrem verschleierten Blicke und züchtiger Melancholie! Sie ist auch trüber geworden, oder wenigstens ernster, je langsamer sie ihr Herz schlagen fühlte. Die Materie kann wohl sich zwingen ins materielle Leben zurückzukehren, doch der Geist will nicht von seinem Throne wieder herabsteigen, den er sich in den Wolken erbaut hat, um hier unten in diesen finstern, peinlichen Krämpfen zu verlöschen. Meister, was denkt Ihr? Glaubt Ihr, daß Helene bei wiedergewonnener Gesundheit nicht fühlt, daß ihre Seele kälter wird und in ein schmerzliches Sehnen verfällt? Glaubt Ihr, sie vermisse nicht ihre Entzückungen, ihre Träume und ihre Tänze mit Titanie bei Aufgang des Mondes und ihre Gesänge mit dem Elfenkönig beim Untergang der Sterne? Wer von uns gäbe nicht gern die Hälfte seiner prosaischen dausbackigen Gesundheit für die goldenen Träume der Poesie hin?

Albertus.

Hanz, du sprichst nicht nach meinem Gefühl. Bist du ein Dichter oder ein Zögling der Weisheit? Bist du ein Dichter, so mache Verse und verlasse meine Schule. Bist du mein Schüler, so führe den Geist deiner Brüder nicht durch romantische Paradoxen irre. Alle diese Begeisterungen des Fiebers, alle diese Metaphern der Verzückung begründen einen rein physischen Krankheitszustand, während welchem das Gehirn des Menschen nichts Wahres, nichts Nützliches und folglich nichts Schönes hervorbringen kann. Ich verstehe und achte die Poesie, doch ich gestehe ihr die Stelle zu einer deutlichen, glänzenden Form, bestimmt, die strengen Wahrheiten der Wissenschaft, der Moral, des Glaubens, mit Einem Worte der Philosophie zu allgemeinerm Verständniß zu bringen. Jeder Künstler, der sich nicht einen edlen, einen socialen Zweck vorsetzt, verfehlt sein Werk. Was nützt es, daß er sein Leben in Betrachtung eines Schmetterlingsflügels oder eines Rosenblattes hinbringt? Die geringste den Menschen nützliche Entdeckung, der geringste Versuch, Menschenglück zu verbreiten, ist mir lieber. Die Exaltirten sind, nach dir, begeisterte Sibyllen, bereit uns himmlische Mysterien zu enthüllen. Es ist möglich, daß sie unter der Herrschaft einer seltsamen Aufregung ein sehr erweitertes Gefühl für die äußere Schönheit der Dinge haben, aber sie finden keine verständliche Sprache, um uns ihren Enthusiasmus mitzutheilen; dieses Zusammenfassen des Geistes in einen Gedanken der Vereinzelung kann für sie nur ein gefährlicher Zustand seyn und nutzlos für die Andern.

Hanz.

Nun, Meister, es ist Zeit, daß ich Euch offen sage, ich bin Dichter! Und doch mache ich keine Verse, und doch, wenn Ihr mich nicht fortjagt, mag ich Euch nicht verlassen, denn ich bin auch Philosoph; und das Studium der Weisheit erhöht nur meine Neigung zur Poesie. Warum bin ich so? und warum seyd Ihr anders? und warum ist Helene wieder anders? Ich kann die Ideen der Ordnung und der Logik mit dem Enthusiasmus für die Künste und der Liebe zu Träumereien vereinigen. Ihr dagegen, belegt Künste und Träumerei mit dem Bann, denn die eine kann in keine mühsame Meditation verwandelt werden, und die andern begeistern sich oft mit Erfolg in ordnungslosen Gedanken und dem Uebermaaß der Leidenschaft. Helene in ihrem Wahnsinn gehört wieder einer andern Macht an. Sie ist in eine so erhabene, so geheimnißvolle Poesie versunken, daß sie im Verkehr mit Gott selbst zu stehen und nicht nöthig zu haben scheint, von den Aussprüchen der menschlichen Vernunft die Bestätigung zu erlangen.

Albertus.

Und was schließt du daraus, mein Kind?

Hanz.

Meister, erlaubt zuvor dem Schüler seine Lection Euch herzusagen. Gott hat uns in dieses Leben wie in einen Schmelztiegel geworfen, wo wir nach einem frühern Daseyn, dessen Erinnerung wir nicht haben, verurtheilt sind, durch Leiden, Kämpfe, Arbeit, Zweifel, Leidenschaften, Krankheit und Tod geläutert und gereinigt zu werden. — Wir bestehen diese Leiden zu unserm Vortheil, zu unserer Reinigung, zu unserer Vervollkommnung, wenn ich so sagen darf. Von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Geschlecht zu Geschlecht schreiten wir langsam doch sicher vor, und die Beweise dieses Fortschritts sind, ungeachtet die Skeptiker läugnen wollen, in die Augen fallend. Wenn alle Unvollkommenheiten unsers Wesens und alles Mißgeschick unserer Lage uns zu erschrecken und zu entmuthigen streben, so sind alle höhern Fähigkeiten, die uns gewährt wor-

den ſind, Gott zu begreifen und Vollkommenheit zu wünſchen, dahin gerichtet, uns von Verzweiflung, vom Elend und ſelbſt vom Tod zu retten; denn ein göttlicher, immer deutlicher und mächtiger werdender Inſtinct läßt uns erkennen, daß im All nichts ſtirbt, und daß wir aus einem Kreiſe verſchwinden, der uns zum Aufenthalt angewieſen war, um in einem Kreiſe wieder zu erſcheinen, der unſerer ewigen Entwicklung günſtiger iſt.

Albertus.

Das iſt mein Glaube.

Hanz.

Und auch der meine, Meiſter, Dank Euch; denn der giftige Hauch des Jahrhunderts, die Spöttereien einer falſchen Philoſophie, die Gewalt der Leidenſchaften hatten mich erſchüttert, und ich fühlte den göttlichen Inſtinct ſchwächer werden und ſich in mir bewegen wie eine Flamme, die der Wind erfaßt. Durch kräftige Beweiſe, durch eine Logik voll Klarheit, durch einen wahren Begriff der allgemeinen Geſchichte des Seyns, durch ein tiefes Gefühl der Wahrheit in der Geſchichte der Menſchen, durch eine glühende Ueberzeugung, gegründet auf die Arbeit Eures ganzen achtbaren Lebens, habt Ihr meinen Geiſt zur Wahrheit zurückgeführt. Durch eine fleckenloſe Tugend, gränzenloſe Güte, durch eine rührende Sympathie mit allen Weſen, die Euch in der Vergangenheit oder Zukunft gleichen, durch eine großmüthige Geduld für alle, die Euch verläugnen und verfolgen, habt Ihr Euch meines Herzens bemächtigt und in mir Vernunft und Gefühl in Uebereinſtimmung gebracht. Was wollt Ihr mehr von mir, Meiſter? habt Ihr einen Schüler, der Euch mehr ergeben iſt in Achtung und Liebe, ſo zieht ihn mir vor. Denn der, welcher Euch am beſten verſteht, iſt der, der Euch am meiſten gleicht und der Beſte unter uns. Vielleicht iſt es Wilhelm, vielleicht iſt's Karl. Segnet ſie, doch verwünſcht mich nicht, denn ich liebe Euch mit aller Kraft meines Seyns.

Albertus.

Mein Kind, mein Kind, zweifle nicht an meiner Zärtlichkeit für dich. Zweifle eher an meiner Vernunft und Wiſſenſchaft. Doch ſprich... du haſt deine Ideen...

Hanz.

Hier ſind ſie. Die Menſchheit iſt ein großes Inſtrument, deſſen Saiten unter dem Hauch der Vorſehung erklingen, und die, trotz der Verſchiedenheit der Töne, die erhabene Harmonie erzeugen. Viele Saiten ſind zerriſſen, viele ſind verſtimmt; aber das Geſetz der Harmonie iſt ſo, daß die ewige Hymne der Civiliſation ſich unaufhörlich von allen Seiten erhebt, und Alles die Einſtimmung wieder herzuſtellen ſtrebt, die durch das Gewitter geſtört iſt, das vorübergeht...

Albertus.

Könnteſt du nicht anders als durch Metaphern ſprechen? Ich bin an dieſe Sprache nicht gewöhnt.

Hanz.

Ich will verſuchen, die Eurige zu brauchen. Wir arbeiten Alle am Werke des Fortſchritts, Jeder nach ſeinen Kräften. Jeder von uns gehorcht alſo einer beſondern Organiſation. Doch wirken wir ſo auf einander ein, daß man nicht annehmen kann, daß ein Individuum außer aller Beziehung mit den Ideen ſeiner Standes und Altersgenoſſen ſey, ohne ihn nicht in einen leeren Raum zu verſetzen. Wir ſind alſo Alle Söhne aller Menſchen, die vor uns geweſen, und Brüder aller Menſchen, die mit uns leben. Wir ſind Alle Ein Fleiſch, und Ein Geiſt. Doch Gott, der das allgemeine Geſetz der Mannichfaltigkeit in der Einheit gemacht hat, wollte, daß, wie es nicht zwei gleiche Blätter gäbe, auch nicht zwei gleiche Menſchen geben ſollte, und theilte das menſchliche Geſchlecht in verſchiedene Familien, welche wir Grundformen nennen, deren einzelne Individuen ſich in unendliche Nuancen trennen. Eine dieſer Familien heißen die Gelehrten, eine andere die Krieger, eine andere die Myſtiker, eine andere die Philoſophen, eine andere die Induſtriellen, eine andere die Adminiſtratoren ꝛc. Alle ſind nothwendig und müſſen gleichmäßig zum Fortſchritt des Menſchen in Wohlſeyn, in Weisheit, Tugend, Harmonie beitragen. Doch gibt es noch eine, welche die Größe und das Verdienſt aller Andern vereinigt, denn ſie zieht aus ihnen ihre Begeiſterung, ſie nährt ſich von ihnen, aſſimilirt ſie und bildet ſie ſo, um ſie in gewiſſer Hinſicht größer, ſchöner, göttlicher zu machen; kurz ſie veröffentlicht und verbreitet ſie über die ganze Welt, weil ſie die allgemeine Sprache ſpricht... Das iſt die Familie der Künſtler und Dichter. Man lebt von ihren Werken und Schöpfungen, man athmet ſie mit allen Sinnen ein, und der kälteſte Geiſt, das ſtrengſte Gemüth bedürfen der Schöpfungen und Täuſchungen der Kunſt, um zu fühlen, daß das Leben etwas Anderes iſt, als eine algebraiſche Gleichung. Deſſen ungeachtet behandelt man die Künſtler als üppige Auswüchſe einer verfeinerten Civiliſation. Die Vernunft hat ſie verdammt, und wenn ſie noch die Erlaubniß zu athmen haben, ſo geſchieht es, weil ſie den Weiſen nothwendig ſind, ihnen die Langeweile und das mühſame Studium der Weisheit erträglich zu machen.

Albertus.

Hanz, du wirſt bitter. Ich ſehe nicht, daß die Weiſen irgend einer Nation die Künſtler und Dichter als Parias behandeln; ich ſehe nicht, daß Elend oder Dunkelheit ihre geſellſchaftliche Stellung ſey. Eine Tänzerin führt in unſerer Zeit das Leben der Cleopatra, und der Philoſoph ißt das bittere Brod des Elends oder muß ſeinen Glauben verläugnen ꝛc."

Hanz erwiedert hierauf, daß die Mittelmäßigkeit und Marktſchreierei proſperire, das wahre Verdienſt aber überall verkannt und zurückgeſetzt werde; nennt ſpäter die Poeſie die Mutter und Tochter der Philoſophie, indem ſie zuerſt den Gedanken Gottes empfangen habe, und unterſcheidet ſie beſtimmter endlich ſo: „die Metaphyſik iſt die Idee Gottes, die Poeſie das Gefühl Gottes. Endlich ſagt er, zum Verſtehen der Poeſie ſey Anerkennung und Werthhaltung von den Philoſophen unumgänglich nothwendig.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 September 1839.

Kleinruſſiſche Volkslieder.

Mitgetheilt von A. M..... F.

1.

Schauerlich rauſcht's im Eichenwalde,
Dichter Nebel deckt die Fluren;
Und es treibt den Sohn die Mutter
Aus dem Hauſe; „Pack' dich fort, Sohn!
Möchten dich die Türken fangen!"
— Mutter! ſchöne Pferde werd' ich
Bei den Türken mir erbeuten!

Schau'rlich rauſcht's im Eichenwalde,
Dichter Nebel deckt die Fluren;
Und es treibt den Sohn die Mutter
Aus dem Hauſe: „Pack dich fort, Sohn!
Den Tataren werd' zur Beute!"
— Mutter! Gold und Silber werd' ich
Mir bei den Tataren holen! —

Und das Pferd, das munt're, führend,
Kommt die älteſte der Schweſtern,
Zaum und Sattel trägt die zweite,
Aber ängſtlich fragt die jüngſte
„Bruder, ſag', wann kehrſt du wieder?"

— Eine Handvoll Sand nimm, Schweſter!
Streu ſie aus auf nackten Steinen,
Und beim frühen Morgenſchimmer
Netze ſie mit reinen Thränen,
Und wenn Blumen draus erblühen,
Wird dein Bruder wiederkehren! —

Schau'rlich rauſcht's im Eichenwalde,
Dichter Nebel deckt die Fluren;
Und es ruft dem Sohn die Mutter
Aus der Fremde: „Kehr' zurück, Sohn!
Will ein Bad die kühl bereiten!"
— Mutter! mir zum Bad dient Regen,
Strupp'ger Dornbuſch kämmt das Haar mir,
Und mich trocknet Sturmeswehen! —

2.

Wenn aufs blaue Meer ſich der Nebel legt,
Und der Kummer ſich auf die Seele wälzt:
Nimmer trennt vom Meer dann der Nebel ſich,
Es verläßt die Bruſt nie der ſchwere Gram.
Iſt's ein Stern, der dort in der Steppe glänzt?
Nein! ein Feuer iſt's, das dort leiſe glimmt,
Und ein Teppich liegt dran, von Seidenſtoff,
Drauf ein wackerer Jüngling ausgeſtreckt.
Mit dem Tuche ſtillt er das junge Blut,
Das in heißem Strom aus der Wunde quillt.
Und zur Seite ihm ſteht ſein treues Roß,
Stampft die feuchte Erd' mit dem kräft'gen Huf
Und es iſt, als ſprächs zu dem Jünglinge:
Auf! erhebe dich, wack'rer Jüngling du,
Auf! und ſattle ſchnell dir dein treues Roß,
Dienen will ich dir treu und liebevoll,
Tragen will ich dich in dein Heimathland,
Zu den Eltern hin, den Verwandten all'
Zu den Kindelein und dem treuen Weib,
Deinem zärtlichen, heißgeliebten Weib!
Und es ſeufzete tief der Jüngling auf,
Seine kräft'ge Bruſt hob ſich hoch empor,
Doch die weißen Arm' ſanken ſchlaff zurück.
Und es klaffet weit ſeine Todeswund',
D'raus ein Purpurquell heißen Blutes ſpringt,
Und dem treuen Roß er die Antwort gab:
O, mein Roß, mein Roß, du mein treues Roß!
Aller Freud' und Noth wack'rer Mitgenoß:
Kehr' allein zurück zu der Heimath Ort,
Grüße freundlich mir meine Eltern dort,
Die Verwandten all' und die Kindelein,
Sprich auch ſanften Troſt meiner Wittwe ein,

Sag': ein ander Weib ich genommen hab', *)
Die das weite Feld mir zur Mitgift gab,
Daß ein scharfes Schwert Hochzeit uns gemacht,
Und ein glühender Pfeil uns zur Ruh' gebracht!"

Die literarischen Löwen in England.

(Fortsetzung.)

Diese Sache ist indeß nicht werth, daß man sich darüber ereifert, eben weil es eine Nichtswürdigkeit ist. Es ist noch ein Grund, warum Entrüstung lächerlich wäre; der nämlich: daß keine Individuen oder Classen verantwortlich sind für das System. Es ist das Erzeugniß der Zeit, und die es können, mögen lachen, und die da leiden müssen, thäten besser, sich in Geduld darein zu ergeben; nichtsdestoweniger aber ist das System ein Unheil, und sollte daher von denen, welche es in ihrer Macht haben, in seiner Blöße dargestellt und bekämpft werden. Wären seine Wirkungen nur die, daß der Ruin von jungen Dichtern dadurch gesichert und beschleunigt würde, die sich gern in Complimenten und im Lampenschimmer der Salons wärmen, um die Aehnlichkeit von Wesen, die nie Männer waren, mit verhätschelten Thierchen zu vollenden: so verlöre die Welt wenig, und diese Art von Stutzerei und Zierafferei möchte, wie jede andre, auch ihren Tag haben. Aber das ist weit nicht Alles. Es ist auch eine leidige Verschwendung der Zeit von Wesen einer höhern Gattung als der reimenden Dandys — eine Verschwendung der kostbaren Zeit von solchen, die nur zu wenige Jahre zum Leben und Denken haben. Es ist ein Eingriff in die Unabhängigkeit ihrer Lebensweise. Wenn ihre Bescheidenheit nicht schmerzlich verwundet wird, so wird doch ihre Vorstellung vom Leben eines Literaten verschlechtert. Eins oder das Andre muß der Fall seyn, und wir beobachten meist beides bei den literarischen Lieblingen der Salons.

Manche mögen einwenden, das Uebel sey gewöhnlich so vorübergehend, daß es einem, der wirklich Verstand und Geist habe, nicht viel schaden könne, und daher ohne Nachtheil für die Welt sey. Aber das Unheil ist mit den Lobeserhebungen und mit der Oeffentlichkeit noch nicht vorüber. Die darauf folgende Veränderung kann heilsam wirken. Carlyle sagt: „Wahrlich, wenn der Tod nicht dazwischen käme, oder wenn das Leben und das Publicum nicht so eigensinnig wäre, und nicht ein Vergessen ohne vernünftigen Grund plötzlich auf den unverdienten Ruhm folgte, und ihn wohlthätig, obwohl höchst schmerzlich, dämpfte, sieht man nicht ein, wo mancher arme glorioſe Mann, und noch mehr manche arme glorioſe Frau anders ihr Leben beschließen sollte, als in Bedlam." Ein solcher eintretender Wechsel mag das Beste seyn was sich hoffen läßt; aber er läßt dann nicht Alles im vorherigen Zustand, ehe die Schmeichelei anfing. Das sichere Gefühl der Gleichheit ist weg; die Gewohnheit des Fleißes ist geschwächt; die Delicatesse der Bescheidenheit ist verschwunden, und ein großes Wunder ist es, wenn nicht die Gemüthsruhe Noth gelitten hat. Auf das Gefühl der Erhebung folgt ein Gefühl der Gedrücktheit; diejenigen, welche die Idole der Gesellschaft gewesen, fühlen sich, wenn entsetzt, wie ihre Sklaven; und die natürliche Folge davon ist Verachtung und Grämen. Was haben denn ein paar Saisons voll Festigkeiten und Selbstgefälligkeit, was einem Mann von Geist und Gemüth der Verlust des Glaubens und der Hoffnung ersetzen könnte, womit er das Leben begann, und ihm vergüten die Entstellung und Zerstörung seiner Ansichten vom Menschen und vom geselligen Daseyn?

Das größte Uebel endlich, das aus dem System des Lionismus entspringt, ist, daß es das Zurücktreten der literarischen Personen in die große Masse der Menschen abschneidet. Sie werden als eine eigene Classe ausgezeichnet, und können sich nicht mehr von ihren Mühen und ihrer Publicität im gewöhnlichen Leben erholen. Dieß ist ein Leiden, dem auch Autoren unterworfen sind, welche sonst durch die herrschende Praxis gar nicht beeinträchtigt werden. Es gibt Männer, die fortwährend die Gesellschaft cultiviren, wegen der Vortheile die sie gewährt, die des Verkehrs sich erfreuen, Huldigungen verschmähen, über die Eitelkeit derer, die nothwendig eitel seyn müssen, lächeln, und die Selbstsucht derer übersehen, die keines höhern Ehrgeizes fähig sind, als wegen ihrer glänzenden Gesellschaften gerühmt zu werden — es gibt Männer, die so erhaben darüber sind, Löwen zu seyn, und die sich doch durch das Löwenwesen benachtheiligt finden. Je mehr sie selbst ihren Beruf ehren, je bescheidner sie selbst den Einfluß ihrer Bestrebungen auf die menschlichen Angelegenheiten anschlagen, deſto klarer erkennen sie das Unheilvolle ihrer Scheidung von Andern, die doch auch leben und denken, dadurch daß sie eine isolirte Classe bilden. Denn der Autor hat es gerade mit den zwei Dingen zu thun, welche dem ganzen Menschengeschlecht gemein sind: mit dem Leben und dem Denken. Die allererste Nothwendigkeit seines Berufs ist: zu leben wie Andre leben, um zu sehen und zu fühlen, wie Andre sehen und fühlen, in menschlichen Gedanken und Empfindungen zu sympathisiren. Je mehr seine Sympathie geschwächt wird, um so mehr werden seine Ansichten einseitig, sein Verständniß von Menschen und Büchern unvollkommen, und somit seine Macht über die Gemüther kleiner werden.

In den Alltäglichkeiten und Aermlichkeiten des Lebens, selbst in der Pedanterie der literarischen Coterien, den Frivolitäten der Salons, und der Sentimentalitäten der Löwen-Anbetung gibt es für den selbstständigen Geist allerdings eine Zuflucht und einen Halt in den heitern und schönen Gesetzen der Menschheit überhaupt. Aber auch nur für den selbstständigen Geist — für solche, die im lebhaften Bewußtseyn und Interesse ihres geistigen Berufs aus ganz andern Beweggründen, als aus Sucht nach Beifall, ihr Tagewerk treiben. Nur ein Mann, der des Lobs entbehren könnte, kann mit ganz heiler Haut und unversehrt den Proceß des Löwe-seyns durchmachen, und nur von dem, der des Lobs entbehren kann, ist zu erwarten, daß er Besseres leiste, als er schon geleistet hat. Die Zeitungen mögen von seinem sich ausdehnenden Geist sprechen, und ein Buchhändler von den reichen Früchten seiner kommenden Jahre prophezeyen; aber er hat gewiß sein Bestes schon zu Tage gefördert! Wenn er viel Beifall geerntet durch eine besondere Eigen-

*) Das Wort „Tod," (смерть) ist sowohl im Kleinrussischen wie auch im Russischen weiblich.

ſchaft ſeiner Art zu ſchreiben, wird er immer mehr Beifall zu ernten trachten durch eine ſtärkere Bethätigung dieſer Eigenſchaft, bis ſie zur reinen Extravaganz wird. Wenn er Energie hat, wird er im Treibhaus der Salons-Gunſt endlich in Bombaſt verfallen. Die Mode, die Faſhion mit all ihren Lichtern, Muſik, Weihrauch, iſt ihm ein Grab — das kalte, tiefe Grab, worin ſeine Talente und ſein Ehrgeiz vermodern.

Ja, der Salon iſt das Grab literariſcher Hoffnungen und Verheißungen! Es gibt Manche, die auf der Haide, oder im Schatten des Waldes ſich ſelbſt zuflüſterten, mit klopfendem Herzen, während ſie mit einem großen Geiſte Zwieſprache hielten: auch ich bin ein Dichter! In dieſen Tagen konnten ſie den Namen eines Chaucer, eines Shakſpeare nicht hören, ohne das Erglühen des perſönlichſten Intereſſe's, das aus einem Gefühl von Verwandtſchaft entſprang. Und dann, auf einem Sopha ſich dehnend, Kaffee und Lobeserhebungen ſchlürfend, begnügen ſie ſich mit der Mittelmäßigkeit, ganz zufrieden damit, daß Ein holdes Geſchöpf ſich einen Nachmittag mit ihren Werken eingeſchloſſen, und eine andre um Mitternacht darüber gebrütet hat. Sie ſprechen jetzt von Chaucer und Shakſpeare mit derſelben Art von Bewunderung, mit welchen Andre zu ihnen ſprechen. Das Bewußtſeyn, die herzinnige Regung, das Gefühl der Bruderſchaft, — alles Edle iſt dahin, und dafür kommt eine ärmliche Selbſtgefälligkeit, ein ſkeptiſches Vorziehen des Mittelmäßigen gegenüber dem Trefflichen. Sie unterſchätzen ihren Beruf und ſind verloren.

(Schluß folgt.)

Die ſieben Saiten der Leyer.

(Schluß.)

Ein Bruchſtück der erſten Scene im dritten Acte möge eine Probe der Töne der ſilbernen Saiten der Leyer geben: Albertus ſitzt am Bache mit ſeinen Schülern, Helene nähert ſich ihnen.

Albertus.

Helene, was wunſcheſt du?

Helene.

Wer ſpricht mit mir? Ihr!

Albertus.

Ich, dein Bruder.

Helene.

Mein Bruder iſt nicht von dieſer Welt.

Albertus.

Dein Vater.

Helene.

Mein Vater iſt nicht mehr.

Albertus.

Dein Freund.

Helene.

Ah, mein Freund, der Philoſoph. Hört mich, Ihr ſeyd ein gelehrter Mann; Ihr kennt die Geheimniſſe der Natur. Sprecht mit dieſem Bache.

Albertus.

Was ſoll ich ihm ſagen?

Helene.

Sagt ihm, er ſoll ſchweigen, daß ich die Muſik in der Höhe hören könne.

Albertus.

Welche Muſik?

Helene.

Ich kann es Euch nicht ſagen. Doch Ihr könnt dem Waſſer ſagen, ſtill zu ſtehen. Der Waſſerfall ſingt zu laut.

Albertus.

Vergeblich würde ich der Welle gebieten, ihren Lauf inne zu halten: Gott allein kann den Elementen gebieten.

Helene.

Wißt Ihr nicht ein einziges Wort von der Sprache Gottes?

Albertus.

Seltſames Mädchen! Ihr Wahnſinn iſt erfüllt mit unbekannter Poeſie.

Hanz.

Die Leyer hängt in den Zweigen jener Weide. Soll ich ſie dir geben, Helene?

Helene.

Schnell! Der Bach verhöhnt den Philoſophen; er erhebt ſeine Stimme mehr und mehr. (Hanz gibt ihr die Leyer.)

Albertus (bei Seite).

Sie bemerkt nicht die Abweſenheit der beiden Saiten.

Helene.

Höre mich, Bach, und unterwirf dich! (Sie berührt die Leyer. Beim erſten Accord ſteht der Bach ſtill.)

Albertus.

Welch neues Wunder! Seht der Waſſerfall bleibt unbeweglich und hängt am Felſen wie ein Schleier von Kryſtall.

Helene.

Laufe, ſchöner Bach, doch ſinge mit halber Stimme.

Wilhelm.

Der Bach beginnt ſeinen Lauf wieder, doch mit Vorſicht, als fürchte er die an ſeinen Ufern entſchlafenen Blumen zu wecken. (Helene ſpielt die Leyer.)

Geiſt der Leyer.

Jetzt erwartet die ruhende Erde mit Achtung die Stimme des Mondes, der ihr beſchattetes Antlitz zu betrachten kommt. Höre denn, Tochter der Leyer, und vernimm die Geheimniſſe der Planeten. Aus der Tiefe des Horizonts, durch die dunkeln Gebüſche, ſiehe, ertönt eine Stimme, ſchwach, doch von unendlicher Reinheit, die leiſe ſich in die Lüfte erhebt. Sie ſteigt, ſie wächst, die Töne ſind deutlich; die ſilberne Scheibe tritt aus dem Grabgewand hervor; die Erde ertönt, der Raum füllt ſich mit Harmonie, die Blätter rauſchen auf den Gipfeln der Bäume. Der bleiche Strahl durchdringt alle Oeffnungen des Blättergewebes; hier ſchlüpfen die Töne gleich leiſen Seufzern harmoniſch über das verſilberte Moos, dort fallen ſie wie Thränenſtröme melodiſch in den Kelch der halbgeöffneten Blumen. Still, ihr Vögel der Haine! Still ihr Inſecten im hohen Graſe; ziehet eure metallnen Flügel ein! Still ſchwätzender Bach, ſpiele nicht ſo mit den Kieſeln deines Bettes! ſtill rauſchendes Schilf! entfalte deine ſchweren Blüthenkelche ohne Geräuſch, Lotus des Ufers! Scherzende Lüfte, furcht nicht alſo den Spiegel, in

dem ſich Luna betrachten will. Hört, was ſie ſingt und antwortet ihr, wenn ihre Stimme und ihr Licht euch durchdrungen und erfüllt hat. Berauſcht euch ſchweigend in ihrer melancholiſchen Klage; trinket ihren feuchten Widerſchein in langen Zügen! — — —

Hanz.

Nun, Meiſter, ſpricht dieſe Muſik nicht zu deinem Herzen?

Albertus.

Sie kann nicht zu meiner Vernunft ſprechen. Sie erregt in mir, ich weiß nicht welche, Triebe der Beſchauung; doch wodurch weiß ich nicht. Ich könnte weder was ich höre, noch was ich empfinde, überſetzen, und doch leihe ich ihr alle meine Aufmerkſamkeit.

Wilhelm.

Hört! der Rhythmus wechſelt.

Geiſt der Leyer.

Und jetzt, ſie iſt erſtanden, ſie herrſcht, ſie glänzt! ſie badet ſich im Aether, wie eine Perle im Ocean. Die bleichen Farben des Prisma tanzen im Kreiſe um ſie. Ihre kalten Meere, ihre ungeheuern Seen, ihre Berge von Alabaſter, ihre ſchneegedeckten Bergſpitzen zeichnen ſich ſcharf ab an ihren erſtarrten Seiten. Klarer Spiegel, unbegreifliche Schöpfung des unendlichen Gedankens, friedliche Leuchte, an deine Herrin, die Erde, gefeſſelt! warum erfüllſt du die Tiefen des Himmels mit der ewigen Klage, warum gießeſt du auf die Bewohner der Erde einen ſo ſüßen und doch zugleich ſo trüben Einfluß? Biſt du eine vollendete Welt oder eine unvollendete Schöpfung? Weinſt du über ein erloſchnes Geſchlecht, oder ſeufzeſt du in Schmerzen der Geburt? Biſt du des Sonnengottes verſtoßene Gefährtin oder züchtige Braut? — — — O Luna! Luna, ſo traurig und ſo ſchön! biſt du Jungfrau oder Mutter, der Aufenthalt des Todes oder die Wiege des Lebens? Erweckt dein reiner Geſang die Geiſter derer, die nicht mehr oder die noch nicht ſind? — —

Helene.

Warum das Geſtirn fragen, du, der die Geheimniſſe des Unendlichen kennt? Wenn der Zauber dich an meiner Seite feſſelt, kann dein Gedächtniß dich nicht in die Orte zurücktragen, die du einſt durch den Gedanken bewohnteſt?

Geiſt der Leyer.

Mein Gedächtniß erliſcht, Tochter der Menſchen. Seit ich dich liebe, verliere ich die Erinnerung an Alles, was jenſeit der Gränzen der Erde liegt. Befrage mit mir das All, denn ich kann dir nichts weiter lehren, als was hier unten exiſtirt. Fühlſt du nicht ſelbſt ein entzückendes Sehnen ſich deines Weſens bemächtigen? Fühlſt du nicht, daß es ſüß iſt, nicht zu wiſſen, und daß ohne Unwiſſenheit die Liebe auf Erden nicht beſtände? Wir wollen uns lieben und die Erkenntniß aufgeben. Gott iſt mit uns, denn er iſt überall; aber ſein Angeſicht iſt uns verhüllt, und von jetzt an ſind wir uns gegenſeitig das Bild Gottes.

Helene.

Ich hoffte, du würdeſt mir Alles offenbaren. Du hatteſt es mir verſprochen, und ſchon hatten wir unſern Flug nach den Sternenwolken begonnen. Warum ſtehſt du ab, mich einzuweihen? Kannſt du mich nicht auf jenes Geſtirn führen, das dort oben glänzt? Hunderttauſend Fernen über dem Monde? Dorthin möchte ich gehen. Doch du willſt mich nicht zu den nächſten Planeten führen.

Der Geiſt.

Ich kann es nicht. Ich bin durch die Saiten der Leyer gebunden und durch die Liebe, die ich zu dir gefaßt. Tochter der Menſchen, tadele nicht die Kette, mit der du mich beladen haſt. Ich bin kein himmliſcher Geiſt mehr; ich weiß nicht mehr, ob es einen andern Himmel gibt, als den man von dieſem Ufer aus über den Gipfeln jener Bäume ſieht. Dein Buſen iſt mein All; mit dir vereint, verſtehe und genieße ich die Schönheiten der Welt, die du bewohnſt. Sieh wie heiter die Nacht iſt, wie harmoniſch ſind die Stimmen dieſer Welt, wie vermählen ſie ſich den Harmonien der Sterne, und ohne den geheimnißvollen Sinn der Hymne zu kennen, den ſie ſingen, vereinigen ſie ſich in einem erhabenen Accord mit der Stimme des Unendlichen.

— — — — — — — — — — — — — —

Helene.

Ja die Nacht iſt ſchön und die Erde iſt bezaubert. Die Strahlen Luna's ſchmeicheln ihr ſanft und ihr Geſang vereinigt ſich zart mit dem Geſang der Sterne. Singe weiter, ſchöne Schöpfung der Liebe und des Schmerzes; ſinge mit deinen tauſend Stimmen. Erwacht ihr Geſchöpfe, entzündet vom Durſt nach dem Unendlichen. Irdiſche Geiſter, ſchöne Sphinx mit den Purpur und Azurflügeln, öffnet eure glühenden Augen und verſenkt ſie in den Buſen der trunkenen Blüthen. Auf, lange Datura, ſinge deine Hymne den Sternen, ſchon tanzt die Phaläna, die dich liebt, um deinen ſchlafenden Blüthenkelch. — — — — O meine Seele, welche Leiden umlagern dich! Wie fern ſind die Sterne! wie ſchwach iſt ihre Stimme! O Erde, ich liebe dich! Wann werde ich ſterben, mein Gott? O mein Gott, wo biſt du? Wann brichſt du die Leyer? Geiſt, Geiſt der Leyer, wann werde ich dich ſehen? wann werden wir befreit ſeyn?

Es wäre jetzt noch übrig ein Beiſpiel von der Wirkſamkeit des Mephiſtopheles auf den Philoſophen zu geben; doch, da wir ſchon oben die Art der Philoſophie dem Leſer vor Augen gelegt haben, die die Verfaſſerin als das Opfer der Argliſt des Feindes auserkor, ſo umgehen wir dieß hier abſichtlich, da, wie viel der Schwächen auch bei unläugbaren Schönheiten das Werk enthalten mag, dieß vielleicht die ſchwächſte Seite genannt werden kann.

Gewiß, in einer Zeit, wo ſeit Jakobi, Schelling und Hegel die Philoſophie ſelbſt faſt zur Poeſie geworden iſt, indem ſie ſie als einen Theil ihres Selbſt anerkannt hat, iſt es ein wenig ſtark einen Philoſophen auftreten zu laſſen, wie er vielleicht ſelbſt nicht unter Wolffs Schülern gefunden wurde. Mit dieſer falſchen Stellung fällt aber auch die ganze übrige Structur des Werkes, das zwar höchſt intereſſant iſt, in Bezug auf den Standpunkt der berühmten Frau zur Wiſſenſchaft und ihr Streben, ſich über die höchſten Intereſſen des Menſchen zu verſtändigen, aber doch auch zeigt, daß eine Dame ſich mit ſolchen Fragen nicht anders, als im Kreiſe ihrer vertrautern Freunde beſchäftigen ſollte. Uebrigens enthalten wir uns jeder nähern Beurtheilung dieſer Dichtung. Wir haben uns an ihrer Blüthe erfreut, und uns bemüht in unſern Auszügen die Luſt unſerer Leſer zu reizen, das Ganze zu leſen, das ſie gewiß mit Vergnügen durchleſen werden. Doch können wir in ihm nichts als eine Dichtung ſehen, ein Spiel der Phantaſie, das unglücklicher Weiſe einen Gegenſtand gewählt hat, der zum bloßen Spiel zu ernſt iſt.

W..r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

17 September 1839.

Ein Tag des Dichters Lamartine.

Seiner neueſten Gedichtſammlung, aus der wir bald Einiges mittheilen werden, ſchickt Lamartine ein Vorwort, in Geſtalt eines Briefs an einen Freund voran, worin er ſein Leben auf dem Land während der Herbſtmonate — der Zeit, wo er allein Muſe zum Dichten finde — ſehr anmuthig, jedoch nicht ohne eine gewiſſe ſelbſtgefällige Eitelkeit ſchildert.

„Wenn das politiſche Jahr zu Ende iſt, wenn die Kammer, die Conſeils généraux des Departements, die Municipal-Conſeils, die Wahlen, die Ernte, die Weinleſe, das Säen mir zwei einſame und freie Monate in meinem lieben Haus in Saint-Point gönnen, wo Sie ein paar Male zu ſchlafen wagten unter einem Thurm, der von den Stößen des Weſtwinds erzittert, dann fängt mein Leben als Dichter wieder für einige Tage an. Sie wiſſen beſſer als irgend Jemand, daß es jederzeit höchſtens nur den zwölften Theil meines wirklichen Lebens ausgemacht hat. Das gute Publicum glaubt, ich habe dreißig Jahre meines Lebens damit zugebracht, Reime zu fügen und die Sterne zu betrachten; aber ich habe darauf nicht dreißig Monate verwendet, und die Poeſie war für mich immer nur wie das Gebet, der ſchönſte und innigſte Act des Gedankens, aber auch der kürzeſte, und derjenige, der dem geſchäftsvollen Tag am wenigſten Zeit entzieht. Die Poeſie iſt der innere Geſang. Was würden Sie von einem Menſchen denken, der vom Morgen bis zum Abend ſänge? Ich habe nur Verſe gemacht, wie Sie ſingen, wenn Sie allein, im Vollgefühl der Kraft, in den einſamen Pfaden Ihrer Wälder ſind. Es begleitet den Schritt und dient den Bewegungen des Herzens und Lebens als Tact. Das iſt Alles.

Die Zeit dieſes Singens iſt für mich das Ende des Herbſtes; die letzten Tage des in den Nebeln und in der unholden Wuth des Sturmes ſterbenden Jahres. Die rauhe und kalte Natur wirft uns da auf unſer Inneres zurück; es iſt die Dämmerung des Jahrs; es iſt der Moment, wo die äußere Thätigkeit aufhört; aber da die innere Thätigkeit nie aufhört, muß man eben auf etwas Anderes den Ueberfluß von Kraft anwenden, die ſich in verzehrende Melancholie, in Verzweiflung und Wahnſinn verwandeln würde, wenn man ſie nicht in Proſa oder Verſen ausathmete. Geſegnet ſey der, der die Schrift erfand, dieß Geſpräch des Menſchen mit ſeinem eignen Gedanken, dieß Mittel, die Bürde der Seele zu erleichtern! Er hat viele Selbſtmorde verhindert!

Zu dieſer Jahrszeit ſtehe ich lang vor Tag auf; fünf Uhr hat noch nicht geſchlagen auf der trägen und gellenden Uhr des meinen Garten beherrſchenden Glockenthurms, ſo habe ich ſchon mein Bett verlaſſen, von Träumen erſchöpft, habe meine kupferne Lampe angezündet und das Feuer von Rebenbüſcheln angefacht, das mir Wärme geben muß bei meiner Nachtwache in dem kleinen gewölbten, ſtummen und iſolirten Thurm, der einem Grabgemache gleicht, bewohnt noch von der Thätigkeit des Lebens. Ich öffne mein Fenſter, ich mache ein paar Schritte auf den wurmzernagten Planken meines hölzernen Balcons. Ich betrachte den Himmel und die ſchwarzen Zacken der Berge, die ſich ſcharf und genau abheben auf dem blaßblauen Winterhimmel, oder ihre Gipfel in einem ſchweren Nebelmeer baden; wenn der Wind geht, ſehe ich den Wolken zu, wie ſie hinlaufen über die letzten Sterne, welche abwechſelnd glänzen und verſchwinden wie Perlen des Abgrunds, welche die Woge in ihrer unſteten Bewegung bald bedeckt, bald wieder enthüllt. Die ſchwarzen, entblätterten Zweige der Nußbäume auf dem Kirchhof krümmen ſich und ächzen unter dem Sauſen der Lüfte, und der nächtliche Sturm rafft auf und ſcheucht vor ſich her ihre todten Blätter, welche am Fuße des Thurms wie Waſſerwellen rauſchen und brauſen. Bei einem ſolchen Schauſpiel, zu einer ſolchen Stunde, in ſolcher Stille, mitten in dieſer mitfühlenden Natur, zwiſchen dieſen Hügeln, wo man aufgewachſen iſt, wo man altern wird, zehn Schritte von dem Grabe, wo, unſrer wartend, ruht, was man am bitterſten auf Erden beweint hat — iſt es möglich, daß da die Seele, welche erwacht und ſich in dieſer Nachtluft ſtärkt, nicht einen allgewaltigen Schauer empfinde, daß ſie ſich nicht augenblicklich in dieſen ganzen prächtigen und

vertraulichen Verkehr des Firmaments und der Berge, der Sterne und der Wieſen, des Winds und der Bäume miſche, und daß nicht ein haſtiger und ſtrebender Gedanke vom Herzen ſich emporſchwinge, um zu dieſen Sternen, und von dieſen Sternen um zu Gott emporzuſteigen? Es löst ſich etwas von meinem Weſen, um ſich zu vermählen mit all dieſen Dingen, ein Seufzer führt mich zurück zu Allem, was ich gekannt, geliebt, verloren habe in dieſem Haus und anderwärts; eine Hoffnung, kräftig und klar wie die Vorſehung in der Natur, trägt mich in den Schooß Gottes hinüber, wo Alles ſich wiederfindet; Wehmuth und ein ſchwärmeriſches Gefühl durchdringen ſich in einigen Worten, die ich ganz laut ausſpreche, ohne Furcht daß Jemand ſie höre, außer dem Wind, der ſie vor Gott bringt. Die Kälte des Morgens erfaßt mich; mein Fuß kniſtert auf dem Reif, ich ſchließe mein Fenſter und kehre in meinen Thurm zurück, wo das wärmende Feuer praſſelt und mein Hund mich erwartet.

Was dann thun, mein Freund, während der drei oder vier langen Stunden der Stille, die im November verſtreichen zwiſchen dem Erwachen und dem Aufgehen des Lichts und des Tages? Alles ſchläft im Hauſe und im Hof; kaum hört man manchmal einen vom Schimmer eines Sterns getäuſchten Hahn ein Krähen anheben, das er nicht vollendet und das er zu bereuen ſcheint, oder einen ſchlafenden und träumenden Stier im Stall ein tiefes Gebrüll ausſtoßen, welches den Ochſenhirten weckt. Man iſt ſicher, daß keine häusliche Zerſtreuung, kein läſtiger Beſuch, kein tägliches Geſchäft binnen zwei oder drei Stunden Einen überraſcht und beunruhigt. Man iſt ruhig und voll Vertrauen zu ſeiner Muße, denn der Tag gehört den Menſchen, die Nacht aber nur Gott.

Dieß Gefühl völliger Sicherheit iſt an ſich ſchon eine Wolluſt. Ich genieße es einen Augenblick mit Entzücken. Ich gehe, ich komme, ich mache meine ſechs Schritte nach allen Richtungen auf den Dielen meines engen Gemachs, ich betrachte ein Paar an der Wand hängende Portraits — Bilder die tauſendmal beſſer in meinem Herzen gemalt ſind; ich ſpreche zu ihnen, ich ſpreche zu meinem Hund, der mit klugem und unruhigem Auge allen Bewegungen meines Körpers und Gedankens folgt. Manchmal falle ich auf die Kniee nieder vor einem dieſer theuern Andenken an die todte Vergangenheit; noch öfter ſchreite ich auf und ab, indem ich meine Seele zum Schöpfer erhebe und einige Stücke von Gebeten ſpreche, welche uns unſre Mutter in der Kindheit lehrte, und ein paar Verſe aus den Pſalmen des heiligen hebräiſchen Dichters, die ich in den Kathedralen habe ſingen hören, und die ſich da und dort in meinem Gedächtniß finden, wie die zerſtreuten Noten einer vergeſſ'nen Melodie. Dieß gethan — und muß nicht Alles damit anfangen und enden? — ſetze ich mich an den alten Eichentiſch, wo mein Vater und Großvater geſeſſen ſind. Er iſt bedeckt mit Büchern, die von ihrer und meiner Hand abgegriffen ſind; ihrer alten Bibel, einem großen Petrarka in Quarto, einem Homer, einem Virgil, einem Band von Cicero's Briefen, einem zerknitterten Band Chateaubriands, Goethe's, Byrons, allen möglichen Philoſophen und Dichtern, und einer kleinen Nachfolge Chriſti, dem philoſophiſchen Brevier meiner frommen Mutter, das noch die Spuren ihrer Finger, da und dort auch ihrer Thränen und einige Anmerkungen von ihr enthält, und allein mehr Philoſophie und Poeſie in ſich ſchließt, als alle jene Poeten und Philoſophen. Unter all dieſen beſtaubten und durcheinander liegenden Büchern einige Blätter ſchönes weißes Papier, Kreide und Federn, zum Zeichnen und Schreiben einladend. Den Ellbogen auf den Tiſch, und den Kopf in die Hand geſtützt, voll unbeſtimmter Bilder, die Sinne in Ruhe, oder traurig gewiegt von dem lauten Dröhnen der Wälder, welches an meine Scheiben anſchlägt und verhallt, überlaſſe ich mich allen meinen Traumereien, empfinde ich Alles, denke ich an Alles, nehme gedankenlos ein Zeichenſtift in die Hand, zeichne ein paar ſonderbare Bäume oder Schiffe auf ein weißes Blatt; die Bewegung der Gedanken kommt ins Gleichgewicht, wie das Waſſer in einem zu hoch angeſchwollnen Flußbett, die Bilder, die Empfindungen häufen ſich, ſie begehren in irgend einer Weiſe ſich zu ergießen, und ich ſage bei mir ſelbſt: geſchrieben! Weil ich keine Proſa ſchreiben kann, da mir die Uebung und ein Fach mangelt, ſchreibe ich Verſe. Ich bringe einige recht ſüße Stunden damit zu, in jenen Metren, welche den Tact und die Bewegung der Seele ausdrücken, die Gefühle, die Ideen, die Erinnerungen, die Leiden, die Eindrücke, deren ich voll bin, auf das Papier auszuſchütten; ich leſe mir wiederholt ſelbſt dieſe harmoniſchen vertraulichen Geſtändniſſe meiner eigenen Träumerei vor; meiſt laſſe ich ſie unvollendet, und zerreiße ſie wieder, nachdem ich ſie geſchrieben. Sie beziehen ſich nur auf mich, ſie könnten von Andern nicht geleſen werden; es wären vielleicht nicht die am wenigſten poetiſchen unter meinen Gedichten, aber was thut's? Das Kräftigſte und Schönſte, was der Menſch empfindet und denkt — ſind es nicht die Bekenntniſſe und Geheimniſſe, die er der Liebe zuflüſtert, oder die Gebete, die er mit leiſer Stimme an Gott richtet? Schreibt er dieſe? Nein, gewiß nicht; das Auge oder das Ohr des Menſchen würde ſie profaniren. Das Beſte, was wir im Herzen haben, tritt nie daraus hervor.

Einige jedoch dieſer Morgenpoeſien wurden vollendet; es ſind die, die Sie kennen, die Betrachtungen, die Harmonien, Jocelyn und dieſe noch namenloſen Stücke, die ich Ihnen überſende. Sie wiſſen wie ich ſie ſchreibe, Sie wiſſen wie ich ſie in ihrem geringen Werth zu würdigen weiß; Sie wiſſen, wie unfähig ich der peinlichen Arbeit der Feile und der Selbſtkritik bin. Tadeln Sie mich, aber klagen Sie mich nicht an; und für allzugroße Nachläſſigkeit und Schwäche gewähren Sie mir ein Uebermaaß von Nachſicht und Erbarmen!

Die Stunden, die ich ſo dieſen Tropfen von Poeſie widmen kann, — ein wahrer Thau meiner Herbſtmorgen — ſind nicht lang. Die Glocke des Dorfs läutet bald das Angelus mit dem Zwielicht; man hört auf den ſteinigen Pfaden, die zur Kirche und zum Schloß führen, das Klappern der Holzſchuhe der Bauern, das Geblöcke der Heerden, das Bellen der Schäferhunde, und das gellende Pfeifen und Knarren der Wagenräder auf dem über Nacht gefrornen Boden; das Treiben des Tages

beginnt um mich her, ergreift mich, und reißt mich bis zum Abend mit fort. Die Arbeiter kommen meine hölzerne Treppe herauf und laſſen ſich von mir ihr Tagewerk vorzeichnen; der Pfarrer kommt und bittet mich für ſeine Kranken oder für ſeine Schulen zu ſorgen; der Maire kommt und bittet mich, ihm den verworrenen Text eines neuen Geſetzes über die Vicinalſtraßen zu erklären — eines Geſetzes das ich habe machen helfen und das ich ſo wenig verſtehe wie er. Nachbarn kommen und fordern mich auf, mit ihnen zu gehen, um den Plan eines Weges zu entwerfen, oder ein Erbe abzumarken; meine Weingärtner kommen mir zu erklären, daß die Ernte ſchlecht geweſen, und daß ihnen nur ein paar Säcke Roggen bleiben, um ihr Weib und fünf Kinder während des langen Winters zu nähren; der Poſtbube kommt an mit Journalen und Briefen, die wie ein Regen von Worten auf meinen Tiſch niederrauſchen — Worte, die bald ſüß, bald bitter, noch öfter gleichgültig ſind, aber die doch alle einen Gedanken, ein Wort, eine Zeile in Anſpruch nehmen; meine Gäſte, wenn ich welche habe, erwachen und ſtreifen im Haus herum; Andre kommen an und binden ihre erhitzten Pferde an den Eiſengittern der niedern Fenſter an. Es ſind dieß Pächter von unſern Gebirgen in ſchwarzen Sammtwämſern und Ledergamaſchen; Maires von benachbarten Ortſchaften; gute alte Geiſtliche mit ihrer Krone von weißen Haaren, von Schweiß gefeuchtet; arme Wittwen von den benachbarten Städten, die glücklich wären mit einem Plätzchen bei der Poſt oder beim Stempelamt, die an die Allmacht eines Mannes glauben, von dem das Journal des Haupterts geſprochen hat, und die ſich in ſchüchterner Ferne unter den großen Linden der Eingangsallee halten, ein paar arme Kinder an der Hand. Jedes hat ſein Anliegen, ſeinen Traum, ſein Geſchäft; man muß ſie anhören, dem Einen die Hand drücken, für den Andern ein Billet ſchreiben, Allen einige Hoffnung geben. Alles dieß geſchieht, während man auf einer Ecke des mit Gedichten, mit Proſa und mit Briefen bedeckten Tiſches ein Stück Roggenbrod bricht, duftend nach unſern Bergen, gewürzt mit friſcher Butter, einem Stück Obſt aus dem Garten oder einer Traube aus dem Weinberg. Ein frugales Dichter- und Landmanns-Frühſtück, auf deſſen Broſamen die Vögel auf meinem Balcon harren. Der Mittag kommt heran; ich höre meine Pferde wiehern und mit dem Huf im Sand des Hofes ſcharren, wie um mich zu rufen. Ich ſage den Gäſten des Hauſes, die bis Abend bleiben, guten Morgen und Lebewohl, ſteige zu Pferde und galoppire fort, alle Gedanken des Morgens hinter mir laſſend, um andern Sorgen des Tages nachzugehen. Ich verliere mich in die tiefen und ſteilen Pfade unſrer Thäler; ich erklimme und reite wieder abwärts und aufwärts unſre Berge; ich binde mein Pferd an manchen Baum, ich klopfe an manche Thüre; ich finde da und dort tauſend Angelegenheiten, die mich oder Andre betreffen, und kehre erſt mit der Nacht heim, nachdem ich während ſechs oder ſieben Stunden auf einſamen Wegen alle Strahlen der Sonne, alle Farben der vergilbenden Blätter, alle Düfte, allen fröhlichen und traurigen Lärmen unſrer großen Landſchaften in ſolchen Herbſttagen eingeſogen habe. Glücklich wenn ich bei der Heimkehr, erſchöpft von Anſtrengung, zufällig an einem Winkel des Kamins einen während meiner Abweſenheit angekommnen Freund finde, mit einfachem Herzen und poetiſchem Wort, der, nach Italien oder der Schweiz reiſend, ſich erinnerte, daß mein Dach nah an ſeinem Wege iſt, und der, wie Hugo, Nodier, Quinet, Sue oder Manzoni, uns ein fernes Echo mitbringt von dem Getöſe und Treiben der Welt, und mit Nachſicht ein wenig unſern ländlichen Frieden koſtet!

Das, mein Freund, iſt der beſte Lebenstheil des Jahres für mich. Möge Gott ihn vervielfältigen, und er ſey geſegnet für das wenige Salz, womit er ihn würzt; aber dieſe Tage fliehen dahin mit der Schnelligkeit der letzten Sonnen, welche zwiſchen zwei Nebeln die purpurnen Wipfel der jungen Pappeln auf unſern Wieſen vergolden.

(Schluß folgt.)

Die literariſchen Löwen in England.

(Schluß.)

Es iſt eben ſo traurig und noch lächerlicher, einen Mann zu ſehen, den Andre überreden, daß er ſo groß ſey als die Größten; das ſelbſtgefällige Lächeln beim Lobe von den Meiſtern des Geſangs zu ſehen, welches ſagt, daß er ſich ſelbſt ähnliche Ehren vermuthe. Wenn man bedenkt, wie wenige Schriftſteller in einem Jahrhundert Jahrhunderte lang leben, ſo muß man ſtaunen, wenn man beobachtet, wie viele jedes Jahr allen Zweifel an ihrer eigenen Größe aufgeben, und in dem Wahne ſich wiegen, daß die Geiſter von ihnen erfüllt ſeyen und erfüllt ſeyn werden, wenn ein neues Jahrhundert angebrochen, und ſie und ihre Schmeichler längſt dahin gegangen ſind, wo ſie vielleicht die Armuth all unſers Wiſſens erkennen werden. Wahrſcheinlich vergeht keine Saiſon in London, wo nicht einem Autor oder einer Autorin von irgend einer thörichten Perſon geſagt würde: er, oder ſie, ſey gleich Shakſpeare; und es iſt nur zu wahrſcheinlich, daß einige ſchon geglaubt, was man ihnen geſagt, und daß ſie in Folge hievon unter dem blieben, was ſie bei angeſtrengtem Eifer und Fleiß hätten wirklich leiſten können; während es doch faſt gewiß iſt, wenn ſolche Leute es nur einſehen könnten, daß, wenn je ein Ebenbürtiger von Shakſpeare erſtehen ſollte, dieß in einer gar nicht voraus zu vermuthenden Geſtalt geſchehen würde, und in einer Weiſe, daß die Gleichheit des Werths und Ruhms ihm ſelbſt und der Welt ein Geheimniß bleiben wird, bis er dahin iſt.

Eine weitere beinahe unvermeidliche Wirkung des literariſchen Löwenweſens iſt, daß es einen Autor ſeinen Beruf überſchätzen macht, was beinahe ein ebenſo unglücklicher Irrthum iſt, als ihn unterſchätzen. Alle Menſchen, die ein Intereſſe an ihrer Arbeit und ihrem Schaffen haben, ſind dem ausgeſetzt, daß ſie ihren Beruf überſchätzen. Aber beinahe alle Menſchen, außer populären Autoren, laſſen ihr Geſchäft und

die darauf bezüglichen Gedanken hinter ſich, wenn ſie ausgehen ſich zu erholen. Der literariſche Löwe dagegen hört von wenig Anderm als von Büchern, und der Art von Büchern, die ihn gerade intereſſirt. Er ſieht ſie an Wänden und auf Tiſchen, wo er hin kommt; alle die Ideen, die ihm zukommen, ſind aus Büchern; alle Neuigkeiten betreffen Bücher — ſo daß es kein Wunder iſt, wenn er am Ende ſich einbildet, daß Bücher alle Dinge und Angelegenheiten der Welt regieren. Wenn dieſer Wahn einmal in ſeinem Hirn ſich feſtſetzt, ſo iſt es aus mit allen tüchtigen Leiſtungen. Sein Scharfſinn in Betreff menſchlicher Intereſſen und ſeine Sympathie mit menſchlichen Gefühlen ſind dahin. Wäre er nicht verzaubert, gefangen geweſen in dem magiſchen Kreis der Faſhion, ſo hätte er ſich vielleicht auch draußen umgeſehen, wie es in der wirklichen Welt zugeht. Er würde bei einiger Klugheit beobachten, wie auch bei den leſenden und denkenden Claſſen viele Dinge an Wichtigkeit den Büchern vorgehen; wie wenig die Literatur ſich meſſen kann an Einfluß mit den Winden des Himmels, mit innern Trieben und Regungen, mit dem Beſitz von Ländereien und Jagden, mit Amts- und Berufsgeſchäften, mit den Tagesneuigkeiten, mit den Haus und Familie betreffenden Gedanken und Empfindungen. Wenn er aus dem Cirkel der Hochgebildeten heraustreten könnte, würde er finden, wie der Kaufmann auf der Börſe, der Krämer am Ladentiſch, die Mütter in der Kinderſtube, Knaben und Mädchen in der Lehre oder in Dienſten leben, ohne viel an Bücher zu denken.

Manchmal iſt das, wenn er zu ſolcher Erkenntniß kommt, die Vorbereitung dazu, daß er ſich ſeines Berufs ſchamt. Ein Theil der Begierde, welche populäre Schriftſteller gegen das Ende ihrer Laufbahn zeigten, mehr als Gentlemen denn als Autoren zu gelten, kommt ohne Zweifel auf Rechnung des Wunſches in dem ariſtokratiſchen England, auf gleichem Fuß zu ſtehen mit ihren Bewunderern in den Eigenſchaften, welche dieſe am meiſten auszeichnen, ſo wie auf Rechnung der allgemein menſchlichen Tendenz, was wir beſitzen gering anzuſchlagen gegen das, wornach wir verlangen, welche umgekehrt manche Männer von Rang antreibt, ſich als Autoren, Staatsmänner oder Waidmänner auszuzeichnen, während Autoren und Geſetzgeber nach Rang trachten. Gewiß aber hat auch das Nachlaſſen des Enthuſiasmus, die Kränkungen, welche auf eine überſchwängliche Popularität folgen, einen großen Antheil an der Erzeugung des Trachtens nach einer ariſtokratiſchen Stellung und des Sichſchämens an ihrem Beruf, wodurch einige Lieblinge der Salons einen Schatten über ihren eignen Ruhm werfen.

Das literariſche Löwenweſen iſt ein Zeichen der Zeit; es liegt in der Natur und in den Verhältniſſen gewiſſer kleinen Seelen, es zu treiben und zu hegen, und darüber läßt ſich nichts weiter ſagen. Weder mit dem Syſtem noch mit ihnen muß man hadern, da der Streit doch nichts helfen würde. Indeß hat die Sache wohl auch manche Lichtſeiten: Bekanntſchaften, Freundſchaften, Erweiterung der Kenntniß der Menſchen und der Welt, neue Anſichten, Ablegung von Vorurtheilen u. ſ. w., und wenn manche kleine Schöngeiſter und ſchwache Denker durch das Syſtem des literariſchen Löwenweſens zu Grunde gerichtet worden ſind, ſo darf man doch auch hoffen, daß einige Wenige das Gute daran ſich zu nutze gemacht, das Schlimme gemieden, und aus ihren Erfahrungen in dieſer Beziehung größere Selbſtſtändigkeit und friſche geiſtige Quellen gewonnen haben." —

Bei uns in Deutſchland iſt das Löwenſyſtem noch nicht zu ſolcher Höhe und Vollkommenheit ausgebildet; vielleicht leben wir ihm auch entgegen; jedenfalls enthält dieſer Aufſatz manche beherzigenswerthe und fruchtbare Winke.

Lied.

Von Th. Moore.

Der Kelch ſoll froh um unſre Tafel kreiſen;
Doch Glaubensſachen laſſet hier in Ruh;
Befragt um ſie nur unſre dummen Weiſen
Und ſchickt ſie unſern klugen Narren zu!

Denn dieſer Augenblick iſt eine Blume,
Die köſtlich prangt, doch kurze Zeit nur blüht.
Befleckt ſie nicht in Bachus' Heiligthume
Mit Schulenſtaub, an dem kein Herz erglüht!

Dein Glas mag roth, und blau das meine glänzen;
Doch wenn den Nektar Eine Flaſche zollt,
So wollen wir dem Thoren nicht kredenzen,
Der ob des Glaſes Farben zänkiſch grollt.

Muß denn der Held, der brav mit mir in Schlachten
Um Freiheit kämpft, für meinen Glauben glühn?
Die treuen Freunde ſollt' ich laut verachten,
Die nicht vor meines Gottes Altar knien?

Das ſüße Ketzermädchen ſollt' ich meiden,
Und ſuchen einen orthodoxern Kuß? —
Fluch dem Geſetz, wonach ich unterſcheiden
Und Glauben, Muth und Liebe wägen muß!

A. Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106 u. 107.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

22 September 1839.

Freie und Sklaven.

Historische Tragödie in fünf Acten.

Von William Ball.

Eine englische Zeitschrift gibt Auszüge aus dieser Tragödie und spendet ihr große, nach den Proben zu urtheilen, allerdings nicht unverdiente Lobsprüche. Wir geben hier die Proben und das Urtheil.

An dieser historischen Tragödie ist mehr Kraft, mehr Pathos mehr ächte Poesie und ein besserer Sinn für das Dramatische als in irgend einem ähnlichen Versuch, der uns seit langer Zeit zu Gesicht gekommen. Als Muster eines poetischen und doch natürlichen, belebten und leidenschaftlichen Dialogs, und doch ganz frei von Schwulst, sind einige Scenen beinahe vollkommen zu nennen. Auch zeigt sich darin eine rasche und zarte Auffassung der Charaktere, Gefühl für die Natur und ein ausgezeichnetes Talent der Schilderung, wodurch wir an Philipp Van Artevelde erinnert werden — bei weitem die trefflichste Dichtung der jüngsten Zeiten. Diese Erinnerung wurde in uns nicht geweckt durch Nachahmung, die sich im vorliegenden Werk fände, sondern durch eine gewisse Verwandtschaft des Geistes und Gefühls, und einen, beiden gemeinsamen vorherrschenden Ton gedankenschwerer Anmuth. Balls Styl ist ganz verschieden von dem Taylors; er hat seine eigne Manier, die scharf bezeichnet ist, und am Ende ist das oft mißbrauchte Wort: Manier in Einem Sinn doch nur ein anderer Ausdruck für Originalität. In Philipp Van Artevelde wirft sich der Dichter auf die umfassenden, ungeordneten Schätze der alten Chronisten, namentlich Froissarts, der die ganze dramatische Geschichte des Sohns des Bierbrauers von Gent, des poetischsten Demagogen, mit wunderbarer Fülle und mit allem romantischen, beinahe zauberhaften Effect erzählt. Ball dagegen hat nach der gedrängteren und ernsteren Erzählung der alten römischen Historiker gedichtet, und er scheint eben so glücklich ihren Geist, ihre Gedrängtheit und Strenge gefaßt zu haben, als Taylor die Manier und den Geist der Chronisten. Was die sanfteren Gefühle und Motive betrifft, so hat er sich hierin an sein eignes Herz gehalten, da die klassischen Historiker dergleichen ihren fragmentarischen Berichten nicht einverleiben, während Froissart dem Dichter Artevelde's auch in dieser Beziehung das Meiste an die Hand gab, oder wenigstens Situationen und Stellungen eröffnete, aus welchen Gefühl und Pathos mit Nothwendigkeit flossen, wie der Bach aus der Quelle.

Der Held von Balls Tragödie ist Spartakus, der freigeborne Hirte von Thracien, der Gefangne und Sklave der erobernden Römer, Gladiator in Capua, der, zuerst nur an der Spitze von dreißig empörten Gladiatoren, welche ihrem Herrn, Lentulus, entflohen waren, und dann den Befehl über die Sklaven übernehmend, die überall gegen die Grausamkeit und Unterdrückung ihrer Herren aufstanden, große Siege auf offnem Feld über die römischen Heere davon trug, zwei ihrer Consuln tödtete, und eine Zeitlang die Republik in ihren Grundfesten erschütterte. In den Hauptsachen hält er sich treu an die römischen Historiker, und seine Episoden von Liebe und ehelicher Zärtlichkeit sind so einfach und untergeordnet, daß selbst der strenge Genius Alfieri's damit zufrieden seyn könnte. Der Rückzug des Spartakus und seiner Bande auf den Gipfel des Vesuvs, ihr nächtliches Herabrücken, ihr Sieg über die Römer, welche den Fuß des Berges umstellten und bewachten — das Alles ist getreu nach der Geschichte, und erhebt sich zu einer hohen Stufe dramatischer Poesie; die sorgfältige Achtsamkeit auf Localitäten und Scene tragen auffallend zur Verstärkung des Effects bei.

Das Drama beginnt im Hause Pansa's in der nahen Stadt Pompeji, wo Spartakus, der das Joch noch nicht abgeworfen, unter den Sklaven einige Freunde hat, die mit Ungeduld den entscheidenden Schritt erwarten. Der folgende Dialog wird dem Leser die Verwicklung verstehen helfen und ihn zugleich durch seine innige Poesie erfreuen. Diejenigen, die den Lauf des Flusses Sarno auf seiner romantischen Bahn verfolgt

haben, werden die Muſik ſeiner Waſſer wieder zu hören glauben, wenn ſie die köſtliche Rhapſodie der Rhea leſen.

Fauſta.

Was haſt du, Rhea, ſprich!
Zweimal haſt du von meinem Abendwerk
Mich abgelenkt und meinen traurigen
Gedanken, durch Zuwinken und durch Lächeln,
Die ich gern unbeachtet ließ', ja die ich
Beachte nur, um dir unſanfte Worte,
Verdruß dir zu erſparen, die ſolch Spiel,
Wie du es müßig gern zu treiben pflegſt,
Dir, Mädchen, zuziehn kann. Vergißt du denn?
Dieß iſt nicht Thracien, Gallien, nicht die Wälder
Und Thäler, unſrer Väter traute Heimath —
Unſrer erſchlagnen, unvergeſſ'nen Väter!

Rhea.

Wohl weiß ich, Fauſta, daß wir ſind in Banden,
Und wenn ſie ſchwer ſind, ſo iſt's meine Sorge,
Sie möglichſt leicht zu machen. Doch im Hauſe
Des Pauſa, unſers guten Herrn —

Fauſta.

Still, Rhea!
Die Güte unſers Herrn iſt, daß er minder
Schlimm iſt als ſeinesgleichen — weiter nichts.
Was! kannſt du Sklavin ſeyn und doch zufrieden?

Rhea.

Das ſag' ich nicht; ich haſſ die Feſſeln auch.
Gern wär' ich frei, um ungefragt zu greifen
Nach Allem, was ich wünſche, läg' es auch
In eines Königs Schooß, und würd's vom Neid
Bewacht mit Augen, die kein Schlaf beſucht.
Gern wärf' ich ab dieß kurze, grobe Kleid
Und ſchritt' in Purpur und in Edelſteinen,
Die Rom, wär' es in Banden, Königen löſen;
In Willen ſtänden hundert Sklaven mir,
Lauſchend auf meinen Wink und ihm gehorchend.

Fauſta.

Und keinen Tiſch und keinen Schlaf gefährdend!
Tyrannin möchſt du ſeyn und Sklaven haben?

Rhea.

Nein, nicht Tyrannin; aber Sklaven möcht'
Ich haben, zu befried'gen, dienſtbefliſſen,
Tauſend Bedürfniſſe, die dann gewiß
Ich hätte, ob ich gleich ſie jetzt nicht kenne.
O wonniger Gedanke! der mich hebt
Macht, wenn ich mal' in meiner Phantaſie
Die Dienſte all, die ich begehren würde,
Wenn ſolcherlei Bedürfniſſe ich kennte.
Dann ging' ich nicht, ein Bad zu nehmen, hin,
Wo unſer Sarno, zu des alten Berges
Füßen, ein heimlich Plätzchen ſich gemacht,
Die ſpath'ge Höhle, wo das Licht ein Gaſt,
Nicht Herr zu ſeyn ſcheint; wo die Myrtenbüſche,
Die Bäume machen den ſtets glatten Teich
Zu ruhiger Einſamkeit Myſterienort.
Nicht dort mehr, nein, in einer Marmorwanne
Mit warmem Waſſer dehnt' ich mich im Bad.
Anſchauend üpp'ge Wände, oder, aufſteh'nd
Ließ ich vom Kopf zu Fuß von Sklavinnen
Mit Salben, köſtlichen, des Orients
Mich übergießen, welche jeden Sinn
Mit träumeriſcher Süßigkeit berauſchten,
Und mir Aliſiums Genüſſe ſchenkten.

Fauſta.

Verrathen wollt'ſt du deine Schönheit einem
Schwarm Feinde, die dir dienen und dich haſſen?

Rhea.

O Fauſta! ſtill! Dienen iſt ja nicht Haſſen.

Fauſta.

Es iſt's bei mir.

Rhea.

Ich hatte das vergeſſen.

Fauſta.

Ein glücklich Weib war ich, glückliche Mutter;
Und frei und friedlich war mein einſam Haus:
Zur Sklavin machte mich der Krieg; du weißt,
Daß Knechtſchaft oder Schande bietet an
Rom den beſiegten Frauen; Männern gibt's
Den Tod, und Feſſeln ſchlimmer als der Tod.
Ich hatte einen Gatten — nur die Götter
Fänden, die Welt durchſpähend, ſeines Gleichen;
Kein Wort nennt ſeinen Werth und meine Liebe;
Wo iſt er?

Rhea.

Tod?

Fauſta.

O ſchlimmer noch! entehrt!
Ich hatte eine Tochter — und ich lebe —
Die Mutter, Rhea, lebt — um, Dank den Göttern,
Für ihren Tod zu ſagen — einen Sohn
Hatt' ich —

Rhea.

Nicht mehr; die Fülle deiner Schmerzen —

Fauſta.

Ich ſag', ich habe einen edeln Sohn,
Jung, kapfer, glücklich, frei.

Rhea.

Das iſt ein Troſt doch.

Fauſta.

Der Troſt, ſein Kind nicht anerkennen dürfen!

Rhea.

Nicht anerkennen?

Fauſta.

Nein! damit ſein Glück
Nicht, angeſteckt von meinem Looſe, welke,
Daß mir mein Sohn nicht fluche!

Rhea.

O halt' inne,
Solche Gedanken ſtören die Vernunft dir.
Weiſe biſt du, doch in dem Kampf des Lebens
Haſt eine Wunde du davongetragen
Welche nicht heilt.

Fauſta.

Und nimmer heilen wird.

Rhea.

Und wenn des Schickſals Tücke reißt die alten
Narben des frühern Kummers, iſt es bitter
Für dich und unerträglich. Drum laß' ändern
Uns das Geſpräch; klug iſt es ſtets, zu meiden
Der ſchmerzlichen Gedanken innern Krieg.
Hör' jetzt mich, und ich bitt' dich, achtſam an.
Ich komm' von Einem, der ein kecker Werber
Iſt, nicht um deine Schönheit, nein! die dunkle
Gabe, die du beſitzt, dämmernd von fern
Zu ſchaun Ereigniſſe der künft'gen Zeit,
Eh' ſie ans Licht geboren ſind. Ich zittre
Im Innern, wenn ich davon ſpreche.

Fauſta.

Iſt er
Ein Thracier, der meinen Beiſtand ſucht?

Rhea.

Ja, und er muß recht gut gekannt dich haben.
Mindſtens ſagt er, gebunden hab' dieß Netz
Einſt deine Rabenlocken, als du Jungfrau.

Fauſta.

Welch Band iſt dieß? Schnell, Rhea, gib es mir!
Oh, allen Sternen Dank, ſo iſt er's doch!

Rhea.

Wer iſt es denn?

Fauſta.

Wo iſt er, ſag' mir's, wo?

In der nächſten Scene tritt der Held auf, und der Ton des Dichters ſteigert ſich bis zur Erhabenheit. In jedem Wort liegt eine wilde und ernſte Größe:

Dritter Act. Erſte Scene. Ein Orangengarten. Fauſta tritt auf.

Fauſta.

Die Stund' iſt paſſend; Dunkelheit verbirgt
Schamröth' und Ketten. Nicht beſchämt möcht' ich
Entgegentreten meinem Gatten.

(Spartakus tritt auf.)

Spartakus.

Fauſta!

Fauſta.

Wer ruft?

Spartakus.

Ich!

Fauſta.

Spartakus!

Spartakus.

Mein edles Weib! (Sie begrüßen ſich.)
Ein freier Mann umarmt dich jetzt.

Fauſta.

Du frei!
Durch Dienſte, Löſegeld, Mannmiſſion?

Spartakus.

Durch nichts von dem. An Baja's goldner Küſte
Iſt ein Gefängniß, heißt: die hundert Zellen,
Da ward ich eingeſperrt mit vielen Andern.
Ein Paß, dem Luſitzug freigelaſſen, führte
Zu einer Klippe, welche ſchwindelnd ragte
Hoch über'm ſand'gen Strand, von den zahmloſen
Wellen umſpült, die höhniſch, dünkte mich's,
Mir zuſchrien': Sklave, Sklave! Mein Genoſſe
Befreite mich mit Müh' von meinen Ketten,
Ich bahnte mit Gewalt hinaus den Weg mir
Und ſtand über dem ſchwindend ſtellen Abgrund.
Im tollen Muthe der Verzweiflung klomm
Ich dort herab, erreichte unverſehrt
Den Rand der Fluth, der plaudernden, die freundlich
Mich dann zur Freiheit trug.

Fauſta.

Und wann war dieß?

Spartakus.

Schon lange Zeit, denn das Geſchick hat mich
Seither getrieben durch verſchiedne Wechſel,
Verbergen mußt' ich mich, bis ſich verloren
Die Spuren und Erinnerungen der Feſſeln.
Soldat war ich — Bewohner dann der Berge —
Anders zwar werden's meine Feinde nennen;
Und nicht ganz Unrecht haben ſie, ſie machten
Zu dem mich, was ich war.

Fauſta.

Nicht was du biſt.
Mit Freuden, denk' ich, Beſſ'res haſt du noch
Mir zu berichten.

Spartakus.

Drängte nicht die Zeit,
Viel wüßt' ich noch. Doch eine Stunde kommt,
Wo harmlos plaudernd wir die Wonne koſten,
Welche der Mühſal Duldung, das Bewußtſeyn
Sieger zu ſeyn im Würfelſpiel des Todes,
Dem Leben eines Tapfern ſchenkt. Genug jetzt,
Daß ein freiwill'ger Gaſt zurück ich kehre
Zum Ort wo Sklaven, Schuld und Kummer wohnen.

Fauſta.

Wie ſagſt du, Spartakus? Ein will'ger Gaſt
Kannſt du nicht ſeyn, wo Schmach und Sünde hauſen.

Spartakus.

In Capua hält ein Mann, heißt Lentulus,
Ein ganz fühlloſer Böſewicht, eine Schule

Gladiatoren, und wird ſtündlich fetter
Vom Blut, das ſie vergießen. Krieges Wuth
Hat, oder Hunger, zu den Seinen ſie
Gemacht, als ſeine Sklaven und Leibeignen.
Einer davon war ich; und unſer Loos
Der Waffen Kunſt zu lernen und zu fechten,
Zu ſterben in dem Cirkus, wo die Leute —
(Mein Fluch verſenkt ſie in der Erde Tiefen!)
Sich drängten an den Tagen hoher Freuden;
Oder zu fallen, wenn ein Schurke von
Patricier, eines Weibes willen, das
Viel Hohn und Spott ihm eintrug und viel Gold,
Oder um Vater oder Sohn, des Standes
Schandfleck, beſtellt ein Gladiatorenſpiel,
Und ſagt: „Laſſ' kämpfen fünzig Paare, zwanzig
Laſſ' ſterben, zwanzig, ſag' ich. Alle Koſten
Sind mein, und guter Lentulus, für deine
Dienſtfertigkeit will ich dich gut bezahlen.
Doch ſey'n es tapfre, ſchöne, tücht'ge Männer;
Nicht Burſche will ich, die von ſelbſt ſchon ſtärben,
Die halb ſchon Aas vor Alter oder Krankheit
Dem Tod verfallen ſind. Weg, weg mit ſolchen;
Mein ſtattliche, geſunde, kräft'ge Männer,
Spannvoll von Muth und Leben, denn an ſolchen
Verrichtet Speer und Schwert und Dreizack Thaten,
Die uns zum Ruhm gereichen, Lentulus.
Drachmen gab mir das Glück, und wie du ſiehſt,
Weiß ich auf edle Art ſie zu verwenden.

Fauſta.

Du, Spartakus, gehörſt doch nicht zu denen,
Die ein Gewerbe treiben mit dem Tod
In öffentlichen Schulen, in der Arena
Oder bei feſtlichen Mahlzeiten, wo
Der reiche Römer beim Bankett ſich dehnt,
Den griech'ſchen Wein ſchlürft und mit Gäſten ſpaßt,
Indeß die Tapfern ſterben.

Spartakus.

Ja, ich bin
Ein ſolcher, und die Welt mit ſtarkem Arm
Drängt noch zu thun mich, was ich ſelber haſſe.

Fauſta.

Es kann nicht, darf nicht ſeyn! Ha! ſollen dieſe
Hunde von Rom, aller Genüſſe ſatt,
Mit roher Freud' ſich kitzeln, während du
In Todesgefahr ſchwebſt unter Waffenſtößen
Und Blutvergießen und Verzweiflungsrufen?
Ich lieb' dich mehr als alle Ding' auf Erden,
Doch eh hieß' ich durchs eigne Schwert dich ſterben,
Als kaufen mit ſo tiefer Schmach das Leben.

Spartakus.

Recht ſprichſt du, Fauſta, und ich ſtürbe auch,
Lebt' ich nicht für die Rache und für dich!
Hab' ich Unbilden nicht, daran zu denken?
Kann ich nicht jedes Uebel heilen mit
Der Hoffnung, die verfluchten Römer noch
Bereu'n den Tag zu machen, welcher mich
Verzweifelnd, kinder-, heimathlos gemacht?

Fauſta.

Oh! deine Mittel, kühner Thracier! ſind
Wie nichts! Rom iſt ein Rieſe, den die Götter
In ihrem Zorn geſandt in dieſe Welt
Von Staub, ſie zu zertreten.

Spartakus.

Du ſprichſt nicht,
Wie ſprechen dich zu hören ich gewünſcht;
Doch hör' mich an, und wenn ich dir geſagt
Hab' meine Hoffnungen, dann ruf' du an
Den mächt'gen Dämon deines Hauſes, und
Da er die Weisheit leiht, vorauszuſchaun
Die Looſe, die das Schickſal bringt den Menſchen,
Benütze dieß dein ſchauerliches Verrecht,
Mein Schickſal auf der Erde zu erſchaun.
Daß ich muß ſterben, kannſt du mir nicht hehlen;
Das wiſſen Alle, doch das Wie, und Wann,
Wofür, das möcht' ich wiſſen.

Fauſta.

Fahre fort;
Es haben deine Worte, deine Sache
Ergriffen meine Seele, und erweckt
Gleichwie ein Zauber, die geheimnißvolle
Macht, die auf mich durch die Geburt vererbt.
Schau' in den Wolken, den beweglichen
Wirken die Unſichtbaren, und ich ſehe
Die Werke, die ſie bilden. Eh zu Ende
Deine Erzählung, wird das gräßliche
Geſicht in ſeiner Fülle vor mir ſtehn,
Denn weit und weiter öffnen ſchon die Thore,
Die ewigen, der Zukunft ſich, — heraus
Treten ſchon auf die Bühne Tauſende
In buntbewegter, rieſenhafter Handlung.
Schnell, ſchnell! dein Leben kommt ſchon auf die Bühne!

Spartakus.

Du weißt was ich gelitten, was gewagt,
Und was gethan, weil mir die Götter dich
Zu lieben gaben, Kinder und ein Haus.
O frohe Zeiten, lang ſeyd ihr dahin!
Ich bin ein Weib ganz wenn ich an ſie denke. —
Mein Fleiß, mein Blut und meine Redlichkeit
Ward mir mit Banden, Schlägen, Hohn vergolten,
Und Jammer und Entehrung meines Hauſes.
Was folgt? daß ich hab' eine ſchwere Schuld,
Ein Leben voller Unbill, und ich habe
Gelobt ſie bis aufs Letzte zu bezahlen.
Noch bin ich müde nicht, hat gleich die Welt
Geſucht mich mür' zu machen; treffen kann
Mein Arm noch, und mein Herz hat noch Erinnrung.

Meine Erzählung jetzt; die Gladiatoren
Haben zu ihrem Hauptmann mich gewählt;
Wir haben, unsre Fesseln zu zerbrechen
Geschworen, und zu leben, oder zu sterben
Den Tod von Kriegern und von freien Männern.

Fausta

(Dreht sich wild im Kreise herum und spricht in prophetischer Muthbegeisterung).

Still! die Priestergeister der Wahrheit nahn;
Bei den Ketten der Furcht fassen an sie den Wahn,
Zerreißen sein nächtlich Kleid; zu mir bringen
Die Blitze des Stahls bei der Kühnen Ringen.
Gekämpft ist der Krieg, gewonnen der Sieg;
Gekreisch füllt die Luft, vorbei rennt die Schaar,
Und den Käfig lernt kennen der römische Aar.

Still! die Priestergeister der Wahrheit sind zur Hand!
Sie schrei'n deinen Namen, einen Schrecken allem Land;
Städte und Heere verschwinden; doch dein Sperr
Deutet voran und Tausende hinter ihm her!
Gekämpft ist der Krieg, gewonnen der Sieg;
Den Himmel Rauch und düstre Flammen färben,
Und römische Krieger müssen wie Sklaven sterben!

Still! denn die Priestergeister der Wahrheit sind da!
Und wieder ist der Gott der Schlachten nah.
Consuln, Prätoren fallen. Ihre Schmach
Geht lang noch, finster, dem Römernamen nach.
Gekämpft ist der Krieg, und dein ist der Sieg;
Der Tod streift edlem Knecht die Fesseln ab
Und biegt des Sieges Palmen in dem Grab.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tag des Dichters Lamartine.

(Schluß.)

Eines Morgens verkündigt das Journal, daß die Kammern auf die Mitte oder Ende des Decembers einberufen sind. Von diesem Tage an schwindet alle Freude des häuslichen Herdes und aller Friede; man muß Zurüstungen und Vorbereitungen treffen für dieß lange häusliche Interregnum, welches die Folge der Abwesenheit von einem ländlichen Haushalt ist, muß für die Bedürfnisse von Saint-Point sorgen, und für die eines lästigen, sechsmonatlichen Aufenthalts in Paris.

Ich weiß wohl, daß man mir entgegen hält: warum gehst du denn? hängt es nicht von dir ab, dich in deinem dichterischen Stillleben abzuschließen und die politische Welt für dich arbeiten und sich abmühen zu lassen? Ja, ich weiß, daß man mir dieß entgegenhält; aber ich antworte nicht; ich bemitleide diejenigen, die so sprechen. Wenn ich mich zu meinem Vergnügen oder aus Eitelkeit in die Politik mischte, hätte man Recht; aber wenn ich mich darein mische aus Pflicht, wie jeder Passagier bei einem argen Sturm mit Hand anlegt, so hat man unsingen, aber man muß die Raaen erklettern, ein Reff ergreifen oder das Segel entrollen. Die sociale Arbeit ist die tägliche und pflichtmäßige Arbeit jedes Menschen, der an den Gefahren oder Wohlthaten der Gesellschaft Antheil hat. Man macht sich eine sonderbare Idee von der Politik in unserm Lande und zu unserer Zeit. Ach mein Gott, es handelt sich nicht im mindesten darum, daß Sie oder ich wissen, welchen armseligen und vergänglichen Individuen einige Jahre der Macht gehören werden. Was trägt es für die Zukunft aus, daß dieß oder jenes Jahr der Regierung eines kleinen Landes, das Frankreich heißt, durch das Consulat dieses oder jenes Landes bezeichnet sey; das ist nur Sache ihrer Ruhmsüchtelei, Sache des Kalenders. Aber es handelt sich darum, zu wissen, ob die sociale Welt auf ihrer endlosen Bahn vor- oder rückwärts schreiten wird; ob die Erziehung des menschlichen Geschlechts durch die Freiheit geschehen wird, oder durch den Despotismus, der sie bisher so übel geleitet; ob die Gesetzgebungen der Ausdruck des Rechts und der Pflicht Aller, oder der Tyrannei einiger Weniger seyn sollen; ob man die Menschheit wird lehren können, sich mehr durch die Tugend als durch die Gewalt beherrschen; ob man endlich in den politischen Verhältnissen der Menschen unter einander und der Nationen jenes göttliche Princip der Bruderliebe einführen wird, das vom Himmel auf die Erde gekommen ist, um alle Arten der Knechtschaft zu vernichten und alle Arten der Zucht zu heiligen; ob man den legalen Mord abstellen, ob man allmählich aus dem Gesetzbuch der Nationen jenen Mord in Massen, den man Krieg nennt, vertilgen wird; ob die Menschen sich endlich regieren werden wie Familien, statt sich abzupferchen wie Heerden; ob die heilige Freiheit der Gewissen endlich wachsen wird mit der Aufklärung der Vernunft, vervielfältigt durch das Wort, und ob Gott, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr sich darin abspiegelnd, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr angebetet werden wird in Werken und Worten, im Geist und in der Wahrheit.

Das ist die Politik wie wir sie verstehen, Sie, ich, viele andre und beinahe jene gesammte Jugend, die in Stürmen geboren ist, unter Kämpfen heranwächst, und die den Instinct der großen Dinge in sich zu haben scheint, welche allmählich nach göttlicher Fügung sich erfüllen müssen. Glauben Sie, daß es in einer solchen Epoche und solchen Problemen gegenüber ehrenvoll und tugendhaft sey, sich bei Seite zu halten unter der kleinen Schaar von Zweiflern und mit Montaigne zu sagen: was weiß ich? oder wie der Egoist: was geht's mich an?

Nein. Wenn der göttliche Richter uns am Ende unseres kurzen Lebenstages hienieden unsrem Gewissen gegenüber stellt, wird unsere Bescheidenheit, unsere Schwäche, keine Entschuldigung seyn für unsere Unthätigkeit. Wir mögen ihm immerhin antworten: wir waren nichts, wir vermochten nichts, wir waren nur ein Sandkorn; er wird uns erwiedern: ich hatte zu deiner Zeit die beiden Schaalen einer Wage vor dich hingelegt, worin die Geschicke der Menschheit gewogen wurden; in der einen

war das Gute, in der andern das Böſe. Du warſt nur ein Sandkorn, ja, aber wer ſagte dir, daß nicht ein Sandkorn hätte können die Wage auf meine Seite ſich neigen machen? du hatteſt einen Verſtand um zu erkennen, ein Gewiſſen um zu wählen, du hätteſt das Sandkorn in die eine oder andre Schaale werfen ſollen; du haſt es in keine gelegt; die Winde mögen es dahinraffen — es hat weder dir noch deinen Brüdern gedient.

Ich will mir, mein Freund, ſterbend nicht dieſen traurigen Vorwurf des Egoismus zu machen haben, und daher ſchließe ich jetzt in der Eile dieſe abgeriſſenen Sätze und ſage Ihnen Lebewohl!"

So ſchön und liebenswürdig hierin Vieles klingt, wollen doch die franzöſiſchen Kritiker an Lamartine in der neueſten Zeit kein großes Gefallen haben; ſie ſetzen gar Manches an ihm aus. So ſagt ein ſehr geiſtreicher und wohlmeinender Beurtheiler in Beziehung auf die neueſten Gedichte und die Vorrede unter Anderem:

„Die einleitenden Blätter ſind an ſich eine poetiſche und lebendige Skizze ſeines gemüthlichen Lebens in Saint-Point. Er weiht Einen in Alles ein, und man hätte ihm nur zu danken für ſo viel Anmuth und liebenswürdige Zutraulichkeit, wenn er nicht davon ſich entfernte, um in Betreff der Literatur und der Poeſie gewiſſe Anſchauungsweiſen hinzuwerfen, die man unmöglich kann gelten laſſen in Beziehung auf die Kunſt überhaupt, noch auch in Bezug auf ſein eignes Talent, denn das führte zum Untergang. Vor wenigen Monaten, als in der Discuſſion der Adreſſe Thiers ein etwas anmaßendes Wort entſchlüpfte, welches Herrn von Lamartine auf der Bank, wo er bisher ſtill geſeſſen, unangenehm berührte, erhob ſich der edle Redner, und bat mit innerer Bewegung, man möchte doch wenigſtens ihm und denen, die ſich von dem Hader der Viertelſtunde fern hielten, die Würde dieſes Schweigens vergönnen. Ohne eine gleiche Autorität zu beſitzen, ſollte es denn nicht denen geſtattet ſeyn, die nichts ſind und ſeyn wollen, als Literaten und Dichter, die ſo der Welt in ihrer Weiſe zu dienen und ihre beſcheidene Rolle auszufüllen glauben, die ſich um ſo mehr daran halten, als der Anblick der dermaligen Intriguen ſie anekelt, ſollte es ihnen nicht geſtattet ſeyn, ihn zu bitten, er möge ihnen doch wenigſtens die Würde ihres Schweigens in der Politik gönnen? Wie? ſollte es kein Mittleres dazwiſchen geben, ſeine Wünſche auf die Kammer zu richten, und: zu der Schaar der Egoiſten zu gehören? Man ſollte ſeine Rolle nicht ausfüllen können, wenn man ſich nicht in ſeine ſtille Behaglichkeit, ſondern in ſeinen Beruf als Schriftſteller und Dichter einſchließt, wenn man ſtatt jeder Tribune ſeinen Lehrſtuhl der Philoſophie, der Geſchichte oder auch der Beredſamkeit behauptet? die Politik, deren Programm Herr von Lamartine in der Vorrede gibt, iſt ſchön und wünſchenswerth, und ich möchte nichts ſagen, was auch nur Eine Seele in dieſer Hinſicht entmuthigen könnte. Aber um ſie möglich zu machen, dazu iſt gerade erforderlich, daß man ſie nicht für ſo leicht, ſo nahe, ſo allgemein anerkannt halte. Herr von Lamartine ſchließt poetiſch ſein Vorwort mit einer Berufung auf Gott, wie Scipio die Römer ſich nach aufs Capitol zog; er ſchildert, wie der göttliche Richter am jüngſten Tage in der Wage einerſeits die Reime des Poeten, andrerſeits ſeine ſociale Thätigkeit lege; man erräth leicht, auf welche Seite ſie ſich neigt. Aber es iſt immer ſehr gefährlich, Gott reden zu laſſen; man könnte ebenſo gut und ohne größere Keckheit annehmen, daß er Einem Rechenſchaft abfordern werde von dem eigenthümlichen Talent, das er ihm anvertraut; wenn es eine Verſchiedenheit der Gaben unter den Menſchen gibt, ſo kann es auch eine Mannichfaltigkeit der Berufe und Aemter geben, und dieß ſcheint beſonders einleuchtend, wo das Zeichen davon ſo glänzend und augenfällig iſt, wie im Fall Lamartine's.

Wir tadeln übrigens keineswegs den berühmten Dichter wegen ſeiner Theilnahme an den politiſchen Dingen; wir übernehmen nur die Vertheidigung ſeiner von ihm geſchmähten literariſchen und poetiſchen Thätigkeit. Das politiſche Intereſſe ſelbſt, wohlverſtanden, ſollte ihm eine ſolche Sprache unterſagen. Wir müßten uns ſehr täuſchen, wenn nicht dieſe Art, ſein Talent zu behandeln, wenn man vorzugsweiſe durch es groß iſt, dieſe Leichtigkeit, ſeinen Ruf ſo wohlfeil zu halten, wo dieſer ſo groß und wohlverdient iſt, wenig geeignet wäre, den ſpeciellen politiſchen Männern, unter welchen er ſeinen Platz einnehmen dürfte, einen ungünſtigen Begriff beibrächte.

Wir hätten auf die Vorrede kein ſo großes Gewicht gelegt, wenn die Sammlung ſelbſt durchaus damit contraſtirte. Nun aber gibt Lamartine ſeinen Bewundrern Grund zur Beſorgniß, er werde ſich immer weniger Zeit nehmen für die ſorgfältige und künſtleriſche Ausſtattung ſeiner Muſe, um ſie in anderem Gewand als in der Morgentoilette des Gedankens auftreten zu laſſen; er entſchuldigt ſich, er reſignirt ſich deßhalb leichter und ſchneller als wir. Die förmliche Folge davon wäre, daß die Kritik nichts mehr mit ihm zu ſchaffen hätte; denn das heißt eigentlich ſie abweiſen."

Der Kritiker macht aufmerkſam auf die Metamorphoſe, die im Ganzen mit Lamartine vorgegangen, wie er ſeit der Julirevolution ein Andrer geworden ſey, in ähnlicher Weiſe wie Lamennais. Die Reiſe in den Orient wird als ein Wendepunkt bezeichnet, noch deutlicher aber trat der Humanitaire im Jocelyn, beſonders der Vorrede, hervor. Dabei wird bemerkt, daß dieſe Umwandlung gerade das Gegentheil ſey von der der engliſchen Dichter von der Seeſchule, welche aus ſchwärmeriſchen Pantiſokratiſten — Conſervative und Tories wurden.

„Jocelyn ſchien eine neue Manier des Dichters ankündigen zu wollen; es war ein Verſuch in der Gattung der Compoſitionen; die Fabel, obgleich leicht erfunden, war doch rührend, ſie lieh ſich den reichſten Eigenſchaften des Dichters und führte ihn ohne Gewaltſamkeit zu verjüngten Tönen hinüber. Dieſer erſte Anfang war ſchön; aber hat ihm die Folge entſprochen? Sie beſteht freilich erſt aus einem einzigen Gedicht, aber dieß Eine Gedicht hat Alles vereitelt. Und da ſchon die Reiſe in den Orient, trotz einiger bewundernswerthen Stellen eine allzu lange und offene Nachläſſigkeit geweſen war; da die Vorrede zum Jocelyn einige nicht zu rechtfertigende literariſche Behaup-

tungen enthielt, welche die neuere Praxis des Dichters in helleres Licht setzt, da der jetzt erschienene Band mehr und mehr diese Verschleuderungen eines herrlichen Talents zeigt, so ist es Zeit, es zu sagen; beim dritten Krähen des Hahns hat man das Recht, dem geliebtesten Dichter zuzurufen: er verzichte auf seinen Ruhm!" — — — „Wie behandelt der Dichter die Verse, die er uns so verschwenderisch zuwirft! Man möchte wünschen, er glaubte mehr; oder er schiene mehr zu glauben an die Zukunft seiner Poesie; er rechnet ja so sehr in allen andern Dingen auf die Zukunft! Und dann, was auch die Zukunft und der Lohn sey, gilt nicht auch in der Kunst was in der Moral: daß man immer sein Bestes thun soll? Und dieß ist nicht bloß eine Vergleichung, sondern eine positive Behauptung; die Kunst ist für den Künstler ein Theil seines Gewissens und seiner Moral." — —

„Ich hätte im Einzelnen Vieles zu rügen, und ich könnte zu den Conceptionen, wie im Styl und Rhythmus, jenen seltsamen Einfluß, jenen unerwarteten, beinahe vollständigen Triumph der Fehler der sogenannten materialistischen Schule über den Dichter nachweisen, der durch seinen Instinct davon am weitesten entfernt war, und seiner Einsicht und Ueberzeugung nach lange Zeit der entschiedenste Gegner schien; ein um so seltsamerer Triumph, als die Schule selbst schon beinahe überwunden schien; aber ich will dieß unterlassen. Ich will nur sagen, wenn man eine Leier, und eine solche Leier, hat, warum sie muthwillig zerbrechen, oder sie entstellen, indem man sie ins Unendliche erweitern will. Die erste Leier Lamartine's hatte — Manche sagen: Eine — ich aber glaube: mehrere, wohlzusammenstimmende Saiten; sie war beschränkt; um so besser! Was hat er gethan? Ehrgeizig und nachlässig zugleich hat er Saiten jeder Art hinzufügen wollen; aus einer Leier hat er ein Ungeheuer von Maschine gemacht, das nicht mehr ihm gehört, dem er mit den Fingern, dem Arm, mit dem Ellbogen sogar alle möglichen Töne auspreßt, aber ohne Harmonie unter sich, und ohne Melodie. Oh! wenn man eine hat, so behalte und bewahre man seine Leier!"

Der Aufsatz schließt:

„Was den poetischen Genius Lamartine's betrifft, der, trotz so vieler Abirrungen in neueren Zeiten, doch nie mächtiger in seinen Würfen und in seiner Quelle war, so ist es an ihm, zu entscheiden, ob wir durch diesen Allarmruf einen Schiffbruch signalisiren oder ihn verhindern. In allen Fällen, indem wir die peinliche Rolle übernehmen, das Stehenbleiben, den Fall und das Nachlassen vor Erreichung des Ziels bei so vielen von uns bewunderten Geistern zu rügen, versichern wir, und man möge es glauben, daß wir es durchaus mit keinem Gefühl der Genugthuung oder des Triumphes thun. Ach, ihr Ruin (wenn es zum Ruin kommt) ist ja auch der unsrige, wie ihr so oft von uns geweissagter Triumph unser Stolz und unsre Freude gewesen wäre. Der Scharfblick des Kritikers sah sich gebunden an ihr Geschick als treue Dichter und verehrte Schriftsteller; unsre besten Besitzthümer waren an Bord ihres Ruhmes eingeschifft, und man fühlt sich selbst großentheils untergehen bei ihrem Schiffbruch."

Traum einer griechischen Jungfrau von den seligen Inseln.

An ihren Geliebten.

War's Mondschein oder war's die Morgensonne,
Wer rief aus meinem Arm dich, meine Wonne?
Noch strömte mir in schmachtend süßer Ruh
Entzückung eines sel'gen Geistes zu;
Auf meinem Hauche noch der Seufzer bebte,
Dein Name noch auf meiner Zunge schwebte,
Da hört' ich deine Lyra leis' und lind
Von Liebe lispeln mit dem sanften Wind.
Schnell drückt' an meine Brust ich jetzt die Leyer,
Und, noch entglüht von deines Kusses Feuer,
So küßt' ich sie; da glänzt' auf jeder Saite
Ein thauig Zeichen meiner Wonn und Freude.
Dann rührt' ich sanft die Lyra; schnell entklang
Aus ihren Tönen solch ein süßer Sang,
Der jenen Saiten nur allein entrauschet,
Die sich in heißer Küsse Thau berauschet.
O, Liebe, wonnig wird die Ruh' erquicken,
Die lieblich schmeichelnd folgt auf dein Entzücken,
Und sanft wie Dämmrung ausströmt in die Brust
Die milden Spuren der entschwundnen Lust!

Wie ich so lag in wollustsüßer Ruh,
Drückt' sanft der Schlummer mir die Augen zu;
Die Lyra fühlt' auf meinen Schooß ich gleiten,
Und als die Finger auf den Silbersaiten
Hinstreiften, tönt' ein süßes Wiegenlied,
Daß Zauberklang mir holdes Glück beschied.
Mein Thron, diesen Traum vergeß' ich nicht!
Zwei Knaben sah ich bei des Mondes Licht
Mit Liebesblicken aus der Höh' sich neigen
Und still zu meiner Laube niedersteigen,
Den Geistern gleich, die in Amathas Quelle
Mit ihren Schwingen ruhn bei Tageshelle,
Doch Nachts sich aus dem warmen Bade wieder
Erheben, um zu kühlen ihre Glieder.

Auf meiner Stirn fühlt' ich sie Seufzer hauchen;
Dann stiegen leise sie durch meine Augen
In meine Brust hernieder nach und nach,
Wo meine Seel' in süßen Banden lag.
Sie rührten dran, und schnell die Fessel sprang,
Und aufwärts sich die freie Seele schwang.

Als Führer nun die kleinen Geiſter flogen
Durch lichte Pfade mir voran und ſogen
Den Sternenthau, Ambroſiatüfchen ein,
Der Seelen Labſal in der Götter Reihn.

Du weißt, Geliebter, übern Wolken lieget
Das Geiſterreich, wenn nicht der Barde träget.
In dieſem Lande rollt ein Aethermeer
Voll lichter Inſeln, wo der Seelen Heer,
Die dieſe mühbeladne Welt verließen,
In ew'gen Lauben Himmelsruh' genießen;
Selbſt jene Scheibe, deren Strahlenpracht
So oft dich führt in meinen Arm zur Nacht,
Iſt eine Liebesinſel, wunderſchön,
Die glänzend ſchwimmt in jenen luft'gen Seen.
Dorthin nun flogen wir; auf ihrer Thalen
Lag mild ein Tag mit ſilberhellen Strahlen;
Auf Lilienbetten ſah ich ringsum ruhn
Die ſel'gen Geiſter von dem irdſchen Thun.
Hier traf ich auch in lieblich kühlem Schatten
Die Jungfraun, welche treu geliebt einſt hatten;
Noch fand hier Lehr' und Schutz und Liebesluſt
Leontion an ihres Meiſters Bruſt;
Und Pythia ließ zum Lohn in ihren Armen
Ihn, der als Göttin ſie verehrt, erwarmen;
Nicht fühlt' auch in Aſpaſia's Liebesblick
Hier Sokrates ſein häuslich Mißgeſchick;
Theano ſpielte, die ſo zärtlich war,
In ihres Samiers reichgelocktem Haar,
Der endlich liebumſtrickt ihr angehörte
Und Weisheit nur durch ihre Lippen lehrte.

O Samier, was auch dein hoher Geiſt
Von den geheimen Zahlen uns verheißt,
Die Eins, aus Zwein gebildet, die ſich lieben,
Iſt ſtets die ſchönſte Himmelszahl geblieben!

Doch denk, mein Theon, wie vor Wonn' ich bebte,
Als an der Quelle, die das Thal belebte,
Mein Aug' erblickte aus des Mondes Reich
Ein Weſen, ach! in Allem dir ſo gleich,
Daß raſch, — von meiner Treue nur getrieben —
Ich dieß umarmen mußt' und innig lieben.
Doch braucht die Seele nicht des Wortes Schall,
Um fern zu tragen ihre Wünſche all;
Ein Wink genügt, wie ihn ſich Geiſter geben,
Ein Trieb, wie ihn nur fühlt des Himmels Leben,
Und ſchneller, als ein Meteor wir ſehn,
Von Seel' zu Seele fliegen die Ideen.
Wie du, ſo lächelte des Jünglings Bild,
Doch nicht wie du, wenn leidenſchaftlich wild
Du tiefe Röthe lockſt auf meine Wangen
Durch ein dich nur beſchämendes Verlangen.
Sein Lächeln war ein geiſtig milder Blick,
Der reuvoll zum Vergangnen ſchaut zurück,
Doch freudvoll glänzt, wie wenn im glüh'nden Herzen
Du deine Luſt bezähmſt mit ſüßen Schmerzen,
Und deine Seel', aus ihrem Wahn befreit,
Im Aug' dir ſtrahlt mit keuſcher Heiterkeit.

Wie himmliſch iſt die Wonne, wenn ſich finden
Verwandte Geiſter und ſich ſüß verbinden!
Der Gott aus Elis, deſſen treue Welle
Durch Grotten ſtrömt mit liebentbrannter Schnelle,
Trägt Blumenkränz' und Zweige, ſtolz entzückt,
Womit olymp'ſche Jungfraun ihn geſchmückt,
Als Opfer ſie zu den kryſtallnen Füßen
Der Arethuſa liebend auszugießen.
Wenn mit der Quellenbraut er ſich verbindet,
Denk, welch Entzücken dann die Fluth empfindet;
Sie ſchmelzen in einander, bis ein Kuß
Die Wellen eint in einen Wonnefluß!
So wars — —

Doch, Theon, du ermüdeſt hier;
Mein ſüßer Traum macht keine Freude dir.
O, könnt' ich deine Lippen jetzt erreichen,
Dich wollt' ich küſſen zum geduld'gen Schweigen,
Und lächelnd müßteſt du den Sagen glauben
Von Sternenthälern und Planetenlauben,
Die meine Seele, durch dich hocherhoben,
In ihrem Schlummer zierlich hat gewoben.
Doch nein, nichts mehr! — Sobald das Morgenlicht
Sich auf Iliſſos Wellen ſchmelzend bricht,
Da flieg' ich hin an deine treue Bruſt
Und künde mehr dir noch zu größrer Luſt.
Wird dann mein Bild ſich noch zu matt bewähren,
Soll deine Lippe mehr, als Traum mich lehren.

A. Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 September 1839.

Der Cardinal Richelieu.

Aus Alfred de Vigny's Cinq-Mars.

Der berühmte Roman A. de Vigny's, welcher mit der romantischen Schule ihren Triumph erringen half und als eine der gediegensten Productionen dieser Richtung gilt, ist in Deutschland weniger bekannt, als er es zu seyn verdiente. Mag immerhin die Theorie des Romans, nach welcher er gearbeitet ist, die Idee des historischen Romans, die er in sich ausprägt, nicht die richtige und haltbare seyn, sofern die Geschichte selbst zum Roman umgestaltet, oder vielleicht richtiger, als romantische Begebenheit behandelt und ausgemalt wird, statt daß diese sie nur den Hintergrund und die Färbung für eine einzelne, sey es nun frei erfundene oder aus den Ueberlieferungen der Geschichte selbst herausgegriffene, in sich abgeschlossene Begebenheit bildete: so ist doch die Behandlung des Stoffes so anziehend, die Schilderungen so lebendig und anschaulich, die Charaktere so kunstreich aufgefaßt und durchgeführt, und der Styl, die Sprache so edel und gebildet, daß man das deutsche Publicum wohl dringend einladen darf, sich den Genuß der Lecture dieses Buchs zu verschaffen. Wir theilen hier zur Probe einige Abschnitte mit, in welchen der merkwürdige Mann in verschiedenen Situationen geschildert ist, in dessen Händen damals das Geschick Frankreichs ruhte, der aber doch, gegenüber selbst einem so schwachen König wie Louis XIII, immer ängstlich bedacht seyn mußte, wie er die Zügel der Herrschaft in den Händen behalte.

Das Cabinet.

In der Stadt Narbonne verfolgen wir, um den Mann zu finden, der hier herrscht, eine ungleiche finstre Straße, steigen die Stufen des alten bischöflichen Hauses hinan, und treten in den ersten, größten Saal. — Der Saal war sehr lang, aber erhellt von einer Reihe hoher Spitzbogenfenster, bei welchen nur der obere Theil noch die blauen, gelben und rothen Gläser behalten hatte, die ein mysteriöses Licht in dem Gemach verbreiteten. Eine ungeheuer große runde Tafel füllte es auf der Seite, wo der große Kamin sich befand, der Breite nach ganz aus; um diesen Tisch herum, bedeckt mit einem bunten Teppich und voll von Papieren und Portefeuilles, saßen, über ihre Federn hingebeugt, acht Secretäre, beschäftigt, Briefe abzuschreiben, die man ihnen von einem kleinern Tisch herüber reichte. Andre stehende Personen ordneten die Papiere ein in den Fächern einer Bibliothek, welche von schwarz gebundnen Büchern noch nicht ganz voll war, und schritten vorsichtig auf dem Fußteppich hin, womit der Saal belegt war.

Trotz der größern Anzahl der hier versammelten Personen hätte man das Summen des Flugs einer Fliege gehört. Das einzige Geräusch, das sich erhob, war das Kritzeln der Federn, die rasch über das Papier hinflogen, und eine hohe, feine Stimme, welche dictirte, und manchmal vom Husten unterbrochen wurde. Sie kam von einem gewaltigen Lehnstuhl her, mit großen Armen, der am Feuer stand, das trotz der Wärme der Jahreszeit und des Landes angezündet war. Es war ein Lehnstuhl, worin man gern einschläft. Aber der Mann, der darin saß, schlief nicht. Er hatte eine große Stirne und wenige, sehr weiße Haare, große, sanfte Augen, ein blasses, langes und schmales Gesicht, dem ein kleiner weißer Bart und Spitzbart jenen Ausdruck von Feinheit gaben, welchen man an allen Portraits aus dem Jahrhundert Louis XIII bemerkt. Ein Mund beinahe ohne Lippen — und wir sind genöthigt zu gestehen, daß der Doctor Lavater dieß als einen Zug nicht zu bezweifelnder Bosheit ansieht — ein zusammengekniffner Mund war eingefaßt von zwei kleinen, grauen Schnauzbärtchen und einem Royal, einer damals modischen Zierde, welche in ihrer Form ganz einem Komma glich. Der Greis hatte auf dem Kopf ein rothes Käppchen und war in einen großen Schlafrock gehüllt, trug purpurseidne Strümpfe und war kein Andrer als Armand Duplessis, Cardinal de Richelieu.

Ganz in seiner Nähe, um den kleinern Tisch herum, von welchem die Rede gewesen, saßen vier junge Leute von fünfzehn bis zwanzig Jahren; es waren Pagen oder Domestiken, nach dem Ausdruck jener Zeit, der damals bezeichnete: Vertraute, Freunde des Hauses. Dieser Brauch war ein Ueberrest

vom feudaliſtiſchen Patronat, der noch in unſern Sitten geblieben. Die jüngern Söhne von Edelleuten aus den beſten Familien nahmen Dienſt und Sold bei den großen Herren, waren ihnen unter allen Umſtänden ergeben und forderten auf das Verlangen ihrer Herren den erſten Beſten zum Zweikampf heraus. Die Pagen, von welchen wir ſprachen, ſetzten die Briefe auf, deren weſentlichen Inhalt ihnen der Cardinal angegeben, und gaben ſie, nachdem der Meiſter einen Blick darauf geworfen, den Secretären, welche ſie ins Reine ſchrieben. Der alte Herzog ſeinerſeits ſchrieb auf ſeinem Knie geheime Noten auf kleine Papiere, die er beinahe in alle Pakete hinein ſchob, eh' er ſie mit eigner Hand ſiegelte.

Er ſchrieb einige Augenblicke, als er in einem Spiegel, ihm gegenüber, ſah, daß der jüngſte ſeiner Pagen einige Zeilen ſchrieb auf ein Blatt Papier von viel kleinerem Format als das miniſterielle Papier hatte; er ſchrieb eilig ein paar Worte darauf und verſteckte es dann unter dem großen Blatt, das er, zu ſeinem großen Leidweſen vollſchreiben mußte; aber im Rücken des Cardinals ſitzend, hoffte er, die Schwierigkeit, welche es jenen koſtete, ſich umzukehren, würde bewirken, daß er die Liſt nicht merke, die er mit ziemlicher Gewandtheit zu bewerkſtelligen ſchien. Plötzlich richtete Richelieu trocken das Wort an ihn und ſagte: Kommt hieher, Monſieur Olivier. — Dieſe paar Worte waren ein Donnerſchlag für den armen Jungen, der noch nicht ſechzehn Jahre alt ſchien. Doch ſtand er ſehr ſchnell auf und trat vor den Miniſter hin, mit geſtreckten Armen und geſenkten Hauptes.

Die andern Pagen und die Secretäre rührten ſich ſo wenig als Soldaten, wenn einer von ihnen von einer Kugel getroffen fällt, ſo ſehr waren ſie an dergleichen Aufrufe gewohnt. Dieſer jedoch kündigte ſich lebhafter an, als ſonſt der Fall war. — Was ſchreibt Ihr da? — Monſeigneur, was Euer Eminenz mir vorſchreibt. — Was? — Monſeigneur, den Brief an D. Juan de Braganza. — Keine Umſchweife, Monſieur, Ihr treibt andere Dinge. — Monſeigneur, verſetzte jetzt der Page mit Thränen im Auge, es war ein Billet an eine meiner Couſinen. — Laßt mich ſehen. — Jetzt ergriff ihn ein Zittern am ganzen Leib, er mußte ſich an dem Kamin halten, und ſagte: das iſt unmöglich. — Mein Herr Graf Olivier d'Entraigues, ſagte der Miniſter, ohne die geringſte Aufregung zu verrathen, Ihr ſeyd nicht mehr in meinen Dienſten. — Und der Page ging hinaus; er wußte, daß er nichts zu antworten hatte; er ſchob ſein Billet in die Taſche, öffnete die Flügelthüre nur ſo weit, daß ſie ihn hindurchließ, und ſchlüpfte hinaus wie ein Vogel aus ſeinem Käfig.

Der Miniſter fuhr fort auf ſeinem Knie Noten zu entwerfen.

Die Secretäre verdoppelten ihr Stillſchweigen und ihren Eifer, als die Thüre ſich raſch aufthat, und man zwiſchen den beiden offnen Flügeln einen Kapuziner ſtehen ſah, der, mit auf der Bruſt gekreuzten Armen ſich verbeugend, ein Almoſen, oder den Befehl ſich zurückzuziehen, zu erwarten ſchien. Er hatte eine gebräunte Haut, von den Blattern arg verwüſtet, ziemlich ſanfte, aber ein wenig ſchielende Augen, die immer bedeckt waren von den mitten auf der Stirn zuſammenſtoßenden Brauen; einen Mund, deſſen Lächeln ſchlau, boshaft und unheilverkündend war; einen platten und rothen Bart, und die Tracht vom Orden des heiligen Franciscus in ihrer ganzen Strenge, mit Sandalen und nackten Füßen, die ſehr unwürdig der Ehre ſchienen, auf einem Teppich abgetrocknet zu werden.

Dieſe Perſon, ſo wie ſie war, ſchien in dem ganzen Saal eine große Senſation zu veranlaſſen; denn ſämmtliche Schreiber, ohne den angefangenen Satz, Zeile oder Wort zu beendigen, ſtanden auf und gingen zu der Thüre hinaus, wo er noch immer ſtand, die Einen im Vorübergehen ihn grüßend, die Andern den Kopf wegwendend; die jungen Pagen ſich die Naſe zuhaltend, aber hinter ſeinem Rücken, denn ſie ſchienen ihn doch insgeheim zu fürchten. Nachdem Alles vorbeigezogen, trat er endlich ein, eine tiefe Verbeugung machend, weil die Thüre noch offen war; aber ſobald ſie geſchloſſen, ſchritt er ohne Umſtände vorwärts und ſetzte ſich neben den Cardinal, der an der entſtandenen Bewegung ihn erkannt hatte, ihm eine trockene und ſtumme Verbeugung mit dem Kopf machte, ihn feſt ins Auge faßte, als erwartete er eine Neuigkeit zu hören, und ſich nicht enthalten konnte, die Augbrauen zuſammenzuziehen, wie beim Anblick einer Spinne oder eines andern ekelhaften Thiers.

Der Cardinal hatte dieſer Gebärde des Verdruſſes nicht widerſtehen können, weil er ſich durch die Anweſenheit ſeines Agenten genöthigt ſah, ſich in eine jener tiefen und peinlichen Unterredungen einzulaſſen, von welchen er ſich während einiger Tage zu erholen geſucht hatte in einer Gegend, deren reine Luft ihm wohlthätig war, und deren friedliche Stille die Schmerzen ſeiner Krankheit etwas erleichtert hatte. Sie hatte ſich in ein langſames Fieber verwandelt, aber die fieberloſen Zwiſchenzeiten waren lang genug, daß er, während er nicht daran litt, vergeſſen konnte, es werde ſich wieder einſtellen. So gab er denn ſeiner bisher unermüdlichen Einbildungskraft ein wenig Raſt, und erwartete ohne Ungeduld, zum erſtenmal vielleicht in ſeinem ganzen Leben, die Rückkehr der Eilboten, die er nach allen Richtungen ausgeſandt hatte, wie Strahlen einer Sonne, die allein Frankreich Leben und Bewegung ſchenkte. Er hatte den jetzigen Beſuch nicht erwartet, und der Anblick eines jener Menſchen, die er, nach ſeinem eignen Ausdruck, im Verbrechen abhärtete, machte ihm all die gewohnten Unruhen ſeines Lebens wieder gegenwärtiger, ohne ganz die Wolke der Melancholie zu zerſtreuen, welche ſeine Gedanken überſchattet hatte.

Der Anfang der Unterredung trug ganz die düſtre Farbe ſeiner letzten Träumereien; bald aber wurde er lebhafter und kräftiger als je, als die Kraft ſeines Geiſtes gezwungen in die wirkliche Welt zurückkehrte.

Sein Vertrauter ſah, daß er zuerſt das Schweigen brechen müſſe und that es in folgender derber Weiſe:

„Nun, Monſeigneur, an was denkt Ihr? — Ach, Joſeph, an was ſollen wir Alle, wie wir ſind, denken, als an unſere künftige Seligkeit in einem beſſern Leben als dieſes iſt? Ich denke, ſeit mehreren Tagen, darüber nach, daß die menſchlichen Angelegenheiten mich allzuſehr von jenem einzigen Gedanken abgezogen haben, und ich bereue, einige Augenblicke der Muße auf ſo profane Werke verwendet zu haben, wie meine Tragö-

dien Europe und Mirame, trotz des Ruhms, den sie mir schon bei unsern feinsten Geistern eingebracht haben, — ein Ruhm, der sich in die Zukunft verbreiten wird.

Der Pater Joseph, voll von Dingen, die er vorzubringen hatte, war anfangs erstaunt über diesen Eingang; aber er kannte seinen Herrn zu gut, um es sich merken zu lassen, und da er wohl wußte, wie er ihn auf andre Ideen führen konnte, ging er jetzt ohne Bedenken auf die seinigen ein.

Ihr Verdienst ist doch sehr groß, sagte er mit einer Miene des Bedauerns, und Frankreich wird darüber seufzen, daß auf diese unsterblichen Werke nicht ähnliche andere Productionen gefolgt sind.

Ja, mein lieber Joseph, umsonst haben Männer wie Boisrobert, Claveret, Colleter, Corneille, und besonders der berühmte Mairet diese Tragödien als die schönsten gepriesen, welche die Vergangenheit und Gegenwart aufführen gesehen: ich mache sie mir doch, das schwöre ich Euch, als eine wahre Todsünde zum Vorwurf, und ich beschäftige mich in meinen Mußestunden nur mit meiner Methode der Controversen und mit dem Buch über die Vollkommenheit des Christen. Ich bedenke, daß ich fünfzig Jahre habe und eine Krankheit, die einen nicht verschont. — Das sind Berechnungen, die Eure Feinde eben so pünktlich anstellen als Euer Eminenz, sagte der Pater, dem diese Unterredung verdrießlich zu werden anfing, und der nur schnell davon loskommen wollte. —

Die Röthe stieg dem Cardinal ins Gesicht.

Ich weiß es, ich weiß es wohl, sagte er, ich kenne die Schwärze ihrer Gesinnungen und ich mache mich auf Alles gefaßt; aber was gibt es denn Neues? — Wir waren schon übereingekommen, Monseigneur, Mademoiselle d'Hauteferd zu ersetzen; wir haben sie entfernt, wie Mademoiselle de la Favette, das ist recht gut, aber ihr Platz ist noch nicht wieder ausgefüllt und der König.... — Nun? — Der König hat Ideen, die er noch nie sonst gehabt hat. — Wirklich? und die nicht von mir kommen! das geht schön! sagte der Minister mit Ironie. — Aber warum auch, Monseigneur, die Stelle eines Günstlings sechs Tage erledigt lassen? das ist nicht klug, erlaubt mir, daß ich es ausspreche. — Er hat Ideen, Ideen, wiederholte Richelieu mit einer Art von Erstaunen; und was für denn? — Er hat davon gesprochen, die Königin Mutter zurückzurufen, versetzte der Capuziner mit leiser Stimme, sie von Köln zurückzurufen. — Marie von Medicis, schrie der Cardinal und schlug mit beiden Händen auf die Lehnen seines Armstuhls. Nein! beim lebendigen Gott, sie soll nicht wieder den Boden Frankreichs betreten, von dem ich sie Schritt für Schritt verjagt habe! England hat nicht gewagt, die von mir Verbannte zu beherbergen, Holland hat gefürchtet, unter ihr in Trümmer zu gehen, und mein Königreich sollte sie aufnehmen? Nein, nein! diese Idee konnte ihm nicht von selbst kommen! Meine Feindin zurückrufen, seine Mutter zurückrufen — welche Treulosigkeit! nein, er hätte nie daran zu denken gewagt... dann, nachdem er einen Augenblick tief nachgesonnen, heftete er einen durchdringenden Blick, noch voll vom Feuer seines Zorns, auf den Pater Joseph und fuhr fort: aber in welchen Ausdrücken hat er denn seinen Wunsch ausgesprochen? Sagt mir genau die Worte. — Er hat ganz offen und in Gegenwart von Monsieur gesagt: Ich fühle wohl, daß eine der ersten Pflichten eines Christen die ist, ein guter Sohn zu seyn, und ich werde dem Murren meines Gewissens nicht lange widerstehen.

(Fortsetzung folgt.)

Freie und Sklaven.

(Fortsetzung.)

In der Stelle, die wir zunächst mittheilen, erscheint der thracische Hirte als der Sieger über die Römer. Er hat das Heer Pulchers zerstreut, und der menschliche Pansa, der dem Festus (dem unerkannten Sohn des Spartakus), ein Vater gewesen, und ihn mit seiner einzigen Tochter, Fulvia, verlobt hat, ist der Gefangne der Insurgenten.

Spartakus.

Pansa, du glaubst, fürcht' ich, von mir das Schlimme
Was Lügner von mir sagen. Darum bitt' ich
Um ein geduldig Ohr dich, ein'ge Stücke
Eines leidvollen Lebens anzuhören,
Denn sehr wünscht' ich, daß der großmüth'ge Freund
Du bliebst, der du dem Festus bist gewesen,
Und, wenn ich sicher dich nach Haus gesandt,
Mein Thun mit Milde deutest und wo möglich
Seyst etwas weniger mein Feind.

Pansa

Ich bin
Nicht dein, doch ewig deiner Sache Feind;
Weil sie erschüttert hat, zerstört, das Glück,
Das römische Weisheit, römische Einfalt
Hat himmelhoch gebaut.

Spartakus.

Du irrest sehr!
Doch höre mich. In Thraciens Hirtenland
Bin ich geboren, hab' ein Hirtenleben
Gelebt im Frieden und in Niedrigkeit
Und sah der Meinen glückliche Gesichter
Gefangen ward ich in muthwill'gem Krieg,
Vertheid'gend unser armes Dorf; in Rom
Ziert' ich einen Triumph und ward verhöhnt
Mit schmutziger Handwerker Hohn und Streichen,
Die Schwerter fert'gen, welche sie zu schwingen
Nicht wagen.

Pansa.

Du verleumdest sie, sie wagen
Wohl Alles; ihre Sitten und Betragen
Darüber ließ' viel sagen sich; zugeben
Will ich, sie sind oft bitter ungezogen,
Ich wollt', sie wüßten recht die Hand zu brauchen!

Spartakus.

Oder des Himmels Finger rettigte sie!

Pansa

Anstecken soll mich deine Galle nicht;
Erzähle weiter, ist es gleich nichts Neues;

Derlei geſchieht wohl, denn in Rom verkauft
Man oft nach Kriegen hunderttauſend Sklaven.

Spartakus.

Eu'r Frevel und Eu'r Fluch iſt Sklaverei.
Eines Elenden Knecht war ich, dem ſeiner
Mitmenſchen Leben Waare war, die täglich
Um Sümmchen Goldes er verſchacherte.
Tod ſchlug den Schaft ich und entkam den Feſſeln,
Das Andre weißt du. Meines Sklavenloſes
Genoſſen ſehnten ſich nach einem Feind,
Der gegen Rom aufſtänd' und allen Feinden
Von dieſer Stadt, aus welchem Grund ſie's wären,
Beiſtand und Schutz verliehe. Dieſes Land —
Von lauter Unterdrückten iſt's bewohnt;
Ihr Schweiß und dieſes Bodens Fruchtbarkeit
Schafft ihnen weder Brod, noch Kleidung, noch
Obdach für ſich und ihre Kinder. Ich
Durchwanderte die Ebnen und die Berge,
Die lachendüpp'gen Thäler; und von Elend
Ward Feng' ich, das die Hoffnung ſelbſt nicht länger
Täuſchend hinhalten konnte; und da ſagt' ich:
Das ſind die Mittel, womit wohl ein Mann
Von Tauſenden die Ketten kann zerſprengen,
Ja, womit er zertrümmern oder lähmen
Kann eines Reiches Stärke, das gegründet
Auf Ungerechtigkeit.

Panſa.

Ich kann nicht einſehn
Dieſes Gedankens Tugend oder Weisheit.
Tödtet den Körper man, von einer Krankheit
Ihn zu befreien? Ein Uebel heilend, willſt du
Roms unermeßliches, wohlthät'ges Leben,
Das Wunder aller künft'gen Zeit, vergiften?

Spartakus.

Iſt Roms Geſundheit meine? oder weil
Rom groß iſt, ſoll ich knie'n und ihren Fuß,
Den tödtlichen, auf meinen Sklavennacken
Setzen und flehn: O ſchone! Noch erkennen
Die Herren Roms in ihrer dreifachen
Verſchanzung von Behaglichkeit, Luſt, Macht,
Das Drohende nicht des Feinds den ſie verachten.
Denn Eure Sklaven haſſen Euch, obgleich ſie
Sich geifernd ſchmiegen, Eure ungeheuern
Bauwerke bauen, Eure Felder ſchaffen,
Euch Gärten ebnen, Aquäducte führen,
Durchgraben dichte Berge, oder Wälder
Dem Fels aufzwingen, bloß der Schönheit wegen;
Dann Eure Bäder und Fiſchteiche graben
Und — ſterben, der Mühſal, des Hungers Opfer,
Oder der rohen Peitſche; und als letzten
Dienſt, geben ſie ihr Fleiſch zum Fiſchefüttern,
So daß die Mahlzeit ihrer Herrn vergiftet
Durchs Uebermaß der Ueppigkeit noch wird.
Sind ſolche Menſchen heilſam einem Reich?

Panſa.

Dergleichen kommt wohl ausnahmsweiſe vor;
In einem ſtolzen, kriegeriſchen Staat
Wird's immer einige Tyrannen geben, —
Wird's Männer geben, die Gewalt mißbrauchend —
Das Glück verderbt gar Manche, —

Spartakus.

O ja! Alle!

Panſa.

Dieß iſt viel wahrer als ich wünſchen konnte;
Wie überſahn es.

Spartakus.

Das ſind Eure Großen;
Indeſſen hat der ehrbare Handwerker,
Oder wer ſich durch Müh' und Fleiß errungen
Ein ſpärlich Gütchen, Alles zu befürchten
Von dieſen römiſchen Emporkömmlingen,
Die, heiß von Küſten, von Verachtung kalt,
In ihres Stolz's und Reichthums Stärke kommen,
Den ſchwachen Nachbar zu beſchädigen;
Die kommen mit des Unrechts kräft'gen Rechten
Zu greifen nach dem Wenigen, was noch
Die Feindſchaft dieſer Welt übrig gelaſſen,
Und wo ſie Niedrigkeit und Mangel fanden,
Oeffnen dem Haß ſie und der Schuld das Thor.

Panſa.

Gräßlich iſt deine Schilderung, wenn wahr.

Spartakus.

Noth und Entehrung flößen ein dem Herzen
Die Haſſesträume, deren wir bedürfen,
Und die Rom fürchten ſollte. Unſre Reih'n
Wimmeln von ſolchen, welche Euer Wahnſinn
Von Arbeit und von Nahrung trieb hinweg
Zu Müßiggang und Hunger und Verbrechen.
Denn fremde Sklaven, rothgeſtriemt vom Peitſchen,
Verrichten die Geſchäfte freier Armuth,
Die Hoffnung ſtehlend, die vor Schuld ſie ſchützte.
Nicht mehr der Sklaven Sache iſt die unſre;
Der unbeſchäftigte Landbauer läßt
Sein fahles Feld im Stich, der Hirte tritt
Die Heerde ab dem Sklaven; der Handwerker
Läßt das Gewerb, bei dem er Hungers ſtirbt,
Aus Eiſenkäfigen brechen die Gefangnen,
Und ſchaaren ſich um mich und fordern Dienſte;
Männer, die lachen zu dem Froſt, dem Sturm,
Die Kleider, Waffen ſelbſt ſich ſerr'gen können,
Mit Nahrung froh, wie man ſie Hunden reicht,
Die ſchlafen, wär' der Tod ihr Bettgenoß auch.

Panſa.

Heilloſe Schurken, wahrlich, ich bezeug' es!

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 September 1839.

Hymnus einer delphiſchen Jungfrau.

Am Grabe ihrer Mutter.

Nach Th. Moore.

Οὐκ ἔθανες, μῆτερ, μετέβης δ' ἐς ἀμείμονα χῶρον,
Καὶ ναίεις μακάρων νήσους θαλίαις ἔνι πολλαῖς.
Agathias.

Verloren, ewig ach! verloren! — Nimmer
Strahlt Heſperos mehr unſerm thau'gen Pfad,
Wo oft des Tages letzter Abendſchimmer
Wir feierten an Kriſſas Felsgeſtad!
Nicht wandern wir mit heil'gem Hochgefühle
Nach Tempes Thale mehr, noch pflücken wir
Bei Winters Froſt und Sommers heißer Schwüle
Dort Lorbeerkränze zu des Tempels Zier.
Du lenkteſt meiner Seele reges Streben,
Daß ſie erglüht' am Buſen der Natur;
Du lehrteſt mich, in jedes Lüftchens Beben
Zu fühlen eines Gottesodems Spur,
All' deine Blick' und Worte hegt zur Stunde
Noch meines frommen Herzens ſtiller Raum! —
Ich ſeh' erheben im bethauten Grunde
Dich einen umgeſtürzten Lorbeerbaum;
Du ſageſt dann: „Auf dieſen Zweig hier blicke
„Der einſt zu heil'gem Dienſt gepflanzet war;
„Jetzt weint er noch im herben Mißgeſchicke,
„Doch ſoll er blühn am delphiſchen Altar!
„So hebt einſt, wenn auch in den irdiſchen Sinnen
„Der Geiſt geſunken liegt auf ein'ge Zeit,
„Ihn eine unſichtbare Hand von hinnen,
Daß dort er blüh' in ewiger Seligkeit!"

Gleichwie des Himmels reinſter Schnee hernieder
Sich leiſ' ergießt und Alles ringsum verklärt;
So ward durch deine Worte, deine Lieder
Mir erſt der Wahrheit milder Glanz gewährt.
Du ſanfte Tröſt'rin meiner Jugendleiden,
Du Spielgefährtin meiner Jugendluſt,
Umſchwebt mich nicht dein Schatten, mich zu leiten,
Wirkt deine Seele nicht in meiner Bruſt?
Ja, gleichwie bei des Phöbos Abendglanze,
Wann auf dem heil'gen Berge frohgemuth
Wir Chorgeſänge tönten, und zum Tanze
Uns reihten um Kaſſolis Silberfluth;
Wie damals auf dein innigſtes Verlangen
Mein Blick der kindlichreinſte ſollte ſeyn,
Wie meine Saiten als die ſchönſten klangen,
Mein Fuß am leichtſten ſchwebt' in bunten Reihn;
So fühl' ich jetzt auch noch dein zärtlich Walten;
Dein Auge lächelt himmliſch mild mir zu;
Du ordneſt zierlich meines Kleides Falten
Und meine irren Tritte lenkeſt du!
Und wenn des Feſtes Hymnenchor ich leite,
Dann ſchwebt dein Geiſt, um mich beſorgt und bang.
Auch zwiſchen meiner Lipp' und Lyraſaite,
Und einigt ſie zum reinſten Wonneklang!
Nie ſtröme, Pleiſtos, deine Silberwelle,
Die leiſe weinend hier vorüber fließt,
Auf dieſes Grabes heil'ge Ruheſtelle,
Das meinem Herzen himmliſch theuer iſt!

A. Fürſtenhaupt.

Der Cardinal Richelieu.

(Fortſetzung.)

Chriſt! Gewiſſen! Das ſind nicht ſeine Ausdrücke; das iſt der Pater Cauſſin, ſein Beichtvater, der mich verräth, rief der Cardinal. Treuloſer Jeſuit! ich habe dir deine Intrigue mit der de la Fayette verziehen, aber deine geheimen Einflüſterungen und Rathſchläge laſſe ich dir nicht hingehen. Ich werde dieſen Beichtvater fortjagen laſſen. Joſeph; er iſt ein Feind des

Staats, ich ſehe es klar. Aber ich bin auch ſeit einigen Tagen ſehr nachläſſig geweſen; ich habe die Ankunft des kleinen d'Effiat*) nicht genug beſchleunigt, der ohne Zweifel ſeine Beſtimmung erfüllen wird; er iſt hübſch und geiſtreich, ſagt man. Ach, welch ein Fehler! ich hätte wahrhaftig ſelbſt eine tüchtige Ungnade verdient. Beim König dieſen Fuchs von Jeſuiten laſſen, ohne ihm meine geheimen Inſtructionen gegeben, ohne ein Unterpfand ſeiner treuen Erfüllung meiner Befehle in Händen zu haben! Welche Vergeßlichkeit! Joſeph, nehmt eine Feder und ſchreibt geſchwind dieß für den nächſten Beichtvater, den wir beſſer wählen wollen. Ich denke an Pater Sirmond. — Der Pater Joſeph ſetzte ſich an den großen Tiſch, bereit zu ſchreiben, und der Cardinal dictirte ihm folgende Pflichten ganz neuer Art, die er bald darauf dem König zuzuſtellen wagte, welcher ſie in Empfang nahm, reſpectirte und auswendig lernte, wie die Gebete der Kirche. Sie ſind uns geblieben, als ein Staunen erregendes Zeichen der Herrſchaft, die ein Mann durch die Zeit, durch Ränke und durch Keckheit an ſich zu reißen vermag.

I. Ein Fürſt muß einen erſten Miniſter, und dieſer erſte Miniſter muß drei Eigenſchaften haben 1) daß er keine andere Leidenſchaft habe, als die, ſeinem Fürſten zu dienen, 2) daß er gewandt und treu, 3) daß er ein Geiſtlicher ſey.

II. Ein Fürſt muß ſeinen erſten Miniſter aufs vollkommenſte lieben.

III. Er darf ſeinen erſten Miniſter nie wechſeln.

IV. Er muß ihm Alles ſagen.

V. Er muß ihm freien Zutritt zu ſeiner Perſon geſtatten.

VI. Er muß ihm unbeſchränkte Macht über das Volk einräumen.

VII. Er muß ihm große Ehren und große Güter verleihen.

VIII. Ein Fürſt hat keinen koſtbarern Schatz als ſeinen erſten Miniſter.

IX. Ein Fürſt muß dem, was man gegen ſeinen erſten Miniſter ſagt, keinen Glauben ſchenken, und nicht gern zuhören, wenn man über ihn läſtert.

X. Ein Fürſt muß ſeinem erſten Miniſter Alles ſagen, was man gegen ihn geſagt hat, ſelbſt wenn man vom Fürſten die Geheimhaltung ausdrücklich ausbedingt hätte.

XI. Ein Fürſt muß nicht nur das Wohl ſeines Staates, ſondern auch ſeinen erſten Miniſter allen ſeinen Verwandten vorziehen.

So lauteten die Vorſchriften des Gottes von Frankreich, weniger erſtaunlich noch als die ſchreckliche Naivetät, mit welcher er ſelbſt ſeine Befehle der Nachwelt vermachte, als wenn auch ſie an ihn glauben müßte!

Während er ſeine Inſtruction dictirte, die er von einem kleinen Stück Papier, von ſeiner Hand beſchrieben, ablas, ſchien ſich ſeiner bei jedem Wort eine tiefe Traurigkeit zu bemächtigen, und als er zu Ende war, ſank er in ſeinen Lehnſtuhl zurück, die Arme gekreuzt und den Kopf auf die Bruſt herabhängend.

Der Pater Joſeph, ſein Schreiben unterbrechend, ſtand auf und fragte ihn, ob er ſich unwohl fühle, worauf er ihn aus tiefſter Bruſt folgende traurige und merkwürdige Worte ausſprechen hörte: welch tiefer Verdruß! welche endloſe Unruhen! Wenn der Ehrgeizige mich ſähe, er ſähe in die Wüſte. Was iſt meine Macht? ein armſeliger Abglanz der königlichen Gewalt; und welche Arbeiten, um an meinen Stern dieſen ewig ſchwankenden Strahl zu feſſeln! Seit zwanzig Jahren verſuche ich es vergebens. Ich verſtehe dieſen Menſchen nicht! Er wagt nicht mir zu entfliehen, aber man nimmt ihn mir weg, er entſchlüpft mir unter den Händen... Was hätte ich nicht ſchon geleiſtet mit erblichen Rechten, wenn ich ſolche gehabt hätte! Aber ſo viele Berechnungen verſchwenden müſſen, um ſich im Gleichgewicht zu halten! Was bleibt dann vom Genie übrig für Unternehmungen? Ich habe Europa in meiner Hand, und ich ſelbſt hänge an einem zitternden Haare. Wofür richte ich meine Blicke auf die Weltkarten, wenn alle meine Intereſſen in ſeinem engen Cabinet verſchloſſen ſind? Seine ſechs Schuhe Raum machen mir mehr Mühe und Verdruß zu regieren, als die ganze Erde. Das iſt es um einen erſten Miniſter! Jetzt beneide man mich noch um meine Wachen!

Seine Züge waren ſo entſtellt, daß man einen gefährlichen Zufall beſorgen konnte, und es ergriff ihn ein langer, heftiger Huſten, der mit einem leichten Blutauswurf endigte. Er ſah, daß der Pater Joſeph erſchrocken eine auf dem Tiſch ſtehende goldene Glocke faſſen wollte; und mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings aufſtehend, hielt er ihn zurück und ſagte:

Es iſt nichts, Joſeph; ich überlaſſe mich manchmal ſo der Muthloſigkeit. Aber dieſe Augenblicke ſind kurz und ich bin nachher kräftiger als zuvor. Meine Geſundheit betreffend, ſo weiß ich vollkommen, wie es damit ſteht. Aber davon handelt es ſich nicht. Was habt Ihr in Paris gemacht? Ich bin zufrieden, den König in Bearn angekommen zu ſehen, wie ich es wünſchte. Wir werden ihn beſſer bewachen. Was habt Ihr ihm in der Ausſicht gezeigt, um ihn zur Reiſe zu vermögen? — Eine Schlacht bei Perpignan. — Nun wohl, das iſt nicht übel. Ha, wir können ihm ja eine veranſtalten, dieſe Kurzweil iſt ſo gut wie eine andre. Aber die junge Königin, die junge Königin, was ſpricht ſie? — Sie iſt noch wüthend über Euch; — die Entdeckung ihres Briefwechſels; das Verhör, das Ihr ſie erſtehen ließet.... — Bah! ein Madrigal und eine augenblickliche Unterwürfigkeit werden ſie vergeſſen machen, daß ich ſie vom Haus Oeſterreich und vom Land ihres Buckingham getrennt habe. Aber was macht ſie? — Neue Intriguen mit Monſieur. Aber da alle ihre Vertrauten auf unſerer Seite ſind, habe ich hier die Berichte von Tag zu Tag. — Ich werde mir nicht die Mühe nehmen, ſie zu leſen; ſo lang der Herzog von Bouillon in Italien iſt, fürchte ich von daher nichts; ſie kann mit Gaſton am Feuerherd kleine Verſchwörungen erſinnen; er bleibt immer bei den wohlwollenden Abſichten und Planen ſtehen, die er bisweilen hat, und richtet nichts gut ins Werk, als ſeine Reiſen aus dem Königreich; dreimal hat er ſolche gemacht, und ich werde ihm Gelegenheit zur vierten ſchaffen, wenn er will; er iſt nicht den Piſtolenſchuß werth, den du dem Grafen von Soiſſons beibringen ließeſt. Der arme Graf hatte indeß eben ſo wenig Energie.

*) So heißt der eigentliche, unglückliche Held des Romans.

Hier fing der Cardinal, in ſeinem Lehnſtuhl ſich zurecht ſetzend, ganz munter, zumal für einen Staatsmann, zu lachen an.

Ich werde mein Lebenlang lachen über ihren Streich in Amiens; da hatten mich die beiden in der Hand. Jeder hatte wohl fünfhundert Edelleute um ſich, bis an die Zähne bewaffnet, und alle bereit, mich aus der Welt zu ſchaffen, wie Concini; aber der große Vitry war nicht da; ſie ließen mich eine Stunde lang ganz ruhig mit ihnen von der Jagd und vom Fronleichnamsfeſt ſchwatzen, und weder der Eine noch der Andre hatte den Muth, all' dieſen Gurgelſchneidern ein Zeichen zu geben. Wir haben nachher durch Chavigny erfahren, daß ſie ſeit zwei Monaten auf dieſen glücklichen Augenblick warteten. Ich, wahrhaftig, ich merkte gar nichts, außer daß der kleine Spitzbube, der Abbé de Gondi, ſo um mich herum ſchnüffelte, und ausſah, als ob er etwas im Aermel verbärge; das veranlaßte mich, in den Wagen zu ſteigen. — Da fällt mir ein, Monſeigneur, die Königin will ihn zum Coadjutor machen. — Sie iſt toll, er wird ſie zu Grunde richten, wenn ſie ſich an ihn hängt; er iſt ein mißrathener Muskatier, ein Teufel in der Soutane; leſt ſeine Geſchichte Fiesco's, da findet Ihr ihn ſelbſt. Er wird und ſoll nichts werden, ſo lange ich lebe. — Ei, was! Ihr urtheilt ſo richtig, und laßt jetzt einen andern Ehrgeizigen ſeines Alters kommen? — Welcher Unterſchied! das wird eine Puppe ſeyn, mein Freund, eine wahre Puppe, dieſer junge Cinq-Mars; er wird an nichts denken als an ſeinen Halskragen und ſeinen Reiherbuſch; dafür bürgt mir ſein zierlicher Wuchs und ſeine Haltung; und ich weiß, daß er ſanft und ſchwach iſt; deßwegen habe ich ihn ſeinem ältern Bruder vorgezogen — er wird thun, was wir wollen. — Ach, Monſeigneur, ſagte der Pater mit einer Miene des Zweifels, ich habe den Leuten nie getraut, deren äußere Formen ſo ruhig ſind; die innere Flamme iſt dann nur um ſo gefährlicher. Erinnert Ihr Euch des Marſchalls d'Effiat, ſeines Vaters? — Noch einmal, er iſt ein bloßes Kind, und ich werde ihn erziehen, während dieſer Gondi ſchon ein vollendeter Factionsmann iſt, ein Wagehals, den nichts zurückhält; er hat ſich erfrecht, mir Madame de la Meilleraie ſtreitig zu machen, begreift Ihr das? iſt das glaublich? mir? der kleine Kerl von Abbé, der kein anderes Verdienſt hat, als ein boshaftes, ziemlich lebhaftes Geplauder und eine cavaliersmäßige Haltung. Zum Glück hat der Gemahl ſelbſt Sorge getragen, ihn zu entfernen.

(Fortſetzung folgt.)

Freie und Sklaven.

(Schluß.)

Die unmittelbaren Urſachen von Spartakus' Untergang war die Eiferſucht, welche zwiſchen den thraciſchen und den galliſchen Sklaven ausbrach, und die Inſubordination des ganzen Haufens, der zu friſch erſt der Feſſeln entledigt war, um ſich auf eine, freier Männer würdige, Weiſe benehmen zu können. Ball zeichnet die Meuterei im Lager mit Meiſterhand. — Zum Schluß geben wir noch einen Theil der letzten Scene. Hier hat ſich der Dichter eine poetiſche Freiheit mit der Geſchichte erlaubt, denn Spartakus kehrte nicht auf den Veſuv zurück, ſondern fiel im Gefecht bei Rhegium, an der äußerſten Gränze Calabriens, wo Craſſus 40,000 der Aufrührer niedermachte. Nach einem alten Bericht hätte Spartakus damals ſchon den Heroismus des alten engliſchen Kriegers ausgeübt, der in der Chevy-Jagd verherrlicht wird, indem er kniend fortgekämpft hätte, als ihm die Füße abgehauen, oder ſo verwundet waren, daß ſie ihn nicht mehr tragen konnten, und endlich auf Haufen todter Römer ſeinen Geiſt aufgegeben, die ſein Schwert erlegt hatte. Obgleich auf andre Weiſe, fällt er doch auch in der Tragödie als ein Held. Der Schluß der Scene iſt wunderbar ſchön gedacht. Es verbreitet ſich ein Gemiſch von Schrecken, Schauer und Geheimniß über die Fichtengipfel und den mitternächtlichen Abgrund, das wir ſelten in einem Drama übertroffen gefunden haben.

Siebente Scene. Höhle im Veſuv. Auf einer Seite ein Abgrund. Spartakus tritt auf, und Panſa, eine Lampe tragend.

Panſa.

Nicht viel hab' ich als Wirth zu bieten dir,
Doch alles iſt es, was ich kann erſchwingen
Mit meinem beſten Willen für den Mann,
Der einen Platz hat, edler als Paläſte,
In meiner Bruſt.

Spartakus.

Genug iſt's für die kurze
Zeit, welche ich bei dir verweilen werde.

Panſa.

Nicht ſo; lang ſollſt du bleiben. Laſſ das Licht hier;
Hier gähnt ein Abgrund; nähere dich ihm nicht.

Spartakus.

Ha! welche Stimme?

(Panſa fährt erſchrocken auf und horcht.)

Panſa.

Es war keine Stimme!
Willſt einen alten Mann zu todt du ängſten?

Spartakus.

Panſa, bedenken wir mein Loos zuſammen.
Für mich — bin ich gleich tapfer, klug und ſtark
(Und friſch ſind die Beweiſe), würden auch
Heil meine Wunden, hab' ich gleich dieß Leben
Nur halb durchmeſſen erſt — ich ſterbe gern.
Der Zeit Unbill entgeh' ich ſo zur Hälfte.
Ich wanke dann im Alter nicht umher
Mit einem Stab, Hülf' und — Verachtung heiſchend
Bei Andern, muß nicht in der Krankheit Schmerz
Und Schwäche, Unterdrückung wehrlos ſehn.
Erleben muß ich's dann nicht, zu vergeſſen
Die Wonne des verachtungsvollen Haſſes,
Womit den Sturz ich von Tyrannen ſah;
Nicht, was das Schlimmſte, öden Geiſts und Herzens,
Leben in feiger Niederträchtigkeit,
Voll Furcht, im großen Spiel des Zufalls und

Der Hoffnung einzuſetzen dieſes Leben,
Das endlich Alle doch verlaſſen müſſen.

Panſa.

Du ſollſt nicht ſterben; ich ſchwöre du ſollſt leben;
Ich fechte ſelbſt für dich, wenn's nöthig wird.
Du biſt ſo herrlich wie der Morgenſtern,
Rom ſoll ſich ſelbſt nicht ſchänden, dich erſchlagend,
Wenn ich, ein Römer, kann den Streich abwenden.

Spartakus.

Glücklich war ich in meiner Freunde Wahl,
Du ehrenhafter Mann, und das iſt viel
In dieſer dunkeln Welt; doch, ach! auch Alles!
Mein Leben und mein Mühen ſind verſunken
Vor der Vereinigung von Klugheit und Reichthum.
Das lange Dunkel einer Sonnenfinſterung
Senkt wieder ſich auf die Geknechteten,
Und wird gleich ihre Sache hundertmal
Verfochten werden auf Schlachtfeldern noch,
Verfochten, bis ſie endlich ſiegreich bleibt:
Wird doch mein Name ſie nicht aufrecht halten,
Und ich werd' nicht davon die Palme tragen,
Den Lorbeer nicht, nach welchem ich getrachtet,
Das iſt des Todes Dorn! Leiblichen Schmerz,
Den tragen kann irgend ein Menſch, veracht' ich.

Panſa.

Ich wiederhol's, davon will ich nichts hören;
Die Stille läßt mich hoffen, daß wir ſicher.
Ruh' eine Weile hier. Ich geh' nach Nahrung.

Spartakus.

Panſa, leb'wohl!

Panſa.

Ich ſage nicht: leb'wohl!
Ich haß' das Wort. Die Götter ſind gerecht. (Geht ab.)

Spartakus.

Wie raſch ſein Schritt iſt auf dem Felſenweg,
Gewohnheit macht ihn, ob's gleich Nacht iſt, ſicher
Drauf wandeln. — Horch! was iſt das? ein Getöſe,
Bei dem mir Schlimmes ahnt.
(Er legt ſich nieder und horcht; dann ſteht er wieder auf.)
Ich hör' ein fernes
Stampfen von vielen Füßen; ja, ich ſehe
Die rothen Fackeln durch die Bäume glänzen;
Verfolger ſind's und hieher kommen ſie!
„Du kannſt nicht fechten mehr, doch kannſt du ſterben!"
Das war, glaub' ich, das Wort des Lentulus.
Eil', Spartakus! Wie glücklich dieſer Abgrund!
Ein edler Tod durch meinen eignen Willen
Verhilft zu einem unentehrten Grab mir.
Nachgeben wär' der Tod, und wär' der Spott
Der mir Verhaßten, ſo bleib' ich auch ferner
Der ſtörende Gedanke ihres Tages
Und ihrer Träume Schreckbild. Zittern macht
Mein Nam' die Kinder, ihre Weiber bleich,
Wenn ich nicht mehr bin; aber ach! die Frucht
Des Uebels allen, das ich that, iſt hin!
Und wird, wo ich ſtand, keine Lücke ſeyn?
Die Frage kommt zu ſpät! meine Stund' iſt nah,
Und ein hartherz'ger Gläub'ger iſt das Schickſal.
Jetzt, du abgründ'ge Nacht, mög' deine Tiefe
Bis zu der Erde Kern ſich ſchaurig dehnen,
So ſollſt du dienen meinem Haß, und ſollſt
Dem ſchnöden Rom, dem zitternden, ein Vermächtniß
Der Furcht nachlaſſen und Unheimlichkeit.
(Er ſpringt in den Abgrund.)

Panſa, Feſtus, Fauſta und Fulvia, mit Fackeln, eilen herbei.

Feſtus.

Vater, du biſt gerettet!

Panſa.

Noch beſchützen
Die Götter dich!

Fauſta.

Sprich, Spartakus, o ſprich!
Oder ich ſterbe!

Fulvia.

Alles rings durchſucht;
Vielleicht iſt weggegangen er, vielleicht
Entſchlief er auch, todtmüde wie er war.

Panſa (beiſeite).

Ja, und für immer, fürcht' ich.

Fulvia.

Sprich!

Fauſta.

Sprich!

Panſa.

Sprich!

Feſtus.

War das ein Echo, oder des Vaters Stimme?

Fulvia.

Ich glaub' hinter den Fichten gibt er Antwort.

Panſa

(den Feſtus bei Seite ziehend und in den Abgrund deutend).

Ich fürcht', o Feſtus, daß er ruht hier unten!

In andern Tagen, ſagt der Beurtheiler, würde ein Erzeugniß wie dieſes unfehlbar ſeinem Verfaſſer einen Namen verſchafft haben, und wir hegen einige Hoffnung, daß ſelbſt in dieſer geſchäftigen, von Büchern überſchwemmten, unpoetiſchen Zeit der Dichter nicht ganz den Lohn verlieren wird, den er ſo reichlich verdient, und daß die traurigen Worte Dante's, die er zu ſeinem Motto gewählt hat,

E tornero con le man vote al petto

ſich nicht in jedem Sinn bei ihm erfüllen werden!

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 October 1839.

William Hazlitt's Charakteriſtik der Redner Brougham und Burdett.

Die beiden Redner leben noch, jedoch in veränderten Verhältniſſen; Henry Brougham iſt Lord Brougham geworden und ſitzt im Oberhaus, wo er eine vielfach angefochtene, etwas zweideutige Poſition genommen hat; Sir Francis Burdett, einſt der Märtyrer der Freiheit, der Abgott von Weſtminſter, kämpft, wiewohl auf Krücken, in den Reihen der Conſervativen, jedoch eifrig behauptend, ſeinen alten Grundſätzen nicht ungetreu geworden, immer noch der Verfechter der Conſtitution zu ſeyn. Hazlitt aber iſt vor mehreren Jahren ſchon geſtorben, — ein Mann von großen Fähigkeiten und vielſeitigen Talenten, deſſen Schriften, z. B. ſein Leben Napoleons, das einen ſcharfen Gegenſatz zu dem Buch Walter Scotts bildet, in England einer anſehnlichen Popularität genießen, und der von den Radicalen beſonders immer noch mit lobpreiſender Bewunderung genannt wird. Vor einiger Zeit erſchien ſein literariſcher Nachlaß, von ſeinem Sohn herausgegeben, mit Vorreden von E. L. Bulwer und Sergeant Talfourd, und aus Veranlaſſung dieſes Buchs ſprach ſich die Edinburgh Review über Hazlitts Leiſtungen und Talent in einem Artikel aus, dem wir ein paar Stellen entnehmen:

„Die ſtolze Unabhängigkeit des Geiſtes, welche Hazlitt wirklich beſaß, und nur zu begierig zur Schau trug, war an ſich eine ehrenwerthe Eigenſchaft, aber eben vermöge des Uebermaaßes dieſer Eigenthümlichkeit lebte er in beſtändigem Krieg mit der Welt, ihren Inſtitutionen, ihren Schicklichkeitsbegriffen und häufig ebenſo mit ihrer wirklichen als ihrer conventionellen Moral. Er überließ ſich ſeinen Leidenſchaften und Launen mit einer gewiſſen trotzigen Verachtung des Urtheils ſeiner Mitmenſchen, von welchen er ſich nicht genug geſchätzt und mißhandelt glaubte. Wenn ſein Ruf wirklich durch ungerechte und gehäſſige Kritik gelitten hat, ſo hat ihm andrerſeits das übertriebene Lob ſeiner Anhänger ebenſoſehr geſchadet. Es iſt ergötzlich zu ſehen, wie auch die beiden berühmten Vorredner in einigen Widerſpruch miteinander gerathen, wenn ſie dem Verſtorbnen ihr Lob, jedoch mit vorſichtigen Reſtrictionen, in wohlgeſetzten Worten ſpenden. Talfourd läßt die Grundlage vom Charakter ſeines Helden beſtehen in „einem ebenſo leidenſchaftlichen Durſt nach Wahrheit, wie ihn Andre nach Reichthum, Macht oder Ruhm haben.“ Dennoch aber ſind nachmals ganze Blätter dem Zweck gewidmet, darzuthun, wie äußere Umſtände verſchiedner Art den wahrſten aller Schriftſteller der Abſicht nach, in einen der in der Praxis unwahrſten (das Wort in keinem harten Sinn genommen) verwandelt haben; — in einen Autor, deſſen Speculationen in Moral, Literatur und Metaphyſik ſo vermiſcht ſind mit paradoxen und zweideutigen Sätzen, daß ſein andrer Beurtheiler, Bulwer, ſagt: „Ich vermuthe, die Hälfte von dem, was oberflächliche Leſer buchſtäblich genommen haben, iſt insgeheim ſarkaſtiſch gemeint.“ Es trifft ſich, daß die Bewunderung, welche beide für Hazlitt gefaßt haben, ſehr modificirt iſt in den Punkten gerade, auf welche jeder ſich beſonders gut zu verſtehen glaubt. Talfourd iſt ein lorbeergekrönter Tragiker, und er iſt der Anſicht, daß Hazlitt nicht glücklich geweſen in ſeinen kritiſchen Verſuchen über Shakſpeare's Zeitgenoſſen, und eben ſo wenig, Einzelnes ausgenommen, in ſeinen Urtheilen über Shakſpeare ſelbſt; nennt ihn aber die erſte Autorität in der Literatur des „Geiſtes und der Faſhion in der Hauptſtadt.“ Bulwer dagegen hat ſich mit Geſchmack und Geiſt in den Charakter der Zeit unſrer Großmütter verſenkt — und er ſcheint Hazlitt's Abenteuer in dieſen Regionen beinahe mit jenem beſerglichen Gefühl zu betrachten, womit ein Mann von Faſhion die Bewegungen eines etwas gemeinen Schützlings in einem Hofſaal beobachten würde. Dagegen wählt Bulwer gerade aus dem Werk, von welchem Talfourd ſo leichthin ſpricht, ſeine Proben und Auszüge, weil darin der Autor ſich im glänzendſten Licht zeige.

Sollten wir die weſentlichſten Eigenſchaften angeben, worin ſeine Verdienſte ſowohl als ſeine Mängel ihren Urſprung hatten, ſo wüßten wir den auffallendſten Charakterzug von Hazlitts geiſtigem Weſen, wie es in ſeinen Schriften ſich darſtellt,

mit keiner paſſenderen Bezeichnung zu benennen, als mit der einer feinen und Alles durchdringenden Ichſucht. Ohne Zweifel war dieſe ein Element ſeines urſprünglichen Weſens; der Gang ſeiner Erziehung trug dazu bei, ſie zu nähren; der ganze Verlauf ſeines Lebens und ſeiner Beſchäftigungen gaben ihr beſtändige Nahrung. Er war der Sohn eines unitariſchen Geiſtlichen, eines Mannes von der Claſſe, die er ſelbſt ſchildert als „die ultima Thule aller Sanguiniſchen und Viſionären in der Politik," eines Schülers von Prieſtley, eines Mannes von Gelehrſamkeit und Liberalität, den aber ſeine Stellung und Umſtände nothwendig auf eine kleine Geſellſchaft und einen engen Ideenkreis beſchränkten. Hazlitt, der ſo entfernt als nur Einer vom intellectuellen Stolz war, hat ſelbſt bezeugt, welchen Einfluß eine ſolche Erziehung auf ihn hatte; er ſagt; „die Diſſenters, ſelbſt geächtet, lernen auch Andre ächten, und kommen am Ende dahin, daß ſie alle Wahrheit der Grundſätze, alle geſunden Anſichten auf den Kreis ihrer eignen kleinen Gemeinde beſchränken. Ich ward irrthümlicherweiſe zu dem Glauben angeleitet, alle außerhalb der Claſſe der vernünftigen Diſſenters Stehenden als kaum des Namens vernünftiger Geſchöpfe würdig anzuſehen." Er war von einer Gemüthsart, welche eine ſolche Erziehung beſonders gefährlich machte. Er war begabt mit einer ungewöhnlichen Frühreife des Talents, verbunden mit der gewöhnlichen Begleitung hievon, einer dem Glück hinderlichen, zu großen und ſcharfen Gefühlsreizbarkeit. Seine geiſtigen Anlagen müſſen ſich außerordentlich früh entwickelt haben, und in ſeinem engen Kreis mußte ihm dieß große Aufmerkſamkeit und Bewunderung gewinnen. Im vierzehnten Jahr übergab er ſeinem Vater den Plan eines beabſichtigten „Verſuchs über den politiſchen Zuſtand der Menſchheit." Mit ſiebzehn Jahren wurde der ungeſtüme, heißblütige Jüngling in die Welt geſchleudert. Er begann ſeine Laufbahn als Künſtler; ſpäter warf er ſich auf die Literatur, um ſeinen Unterhalt und Ruhm zu gewinnen, immer aber blieb er, zu ſeinem Unglück, ohne eine beſtimmte, regelmäßige Beſchäftigung, welche einem überreizten Gehirn Ruhe gegeben hätte. Es iſt leicht nachzuweiſen, wie ein ſolches Leben auf einen Geiſt und ein Gemüth wie die ſeinigen, wirken mußte. Der erſte Eindruck, den der Enthuſiaſt empfangt, wenn er ſich auf einmal dieſer lärmenden, traumenden Welt gegenüber ſieht, iſt der einer ſchmerzlichen Enttäuſchung. Er entdeckt (und Niemand hat dieſen Theil ſeiner Laufbahn mit mehr Wahrheit geſchildert als Hazlitt ſelbſt in mehreren ſeiner Aufſätze) von wie verhältnißmäßig geringem Nutzen die hohen intellectuellen Gaben ſind, auf die er ſtolz geweſen — wie das ſchnelle Urtheil, der entſchloſſene Geiſt, das leichtblütige Temperament mehr gelten in den Angelegenheiten der Welt, als all die Eigenſchaften, welche Dichter und Philoſophen machen. Kann er entweder dieſe Eigenſchaften ſich erwerben, oder mit der Lage und Stellung ſich begnügen, wofür ihn ſeine ganz verſchiedenartigen Talente befähigen, ſo iſt es gut. Kann er aber dieß beides nicht, ſo reizt die Aufregung, welche die Folge davon iſt, ſein Temperament, ſeinen Unmuth auf und macht, daß ſein Geiſt ſich nach innen kehrt, daß er größeres Vergnügen daran findet, ſeine Eigenthümlichkeiten zu ſtudiren, und immer und immer wieder das Lieblingsbuch ſeiner imaginären Autobiographie zu durchleſen, als an den geſünderen Beſchäftigungen, die ein minder verwöhnter Geiſt außer ſich gefunden hätte.

Hazlitt beſaß eine, der eignen Mängel ſich im Grund wohl bewußte, aber Vernachläſſigung und Geringſchätzung deßhalb nicht minder lebhaft und bitter empfindende Eitelkeit. Dieſe krankhafte Anlage ward noch geſteigert durch den Charakter der Geſellſchaft, in welche er ſich verſetzt ſah. In ſeinem frühern Leben war er viel zuſammen mit Coleridge und den andern Lichtern des „jungen Englands" in jenen demokratiſchen Zeiten; in ſpäterer Zeit lebte er mit der kleinen Coterie von Lamb, Leigh Hunt und ihren Genoſſen. So waren manche ſeiner Freunde Männer von hohem Genius oder von nicht gemeinen Talenten; Alle aber kamen überein in einer beklagenswerthen gegenſeitigen Lobpreiſung, und darin, daß ſie ihre kleinen Clubs als den Inbegriff des geſunden Verſtandes und Gefühls des literariſchen Englands betrachteten. Auch darf nicht vergeſſen werden, daß dieſe und andre Eigenthümlichkeiten ſeines Charakters beſtärkt wurden durch die heftige Verfolgung, welcher er und ſeine Freunde zu einer gewiſſen Zeit preisgegeben waren, durch plumpe und böswillige Kritik, weniger beißend durch Witz als verletzend und empörend durch unbarmherzige Wiederholung, welche nicht bloß ihre Schriften angriff, ſondern auch ihre Perſonen, Sitten und ihr Leben, und alle Regeln des Anſtandes höhnte, welche vor dem Emporkommen dieſer neuen Secte von Cynikern ſelbſt die Satyre geachtet hatte.

Wir machen auf dieſe Eigenthümlichkeiten aufmerkſam nicht als auf Charakterſchwächen, ſondern als Eigenſchaften, welche dem Schriftſteller ein beſonderes Gepräge geben. Gerade ſeine Art, ſich mit ſeinem Ich zu beſchäftigen, macht einen Haupttitel ſeiner Anſprüche auf Bewunderung aus; immer ſind ſeine Empfindungen und Betrachtungen damit verwoben. Daher das lebhafte Entzücken, mit dem er, ſeiner eignen Erzählung zufolge, in früher Zeit die Bekenntniſſe Rouſſeau's las — ein Buch, das die Geſchichte eines Geiſtes enthält, der in mehr als Einer Hinſicht das Gegentheil des ſeinigen war. Jedem kommt es wohl vor, daß er in ſeinen Träumereien ſich identificirt mit irgend einer bekannten Perſon der Fiction — mit Hamlet z. B. in ſeiner melancholiſch-philoſophiſchen Stimmung; aber wer hat es je ſo beredt gethan wie Hazlitt?

„Hamlet," ſagt er, „iſt ein Name: was er ſagt und ſpricht, iſt nur die müßige Erfindung des Gehirns eines Dichters. Und ſo wäre das Alles nicht wirklich? Es hat ſo viel Realität als unſre eignen Gedanken. Die Realität davon liegt im Gemüth des Leſers. Wir ſind Hamlet. Wer immer tiefſinnig und ſchwermüthig wurde durch ſein eignes oder fremdes Unglück und Schuld, wer immer mit ſich herumtrug die umwölkte Stirne des tiefen Nachſinnens, und ſich „zuviel glaubte in der Sonne," wer immer hat kennen gelernt die Schmerzen verſchmähter Liebe, der Aemter Uebermuth, und die Unbilden, welche der Hochmuth ſchweigendem Verdienſt erweiſt; wer immer den Geiſt in ſich erliegen fühlte und Traurigkeit wie eine Krankheit an ſein Herz ſich heften; wer ſeine Hoffnungen im Keim zer-

ſtört ſah, und ſeine Jugend geirrt durch die Erſcheinungen ſeltſamer Weſen; wer ſich nicht behaglich fühlen kann, ſo lang er das Böſe um ſich ſchweben ſieht wie ein Geſpenſt; weſſen Kraft zum Handeln verzehrt worden iſt durch den Gedanken; wem die Welt als etwas Unendliches erſcheint und er ſelbſt als Nichts; wen die Bitterkeit ſeiner Seele gleichgültig macht gegen alle Folgen, und wer ins Schauſpiel geht, als Hauptmittel die Uebel und Leiden des Lebens gleichſam von ſich abzuſchütteln durch eine ſcheinbare Darſtellung derſelben — das iſt der wahre Hamlet."

(Fortſetzung folgt.)

Der Cardinal Richelieu.

(Fortſetzung.)

Der Pater Joſeph, der es ſo wenig leiden mochte, daß ſein Herr von ſeinem Glück bei den Frauen als von ſeinen Gedichten ſprach, ſchnitt eine Grimaſſe, welche ſchlau und fein ſeyn ſollte, aber nur häßlich und ungeſchickt war; er wähnte der Ausdruck ſeines Mundes, den er wie ein Affe verzog, ſolle ſagen: ach! wer könnte auch Monſeigneur widerſtehen! Aber Monſeigneur verſtanden es ſo: ich bin ein armer Pfaffe, der nichts von der großen Welt verſteht! und ohne Uebergang ſagte er plötzlich, einen Brief mit Depeſchen vom Tiſch aufnehmend: der Herzog von Rohan iſt todt, das iſt eine gute Neuigkeit; ſo ſind jetzt die Hugenotten verloren. Er hat viel Glück gehabt; ich hatte ihn durch das Parlament in Toulouſe zum Vierertheiltwerden verurtheilen laſſen, und jetzt ſtirbt er ruhig auf dem Schlachtfeld von Rheinfeld. Aber was thut's? das Reſultat iſt dasſelbe. Wieder ein großer Kopf am Boden! Wie ſind ſie gefallen ſeit dem Montmorency's! Ich ſehe keinen mehr, der ſich nicht vor mir neigte! Wir haben ſchon beinahe alle unſre Angeführten von Verſailles geſtraft; gewiß man kann mir nichts vorwerfen; ich übe gegen ſie das Recht der Vergeltung aus und behandle ſie, wie ſie mich im Rath der Königin-Mutter haben behandeln laſſen wollen; der alte Bramardas Baſſompierre wird mit ewigem Gefängniß bezahlt werden, wie der meuchleriſche Marſchall de Vitry, denn ſie hatten nur für dieſe Strafe gegen mich geſtimmt. Was Marillac betrifft, der auf Tod antrug, ſo ſpare ich den Tod ihm auf für ſeinen erſten Fehltritt, und empfehle dir, Joſeph, mich daran zu erinnern; man muß gerecht ſeyn gegen Jedermann. So bleibt nur noch der Herzog von Bouillon ſtehen, den ſein Sedan ſo ſtolz macht; aber ich werde ihn ſchon zwingen, es auszuliefern. Das iſt etwas Merkwürdiges um ihre Verblendung! ſie glauben vollkommne Freiheit zu Verſchwörungen zu haben, und ſehen nicht, daß ſie an den Fäden herumſpringen, die ich in der Hand halte und die ich manchmal verlängere, um ihnen Luft und Raum zu geben. Und haben denn die Hugenotten über den Tod ihres theuern Herzogs recht gewehklagt und geſchrien wie ein Mann? — Weniger als über der Geſchichte von Laudan, die jedoch auch noch glücklich ablief. — Was, glücklich, ich will doch hoffen, daß Grandier todt iſt? — Ja, das iſt es, was ich ſagen wollte. Euer Eminenz muß zufrieden ſeyn; alles iſt binnen vierundzwanzig Stunden beendigt worden; man denkt nicht mehr daran. Nur hat Laubardemont eine kleine Unbeſonnenheit begangen, daß er die Sitzung öffentlich machte, was einen kleinen Tumult veranlaßt hat; aber wir haben die Signalements der Ruheſtörer, und man verfolgt ſie. — Das iſt gut, ſehr gut. Urbain war ein zu überlegner Geiſt, um ihn da zu laſſen; er neigte ſich zum Proteſtantismus hin; ich wollte wetten, er hätte am Ende abgeſchworen; ſein Werk gegen den Cölibat der Prieſter hat mir die Vermuthung eingeflößt; und im Zweifelsfall, merke dir das, Joſeph, iſt es immer beſſer, den Baum umzuhauen, ehe er ſeine Frucht getragen hat. Dieſe Hugenotten, ſiehſt du, ſind eine wahre Republik im Staat. Hätten ſie einmal die Majorität in Frankreich, ſo wäre die Monarchie verloren, und ſie würden eine demokratiſche Regierung ſtiften, welche dauerhaft ſeyn könnte. — Und welche tiefe Leiden verurſachen ſie alle Tage unſerm heiligen Vater, dem Papſt! ſagte Joſeph. — Ach, antwortete der Cardinal, ich ſehe wo du hinaus willſt; du willſt mich an ſeine hartnäckige Weigerung erinnern, dir den rothen Hut zu geben. Sey ruhig, ich will heute noch mit dem neuen Geſandten davon ſprechen, den wir ſchicken. Der Marſchall d'Eſtrées wird, ſobald er ankommt, das erlangen, was ſich jetzt ſeit zwei Jahren hinſchleppt, wo wir dich ſchon zur Cardinalswürde vorgeſchlagen haben; ich finde nachgerade, daß dir der Purpur gut ſtehen würde; man ſieht die Blutflecken nicht daran. — Jetzt fingen beide an zu lachen, der eine wie ein Gebieter, der mit all ſeiner Verachtung den von ihm bezahlten Meuchelmörder überſchüttet, der andre wie ein Sklave, der ſich in alle Demüthigungen ergibt, durch die man ſteigt.

Jetzt trat ein Page ein und meldete die Ankunft mehrerer Couriere, die von verſchiedenen Seiten her gleichzeitig eingetroffen. Zwölf Boten traten nach einander ein, in verſchiednen Trachten, oder vielmehr Verkleidungen. Man ließ ſie durch eine verborgene Treppe und Gang in den Palaſt ein, und ſie gingen durch eine andre Thüre wieder aus dem Cabinet hinaus, ſo jedoch, daß ſie ſich nicht begegnen und einander nichts mittheilen konnten. Als der letzte wieder hinaus war, winkte Richelieu dem Pater Joſeph, der ſich wie eine Mumie, in ſtumpfer Gleichgültigkeit dem Anſchein nach, an die Wand geſtellt hatte, und ohne ein Wort zu reden, öffneten, oder vielmehr erbrachen die beiden die Pakete mit Depeſchen und theilten einander mit zwei Worten den Inhalt der Briefe mit:

Der Herzog von Weimar verfolgt ſeine Vortheile; der Herzog Karl iſt geſchlagen; der Geiſt unſers Generals iſt ziemlich gut; hier der gute Vortrag, den er bei Tiſch gehalten. Ich bin zufrieden. — Monſeigneur, der Vicomte Turenne hat die Plätze in Lorraine wieder genommen, hier ſeine ſonderbaren Unterhandlungen.... — Ach, übergehen wir das immer; ſie können nicht gefährlich ſeyn. Er wird immer ein guter und ehrlicher Mann ſeyn, der ſich nicht in Politik miſcht; wenn man ihm nur eine kleine Armee gibt, mit der er hantieren

kann wie mit einer Schachpartie, ſo iſt er zufrieden, einerlei gegen wen es geht; wir werden immer recht gute Freunde bleiben. — — Hier das lange Parlament in England immer noch fortdauernd. Die Gemeinen verfolgen ihren Zweck, — hier das Blutbad in Irland. — Der Graf von Strafford iſt zum Tod verurtheilt! — Zum Tod! welche Abſcheulichkeit! — So leſe ich. S. Majeſtät, Karl I, hat nicht den Muth gehabt, das Todesurtheil zu unterzeichnen, ſondern vier Commiſſäre ernannt.... — Schwacher König! ich gebe dich auf! du ſollſt nichts mehr von unſrem Gelde bekommen. Falle, weil du ein Undankbarer biſt! O unglücklicher Wenthworth! — Und eine Thräne trat in das Auge Richelieu's. Derſelbe Mann, der mit dem Leben ſo vieler andrer ſpielte, weinte um einen von ſeinem Fürſten verlaſſenen Miniſter. Die Aehnlichkeit der Lage desſelben mit der ſeinigen hatte ihn ergriffen; er beweinte ſich ſelbſt in dieſem Fremden. Er hörte auf, die von ihm geöffneten Depeſchen laut zu leſen, und ſein Vertrauter that wie er. Er durchlief mit gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit alle die ins Einzelne gehenden Berichte über die geringſten und geheimſten Handlungen aller nur irgend wichtigen Perſonen — Berichte, die er immer von ſeinen gewandten Spionen den an ihn eingeſandten Botſchaften beifügen ließ. Man knüpfte ſie alle an die Depeſchen für den König an, welche ſämmtlich durch ſeine Hände gehen und ſorgfältig geſichtet werden mußten, um dem Fürſten gereinigt, und ſo wie er ſie von ihm geleſen haben wollte, vorgelegt zu werden. Die beſondern Billets und Beiberichte wurden alle ſorgfältig von dem Pater verbrannt, nachdem der Cardinal ſie durchleſen hatte; der letztere aber ſchien keineswegs zufrieden; er ſchritt ſehr lebhaft, die Länge und Breite, durch das Zimmer, mit Gebärden der Unruhe, als die Thüre ſich aufthat. Und ein dreizehnter Courier trat ein. Dieſer ſah aus wie ein Kind von kaum vierzehn Jahren; unter dem Arm hielt er ein ſchwarz geſiegeltes Paket für den König, und dem Cardinal gab er nur ein kleines Billet, auf welchem ein verſtohlener Blick Pater Joſephs nur vier Worte in der Schnelligkeit erſpähen konnte. Der Cardinal zitterte, zerriß es in tauſend Stücke, beugte ſich nieder zu dem Ohr des Kindes und ſprach lange zu ihm, ohne daß ihm geantwortet wurde; Alles, was Joſeph verſtehen konnte, waren die Worte, mit welchen der Cardinal den jungen Menſchen zur Thüre hinaus führte: habe wohl Acht darauf, nicht vor zwölf Stunden von jetzt an! Während dieſes Zwiegeſprächs des Cardinals hatte Joſeph ſich damit beſchäftigt, eine Unzahl von Schmähſchriften dem Blick des Cardinals zu entziehen, die aus Flandern und Deutſchland kamen, und die jener alle zu ſehen verlangte, wie bitter ſie auch gegen ihn ſich ausſprächen. Er affectirte in dieſem Punkt eine Philoſophie, die er weit und breit nicht hatte, und wenn er auch zum Schein über die Invectiven gegen ihn lächelte, hatte er doch keine Ruhe, bis ſolche Bücher auf dem Greveplatz durch Parlamentsbeſchluß verbrannt wurden. Er war damit kaum zu Stande gekommen, als der Cardinal zurückkam und ſagte: zum Aufbruch; Joſeph, zum Aufbruch; öffne die Thüren für den ganzen Hof, der mich hier belagert hält, und ſuchen wir dann den König auf, der mich in Perpignan erwartet; ich faſſe ihn dießmal ein für allemal. — —

Nachdem die Audienz, zu der ſich Marſchälle und Herzoge, ſelbſt Prinzen vom Geblüt, drängten, vorüber war, ſtieg der Cardinal die Treppe des erzbiſchöflichen Palaſtes hinab, unter dem Vortritt der Menge von Perſonen, die ihm zu Wagen oder zu Pferde das Geleite geben ſollten. Die ganze Bevölkerung von Narbonne und ſeine Behörden ſahen mit Staunen dieſer königlichen Abreiſe zu.

Der Cardinal ſtieg allein in ſeine große, geräumige, viereckige Sänfte, in der er bis Perpignan reiſen wollte, da ihm ſeine Kränklichkeit nicht geſtattete, dieſe Reiſe im Wagen oder zu Pferde zu machen; dieß Nomadenzimmerchen enthielt ein Bett, einen Tiſch und einen kleinen Stuhl für einen Pagen, der ſchrieb oder ihm vorlas. Dieſe Maſchine, mit Purpurdamaſt bedeckt, wurde von achtzehn Männern getragen, die ſich von Meile zu Meile ablöſten; ſie waren aus ſeinen Wachen gewählt, und leiſteten dieſen Ehrendienſt immer baarhaupt, wie auch die Sonnenhitze oder der Regen ſeyn mochte. Der Herzog von Angoulême, die Marſchälle Schomberg und d'Eſtrées, Fobert und andere Würdenträger ritten ihm zur Seite; unter den dienſtbefliſſenſten bemerkte man den Cardinal de la Valette und Mazarin, ſo wie Chavigny und den Marſchall von Vitry, der der Baſtille zu entgehen ſtrebte, die ihm, wie es hieß, drohte. — —

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Roſamunde oder die Tage König Heinrichs II (Fair Rosamond, or the Days of King Henry II) von Thomas Miller, wird mit vieler Achtung, ja faſt Enthuſiasmus von einigen engliſchen Kritikern erwähnt. — Auch Stories of Torres Vedras (Erzählungen von Torres Vedras) vom Verfaſſer der Abenteuer eines Irländers (Adventures of an Irish Gentleman) Dr. Millingen gehen nicht ganz leer an Beifall aus, obgleich das Athenäum ſich nicht ganz zufrieden mit ihrem Weſen zeigt. Vielleicht können wir hier noch der Poetry of Flowers erwähnen (Poeſie der Blumen), freilich nicht ganz ſeines Inhalts, obgleich er nicht ſchlecht ſeyn ſoll, ſondern ſeiner Ausſtattung wegen. In Quartformat, auf ſchönem Papier, bietet jede Seite eine Blume und Rankverzierungen, die ſie zum Gegenſtand haben, in deren Mitte die Worte abgedruckt ſind.

Im Theater Haymarket hat wieder eine Poſſe (eine Extravaganja nennt ſie die Literary Gazette) von Lover „des Mannes Hemd" (Man's Shirt) den Beifall des Publicums erregt.

M...r.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 October 1839.

Wir ſind ſieben.

Von William Wordsworth.

— — — Ein einfach Kind,
Dem durch die Wange roth,
Durch jedes Glied das Leben rinnt,
Was wüßte das vom Tod?

Ich traf einmal im wald'gen Thal
Ein Mädchen, ſieben Jahre alt;
In Ringeln war das Lockenhaar
Ihr um das Haupt gewallt.

Sie war ein Kind der Bergeshöhn
Und trug ein bäuriſch Kleid;
Ich freute mich, denn ſie war ſchön,
Von ſeltner Lieblichkeit.

„Wie viel Geſchwiſter ſeyd ihr, Kind?"
So ſprach ich zu der Lieben.
Sie ſah mich an: „wie viel wir ſind?
In Allem ſind wir ſieben."

„Wo ſind ſie denn? erzähl' mir mehr!"
Sie ſagte; „wir ſind ſieben;
Und zwei von uns ſind auf dem Meer
Und zwei in Conway drüben.

„Zwei Andre auf dem Kirchhof ruhn,
Die Schweſter und der Bruder mein,
Und nah bei ihnen wohn' ich nun
Mit meinem Mütterlein."

„Du ſagſt, daß zwei in Conway ſind,
Und auf dem Meere zwei;
Und dennoch ſeyd ihr ſieben? Kind!
Sprich, wie das möglich ſey."

Da nahm die kleine Maid das Wort:
„Verſteht mich, wir ſind ſieben!
Zwei ruhen auf dem Kirchhof dort —
Seht ihr den Baum da drüben?"

„Du ſpringſt umher, du kleine Maid,
So hurtig und geſchwind;
Klar iſt es, daß ihr fünf nur ſeyd,
Wenn zwei geſtorben ſind."

Da ſprach das Kind: „die Gräber ſind
Mit Gras bewachſen für und für;
Und Seit' an Seit' — es iſt nicht weit
Von meiner Mutter Thür.

„Oft ſäum' ich meine Tücher dort,
Und ſetz' mich leiſe nieder,
Und ſtrick und nähe immerfort
Und ſinge ihnen Lieder.

Oft hürſ' ich hin mit hurt'gem Schritt
Beim hellen Abendroth,
Und nehme meine Schüſſel mit
Und eſſe dort mein Abendbrod.

Zuerſt ſtarb Jane, mein Schweſterlein;
Sie litt an ſchweren Wehn;
Da löſ'te Gott ſie von der Pein
Und hieß ſie von uns gehn.

Da legte man ſie tief hinab —
Das Gras war trocken ſchon,
Und häufig ſpielt' ich um ihr Grab
Mit meinem Bruder John.

Und als der Schnee am Boden lag,
Damit man glitſch' und gleite,
Da folgte Bruder John ihr nach —
Er liegt an ihrer Seite."

„Wie viele ſeyd ihr denn, mein Kind?
Zwei ſind ja todt geblieben.“
Das kleine Mädchen ſprach geſchwind.
„O Herr, wir ſind ja ſieben.

„Doch ſie ſind todt, die zwei ſind todt;
Sie ſind im Himmel droben.“
Es war vergebens, daß ich ſprach;
Das kleine Mädchen ließ nicht nach
Und ſagte: „wir ſind ſieben.“

Felix Adelbi.

William Hazlitt's Charakteriſtik der Redner Brougham und Burdett.

(Fortſetzung.)

In allen von ihm behandelten Gegenſtänden, ſelbſt metaphyſiſche Erörterungen nicht ausgeſchloſſen, herrſcht dieſelbe Tendenz; und es iſt merkwürdig, wie perſönlich er ſelbſt die abſtruſeſten Gegenſtände zu wenden und zu behandeln weiß. Alle ſeine Philoſophie beſteht in Controverſen. Er macht Oppoſition gegen irgend ein beſtehendes Syſtem, und dieſe Oppoſition verwandelt ſich augenblicklich in eine Art von Zweikampf zwiſchen ihm und einem fingirten Verfechter deſſelben, wobei alle ſeine Argumente aus der Unverträglichkeit ſeiner Geſinnungen und Erfahrung mit den von ſeinem Gegner behaupteten Grundſätzen geſchöpft ſcheinen. Beſonders wenn er der Sphäre der politiſchen und ſocialen Fragen und Probleme ſich nähert, wo ſein Enthuſiasmus leichter zur That ſich ſteigert, werden alle ſeine Theorien mit dem hitzigen Eifer perſönlicher Streitigkeiten verfochten, und von den Bourbons auf ihrem Thron bis zum Quarterly-Reviewer an ſeinem Pult ſcheinen alle der Gegenpartei Angehörenden herausgefordert zu werden als die perſönlichen Gegner und Feinde von William Hazlitt.

Wenn es wahr iſt, wovon Talfourd überzeugt zu ſeyn ſcheint, daß die Analyſe Hazlitts zahlloſen Leſern die Augen geöffnet hat über die wahren Schönheiten Shakſpeare's, und ſeine minder kritiſchen Bewundrer zwang, Grund anzugeben des Glaubens, der in ihnen war, ſo konnte er kaum in ſeinem Lebensberuf ſeinen Landsleuten einen größern Dienſt leiſten als dieſen. Und wir ſind geneigt zu glauben, daß ſich dieß wirklich ſo verhalte, obgleich nicht in dem Umfang oder in der Weiſe, wie ſeine Panegyriker ſich die Sache vorzuſtellen ſcheinen. Wir glauben nicht, daß ſeine Anſichten von der Literatur des Eliſabethiſchen Zeitalters, die er allerdings mit großer Vorliebe ſtudirte, ſehr tief oder ſehr originell waren. Aber es war ſein gutes Glück, daß er viel im Leben mit kräftigeren und originelleren Geiſtern verkehrte, als der ſeinige war. Unter ſeinen nächſten Freunden zu verſchiedenen Perioden waren mehrere der vorzüglichſten unter den modernen Kritikern, und während Lamb zu ſpitzig und Coleridge zu dunkel, und beide zu träg waren, um die Reſultate ihrer tiefen und mächtigen Gedanken dem Publicum mitzutheilen, beſaß Hazlitt Talente, welche ihn in hohem Grade befähigten, die Rolle des Dolmetſchers zwiſchen jenen bevorzugteren Geiſtern und der großen Maſſe des Publicums zu übernehmen. Es liegt etwas ganz vertraut Anſprechendes und gleichſam für den gewöhnlichſten Verſtand Ermunterndes in ſeiner Art und Weiſe, einen Gegenſtand zur Sprache zu bringen. Sein Styl hat den Fluß und die Lebhaftigkeit einer geiſtreichen Unterredung — ſeine Sprache iſt rein, männlich und verſtändlich, obwohl manchmal durch Affectation entſtellt. Er liebt es, wie der oberflächlichſte Leſer bemerken wird, eine Anſicht durch rhetoriſche Wiederholung einzuprägen, und manchmal überladet er ſie dadurch, daß er zu viele Anſpielungen und Metaphern für dieſelbe beibringt. Aber dieſer Fehler verführt ihn ſelten, wie es den meiſten Schriftſtellern geſchieht, welche ihn an ſich haben, zur Dunkelheit. Im Gegentheil, ſeine Anſicht ſcheint durch jeden neuen Tropus, durch jede weitere erläuternde Parallele klarer hervorzutreten. Er ſcheint nie zu den Eingeweihten zu ſprechen, zu den wenigen Gelehrten und Leuten vom Fach, die ihn aufs erſte Wort verſtehen würden. Er wendet ſich an die gemiſchte Menge, an den Theaterliebhaber, an den Zeitungsleſer, an den Geſchäftsmann, welchen Gedichte und Schauſpiele nur als ein gelegentlicher Reiz oder als eine gelegentliche Erquickung und Abwechslung für den Geiſt erſcheinen. Er iſt, mit Einem Wort, — und gewiß iſt dieß, bei dem vorherrſchenden Geſchmack für affectirte Dunkelheit und myſteriöſe Vornehmthuerei kein geringes Lob — der einfachſte und klarſte kritiſche Schriftſteller. All dieß waren Eigenſchaften, die ihn ganz beſonders für die Aufgabe befähigten, in Schriften oder mündlich die Grundſätze des Geſchmacks und des kritiſchen Urtheils auszuſprechen, die er nach unſerm Dafürhalten vielmehr angenommen als entdeckt hat.

Hazlitt blieb ſein ganzes Leben hindurch, wie Johnſon und andere — beinahe ebenſo bedeutende Männer als er, ohne eine genauer beſtimmte Stellung in der literariſchen Welt — ein Autor von Schriften vermiſchten Inhalts, von Profeſſion, ſo zu ſagen. Und man kann nicht ſagen, daß er in ſeinem Beruf kein Glück gehabt habe, da ſich ſeine Einkünfte auf 600 — 800 Pf. jährlich beliefen. Aber auch ein ſolcher Erfolg iſt ein elender Erſatz für die Mühen und Täuſchungen einer ſo gar nicht beneidenswerthen Beſchäftigung. Die Claſſe ſolcher Männer, welche von der Gunſt des Publicums abhängen, die keinen status und keine Beſchäftigung außer der Literatur haben, und keine beſtimmt zu bezeichnende Rolle in ihr, — die weder Dichter noch Novelliſten, weder Hiſtoriker noch Philoſophen ſind, ſondern ſchlechthin Schriftſteller, iſt vielleicht das eigenthümliche Erzeugniß eines Zeitalters, das bei großer Verfeinerung viel Muße und übrige Zeit hat. Frankreich hat noch eine größere Zahl ſolcher irregulärer Truppen in ſeinen literariſchen Heeren, als England, theils weil der Vorrath in dieſem Lande die Nachfrage überſteigt, da die Leichtigkeit der literariſchen Bildung ſo groß iſt, daß ſie den Markt mit Arbeitern überfüllt, theils weil Frankreich ein Land von weniger Induſtrie und Leben iſt, und weniger Auswege an die Hand gibt, auf welchen ein leichter

Soldat der Literatur, müde dem Heer zu folgen, ohne ſich ein Unterkommen in einem eigentlichen feſten Corps zu verſchaffen in eine gewinnreichere Stellung und Beſchäftigung entſchlüpfen kann. Der Einfluß, den ſie ausüben auf den Geiſt des Publicums, iſt nicht gering, und Manche von ihnen bringen es für den Augenblick zu einer glänzenden, wiewohl flüchtigen Berühmtheit. Aber das ſind nur Wenige, und das Leben der Glücklichſten ſelbſt iſt verbittert durch das Bewußtſeyn verſchleuderter Talente und unbefriedigten Ehrgeizes."

(Schluß folgt.)

Der Cardinal Richelieu.

(Fortſetzung.)

Die Zuſammenkunft mit dem König.

Die Höflinge plauderten und prahlten um den König herum, als zwei Huiſſiers auf einmal riefen: Seine Eminenz! Der König erröthete unwillkürlich, wie über einem Verbrechen ertappt. Bald aber faßte er ſich wieder und nahm eine Haltung entſchloſſener Vornehmheit an, welche dem Miniſter keineswegs entging. Dieſer, in ſeinem vollen, prächtigen Cardinalsornat, auf zwei junge Pagen geſtützt und gefolgt von dem Hauptmann ſeiner Wachen und mehr als fünfhundert mit ſeinem Haus in Verbindung ſtehenden Edelleuten, näherte ſich langſam dem König, und hielt bei jedem Schritt inne, wie wenn er Schmerzen litte, die ihn dazu zwängen, in Wahrheit aber um die Phyſiognomien zu beobachten, die er vor ſich hatte. Ein Blick genügte ihm.

Seine Begleitung blieb am Eingang des königlichen Zelts zurück, und von Allen, die es erfüllten, getraute ſich nicht Einer ihn zu grüßen, oder einen Blick auf ihn zu werfen; ſelbſt Lavalette gab ſich die Miene, ſehr vertieft zu ſeyn in eine Unterhaltung mit Montreſor, und der König, der ihn ſchlecht empfangen wollte, grüßte ihn abſichtlich nur ganz leichthin und ſetzte ein leiſes Geſpräch mit dem Herzog von Beaufort fort.

So war denn der Cardinal genöthigt, nach der erſten Begrüßung ſtehen zu bleiben, und ſich gegen die Höflinge hin zu wenden, als wollte er ſich unter ſie miſchen; ſeine Abſicht aber war, ſie mehr in der Nähe zu beobachten und zu prüfen; ſie wichen alle, wie beim Anblick eines Ausſätzigen zurück; der einzige Fabert trat mit dem derben und offnen Weſen, das ihm gewohnt war, auf ihn zu und ſagte in der Sprache ſeines Metiers: nun, Monſeigneur, Ihr macht eine Breſche durch ſie, wie ein Kanonenſchuß; ich bitte Euch für ſie deßhalb um Verzeihung. — Und Ihr haltet feſt Stand vor mir, wie vor dem Feind, ſagte der Herzog; Ihr werdet es ſpäter nicht zu bereuen haben, mein lieber Fabert. —

Mazarin näherte ſich auch, jedoch mit Vorſicht, dem Cardinal, und ſeinen beweglichen Zügen den Ausdruck einer tiefen Traurigkeit gebend, machte er ihm fünf bis ſechs ſehr tiefe Verbeugungen, den Rücken gegen die Gruppe um den König gekehrt, ſo daß man ſie von dort aus für froſtige und haſtige Begrüßungen nehmen konnte, wie man ſie Jemand macht, deſſen man ſich entledigen möchte, von Seiten des Herzogs aber für Beweiſe der Ehrerbietung, zugleich aber auch eines geheimen, ſtummen Schmerzens.

Der Miniſter, immer ruhig, lächelte verachtungsvoll, und jenen feſten Blick und jene vornehme und großartige Haltung annehmend, die man an ihm bei drohenden Gefahren bemerkte, ſtützte er ſich wieder auf ſeine Pagen, und ohne ein Wort oder einen Blick von ſeinem Souverän abzuwarten, faßte er plötzlich ſeinen Entſchluß, und ſchritt gerade auf ihn zu, das Zelt in ſeiner ganzen Länge durchſchneidend. Niemand hatte ihn aus dem Auge verloren, obgleich Alle ſich die Miene gaben, und Alle ſchwiegen, ſelbſt die, die mit dem König geſprochen; alle Höflinge beugten ſich vor um zu ſehen und zu hören.

Louis XIII kehrte ſich erſtaunt um, und da ihm alle Geiſtesgegenwart fehlte, blieb er ganz unbeweglich und wartete mit einer verſteinerten Miene, die ſeine einzige Kraft war — die bei einem Fürſten ſehr mächtige Kraft der Trägheit.

Der Cardinal, vor dem König angekommen, verbeugte ſich nicht, ſondern ohne ſeine Haltung zu ändern, die Augen niedergeſchlagen und die Hände auf den Schultern der halb zu Boden gedrückten Knaben ruhend, ſagte er: Sire, ich komme Euer Majeſtät zu bitten, mir endlich einen Rücktritt zu bewilligen, nach dem ich ſchon ſo lange ſeufze. Meine Geſundheit wankt; ich fühle, daß mein Leben ſehr auf die Neige geht; die Ewigkeit nähert ſich für mich, und ehe ich dem ewigen König Rechenſchaft ablege, will ich es vor dem zeitlichen König thun. Es ſind ſechzehn Jahre, Sire, daß Sie mir ein ſchwaches und getheiltes Königreich in meine Hände gegeben; ich gebe es Ihnen einig und ſtark zurück. Ihre Feinde ſind geſchlagen und gedemüthigt. Mein Werk iſt vollendet. Ich erbitte mir von Eurer Majeſtät die Erlaubniß, mich nach Eiteaux zurückzuziehen, wo ich Generalabt bin, um dort meine Tage im Gebet und in frommen Betrachtungen zu beſchließen.

Der König, betroffen über einige hochmüthige Ausdrücke in dieſer Anrede, gab keines jener Zeichen von Schwachheit von ſich, wie der Cardinal erwartete, und wie er jedesmal an ihm geſehen, ſo oft er ihm gedroht hatte, ſich von den Angelegenheiten des Staats zurückzuziehen. Im Gegentheil, ſich bewußt, daß er von dem ganzen Hof beobachtet werde, blickte er ihn als König an und ſagte kalt:

So danken wir Euch denn für Eure Dienſte, Herr Cardinal, und wünſchen Euch die Ruhe, die Ihr ſucht.

Richelieu ward im Innerſten erſchüttert, aber von einem Gefühl von Zorn, das in ſeinen Zügen keine Spur zurückließ. Ja, das iſt die Kälte, ſagte er bei ſich ſelbſt, mit der du Montmorency ſterben ließeſt; aber du wirſt mir nicht ſo entgehen. Sich verbeugend fuhr er fort: die einzige Belohnung, die ich für meine Dienſte mir erbitte, iſt, daß Eure Majeſtät von mir als Geſchenk den von meinen Erſparniſſen in Paris erbauten

Cardinalspalaſt annehmen. — Der erſtaunte König nickte einwilligend mit dem Kopf; ein Murmeln der Ueberraſchung durchlief einen Augenblick den geſpannten Hof.

Auch werfe ich mich Euer Majeſtät zu Füßen, bittend, Sie wo e mir die Widerrufung einer Härte bewilligen, die ich veranlaßt habe — ich geſtehe es öffentlich — und die ich vielleicht allzuſehr als für die Ruhe des Staates nützlich betrachte. Ja, als ich dieſer Welt angehörte, vergaß ich zu ſehr meine älteſten Gefühle der Ehrfurcht und der Anhänglichkeit über dem allgemeinen Beſten. Jetzt, wo mir ſchon die Erleuchtung der Einſamkeit aufgeht, ſehe ich, daß ich Unrecht gehabt, und fühle Reue. — Die allgemeine Aufmerkſamkeit verdoppelte ſich, und die Unruhe des Königs wurde ſichtbar. — Ja, es iſt eine Perſon, Sire, die ich immer geliebt, trotz ihrer Verfehlungen gegen Sie, und trotz der Kälte und Fremdheit, welche mir die Angelegenheiten des Staats gegen ſie an den Tag zu legen geboten; eine Perſon, der ich viel verdanke, und die Ihnen theuer bleiben muß, trotz ihrer Unternehmungen mit gewaffneter Hand gegen Sie ſelbſt; eine Perſon, die ich Sie fußfällig bitte, aus der Verbannung zurückzurufen — ich meine die Königin Marie de Medicis, Ihre Mutter.

Der König ſtieß einen unwillkürlichen Schrei aus, ſo ganz und gar nicht erwartete er dieſen Namen. Eine plötzlich wieder unterdrückte Aufregung ward auf allen Geſichtern ſichtbar. Man harrte ſchweigend auf die Worte des Königs. Louis XIII ſah lang ſeinen alten Miniſter ohne zu ſprechen an, und dieſer Blick entſchied über das Schickſal Frankreichs. Er erinnerte ſich augenblicklich an alle die unermüdlichen Dienſte Richelieu's, an ſeine gränzenloſe Hingebung, ſeinen gewaltigen Geiſt, und er wunderte ſich ſelbſt, daß er ſich von ihm habe trennen wollen; er fühlte tiefe Rührung bei dieſer Bitte, welche den Zorn im Grunde ſeines Herzens aufſuchte, um ihn mit der Wurzel auszureißen, und ihm die einzige Waffe aus den Händen wand, die er gegen ſeinen alten Diener hatte; die kindliche Liebe drängte ihm die Verzeihung auf die Lippen und die Thränen ins Auge; glücklich das bewilligen zu dürfen, was ſein heißeſter Wunſch war, reichte er dem Herzog die Hand hin mit all dem Adel und der Güte eines Bourbon. Der Cardinal verbeugte ſich und küßte ſie ehrerbietig; und ſein Herz, das ihm vor Reue hätte zerſpringen ſollen, erfüllte ſich nur mit der Freude eines ſtolzen Triumphes. Der gerührte Fürſt ließ ihm ſeine Hand, wendete ſich mit leichter Anmuth gegen ſeinen Hof, und ſagte mit ſehr bewegtem Ton:

Wir täuſchen uns oft, meine Herren, und beſonders wenn es gilt, einen ſo großen Staatsmann ganz kennen zu lernen, wie dieſer hier iſt; er wird uns, hoffe ich, nicht verlaſſen, da ſein Herz eben ſo gut iſt wie ſein Kopf.

Sofort bemächtigte ſich der Cardinal de la Valette des Saums vom Mantel des Königs, um ihn mit der Inbrunſt eines Liebhabers zu küſſen, und der junge Mazarin that faſt das Gleiche gegen Richelieu ſelbſt, indem er mit der bewundernswerthen Gewandtheit des Italieners ein von Freude und Rührung ſtrahlendes Geſicht annahm. Zwei Ströme von Schmeichlern ergoſſen ſich, der eine auf den König, der andre auf den Miniſter. Richelieu ſelbſt, nach der Rechten nickend und nach der Linken lächelnd, machte zwei Schritte und ſtellte ſich aufrecht zur Rechten des Königs, als an ſeinen natürlichen Platz, hin. Ein Fremder, der eingetreten wäre, hätte vielleicht eher geglaubt, der König ſtehe zu ſeiner Linken.

Der Sturm ſchien ganz beſchwichtigt, und auf die heftigen Bewegungen des Morgens folgte eine ganz friedliche Stille. Der König ſuchte ſeine Zufriedenheit nicht zu verbergen: das iſt wahrlich ein Gedanke, der ihm von oben eingegeben worden, ſagte er; der gute Cardinal, gegen den man mich ſo aufgereizt, dachte an nichts als an Herſtellung der Einigkeit in meiner Familie; ſeit der Geburt des Dauphin habe ich keine lebhaftere Freude empfunden als in dieſem Augenblick. Die Fürſorge der heiligen Jungfrau waltet ſichtbar über dieſem Königreich.

In dieſem Augenblick ſagte ein Hauptmann der Garden dem König etwas ins Ohr.

Ein Courier von Köln? ſagte der König. Er erwarte mich in meinem Cabinet. Und dann ſagte er, ich gehe, ich gehe hin. Er trat allein in ein kleines viereckiges Zelt, das an das große ſtieß; man ſah darin einen jungen Courier mit einem ſchwarzen Portefeuille in der Hand ſtehen, und die Vorhänge ſenkten ſich hinter dem König nieder.

Der Cardinal, jetzt allein Meiſter des Hofs, verſammelte alle Huldigungen desſelben in ſeiner Perſon, aber man bemerkte, daß er ſie nicht mit ſeiner gewohnten Geiſtesgegenwart aufnahm; er fragte mehrmals, welche Stunde es ſey, und zeigte eine Unruhe, die nicht erheuchelt war; ſeine harten, unruhigen Blicke richteten ſich nach dem Cabinet. Plötzlich that es ſich auf; der König erſchien allein wieder und blieb am Eingang ſtehen. Er war bläſſer als gewöhnlich, zitterte am ganzen Leibe, und hielt in der Hand einen großen, mit fünf ſchwarzen Siegeln bedeckten Brief.

Meine Herrn, ſagte er mit lauter aber ſtockender Stimme, die Königin Mutter iſt ſo eben in Köln geſtorben, und vielleicht bin ich nicht der Erſte geweſen, der es erfuhr, ſetzte er hinzu, einen ſtrengen Blick auf den Cardinal werfend, der unbeweglich daſtand; aber Gott weiß Alles. In einer Stunde zu Pferde und die Linien (von Perpignan) angegriffen. Meine Herren Marſchälle, folgt mir; und er kehrte ſich raſch um und ging mit ihnen in ſein Cabinet zurück. Der Hof zog ſich zurück nach dem Miniſter, der, ohne eine Zeichen von Traurigkeit oder Verdruß von ſich zu geben, eben ſo ernſt ſich entfernte, wie er eingetreten war, aber als Sieger. — —.—

(Fortſetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112 u. 113.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

10 October 1839.

Französische Romane.

Eine Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des ersten Halbjahres in der Revue des deux Mondes enthält im vierten Abschnitt, Littérature betitelt, Folgendes: wie wir oben gesagt — die Romane, die Gedichte und eine Menge grillenhafter Compositionen, die man nicht weiß, welchem Gebiete sie zutheilen, nehmen in dem Gesammtinventar einen bedeutenden Raum ein. Es ist ziemlich schwer, diese buntscheckigen Früchte der Einbildungskraft zu würdigen. Wenn sie irgend einen Wohlgeschmack haben, so macht sich dieser doch nur hauptsächlich denjenigen bemerklich, welche sie in der ersten Frische genießen. Aber allzu oft sind sie schon verwelkt und vermorscht, wenn die reflectirende Kritik an sie herantritt, die für Productionen dieser Art immer zu spät kommt. Die Werke im Fach der Dichtung oder des Romans, welche ein eigentliches Studium verdienen, sind immer nur Ausnahmen. Die ausgezeichnetsten Erscheinungen des Semesters sind schon in diesen Blättern charakterisirt worden, so daß wir nichts mehr zu sagen haben über Lamartine's Jocelyn, den epischen Versuch E. Quinet's, über das Bekenntniß eines Kindes des Jahrhunderts von Alfred de Musset. Wenn die Revue noch nicht von Chemin de travers gesprochen hat, so ist es darum, weil sie sich vorgenommen, auch auf die frühern Werke von J. Janin zurückzukommen.

Alphonse Karr hat zwei Bände gegeben, die er: der kürzeste Weg zu nennen beliebte. Aufs bereitwilligste anerkennen wir, daß sein Buch geistreich, mannichfaltig, oft anmuthig und amusant ist. Uebrigens darf man auf dasselbe das Gesetz, wornach man sonst die Romane beurtheilt, nicht anwenden. Seine etwas gebrechliche Constitution würde die analytische Operation nicht ohne Gefahr überstehen. Der Titel ist nur durch einen höchst unbedeutenden Vorfall gerechtfertigt. Der Verfasser bedient sich nicht des scenischen Gerüstes, das gewöhnlich die Roman-Compositionen zusammenhält. Er verschmäht die Contraste in den Charakteren, die Hülfsmittel des Geheimnißvollen und des Ueberraschenden. Wenn wir seine Manier charakterisiren sollten, wüßten wir nur an die der flamändischen Maler zu erinnern, die, wenig an den Gesammteindruck denkend, das Interesse in den Details verschwenden, und die durch die glückliche Wirkung der Gruppen, den Geist ihrer Farben, Scenen, die an sich nichts sind, Gegenständen, die man im wirklichen Leben als bedeutungslos übersieht, Sinn und Ausdruck verleihen. Werke dieser Art können im Augenblick gefallen oder rühren, aber sie lassen in der Erinnerung nur eine unangenehme Verwirrung zurück. Es gibt keine großen und dauernden Eindrücke ohne Einheit des Plans, ohne Freiheit in den Mitteln. In dem Kürzesten Weg ist die Hauptfigur glücklich erfunden. Es ist einer der Typen des Zeitalters. Das träumerische Wesen Hugo's entspricht vollkommen der Unstetigkeit seines Geistes. Er ist übrigens so gutmuthig, so ganz und gar harmlos, daß man sich gleich von vorn herein für ihn eingenommen fühlt, und mehr, als er selbst, leidet bei den Hindernissen, auf die er stößt, bei den Täuschungen, deren Opfer er wird. Aber wenn man ihn weiter begleitet, wird man genöthigt anzuerkennen, daß dieser junge Mann, dieser so arg vom Unstern Verfolgte, gewissermaßen selbst die Schuld trägt von den ihn betreffenden Mißgeschicken; man muß einsehen, daß all sein Ehrgeiz darauf geht, ohne Sorge, ohne Anstrengung und ganz für sich zu leben; unbekümmert um alles Andere seine geringsten Empfindungen zu hegen und zu kitzeln und in der Halbtrunkenheit hinzuleben, welche die Künste gewähren; daß Hugo ohne bestimmtes Ziel, ohne Beruf, dem nicht die Kraft, wohl aber die Willensstärke fehlt, von ihr Gebrauch zu machen, wohl nicht das Recht hat, sich über eine Gesellschaft zu beklagen, in welcher er als ein völlig unnützes Mitglied lebt. Dieser Schluß ist vielleicht nicht geradezu ausgesprochen in dem Buch und ist vielleicht auch nicht der Absicht des Verfassers gemäß, aber er ergibt sich dem nachdenkenden Leser.

Settimia, von Madame Hortense Allart, ist ein Roman, der besondere Nennung verdient, und der Verfasserin unter den Schriftstellerinnen einen hohen Platz anweist. Hier ist wahre Leidenschaft, Schwung und Zeichnung. Die Heldin ist eine Röme-

rin. Settimia liebt Marcel, einen jungen Franzoſen, der mit ſeiner Familie, ſeiner kranken Mutter, eine Saiſon in Rom zubringt; das Mädchen iſt von ihrem Oheim, dem Abbé Vera, ſorgfältig erzogen worden, einem jener aufgeklärten und leidenſchaftlichen Gelehrten, wie Italien deren noch manche hat. Die Vermählung mit Marcel iſt noch nicht möglich; er iſt noch zu jung, er hat noch keine Laufbahn. Die Familie Marcels will ihn, wie ſie zurückkehrt, mitnehmen; er widerſetzt ſich. Später von einem Gönner zurückgerufen, von welchem vielleicht ſein Schickſal abhängt, bedenkt er ſich wieder, gibt dann nach und reist ab. Alle dieſe Kämpfe der wahren Liebe und des männlichen Ehrgeizes ſind trefflich geſchildert, ſowohl was das Herz Marcels als das Settimia's betrifft. Settimia wünſcht zugleich, daß Marcel ein Mann und groß unter andern Männern ſey, und daß er ſchwach, ein Sklave zu ihren Füßen liege; ſie ſagt ihm das eine Mal: „Die Liebe wächst durch den Reichthum des Geiſtes," und wenn er einen Tag nicht nach Albano kommt, ſo will ſie ſterben und ſchweift blaß und wahnſinnig auf dem Feld umher. Der ganze erſte Band, der die heftigen und zärtlichen Kämpfe Settimia's und Marcels, und den Verſuch des unabhängigen Lebens enthält, welches Settimia in Neapel führen will, nachdem ihr Geliebter nach Indien abgereist, ſcheint uns dem zweiten vorzuziehen, welcher die Rückkehr Marcels, ſeine Gefahren bei der Ueberfahrt an Bord des Kent und ſeine neuen Kämpfe mit Settimia, allzu gedehnt und ermüdender als die erſten, enthält. — Im Ganzen iſt Settimia durch den Ernſt des Tons, durch die Beredſamkeit an manchen Stellen und die genaue Kenntniß in der Schilderung des Kampfes von Ehrgeiz und Liebe, nicht unwürdig des großen Namens Rom, der unaufhörlich wiederkehrt und deſſen Vergötterung in dem Buche herrſcht; ernſte Geiſter, welche Italien geſehen haben, und wie man ſagt, der römiſchen Religion zugethan ſind; können dieſen Roman wohl in ihren Bibliotheken aufſtellen, nicht ſehr weit weg von dem Unterirdiſchen Rom, an welches er hin und wieder erinnert.

Hr. v. Balzac, der ſich den fruchtbarſten unſerer Romanſchreiber nennen läßt, hat eine Weiſe der Compoſition erfunden, welche ihm möglich macht, dieſen Titel ohne allzu große Anſtrengung zu behaupten. Statt ſich abzumühen, um dem Gedanken die von der gewöhnlichen Sprache dargebotenen Elemente anzupaſſen — eine undankbare Arbeit, bei welcher der Schriftſteller Zeit und Kraft vergeudet, ſchmiedet Hr. v. Balzac ein Wort, oder, was auf daſſelbe hinausläuft, bedient er ſich barbariſcher und unverſtändlicher Ausdrücke, welche die Compilatoren von Wörterbüchern, man weiß nicht wo? aufſtöbern. Seine Fruchtbarkeit erklärt ſich auch durch einen der Neuerungsſucht gerade entgegengeſetzten Fehler, die Farbloſigkeit und den Mangel an Charakter. Dieſer Fehler iſt gar zu auffallend und häufig wiederkehrend im Styl des Bücherfreunds Jakob. *) Zum Erſatz bietet er der Neugier der Leſer die Quellen pikanter, hiſtoriſcher Aufſchlüſſe. Dieß wird ſeinen neueſten Roman: Pignerol, eine Geſchichte aus der Zeit Ludwigs XIV, halten.

*) Delacroix.

Wir vermeiden es, über einige Werke uns auszuſprechen, welche durch Namen, die einer gerechten Achtung genießen, dem Publicum ſich zu empfehlen ſchienen. Den Verirrungen des Talents iſt man es ſchuldig, ſie mit Schweigen zu übergehen. Was den Ballaſt anlangt, den man auf gut Glück auf das launenhafte Meer ausſendet, ſo wollen wir kein Regiſter darüber führen. Es wäre eine betrübende Arbeit. Wenn es möglich wäre, die binnen der letzten Monate erſchienenen zweihundert Bände Romane zu claſſificiren, ſo würde man ſehen, wie ſie in unmerklicher Abſtufung bis zur unheilbarſten Abgeſchmacktheit, bis zur ſchamloſen Nichtswürdigkeit herunterſinken. Begnügen wir uns, einige allgemeine Züge bemerklich zu machen, welche in dieſem Gebiet eine neue Richtung andeuten. Verſetzen wir uns in die Zeit vor drei Jahren zurück. Damals war der Roman nichts Geringeres als das Epos der modernen Zeit; ſein Rahmen, ſeine Maſchinerie machten die Form im höchſten Sinn aus und er bebte vor keiner der großen hiſtoriſchen und ſocialen Fragen zurück. Dieſer Anfall von ſtolzer Aufgeblaſenheit fand ſeine Erklärung und Entſchuldigung in dem außerordentlichen Glück, das ſie machten. Heutzutage etwas weniger reſpectirt, entſagt der Roman allmählich den Anmaßungen, die ihn nur allzu oft dem Spott und Gelächter preisgaben; er ſtrebt wieder das zu werden, was er ſonſt war, ein leichtes, unterhaltendes Leſebuch, ein Schauſpiel am häuslichen Herde. Man muß hinzuſetzen, daß die Mehrheit der Schriftſteller nach Nüchternheit im Styl, nach Sittlichkeit und ſogar nach Orthodoxie ſtrebt. Die Reclamationen gegen die der Geiſter ſich bemächtigende Schamloſigkeit ſind ſchon nicht mehr begründet. Denjenigen, welche nur die Schattenſeite unſerer Literatur ſehen wollen, ohne ihr Gutes in Rechnung zu bringen, können wir die Verſicherung geben, daß zu keiner Zeit das moraliſche Unheil weniger geweſen iſt als heutzutage. Es wäre leicht, hiefür zahlreiche Beweiſe zu liefern. Wir wollen nur eine Stelle aus einem vor fünfzig Jahren erſchienenen Werke, das in dieſem Jahre wieder abgedruckt worden iſt: Theorie der Criminalgeſetze, von Briſſot de Warville, anführen: „Der Ehebruch exiſtirt nach dem Naturgeſetz gar nicht als Verbrechen. Im Gegentheil iſt es ganz naturgemäß, ſeinen Geſchmack nicht auf eine einzige Frucht zu beſchränken und alle Blumen zu pflücken, welche dem Geruch ſchmeicheln und das Auge ergötzen." — Wahrlich nicht bei einem einzigen unſerer heutigen Schriftſteller würde man einen ſolchen anakreontiſchen Satz finden, an welchem unſere Väter in einer ernſten juriſtiſchen Abhandlung kein Aergerniß nahmen.

William Hazlitt's Charakteriſtik der Redner Brougham und Burdett.

(Fortſetzung.)

Wir laſſen jetzt das Weſentliche aus Hazlitts Charakteriſtik der beiden Redner folgen.

Es gibt eine Art Beredſamkeit, die man charakteriſirt und geſchildert hat unter dem Namen und Titel der iriſchen Be-

redſamkeit, und eine andre, die man mit Recht ihr entgegenſtellen darf, und das iſt die ſchottiſche Beredſamkeit. Die erſte iſt ganz das Erzeugniß der Aufwallung, die letztere das Product des Mechanismus. Die eine iſt ſo reich an Phantaſie, als entblößt von Facten; die andre ſchließt alle Phantaſie aus und erliegt faſt unter der Menge von Facten. Die eine iſt ganz Feuer, die andre ganz Eis; die eine lauter Enthuſiasmus, Ueberſchwänglichkeit, Excentricität; die andre nichts als logiſche Deductionen und zweifelloſe Poſtulate. Die eine läßt ohne Bedenklichkeit, ja mit rückſichtsloſer Hitze, der Einbildungskraft ganz die Zügel ſchießen; die andre trägt einen Kappzaum, und ſcheut vor jedem Gegenſtand, der ihr unterwegs aufſtößt, wie vor einem Popanz zurück. Der Genius der iriſchen Redekunſt tritt hervor in der nackten Majeſtät ungehemmter, ungezügelter Natur, ſein Auge ſprüht Licht auf alle Gegenſtände, ſeine Zunge ſchleudert Feuer; der Genius der ſchottiſchen Beredſamkeit iſt gehüllt in die ganze Waffenrüſtung der Schulen; ſein ſchleppender, zweideutiger Dialekt unterſtützt ſeine umſichtige Dialektik; hinter dem Viſir, das ſeinen Mund bedeckt und die aufgezognen Augbrauen beſchattet, ſieht er keine Viſionen, ſondern ſeinen eignen feſten Endzweck, ſeine eignen Data, und ſeine Dogmen. Er weiß von keinen Geſtalten und Phantaſien, als denjenigen, welche die geſchäftige Sorge im Gehirn der Menſchen erweckt, oder die ſeine eigne überlegene Weisheit und Einſicht erzeugt. Er verſchmäht es, den Blumenpfad der Ueppigkeit zu wandeln, er ſcheut davor zurück wie vor einem Abgrund, und hält ſich an die Eiſenbahn des Verſtandes. Die iriſche Rednerei dagegen iſt eine Art von Luftſchifffahrt; ſie ſteigt immer hinauf in einem Ballon, und bricht entweder den Hals oder kommt im Fallſchirm herunter. Sie iſt angefüllt mit Gasſtoff, mit Einfällen und Phantaſien, mit Alliterationen und Antitheſen, mit heißer Leidenſchaft und aufgedunſenen Metaphern, welche die leichte, ſeidne Hülle des geſunden Verſtandes durchbrechen; und die luftige Pracht, die im leeren Raum ſchimmerte und in ſeliger Unwiſſenheit emporſtieg, zerfährt und ſinkt herab in den Sumpf der Heimath! Wenn der iriſche Redner ſchwelgt in einer ſtudirten Vernachläſſigung ſeines Gegenſtandes und in einer natürlichen Ideenverwirrung, mit den Worten ſpielt, ſie in allen Arten phantaſtiſcher Combinationen zuſammenordnet, weil in der unbegränzten und unbeſchränkten Leere oder im Chaos ſeines Geiſtes kein Hinderniß iſt, das ihnen wehrte, in jeder beliebigen Geſtalt ſich zu verſchmelzen, ſo muß man geſtehen, daß die Beredſamkeit des Schotten belaſtet iſt mit einem Uebermaaß von Kenntniſſen und Wiſſen, daß ſie nicht vorwärts kommen kann vor einer Maſſe von Hinderniſſen, daß ſie taumelt unter einer Bürde von Gemeinplätzen, daß ſie ſo befangen iſt in den logiſchen und rhetoriſchen Formen, daß ſie eben ſo entfernt iſt und ſeyn muß, von Originalität als von Abſurdität, von der Schönheit wie von der Häßlichkeit; die Sache und die Sprache der Menſchlichkeit geht verloren in der proceſſualiſtiſchen Methode; der feſte und männliche Ton des Grundſatzes wird vertauſcht mit dem ſchwebenden jämmerlichen Gewäſche der Politik, die lebendigen Aufwallungen der Leidenſchaft werden reducirt auf einen todten Gemeinplatz, und alle wahre Einbildungskraft wird begraben unter dem Staub und Schutt gelehrter Vorbilder und imponirender Autoritäten. Wenn jene ein körperloſes Phantom, ſo iſt dieſe ein lebloſes Skelett; wenn die eine in ihrer fieberhaften, hektiſchen Ueberſchwänglichkeit dem Traum eines Kranken gleicht, ſo gleicht die andre dem Schlaf eines Todten — kalt, ſteif, fühllos, grabähnlich! Im Ganzen verzweifeln wir weniger an der erſten als an der letztern, denn das Princip des Lebens und der Bewegung iſt am Ende doch die erſte Bedingung alles Genius. Die üppige Wildheit der einen kann durch Zucht gezähmt, und ihre Ausſchweifungen zur Vernünftigkeit ernüchtert werden; aber die trockne und ſtarre Förmlichkeit der andern kann nie die Schale oder Hülſe der Rednerei zerbrechen. Es iſt wahr, die eine iſt entſtellt durch das kindiſche Weſen und die Affectation eines Phillips; aber dafür hat ſie auch aufzuweiſen den männlichen Verſtand und die Gluth eines Plunkett, die leidenſchaftlichen Ausbrüche und den zündenden Witz eines Curran, und den goldnen Strom von Weisheit, Beredtheit und Phantaſie, welcher von den Lippen eines Burke floß. Bei der andern ſinkt die negative Reihe allerdings nicht ſo tief herunter, aber die aufwärts gehende Skala kommt auch nicht höher als bis zu einem Mackintoſh oder Brougham.*) Man kann daran erinnern, daß der verſtorbne Lord Erſkine eines höhern Rufs als Redner ſich erfreute, denn dieſe beiden; aber er verdankte ihn einem einnehmenden, blendenden Weſen, vieler Geiſtesgegenwart und der großen Lebhaftigkeit, womit er ſeine Empfindungen ausſprach. Entkleidet dieſer äußerlichen und perſönlichen Vortheile iſt das Weſentliche, der Gehalt ſeiner Reden wie der ſeiner Schriften, nichts, oder völlig unlebendig und erſtorben.

Mr. Brougham ſtammt aus dem nördlichen England, ward aber in Edinburgh erzogen und repräſentirt dieſe Schule der Politik und Staatswiſſenſchaft im Hauſe. Er unterſcheidet ſich von Sir James Mackintoſh darin, daß er weniger mit abſtracten Grundſätzen und mehr mit individuellen Details verkehrt. Er macht weniger Gebrauch von Generalitäten und mehr von unmittelbaren Thatſachen. Sir James iſt beſſer bekannt mit dem Für und Wider einer Behauptung in alten Autoren; Mr. Brougham mehr mit dem Gleichgewicht der Macht in Europa. Wenn der erſtere beſſer bewandert iſt in der Entwicklung der Geſchichte, ſo übertrifft Niemand den letztern in der Kenntniß der Börſencurſe. Er kennt genau den Stand unſrer Ausfuhr und Einfuhr, und kaum ſetzt ein Schiff in Liverpool oder Hull ſeine Fracht ans Land, ohne daß er Kunde hätte von dem Regiſter der Ladung. Unſre Colonialpolitik, Gefängnißdisciplin, der Zuſtand der abgetakelten Schiffe, die Bedrängniß des Ackerbaues, Handel und Manufacturen, die Goldzahlungsfrage, die katholiſche Frage, die Bourbons oder die Inquiſition, „Verrath im Innern oder draußen Aufſtand," — nichts entgeht ihm oder iſt ihm fremd; er iſt zu Hauſe in den krummen Labyrinthen der verfaulten Wahlflecken, er wird nicht verlegen bei der ſchotti-

*) Mr. Brougham iſt zwar dem Buchſtaben nach kein Schotte, wohl aber durch Adoption.

ſchen Jurisprudenz, und vermag dem Sinn von einer Rede Cannings zu folgen. Bei ſo vielen Hülfsquellen, bei einer ſolchen Mannichfaltigkeit und Gediegenheit des Wiſſens iſt Mr. Brougham mehr ein gewaltiger und beunruhigender, als ein wirkſamer Fechter auf der Arena des Worts. Ueber ſo vielen Details (die er ſelbſt mit unermüdlicher und furchtloſer Entſchloſſenheit durchmacht) geht der Geiſt der Frage für Andre verloren, die nicht die gleiche willkürliche Gabe der Aufmerkſamkeit oder das gleiche Intereſſe im Zuhören haben, wie er im Sprechen; der urſprüngliche Impuls, der ihn vorwärts trieb, wird vergeſſen auf einem ſo weiten Feld, auf einer ſo endloſen Bahn. Wenn auch er es vermag, ſo vermögen doch andre nicht Alles, was er weiß, zugleich im Kopf zu behalten; ein Seil, aus den Zeugniſſen der Umſtände geflochten, hält nicht recht zuſammen und ſchleppt den widerſtrebenden Geiſt nicht mit ſich fort; der willige Geiſt aber eilt ihm zuvor und wird ungeduldig und zerſtreut; er bewegt ſich in einer nicht zu bewältigenden Proceſſion von Thatſachen und Beweiſen, ſtatt auf einmal zur Hauptſache zu kommen; und ſeine Prämiſſen (ſo ängſtlich beſorgt iſt er, auf ſicherem und breitem Fundament zu fußen) überladen und erſchweren ſeine Concluſion, ſo daß man nicht zu dieſem gelangt, oder doch erſt, nachdem das erſte Feuer und die erſte Kraft des Anlaufs vorüber iſt. Die Kugel, wegen der zu großen Weite des Kalibers, aus dem ſie abgeſchoſſen wird, und weil ſie an ſo viele harte, vorragende Punkte anprallt, iſt beinahe kraftlos, bis ſie ihr Ziel erreicht. Er hält ein Lagerbuch, oder eine Schuldner- und Gläubiger-Rechnung zwiſchen der Regierung und dem Lande, ſetzt ſo viel wirkliche Verbrechen, Corruption und Ungerechtigkeit gegen ſo und ſo viel etwaige Uebervortheilung oder faules Vorurtheil, und unten auf dem Blatt zieht er die Bilanz von Entrüſtung und Verachtung wie es ſich gebührt. Aber die Menſchen laſſen ſich nicht durch Berechnungen auf abſtracte Gründe hin zur Verachtung oder zur Entrüſtung beſtimmen; denn mögen ſie ſich dieſer Procedur unterwerfen, wo ihre eignen Intereſſen betheiligt ſind: in dem, was das öffentliche Wohl betrifft, müſſen ſie, glauben wir, inſtinctmäßig ſehen und fühlen, oder ſie ſehen und fühlen gar nicht. Es iſt (und das iſt zu beklagen) gar viel Schaum wie Kraft im Geiſt des Volks, der ſich nicht in förmlichen kleinen Portionen abklären und ausſchenken läßt; und Spleen und Galle, die Seele der Oppoſition, läßt ſich nicht in Patentflaſchen pfropfen und zu künftigem Gebrauch aufbewahren! Mit Einem Wort, die Beredſamkeit Broughams iſt eine mit Zeichen und Zetteln verſehene, regiſtrirt und numerirt (wie die aufeinanderfolgenden Theile einer ſchottiſchen Encyklopädie), ſie iſt geſcheidt, kenntnißreich, imponirend, meiſterhaft, ein außerordentlicher Aufwand von Klarheit des Kopfes, von Raſchheit und Energie des Denkens, von Gelehrſamkeit und Fleiß; aber es iſt nicht die Beredſamkeit der Phantaſie oder des Herzens, und wird nie ein Individuum oder eine Nation vom Verderben retten.

Mr. Brougham hat Einen ſehr bedeutenden Vortheil im Redekampf; er läßt ſich durch keine falſche Beſcheidenheit, keine Gefälligkeit gegen Andre je beſtimmen und leiten. Aber vermöge einer natürlichen Conſequenz oder Gleichförmigkeit des Räſonnements hat er auch wenig Sympathie mit Andern, und es kann ihm leicht geſchehen, ſich über die Wirkungen zu täuſchen, welche ſeine Argumente bei Andern hervorbringen werden. Er verläßt ſich, unter Anderm, zu ſehr auf die Geduld ſeiner Zuhörer und auf ſeine Geſchicklichkeit, Alles zu ſeinem Vortheil wenden zu können. Daher läßt er ſich oft zu weit aus und überſchießt das Ziel. Das iſt Schade. Er beſitzt keine kluge und beſcheidne Zurückhaltung, er kann ſeinen Geiſt nicht an ſich halten, ſich ſelbſt nicht zügeln. Bei ſo viel Geiſt und Witz ſollte er eigentlich „noch einmal ſo viel haben, um den, den er hat, zu beherrſchen.“ Er kann einen guten Einfall oder eine wichtige Notiz nicht bei ſich behalten, wenn auch das Preisgeben derſelben eine ganze Sache zu Grund richten ſollte. Nicht als ob er zu viel an ſich, zu wenig an ſeine Sache dächte; aber er vertieft ſich in die Verfolgung der Wahrheit, als wäre es eine metaphyſiſche Unterſuchung, und wird fortgeriſſen durch die ungeſtüme, überwältigende Raſtloſigkeit und Thätigkeit ſeines eignen Geiſtes. Er wird beinahe unwillkürlich hingeriſſen, und vielleicht ſelbſt gegen ſeine beſſere Einſicht von dem Gedränge und der Unruhe ſeiner Ideen, wie von einem wogenden Volksgewühl. Seine Auffaſſungen und Begriffe ſind buchſtäblich, zäh, *epileptiſch*, — ſein Verſtand iſt ſo zu ſagen heißhungrig auf Facta und ebenſo verſchwenderiſch damit — und er ſprudelt dann Alles heraus „ſo offen und derb wie der geradſinnige Shippen oder der alte Montaigne,“ jedoch ohne die Giftigkeit des einen oder die Bonhommie des andern. Die wiederholten, derben, unerwarteten Ladungen von Wahrheit, die er abfeuert, machen diejenigen ſtutzen, die ihm die Nächſten ſind. Ihm mißfällt dieſer Zuſtand der Colliſion und Aufregung nicht, er gibt ſich ſeiner Verwegenheit oder ſeinem Triumph hin, bis er, durch Herausfordern von noch mehr Facten, oder dadurch, daß er eine extreme Inſtanz vorbringt, eine Frage an den Rand eines Abgrunds drängt, ſeine Gegner ſie noch weiter drängen, und er ſelbſt vor der Conſequenz zurückſchrickt, „ſcheu vor dem Tone, den er ſelbſt erweckt!“

Mr. Brougham beſitzt viele Furchtloſigkeit, aber nicht eben ſo große Feſtigkeit; und wenn er zu weit vorangegangen iſt auf der *verlornen Hoffnung*, kehrt er plötzlich um, ohne Andre davon gehörig zu benachrichtigen und zu warnen, und ohne die gebührende Achtung ſeiner ſelbſt. Er iſt abenteuerlich, aber leicht von paniſchem Schrecken ergriffen, und er opfert die Eitelkeit des Rechthabens der Nothwendigkeit der Selbſterhaltung. Er iſt zu unvorſichtig für einen Führer, zu leichtſinnig und übermüthig für einen Parteianhänger, und geht nicht genugſam mit denen zu Rathe, mit welchen er, der allgemeinen Vorausſetzung nach, gemeinſam handelt. Manchmal läßt er ſie in der Klemme ſtecken und manchmal geſchieht ihm von ihnen dasſelbe. Es fehlt ihm das Princip des Gemeinſchaftlichhandelns. Er gibt häufig, in einer Anwandlung gedankenloſen Leichtſinns, der politiſchen Maſchine eine unerwartete Richtung, welche ältern und erfahrnern Köpfen bang macht; das wäre ſchon recht, wenn er nicht ſelbſt der erſte wäre, welcher ſich fern vom Schuß hielte und der Gefahr entflöhe! Wir glauben in

der That als allgemeinen Satz aufstellen zu dürfen, daß kein Mann, der in Schottland geboren oder erzogen iſt, ein großer Redner ſeyn kann, wenn er nicht ein Charlatan iſt, oder ein großer Staatsmann, wenn er nicht ein Schelm wird. Der Nationalernſt iſt gegen das Erſte, die Nationalvorſicht gegen das Zweite. Wenn für einen Schotten eine Sache einmal iſt, ſo iſt ſie; mit ſeiner Meinung davon hat auch die Frage ein Ende. Er iſt entſchieden und kurz angebunden, und hat nicht die Gewohnheit, die Gefühle Andrer auszuſöhnen, oder ihre Thorheiten zu beſchwichtigen. Daher iſt ſein einziges Mittel, einen popularen Effect hervorzubringen, das: mit dem Strom des Vorurtheils zu ſchwimmen, und allgemeine Dogmen von einer evangeliſchen Kanzel herab zu verkündigen. Das mag wirken und es hat ſchon gewirkt. Andrerſeits wenn ein Schotte, durch Geburt oder Erziehung, überhaupt an die Gefühle Andrer denkt, ſo iſt dieß nicht in der Beziehung, ſofern dabei das Intereſſe der Andern betheiligt iſt, ſondern ſofern ihre Anſicht auf ſein eigenes Intereſſe und ſeine Wohlfahrt Einfluß hat. Daher iſt er entweder verlaut und beleidigend, oder wenn er zu gefallen ſucht, ſo wird er feig und ſchmeichleriſch. Seinem öffentlichen Geiſt fehlt es an Biegſamkeit, ſeine ſelbſtſüchtige Schmiegſamkeit aber kennt keine Gränzen Er iſt unpraktiſch als Partiſan der Volksſache, wie er unbrauchbar und ſchädlich iſt als Werkzeug der Regierung. Wir wollen dieſe Behauptung nicht weiter verfolgen, und wollen ſie lieber in einiges Dunkel gehüllt laſſen, als daß wir die gewaffnete Intelligenz einer ganzen Nation gegen uns aufbrächten.

Mr. Brougham ſpricht mit einem lauten und ungemilderten Ton, der bisweilen faſt dem Schreien ſich nähert. Er iſt fließend, raſch, heftig, voll von ſeinem Gegenſtand, hat offenbar immer ſehr viel zu ſagen, und iſt ſehr rückſichtslos hinſichtlich der Art und Weiſe, wie er es ſagt. Als Advocat war er bisher noch nicht auffallend glücklich. Er iſt nicht tief in Auffaſſung der Fälle und im Bericht darüber, nimmt auch kein beſonderes Intereſſe an den eigenthümlichen Zügen einzelner Fälle und zeigt keine beſondere Geſchicklichkeit in der Behandlung. Er führt zu ſchweres Kaliber für gewöhnliche und kleine Fälle; er muß eine große und umfaſſende Frage zu behandeln haben, wo er tüchtig zugreifen kann. Vor kurzer Zeit hatte er jedoch eine feindliche Begegnung mit Mr. Phillips, dem er all ſeine zarten Blüthen abſchüttelte, daß ſie zu Boden fielen und in einer Stunde verwelkten; bald aber blühten ſie wieder auf! Mr. Brougham ſchreibt beinahe, wo nicht ganz, ſo gut als er ſpricht. Während eines Wahlkampfes tritt er hervor, um zum Volk zu reden, und kehrt dann in ſein Studirzimmer zurück, um einen Artikel für das Edinburgh Review zu beendigen; und freilich ſtopft er manchmal drei oder vier Artikel (in Geſtalt von refaccimento's ſeiner eignen Pamphlets oder Parlamentsreden) in Eine Nummer. Die Thätigkeit ſeines Geiſtes iſt in der That ſo groß, daß er, wie es ſcheint, weder der Ruhe noch eines andern Sporns, als der Freude an ſeiner Bethätigung bedarf. Er kann ſich der Reihe nach mit Allem beſchäftigen, aber er kann nicht müßig ſeyn. Es gibt wenige intellectuelle Vorzüge und Fertigkeiten, die er nicht, und zwar in ſehr hohem Grade beſitzt. Er ſpricht geläufig Franzöſiſch, und wie wir glauben, verſchiedne andre neue Sprachen; er iſt ein tüchtiger Mathematiker, und machte in dieſer Eigenſchaft die Bekanntſchaft des berühmten Carnot, wo ſich dann das Geſpräch um das Quadrat des Cirkels und nicht um die Frage drehte, Frankreich die natürliche Gränze des Rheins zu geben. Mr. Brougham iſt in Wahrheit ein ſchlagender Beweis von der Ausbildungsfähigkeit und Kraft des menſchlichen Geiſtes, und in gewiſſem Sinn auch von der Länge des menſchlichen Lebens, wenn man ſeine Zeit gut zu benützen weiß. Es iſt lang genug, um beinahe alle Künſte und Wiſſenſchaften in ſich zu faſſen. Wenn wir keinen Tag ohne eine Linie verſtreichen laſſen, keinen Ort ohne die Geſellſchaft eines Buchs beſuchen, können wir bequem Bibliotheken füllen oder leeren. Die ſich über die Kürze des Lebens beklagen, laſſen es vorübergleiten, ohne das Beſtreben, ſeine goldnen Minuten zu faſſen und aufs beſte zu benützen. Je mehr wir thun, deſto mehr können wir thun; je geſchäftiger wir ſind, deſto mehr Muße haben wir. Nicht Mangel und Zeit und Unfähigkeit, ſondern Indolenz, Unentſchloſſenheit, Mangel an Phantaſie und ein Hang zu einer Art von geiſtiger Tautologie, zur Wiederholung der gleichen Bilder und Durchlaufung des gleichen Kreiſes iſt es, was uns ſo arm, ſo ſtumpf, ſo langweilig und träg läßt, wie wir ſind, ſo entblößt von neuen fortſchreitenden Kenntniſſen, ſo arm an Hülfsquellen. Mr. Brougham hat, wie wir glauben, neben andern Mitteln ſeine Anſichten zu erweitern und zu bereichern, die meiſten Höfe beſucht, und ſeine Aufmerkſamkeit auf die meiſten Staatsverfaſſungen des Feſtlands gerichtet. Ohne Zweifel iſt er ein höchſt talentvoller und gebildeter, geiſteskräftiger und bewunderungswürdiger Mann.

(Schluß folgt.)

Der Cardinal Richelieu.

(Fortſetzung.)

Die Abenteuer der Nacht.

Kaum war (nach dem Sturm auf Perpignan) der Cardinal, der ihm zu Pferde angewohnt hatte, wieder in ſeinem Zelt als er, noch in Waffen und Küraß, in einen großen Lehnſtuhl ſank, und hier, das Taſchentuch an den Mund haltend und mit ſtarren Augen, blieb er in dieſer Lage, und überließ ſeinen beiden ſchwarzen Vertrauten die Muthmaßungen, ob das Nachdenken oder die Schwäche ihn darin zurückhielten. Er war tödtlich blaß, und ein kalter Schweiß rieſelte ihm von der Stirne. Mit einer heftigen Bewegung ihn ſich abtrocknend ſchleuderte er das rothe Käppchen, das einzige geiſtliche Abzeichen das ihm noch geblieben, weg, und ſtützte den Mund auf die Hände. Der Kapuziner auf der einen, der finſtre Richter (Laubardemont) auf der andern Seite, betrachteten ihn ſchweigend und ſchienen, in ihren ſchwarzen und braunen Gewändern, die Prieſter und der Notar eines Sterbenden.

Der Mönch, aus der Tiefe ſeiner Bruſt eine Stimme ziehend, die mehr geeignet ſchien, ein Todtenamt zu halten als Troſt zuzuſprechen, begann zuerſt und ſagte:

Wenn Monſeigneur ſich meiner in Narbonne gegebenen Räthe erinnern will, ſo wird er geſtehen, daß ich richtig geahnt, welchen Verdruß ihm eines Tags dieſer junge Menſch verurſachen werde. — Der Requetenmeiſter ergriff das Wort: ich habe von dem alten tauben Abbé erfahren, der bei der Marſchallin d'Effiat über Tiſch war und Alles hörte, daß dieſer junge Cinq-Mars mehr Energie gezeigt habe, als man erwartete, und daß er verſucht habe, den Marſchall von Baſſompierre zu befreien. Ich habe auch den detaillirten Bericht des Tauben, der ſeine Rolle ſehr gut geſpielt hat; der erlauchte Cardinal darf deſſen verſichert ſeyn. — Ich habe es Monſeigneur zuvor geſagt, fing Joſeph wieder an, denn dieſe beiden unholden Seiden wechſelten miteinander ab wie die Hirten bei Virgil, — ich habe vorher geſagt, es wäre gut, ſich dieſes kleinen d'Effiat zu entledigen, und ich würde dieß über mich nehmen, wenn es das hohe Wohlgefallen wäre; es ware eine leichte Sache, ihn in der Geſinnung des Königs zu Grunde zu richten. — Es ware noch ſicherer, ihn an ſeiner Wunde ſterben zu laſſen, nahm wieder Laubardemont das Wort, wenn Seine Eminenz die Güte hätte, mir dazu Auftrag zu ertheilen; ich kenne den Arzt ſehr genau, der mich von einer Wunde an der Stirn geheilt hat, und der ihn beſorgt. Es iſt ein kluger Mann, ganz Monſeigneur, dem Cardinal Herzog ergeben, deſſen Vermögensumſtände durch Tiſchſpielen etwas zerrüttet ſind. — Ich glaube, fiel Joſeph wieder ein, mit erkünſtelter Beſcheidenheit, worein ſich einige Bitterkeit miſchte, wenn Seine Eminenz Jemand zu dieſem nützlichen Zweck verwenden wollten, ſo wäre dieß doch wohl ſein gewöhnlicher Unterhändler, der auch ſonſt ſchon einige glückliche Erfolge gehabt hat. — Ich glaube einige ſehr bezeichnende aufzählen zu können, verſetzte Laubardemont, und ſehr friſche, bei welchen die Schwierigkeit ſehr bedeutend war. — Ach, freilich, ſagte der Pater mit einem halben Compliment und mit achtungsvollem, artigem Ausdruck, Eure keckſte und geſchickteſt ausgeführte Miſſion war die Verurtheilung von Urbain Grandier, dem Zauberer. Aber mit Gottes Hulfe kann man auch andre eben ſo gute und ſtarke Sachen vollbringen. Es iſt nicht unverdienſtlich z. B., ſetzte er, die Augen wie ein junges Mädchen niederſchlagend, hinzu, einen königlichen Zweig des Hauſes Bourbon mit kräftiger Hand vertilgen. — Es war nicht ſo ſehr ſchwer, verſetzte mit Bitterkeit der Requetenmeiſter, einen Soldaten unter den Garden auszuleſen, um den Grafen von Soiſſons umzubringen; aber präſidiren, richten.... Und ſelbſt exequiren, unterbrach ihn der erhitzte Kapuziner, iſt gewiß weniger ſchwer, als einen Menſchen von Kind an auferziehen in dem Gedanken, große Dinge mit Umſicht und Klugheit vollziehen, und im Nothfall alle Martern, dem Himmel zu Liebe, ausſtehen zu wollen, lieber als den Namen derjenigen nennen, die ihn mit ihrer Gerechtigkeit gewaffnet haben, oder muthig auf dem Leichnam deſſen ſterben, den ſeine Waffe getroffen, wie es der gethan hat, den ich abſandte; er gab keinen Laut von ſich bei dem Degenſtoß Riquemonts, des Stallmeiſters des Prinzen; er ſtarb wie ein Heiliger — das war mein Zögling. — Etwas Andres iſt anordnen und befehlen, etwas Andres ſelbſt den Gefahren ſich ausſetzen. — Und habe ich mich ihnen nicht ausgeſetzt bei der Belagerung von la Rochelle? — Der Gefahr, in einem Cloak zu ertrinken, ohne Zweifel? fragte Laubardemont. — Und Ihr, entgegnete Joſeph, ſind Eure Gefahren darin beſtanden, daß Euch die Finger in die Folterinſtrumente geſteckt wurden? und das Alles, weil die Aebtiſſin von den Urſulerinnen Eure Nichte iſt. — Das war gut für Eure Brüder vom Orden des heiligen Franciscus, welche die Hämmer in Händen hielten; aber ich, ich wurde an der Stirne verwundet von eben dieſem Cinq-Mars, der an der Spitze eines wahnſinnigen Pöbels ſtand. — Seyd Ihr deſſen gewiß? rief Joſeph ganz entzückt; erfrechte er ſich wirklich, ſo den Befehlen des Königs zu widerſtreben? — Die Freude, die er über dieſe Entdeckung empfand, machte ihn ſeinen Zorn ganz vergeſſen.

Unverſchämte! rief der Cardinal, plötzlich das Stillſchweigen brechend und ſein blutbeflecktes Taſchentuch vom Munde nehmend, ich würde Euch für Euren blutdürſtigen Hader züchtigen, wenn er mir nicht viele Eurer geheimen Ruchloſigkeiten geoffenbart hätte. Man hat meine Befehle überſchritten; ich wollte keine Tortur, Laubardemont; das iſt Euer zweiter Fehler. Ihr werdet mich ohne Urſache verhaßt machen; das war unnöthig. Aber Ihr, Joſeph, laßt die Einzelnheiten dieſes Volksaufſtandes nicht außer Acht, bei welchem Cinq-Mars war; das kann uns in der Folge von Nutzen ſeyn. — Ich habe alle Namen und Perſonenbeſchreibungen, ſagte mit Eifer der Geheimrichter, ſeine hohe Geſtalt und ſein olivenfarbnes, magres Geſicht, das von einem ſervilen Lächeln durchfurcht ward, bis zum Lehnſtuhl des Cardinals herunterbeugend. — Es iſt gut, es iſt gut, ſagte der Miniſter, ihn zurückſtoßend; es handelt ſich noch nicht von dem. Ihr, Joſeph, begebt Euch nach Paris, noch vor dieſem jungen Anmaßenden, welcher, deſſen bin ich gewiß, Günſtling werden wird; werdet Freund mit ihm, benützt ihn zu meinen Zwecken oder verderbt ihn; er ſoll mir dienen oder fallen. Beſonders aber ſchickt mir ſichere Leute, und alle Tage, um mir mündlich Bericht zu erſtatten; niemals in Zukunft etwas Geſchriebenes. Ich bin ſehr unzufrieden mit Euch, Joſeph; was für einen erbärmlichen Courier habt Ihr gewählt als von Köln kommend? Er hat mich nicht zu verſtehen vermocht; er hat den König zu bald geſprochen, und ſo haben wir jetzt wieder mit einer Ungnade zu kämpfen. Beinahe hättet Ihr mich gänzlich zu Grunde gerichtet. Ihr erkundigt Euch jetzt, was in Paris vorgeht; ohne Zweifel macht man dort jetzt bald wieder eine Verſchwörung gegen mich, aber das wird die letzte ſeyn. Ich bleibe hier, um ihnen mehr Freiheit zum Handeln zu laſſen. Geht Ihr beide jetzt, und ſchickt mir meinen Kammerdiener, aber erſt in zwei Stunden. Jetzt will ich allein ſeyn.

Man hörte noch den Schritt der beiden Männer, und Richelieu, die Augen auf den Eingang des Zeltes geheftet, ſchien ſie mit aufgeregten Blicken zu verfolgen.

Elende! rief er aus, als er allein war, geht denn und vollzieht noch einige heimliche Anſchläge, und dann zerbreche ich Euch auch, unreine Springfedern und Werkzeuge meiner Macht! Bald wird der König der ſchleichenden Krankheit erliegen, die

ihn verzehrt; dann werde ich Regent, ich ſelbſt werde König von Frankreich ſeyn, werde nicht mehr die Launen ſeiner Schwachheit zu fürchten haben; ich werde unwiederbringlich die ſtolzen Geſchlechter dieſes Landes vernichten; ich werde mit furchtbarer Tarquiniusruthe Gleichheit herſtellen; ich werde allein über ihnen allen ſtehen, Europa wird zittern, ich..... Hier nöthigte ihn der Geſchmack von Blut, das ihm wieder den Mund füllte, ſein Taſchentuch vorzunehmen. — Ach! was rede ich! Ich Unglücklicher! Ja, ich bin ſelbſt ein Mann des Todes; ich gehe meiner Auflöſung entgegen, mein Blut verſtrömt, und mein Geiſt will noch arbeiten! Warum? Für wen? für den Ruhm? das iſt ein leeres Wort. Für die Menſchen? ich verachte ſie. Für wen denn? wenn ich doch binnen zwei, binnen drei Jahren vielleicht ſterben muß? Oder für Gott? welcher Name! ich bin nicht auf ſeinen Wegen gewandelt, er hat Alles geſehen.... Hier ließ er das Haupt auf die Bruſt ſinken, und ſeine Augen fielen ſo auf das große goldne Kreuz, das er am Halſe trug; er konnte ſich nicht enthalten, ſich ganz in die Tiefe des Lehnſtuhls zurückzuwerfen, aber das Kreuz folgte ihm; er ergriff es, und es mit feſten, verzehrenden Blicken betrachtend, ſagte er ganz leiſe: ſchreckliches Zeichen, du verfolgſt mich! Werde ich dich auch an einem andern Ort wieder finden.... Gottheit und... Strafgericht... wer bin ich? Was hab' ich gethan?

Zum erſtenmal durchzückte ihn eine ſeltſame, ihm unbekannte Angſt; er zitterte, bald frierend und bald glühend von einem unüberwindlichen Schauer; er wagte nicht die Augen aufzuſchlagen, aus Furcht, irgend ein gräßliches Geſicht vor ſich ſtehen zu ſehen; er wagte nicht zu rufen, weil er ſich vor dem Ton ſeiner eignen Stimme fürchtete; er blieb tief verſunken in die Betrachtung der für ihn ſo ſchauerlichen Ewigkeit und murmelte Folgendes, das eine Art von Gebet ſeyn ſollte: Großer Gott, wenn du mich hörſt, ſo richte mich denn, aber nimm mich nicht einzeln heraus, um mich zu richten. Schau mich an, umgeben von den Menſchen meines Jahrhunderts, ſchau an das ungeheure Werk, das ich unternommen habe; brauchte es nicht einen rieſenhaften Hebel, um ſolche Maſſen zu bewegen? und wenn dieſer Hebel im Niederfallen einige unnütze Elende zerſchmettert, bin ich dann ſo ſchuldig? Ich werde den Menſchen boshaft ſcheinen; aber du, höchſter Richter, wirſt du mich auch ſo anſehen? Nein! du weißt, daß die gränzenloſe Machtfülle das Geſchöpf ſündigen macht gegen das Geſchöpf; nicht Armand de Richelieu iſt es, der tödtet und ins Verderben bringt, ſondern der erſte Miniſter. Nicht wegen perſönlicher Kränkungen, ſondern um ein Syſtem durchzuführen.... aber ein Syſtem.... was bedeutet dieß Wort? War es mir erlaubt, ſo mit den Menſchen zu ſpielen und ſie wie Zahlen zu behandeln, um einen vielleicht falſchen Gedanken auszuführen? Ich ſtürze die Umgebungen des Thrones um. Wenn ich, ohne es zu wiſſen, ſeine Grundlagen untergrübe und ſeinen Sturz beſchleunigte? Ja, meine entliehene Macht hat mich verführt! O Labyrinth! o Schwäche der menſchlichen Gedanken! Einfacher Glaube, warum habe ich deinen Pfad verlaſſen — warum bin ich nicht einfacher Prieſter? Wenn ich's wagte mit den Menſchen zu brechen und mich Gott zu ergeben! die Jakobsleiter ließ ſich noch in meinen Träumen zu mir herab.

In dieſem Augenblick wurde ſein Ohr von einem lauten Getöſe und Lärm von außen getroffen; Gelächter von Soldaten, wilder wüſter Jubel und Flüche miſchten ſich mit den ziemlich lang ausgehaltnen Worten einer ſchwachen und hellen Stimme; man hatte glauben können, es ſey der Geſang eines Engels, unterbrochen von dem Lachen von Dämonen. Er ſtand auf und öffnete eine Art von Fenſter. Ein ſeltſames Schauſpiel bot ſich ſeinem Auge dar, das er einige Augenblicke aufmerkſam beobachtete. Er ſah, wie die Soldaten, am Feuer gelagert, ihre Kurzweil trieben mit einer, allem Anſchein nach, wahnſinnigen Weibsperſon, welche pathetiſch ſprach und ſang und zum Cardinal geführt zu werden verlangte. Richelieu rief mit ſtarker Stimme hinaus: man bringe dieß Weib zu mir, und laſſe ſie in Ruhe! Alles ſchwieg; man führte ſie zu dem Miniſter. Warum, ſagte ſie, als ſie ihn erblickte, mich vor einen Bewaffneten führen? — Man ließ ſie, ohne eine Antwort zu geben, allein vor ihm.

Der Cardinal betrachtete ſie mit argwöhniſcher Miene.

Frau, ſagte er, was macht Ihr im Lager um dieſe Stunde, und wenn Euer Verſtand nicht verwirrt iſt, warum dieſe nackten Füße? — Das iſt ein Gelübde, das iſt ein Gelübe, erwiederte die junge Kloſterſchweſter mit Ungeduld, indem ſie ſich haſtig neben ihn ſetzte; ich habe auch das Gelübde gethan, nicht zu eſſen, bis ich den Mann gefunden habe, den ich ſuche.

Meine Schweſter, ſagte der Cardinal erſtaunt und mit milderem Tone, indem er ſich ihr näherte, um ſie zu betrachten, Gott verlangt keine ſolche harte Proben bei einem ſchwachen Körper, und zumal in Eurem Alter, denn Ihr ſcheint mir ſehr jung. — Jung? oh! ja, vor wenigen Tagen war ich noch ſehr jung; aber ſeither habe ich wenigſtens zwei Leben durchlebt, ſo viel habe ich gedacht und gelitten. Seht einmal mein Geſicht an. — Und ſie enthüllte ein vollkommen ſchönes Angeſicht, dem ſchwarze, ſehr regelmäßige Augen Leben gaben; aber ohne ſie hätte man glauben können, es ſeyen die Geſichtszüge eines Geſpenſts, ſo blaß war ſie; ihre Lippen waren violett und zitterten; ein Schaudern ließ das Aufeinanderklappern ihrer Zähne hören. — Ihr ſeyd krank, ſagte der Miniſter gerührt, ſie bei der Hand faſſend, die er ganz brennend heiß fand; er griff nach ihrem Puls und ſpürte, daß die Adern durch die Schläge eines entſetzlich ſtarken Fiebers geſchwellt waren. Er ſprach längere Zeit mit ihr freundlich, und ſie hielt ihn für einen General. Dieſer Irrthum ſchmeichelte ihm, und er fragte jetzt: ich habe Euch nach dem Cardinal fragen gehört, was wollt Ihr denn von ihm? Weßwegen kommt Ihr hieher? — Die Nonne ſammelte ſich und legte einen Finger auf die Stirne. Ich erinnere mich nicht mehr, ſagte ſie, Ihr habt mir zu viel geſprochen... Ich habe dieſen Gedanken ganz verloren, und doch war es ein großer Gedanke... Um ſeinetwillen habe ich mich zu dem Hunger verurtheilt, der mich tödtet; ich muß ihn ausführen oder vorher ſterben. Ach! ſagte ſie, die Hand unter ihr Gewand führend, in ihren Buſen, wo ſie etwas zu faſſen ſchien, da iſt er, dieſer Gedanke... ſie erröthete plötzlich, und

ihre Augen öffneten ſich außerordentlich weit; gegen des Cardinals Ohr ſich vorbeugend fuhr ſie fort: ich will es Euch ſagen, hört mich an: Urbain Grandier, mein geliebter Urbain, hat mir heute Nacht geſagt, daß Richelieu an ſeinem Tode ſchuld ſey; ich habe in einer Herberge ein Meſſer ergriffen, und ich komme hieher, um ihn zu tödten. Sagt mir, wo er iſt!

Der Cardinal, überraſcht und entſetzt, trat voll Schauer zurück. Er wagte nicht ſeine Wachen zu rufen, weil er das Geſchrei und die Anklagen dieſes Weibs fürchtete; und doch konnte ein Ausbruch ihrer Wuth ihm verderblich werden. — Dieſe gräßliche Geſchichte ſoll mich alſo überall verfolgen! rief er, indem er ſie feſten Blicks ins Auge faßte, und in ſeinem Geiſt nach dem beſten Auskunftsmittel ſuchte.

Schweigend blieben ſie einander gegenüber in gleicher Stellung, wie zwei Ringer, die ſich mit Blicken meſſen, ehe ſie ſich angreifen, oder wie der Hühnerhund und ſein Opfer, verſteinert durch die Gewalt des Blicks.

Inzwiſchen hatten die beiden Schergen des Miniſters ſich lange mit einander beſprochen, voll Haſſes jeder den andern zu ſtürzend trachtend, und nachdem ſie ſich getrennt, ſuchte Laubardement noch einmal den Cardinal auf, der, als er ſeine Stimme hörte, ihm zurief einzutreten. Erſtaunt ſah er die Gruppe und hörte die ſeltſamen, aber gefährlichen Reden der Wahnſinnigen, die, immer noch nicht ahnend, daß ſie in der Nähe des Mannes ſey, den ſie aufſuchte, ihren wilden und entſetzlichen Phantaſien freien Lauf ließ. Endlich rief der Cardinal, ganz erſchöpft von Krankheit und Entſetzen: um Gotteswillen, macht dieſer gräßlichen Scene ein Ende und führt die Wahnſinnige weg. — Dieſe kehrte ſich um, und ſchrie, Laubardemont erkennend, laut: ha, der Richter, der Richter, der Richter! Laubardemont, die Hände faltend, und ſich vor dem Miniſter im Staube beugend, ſagte mit Schaudern: ach, Monſeigneur, verzeiht mir, es iſt meine Nichte, die den Verſtand verloren; ich wuß von dem Unglück nichts, ſonſt wäre ſie längſt eingeſperrt. Jeanne, Jeanne, ſchnell auf die Knie! bittet den Cardinal-Herzog um Verzeihung!

Das iſt Richelieu! ſchrie ſie, und das Erſtaunen ſchien die junge und unglückliche Schönheit gänzlich zu lähmen; die Röthe, welche ſie belebt hatte, wich einer tödtlichen Bläſſe, ihr Schreien einem regungsloſen Stillſchweigen, und auf das irre Umſchblicken folgte eine grauſenhafte Starrheit ihrer ſchönen Augen, welche beſtändig auf dem trübſinnigen Miniſter ruhten.

Führt das unglückliche Mädchen fort, ſagte dieſer ganz außer ſich; ſie iſt ſterbend und ich auch; ſo viele Gräßlichkeiten verfolgen mich ſeit dieſer Verurtheilung, daß ich glaube, die ganze Hölle iſt gegen mich entfeſſelt.

(Fortſetzung ſpäter.)

Schneeglöckchen.

Nach Maria Robinſon im Walſingham

Schneeglöckchen, Winters blödes Kind,
Tritt ein ins Leben, kaum erkannt,
Und hauchet Duft ſo ſüß und lind;
Wann noch kein Blümchen ſich enthüllt,
Entſteigt es trübem Froſtgefild,
Ein ſchöner Diamant.

Schwach, blaß, das kleine Haupt geneigt,
Die Mutterbruſt ein weißes Grab,
Wenn rauher Wind die Schlanke beugt,
Erzittert ſie, ſinkt hin und trau'rt,
Und ein kryſtallner Schauer ſchau'rt
Ihr kaltes Bett hinab.

Arm Blümchen, dich erwärmte nicht
Des Frühlings Hauch, nun du entblühſt:
Des Baches Eisgewand nur bricht;
Durch deine hellen Reize dringt
Der kleine Strom, und ſteigt und ſinkt,
Und deckt dich, wie er fließt.

Nachtſturm zerreißt den Silberglanz
Von deinem ſeidenen Gewand;
Dir ſchimmert nicht Aurorens Kranz;
Der Krokus blüht ſich purpurfarb
Da, wo ſein Nebenbuhler ſtarb,
Hülflos und unbekannt.

Kein Sonnenſtrahl beſucht dein Grab,
Kein trauernd Nachtigallgetön,
Kein Zweig hängt über dich herab:
Denn, wann der Lenz in Wald und Feld
Einſt ſeine goldnen Knoſpen ſchwellt,
Wirſt du nicht mehr geſehn!

Wo immer ſich dein Kelch mir weiht,
Stets biſt du hold und theuer mir!
Auch ich weiß, was verlaſſen heißt,
Sah bleich der Sonne Strahlen auch,
Empfand auch kalten Winterhauch,
Und weint', und ſchwand, gleich dir!

J. H. V.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 October 1839.

Das Schloß von Caniov.

Gedicht in drei Gesängen von Severin Goszczynski.

In England scheint seit einiger Zeit das Interesse für Polen sich sehr verstärkt zu haben, und die Ursachen davon sind nicht schwer zu errathen. Dieß gesteigerte Interesse ist nicht ohne Einfluß auch auf die Beachtung der polnischen Literatur geblieben, und wir geben im Nachstehenden eine Probe davon, aus einer der Besprechung ausländischer Literatur und Verhältnisse gewidmeten Zeitschrift.

„Der Name Polen hat überall das tiefste Interesse erregt, nicht bloß vermöge eines mit der Größe der Katastrophe, welche das Land verschlang, im Verhältniß stehenden Gefühls, auch nicht bloß in Folge des heroischen und verzweifelten, aber vergeblichen Versuchs, welchen neuestens die Einwohner zur Befreiung ihres Landes machten. Die drei großen Mächte, welche das Königreich getheilt haben, betrachten ohne Zweifel ihre That in einem ganz verschiednen Licht als Andere, und sind nach der Ansicht von Vielen, wenigstens theilweise nicht ohne Rechtfertigungsgründe für ihr Verfahren; wir können dieß hier nicht untersuchen, aber das müssen wir bemerken, daß weder diese Mächte selbst noch ihre wärmsten Anhänger und Vertheidiger jene Maaßregel anders denn als eine tief zu beklagende und nur durch die vorausgesetzte, dringende Nothwendigkeit des Falles zu entschuldigende ansahen. Wenn nun dieß die Gesinnungen der theilenden Mächte selbst sind, wenn ihre Unterthanen, obgleich sich bewußt, daß ihr eignes Land vergrößert worden durch diese erzwungene Verbrüderung, doch ihr Bedauern nicht unterdrücken, so können wir uns nicht wundern, wenn die auf ihre Freiheit eifersüchtigsten Länder den tiefsten Antheil nehmen an einer Katastrophe, welche eine Nation ihres Daseyns beraubte, und ihre Gefühle selbst zu dem großherzigen Uebermaaß steigern, daß sie die Fehler der Polen vergaßen über der Strenge der Strafe, welche sie zermalmte.

Aber es ist noch ein Beweggrund, und auf diesen haben wir im Eingang hingedeutet, stärker als das bewundernde Mitleid mit den Tapfern, welche vergebens mit ihrem Schicksal rangen, und wärmer als das allgemeine Gefühl des Unrechts oder die moralischen Sympathien unsrer Natur, die bei den Leiden und dem Kummer unsrer Brüder Zeugniß ablegen von unsrer eignen Schwäche in den Händen des Geschicks. Auch vor Polen sind Königreiche gefallen und zermalmt worden; Völker wurden durch Zufall oder Gewalt aus ihrer Heimath vertrieben, und der Eingeborne, ein Sklave im eignen Land, oder ein Verstoßener und Vogelfreier im Land des Unterdrückers, hat in allen Jahrhunderten dem Historiker einen Gegenstand, dem Philosophen ein Beispiel, dem Poeten ein Thema der Klage, der Rache oder der gehofften Wiederherstellung geliefert. Aber während in solchen Fällen die Wirkungen uns offen vorliegen, ist uns die Ursache meist verborgen durch die Ferne der Zeit; ganz anders ist es bei Polen; die Katastrophe seines Untergangs ist nicht bloß eine historische Wahrheit, nicht bloß ein in der Gegenwart erlebtes Leid; es ist eine Katastrophe, welche eintrat, als die jetzige Generation, die Denkenden und Betrachtenden wie die Herrschenden, in voller Frische des Daseyns stand; wo man an die herberen Begleiter des Lebens und der Nothwendigkeit gar nicht dachte oder nicht an sie glaubte; wo man die Welt wie durch einen Morgennebel sah, welcher ihre Herrlichkeit vergrößerte und selbst ihre Schatten mit Reizen schmückte. In einem solchen Augenblick tiefer, nichts ahnender Ruhe, erschütterte der Schlag, welcher Polens Unabhängigkeit vernichtete, jedes jugendliche Herz bis ins Innerste — selbst das ihrer Feinde. Er erschütterte auch die Brust des gereifteren Geschlechts, welches den ersten Tönen des Revolutionsgewitters gelauscht, und unter Gefahren, die ihnen selbst in dämmernder Ferne drohten, das tiefere Weh dieser vollbrachten Zerstörung empfanden; das letzte Aechzen einer gleichzeitigen Unabhängigkeit, die nicht mehr war.

In der physischen Welt, wenn der Geist anders beschäftigt ist, hinterlassen oft überraschende, wichtige Ereignisse einen tiefen, aber im Augenblick nicht beachteten Eindruck; und wenn das unmittelbare Gewühl und Gedränge der Leidenschaft vor-

über iſt, bemächtigt ſich dieſer Eindruck des Geiſtes, wie eine Stimme der Vergangenheit, wie ein Echo ſeiner Einſamkeit; deutlicher gehört und empfunden durch jeden ſtummen Pulsſchlag, und tiefer und tiefer ins Ohr und ins Herz ſich ſenkend. Wir hegen dieſe Stimme, wir wiſſen ſelbſt nicht warum, und verweilen bei ihren Tönen, bis ſie uns ſo geheimnißvoll gemahnen wie ein halb ausgeſprochenes Orakel oder ein Richterſpruch; und das werden ſie auch in Wahrheit, wenn eine Combination, welche uns in unſern geſchäftigeren Stunden entging, ſich in ihren Wirkungen enthüllt, und wir fühlen, wie nahe ſie uns betrifft. Hiefür iſt in der politiſchen und moraliſchen Welt ein paralleler Fall, der der franzöſiſchen Revolution und Polens. Die nähere Gefahr iſt vorüber, die in ihren Folgen minder leicht zu überſehende Kataſtrophe bleibt; kämpfend nur gegen den vorübergehenden Zufall der Revolution haben wir die Ausübung eines weit gefährlicheren Grundſatzes: des Princips der Vernichtung, ruhig geſchehen laſſen.

Dieß iſt die gedoppelte Quelle unſrer Sympathie für die Polen, daß ſie unſrer Jugend waren wie Brüder, und dann gewaltſam von uns weggeriſſen wurden, und daß unſre Eltern dem Schauſpiel der Vernichtung zuſahen. Wir fühlen, daß ihr Untergang unſre Gefahr iſt. Die Verurtheilung Straffords war das Todesurtheil Karls I; die Polen bildeten die Vorpoſten gegen eine Macht, die wir jetzt ſelbſt zu fürchten haben.

Wir berührten die politiſche Frage hier nur, ſofern ſie die Baſis moraliſcher Sympathien ausmacht; denn dieſe ſind die Grundlage der Poeſie; und es iſt ein eigner Fall mit England, daß, während die großherzige Stimme ſeines ſchändlichſt mißhandelten und verläſterten Staatsmannes allein unter allen Nationen ſich erhob für die Wiederherſtellung Polens, und zwar im Namen einer moraliſchen Rechtsforderung: daß doch unſre Landsleute allein unter allen Nationen gänzlich unbekannt ſind mit der Stimme, welche noch Zeugniß gibt von der Nationalität dieſes Landes, welche noch, obgleich erſtarrt, verſtoßen, kummervoll und gebrochen, die Verbannten von ganz Europa an das Eine Land ihrer Heimath kettet; und, der Beweis eines Geiſtes, der allen Schickſalswechſeln trotzt, den einzigen, letzten, beſten und unzweifelhaften Kern der unüberwindlichen Lebenskraft Polens bildet.

Die lebendige und unauslöſchliche Stimme von Polens Literatur hat in der That auf unſrer Inſel kaum den allerſchwächſten Wiederhall geweckt. Obſchon Frankreich und Deutſchland, Schweden und Dänen, und ſelbſt ſeine ſtrengen Herren, die Ruſſen, je in ihren Sprachen die wilden und ſchwermüthigen Töne der polniſchen Harmonien ſich angeeignet haben, hat doch England, mit Recht ſtolz auf ſeine dermalige Dichter-Conſtellation, keine Begierde gezeigt, mit denen bekannt zu werden, welche in der Ferne glänzen und deren Strahlen nie über die Wellen ſeines Meergürtels herüberdrangen. In Wahrheit, ihr Licht hat, wie das von unbekannten Sternen, bis auf dieſe Stunde uns gar nicht erreicht; und doch muß ſelbſt das Vorurtheil zugeſtehen, daß Polen zu dieſer Zeit Namen aufzuweiſen hat, welche ſich mit allen unſrigen, die höchſten etwa ausgenommen, meſſen dürfen. Wenn die Verbindung von Kraft und Anmuth, von Einfachheit und Tiefe, der Glanz, die Zärtlichkeit, die ſpielende Grazie, die wilde Melancholie, die Stärke, Sanftheit und ungeſtüme Leidenſchaft Thomas Moore's ihn zu einer Höhe als lyriſcher Dichter erhoben haben, womit kein Dichter irgend einer Zeit oder irgend eines Landes ſich vergleichen läßt (?!), ſo darf doch neben jedem Namen, außer dem ſeinigen, der Zaleski's in dieſer Dichtgattung genannt werden. Wenn der düſtre Glanz Byrons allein den hehren Gipfel ſeiner eigenthümlichen Hoheit verſchleiern, ſo dürfen doch die Stolzeſten unter ſeinen Landsleuten, welche dieſe Strahlen aufgefaßt und reflectirt haben, ſich nicht einfallen laſſen, über die Namen eines Mickiewicz und Malczeski ſich zu erheben; und obgleich vielleicht nichts ſeit der Zeit Homers ſelbſt dem raſchhineilenden Strom und der lebendigen Energie Scotts gleich kommen mag, ſo findet doch die traditionelle Sage und der myſtiſche feierliche Ernſt, welche dem Geiſt unſers gewaltigen Minſtrel ſo theuer waren, in ganz Europa ihren beſten, obgleich nicht ebenbürtigen Vertreter an dem Geiſt des jungen Goszczynski; entbehrend Southey's kunſtreich gebildete, aber lebhafte und Alles auffaſſende und ſchildernde Einbildungskraft, verbindet er doch ſeinen Geſchmack an übernatürlichen Gewalten, an Zauberern und Geſpenſtern, mit einer halb verhüllten Kraft und halb wilden Phantaſterei, die uns bald an Coleridge, bald an Monk Lewis erinnert.

Das eigenthümliche Temperament der Polen, weit weniger europäiſch als aſiatiſch, welches die raſtloſe Leichtigkeit der neuern Perſer mit der verzweiflungsvollen Tapferkeit der alten Scythen vereint zeigt — eine Verbindung, welche an den Charakter der Irländer ſtark mahnt — macht ſie ganz beſonders empfänglich für poetiſche Eindrücke, und ganz vorzüglich für ſolche, die, wie ihre Geſchichte, das Gepräge des Ueberſchwänglichen und des Trübſinnigdüſtern an ſich tragen. Bei ſolchen Naturen ſind jedoch die Eindrücke in der Regel flüchtig, vielleicht im Verhältniß zu ihrer Stärke und Lebhaftigkeit. Daher ſind die phantaſiereichſten Nationen ſelten die poetiſchſten, denn das Weſen ſolcher Geiſteseigenthümlichkeit iſt: Unregelmäßigkeit in der Seelenſtimmung; während die Poeſie, in ihren ernſteren Gattungen wenigſtens, Stätigkeit des Denkens und der Geſinnung erheiſcht — welche nur das Reſultat feſterer Lebensgewohnheiten und Inſtitutionen iſt, die den Geiſt für höhere Beſtrebungen bilden. Man vergleiche nur die alten Griechen Thraciens oder Theſſaliens mit denen Joniens; die Bewohner Akarnaniens mit den Athenern oder auch nur den Böotiern. Man wäge den Norweger gegen den Schweden, den Celten gegen den Sachſen ab; den Schweizer, den Biscayer, den Karpathenbewohner mit den cultivirteren Bewohnern der daranſtoßenden ebnen Länder. Dieſer Satz, deſſen Wahrheit ſchon in Europa ſo einleuchtend iſt, wird noch mehr veranſchaulicht in Aſien, wo der Tatare ſtumm iſt gegen den Chineſen, der Nepaleſe oder Tibetaner gegen den Hindu; und der wandernde Araber, trotz ſeines Pochens auf frühe Civiliſation und Literatur, iſt im Nachtheil, verglichen mit dem geſetzteren Türken oder auch mit dem lebhafteren Perſer. Dieſe letztern zeigen den ſtark-

ſten und auffallendſten Contraſt, denn er tritt bei ihnen ſelbſt, nur in verſchiednen Perioden ihrer Geſchichte hervor; unter ſtetigen Regierungen und dauernden Inſtitutionen nehmen die Leiſtungen der perſiſchen Muſe einen hohen Rang in den Annalen des Ruhms ein; unter ſchwachen Regenten und bei einer unregelmäßig zuſammengerafften Bevölkerung iſt ſie zur Unbedeutenheit herabgeſunken.

Aber die ins Ausland ſich verbreitende Popularität der neueſten engliſchen Dichter, und ganz beſonders Byrons, hat eine auffallende Veränderung überall bewirkt, und dieß nirgends mehr als in Polen. Gerade die Ichſucht dieſes Dichters, vermöge der er ſeinen geheimſten und individuellſten Gedanken Oeffentlichkeit gab, warf ein neues Licht über die noch nicht inſpirirte Welt. Die Menſchen wurden ſich mit Erſtaunen bewußt, daß ihre eignen Pulsſchläge, Leidenſchaften und Erfahrungen, Alles was ſie als gleichgültig überſehen, oder als ganz individuell und eigenthümlich beinahe vor ſich ſelbſt, gewiß aber vor den übrigen Menſchen verborgen halten, Gefühle ſeyen, die nicht nur hier und da in der menſchlichen Natur ausnahmsweiſe vorkommen, ſondern welche, weit entfernt auf das Individuum ſich zu beſchränken, der ganzen Gattung gemeinſam ſeyen. Sie entdeckten auch, daß die Kundgebungen des höchſten Genius einzig und allein vermöge der treuen und ſcharfen Schilderung und Darſtellung eben dieſer Erfahrungen den Lohn des Lobes, die unterwürfigſte Bewunderung anſprachen und davontrugen, von welchen man früher geglaubt, daß ſie der Tribut ſeyen, welcher nur einem unbegränzten und unbeſtimmten Vermögen gebühre, als welches man ſich das Genie dunkel vorſtellte. Dieſe Einſicht und Belehrung, wir wiederholen es, welche durch die mehr an Allgemeines ſich haltenden, früheren Dichter während ganzer Jahrhunderte nur wenigen Begabteren war einleuchtend gemacht worden, begründete die kecke Ichſucht eines Byron für die Menge. Daher hat eine ſo große Anzahl von Dichtern und Autoren gelernt, in ihrem eignen Innern die Wahrheiten aufzuſuchen, welche, nach der Meinung ihrer ſchüchternen Vorgänger, nur in der äußern Welt zu finden ſeyn ſollten; und daher die ungeheuern Fortſchritte, welche bis auf einen gewiſſen Grad im Ausland und noch weit mehr bei uns ſelbſt binnen der wenigen letzten Jahre gemacht worden ſind, Wahrheit und genaue Beobachtung betreffend, ſobald nur einmal die erſte krankhafte und leidige Thorheit der Nachahmerei und einer affectirten, miſanthropiſchen Sentimentalität ſich ſelbſt um den Credit und um die Lebensfähigkeit gebracht hatte, indem es unmöglich wurde, dieß ſchoſle Gewimmer und die Phraſen *gemachter* Facta zu leſen, und lächerlich, ſie zu kaufen.

Wenn dieß zu Hauſe der Fall war, ſo kann man ſich kaum wundern, wenn ein Land, ſo gedemüthigt und in den Staub gebeugt wie Polen, wo jedes Theilchen Geiſt wie durch homöopathiſchen Druck und Zwang zu energiſcher Expanſion gedrängt ward, darauf verfiel, im Reiche der Phantaſie den Troſt zu ſuchen, welchen die Wirklichkeit verſagte, und, weil die Gegenwart dunkel und die Zukunft in ungewiſſe Dämmerung gehüllt war, in den Sagen und Erinnerungen der Vorzeit ſich nach Beruhigung umſah. Aber welche Anſtrengungen auch gemacht wurden, die Verzweiflung zu verſcheuchen: ein Ton der Trauer entſpringt doch immer der Verwüſtung und Verlaſſenheit; die Hand der Niedergeſchlagenheit zittert bei ihren Verſuchen, und ein feuchter Nebel, wie vom herannahenden Tode, macht die Saiten der Lever erſchlaffen. So iſt faſt jede Zeile der Ergießungen der polniſchen Muſe durchdrungen von einem Ton unverſtellter und tödtlicher Traurigkeit, und wie mannichfaltig das Talent des Dichters und wie warm im Ganzen ſein Geiſt: wir fühlen doch von vorn herein, daß der Endreim ſeines Thema's nur Entſetzen und Gemetzel, üble Vorbedeutungen, Verwüſtung und Untergang ſeyn können.

(Fortſetzung folgt.)

William Hazlitt's Charakteriſtik der Redner Brougham und Burdett.

(Schluß.)

Sir Francis Burdett bildet in manchen Beziehungen einen Contraſt zu dem bisher betrachteten Charakter. Er iſt ein einfacher, gerader, unverkünſtelter engliſcher Gentleman. Auch iſt er ein Mann von großer Beleſenheit und vielen Kenntniſſen, mit denen er übrigens nicht zu glänzen ſucht, wenn es nicht etwa iſt, um Shakſpeare zu citiren, was er oft mit großem Glück und Tact thut. Sir Francis iſt einer der angenehmſten Redner im Haus und ein ungeheurer Liebling des engliſchen Volks. Das verdient er auch: denn er iſt eines von den wenigen noch übrigen Muſtern des altengliſchen Verſtandes und altengliſchen Charakters. Alles, worauf er Anſpruch macht, iſt nur: geſunder Verſtand und geradſinnige Ehrlichkeit; und dieſen Eigenſchaften kann kein größers Compliment gemacht werden, als durch die Aufmerkſamkeit, womit man ihm im Hauſe der Gemeinen zuhört. Wir können uns keinen ſtärkern Beweis von Muth denken, als wenn man Dinge ſagt, wie er ſie dort geſagt hat; und wir haben ihn erröthen und beſchämt geſehen wegen der Wahrheiten, die er auszuſprechen genöthigt war, wie einen ſchüchternen Neuling. Er hätte dort nicht ſo ſprechen können, wie er öfters that, wenn er nicht, neben ſeiner Achtbarkeit überhaupt, ein ſehr redlicher, ein ſehr gutmüthiger und ein ſehr wohlausſehender Mann wäre. Aber offenbar hatte er gar nicht den Wunſch zu glänzen oder die Abſicht zu beleidigen; es war ihm ſchmerzlich, die Gefühle der ihn Hörenden zu verletzen; aber es war eine höhere Pflicht für ihn, ſeine aufrichtige und ernſte Ueberzeugung nicht zu unterdrücken. Es iſt zum Verwundern, wie vieler Tugend und Aufrichtigkeit ein Mann ſich ungeſtraft ſchuldig machen darf, wenn er keine Eitelkeit, keine Bosheit oder Doppelzüngigkeit an ſich hat, wodurch er die Verachtung oder Erbitterung Andrer reizte, und ſie empfindlich machte über die Superiorität, die er über ſie behauptet. Wir erinnern uns nicht, daß Sir Francis je ſich bemüht hätte, gelegentliche Unbeſcheidenheiten oder Heftigkeiten gut zu machen, dadurch daß er den Herzog von York wegen der Schlacht von Waterloo pries, oder den Miniſtern zur Einſper-

rung Bonaparte's auf St. Helena Glück wünſchte. Es gibt keine gute und ehrliche Sache, zu der er ſich nicht offenſ zu bekennen wagt, keinen Unterdrückten, dem er nicht beizuſpringen geneigt iſt. Er verbindet die Feſtigkeit des Mannes mit dem ungeſchwächten Enthuſiaſmus des jugendlichen Gefühls. Seine Grundſätze ſind gereift und mild, ohne daß ſie durch die Zeit weniger geſund und tüchtig geworden wären; denn zu einer gewiſſen Zeit ſchien er ins Haus der Gemeinen zu kommen, voll des Uebermuths und der kauſtiſchen Laune, die er in Wimbledon Common eingeſogen. Er iſt nie heftig oder extrem, als wenn das Volk oder das Parlament nicht bei Troſt zu ſeyn ſcheint; und dann ſcheint er die Nothwendigkeit zu bedauern, einfach erklären zu müſſen, daß er dieſer Anſicht ſey, ſtatt daß er ſich darüber breit machte, oder über bevorſtehendes Unheil jubelte. Nur in Einem Irrthum ſcheint er befangen zu ſeyn (den er, wie wir glauben, auch von Mr. Horne Tooke oder Major Cartwright entlehnte), daß er glaubt, auf die frühen Zeiten unſrer Verfaſſung und Geſchichte zurückgehen zu müſſen, um die Principien des Rechts und der Freiheit zu ſuchen. Eben ſo gut könnte er „einen halben Tag einem vergeſſnen Traum nachjagen.“ Die Freiheit iſt, unſers Dafürhaltens, eine moderne Erfindung, das Reſultat der Bücher und der Buchdrukerkunſt, und gleich wünſchenswerth, ob ſie nun neu oder alt iſt. Ein Mann kann ein Patriot ſeyn, ohne ein Kenner des Alterthums zu ſeyn. Dieß iſt der einzige Punkt, wo Sir Francis einen leiſen Anſtrich von Pedanterie haben dürfte. Im Allgemeinen iſt ſeine Freiheitsliebe rein, wie ſie warm und ſich gleichbleibend iſt; ſeine Humanität iſt freiſinnig und unbegränzt. Sein Herz erbittet ſich nicht vom Kopf die Erlaubniß: zu fühlen, und ſeine Klugheit bewacht nicht immer aufs ſtrengſte ſeine Zunge oder Feder. Niemand ſchreibt einen beſſeru Brief an ſeine Conſtituenten als das Mitglied für Weſtminſter; und ſeine Aufſätze dieſer Art ſollten gut ſeyn, denn ſie haben ihn hin und wieder viel gekoſtet. Er iſt der Abgott der Leute in Weſtminſter; wenige Perſonen haben ſo viele Freunde und Günſtige; und noch mehr Urſache hat er, ſtolz zu ſeyn auf ſeine Feinde, denn ſeine Rechtlichkeit und Unabhängigkeit hat ſie ihm erworben. Sir Francis Burdett blieb oft im Hauſe der Gemeinen in der Minorität mit nur ein paar Stimmen auf ſeiner Seite. Wir vermuthen, zum Unglück für ſein Vaterland, es werde ſich finden, daß die Geſchichte ihren Proteſt zu ſeinen Gunſten einlegen werde!“

Ein Kuß à l'antique.

Nach Th. Moore.

Laß' uns, Geliebte, hier betrachten
An dieſem Ring den edlen Stein;
Als heilig iſt er jetzt zu achten;
Das Alterthum ſchon nannt' ihn ſein.

Ihn trug vielleicht mit ſtolzer Wonne
Ein ſchönes Mädchen in Athen,
Und wähnte nicht, daß einſt die Sonne
An ſchönrer Hand ihn würde ſehn

Sieh, Liebchen, welch ein ſüßes Zeichen!
Es ſcheint ſein Glanz ſich zu erhöhn;
Mußt näher deine Wange neigen
Und ſeine Pracht mit mir beſehn!

Ein Jüngling iſt's, an den ſich ſchmieget
Dicht eine Nymph' in Liebesglüth.
Sprich, Nea, ob nicht zärtlich lieget,
Ob ihre Hand nicht herrlich ruht?

Denn hier in ſeiner Locken Fülle,
So ſcheint es, zwar ſie ſorglos ſpielt;
Doch drückt ſie ſanft und neigt ſich ſtille,
Bis ſeinen Nektarmund ſie fühlt.

Du, Mädchen, Jüngling, ſelig beide!
Sie zeigt voll heißer Liebe ſich;
Er gibt nur langſam ſich der Freude. —
O ſelten zwar, doch wonniglich!

Ich will jetzt dieſem Jüngling gleichen,
Doch werd' ich nicht ſo ſpröde ſeyn;
Du wirſt dich nicht ſo willig zeigen,
Nimmſt du des Mädchens Stelle ein.

Dann wollen wir denn auch umſchlingen
So zärtlich uns, wie dieſe thun;
Dann ſoll in deiner Locken Ringen
Auch meine Hand wie ihre ruhn.

Dann fühl' ich deinen Hauch, den ſüßen,
Wenn du dich neigeſt gegen mich;
Dann wird ſich Lipp' an Lippe ſchließen,
Und ſo, — Geliebte, küſſ' ich dich!

A. Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 October 1839.

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Faust ins beſondere.

Wer vermöchte die Einflüſſe zu berechnen, welche ein großer Dichtergenius in den weiteſten Kreiſen ausübt? Die Befriedigung, der Genuß, das Entzücken, welche Tauſenden und Hunderttauſenden aus ſeinen Schöpfungen zu Theil werden, erſchöpfen noch bei weitem nicht die Summe ſeiner Verdienſte um die geiſtige Förderung ſeines Volks und der Menſchheit überhaupt; ein wahrhaft lebendiges Dichterwerk zeugt auch fort und fort neues Leben; es ſtreut fruchtbringenden, unſichtbaren Samen aus, wohin nur die Kunde davon gelangt; die zarteſte Blüthe der Poeſie wird oft wieder der Keim fruchtbarer Begeiſterung und tiefer Gedankenreihen. In wie vielen Richtungen haben ſich nicht ſchon tüchtige nnd kräftige Geiſter an Homer und Shakſpeare, an Sophokles und Dante geübt, genährt, geſtärkt; welche Schätze der Erkenntniß, der Lebensweisheit, der Gelehrſamkeit ſind nicht gehoben worden aus Veranlaſſung ihrer Poeſien? Und dieß herrliche Vorrecht, überall Gedanken, Begeiſterung, Leben zu wecken, die Gemüther anzuregen und zu befruchten, ſie ſo zu ſagen durch lebendige Guirlanden mit einander zu verketten und den großen Geiſterverband enger zu ſchließen — dieß Vorrecht theilen auch die neueſten großen Dichter mit denen des Alterthums und der vergangnen Jahrhunderte; namentlich iſt es unter den Dichtern der neueſten Zeiten Goethe, deſſen Dichtungen die verſchiedenſten Geiſter tief angeregt, die productive Kraft in ihnen geweckt haben; und dieſe Productionskraft hat ſich bald in nähern und entfernteren, mittelbaren oder unmittelbaren Nachahmungen, bald in Reflexionen über ſeine Werke, welche in künſtleriſcher, literarhiſtoriſcher oder pſychologiſchſittlicher Hinſicht betrachtet und erwogen wurden, theils auch in einer lebhaften Polemik von verſchiednen Standpunkten aus geoffenbart. Der Fauſt inſonderheit iſt in Deutſchland, abgeſehen von den Gegenſtücken und Nachahmungen, unzähligemale in Schriften und Aufſätzen beſprochen, kritiſirt, commentirt, conſtruirt und interpretirt worden, und es mag allerdings in dieſer Beziehung des Guten zu viel geſchehen ſeyn (um euphemiſtiſch zu ſprechen), ſo daß man nachgerade der Commentare und Conſtructionen ziemlich überdrüſſig geworden iſt, und den Männern vom Fach das weitläuftige Geſchäft überläßt, in der Maſſe von geiſtreichen und geiſtloſen Schriften, welche dieß Thema, als einen unerſchöpflichen Schacht, behandeln, die Goldkörner von den Schlaken, den Weizen von der Spreu zu ſondern; und der mit den Geheimlehren und Streitigkeiten der Philoſophie nicht genauer vertraute Leſer flüchtet ſich gern vor dem vielſtimmigen Geſchrei der neuen Septuaginta, welche alle verſchieden interpretiren, zu dem reinen Urtext der Poeſie ſelbſt. Aber die Uebelſtände des müßigen, trivialen oder wenigſtens nichts zur Sache thuenden Geſchwätzes, der wahnwitzigen Einfälle, der lächerlichen und überſchwänglichen Hypotheſen und Conjecturen dürfen uns doch nicht verblenden gegen das Gute, welches wirklich durch den als ein Ferment der Gedanken wirkenden Fauſt in Deutſchland geweckt und gefördert worden iſt; und erfreuen muß es uns, wenn auch andre Völker mit vorurtheilsfreiem Geiſt und geläutertem Geſchmack die Meiſterwerke des deutſchen Genius aufnehmen, freudig genießen, ſelbſtſtändig prüfen und aufrichtig bewundern. Schon früher wurde in dieſen Blättern ein Aufſatz von Henri Blaze über Goethe's Fauſt erwähnt, und nachdem ein zweiter Artikel vor uns liegt, theilen wir unſern Leſern einige Bruchſtücke daraus mit, um anſchaulich zu machen, in welchem Sinn und Geiſt einſichtsvollere franzöſiſche Kritiker den Genius des deutſchen Dichters auffaſſen, welche Stelle ſie ihm in der Hierarchie der Heroen der Poeſie anweiſen. — —

„Es gibt überaus großſinnige und fruchtbare Werke, die man aber auf den erſten Blick für unzugänglich hält, ſo ſehr erſchreckt beim erſten Anlauf der Ueberfluß von Phantaſie, welcher den Eingang zu verwehren ſcheint, die trägen Geiſter und zwingt ſie zum Rückzug, während in der That alle Ideen, alle Formen ſich bunt durcheinander darin kreuzen, und unaufhörlich

in einem lichten Dunſt ſchwanken und ſchweben, den man aber doch nicht Tag nennen kann. Bald iſt es das Symbol, das im Abendwind ſeine halberſchloſſ'ne Lotusblüthe wiegt, bald iſt es die Ode, welche im Aetherblau, ihre Adlersflügel entfaltend, ſingt; bald endlich iſt es die Satyre, die Einem unter den Füßen wie eine Schlange ziſcht. Alle Habe des Geiſtes, alle Schätze, über die er gebietet, finden ſich wie durch ein Wunder in dieſen Welten des Gedankens zuſammengedrängt. Ein ſolches Buch iſt der zweite Theil Fauſt. Wer dieß, im Reich der Poeſie vielleicht einzige Buch öffnet, wird zuerſt ſich bedenken, und ohne Zweifel, — wenn er nicht in ſich jene Art von excentriſcher Spontaneität hat, welche macht, daß man aus dem eignen Geiſt der Dunkelheit einer Stelle nachhelfen, und ein plötzliches, lebhaftes Licht auf einen anfangs unverſtändlichen Abſchnitt werfen, und ſo, ohne durch Hinderniſſe ſich aufhalten zu laſſen, ſeinen Marſch fortſetzen kann, wenn er nicht außerdem noch ein großes Kapital Beharrlichkeit beſitzt, wird er bald und für immer dem Meiſterwerk Lebewohl ſagen. In der That, die Schwierigkeiten drängen ſich und vervielfachen ſich ins Unendliche; der Rieſenverſuch dieſes Mannes, der in Einem Gedicht Helena und Fauſt, Paris und Wagner, die Kabiren und die modernen Vulkaniſten, die platoniſchen Ideen und die Mütter des Paracelſus verſammelt — die mächtige Haltung dieſes einzigen Herrſchers im Reich des Geiſtes, der in der einen Hand die alte, in der andern die neue Welt hält, und ſie bald ernſthaft wägt, bald ſich damit beluſtigt, ſie in ſeiner Phantaſie durcheinanderzuwerfen und mit den tauſend klingenden Funken ſpielt, welche ihnen entſprüden — in all dieſem liegt etwas, das Einen ſtaunen macht und faſt erſchreckt. Durch welches Geheimniß des Genie's können ſich ſo verſchiedenartige Elemente harmoniſch verbinden? Welche Muſik muß entſtehen durch ſo viele einander widerſtreitende Leidenſchaften und Motive, welche hier zum erſtenmal aufeinanderſtoßen? Eine ſeltſame Muſik, wahrhaftig, die Einen überraſcht, ehe man davon entzückt wird. Man kann dieß Buch vergleichen mit einem Tempel des Alterthums tief in einem heiligen Hain; lautes Getöſe ſchallt aus ihm hervor, die Pauken dröhnen, die Hörner ſchmettern, die Stimme der wahnſinnigen Prieſterin beherrſcht den Chor; der verirrte Fremdling, der nichts von den hier gefeierten Myſterien weiß, wird unruhig bei dieſen ungewohnten Tönen, erbleicht und will fliehen, während der Eingeweihte, ruhig daſtehend, mit ernſter Sammlung, die Stirne an den Marmor der Vorhalle gelehnt, zuhört. — Es thut alles nichts; fange nur an dieß große Buch zu leſen mit dem feſten Vorſatz, nicht vor den erſten Schwierigkeiten zurückzubeben; laſſ' dich immerhin, wie ein neugieriges Kind, durch die tauſend Einzelnheiten, auf welche du ſtößeſt, zerſtreuen; nimm ſie für das was ſie ſind: bald Perlen am Strand des Meeres, bald Sandkörner auf dem Wege. Durch das Tageslicht oder die Dämmerung kommſt du endlich zum Ziel. Einmal hier angekommen, trockneſt du den Schweiß von der Stirne, ſchöpfſt einen Augenblick Athem, machſt dich dann von neuem ans Werk und fängſt wieder von vorn an. Dann verfolgſt du all die kleinen ſchon getretenen Pfade, forſcheſt in den unbekannten Tiefen, und kommſt dann endlich ſo weit, daß das Werk ſich dir in ſeiner impoſanten Größe und in ſeiner prachtvollen Einheit erſchließt. Die Aufgabe iſt ſchwer, ich weiß es; aber Alles erwogen, iſt das Chaos Goethe's, wenn es anders erlaubt iſt, eine der gewaltigſten Dichtungen, welche exiſtirt, mit dieſem Namen zu benennen; das Chaos Goethe's iſt es wohl werth, daß man zweimal daran gehe, es zu entwirren. Und überdieß iſt es, wo nicht rühmlich, doch gewiß genußreich für den Geiſt, auf die Entdeckung der ſchönen Gedanken auszugehen, von welchen die Welt nichts weiß, und die wie grüne Inſeln in der Schöpfung des Genius liegen.

Die Schwierigkeit eines ſolchen Unternehmens läßt ſich allerdings nicht in Abrede ziehen. Zu den Schwierigkeiten der Sprache, welche unermeßlich groß ſind (nirgends erſcheint der Styl Goethe's ſo unmittelbar dem Einfluß ſeines deſpotiſchen Willens unterthan, nirgends ſtrebt er ſo nach Kunſt im Periodenbau, nach Schärfe im Dialog, nach Reichthum und Mannichfaltigkeit in den Rhythmen), kommen noch die Verlegenheiten aller Art, welche bei der Auslegung von Allegorien und Symbolen nie fehlen. Sobald man den Buchſtaben überwältigt hat, richtet ſich der Geiſt auf und leiſtet Widerſtand. Goethe hüllt in eine doppelte Rinde von Granit den Diamanten ſeines Gedankens, ohne Zweifel um ihn unvergänglich zu machen; dem Verſtand gebührt es, mit Tapferkeit und Muth ſein Geſchäft als Steinhauer zu betreiben.

Mich dünkt, es müſſe für den Genius eine erhabene Wolluſt ſeyn, ſeiner ganzen Begeiſterung ſo frei die Zügel ſchießen zu laſſen, und endlich dahin zu gelangen, daß er nicht mehr mit ſich abrechnet, nicht mehr wählt, nicht mehr mit der Scheere der Vernunft den reichen Baum ſeiner Ideen beſchneidet und ſtutzt. Diejenige Kritik, welche Männern von dem Gepräge eines Goethe oder Beethoven hartnäckig das Recht abſpricht, auch einmal nach ihrer Luſt und Neigung ſich frei zu ergehen, iſt offenbar pedantiſch und lächerlich. Was kommt es an auf die Größenverhältniſſe eines Werks, wenn der Meiſter nur Lebensathem genug hat, um es zu beſeelen, wenn ſeine Bruſt genug Flammen in ſich ſchließt, um Licht und Leben darauf auszugießen? Uebrigens laſſen ſich ſolche Werke nur unternehmen in der Reife des Alters und des Geiſtes; mit zwanzig Jahren ſind es Tollheiten; was will das ſagen, wenn man ſich ans Unendliche macht, ehe man noch die Erde in Beſitz genommen, von der man geboren iſt? Goethe, den der Gedanke an den Fauſt nicht einen Augenblick verlaſſen hat, bewegte vielleicht, als er im Beginn ſeiner Laufbahn die brennenden Blätter von Werthers Leiden ſchrieb, ſchon in ſeinem Haupte die erhabenen Combinationen, aber er war weit entfernt, ſie auch ſchon ausführen zu wollen; er verſparte dieſe Aufgabe für die Reife ſeines Alters; er wußte wohl, daß, wenn ein ſolches Werk dauern und nicht in Verwirrung untergehen ſolle, man, ehe man Hand daran lege, die Kenntniß der geringſten Myſterien der Form, und beſonders jene Kraft der Beſonnenheit und der Mäßigung ſich erworben haben müſſe, welche jede Regel ergänzt oder erſetzt — eine Tugend, welche bei ihm

ſich am Ende zu einem ſolchen Grad ſteigerte und ſo tiefe Wurzeln ſchlug, daß man ſie kaum mehr von ſeinen angebornen Eigenſchaften unterſchied." — —

(Fortſetzung folgt.)

Das Schloß von Caniov.

(Fortſetzung.)

Wir laſſen hier ein paar Proben aus den Gedichten des noch jungen Severin Goszczynski folgen, der allerdings als Dichter ſeine Reife noch nicht erreicht haben mag. Eine leichte Skizze ſeines Charakters iſt vielleicht dem Leſer nicht unintereſſant.

Goszczynski ward in der Ukraine geboren und pflegte von ſeiner zarteſten Jugend an ſeine Phantaſie mit den Traditionen und Sagen ſeines Heimathlandes zu nähren. Sein Hang zur Einſamkeit und zum brütenden Nachdenken ſteigerte und verſtärkte nothwendig die auf jene Weiſe empfangnen Eindrücke; und man kann ſich nicht wundern, daß die Lage ſeines Vaterlandes ihn vermochte, ſchon frühe jenen Aſſociationen beizutreten, deren Zweck die Befreiung desſelben von der Knechtſchaft war. Verfolgungen waren das natürliche Ergebniß hievon; und gezwungen, ſich durch die Flucht zu retten, fand der jugendliche Schwärmer längere Zeit Sicherheit nur durch Verſtecke, welche ihm ſeine Landsleute in den Dörfern gewährten, und er tröſtete ſich durch Wanderungen entlang den Ufern des Dniepr, der Scene von ſo vielem, was ſchon frühe ſein Gemüth und ſeine Phantaſie gefeſſelt hatte. Unter ſolchen Umſtänden verfaßte er unter andern das Gedicht: Das Schloß von Caniov, aus dem wir einige Auszüge mittheilen wollen. Es läßt ſich kaum bezweifeln, daß dieſer Zuſtand der Ungewißheit den jungen Dichter noch mehr gegen den fremden Unterdrücker aufbrachte und erbitterte; und wirklich finden wir Goszczynski unter den Erſten derer, welche Belvedere überfielen und ihren Landsleuten das Beiſpiel der Inſurrection gaben. In dem nun folgenden Kampfe zeichnete er ſich als Krieger nicht minder denn als Dichter aus, und die meiſten ſeiner Gedichte ſchrieb er in den freien Stunden, welche ihm ſeine militäriſchen Pflichten ließen. Nach dem Ende des Kriegs verließ er Polen und ging, wenn wir nicht irren, nach Frankreich; und ſeither hat er ſich ganz ſeiner Lieblingsbeſchäftigung gewidmet.

Die Dichtungen Goszczynski's werden ſehr gerühmt wegen ihrer Kraft und der Originalität der Erfindung. Sie ſind reich an Stellen voll Schönheit, Stärke und Phantaſie; aber der Leſer wird auch bemerken, daß die Einflüſſe ſeiner Geburt, ſeines frühern Lebens und ſeiner ſpätern Schickſale ſeinen Gedanken und Empfindungen die Färbung der tiefſten Schwermuth gegeben, und daß, in ſeinem Schloß von Caniov wenigſtens, dieß und die ſonſtigen Mängel eines noch jugendlichen Geſchmacks ihn zu Uebertreibungen und Ausſchweifungen hingeriſſen haben.

Wir gehen nun zu dem Gedicht: das Schloß von Caniov über.

Es ragt Caniovs gethürmter Bau
Wie Rieſenarme zum Himmelblau;
Eines Volkes Fahn' auf den Zinnen weht,
Eines Volkes Gränzen hütend er ſteht;
Indeſſen unten, auf Hügeln, im Thal,
Gedehnt, das Dorf im Frieden ruht,
Wie Kinder die Häuſer allzumal,
Die ſchlafen in der Wärterin Hut;
Und ſtolz des Rieſen Fuß zu waſchen,
Roll'n des Dniepr Fluthen, die funkelnd raſchen.
Die Ufer ſchließt der Urwald ein,
Den noch betrat keines Menſchen Fuß;
Grimmig die grauen Berge dräu'n,
Wie der Verzweiflung irrer Gruß.

'S iſt eine ſtürm'ſche Herbſtesnacht;
Die Wellen den braunen Grund aufregen;
Am Himmel zieht finſtrer Wolken Macht;
Böſe Geiſter erwachen auf fährlichen Wegen.
Der Wandrer haucht bang ein Gebet empor;
Es pfeift der wüthende Wind durchs Rohr;
Der hungrige Wolf ſein Opfer fällt,
Deß Todesgeſtöhn durch die Berge gellt;
Der Wind in wilden Tönen kräht;
Der hohe Galgen kracht und ächzt;
Der Leichnam ſchwankt; — horch! das Heulen von Hunden,
Weil der Tod des Schlafs die Natur hält gebunden.

Es klirrt der Säbel an der Seite
Der Schildwache, die mit raſchen Tritten
Am Galgen auf und ab geſchritten,
Wo ſie den Dienſt zu thun hat heute.
Es hat wohl der Mann in der Stille der Nacht
Einem wachen Traume nachgedacht;
Doch wendet er ſich um urplötzlich,
Wie der Galgen kracht und ächzt ſo entſetzlich.
Wie fürchtend, daß, der daran ſchwebe,
(Ein Schauergedanke!) auf wieder lebe!
Dann, ſich ermannend, den Blick er wendet
Hin, wo überm ſchirmenden Schloſſe fern,
Gleichwie ein ſchutzverheißender Stern,
Des Thurms Wachtfeuer Flammen ausſendet.
Horch! ein raſchelnder Ton — nur kaum gehört —
Vielleicht ein Vogel im Neſt geſtört:
Sichtbar wird etwas — ſchreitet daher!
„Pack, Satan, dich mit deinem Heer!"
Er kreuzt ſich — die Erſcheinung iſt fort,
Nur dichte Finſterniß herrſcht dort;
Die Muskete prüft er, den Säbel gut,
Schreitet wieder dann fort mit gefaßtem Muth.

Mondſtrahlen mit den Wolken ſich miſchen;
Eine weiße Geſtalt, in ſchwebendem Gang,
Sieht man, halb verborgen von den Gebüſchen;
Doch in der Luft iſt Brautgeſang.
Dem kühnen Koſacken der Puls hoch ſchlägt,
Weil der Laut ihm ſüße Erinn'rung erregt;
Und kein Wunder iſt's, wenn bei der Stimme Ton,
— 'S war eine ſo ſüße, wohlbekannte! —
Von wildem Entzücken und Jubel entbrannte
Das ſtürmiſche Herz dem Ukrainerſohn.

Oh! nicht hält er Wacht auf dem Hügel mehr dort!
Und wieder verſchleiert der Mond ſein Geſicht,
Und wieder wallt der Nebel ſo dicht;
Der Galgen ächzt, die Hunde heulen,
Auf verzweifelten Pfaden die Geſpenſter eilen;
Und der Wind ſtöhnt wieder fort und fort."

Der Koſack hat eine Zuſammenkunft mit Orlika; aber ſeine Entfernung benützend, entwendet ein Unbekannter den Leichnam und wirft den Galgen um, während ein Dämon eine Zeitlang die Stelle des Leichnams einnimmt, um das Auge des Soldaten, der ſeinen Wachtpoſten verlaſſen, Nebabo, zu täuſchen. Dieſe Scene iſt, nicht ohne einige, vielleicht dem Gegenſtand ganz entſprechende Verwirrung, geſchildert in einem Zwiegeſpräch zwiſchen einem Eulenpaar. Die Ausbrüche von Gelächter, in welches dieſe an Mord und Execution ihre Freude habenden Vögel ausbrechen bei dem Gedanken, daß Nebabo morgen die Stelle des Leichnams werde einnehmen müſſen, verſcheuchen endlich die Liebenden, doch erſt nachdem Orlika erzählt, daß ſie des Gouverneurs Heirathsantrag ausgeſchlagen.

Eine Stelle von großer Schönheit verſetzt uns jetzt in die Scene eines Feſtes. Verſchiedne Gruppen ſind vertieft in Geſpräche über allerlei Aberglauben, wie von dem rothen Geiſt, der um Mitternacht das Blut ſchlafender Kinder trinkt (denn der Vampyr iſt in jener Gegend einheimiſch); von den Kobolden, die man oft darüber betroffen, wie ſie das Gift von Blumen in den Rahm geſchüttet, um ihn zu verderben; von verzweifelnden ungetauften Seelen, und von Geiſtern, welche die Milch in der Bruſt ſauer machen. Trübſinn und Schrecken herrſchen in der Geſellſchaft.

„Hu-hup! Hu-hup!" Horch' dieß Geſchrei,
Wie das der Eul' in der Wüſtenei; —
Jetzt tönt es näher — es iſt ganz nah!
„Das iſt die ertrunkene Ksenia!"
So rufen die Beſtürzten all.
Es ruht der Tanz, ſtumm wird der Geſang;
Es drängen die Mädchen ſich zag und bang
Die Männer ihre Angſt verſtecken,
Und ſchaun ſich doch um in allen Ecken,
Woher doch der überirdiſche Hall?

„Hu-hup — Nebabo! Attaman!
Hu-hup! Hu-hup!" Noch näher heran
Rückt jetzt der Spuk! Entſetzen verſteint
Die Herzen — ſieh! das Geſpenſt erſcheint!
Wie auf eines trunkenen Teufels Schwingen
Rauſcht ſchwer ſie daher in taumelnden Ringen
Ihr Haar verwirrt, zerknumpt ihr Gewand —
Mit todten Blumen, ſchmutzigem Band —
Sie trägt des Skelettes dürre Geſtalt,
Ihr Aug' iſt ein gähnender Wüſtenſpalt;
Kreiſchend, mit Händeklatſchen, ſchwer,
Unbeholfen ſchwankend hin und her,
Läßt ſie nicht ab mit dem hölliſchen Bann:
„Hu-hup — Nebabo! — Attaman! —
„Hu-hup! — hu-hup!" O Gott! der Geiſt
Kommt, während, erſtarrt, das Blut nicht mehr kreiſt;
Als gält's den Satan zu verjagen.
Alle zur Antwort das Kreuzzeichen ſchlagen;
Obſchon die Geſtalt einem Menſchen gleicht,
Vorm heil'gen Zeichen doch ſie feucht;
Und glücklich, wer den Zauber bricht,
Denn weh dem, den ſie brünſtig umflicht.
„Hu-hup! — Nebabo!" kreiſcht ſie und flieht —
Und keines der Zitternden ſie mehr ſieht.

Nur zu gewiß der Himmel droht
Dem Schloß mit herber Trau'r und Noth;
Nur zu gewiß auf dieſe Thürme
Entladen ſich des Schickſals Stürme.
Die Schreckgeſtalt, die allzulang
Durch Wälder und Städte nimmt ihren Gang
Daß ſich des Wanderers Herz entſetzt:
Verkündet des Schickſals Opfer jetzt.
Gelber als der Gelbfieberkranke
Kommt ſie und fliegt wie des Todes Gedanke;
Ihre Freude ſchaurig, wie's Lachen von Eulen,
Ihre Stimme, wie Hund' über Leichen heulen;
„O Himmel, lenk ab des Dämons Bann!
„O Himmel, rette den Attaman!"
Riefen Alle bleich, mit bebendem Ton —
Wenn gleich das Ungethüm war geflohn."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116 u. 117.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

19 October 1839.

Oliver Twiſt von Dickens (Boz).

Aus dem Engliſchen von H. Roberts. Mit Federzeichnungen nach Cruikſhank.

3 Bändchen. Leipzig, Weber 1838 und 1839.

Der in England ſchnell zu einer ſo großen Popularität gelangte Verfaſſer, der in ſeinem erſten ihm Bahn brechenden Werk, den Pickwickiern, vorzugsweiſe im Gebiet des Satyriſch-komiſchen und des Humoriſtiſchen mit ausgezeichnetem Glück ſich verſuchte, gibt in ſeinem Oliver Twiſt eine Erzählung ernſterer, ja rührender Art, wobei er jedoch nicht verſäumt, gelegentlich ſeiner komiſchen und humoriſtiſchen Ader, die doch wohl ſein charakteriſtiſcher Vorzug ſeyn und bleiben dürfte, den Lauf zu laſſen, ſo daß man in gar manchen Stellen ſeines neuern Buchs den Autor der Pickwickier augenblicklich wieder erkennt. Ein gemeinſamer Zug beider Werke iſt, daß in beiden der Schauplatz der Begebenheiten größern Theils mitten im gewöhnlichen, alltäglichen Leben, ja in deſſen niedrigern Regionen iſt, für deren Auffaſſung und Darſtellung Dickens ein außerordentliches Talent beſitzt.

Der Held dieſer Geſchichte iſt der im Titel genannte Oliver Twiſt, ein armer Kirchſpielsknabe, d. h. ein Kind, das von einer unbekannten Mutter, welche gleich nach ſeiner Geburt ſtarb, im Armenhauſe (in dem Städtchen Mudfog) geboren, zehn Monate daſelbſt aufgefüttert und dann in ein Filialarmenhaus auf dem Lande in die Koſt gegeben wurde. Acht Jahre alt, wurde er in das Armenhaus zurückgeholt; bald darauf ſuchte man ihn in eine Lehre zu bringen, und es hätte wenig gefehlt, ſo wäre er, ſeines Abſcheus ungeachtet, einem Schornſteinfeger überliefert worden, welcher die fünf Pfund Lehrgeld an ihm zu gewinnen trachtete. Dieß zerſchlug ſich jedoch, und er kam nun in die Hände des Leichenbeſorgers des Kirchſpiels, und fing, wie eine Capitelüberſchrift ſagt, ein neues Leben unter Särgen an. Geplagt von der Frau, dem Lehrjungen und der Magd, hielt er es nicht lang hier aus; in Folge einer grauſamen Brutalität des ältern Lehrjungen und einer darauf erfolgten argen Scene entfloh er aus dieſem Hauſe, und wanderte, mit einem Penny, London zu. Unterwegs machte ſich ein junger Gauner, nicht viel älter als er, an ihn, und beredete den argloſen Knaben mit ihm zu kommen. Er führte ihn in das Haus, oder die Spelunke eines alten Juden, der an der Spitze einer Geſellſchaft von Räubern, Schelmen, Dieben, ſchlechten Dirnen u. ſ. w. ſtand, und der den Knaben, den er ſehr nützlich zu verwenden und in ſein Gewerbe einzuweihen hoffte, mit Freuden aufnahm. Der arme, geängſtigte Knabe entdeckte allmählich, in welcher abſcheulichen Geſellſchaft er ſich befinde, und worin das Geſchäft und die Arbeit beſtehe, zu der man ihn anleiten wollte. Eines Tages nahmen ihn zwei andre Knaben, Zöglinge des Juden, bei ihrem Streifzug mit; ſie wanderten in einen entfernten Stadttheil, und zogen einem Herrn, der an einem Buchladen ſtehend in einem Buche las, das Taſchentuch aus der Taſche. Der Herr bemerkte es und machte Lärm; man ſetzte den Dieben nach, die Knaben fingen an zu laufen, und Oliver, der Unſchuldige, mit. Die andern entkamen, aber er ward niedergeworfen, mißhandelt und feſtgenommen. Nach einem kurzen Verhör, bei dem jedoch Oliver zu ſchwach iſt, um Antwort zu geben, und endlich in Ohnmacht fällt, wird er freigelaſſen, und der beſtohlene Herr ſelbſt, Mr. Brownlow, welcher bezeugt hat, daß nicht Oliver der Thäter geweſen, und dem die bedeutende Geſichtsbildung des armen, blaſſen, ganz verſtörten Knaben auffällt, nimmt ihn mitleidig in einem Wagen mit nach Hauſe. Nach einer heftigen Krankheit von acht Tagen kam der arme Knabe erſt wieder zum klaren Bewußtſeyn, und es war ihm jetzt wie ein Traum, als er ſich von dem altlichen Herrn und ſeiner Haushälterin, der guten Frau Bedwin, aufs ſorgfältigſte und liebevollſte gepflegt und mit größter Güte behandelt ſah. Halbgeneſen machte ein weibliches Portrait, das an der Wand hing, einen ſo tiefen und erſchütternden Eindruck auf ihn, er meinte, es blicke ihn immer mit traurigen Augen an, daß man ſich veranlaßt fand, es zu entfernen. Endlich genaß er ganz und wurde wie das Kind vom Hauſe behandelt, neu gekleidet, und da ihm

erlaubt ward, über ſeine alten Kleider nach Gefallen zu verfügen, ſchenkte er ſie der Magd, die ſie an den Juden verkaufte. Nach einiger Zeit ſchickte Mr. Brownlow den Oliver mit einigen Büchern und einer Note von fünf Pfund zu einem Buchhändler, trotz dem Abrathen ſeines etwas mürriſchen und grämlichen, im Grund aber doch gutherzigen Freundes, Mr. Grimwig. Dieſer behauptete nämlich, dem Knaben ſey noch nicht zu trauen, er werde mit dem Geld davon laufen, und er machte ſich anheiſchig, ſeinen eignen Kopf zu eſſen, wenn er wieder komme. Mr. Brownlow zog die Uhr heraus, legte ſie zwiſchen ſich und ſeinen Freund, und verſicherte, binnen einer Viertelſtunde werde der Knabe wieder da ſeyn. Aber Oliver kam, obgleich ſie bis in die Nacht warteten, nicht wieder, und zwar deßwegen, weil der Jude ihn durch eine Dirne, Nancy mit Namen, entführen ließ, welche vorgab, der Knabe ſey ſeinen Eltern entlaufen, und ihn wieder zu dem Juden Fagin ſchleppte, wo er ſofort ausgeplündert, geſcholten und lange Zeit eingeſperrt wurde. Allmählich fing der verruchte Jude ſeinen abſcheulichen Unterricht von neuem an, und durch komiſche und intereſſante Erzählungen von Schelmenabenteuern ſuchte er das ſittliche und Rechtsgefühl des Knaben irre zu leiten, was ihm manchmal in ſo weit gelang, daß Oliver, trotz ſeinem Jammer und ſeiner Betrübniß, aus ſeinem Glück herausgeriſſen worden zu ſeyn, doch bisweilen lachen mußte.

Mr. Brownlow ſtellte alle möglichen Nachforſchungen nach Oliver an, aber umſonſt. Endlich kam er auf eine Spur, daß der Kirchſpielbiener Bumble ihm werde Auskunft geben können über den Knaben, aber dieſer Ehrenmann glaubte, es ſey dem Mr. Bumble um ein ſchlechtes Zeugniß über Oliver zu thun, und legte demgemäß ein ſolches ab, was den guten Mr. Brownlow mit Betrübniß erfüllte, aber die ehrliche Mrs. Bedwin in ihrem Glauben an die Ehrlichkeit des Knaben nicht irre machte.

Nach einiger Zeit wurde Oliver von dem Juden Fagin einem ſeiner Genoſſen, dem brutalen Sikes, mit welchem Nancy lebte, übergeben, weil er bei einem Einbruch, wo man reiches Silberzeug erbeuten wollte, eines Knaben benöthigt war, der durch ein Gitter geſchoben werden konnte, und dann das Haus öffnen ſollte. Unter Androhungen des augenblicklichen Todes wurde Oliver von den brutalen Räubern genöthigt, mit ihnen zu gehen in der unholden Nacht, wurde lang herumgeſchleppt, und endlich durch das Fenſter hineingeſchoben. Er war entſchloſſen, auf Gefahr des Todes hin, denn Sikes legte die Piſtole auf ihn an, Lärm zu machen, als plötzlich Perſonen im Innern des Hauſes ſich zeigten, ein Schuß fiel und Oliver im Arm verwundet wurde. Sikes zog ihn zurück und rannte mit ihm fort, mußte ihn aber endlich liegen laſſen, da ſie verfolgt wurden.

Am Morgen erholte ſich der ohnmächtig gewordene, blutende Oliver ſo weit, um ſich bis an die Treppen des Hauſes zu ſchleppen, wo der Einbruch hatte geſchehen ſollen. Die von ihrem Triumph trunkne Dienerſchaft bemächtigte ſich ſeiner; aber die gütige Herrſchaft, Mrs. Maylie und ihre Nichte Roſa befahlen, noch ohne ihn geſehen zu haben, ihn gut zu behandeln. Ein Arzt, Mr. Losberne, wurde gerufen, und dieſer konnte, als er die Phyſiognomie des Knaben betrachtete, nicht daran glauben, daß er ein junger Räuber und Dieb ſey. Er wußte ſogleich auch die Damen für den armen Knaben zu intereſſiren, welchen er ſie bewog, ſelbſt auch in Augenſchein zu nehmen, und mit ihrer Genehmigung fertigte er die ſchon gerufenen Polizeibeamten unverrichteter Dinge wieder ab. Nach längerer Krankheit erholte ſich Oliver, erzählte den guten Menſchen, die ſich ſeiner liebevoll annahmen, alle ſeine Schickſale, überzeugte ſie durch ſein ganzes Weſen von der Wahrhaftigkeit ſeiner Ausſagen, und rührte ſie tief. Er lebte wieder ganz von neuem auf, und ſein Glück ſchien vollendet, als der Arzt eines Morgens mit ihm zu ſeinem frühern Wohlthäter, Mr. Brownlow, fuhr. Leider aber fanden ſie ſein Haus geſchloſſen, und erfuhren, er ſey nach Weſtindien abgereist.

Einige Zeit nachher begaben ſie ſich aufs Land, und hier lebte Oliver erſt recht ſelige Tage im Genuß der freien Natur und der zärtlichen Liebe, die ihm von den Frauen, namentlich aber von der ihm ſchweſterlich zugethanen Roſa zu Theil wurde. Getrübt wurde dieß Glück durch eine ſehr gefährliche Krankheit Roſa's, deren Wiederherſtellung kaum mehr wahrſcheinlich war. Oliver, tief betrübt und in peinlichſter Angſt, erwies ſich dabei höchſt dienſtwillig, und beſtellte einmal einen Brief im nächſten Ort, bei welcher Gelegenheit er auf einen großen vermummten Mann ſtieß, welcher ihn brutal anfuhr und Verwünſchungen gegen ihn ausſtieß. Oliver vergaß dieß Abenteuer beinahe, bis er auf eine entſetzliche Weiſe nach einiger Zeit wieder daran erinnert wurde. In einem Zimmer zur ebnen Erde, wo er geleſen und geſchrieben hatte, ſah er eines Abends in der Dämmerung plötzlich jenen Mann und den entſetzlichen Juden nur ein paar Schuhe von ſich entfernt am Fenſter ſtehen und in feindſeligſter Geſinnung ſich über ihn bereden. Er fuhr auf und machte Lärm; man durchſuchte Alles, fand aber nichts.

Auf die Kunde von Roſa's Krankheit war der Sohn der Mrs. Maylie, Henry, herbeigeeilt; er fand Roſa ſchon auf dem Wege der Beſſerung; als ſie geneſen war, entdeckte er ihr die Liebe, die er ſchon lang für ſie empfunden, und bat ſie um ihre Hand, aber Roſa, obwohl ſeine Neigung erwiedernd, weigerte ſich, die Seinige zu werden, weil ſie dadurch die Ausſichten und die Carriere des hochſtrebenden, ehrgeizigen und thatkräftigen jungen Mannes zu hemmen und zu zerſtören fürchtete — weil auf ihrer Geburt eine Makel ruhe. Henry konnte ihren Entſchluß nicht ändern.

Der Jude Fagin und Monks ſchmiedeten jetzt neue Plane gegen Oliver. Aber Nancy, die Genoſſin des brutalen Sikes, belauſchte ihre Beſprechung, und getrieben von einer innern Neigung und Mitleid für Oliver, entſchloß ſie ſich, mit großen Gefahren, Miß Roſa aufzuſuchen, ihre eigne Schuld in Bezug auf Oliver ihr zu geſtehen, und ſie gegen fernere Anſchläge zu warnen. Sie that es, ſie wurde von ihr mit einer Güte aufgenommen, die ſie noch nie erfahren hatte, und die ihr das Herz erſchütterte, und ſchied, alle Belohnungen und Anerbietungen abweiſend, mit dem Verſprechen, an beſtimmten Tagen Abends auf einer Brücke ſich einzufinden, um, wenn ſie Näheres erfunden könne, es zu berichten.

Mittlerweile war Mr. Brownlow in London angekommen; Oliver hatte ihn aus dem Wagen ſteigen ſehen, und Roſa und Losberne führten den Knaben zu dem alten Herrn. Dieſer

hatte inzwiſchen allerlei wichtige Nachforſchungen angeſtellt, und war auf die Spur höchſt intereſſanter Entdeckungen gekommen. Es handelte ſich darum, ſich des Böſewichts Monks (der mit dem Juden Fagin Oliver ſo erſchreckt hatte) in der Stille zu bemächtigen, um von ihm Geſtändniſſe und Nachweiſungen über die Herkunft Olivers zu bekommen. Als Nancy ſich auf dem verabredeten Platz einfand, bewogen ſie Roſa und Brownlow, ihnen den Aufenthaltsort des Monks anzugeben, unter der Verſicherung, daß Sikes kein Leid geſchehen und auch der Jude nicht ohne ihre, Nancy's, ausdrückliche Einwilligung gefaßt werden ſollte. Aber bei dieſer Beſprechung war Nancy von einem Spionen Fagins belauſcht worden; der Jude ſetzte augenblicklich den Sikes in Kenntniß, daß Nancy eine Verrätherin ſey, und am andern Morgen bei ſeiner Nachhauſekunft erſchlug dieſer Böſewicht die Unglückliche. Er floh, aber der Mord wurde ruchbar; die ganze Bande wurde verfolgt und großentheils aufgehoben; Monks jedoch war von Brownlow zuvor ſchon aufgegriffen und zu Geſtändniſſen genöthigt worden. Sikes kam bei dem Verſuch zu entfliehen um, Fagin aber wurde gefangen und zum Tode verurtheilt. Olivers Herkunft aber und die Verfolgungen, die er erfahren hatte, klarten ſich jetzt ſo auf: Monks (deſſen eigentlicher Name Eduard Leeford war) war der Halbbruder Olivers vom Vater her; dieſer, ein Freund Brownlows, hatte eine Schweſter gehabt, welche ſich mit Brownlow vermählen ſollte, aber an dem zur Hochzeit feſtgeſetzten Tag erkrankte und ſtarb. Des Knaben Aehnlichkeit mit ihr und mit ſeinem Vater, ihrem Bruder, aber auch noch mit einem andern Bild, war dem alten Herrn ſogleich aufgefallen. Olivers Vater war, noch ſehr jung, durch elenden Familienſtolz zu einer unglücklichen Heirath mit einer weit ältern Frau genöthigt worden, deren Frucht Eduard (Monks) geweſen. Das Paar trennte ſich bald, in gegenſeitigem Haß; die Frau lebte in Zerſtreuungen auf dem Feſtland mit dem Kind, der Mann aber, der zu Hauſe ſein geknicktes Leben vertrauerte, knüpfte nach Jahren eine Verbindung mit neuen Freunden, mit der Familie eines alten Flottenofficiers, an, der zwei Töchter, von neunzehn und von ein oder zwei Jahren, hatte. Leeford verlobte ſich mit der Jungfrau; da ward er plötzlich durch den Tod eines reichen Verwandten nach Rom abgerufen. Ehe er dahin abging, kam er, faſt zu einem Schatten geſchwunden, zu Brownlow, ſprach von begangnem Ehrenraub und Verderben, bekannte aber ſelbſt ſeinem Jugendfreunde nicht mehr. Bald ſtarb er. Seine Frau eilte nach Rom, vernichtete das Teſtament, ſetzte ſich und ihren Sohn in den Beſitz des Vermögens, das von dem Erblaſſer zum größten Theil dem Kinde beſtimmt war, das ihm in England ſollte geboren werden, und ließ ihren Sohn ſchwören, dieß Kind mit dem grimmigſten, unverſöhnlichſten Haß zu verfolgen. Brownlow eilte dahin, wo er die unglückliche Braut zu finden glaubte, um ihr Troſt und Hülfe zu bieten; aber die Familie war weggezogen, weil der Vater mit ſeiner entehrten Tochter nicht bleiben wollte. Dieſe entwich heimlich von ihrem neuen Aufenthaltsort in Wales, und der Vater, welcher glaubte, ſie habe ſich ſelbſt entleibt, ſtarb bald aus Kummer. Die unglückliche Agnes Fleming irrte in der Verzweiflung im Land herum, und gebar in jenem Armenhaus den Olivier, nach deſſen Geburt ſie ſtarb. Ein goldnes Kleinod, das ſie der Wärterin ſterbend übergeben, unterſchlug dieſe; Monks wußte ſich durch Bumble und ſeine Frau in den Beſitz davon zu ſetzen, und warf es ins Waſſer, nachdem er und ſeine Mutter Kunde eingezogen hatten, daß wirklich ein Knabe geboren worden ſey, welchem das Vermögen Edwin Leefords zum größten Theil gebühre. Als Monks dann durch eigne Anſchauung ſich von der Exiſtenz dieſes ſeines Bruders verſichert hatte, beſtach er den Juden mit vielem Geld, den Oliver auf irgend eine Art aus dem Wege zu ſchaffen oder zu Grund zu richten, und daher die heftigen Verfolgungen gegen den unglücklichen Knaben. Roſa aber iſt die jüngere Tochter Flemings, die Tante Olivers, und iſt mit Mrs. Maylie gar nicht verwandt, ſondern von dieſer würdigen Dame aus Barmherzigkeit aufgenommen und erzogen worden. Nachdem ihre Herkunft ſo außer Zweifel geſetzt iſt, reicht ſie dem jungen Henry Maylie, welcher dem ehrgeizigen Streben in der großen Welt Lebewohl ſagt, die Hand; die Guten und Redlichen werden alle am Ende beglückt, und die Böſewichter und Schelme ereilt die gerechte Nemeſis. Oliver Twiſt, jetzt Leeford, bekommt zwar von dem Vermögen ſeines Vaters wenig mehr, da Monks beinah Alles verſchwendet hat, aber Brownlow nahm ihn an Sohnesſtatt an, und alle dieſe guten Menſchen führten in ländlicher Zurückgezogenheit ein glückliches Leben.

(Fortſetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Fauſt insbeſondere.

(Fortſetzung.)

„Der Mann von Genie iſt derjenige, bei welchem, was ſonſt beim Menſchen aufeinander folgt und ſich ablöst, die Lebhaftigkeit der Phantaſie und des Gemüths, die Illuſionen der Jugend, die Reife des Verſtandes und das richtige Maaß des Urtheils, ſich friedlich verbindet und zu einem Ganzen vollendet. So bei Goethe. Sobald man das Auge des Geiſtes auf ihm ruhen läßt, durchdringt einen das Gefühl der Harmonie bis ins innerſte Mark; man ſteht vor ſeinem Werke, wie vor einem Wunder der Natur; nichts fehlt, nichts bleibt zu wünſchen übrig, Alles iſt an ſeinem Platz, Alles entfaltet ſich nach dem Geſetz der Zeit; überall die Ruhe und Leidenſchaftsloſigkeit des Genius. Einer ſo gewaltigen Offenbarung des Geiſtes gegenüber, weiß man nicht was man denken ſoll. Ja, wem das Herz nicht angefreſſen iſt vom Wurme der Kritik, und wer nicht auf Alles ſeine mißmuthige und unruhige Anſchauungsweiſe überträgt, der muß ſich, wenn ſolche Menſchen die Weihe des Todes empfangen haben, und der Jammer und die Aermlichkeiten des Daſeyns nicht mehr jeden Augenblick die Träume der Phantaſie Lügen ſtrafen können, ſich fragen: ob es möglich ſey, daß ſie unter uns gelebt haben, und ob diejenigen, welche die Natur ſo mit allen weſentlichen Schöpferkräften ausgerüſtet, nicht vielmehr jenem Geſchlecht erhabner Sterblicher angehören, welches die Alten unter dem epiſchen Namen der Halbgötter feierten?“

Ueber das, was man Goethe häufig als Kälte, Gemüthlosigkeit oder unter ähnlichen Namen zum Vorwurf gemacht hat, ſpricht ſich Blaze ſo aus:

„Die Leidenſchaftloſigkeit (impassibilité) des Genius iſt es, was ſeine Kraft und ſeine Größe ausmacht. Er läßt ſich weder durch das Gelärme der Menge zerſtreuen und irre machen, die mit jeder Stunde wechſelt, noch durch die Mahnungen ſeiner Eitelkeit, die ihn auffordert, ohne Unterlaß zu produciren. Sicher ſeiner Zukunft, beeilt er ſich nicht; bei ihm hat alles ſeine Zeit; er läßt ruhig die Idee alle ihre Metamorphoſen durchmachen. So erſcheint mir Goethe. Seine Gleichgültigkeit gegen alle Leidenſchaften des Lebens, die unzerſtörliche Ruhe, die er behauptete in ſeinen Verhältniſſen zu den reizenden Weſen, welche der Zufall zitternd ihm in den Weg warf; dieſe imponirende aber kalte Haltung, dieſe Großartigkeit und Heiterkeit, die ſich ſelbſt im Angeſicht des Todes nicht verläugnete — das alles ſcheinen mir ebenſo viele ſichere Zeichen ſeiner Berufung unter den Menſchen. Vergebens ſuche ich auf dieſer unermeßlichen Laufbahn nach Stunden des Egoismus und der Hingeriſſenheit, wie man ſie ſonſt überall findet; ich finde nur eine unveränderliche, unbeugſame logiſche Einheit. Goethe gehorchte ſo wenig der Eigenliebe als den Anforderungen des augenblicklichen Ruhmes, ſo wenig den Launen ſeines Ehrgeizes als den gebieteriſchen Geſetzen eines groben Senſualismus; er gehorchte ſeinem Genie. Sobald er das Bewußtſeyn ſeiner übermenſchlichen Kraft, der Größe des ihm aufgegebenen Werkes hatte, wies er gleichgültig die Leiden und Freuden, die Wonnen der Liebe, die Pflichten und alle Bedürftigkeiten des Daſeyns von ſich zurück, und man kann ſagen, daß ihm dieſe Offenbarung frühe gekommen ſey. Von dem Tage an, wo Goethe der Göttlichkeit ſeines Geiſtes ſich bewußt wurde, entſchloß er ſich, nur durch ihn und für ihn zu leben. Einmal dieſen Entſchluß gefaßt, konnte ihn nichts mehr davon abbringen; er mußte bis ans Ziel hin das verhängnißvolle Geſchick ertragen, das auf ſeinen Schultern laſtete. Um ſich ſo ohne Unterlaß bis ans Grab dem ausſchließlichen Cultus ſeines Genius zu widmen, um davon ſeine Jugend, ſeinen Lebensgenuß, ſeine Liebe und die reinſten Glückſeligkeiten dieſen verſchlingen zu laſſen — welchen tiefgewurzelten Glauben an ſich muß er gehabt haben! mit welch unüberwindlichem Muth muß er begabt geweſen ſeyn! Wie viele junge Männer, welche die Muſe frühe erwählt und in ähnlicher Weiſe mit einem glorreichen Zeichen geſchmückt hatte, ſind zurückgetreten vor einer ſo ſchweren und harten Aufgabe, und haben ſich, aus Mangel an Glauben an ihre eigne Kraft und an aufrichtiger Ueberzeugung, kopfüber in die Welt der ſinnlichen Genüſſe geworfen, zu zweifelhaft in Betreff der endlichen höchſten Realität, um ihr die Fülle ihres Daſeyns zu opfern, und der geheimnißvollen Wolluſt des Schaffens die Wonne vorziehend, die man im Herzen empfindet beim Kuß auf Roſenlippen, ohne Hintergedanken und Gewiſſensbiſſe. Man muß ſich wohl hüten, an Goethe hinanzutreten, ohne über dieſe unerbittlichen Bedingungen nachgedacht zu haben, welchen er ſich mit vollem Bewußtſeyn und gutem Bedacht unterwarf. Man ſtößt da und dort in ſeinem Leben auf gewiſſe Handlungen eines brutalen Egoismus, die Einen empören, wenn man nicht zuvor ſchon den Grund, vielleicht ſogar, ach! ſelbſt die Entſchuldigung derſelben gefunden hat in jenem Prieſterthum des Gedankens, der Idee, welches er ausübte. Im Allgemeinen hat die Geſellſchaft Unrecht, ſolche Menſchen mit dem gewöhnlichen Maaßſtab bemeſſen und beurtheilen zu wollen; ſie tadelt ſie, ohne den Schleier aufgehoben zu haben, der die Geheimniſſe ihres Bewußtſeyns verhüllt, und bemerkt nicht, daß ſie, wenn ſie ſich den von ihr auferlegten Geſetzen entzogen, dafür andern, vielleicht noch härtern, ſich unterwarfen. Alle die Zugeſtändniſſe, welche die Geſellſchaft verlangt, haben ſie ihrem Genius gemacht, deſſen Sklaven zu ſeyn ſie nicht einen Augenblick aufhörten. Gewiß iſt es ein Glück, wenn das Organ, welches ſich ſo durch Abſorption entwickelt, eine göttliche Function verrichtet, und eine auserleſene Natur, in das Deſtillirgefäß gebracht, als letzten überbleibenden Stoff: Ideen gibt. Jeden Tag ſieht man in untergeordneteren Sphären Beiſpiele einer Abſorption, die, obgleich kleinlich und oft lächerlich, doch eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der hier in Frage ſtehenden haben. Nicht ſelten trifft man Sänger, die, um das Organ zu ehren, auf welches ſich ihr Ruhm und ihr Glück gründet, um ſich ſeinen geringſten Launen zu unterwerfen, ſich am Ende ſo ſehr damit identificiren, daß ſie früher oder ſpäter aufhören Menſchen zu ſeyn, um ganz Stimme zu werden. Wer wollte es noch befremdlich finden, wenn ein Sterblicher wie Goethe, all ſeine Liebe, ſeine Begeiſterung, ſeine Religion ſeinem Geiſte gewidmet hat?

Goethe unterwirft ſich Alles durch Analyſe und Beobachtung; die Leidenſchaften ſind für ihn nur Phänomene, die er gemächlich beobachtet, und an denen ſein wißbegieriger Geiſt ſich weidet; ſodann ſchließt er ſie in ſeinem Gedächtniß ein, wo er ſie ordnet und claſſificirt, wie er es mit den Pflanzen ſeines Herbariums macht. Er zieht an ſich, nicht wie andre Menſchen, um ſpäter in der Ergießung ſeines Herzens wieder zu geben, ſondern wie die Sonne, um umzugeſtalten. Aus den alltäglichſten Thränen macht er, durch ſeine bewundernswerthe Kunſt, unvergleichliche Thautropfen; aber dieſe Thränen kehren nie zurück zu den Augenliedern, aus welchen er ſie geſchöpft; er ſtreut ſie aus über das Feld ſeiner Poeſie, das ſie befruchten. Nach dieſem denke man ſich, welches Schickſal die holden jungen Mädchen erwartete, die ſich ihm hingaben! In der Ekſtaſe, welche ſie ergriff und bezauberte, konnten dieſe armen Geſchöpfe ſich einen Augenblick täuſchen laſſen, und für den Ausdruck der Liebe die leidenſchaftloſe Heiterkeit dieſer gewaltigen Stirne nehmen, die ſich an ihren zuckenden Hals neigte, wie um ſeine lieblichen Wellenlinien zu verfolgen; aber dieſer Traum dauerte nicht lange. Von Goethe eine offene und frei bekannte Sympathie und jede aufrichtige Redlichkeit der Liebe, welche macht, daß man bei einem zärtlichen Verhältniß nicht kalt auf das Andere den eignen Theil von Schmerzen und Bangigkeit zurückwirft — das war eine Idee, die nur in ſechzehnjährigen Köpfen, berauſcht von Illuſionen, entſtehen konnte.

Indeſſen unter dieſer verlaſſenen Schaar, unter dieſen blaſſen Schatten, die man kaum die Geliebten Goethe's zu nennen

wagt, fand ſich einmal ein lebhaftes weibliches Weſen, glühend, hingebungsvoll vor allen, eine zur Schwärmerei, zur Melancholie, zur Verzweiflung, zu allem was am Leben nagt und zehrt, geneigte Natur; dieſe überließ ſich ganz in der Unſchuld ihres Gemüths und vergaß ſich ſelbſt, ohne an die Zukunft zu denken, ohne zu wiſſen, ob man, wenn man allein liebe, nicht glücklich leben, ſondern ob man leben könne. Als Friederike Goethen ihre Jugend, ihr Leben, ihre Seele in einem Feuerkuß gegeben hatte, wurden ihre Lippen blaß; ſie erwartete, daß ihr Geliebter ihr das Daſeyn und Leben wieder geben würde; aber Goethe that das nicht, ſondern behielt den Kuß Friederikens für ſich, ohne ihn je zurückzugeben. Mit dieſem göttlichen Funken, dem Herzen des Mädchens geraubt, beſeelte dieſer wunderbare Pygmalion die ſchönen Marmorbilder ſeines Gartens, Klärchen, Gretchen, Adelheid, Mignon. Friederike, als ſie ſich ſo grauſam getäuſcht ſah, verwünſchte die Poeſie, ihre furchtbare Rivalin, und ſtarb. (?) Arme Friederike! die du deine Stirne zerſchmettert haſt an dieſem ehernen Egoismus, und vom Genie die Gefühle der Menſchheit verlangt! Aber wer hat je in Goethe's Bruſt geleſen? Wer wagte ein unwiderrufliches Urtheil zu fällen über gewiſſe Handlungen dieſes ſo ruhigen und tiefen Lebens? Bei ſolchen Menſchen iſt alles Geheimniß, wenn man ſich nicht auf den Geſichtspunkt der Aufgabe ſtellt, die ſie zu löſen hatten; nur ſo kommt Einem ein wenig Licht, und die Zweifel fangen an ſich aufzuklären. Und nach dieſem — Goethe excommuniciren wollen wegen deſſen, was man in Deutſchland ſeinen Egoismus zu nennen übereingekommen zu ſeyn ſcheint, der Entrüſtung und Verdammung der Nachwelt den Dichter des Fauſt denunciren wollen, weil er ſich in den Cultus ſeines Gedankens einſchloß, weil er dieſen ohne Zweifel für heiliger erkannte, als all das Geſchrei, das ihn umbrauste: das iſt weder ein Majeſtätsverbrechen noch ein Sacrilegium, ſondern ganz einfach eine Kinderempörung gegen die Autorität des herrlichſten Namens der Poeſie in unſerer Zeit. Ich wiederhole es, ſolche Menſchen richten ihr ganzes Leben ein nach der Aufgabe, die ſie ſich ſelbſt ſetzen; ein unermeßliches Opfer, lang, dauernd und ſchwer genug, um ſie von andern Opfern an die Geſellſchaft zu befreien. Sie kümmern ſich nicht groß um die zärtlichen Gefühle, die ſie umgeben, das weiß ich; ſie vergeſſen, gleichgültig, das Gute und das Böſe, das man ihnen etwa thut, und laſſen ſich durch äußere Einflüſſe auch nicht Einen Augenblick die Heiterkeit ihrer Seele ſtören. Aber am Ende ſind ſie doch nur von ihrem Gewiſſen abhängig, und wenn das Gewiſſen eines Goethe weiter iſt als das der andern Menſchen, ſo muß man ſich eben an die Natur halten, die es im Verhältniß zu ſeinem umfaſſenden Geiſte gebildet hat. Und wer bürgt uns denn dafür, daß es ihn nicht viel gekoſtet habe, ſo bis ans Ende der ſtrengen Regel des Genie's unterthan zu ſeyn, die, indem ſie ihn nach ſeiner Anſicht von gewiſſen ſchweren Anforderungen des gewöhnlichen Daſeyns entband, ihm auch die ſüßeſten Freuden verſagte?" — —

Nachdem der Kritiker ſich über die natürliche Begabung Goethe's auszuſprechen angefangen, fährt er fort:

„Goethe iſt vielleicht der einzige große Dichter, den die Begeiſterung nie wider ſeinen Willen hinriß; es iſt in Goethe eine Kraft, welche die Begeiſterung beherrſcht; man nenne ſie nun reine Vernunft, Egoismus, Menſchenverſtand, das iſt einerlei; genug ſie iſt vorhanden. Die unſterbliche Fee hat über ſich ein menſchliches Geſetz gefunden, das ſie beherrſcht und leitet. Und hier können wir mit gutem Recht unſre Anſprüche geltend machen auf den Antheil, den wir an Goethe's Genie haben. Ich will nicht behaupten, daß Frankreich zu dieſem außerordentlichen Mann ſo viel beigetragen habe als Deutſchland, und daß ohne uns dieſer ſo glänzende Name der Welt fehlen würde; aber wenn man Goethe während ſeines ganzen Lebens einen ununterbrochenen Verkehr unterhalten ſieht mit den großen Geiſtern des ſiebzehnten Jahrhunderts, die ſo reich begabt waren mit jenen edeln Eigenſchaften der reinen Vernunft, von welchen ich eben ſpreche, und die man ſeit den Zeiten des Alterthums nirgends in einer ſo reichen Offenbarung trifft, wird es wohl erlaubt ſeyn zu glauben, daß Frankreich auch einigen Einfluß auf die Entwicklung dieſes Rieſengeiſtes hatte, und unſerm Vaterland den ihm gebührenden Antheil an dieſem unermeßlichen Ruhm zu vindiciren. Goethe hat von Frankreich entlehnt, was ihm Deutſchland, wie er wohl wußte, nie geben konnte. Aus dieſer ruhigen und richtigen Vernunft, aus dieſem kritiſchen Geiſt, aus dem wunderbaren geſunden Verſtand, den wir im höchſten Grad haben, — wie auch aus einem angebornen Sinn für die Farbe, für das Bild, für die Form — aus einem unerſättlichen Streben nach allem Idealen und Göttlichen, das wir nie gekannt haben, entſpringt die Poeſie Goethe's in ihrer impoſanten Harmonie.

Schiller iſt mehr Deutſcher; eine erhabene und fruchtbare Natur, offen allen wahren und großherzigen Gefühlen und Bewegungen reißen ihn die Ideen mit fort, er kann ihnen nicht widerſtehen. Schiller ſingt einen Hymnus ohne Ende, während deſſen alle ſeine Gefühle eine Geſtalt annehmen, beinahe ohne daß er ſelbſt der Arbeit der Schöpfung ſich bewußt wird. Von ihm kann man ſagen, daß er ganz in ſeinem Werke aufgeht, von Goethe, daß er außer und über ſeinem Werke ſteht."

Der Kritiker geht dann auf den Fauſt über, behauptet, die Fauſtidee habe Goethen ſein ganzes Leben, wie ein Verhängniß, begleitet, und vergleicht dann die beiden Theile:

„Was die Großartigkeit des Styls und den Gedankenreichthum betrifft, ſo ſcheint mir der zweite Theil Fauſt den erſten bei weitem zu übertreffen. Denn in ihm herrſcht Goethe ganz allein und lenkt nach ſeiner Willkür den Gegenſtand ſeiner Phantaſie; wie es ihm beliebt, ſteigt er zu den Sternen auf, beſucht Pharſalus, oder taucht in die Tiefe des Meeres, immer ruhig, immer leidenſchaftlos, immer vollkommen Herr ſeiner ſelbſt und der ihn umgebenden Dinge. Die Beobachtung der Phänomene der Natur und des menſchlichen Lebens erſetzt die warmen Ergießungen des Herzens. Das Genie Goethe's iſt hier, wie man ſieht, in ſeinem reinſten Element; aber was man nicht ausſprechen kann und was ſich Einem vom Anfang bis zum Ende dieſes Buchs aufdrängt, je tiefer man hineindringt, das iſt, in der Durchdringung des Gegenſtandes, in der Anordnung

gewiſſer Theile der griechiſchen Epiſode, in der Handhabung der Sprache und des antiken Verſes eine beiſpielloſe Großartigkeit, Plaſtik und Fülle. Alle Schätze des Wiſſens rollen Einem zu Füßen, die Metaphyſik ſpiegelt die Sterne, die Bilder und die Farben zum erſtenmal in ihrem Cosſpiegel ab; die abſtracteſten Gedanken werden mit Poeſie gekrönt, und treten Einem, das Lächeln der Liebe auf den Lippen, entgegen; du befragſt ſie, nicht mehr mit Angſt wie finſtre Sphinxen, ſondern fröhlich und in dem vertraulichen Ton des Alcibiades beim Gaſtmahl des Sokrates. Die Natur und die Geſchichte haben gleichermaßen zu dieſer Offenbarung des Genius beigetragen, und es wäre ſchwer zu entſcheiden, was man an dieſem Buch am meiſten zu bewundern habe: die ſymboliſche Tiefe der Naturanſchauung, oder das umfaſſende Verſtändniß der hiſtoriſchen Facta. Der Styl, durchaus ernſt und feierlich, *) hat die bürgerlichen Formeln abgeſtreift, welche das Bedürfniß der dramatiſchen Wahrheit im erſten Theil erforderte. Indeß ſcheint mir, könnte man ihm vorwerfen, daß er an einigen Stellen zu viele Sprüchwörter hat, wie auch zu viele, zwar immer feine und ſinnreiche, aber Dunkelheit verurſachende Anſpielungen. Dieſer Luxus mit Sprüchwörtern und die häufig hervortretende Beobachtung, wovon ich geſprochen, ſind die einzigen Anzeichen, welche in dieſem wunderbaren Werke den Greis verrathen.

Der Dichter des Fauſt läßt nicht gelten, daß die Form, wie ſtreng man auch darauf halte, den Gedanken ausſchließe. Bei ihm fügt und erfüllt ſich Alles naturgemäß und ohne Mühe. Je enger und feſter die Form iſt, deſto mehr tritt auf dem Grund die Idee lebendig, lichtvoll, concentrirt und für den Verſtand ſo zu ſagen greifbar entgegen. Der Gedanke geht in die Form ein, ohne etwas von ſeiner freien, unabhängigen Haltung zu verlieren, und die Form ihrerſeits ſchrumpft nie zuſammen, noch dehnt ſie ſich aus. Man hat Goethe vielfach ſeine Gleichgültigkeit in Sachen der Religion zum Vorwurf gemacht. Mir ſcheint, dieſe ſeine Gleichgültigkeit ſey ihm bei ſeinem Unternehmen vortrefflich zu Statten gekommen. Wäre Goethe ein entſchiedener Katholik geweſen, oder ein Heide, wie man uns in ſo luſtiger Weiſe hat wollen glauben machen, ſo hätte Goethe, darauf mag man ſich verlaſſen, die beiden Theile Fauſt nicht geſchrieben — dieß Buch des Mittelalters und des Alterthums, dieß Werk, das mit der Kathedrale und dem Parthenon verwandt iſt. Bei den großen Conceptionen des menſchlichen Geiſtes vertritt der Glaube an die Kunſt alle andern Arten des Glaubens." —

„Die Tragödie Fauſt iſt wie ein dreifacher Spiegel, wo ſich die große Geſtalt Goethe's in den drei Hauptepochen ſeines reichen Lebens abzeichnet. Wir haben den Fauſt ſeiner Jugend, den Fauſt ſeiner reiferen Jahre und den Fauſt ſeines Alters. Wir haben darin ſein Sinnen und Denken, anfangs naiv und liebebedürftig, ſpäter melancholiſch und düſter, endlich ruhig und heiter wie in den früheſten Tagen, alle Bitterkeit ausziehend, und die Erinnerung an das Elend der Erde abſchüttelnd, um ſich wieder in den Himmel zu erheben. Alles was Goethe von Liebe, von bittrer Ironie, von quälendem Schmerz empfunden, hat er in ſeinem Gedicht: Fauſt, niedergelegt. Das iſt ſein eigentliches Lebenswerk. Was er auch thut, er kann ſich dem Zauber nie entziehen, den dieſer Gegenſtand über ihn ausübt." Dieß wird dann weiter ausgeführt, und nachgewieſen, wie Goethe eigentlich ſein ganzes Leben über an dem Fauſt gearbeitet, wie ſchon der erſte Theil aus mehreren zu verſchiednen Zeiten und in verſchiednen Stimmungen gedichteten Fragmenten zuſammengeſetzt ſey, und wie der Dichter, der ſeine andern Productionen ſchnell abzufertigen gewohnt geweſen, immer und immer wieder auf den Fauſt zurückgekommen ſey. Dann wird gezeigt, daß der zweite Theil Fauſt recht eigentlich ein Epos ſey, das man für unmöglich in unſern Zeiten erklären wolle. „Welche Bedingung dieſer Dichtgattung fehlt denn dem genannten Werke? Etwa die Pracht und Fülle der Form? Fauſt weicht, in der Großartigkeit der Compoſition, nicht einmal der Ilias Homers. Oder die Mannichfaltigkeit? Alle Theorien, alle Syſteme, die in den Schulen von Athen und Alexandria vorgetragen worden ſind, alles was die Menſchen vereinzelt oder in der Geſammtheit gedacht haben ſeit dem grauenſten Alterthum bis auf dieſe Zeit, alles flüſtert, treibt ſich um und braust in dieſem Univerſum. Oder endlich jene Lebenskraft, welche ein fonthetiſches Werk von der Gleichzeitigkeit der Ereigniſſe entlehnt? So faſſe man nur die Allegorien recht; hinter Mephiſtopheles und dem Kaiſer erblicke man Law und die Julirevolution, die Geldariſtokratie, Nikolai und ſeine Schüler, den politiſchen Ehrgeiz und die literariſchen Extravaganzen. Man ſcheint ſich einzubilden, ein Gedicht werde erſt zum Epos, nachdem zweitauſend Jahre darüber hingegangen ſeyen. Nach dieſer Rechnung kann Fauſt, erſt geſtern ans Licht getreten, noch warm von der Begeiſterung, welche die Idee dazu faßte, freilich keine Epopée ſeyn. Wenn übrigens je ein Geiſt dazu gemacht war, ſich den Theorien zu entziehen, welche man beliebt hat aufzuſtellen über die Nothwendigkeit gewiſſer Epochen für die Erzeugung von Werken dieſer oder jener Art, ſo war es Goethe; bei der Kraft der Objectivität, die er mit ſeiner unüberwindlichen Natur feſthielt, mußte ihm jedes poetiſche Unternehmen zu jeder Zeit gelingen. Der Mann, der den Orient und das Homeriſche Alterthum reproducirt hat, hätte, wenn er zehn Jahre ſeines Lebens hätte daran wenden wollen, ein indiſches Gedicht, ſo umfaſſend, ſo wunderbar wie der Baghawad, geſchaffen. Seltſam! unſer Jahrhundert ſah den zweiten Theil Fauſt entſtehen, und Deutſchland denkt kaum an dieſes Epos. Der Fehler Goethe's iſt, daß er Iphigenie, Egmont, Götz, Werther und hundert andre Meiſterwerke geſchaffen hat. Hätte er ſich an den Fauſt, dieſe titaniſche Poeſie, gehalten, hätte er gar nichts geſchrieben als den Fauſt, ſein Gedicht hätte jetzt ſchon ſeine Stelle zwiſchen Homers Ilias und Dante's göttlicher Komödie eingenommen."

(Fortſetzung folgt.)

*) Ueber den Styl eines poetiſchen Werks in einer fremden Sprache zu urtheilen, iſt eine ſchwierige und bedenkliche Sache; ohne auf eine Discuſſion mit dem franzöſiſchen Beurtheiler uns einzulaſſen, erinnern wir nur daran, daß gegen den Styl im zweiten Theil Fauſt ſchon viele Einwendungen erhoben worden ſind.

Das Schloß von Caniov.

(Schluß.)

Wenn gleich eine Ueberſetzung nicht darauf Anſpruch machen kann, die feineren Züge und die Anmuth des Originals wiederzugeben, ſo wird man doch hoffentlich nicht verkennen, daß das Original viel Kraft, Geiſt und Schönheit hat; aber dem geübten Auge eines gebildeteren Geſchmacks bleibt auch nicht verborgen, daß es dem Geiſt an Regelmäßigkeit, und der Kraft an Haltung fehlt — Mängel, die kaum zu vermeiden waren bei den gedoppelten Schwierigkeiten der Jugend und der Schickſale, womit der junge Dichter während der Abfaſſung ſeines Gedichts zu kämpfen hatte. Auch die treue Uebereinſtimmung der Schilderung mit dem traditionellen Aberglauben iſt ſelbſt ſchon ein ernſtes Hinderniß für feinere poetiſche Schönheit und Würde; denn der Aberglaube des gemeinen Haufens iſt immer ſeinem Weſen nach gemein, (?) obgleich ein Shakſpeare und Byron die Kunſt beſaßen, die tiefſten und reichſten Falten ihres Genius um die unedeln Bildungen und Verhältniſſe von Hexen und Vampyren zu ſchlingen, indem ſie abgeſchmacktes Geſchwätz und empörende Anſpielungen unterdrückten, wie ſie den Leſer ermüden, oder anwidern und anekeln trotz alles Aufwands von Kunſt und Talent in der Brockenſcene im Fauſt. (?) Unſer Dichter hat in dieſer Beziehung nichts zu verantworten, außer dem ſtrengen Stehenbleiben bei den Lumpen und Bändern des Originals. Aufmerkſam müſſen wir aber machen auf den entſchiednen, den Effect ſchwächenden Geſchmacksfehler, den er dadurch begeht, daß er die äußern Attribute der Unholdin in zwei Theile theilt; zuerſt in eigner Perſon davon erzählt, und dann Ausrufungen darüber ſeinen Perſonen in den Mund legt, ſtatt ſie in Einem Eindruck zu häufen.

Aber der Attaman Nebabo, der Schöne und Geliebte, der erſte Koſake des Staroſten, iſt nicht mehr an ſeinem gewohnten Orte zu ſehen. Er hat vergebens auf Orlika gewartet, denn noch einmal —

„Hu-hup — Nebabo!“ Teufel in Lüften wandeln;
Komm', heilig Kreuz, in Aſche ſie zu wandeln!
Nebabo ſieht das höll'ſche Aug', das brennt
Von Gier nach ihm; den ſchlimmen Zug er kennt.
Kampf mit dem Teufel iſt kein Zeitvertreib;
Zu halten ſich das Dämonkind vom Leib,
Kreuzt ſich Nebabo, hüllt ſich das Geſicht
Und birgt ſich in der Pappel Zweigen dicht,
Um abzuwarten, bis verhallt ganz ſey
Der Unglücksruf, des Teufels Kuppelei.
„Hu-hup — Nebabo!“ noch fliegt ſie herum;
„Hu-hup — Nebabo!“ noch iſt ſie nicht ſtumm;
Und aus trübblauem Aug' ſie Blicke ſchießt —
Kalt — fahl — wie entzündeter Schwefel Funken ergießt.“

Endlich weicht ſie, aber Orlika kommt nicht. Das unglückliche Mädchen, dem man die Wahl gelaſſen zwiſchen der Vermählung mit dem Staroſten, oder dem Tod ihres Geliebten, dafür, daß er die Leiche vom Galgen hat ſtehlen laſſen, ergibt ſich dem Staroſten, um ſein Leben zu retten.

„Der Jubel, das Gewühl, die Haſt,
Der Strom von Licht, die hellen Wände,
Daran ſich Schatten drängen ohn' Ende,
Zeigen, daß naht das junge Paar.
Still wird's, die Gäſte ſitzen jetzt;
Der Tiſch iſt köſtlich mit Silber beſetzt;
Laut ſchallt der fröhliche Toaſt,
Und das Hurrah ſchallt ſo fröhlich und klar —
Verſtummt dann — während ſüße Stimmen
In wogenden Harfentönen ſchwimmen.
Die Winde ob Dniepers blauen Wellen
Gerne den fröhlichen Lärm verlängern;
Sie machen die Segel der Freude ſchwellen
Und lauſchen den köſtlichen Sängern;
Und wieder geht herum der Wein,
Und wieder ſchlingt der Tanz ſeine Reih'n;
Zurück tönt die Erde das Dröhnen von Füßen,
Die leicht hinſchweben auf ihrer Bruſt,
Wie der zärtlichen Mutter Pulſe begrüßen
Ihr Kind nach des Spieles wildeſter Luſt.
Doch wie der Windſtoß die ſchwarze Wolke
Dahintreibt, wenn Trauer den Himmel umflicht,
So ſtürmt Nebabo weg von dem Volke,
Und verhüllt ſich, ferne, ſein Angeſicht.
Er ſtürmt hinab in der Straßen Enge
Und ſpaltet wild die verwunderte Menge.

Er ſucht den Strom — des Timbals Klang,
Der ſchmelzend klagende Geſang,
Der Tanz — ach nichts, nichts ihn bezwang!
Mit einer Stirn' von Wolken ſchwer
Stürzt durch die feſtlichen Haufen er.

Sein Schatten im Dunkeln das ſeyn muß,
Die Geſtalt, die hinunter ſchwebt den Fluß,
Wie der Jüngling zum andern Ufer ſtrebt?
Die ſich ſo nahe drängt an das Boot,
Leicht hinſchlüpft, wo der Strudel droht,
Und unterm zuckenden Ruder hinſchwebt?
Jetzt ruhig über das Waſſer getragen
Folgt ſie dem Kiel, der furchend gleitet;
Rechts, links, vorn, hinten ſie ſich zeigt,
Doch ihrem Mund kein Laut entgleitet.

* * *

Der Jüngling hemmt jetzt ſeinen Lauf;
Es horcht ſein Ohr, ſein Auge ſucht;
Sein Name weckt die Erinn'rung auf
An das Geſpenſt, das er oft verflucht;
„Ha, Teufelsgeſicht,“ ſo murmelt er,
„Du ſollſt die Erde vergiften nicht mehr!
Stärkt gleich dich die Hölle mit ihrem Bunde —
Erreicht nur mein Arm dich jetzt zur Stunde:
Sollen Teufel mir ewig quälen die Seele,
Wenn ich mit der Fauſt dich zu tödten verfehle!“

Die Unholdin eilt ihn zu umarmen, den Feuerkuß auf die Lippen ihres Erkorenen zu drücken; aber während ſie ihre Arme um ſeinen Hals ſchlingt, ſtürzt ſie ohnmächtig und mit Blut bedeckt nieder, ſeine Fauſt hat ihr den Schädel zerſchmettert:

„Ha-hay, Verfluchte! dein Theil du haſt!“
Nebako ſpricht's — und iſt erblaßt. —

Heldenthum.

Von W. Cowper.

'S war eine Zeit, als Aetna's ſtille Gluthen
Noch unbemerkt im Bergesſchooße ruhten,
Gefahr nicht ahnend, die von unten ſtürmte,
Ihn im Gewölk Schneepyramid' umthürmte;
Noch bebte nicht, vom innern Donner ſchwer,
Der Blüthenhaine Gürtel um ihn her;
Olivenſaft und Purpurweine ſchienen,
Der Wuth unkundig von geborſt'nen Minen,
Dem Landmann, der darnach voll Hoffnung greift,
An ſeinen jähen Seiten ſtill gereift:
Als eines Tages, der dem jüngſten glich,
In Feuerwehen krei'ſend fürchterlich,
Sein Bauch auswarf den unterird'ſchen Brand,
Daß ringsum See erzitterte und Land.
Aufſteigend hängt der Dünſte ſchwarz Gewimmel
Nun ſeine Schrecken um den Nachbarhimmel;
Durch ſtygiſchen Schleier, der den Tag verdunkelt,
Der Blitzesſtrahlen raſche Blendung funkelt.
Doch welche Ruf' in mächtigem Geſang
Malt wohl des Gluthſtroms reißend ſchnellen Gang?
Verwüſtung vor ihm und Zerſtörung nur,
Geſtürzte Menſchenwerke ſeine Spur;
Wein- und Oelgärten, Trift und Wald verſchwinden gar
Und alle Reize vom Sicil'ſchen Jahr
Des Jahres Zeiten, rollend früchtelos,
Sehn ungeſtalte, träge Maſſen bloß;
Kein Boden, reizend für des Landmanns Fleiß:
Kein Blättchen keimt, kein grünes Hoffnungseis.
Doch deckt's die Zeit (was mag nicht ihr gelingen?)
Mit Erd' und heißt das Leben ſich verjüngen.
Die Myrte krönt des Waldes Lichtung wieder,
Die Heerde ſtreckt in Schatten froh die Glieder.
O ſchwankend Glück, unſichrer Zufluchtsort,
O Paradies der Freude, ſchnell verdorrt!
Derſelbe Hauch, der ſtreut umher den Duft,
Bringt Schreckenston zum Ohre durch die Luft:
Neu fühlt des eingeſchloſſnen Feindes Qual
Der Berg und ſtrömt Verderben übers Thal.
Zehntauſend Hirten klagen ob dem Wüthen,
Das künft'ge Menſchenalter nur vergüten.

Ihr Herrſcher, die der Ehre Lockung treibt,
Die eurer Sache Recht in Blut ihr ſchreibt,
Zuerſt angreift und doch nur euch vertheidigt,
Ruhmſucht, vorſchützend, daß man euch beleidigt,
Seht hier Aetna's ſinnbildlich glüh'nde Flammen
Den unheilvoll ehrgeizigen Stolz verdammen!
Den Strom, der hin an eurer Gränze ſtreicht
Und kund thut, wie weit eure Herrſchaft reicht,
Umwohnt ein Volk, das, eurem Thron nicht feindlich,
Nur Frieden will, ſich und den Nachbarn freundlich.
Wie tief muß die Unglücklichen gereun,
Die Eine Schuld, Nachbarn von euch zu ſeyn!
Trommetenſchall, her ſchwärmen rare Schaaren,
Die mitten durch die reife Ernte fahren;
Mit jedem Schritt zertreten ſie, was Leben
So vielen, Nahrung einem Volk gegeben!
Ein Garten kaum zuvor im Feſtgewande,
Sind hinter ihnen Wildniß nur die Lande.
Hunger und Peſt, ſein erſtgebornes Kind,
Gedenkt zu enden, was das Schwert beginnt;
Und Ruhmgeräuſch, wie Teufel ſeiner werth,
Von Thoren tönt euch, da nach Haus ihr kehrt.

Zwar Ruhe folgt, doch folgt nicht Ueberfluß
Ihr auch ſo ſchnell mit fröhlichem Genuß;
Es zeigt ſich erſt in bittern Mangels Jahren,
Was für Geißeln die Erdengötter waren.
Doch endlich kehrt des Menſchen Fleiß zurück,
(So groß ſein Durſt nach Wohlſtand und nach Glück!)
Spannt alle Sehnen raſcher Arbeit an,
Hält Nachleſ' auf des Raubes weitem Plan,
Baut neu die Städte, rauchend noch in Trümmern,
Daß friſch vom Sonnengold die Zinnen ſchimmern,
Aufblühnder Handel, Kunſt, die ſich erneut,
Reizt wider den Eroberer zum Streit;
Noch einmal lernt die Lehre ſich voll Grauſen:
Dem Glück von innen naht! Umſturz von außen!
Was ſeyd ihr, Herrſcher du und Loberheld,
Als Aetna's zum Verderben eurer Welt?
Natur, entblößt von dem geflickten Kleide,
Trägt klagend um verheerte Fluren Leide,
Und zeugt nun vor der Wahrheit Richterthrone,
Wie als Zerſtörern euch gebührt die Krone.

Ein Eiland, von des Himmels Schutz umfächelt,
Wo Friede nur und Recht und Freiheit lächelt,
Wo kein Vulcan ausſtrömt die ſtolze Fluth,
Kein Krieger ſeinen Helmbuſch taucht in Blut,
Wo Macht beſchirmt, was reger Fleiß gewonnen,
Daß es nicht wieder plötzlich ſey zerronnen,
Ein Land, das Zwingherrn ſtets vergeblich haſſen,
Wollt mir Britannien als Heimath laſſen!

Julius Kreis.

Beiträge bittet man an **Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart** einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 118.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 October 1839.

Oliver Twiſt von Dickens (Boz).

(Fortſetzung.)

Die hier in aller Kürze, mit Uebergehung vieler Incidenzpunkte und Epiſoden erzählte Fabel oder Verwicklung und Entwicklung der Geſchichte macht wohl nicht das Hauptverdienſt des Buchs aus, ſondern dieß beruht ohne Zweifel weit mehr auf einzelnen Schilderungen, auf der Veranſchaulichung gewiſſer Zuſtände und Uebelſtände der geſellſchaftlichen Einrichtungen und der Zeichnung einzelner Charaktere, Originalitäten und Abnormitäten. Wir wollen einige Stellen ausheben, welche uns in der einen oder andern Beziehung ein beſonderes Verdienſt zu haben ſcheinen. Dickens ſcheint uns bei ſeinen Schriften neben dem poetiſchen meiſt auch noch einen wahrhaft humanen Zweck zu haben, er ſcheint ſein Talent dem lobenswerthen Streben widmen zu wollen, auf Lächerlichkeiten nicht nur, ſondern auch auf ärgerliche und empörende Uebelſtände, ſchädliche Einrichtungen, thörichte und ſchlimme Gewohnheiten aufmerkſam zu machen, und im vorliegenden Buch legt er es jedem fühlenden und denkenden Leſer nahe, alles Ernſtes ſeine Gedanken auf das Schickſal der armen Kinder hinzulenken, welche entweder keine Eltern haben, oder deren Eltern unvermögend ſind, für ihren Unterhalt zu ſorgen, und die daher der öffentlichen gezwungenen Wohlthätigkeit der Armenhäuſer u. dgl. Anſtalten anheimfallen. Jedem muß ſich die Frage aufdrängen, ob und wie hier zu helfen ſey? die Geißel der Armuth kann freilich nicht gebannt, das Schickſal von Tauſenden armer und verwahrloſter Kinder kann freilich durch keine menſchliche Macht in ein freundliches verwandelt werden, aber deßwegen dürften doch ſolche Bücher wie das vorliegende nicht ganz wirkungslos bleiben. Wenn auch keine größere Geldmittel angeſchafft werden können, ſo kann doch zur Erleichterung und Verbeſſerung des Geſchicks ſolcher Armen ſchon viel geleiſtet werden dadurch, daß man in der Wahl der Vorgeſetzten, der höhern und niedern Beamteten und Diener, in der Controle aller ſolcher Anſtalten recht umſichtig und mit einer Strenge verfährt, daß man möglichſt aller Willkür, Tyrannei, Eigenmächtigkeit, dem ſchändlichen Eigennutz und den Unterſchleifen ſteuert, durch welche harte und gewiſſenloſe Menſchen ſelbſt noch an dieſen Unglücklichen ſich zu bereichern ſuchen oder ihr Müthchen an ihnen kühlen. Wie ergreifend iſt gleich die Geburt Olivers erzählt:

„Im Armen- und Arbeitshauſe zu Mudfog kam Oliver zur Welt. Es war äußerſt ſchwierig ihn zum Athmen zu bringen, und er lag eine Zeitlang zuckend und keuchend gleichſam auf der Gränzſcheide dieſer und jener Welt. Wenn er während dieſer Zeit von ſorglichen Großmüttern, geſchäftigen Tanten, erfahrenen Wärterinnen und hochgelahrten Doctoren umgeben geweſen wäre, ſo hätte er wahrſcheinlich die Stunde nicht überlebt; aber es war niemand in ſeiner Nähe außer einer alten, ein wenig bierberauſchten, Frau und dem Kirchſpiel-Wundarzt, wovon die Folge war, daß Oliver endlich den Hausbewohnern ſeine Erſcheinung in der Welt durch ein lautes Schreien ankündigte. Als er dieß Zeichen des Lebens gab, hob ein bleiches junges Frauenzimmer den Kopf vom Kiſſen empor und rief mit matter, bebender Stimme: „Laßt mich das Kind ſehen und ſterben.“

Der Wundarzt ermahnte ſie, nicht vom Sterben zu reden. „Ach Sir,“ ſagte die Wärterin, „wenn die junge Perſon erſt ſo alt geworden iſt wie ich, und wie ich ihre dreizehn Kinder gehabt hat, die alle todt ſind, ausgenommen zwei, die wie ich ſelbſt im Armenhauſe ſind, ſo wird ſie keine ſo traurige Gedanken mehr haben, Sir. Sey ſie ruhig, Kind, und bedenke ſie die Freude, Mutter zu ſeyn.“

Die tröſtenden Worte ſchienen des gebührenden Eindrucks zu verfehlen. Die Wöchnerin ſchüttelte den Kopf und ſtreckte die Arme nach dem Kind aus. Der Arzt reichte es ihr, ſie küßte es, heftig erregt, mit den kalten weißen Lippen auf die Stirn, fuhr mit den Händen über ihr Geſicht, blickte wild umher, ſchauderte, ſank zurück und ſtarb.

„'S iſt aus mit ihr," ſagte der Wundarzt nach einigen vergeblichen Bemühungen, ſie wieder zum Leben zurückzubringen: „das arme Kind!" ſagte die Wärterin. „Sie brauchen nicht zu mir zu ſchicken," fuhr der Wundarzt fort, während er kaltblütig die Handſchuhe anzog. „Es wird wahrſcheinlich ſehr unruhig ſeyn; geben Sie ihm dann ein wenig Hafergrütze." Er ſetzte den Hut auf, trat aber noch einmal an das Bett und ſagte: „die Mutter ſah gut aus; woher kam ſie?" — „Sie wurde geſtern Abend gebracht," erwiederte die Wärterin, „auf Befehl des Directors. Man hatte ſie auf der Straße liegen gefunden, und ſie muß ziemlich weit hergewandert ſeyn, denn ihre Schuhe waren ganz zerriſſen; aber woher ſie kam oder wohin ſie wollte, das weiß Niemand." Der Wundarzt beugte ſich über die Verblichene, hob die linke Hand derſelben empor und bemerkte kopfſchüttelnd: „die alte Geſchichte; ich ſehe, kein Trauring. Hm! gute Nacht!"

Er ging zu ſeinem Abendeſſen und die Wärterin fing an das Kind anzukleiden. Bis zu dieſem Augenblick hätte man nicht ſagen können, ob es das Kind eines Edelmanns oder eines Bettlers ſey; das dürftige, verwaſchene Kinderzeug des Armenhauſes bezeichnete indeß ſogleich ſeine gegenwärtige und zukünftige Stellung in der Welt, ſein ganzes Schickſal, als Kirchſpielkind — Waiſe des Armenhauſes, halb verhungert und unter Mühe und Placerei, verachtet von Allen, bemitleidet von Niemand, durch die Welt geknufft und geſtoßen zu werden."

Nicht tröſtlicher lautet die Erzählung von Olivers Kinderjahren.

„Nach den erſten zehn Monaten wurde er in ein drei Meilen entferntes Filial-Armenhaus verſetzt, wo zwanzig bis dreißig andre kleine Uebertreter der Armengeſetze unter der mütterlichen Aufſicht einer ältlichen Frau, welche für jeden derſelben wöchentlich ſieben und einen halben Penny erhielt, aufwuchſen, ohne zu gut genährt oder zu warm gekleidet und verzärtelt zu werden. Mit ſieben und einem halben Penny läßt ſich viel ausrichten und die Matrone war klug und erfahren. Sie wußte, wie leicht ſich Kinder den Magen überladen können und was ihnen dient, eben ſo genau aber auch was ihr ſelbſt gut war; ſie verwendete daher einen beträchtlichen Theil des für die Kinder Beſtimmten in ihren eignen Nutzen, fand demnach in der tiefſten noch eine tiefere Tiefe, und bewies ſomit, daß ſie es in der Experimentalphiloſophie in der That weit gebracht hatte. Jedermann kennt die Geſchichte des Philoſophen, nach deſſen ruhmwürdiger Theorie ein Pferd im Stande war, ohne Nahrung zu leben, und der ſein Pferd ſchon auf einen Strohhalm täglich heruntergebracht hatte, als es leider ſtarb. Die mehrerwähnte Matrone wendete dasſelbe Syſtem mit gleichem Unglück auf die Kirchſpielkinder an, deren nicht wenige vor Kälte oder Hunger, oder weil ſie einen Fall gethan, oder ſich verbrannt hatten, ſtarben und zu ihren Vätern in jener Welt, die ſie in dieſer nicht gekannt, verſammelt wurden, wenn ſie ſie eben mit vieler Mühe ſo weit gebracht hatte, daß ſie von der möglichſt geringen Quantität möglichſt ſchwacher Nahrungsmittel leben konnten. Stellten die Directoren unangenehme Unterſuchungen an, oder thaten die Geſchwornen läſtige Fragen, ſo ſchützten dagegen das Zeugniß und die Ausſagen des Wundarzts und des Kirchſpiel-Dieners. Der Erſtere hatte immer die Leichen geöffnet und nichts darin gefunden (was ſehr natürlich zuging), und der Letztere beſchwor immer, was dem Kirchſpiel angenehm war, und gab damit einen großen Beweis von Selbſtaufopferung und Hingebung. Das Armen-Collegium beſuchte von Zeit zu Zeit die Filial-Anſtalt, und ſchickte Tags zuvor den Kirchſpieldiener, um ſeine Ankunft zu verkünden. Und dann ſahen die Kinder immer gut und reinlich aus, und was konnte man mehr verlangen?"

Olivers Ankunft im Armenhauſe wird ſo geſchildert:

„Angelangt im Armenhauſe führte ihn Bumble in ein großes Zimmer mit weiß übertünchten Wänden, wo (denn es war Sitzungstag) acht bis zehn wohlbeleibte Herren an einem Tiſche ſaßen. Ein beſonders dicker Herr mit einem runden rothen Geſicht präſidirte und begann das Verhör. „Wie heißt du, Knabe?" Oliver bebte, denn der Anblick ſo vieler Herren brachte ihn gänzlich außer Faſſung; Bumble ſuchte ihn durch eine kräftige Berührung mit dem Kirchſpieldienerſtab zu beleben, und er fing an zu weinen. Er antwortete daher ſehr leiſe und zögernd, worauf ihm ein Herr in weißer Weſte zurief, er wäre ein dummer Junge, was ein vortreffliches Mittel war, ihm Muth einzuflößen. „Knabe," ſagte der Präſident, „hör' was ich dir ſage, du weißt doch, daß du eine Waiſe biſt." — „Was iſt denn das, Sir?" fragte der unglückliche Oliver. „Er iſt in der That ein dummer Junge — ich ſah es gleich," ſagte der Herr mit der weißen Weſte ſehr beſtimmt. „Du wirſt doch wiſſen," nahm der Herr wieder das Wort, der zuerſt geſprochen, „daß du weder Vater noch Mutter haſt und vom Kirchſpiel erzogen biſt?" — „Ja, Sir," antwortete Oliver, bitterlich weinend. „Was heulſt du?" fragte der Herr mit der weißen Weſte; und es war in der That höchſt auffallend, daß Oliver weinte. „Ich hoffe doch, daß du jeden Abend dein Gebet herſagſt," fiel ein andrer Herr in barſchem Ton ein, „und für diejenigen beteſt, die dir zu eſſen geben und für dich ſorgen?" — „Ja, Sir," ſtotterte Oliver. „Wir haben dich hieherbringen laſſen," ſagte der Präſident, damit du ein nützliches Geſchäft lernen ſollſt. Du wirſt alſo morgen früh um ſechs Uhr anfangen Werg zu zupfen." Oliver wurde hierauf wieder hinausgeführt und ſchluchzte ſo lange bis er einſchlief.... Das Gemach, in welchem die Knaben geſpeiſt wurden, war eine Art Küche, und der Speiſemeiſter theilte ihnen aus einem kupfernen Keſſel am untern Ende ihre Haferbrei-Portionen zu, einen Napf voll und nicht mehr, ausgenommen an Sonn- und Feiertagen, wo ſie auch noch ein ziemlich kleines Stück Brod bekamen. Die Näpfe brauchten nicht gewaſchen zu werden, denn ſie wurden mit den Löffeln der Knaben ſo lange polirt, bis ſie wieder vollkommen blank waren; und auch an den Löffeln und Fingern blieben Speiſereſte niemals hängen. Kinder pflegen eine vortreffliche Eßluſt zu beſitzen. Oliver und ſeine Cameraden hatten drei Monate die Hungerdiät ausgehalten, vermochten ſie nun aber nicht mehr länger zu ertragen. Ein für

ſein Alter ſehr großer Knabe, deſſen Vater ein Gaſtkoch geweſen, erklärte den übrigen, daß er, wenn er nicht täglich zwei Näpfe Haferbrei bekäme, fürchten müſſe, über kurz oder lang ſeinen Bettcameraden, einen kleinen, ſchwächlichen Jungen, aufzueſſen. Seine Augen waren verſtört und rollten wild. Die halbverhungerte Schaar glaubte ihm, hielt einen Rath, looste darum, wer nach dem Abendeſſen zum Speiſemeiſter gehen und um mehr bitten ſolle, und das Loos traf Oliver Twiſt. Der Abend kam; der Speiſemeiſter ſtellte ſich an den Keſſel, der Haferbrei wurde ausgetheilt und ein breites Gebet über der ſchmalen Koſt geſprochen. Die letztere war verſchwunden, die Knaben flüſterten unter einander, winkten Oliver und die zunächſt Sitzenden ſtießen ihn an. Der Hunger ließ ihn alle Bedenklichkeiten und Rückſichten vergeſſen. Er ſtand auf, trat mit Napf und Löffel vor den Speiſemeiſter hin, und ſagte, freilich mit ziemlichem Beben: „Bitt' um Vergebung, Sir, ich möchte noch ein wenig.“ Der wohlgenährte, rothwangige Speiſemeiſter erblaßte, ſtarrte den kleinen Rebellen wie betäubt vor Erſtaunen an und mußte ſich am Keſſel feſthalten. Oliver wiederholte unter Furcht und Zittern ſeine Worte, und nunmehr ermannte ſich der Speiſemeiſter, ſchlug ihn mit dem Löffel über den Kopf und rief laut nach dem Kirchſpieldiener. Das Armencollegium war eben verſammelt und Bumble ſtattete in großer Aufregung ſeinen Bericht ab. Oliver Twiſt hatte mehr gefordert! das Collegium war empört. „Hören wir recht? nachdem er gehabt, was zum Abendbrod feſtgeſetzt iſt?“ fragte Mr. Limkins. Bumble bejahte. „Denken Sie an mich, Gentlemen,“ ſagte der Herr mit der weißen Weſte, „der Knabe wird dereinſt gehangen werden!“ Die Herren hielten feierlichen Rath, und das Reſultat beſtand darin, daß Oliver eingeſperrt, und durch öffentlichen Anſchlag die Summe von fünf Pfunden demjenigen, der Oliver zu ſich nehmen würde, gelobt wurde, oder mit andern Worten, man bot Oliver Twiſt um fünf Pfund aus an Jedermann, der eines Lehrlings oder Laufburſchen bedürfte, gleichviel wo oder in welchem Handwerk oder Geſchäft.“

(Fortſetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Fauſt insbeſondere.

(Fortſetzung.)

Ueber die Idee des Ganzen und den Zuſammenhang beider Theile heben wir Folgendes aus:

„Im erſten Theil iſt Fauſt anfänglich die Beute des Zweifels am Wiſſen und dann aller Gluthen der Poeſie. Man ſieht ihn kämpfen mit den hohen Anſprüchen und Bedürfniſſen eines ſtolzen und raſtloſen Geiſtes, der alle Geheimniſſe ergründen und der Erde ihre göttlichſten Wonnen rauben möchte. Dieſer Kampf endigt mit dem Pact, den er dem Mephiſtopheles unterzeichnet, welchem Fauſt im andern Leben angehören will, wenn ſeine Sehnſucht hienieden geſtillt wird. Jetzt fängt die Handlung an, die unruhigen und verhängnißvollen Beziehungen, in welche er mit der Natur und der Menſchheit tritt, die Umwandlung Fauſts, ſeine Liebe zu Gretchen, der Blocksberg mit ſeinen hundert Täuſchungen, Alles ſind eben ſo viele Verſuche, dieſe unerſättliche Seele zu ſtillen. Alle ſind vergeblich; das Glück und die Verzweiflung, wie zwei entgegengeſetzte Winde, regen jeden Augenblick das Meer ſeines Bewußtſeyns auf; er ſtürzt aus den Höhen des Glaubens in die Abgründe des Zweifels, geht von Prüfung zu Prüfung, pflückt die ſüßeſten Früchte vom Baum des Lebens und die bitterſten; aber in dieſem Tumult keine Ruhe, kein Genuß. Und wie könnte es auch anders ſeyn, ſo lange noch ein göttlicher Funken in der warmen Aſche ſeines Herzens zittert, ſo lange noch nicht der Geiſt der Verneinung unumſchränkter Herr ſeines Weſens iſt? Bei jedem Schritt, den er im Leben macht, ſtößt er an einen Stein und ſtrauchelt; er ſucht die Wahrheit, die Kraft, die Einheit und findet nur das Gegentheil davon. Er öffnet die Arme im leeren Raum, mit allen ſeinen Kräften eine Creatur anrufend, die ihn aufrecht halte und tröſte, und wenn er glaubt ſie gefunden zu haben, merkt der Unglückliche, daß er nur die Leere umarmt! Es iſt mit ſeinem Glück wie mit ſeinen Schmerzen. Mitten in ſeinen hingegebenſten Entzückungen, wenn die Trunkenheit ihn über die Sorgen des Augenblicks weg trägt und über die Furcht, plötzlich die Wonnen verſchwinden zu ſehen, in welchen er ſchwelgt: erwachen geheimnißvolle Wünſche in ihm, die Erinnerung an die Gottheit fällt wie ein Strahl vom Himmel in ſeine Seele, um ihre Trümmer zu beleuchten, und jetzt ſehnt er ſich mit bitterm Schmerz, blaß, traurig, verzagt, nach der ewigen Dauer und der heitern Weihe, welche das Gute allein verleiht. Auch gehorcht er nur gezwungen am Ende des erſten Theils dem ſchrecklichen: Her zu mir! des Mephiſtopheles. Der Teufel hat ſeine Wette in keiner Weiſe gewonnen, ſo wenig dem Dichter als dem Menſchen gegenüber.

Am Ende des erſten Theils ließen wir Fauſt in den Qualen eines Kampfes, der nicht länger dauern konnte, und im Anfang des zweiten finden wir ihn wieder im Schooß der fruchtbarſten Natur, auf dem jungen Graſe liegend, umgeben von ſingenden Genien und murmelnden Bächen. Die Genien der Luft, die Waſſerfälle, der Regenbogen, welche Geſellſchaft iſt dieß für eine Seele, welche überall die unheilvollen Spuren der Wirklichkeit an ſich trägt! Der goldne Zauberſtab der Phantaſie hat die Quelle gefunden und eröffnet, lebendige Waſſer ſprudeln in fröhlicher Fülle hervor. Der Geiſt berauſcht ſich in Licht, Duft und Liebe. Seine Freude iſt um ſo inniger und heitrer, je tiefer ſeine Niedergeſchlagenheit und ſeine Trauer geweſen. Der Contraſt iſt bewundernswerth.“ u. ſ. w.

Dieß wird weiter ausgeführt; aber über dem begeiſterten Lobe dieſes gewiß wunderſchönen Contraſts verſäumt der Kritiker die Nachweiſung des innern Zuſammenhangs oder Fortſchritts der Tragödie; er weiſt nicht nach die ſchon öfters bezweifelte Identität der Perſon des Fauſt im erſten und zweiten Theil und geht ſo über ein Hauptproblem des Erklärers allzuleicht weg. Sofort gibt H. Blaze den Gang der Entwicklung ziemlich ausführlich und genau an, mit eingeſtreuten Reflexio-

neu und Erklärungen, und theilt reichliche Ueberſetzungsproben, theils von den Geſprächen, in Proſa, theils von den mehr lyriſchen und pathetiſchen Stellen, in Verſen mit. Dieſer Entwicklung können wir natürlich nicht folgen, und heben daher nur Einzelnes aus. Ueber die Mütter, worüber man in Deutſchland ſchon viel hin und her geſtritten hat, ſagt Blaze in einer Anmerkung:

„Hier ſcheint ſich das Räthſel abſichtlich noch mehr zu verwickeln. Daß Mephiſtopheles eine Schöpfung der katholiſchen Legende, alle Rechte über die Heroen des Alterthums verliert (es handelt ſich nämlich darum, Paris und Helena zu beſchwören), dieß begreift ſich leicht; aber was bedeuten die Mütter, die in der Tiefe wohnen? Es iſt einleuchtend, daß der Dichter nicht auf den Tartarus der Griechen hindeuten will, denn die dort befindlichen Weſen haben auch ſchon in der Zeit und im Raum gelebt; weder Elyſium noch Tartarus erwecken das Gefühl öder Einſamkeit, von welcher er ſpricht. Fauſt will die Geſtalten der Fabel und der antiken Poeſie beſchwören; wo nun dieſe Geſtalten finden als im Reich der Ideen? Man höre Platon: „Die Ideen, die ewigen Vorbilder der Dinge, treten nie in das veränderliche Daſeyn ein, ſie verwandeln ſich nicht, ſie exiſtiren nicht. Von ihrer ewigen Heimath, der ewigen Einheit, dem Schooße der Gottheit aus werfen ſie ihre Bilder auf alle Schöpfungen der Natur und des menſchlichen Geiſtes.“ Gewiß iſt, daß in der Theorie der Alchymiſten das Wort Mütter auch zur Bezeichnung der Metalle und der Urſubſtanzen dient: elementa sunt matrices. Für diejenigen, die da wiſſen, mit welchem Eifer Goethe in ſeiner Jugend dem Studium der geheimen Wiſſenſchaften ſich hingab, iſt klar, daß das Wort Mütter bei Goethe von den Alchymiſten des Mittelalters entlehnt iſt. Im erſten Augenblick erſchrickt Fauſt; verloren und verſunken im Reich der Sinne, widerſagt ihm jede göttliche Speculation. Vielleicht erweckt auch das Wort in ihm die Erinnerung an Gretchens Schwangerſchaft. Mephiſtopheles ſeines Theils will nichts mit den Müttern zu thun haben; er hält ſich nur an die feſten und körperhaften Dinge. Daher hofft nun Fauſt, nachdem er ſich einmal auf den Geſichtspunkt des Geiſtes erhoben hat, in ſeiner erhabnen Verzückung, das All im Nichts des Mephiſtopheles zu finden; denn nur im Reich der Ideen kann er die Befriedigung ſchöpfen, die er überall ſonſt im Univerſum vergebens geſucht hat. Und weilt dort nicht auch die reine Schönheit?“ *)

Ueber die Scene zwiſchen Mephiſtopheles und dem zum Baccalaureus herangereiften Schüler des erſten Theils ſagt Blaze:

„Hier tritt Mephiſtopheles ſeinen Platz an Goethe ab, und die empfindlich reizbare Perſönlichkeit des Greiſes bemächtigt ſich der Scene; es iſt immer noch dieſelbe Ironie, dieſelbe verachtungsvolle Kaltblütigkeit, der gleiche Ton der Geringſchätzung und des Sarkasmus; nur bricht durch dieſe Maske der Leidenſchaftsloſigkeit, die er vornimmt, das Gefühl tiefer Trauer hindurch; die Melancholie dieſes erhabenen Antlitzes wird ſichtbar durch die Oeffnungen der ſteinernen Maske, die es bedeckt. Im erſten Theil Fauſt hat die Ironie dieſer Scene etwas Luſtiges und Anſprechendes, weil ſie mehr oben herab ſpricht; die leichte und familiäre Art, den armen Teufel zu behandeln, der für alle Laufbahnen gleichen Beruf in ſich ſpürt, und ihn mitten unter die Wiſſenſchaften hineinzuwerfen, die ihn einander wie einen Ball zuwerfen, ohne daß er weiß, wo ſich fixiren, hat mehr von der Perſiflage als von der Ironie an ſich. Hier dagegen iſt von allem dem nichts. Wenn die Ironie im zweiten Theil Fauſt hervortritt, ſo iſt ſie finſter, verdrießlich, voll Bitterkeit und Galle. Vielleicht liegt der Grund dieſer Verſchiedenheit ganz in der Verſchiedenartigkeit der Zeit. Die erſte Scene ward gedichtet im Alter von zwanzig Jahren, das Auge auf die Zukunft gerichtet, wo, was man auch ſage, die Sonne immer glänzt, die andre mit ſiebzig, die Blicke auf die Schatten der Vergangenheit zurückgekehrt; in dem Alter, wo man alle Erfahrungen an den Menſchen und an den Dingen gemacht hat, wo man weiß, was von edlem und fruchtbarem Saft die Frucht des Gedankens geben kann unter der mächtigen Hand, die ſie ausdrückt; in der immer traurigen Zeit, wo der Mann von Genie die Reihen um ihn her ſich lichten ſieht, wo der Abfall beginnt, wo man fühlt, daß man zu lange nicht ſtirbt, und daß man von Tag zu Tag einſamer wird in dem Leichentuch des Ruhms. Mephiſtopheles gegenüber dem Baccalaureus iſt nichts Anderes, als Goethe gegenüber der heutigen Jugend, dieſer raſtloſen, ungeſtümen, zugleich hingebungsvollen und rebelliſchen Jugend, die mit Leib und Seele dem erſten Ruhm, der ſie blendet, folgt; nicht leben kann in dem engen Kreis einer unveränderlichen Bewunderung, und früher oder ſpäter das Joch der Autorität ungeduldig abwirft.“ — „Es findet ſich hier ein entſetzliches Wort, das im Mund des Mephiſtopheles Niemand befremden darf, und das Goethe mit dem eiſigen Lächeln der Ironie und der Genugthuung ausſprichtt. Dieſe unermeßliche Bahn durchlaufen, Fauſt und Werther geſchrieben, von einem kleinen deutſchen Herzogthum aus die Welt mit dem Klang ſeines Geiſtes erfüllt haben, und das Alles, um am Ende laut dieſen Ausſpruch der Verzweiflung und des Todes zu proclamiren:

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht?“

Das iſt vielleicht eine der gräulichſten Läſterungen, welche je aus dem Munde dieſes Mannes gekommen, welcher deren ſo viele ausſtieß“ u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

*) Ueber die Bedeutung der Mütter kann man vergleichen: Kritik und Erläuterung des Goethe'ſchen Fauſt. Von Ch. H. Weiße. S. 190 und fg.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 119.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 October 1839.

Frühlingsgedicht.

(Aus dem zu Cairo voriges Jahr im Druck erschienenen Diwan des türkischen Dichters Jusuf.)*)

Frühling ist es, Schenke! Wein heraus gegeben,
Fluren grünen, Luft gibt Beeten neues Leben,
Grüm' dich nicht, daß Rosenzweig alleine steh',
Ueberall ist nach Gesellschaft frohes Streben.
Tulpen sind geöffnet, Rosen sind entknospet,
Vom Vergnügen sprechen Strauch und junge Reben,
Kümm're dich um Künftiges und Vergangnes nicht,
In der Zeit des Rosenflors, wo Kelche schweben,
Geh mit Gott des Morgens in das Rosenbeet,
Sieh was Kiel der Allmacht dort geschrieben eben.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein.
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein.

Reich den Becher, Schenke! wenn du weiterfahren,
Monde folgen Monden, Jahre folgen Jahren,
Von dem Feste, das im Herbste ward gegeben,
Ist die Ros' als Leuchte ins Harem gefahren,
Rosen laden gastfrei ein die Nachtigall,
Komm', genieße, wenn du bist von Gästen wahrern.
Gestern war ich traurig, heute ging ich hin,
Um mein Loos mit Rosen kosend zu erfahren.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein:
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein.

Wein her! Frühling steht mit Rosen in dem Bunde,
Von der Welt Gewinn und Schaden nimm nicht Kunde,
Unterm Rosenbeete heimlich Flüsse gehen,
Doch die Nachtigallen künden's in die Runde,
Schön ist's, wenn der Ost mit Gold füllt Mund der Knospen,
Denn sie führt das Lob des Herrn der Herrn im Munde.
Wenn der Ostwind spitzig schärft der Pflanzen Zungen,
Ist's zum Preis des Herrn und nicht aus anderem Grunde,
Glas zu halten hab ich nicht verschmäht, seitdem ich
Rosen sah mit Nachtigallen in dem Bunde.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein.
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein!

Wein her! da die Tulpen Felder überspreiten,
Schöne Jahrezeit! schönste aller Jahrezeiten,
Blüthenzweige sind die Ziegel zu dem Bau,
Den der Lust Baumeister Menschen itzt bereiten.
Frische Rosen sind wie Herzensblut entschwunden,
Herz brennt von dem Mahl der Widerwärtigkeiten,
In der Fasten warst du gar zu fromm, Jusuli,
Trink nun rosenfarbnen Wein zu Rosenzeiten.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein:
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein!

Wein her, Schenke! du darfst mir nicht zögern heute,
Nimm Gelegenheit, Gelegenheit ist Beute!
Grün ist Vers der Allmacht vor der Auferstehung,
Die Erbarmung hat geschrieben für die Leute.
In dem Paradiese, heißt es, ist nicht Feuer,
Hier ist Rosenlicht und Rosengluth im Streite,
Frühling macht die Welt zu einem Paradiese,
Durch Gerechtigkeit des Khans ist sie's beisetzt,
Denn sein Fest ist das Basilikon von Eden,
Rosenzweig weiß, daß er innren Sinn bedeute.

Entsiegelt sind Rollen der Knospen, geschrieben darein:
Versäumt nicht die Tage, versäumt nicht den rosigen Wein!

Hammer-Purgstall.

*) Während in Konstantinopel noch nicht Ein Dichter im Druck erschienen, sind in Kairo während der letzten zwei Jahre allein ein Dutzend Diwane der vorzüglichsten Dichter gedruckt worden.

Oliver Twiſt von Dickens (Boz).

(Fortſetzung.)

Nachdem der Schornſteinfeger beſeitigt war, meldete ſich der Leichenbeſorger:

„Die Directoren hatten Bumble befohlen, Erkundigungen einzuziehen, ob nicht etwa irgend ein Stromſchiffer eines Knaben bedürfe, wie man denn die jüngern Söhne und ebenſo die Waiſen gern zur See ſchickt, um ſich ihrer zu entledigen. Gerade als der Kirchſpieldiener zurückkehrte, trat Mr. Sowerberry aus dem Hauſe, der Leichenbeſorger des Kirchſpiels. „Ich habe ſo eben das Maaß zu den beiden, geſtern Abend geſtorbenen Frauenzimmern genommen, Mr. Bumble," rief er ihm entgegen, und bot ihm zugleich die Doſe, ein artiges kleines Modell eines Patentſarges. „Sie werden noch ein reicher Mann werden, Mr. Sowerberry," bemerkte Bumble. „Möcht's wünſchen; aber die Directoren zahlen nur gar zu geringe Preiſe." — „Ihre Särge ſind auch gar zu klein, Mr. Sowerberry." — „Thut auch nicht noth, Mr. Bumble, bei der neuen Speiſeordnung, daß ſie größer ſeyen." Bumble mißfiel die Wendung, welche das Geſpräch genommen; er begann daher von Oliver Twiſt. Mr. Sowerberry bedurfte eines Knaben zu Handreichungen, wurde ſofort zu den Directoren geführt und das Geſchäft war bald abgemacht. Oliver ſollte noch an demſelben Abend auf Gefallen zu ihm gehen, was ſo viel ſagen will, als daß der Meiſter, dem ein Kirchſpielknabe als Lehrling eingethan wird, denſelben auf eine Anzahl Lehrjahre haben ſoll, um mit ihm zu thun was ihm beliebt, wenn er nach kurzer Probezeit erſieht, daß ihm der Knabe genug arbeitet, ohne zu eßluſtig und alſo zu koſtbar zu ſeyn. Dem kleinen Oliver wurde geſagt, wenn er nicht gutwillig ginge, oder ſich im Armenhauſe wieder blicken ließe, ſo werde man ihn nach gebührender Züchtigung zur See ſchicken, wo er unfehlbar ertrinken müſſe. Er zeigte wenig Bewegung und wurde nunmehr für gänzlich verhärtet erklärt. Er hatte freilich in Wahrheit nicht zu wenig, ſondern zu viel Gefühl, war aber durch die erfahrene Behandlung betäubt und für den Augenblick vollkommen abgeſtumpft.

Auf dem Wege zu Mr. Sowerberry ermahnte ihn Bumble in ſeinem gewöhnlichen Tone. Oliver traten die Thränen in die Augen. „Was weinſt du, Schlingel? Hab' ich's nicht immer geſagt, daß du die ſchlechteſte, undankbarſte Creatur von der Welt biſt? Was haſt du? ſprich!" — „Ich bin ſo verlaſſen, Sir — ſo ganz verlaſſen! Jedermann iſt ſo ſchlimm gegen mich. Es iſt mir, als wenn ich hier blutete und todt bluten müßte;" und er preßte die Hand auf das Herz und blickte mit naſſen Augen ſeinem Führer ins Geſicht. Bumble huſtete, ſagte endlich: „Sey nur ein guter Junge!" und ging ſchweigend weiter.

Mr. Sowerberry rief ſeine wenig einnehmende Gattin. „Das iſt der Knabe, von welchem ich dir geſagt," nahm er ſchüchtern das Wort. „Mein Himmel, wie klein er iſt!" rief Mrs. Sowerberry aus. „Er iſt allerdings klein," ſagte Bumble, Oliver ſehr unwillig anblickend, als ob es des Knaben Schuld geweſen, daß er nicht größer war; „er wird aber größer werden, Mrs. Sowerberry."

„O ja, auf unſre Koſten," erwiederte ſie verdrießlich. „Ich ſehe keine Erſparniß bei Kirchſpielkindern; ſie koſten allezeit mehr als ſie werth ſind. Die Männer glauben aber immer Alles am beſten zu wiſſen." Sie ſtieß Oliver eine Treppe in die finſtre, elende Küche hinunter, und befahl einer ſchlumpigen Dienſtmagd, ihm zu geben, was für den nicht nach Hauſe gekommenen Trip zurückgeſtellt wäre. Hätte doch mancher ſogenannte Menſchenfreund, deſſen Blut von Eis und deſſen Herz von Stein iſt, und der dennoch eine Stimme ſich anmaßt, eine Stimme hat, wo es der Beurtheilung der Lage, dem Wohl oder Wehe der Armen gilt, den Knaben verſchlingen ſehen können, was der Haushund verſchmäht hatte! Wie ſehr wäre ſo Manchem dieſer Art dieſelbe Diät zu wünſchen! Frau Sowerberry hatte dem Knaben mit ſtummem Entſetzen zugeſchaut. Er hörte auf zu eſſen, als er nichts mehr fand. „Biſt du endlich fertig?" ſagte ſie. Nun komm, dein Bett iſt unter dem Ladentiſch. Du wirſt dich doch nicht fürchten, zwiſchen Särgen zu ſchlafen? Aber wenn du auch nicht wollteſt, ſo bekommſt du keine andre Schlafſtätte." Oliver folgte ſchüchtern und geduldig ſeiner neuen Herrin. Sobald er im Laden des Leichenbeſorgers allein gelaſſen war, ſetzte er ſeine Lampe auf eine Bank, und Furcht und Grauen durchſchauerte ihn. Mitten im Gemach ſtand ein neuer faſt fertiger Sarg; die ſchon zugeſchnittenen, an die Wände umher gelehnten Bretter erſchienen ihm beim matten Lampenlichte wie Geiſter. Auf dem Boden lagen große Nägel, Holzſpäne, Stücke ſchwarzen Tuchs und Sargembleme, und an der Wand über dem Ladentiſch hing das grauenhafte Bild eines Leichenzugs. Die Luft war drückend heiß; ſie däuchte Oliver wie Grabesluft, die Oeffnung zu ſeiner Ruheſtätte unter dem Ladentiſche wie ein gähnendes Grab. Er fühlte ſich allein und unbefreundet in der Welt, und obwohl er keinen Schmerz über Trennung von Freunden oder Angehörigen empfand, ſo war ihm doch das Herz ſchwer; und als er in ſein enges Bett hineinkroch, wünſchte er, daß es ſein Sarg wäre, und daß er darin hinaus auf den Kirchhof getragen werden möchte, wo das hohe ſtille Gras über ihm wüchſe und im Winde ſäuſelte, und das Läuten der alten traurigen Thurmglocke ihm ſchöne Träume zuführte in ſeinem ſüßen Schlummer." —

Eine Leichenſcene, bei welcher Oliver figurirte:

„Mr. Sowerberry ordnete die erforderlichen Vorbereitungen und befahl Oliver, mit ihm zu gehen. Sie begaben ſich nach dem bezeichneten Hauſe, um das Maaß zum Sarge zu nehmen, wo ſich ihren Blicken eine Scene des grauenvollſten Elends darbot, die auf Oliver, ob er gleich an Elend ſo wohl gewöhnt war, den peinlichſten Eindruck machte. Am folgenden, kalten und regnichten Tag wiederholten ſie ihren Beſuch; die Leiche wurde in den Sarg gelegt, jede Anordnung war getroffen. Mr. Sowerberry ſagte den Trägern, ſie möchten ſich ſputen und den Geiſtlichen nicht warten laſſen; es ſey ſchon ſpät. Die Träger ſetzten ſich in eine Art von Trab, und Oliver mußte faſt laufen, um nachzukommen. Der Geiſtliche war noch nicht

angelangt, der Sarg wurde in einem entfernten Winkel des Kirchhofs neben dem Grab einſtweilen niedergeſetzt und Mr. Sowerberry und Bumble ſetzten ſich zum Küſter in die Sakriſtei ans Feuer und nahmen die Zeitungen zu Hand. Nach einer halben Stunde erſchien der Geiſtliche, Bumble verjagte die Gaſſenbuben, die ſich damit unterhielten, her- und hinüber über den Sarg zu ſpringen; der Geiſtliche las eilends die Gebete, entfernte ſich wieder, der Sarg wurde eingeſenkt, die Grube zugeworfen, und Alle begaben ſich auf den Heimweg. „Nun Oliver, wie hat dir's gefallen?“ fragte Mr. Sowerberry. „Recht gut, bedanke mich, Sir,“ antwortete Oliver zögernd; „aber doch eigentlich nicht ſehr gut.“ — „Wirſt dich ſchon daran gewöhnen,“ ſagte der Leichenbeſorger; „und 's iſt gar nichts, wenn du's erſt gewohnt biſt.“ Oliver hätte gern gewußt, wie lang es gedauert, ehe Mr. Sowerberry ſich daran gewöhnt, wagte jedoch nicht zu fragen, und kehrte gedankenvoll mit ſeinem Herrn nach Hauſe zurück.“

Olivers Flucht nach einer Scene grauſamer Mißhandlungen:

„Oliver wurde darauf bei Waſſer und Brod wieder eingeſperrt und ſpät Abends unter Noahs unbarmherzigem Geſpött zu Bett gewieſen. Und erſt hier ließ er ſeinen Gefühlen freien Lauf. Er hatte allen Spott und Hohn mit hartnäckiger Verachtung, die ſchmerzlichſten Streiche ohne einen Schrei ertragen, und würde nicht geweint haben, wenn man ihn lebendig geröſtet hätte; ein ſolcher Stolz war in ſeiner Bruſt erwacht. Nun aber, da er allein und gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen war, fiel er auf die Kniee nieder, bedeckte das Geſicht mit den Händen und weinte ſolche Thränen, wie Gott ſie den Betrübten und Geängſteten zur Erleichterung ihres Herzens ſendet, wie nur wenige menſchliche Weſen, ſo jung an Jahren wie Oliver, ſie zu vergießen Urſache haben. Es währte lange, bis er ſich wieder erhob. Das Licht war tief heruntergebrannt, er horchte und blickte vorſichtig umher, öffnete leiſe die Thüre und ſah hinaus. Die Nacht war finſter und kalt, die Sterne ſchienen ihm weiter von der Erde entfernt zu ſeyn als er ſie je geſehen; die Bäume von keinem Winde bewegt, ſtanden wie Geiſter da. Er verſchloß die Thüre wieder, knüpfte ſeine wenigen Habſeligkeiten in ein Taſchentuch und ſetzte ſich auf eine Bank, um den Anbruch des Tags zu erwarten. Mit dem erſten, durch die Ritzen der Fenſterladen eindringenden Lichtſtrahle ſtand er auf, öffnete die Thüre zum zweitenmal, blickte furchtſam umher, zögerte ein paar Augenblicke, trat hinaus, und ging, ungewiß wohin er ſich wenden ſollte, raſch vorwärts. Nach einiger Zeit gewahrte er, daß er ſich ganz in der Nähe des ländlichen Hauſes befinde, wo er ſeine erſten Kinderjahre verlebt hatte. Es war Niemand zu hören oder zu ſehen; er blickte in den Garten hinein. Einer ſeiner kleinern, weit jüngern Spielcameraden reinigte ein Beet vom Unkraut. Sie hatten mit einander gar oft Hunger, Schläge und Einſperrung erduldet. „Pſt! Dick!“ rief Oliver. Der Knabe lief herbei und ſtreckte ihm die abgemagerten Hände durch die Gitterthür entgegen. „Iſt ſchon Jemand auf, Dick?“ „Keiner als ich.“— „Sag' ja nicht, daß du mich geſehen haſt, Dick; ich bin fortgelaufen, kann's nicht mehr aushalten, und will mein Glück in der Welt verſuchen. Ich muß weit fort von hier, weiß nicht wohin. Wie blaß du ausſiehſt!“ — „Ich habe den Doctor ſagen hören, daß ich ſterben müſſe. Ach das iſt ſchön, daß du hier biſt. Aber halt dich nicht auf, lauf' fort!“— „Ja, ja! leb'wohl! ich weiß gewiß, wir ſehen uns wieder, Dick! Du wirſt noch recht glücklich werden.“ — „Das hoff' ich, — wenn ich todt bin; eher nicht. Ich weiß es, Oliver, der Doctor hat Recht; denn ich träume ſo viel von Himmel und von Engeln und von freundlichen Geſichtern, die ich niemals ſehe, wenn ich aufwache. Leb' wohl, Oliver, geh mit Gott! Gottes Segen begleite dich!“ Oliver hatte noch nie des Himmels Segen auf ſich herabrufen hören, und nie vergaß er dieſe Segnung von den Lippen eines Kindes unter allen Leiden, Sorgen, Mühen, Kämpfen und Wechſelſchickſalen ſeines Lebens.“—

(Fortſetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Fauſt insbeſondere.

(Fortſetzung.)

Ein vielbeſprochenes Problem im zweiten Theil Fauſt iſt der Homunculus; über dieſen hat Blaze folgende Anſicht:

„Dieſer Homunculus iſt, wie man leicht erkennt, einigermaßen verwandt mit den Müttern. Ein Product der Abſtraction und der Kunſt nimmt er Theil an der dämoniſchen Natur der Elementargeiſter und gehört zu der Familie derer, die in der Alchymie die Vulcaniſchen heißen. Theophraſtus Paracelſus, dieſer großartige Narr, zählt im dritten Capitel des Paramirum die Formeln und Vorſchriften auf, wornach man einen homunculus machen kann. Er entwickelt auch mit Behagen die wunderbaren Eigenſchaften dieſer ſeltſamen Creaturen, gebildet ex contrario et incongruo. „Die Räthſel, welche der Menſch nicht zu löſen vermag, offenbaren ſich den Geiſtern der Wälder und den Nymphen von Ewigkeit her. Wenn die homunculi zur Mannbarkeit gekommen, erzeugen ſie die Mandragoren und alle Arten ähnlicher Dämonen, welche bei gewiſſen Unternehmungen mächtige Helfer und unerläßliche Werkzeuge werden, über ihre Feinde triumphiren, und Dinge aus dem Grunde wiſſen, welche der Menſch ohne ſie niemals wüßte. Von der Kunſt allein empfangen ſie das Leben, den Körper, das Fleiſch, das Blut. Auch iſt ihnen die Kunſt eingeboren, in ihnen verkörpert; ſie lernen ſie von Niemand; ſie ſind Kinder der Natur, wie die Roſen und andere Blumen.“ Man ſieht leicht, daß die Kunſt, von welcher hier Theophraſtus ſpricht, nichts Anderes iſt, als die tiefe Naturbetrachtung, die Alchymie. In Goethe's Gedicht hat Homunculus das angeborene, eingegoſſene Wiſſen. Kaum auf der Welt, ſehnt er ſich ſchon nach der Wirklichkeit der Form, und ſucht ſich ſeinen Weg durch den Naturalismus und das Alterthum hindurch. Ein Feuergeiſt, tritt er in den Kreis der Elemente; phosphoriſch, vermählt er ſich mit dem Waſſer. Aber dieß kleine Weſen hat auch ſeine ſatyriſche Seite. Die Natur gibt ihre Geheimniſſe nicht den froſtigen Speculationen der

Wiſſenſchaft preis; und die Verſuche, die man macht, ſie zu zwingen, ſchlagen fehl. Im erſten Theil hat ſich Fauſt von dieſer traurigen Wahrheit überzeugt. Jetzt hat ſich Wagner, der lächerliche Schatten einer ſo großen Geſtalt, der Leporello des Don Juan des Gedankens, in den Kopf geſetzt, das Werk des Doctors fortzuſetzen. Wie nun die Beſtrebungen eines ſo alltäglichen Verſtandes endigen laſſen? Die Wege, welche Fauſt zur Verzweiflung geführt, führen Wagner zur Beruhigung. Der Thor glaubt, es ſey ihm Alles prächtig gelungen, und wünſcht ſich nichts Beſſeres, nun, da er ſeine dreißigjährigen Arbeiten gekrönt ſieht durch das Reſultat des Homunculus, eines Pygmäen, eines kleinen, in einer kryſtallenen Phiole ſchwebenden Lichtchens. Eine lächerliche Erſcheinung! Homunculus iſt die Ironie Goethe's, welche über ſein eigenes Werk hinhüpft und gaukelt!"

In der Erklärung und Deutung der Vermählung des Fauſt mit der Helena trifft der franzöſiſche Kritiker mit den deutſchen Interpreten, deren Arbeiten ihm bei ſeiner umfaſſenden Beleſenheit wohl auch nicht unbekannt geblieben ſind, ſo ziemlich zuſammen:

„Helena wird zu Fauſt geführt; dieſer läßt vor Allem den Thurmwächter Lynceus mit Ketten binden, weil er nicht verkündigt, daß er ſie herankommen ſehe. Helena lächelt über dieſen erſten Beweis ritterlicher Galanterie und verzeiht dem Wächter. Fauſt gehorcht und bekennt ſich als Vaſallen der reinen Schönheit. Von dieſem Augenblick an iſt die Vermählung von Fauſt und Helena entſchieden. Der Repräſentant des Mittelalters ſteigt auf den Thron der Heroine des Alterthums und theilt mit ihr das gränzenloſe Reich. Helena wird nicht müde, die wunderbaren Erſcheinungen zu bewundern, die ſie umſchweben, wie Strahlen einer unbekannten Sonne. Inzwiſchen ſtört ſtürmiſches Geſchrei die Ruhe des glücklichen Thales. Die Geſandten des Menelaus fordern Helena zurück; Fauſt erhebt ſich und treibt ſie an der Spitze ſeiner Gewaffneten zurück. Die Tapferkeit beſchützt die Schönheit und macht ſich ihrer würdig. Bald kehrt die Ruhe zurück, ſüß, balſamiſch, wollüſtig, ungeſtört. Helena und Fauſt, feuchten Auges, liebedurſtig, trunken von Sehnſucht, verlieren ſich Hand in Hand in dem dichten Laub, im Schatten der geheimnißvollen Grotte. Bald verkündigt Phorkyas, daß ein neugeborenes Kind von der Frauen Schooß zum Manne ſpringe; ein wunderbares Kind, nackt zuerſt, dann in Purpur und Himmelblau gekleidet, die goldene Leyer in der Hand, wie ein kleiner Phöbus, den Goldſchein um die Schläfe. Euphorion erſcheint. — Man ſieht, was Goethe von der Sage entlehnt und was er hinzufügt. Man findet hier die Liebe des Achilles und der Helena wieder; nichts iſt verloren, weder die Inbrunſt der Liebkoſungen, noch die Harmonie in den Lüften, noch der Zauber der Scenerie — eine geheimnißvolle Umarmung, deren Frucht Euphorion, das göttliche Kind, die Poeſie, iſt. Nur tritt Fauſt an die Stelle des Achilles; an die Stelle der menſchlichen Schönheit die ideale, die geiſtige Schönheit. Sie begegnen und verſammeln ſich die Elemente aller Poeſie; das Alterthum vermählt ſich mit der Romantik, und aus dieſer Ehe entſpringt die moderne Poeſie mit ihrer originellen Form, ihrer zum Herzen ſprechenden Innigkeit, aber auch mit ihren gränzenloſen Wünſchen, ihrem Widerwillen gegen jeden Zwang und jede Regel, realiſtiſch zugleich und ſymboliſch — bald verhüllt, bald nackt wie die alten Marmorbilder; heute in Nebel verſunken, morgen mit heiterem Antlitz — fruchtbar und launenhaft wie die Sonne, nach der ſie unabläſſig hinſtrebt, auf die Gefahr, aus der Höhe herabzuſtürzen wie Euphorion und Ikarus. Ikarus iſt die unaufhörliche Raſtloſigkeit des Gedankens, das ewige Streben nach einem unbekannten Ziel, das Fieber eines wahnſinnigen Gottes im Gehirn eines bleichen Jünglings; die unerſättliche Sehnſucht, welche die Quelle ſucht und vom Blitz getroffen herabſtürzt, ehe ſie ſie entdeckt hat; die Seele Byrons auf zwei wächſernen Flügeln, die an der Sonne ſchmelzen. Das Alterthum, welches den Fauſt ahnte, als es den Prometheus ſchuf, hat im Ikarus — Byron geahnt, und Goethe, dieſer Zauberer der Poeſie, verſchmilzt nach zwanzig Jahrhunderten dieſe beiden Beziehungen Einer und derſelben Idee in einer Anſpielung voll melancholiſchen Reizes, durch welche die ſymboliſche Trinität ſich ergänzt, und für welche er den melodiſchen Namen von den Legenden der alten Mythologie entlehnt. Auf den erſten Anblick erſcheint die Rolle, welche Goethe dem Euphorion zutheilt, ſehr ſchön durch ſeine Mutter, Repräſentant der reinen Schönheit, der griechiſchen Schönheit, ſo wie durch ſeinen Vater, Repräſentant der deutſchen Wiſſenſchaft — welch ein glänzendes Schickſal gleich von der Wiege an! Aber Goethe bleibt dabei nicht ſtehen; ſeine Schöpfung muß etwas Zeitgenöſſiſches an ſich haben, was ihre Lebendigkeit und das Intereſſe in der Gegenwart erhöhe. Von der Idee Euphorions, eines glänzenden, ſo bald erloſchenen Sterns am Himmel der Poeſie, zu dem Gedanken an Lord Byron iſt nur ein Schritt. Euphorion muß Lord Byron ſeyn. So trägt Goethe den Tribut ſeiner erhabenen Wehklage ab an das Andenken des Dichters des Manfred, und ſein Werk bekommt durch dieſen edeln Schmerz eine ergreifende und großartige Melancholie, welche das Alterthum allein ihm nicht hätte geben können." — — „Helena kehrt in den Hades zurück, zur Perſephone; die Nymphen des Chors aber wollen ihr nicht folgen; ein unſägliches Sehnen nach der ewigen Natur bemeiſtert ſie, und alle verſenken ſich endlich in ihren Schooß, verſchwinden in der Pflanzenwelt, in den Waſſern, in der Luft. Der Pantheismus hat in unſerer Zeit ſeinen Dichter an Goethe gefunden, wie das katholiſche Dogma im Mittelalter den ſeinigen an Alighieri."

(Fortſetzung folgt)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 120.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 October 1839.

Auf einen Schmetterling.

Von W. Wordsworth.

1.

Bleib da! nicht ſo geſchwind enteile,
Ein wenig länger noch verweile!
Viel Unterhaltung find' ich in dir,
Der Kindheit Geſchichten erzählſt du mir.
Komm näher, ſcheide von mir noch nicht;
Du rufſt vom Grab heraus
Verſchwundne Zeit, bringſt, kleiner Wicht,
Das feſtliche Bild mir vor's Geſicht
Von meines Vaters Haus.

O Tage voll von Luſtgefühl,
Zeit, wo in unſerm kind'ſchen Spiel
So gern nach Schmetterlingen ich
Mit Schweſter Emmeline ſtrich.
Ein raſcher Jäger auf den Raub
Stürzt' ich mit Hüpfen und Springen,
Folgt' ihm durch Dorngebüſch und Laub,
Doch ſie trug helle Scheu, den Staub
Zu wiſchen von den Schwingen.

2.

Schon ein halb Stündchen ſah ich ſchier
Dich ſitzen auf der Blume hier;
Nur, kleiner Schmetterling, fürwahr!
Ich weiß nicht, ſaugſt du, ſchläfſt du gar.
Wie regungslos! — kaum Seen ſind
Von Eis ſo unbewegt!
Wie wird's dich freuen, wenn der Wind
Dich unter den Bäumen ſand und lind
Nun wieder von hinnen trägt!

Uns gehören hier dieſe Gartenräume,
Meiner Schweſter die Blumen, mir die Bäume,
Hier raſte, wenn deine Flügel müde,
Hier, wie im Heiligthum, iſt Friede.
Komm oft zu uns und ſey nicht bang!
Magſt auf dem Aſt hier bei uns ruhn;
Woll'n reden von Sonnenſchein und Geſang,
Von Sommertagen im Jugendkranz,
Süßen kindiſchen Tagen, die ſo lang,
Wie zwanzig Tage nun.

Julius Krais.

Oliver Twiſt von Dickens (Boz).

(Fortſetzung.)

Oliver im Hauſe ſeines erſten Wohlthäters Brownlow:

„Mr. Brownlow ließ Oliver ſogleich zu Bett bringen und ſorgte für Pflege jeder Art mit einem Eifer, der keine Gränzen kannte. Sein Schützling verfiel in ein heftiges Fieber, und erwachte erſt nach acht Tagen aus einem langen und unruhigen Traum, wie ihn däuchte. „Wo bin ich?“ rief er mit ſchwacher Stimme. „Wer hat mich hiehergebracht?“ Der Vorhang ſeines Bettes wurde raſch zurückgezogen, und eine mütterlich ausſehende, ſauber gekleidete alte Frau beugte ſich über ihn und ſagte: „Ruhig, mein Söhnchen! du mußt dich ganz ſtill halten oder wirſt ſonſt wieder krank werden. Und du haſt an Todes Enden gelegen; alſo verhalt' dich ja recht ruhig.“ Sie ſah ſo freundlich und liebevoll dabei aus, und ſtrich ihm ſo ſorglich das Haar von der Stirn zurück, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſeine abgezehrte Hand auf die ihrige zu legen, und einige wenn auch unverſtändliche Worte gerührten Danks zu murmeln. „Was es für ein lieber Kleiner iſt!“ ſagte ſie mit Thränen in den Augen. „Wie würde ſich ſeine Mutter freuen, wenn ſie ſo, wie ich, bei ihm geſeſſen hätte und ihn jetzt ſähe!“ — „Vielleicht ſieht ſie mich!“ flüſterte Oliver und faltete ſeine Hände. „Vielleicht war ſie bei mir, Ma'am. Es iſt mir faſt als wäre ſie hier geweſen.“ „Das macht das Fieber, mein Kind,“ bemerkte Frau Bedwin. „Kann wohl ſeyn,“ erwiederte Oliver nachdenklich; „denn der Himmel iſt ſehr fern und die Seligen haben es dort zu gut, als daß ſie an das Krankenbett

eines armen Knaben herunter kommen ſollten. Wenn ſie es aber gewußt hat, daß ich krank war, ſo hat ſie gewiß Mitleid mit mir gehabt, denn ſie war ſelbſt ſehr krank, ehe ſie ſtarb. Aber — ſie mag wohl nichts von mir wiſſen, denn wenn ſie mich hätte zu Boden ſchlagen ſehen, ſo würde ſie ſehr betrübt geworden ſeyn, und ihr Geſicht war immer ſo froh und vergnügt, wenn ich von ihr geträumt habe." Frau Bedwin wiſchte ſich die Augen, brachte ihm darauf zu trinken, und ermahnte ihn abermals, ganz ſtill zu liegen, weil er ſonſt wieder krank werden würde. Er ſchwieg daher und hielt ſich vollkommen ruhig, theils weil er der guten Frau nicht ungehorſam ſeyn wollte, theils weil er vom Sprechen ſchon erſchöpft war. Er ſchlief ein, und nach einem Beſuch des Arztes entſchlummerte er wieder. Als er aus dieſem Schlaf erwachte, war es faſt zwölf Uhr. Frau Bedwin ſagte ihm gute Nacht, und überwies ihn der Pflege einer eben eingetretnen alten Frau, die in ihrem Bündel ein kleines Gebetbuch und eine große Nachtmütze mitgebracht hatte, ſich an den Kamin ſetzte und ſehr bald einſchlief. Oliver wachte einige Zeit. Es herrſchte eine feierliche Stille, und als er daran dachte, daß der Tod viele Tage und Nächte über ſeinem Bette geſchwebt, und das Gemach auch wohl noch mit Schmerz und Wehe erfüllen könnte, begann er inbrünſtig zu beten. Er verſank darauf wieder in jenen feſten Schlummer, den nur heitre Ruhe nach erduldeten Leiden gibt, und aus welchem man nicht ohne Bedauern wieder erwacht. Wenn er der Tod wäre — wer möchte aus ihm wieder aufwachen wollen zu den Mühen und Aengſten des Lebens, zu den Nöthen der Gegenwart, den Sorgen um die Zukunft, und zumal den trüben Erinnerungen an die Vergangenheit? — Es war heller Tag, als Oliver die Augen wieder aufſchlug; er fühlte ſich heiter und froh, die Kriſe war überſtanden und er gehörte der Welt wieder an. Nach drei Tagen konnte er, mit Kiſſen geſtützt, in einem Lehnſtuhl ſitzen. Frau Bedwin ließ ihn in ihr kleines Zimmer hinunter bringen, ſetzte ſich zu ihm an das Feuer, und fing vor Freude von Herzen zu ſchluchzen an. „Sie ſind ſehr gütig gegen mich, Ma'am," ſagte Oliver. Sie wollte nichts davon hören und bereitete ihm ſorglich ein für ſeinen Zuſtand paſſendes Frühſtück. Oliver heftete indeß ſeine Blicke auf ein ihm gerade gegenüber an der Wand hängendes Portrait. Sie wurde aufmerkſam darauf. „Magſt du gern Bilder, mein Kleiner?" — „Ich habe noch wenige geſehen; aber wie ſchön und liebevoll das Geſicht der Dame iſt!" — „Ah, die Maler machen die Damen immer hübſcher als ſie ſind, denn ſie würden ſonſt keine Kundſchaft haben. Der Mann der die Conterfei-Maſchine erfand, hätte voraus wiſſen können, daß es nichts damit ſey, denn es iſt viel zu viel Ehrlichkeit dabei." Sie lachte, Oliver aber blieb ernſt und fragte: „wen ſtellt denn das Bild vor, Ma'am?" „Ich weiß es nicht, mein Kind, aber ſicher Niemand, den wir beide kennen. Es ſcheint dir ja erſtaunlich zu gefallen?" — „Ach es iſt gar zu ſchön!" rief Oliver aus. — „Du fängſt doch nicht an dich zu fürchten?" ſagte Frau Bedwin, denn ſie gewahrte mit großer Verwunderung, daß Oliver das Portrait mit einer Art von Beben betrachtete. „O nein, nein!" erwiederte er raſch, „aber die Augen blicken ſo traurig, und es iſt, als wären ſie gerade, wo ich ſitze, auf mich geheftet. Es macht mir das Herz ſchlagen," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, „als wenn es lebte und zu mir reden wollte, und könnte doch nicht." — „Gott ſey uns gnädig!" rief Frau Bedwin beſtürzt aus, „ſprich nicht ſo, mein Kind. Du mußt noch ſehr ſchwach und fieberiſch ſeyn. So, ſo — nun kannſt du es nicht mehr ſehen." Sie drehte bei dieſen Worten ſeinen Stuhl herum; Oliver aber ſah im Geiſt das Bild ſo deutlich, als ob es ihm noch immer vor Augen hinge. Er wollte indeß die gute Frau nicht ängſtigen, und lächelte ihr freundlich zu, als ſie ihm ſeine Kraftbrühe mit Weißbrod brachte." — (Das Bild war das von ſeinem Vater gemalte Bild ſeiner verſtorbenen, unglücklichen Mutter.)

Oliver nach ſeiner Verwundung bei dem Einbruch:

„Der Arzt führte die Damen hinein, und an das Bett, ſchob die Umhänge zurück, und ſie erblickten ſtatt eines grimmig ausſehenden Banditen — einen vor Schmerz und Erſchöpfung eingeſchlafenen Knaben. Olivers verbundner Arm lag auf ſeiner Bruſt, und ſein Kopf ruhte auf dem andern, der durch ſein langes, wallendes Haar faſt verſteckt war. Roſa ſetzte ſich, während Losberne im Anſchauen des Knaben verloren daſtand, oben an das Bett des letztern, beugte ſich über ihn hinunter, und ſtrich ihm leiſe das Haar von der Stirne, auf welche ein paar Thränen aus ihrem Auge hinabfielen. Der Knabe regte ſich und lächelte im Schlaf, als wenn ihn dieſe Zeichen des Mitgefühls und zarten Erbarmens aus einem ſüßen Traum von nie gekannter Liebe und Zärtlichkeit aufgeweckt hätten; ſo wie entfernte Töne einer lieblichen Melodie, oder das Rauſchen des Waſſers an einem heimlichen Plätzchen, oder der Duft einer Blume, oder ſelbſt das Ausſprechen eines theuern Namens bisweilen plötzlich unbeſtimmte Bilder von in dieſem Daſeyn nie erlebten Scenen, die gleich einem Hauche wieder verſchwinden, vor die Seele zaubert — Scenen, die aus der dunkeln Erinnerung eines längſt vergangenen, glücklicheren Daſeyns emporzutauchen ſcheinen, denn keine Kraft der menſchlichen Seele vermag ſie wieder zurückzurufen." — —

Oliver reist mit der Familie aufs Land:

„Wer vermöchte das ſelige Entzücken, den Seelenfrieden und die ſüße trauliche Ruhe zu ſchildern, die der noch immer ſchwache Knabe in der balſamiſchen Luft, auf den grünen Hügeln und in den ſchönen Waldungen empfand, die das kleine Dorf, ſeinen neuen Wohnſitz, umgaben! Wer könnte es mit Worten beſchreiben, welche Stille, welche Friſche, welche Luſt ein Frühling auf dem Lande in die Herzen geplagter Stadtbewohner ſenkt! Selbſt von Leuten, die in engen, Menſchen-gefüllten Straßen ihr Leben lang unter ſtetem Geräuſch und in fortwährender Plackerei gewohnt haben, in denen nie ein Wunſch nach Veränderung ihrer Lage aufgeſtiegen iſt, und die das Mauerwerk und die Steine, die engen Gränzmarken ihrer kleinen täglichen Ausflüge, faſt zu lieben angefangen — ſelbſt von ihnen, wenn die Todesſtunde ſich ihnen nahte, weiß man, daß ſie ſich endlich nach einem flüchtigen Blick des Antlitzes der Natur ſehnten, daß ſie, hinweggeführt von dem Schauplatz ihrer Mühen, Schmerzen und Freuden, gleichſam verſüngt zu

werden schienen, Tag für Tag ein grünes sonniges Plätzchen aufsuchten, und in dem bloßen Schauen des blauen Himmels, der blumenübersäeten Wiesen und des glitzernden Stroms einen Vorgeschmack des Himmels selbst empfanden, der ihre letzten Leiden minderte. Die Erinnerungen, welche durch friedliche ländliche Scenen hervorgerufen werden, sind nicht von dieser Welt und ihren Gedanken oder Hoffnungen. Ihr süßes, lindes Einwirken kann uns lehren, frische Kränze für die Gräber unserer Lieben zu winden, unsre Herzen zu reinigen, und seinen alten Haß, seine Feindschaften zu verscheuchen und auszutilgen; und durch das Alles zieht sich auch bei minder sinnigen Gemüthern ein halbes, unbestimmtes Bewußtseyn, Gefühle solcher Art einst in einer fernen, längstentflohnen Zeit empfunden zu haben; ein Bewußtseyn, das feierlich ernste Ahnungen einer entfernten kommenden Zeit erweckt, und Stolz und Weltsinn dämpft und unterdrückt: — Dicht am Haus lag ein kleiner Friedhof, nicht angefüllt mit hohen widerwärtigen Grabsteinen, sondern voll von bescheidnen Gras- und Moos-Hügelchen, unter welchen die Alten des Dorfs von ihren Mühen ausruhten. Oliver besuchte ihn oft, und setzte sich, des elenden Grabs seiner Mutter gedenkend, bisweilen nieder und weinte ungesehen; doch wenn er dann die Augen emporhob zu dem klaren, blauen Himmel über ihm, so dachte er sie sich nicht mehr ruhend im Schooße der Erde, sondern droben in den Wohnungen der Seligen, und weinte wohl fort um sie, doch ohne Schmerz." —

(Fortsetzung folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Faust insbesondere.

(Fortsetzung.)

Zu der Scene zwischen dem Kaiser und den Geistlichen bemerkt Blaze:

„Goethe, der den Katholicismus nicht liebt, läßt die Gelegenheit nicht hinaus, mit Heftigkeit die Reichsverfassung im Mittelalter anzugreifen. Auf der einen Seite ist die Schwäche und Unmacht der Kaiser, auf der andern die Herrschsucht, die Habsucht und Simonie der römischen Curie. Man hat Mühe sich zu erklären, wie Goethe, dieser in Betreff aller andern historischen Fragen so unparteiische und kalte Genius, hartnäckig, ich weiß nicht welchem Haß zu gefallen, im Katholicismus nur eine Sache des Kirchenschatzes und der Antichambre hat sehen wollen; wie er, dessen Gedanke sich so gern im Allgemeinen erging, nur hier das große Ganze über armseligen Kleinlichkeiten vergißt, die er mit beklagenswerther Feindseligkeit verfolgt." (Der Verfasser leitet auch die Abneigung Goethe's gegen Novalis aus seinem Widerwillen gegen dessen katholisirende Tendenz ab. Bekannt ist auch, daß Goethe die Emancipation der Katholiken in Irland mißbilligte.)

Nachdem der Plan des Ganzen und der Ausgang des Drama's entwickelt ist, stellt Blaze noch verschiedene Betrachtungen an:

„Was auch die ungeheuern Entwicklungen seyen, welche der Dichter seinem Werke gibt, der Gegenstand des Faust gehört der Legende an. Was man auch sagen mag, hier liegt der Einheitspunkt der Dichtung, von ihr ist der Dichter ausgegangen, zu ihr muß er nach zahllosen Abschweifungen zurückkehren. Das Drama muß schließen, wie es begonnen hat, im Himmel, unter den glänzenden Gebilden der katholischen Hierarchie. Allerdings muß man gestehen, daß Goethe ziemlich frei mit dem Dogma verfährt, und die Sache eben nicht wie ein Kirchenvater behandelt. Was ist das auch für ein Katholicismus, der da zugibt, daß ein unaufhörlicher Drang nach einem unbestimmten, geheimnißvollen Gut, daß eine rastlose Thätigkeit im Nothfall die Stelle des Glaubens an das göttliche Wort, an die Offenbarung vertreten könne? Es ist eine eklektische Theologie, die Theologie eines Dichter, wo der Neuplatonismus Alexandriens sich vermählt mit dem Pantheismus Deutschlands, wo die Ideen Platons, Jamblichus, Spino a's, Hegels und Novalis sich vermischen und durcheinander gähren, und als glänzende Atome im reinsten und warmsten Strahl der christlichen Sonne schwimmen. Dante im vierzehnten Jahrhundert hätte unfehlbar den Faust in die Hölle, oder wenigstens ins Fegfeuer versetzt. Hier entsteht eine Schwierigkeit: wie wird der Philosoph aus dem Labyrinth entkommen, in das der Dichter sich auf den Pfaden des Katholicismus verwickelt hat? Durch das Dogma? Wahrlich das kann er nicht; er der, indem er das Princip ausspricht, daß die Seele ihr Heil auf andre Weise gewinnen könne, als durch unverbrüchliche Anhänglichkeit an das geoffenbarte Wort, offen mit der Orthodoxie gebrochen hat; er ist, um sich aus der Sache zu ziehen, genöthigt, seine eigenthümliche innere Ueberzeugung, seine persönliche Betrachtungsweise zu einem System zu gestalten, und für einen Augenblick die Metaphysik an die Stelle der Theologie treten zu lassen. Und dieß ist nun, unseres Dafürhaltens, ein merkwürdiger Umstand, wohl werth, daß man ihn genauer erwäge, ein Umstand, der einen Blick zu werfen vergönnt in gewisse Theorien, mit welchen Goethe sich mehr beschäftigte, als man glaubt, und die man studiren muß, wenn man den großen Dichter gründlich kennen lernen will, denn sie beherrschen sein Leben ebenso wie sein Werk; Theorien, die zum Theil aus Ideen Spinoza's und Leibnitz's, zum Theil aus seinen eignen zusammengesetzt sind."

Hier wird nun die Ansicht Goethe's von den Seelen als Monaden, wie er sie da und dort aussprach oder andeutete, entwickelt, und seine Gedanken von dem Verhältnisse von Religion und Philosophie, Fortdauer nach dem Tode und Verwandtes angegeben. Dann heißt es weiter:

„Indessen, alle theologischen Fragen beiseite gesetzt, so ist wohl erlaubt zu zweifeln, ob die Sittlichkeit im Faust ihre Rechnung finde? Was ist Faust im Grunde Andres, als der Stolz, die Verzweiflung, die Ausschweifung der Sinne, der Ehrgeiz, die Lüge, der unablässige Gotteshaß? Und das Alles schließt womit? mit der Glorie der Engel! ein seltsamer Schluß, der sich aber doch erklärt. Das Böse bei Faust kommt, wie man nicht läugnen kann, von Mephistopheles her, und überdieß, findet das Böse nicht schon in diesem Leben seine Strafe, das ruhelos zum Ziele strebt, ohne es zu erreichen? Faust ist eben ein Mensch; er irrt oft und arg; aber wie der Herr im Prolog

geſagt, ein dunkler Drang führt ihn zum Guten. Allerdings, ſo oft die Vernunft und der ſinnliche Trieb kämpfen, ſiegt der letztere, aber nicht ohne einen harten Kampf, nicht ohne daß die Vernunft ihre Rechte tapfer verfochten hätte. Fauſt haßt den Mephiſtopheles und vom Anfang bis zum Ende ſind ihm alle Mittel, welche der Teufel in Bewegung ſetzt, zuwider. Und dann, iſt uns ſeine gewaltige Liebe zur Natur nicht Bürge der erhabnen Ahnung der Ordnung und des regelmäßigen Geſetzes, das ihn nie verläßt? Mit Einem Wort, Fauſt iſt, wie Werther, ein Menſch mit den reichſten Naturgaben ausgeſtattet, der aber in Beziehung auf das ſittliche Leben nur auf gleicher Höhe mit den andern Menſchen ſteht und die allgemeine Schwachheit theilt. Und wenn man uns drängte, würden wir gern erklären, daß Goethe nicht die Abſicht gehabt habe, eine Predigt oder Erbauungsbuch zu ſchreiben, ſondern ein Gedicht, das umfaſſend und tief iſt wie das Leben, ernſt und wahr wie die Natur, und im höchſten Sinn des Worts: ein Spiegel, wo die Erfahrung der Vergangenheit ſich für die Zukunft abſpiegelt." — —

„Wer ein Epos zu dichten unternimmt, entkleidet ſich ſeiner eigenen Inſpiration, um ſich ohne Widerrede dem Dogma zu unterwerfen; komme nun dieß Dogma von Gott oder vom menſchlichen Geiſt, habe es ſeinen Namen von Jeſus, Paulus, Gregor VII oder von Spinoza, Hegel, Novalis, das macht wenig aus; immer muß man es doch als die Autorität betrachten, von welcher der eigne Gedanke abhängig iſt. Das Fauſtgedicht iſt der Geſang des Naturalismus, das Evangelium des Pantheismus, aber eines idealen Pantheismus, der die Materie bis zum Geiſt erhebt, ſtatt den Geiſt in der Materie untergehen zu laſſen, der die ſouveräne Vernunft proclamirt und das ſchöne Schauſpiel der Vermählung der Sinnlichkeit und des Geiſtes gewährt. Alle Stimmen ſingen unter der prächtigen Knuppel, die Engel, die Menſchheit, die Wälder, die Waſſer und die Fluren; die Flammen des Lebens und der Liebe breiten ſich in Strömen aus, kehren dann zur ewigen Quelle zurück und ergießen ſich dann von neuem. Die Harmonie iſt vollſtändig, keine Note fehlt daran. Ja, Novalis und Goethe haben das Wort Chriſti erweitert, und die Erde, die Gewäſſer und den Himmel in die Offenbarung mit aufgenommen; die Natur iſt gerettet, die Menſchheit verſöhnt ſich auf ewig mit ihr; Alles verkündigt den Pantheismus und verherrlicht ihn in dieſem herrlichen Bau."

„Was auch das geheimnißvolle Ziel ſey, welchem die Menſchheit zuſtrebt, gehöre nun ihre Zukunft dem Chriſtenthum an, der abſoluten Herrſchaft des reinen Geiſtes, der Abſchwörung aller Freuden dieſer Welt, oder (wie wir mit Novalis lieber glauben) einem hellſehenden Pantheismus, da und dort erleuchtet durch die göttlichen Strahlen des Evangeliums, wo aber der Geiſt ſich doch auch einigermaßen verkörpert, wo die menſchliche Thätigkeit endlich frei durch den ſchönen Garten der Erde dem Himmel entgegen ſchreitet: was auch in der Zukunft die Beſtimmung der Menſchheit ſey, das Gedicht Fauſt wird beſtehen und bleiben nicht bloß als ein erhabnes Buch, wo ſich die edelſten Gedanken verſammelt haben, welche die Poeſie je dem menſchlichen Herzen, der Theologie, mit Einem Wort der Wiſſenſchaft von Gott und den Menſchen entnommen hat, ſondern auch als der Ausdruck einer großen und fruchtbaren Epoche, die, nachdem ſie Alles durchforſcht und verſucht, — ich hätte beinahe geſagt: Alles geleiſtet! — nachdem ſie mit ihrer ungeduldigen Thätigkeit in allen Schulen und auf allen Schlachtfeldern ſich umgetrieben, müde des gelehrten Streits und des Kriegs, überdrüſſig der tollen Theorien, die ſie unter ihren Füßen aufſchießen und ſterben ſah, aber zu jung, zu glühend, zu lebenskräftig, um ſich mit dem Zweifel zu begnügen, ſich flüchtet zu der geiſtigen Natur und zum Vorgefühl einer höhern Beſtimmung." — —

(Schluß folgt.)

Der Geſang des Wajdelota. *)

Von Mickiewicz.

O Sage aus der Ahnen Zeit! begabt mit Seraphszungen,
Die zwei Zeitalter du verknüpfſt, die Alten und die Jungen!
Du Brücke, unzertrümmert ſteh'nd trotz allen Schickſalsſtreichen,
Entweiht nicht von Tyrannengriff, dem Millionen weichen!
In dir birgt unſrer Krieger Schaar ihrer Schwerter und Herzen Herr,
Der heiligſten Gedanken Schatz, ihr blitzend, zündend Wort!

Du Sang von alter Herrlichkeit! Wie Weihrauch vom Altar,
Von eines Volks Freiheit und Ruhm ſteigſt auf du, göttlich klar!
Du Sang von alter Herrlichkeit! wie ein Engel an dem Ther
Hüteſt des Volkes Tempel du; ſtehſt immer Wache davor
Mit Schwingen, die von goldnem Licht, mit der Stimme herzerſchütternd,
Und ſchwingend des Erzengels Schwert in rothem Feuer zitternd.

Die Zeit zerfeilt den Denkmalſtein, und Räuber ſengen und brennen;
Doch das Lied, uns theuer aus alter Zeit, kann nie ſich von uns trennen.
Der Todten Heldenſage wird vergeſſen die Menge nie;
Sie löſcht ihr mit glühender Hoffnung den Durſt und nährt mit Sehnſucht ſie.
In Schlucht und Höhle birgt ſie ſich, um unſre Berge ſie kreiſt,
Und von den Trümmern und Felſen ſingt ſein Lied der alte Geiſt.

Der graue Bauer zieht hinaus zu beſtellen den Acker ſein;
Und mit der Pflugſchar wühlt er aus Erſchlagner gebleicht Gebein;
Für die edeln Todten betet er, gekrönt, verklärt mit Ehre,
Und ſingt dem wilden Echo vor ihrer Herrlichkeit alte Mähre:
„Ruht, ruht in Eurem Bett des Ruhms, wo im guten Kampf ihr geſtorben,
Und für die Freiheit, das Schwert in der Hand, Sieg und Tod zugleich erworben."
Zerſchmettert unter eurem Schwert liegt der Feind, der Vermeſſene, hier—
Wo ſind eure Kinder, Väter! jetzt? Gebt Antwort, o Tapfre! mir!

*) Ein lithauiſches Wort — der heidniſche Prieſter, der dem Volk während der Nationalfeſte das Lob der Vorfahren ſang.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 121 u. 122.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

3 November 1839.

Gedichte nach Burns.

I.

Wenn über'm Berg den Abendſtern
Die Melkerin ſieht ſchweben, O!
Wenn aus der Furche ſchwankt das Roß,
Der Heimath zuzuſtreben, O!
Am Bache dort, wo thaubenetzt
Duftreiche Birken beben, O!
Da treff' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

In dunkler Schlucht, um Mitternacht,
Hinzög' ich ohne Beben, O!
Umarmt' ich dich am Ziele nur,
Mein Lieb, mein Leben, O!
Und wär' die Nacht auch noch ſo wild,
Doch würd' ich vorwärts ſtreben, O!
Doch träf' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

Der Jäger liebt die Morgenzeit,
Der Jagd ſich zu ergeben, O!
Der Fiſcher wählt den Mittag gern,
Sein maſchig Netz zu weben, O!
Mir kann die graue Dämm'rung nur
Das Herze freudig heben, O!
Dann treff' ich dich am Hügel,
Mein Lieb, mein Leben, O!

II.

Nun kommt der Herbſt und kommt die Jagd,
Nun kommt des Waidwerks Freude;
Die Laube ziert, das Birkhuhn ſchwirrt,
Und rötlich prangt die Haide.
Nun ſtrahlt die Flur von Garben nur,
Die letzten Früchte reifen;
Ich aber will im Felde ſtill
Mit der Geliebten ſchweifen.

Das Rebhuhn folgt des Pflügers Bahn,
Der Kibitz liebt den Weiher.
Die Waldſchlucht lockt den Auerhahn
Die Welle lockt den Reiher
Im Holze gern, von Menſchen fern,
Ausdönt der Turtel Klagen;
Zur Haſel flieht des Hänflings Lied,
Und flieht der Droſſel Schlagen.

Nach Neigung ſo lebt jedes froh,
Und ſchafft ſich ſein Vergnügen;
Sie ziehn allein, ſie ziehn zu zwei'n,
Sie ziehn einher in Zügen.
Du flücht'ge Braut, nun färbt dein Blut
Der Eiche dunkle Blätter;
Dein Flügel ſinkt, dein Schrei verklingt
In Schuß und Horngeſchmetter.

Doch Mädchen, komm! Der Weſt verglomm!
Vorüber huſcht die Schwalbe.
Der Himmel blau, die Flur im Thau!
O ſieh', wie glüht die falbe!
O komm, durchs Feld! — ſieh' ruhn die Welt,
Die glückliche, die ſtille!
Und dort durchs Korn, o ſieh' den Dorn
In ſeiner Scharlachfülle!

Ein ſüß Geſpräch verkürzt den Weg;
Und ſtrahlt des Mondes Schimmer,
Dann faſſ' ich dich, dann küſſ' ich dich,
Dann ſag' ich: Dein auf immer!

Kein Garbenjahr, kein Herbſt fürwahr
Lohnt ſo des Landmanns Streben,
Als mich zur Stund dein ſüßer Mund,
Mein Herz mein einzig Leben!

F. Freiligrath

Ph. Chasles über die Stagnation der franzöſiſchen Literatur.

Jedermann erkennt die Stagnation, in welche die Literatur verſunken iſt. Die großen Werke fehlen, und ſelbſt die Quelle des Romans fängt an zu verſiegen. Der Buchhandel ſeufzt; die Fluth von Novellen und Erzählungen, von der wir überſchwemmt worden, zieht ſich zurück und läßt das Erdreich trocken, bedeckt von unfruchtbarem Sand. Der Ungeſtüm der intellectuellen Revolution, welcher die letzten zehn Jahre auszeichnete, hat ſich gelegt. Die Epoche der Ueberſättigung und des Marasmus ſcheint hereinzubrechen. Kaum erſcheinen noch einige Ueberſetzungen aus dem Engliſchen; dieſe letzte Induſtrie hat ſich um neun Zehntheile ihrer ſonſtigen Fruchtbarkeit vermindert. Nach der Sündfluth die Trockenheit; das Eine erklärt das Andre. Nach dem Rauſch die Niedergeſchlagenheit — nichts iſt natürlicher. Man hat ſich einer wahren Orgie in der Literatur hingegeben; ſie hat gedauert ſo lang ſie konnte; ſie hat endlich ihre gewaltigſten Athleten erſchöpft. Man wird ein wenig ausruhen; und wie nach großen Exceſſen wird man die Friſche des Morgens empfinden; man wird die neue Kraft genießen, welche der erſte Lufthauch den erſchöpften Sinnen wieder ſchenkt, und man wird ein neues, würdigeres, großartigeres und geſünderes geiſtiges Leben anfangen.

Das Schreibfieber bemächtigt ſich zuweilen ganzer Nationen; ein Beiſpiel ſolch einer allgemeinen Manie war in Frankreich unter Louis XIII. Die literariſche Tarantel hat ſich nach dem Jahr 1830 wieder eingeſtellt, und alle Claſſen, alle Lebensalter des franzöſiſchen Volks geſtochen; Soldaten, Aerzte, Studenten, Maurer, Zimmerleute, Arbeiter, Wittwen, Mädchen, Eingeſperrte, Verurtheilte, Thürſteher, Galeerenſträflinge, Huiſſiers, Henker — Alles ſchrieb. Ich glaube ich habe einmal Memoiren eines Gehenkten geſehen.

Man vergaß, daß man, um ſchreiben zu können, in der Regel etwas zu ſagen haben muß. Viele Erzeugniſſe der Preſſe ſeit 1830 können nur den witzigen und witzelnden Schriften und den poetiſchen Verſuchen verglichen werden, die unter Richelieu und Mazarin erſchienen; hier wie dort iſt es ein Hagel von Worten ohne Gedanken, ein entſetzlicher Drang und Trieb zum Druckenlaſſen, ein krankhafter Fluß verlorener Phraſen. Müde das Schwert zu ſchwingen ficht in ſolchen Zeiten die Geſellſchaft mit der Feder. Einige Männer von Talent oder Genie, wie immer, wenden ſich mehr an die Zukunft als an die Gegenwart, werden aber mit den falſchen Genies und den prahlhaften Talenten zuſammengeworfen. Die übrigen Schriftſteller aber machen dadurch, daß ſie die unnützen Bücher und das frivole Geſchwätz vermehren, die Maſſe des Publicums glauben, ein Literat ſey eine Art von Charlatan oder Alchymiſt, unnütz oder vielmehr gefährlich, der ſeinen Zuhörern Wind verkaufe, und kaum ſo viel Achtung verdiene als ein geſchickter Taſchenſpieler. Sie haben ihren Mißcredit dadurch vollendet, daß ſie die Kritik herabwürdigten. Die Kritik, ſagen ſie, iſt der Geiſt der Ohnmacht. Weg mit ihr! Sie ſterbe oder ſchweige! — Dann gaben ſie ſich insgeſammt ohne Ausnahme für Männer von Genie aus, und die Eigenliebe aller Schreibenden ſah ſich befriedigt. Aber dieſe flüchtige Genugthuung führte ſie der allgemeinen Verachtung zu. Als das Publicum ſah, daß Jedermann Genie beſaß, ſchloß es ganz einfach: vielmehr habe Niemand Genie — ein ungerechter, aber ſehr natürlicher Schluß.

Dieß dauert nun bald zehn Jahre. Nie ertönte das Lob ſchmetternder als ſeit dieſer Periode. Kaum haben drei Seiten, der Feder einer müßig dämmernden Frau entfloſſen, das Papier beſudelt, ſo werden ſie ſchon als erhaben ausgeſchrieen. Ach! wir Alle haben dieſen Fehler begangen; man muß wohl mit dem Strom ſchwimmen. Es iſt ſeit zehn Jahren eine ausgemachte Sache, daß alle unſre literariſchen Erzeugniſſe etwas Erhabnes und Vollendetes an ſich haben. Man darf daraus nicht den Schluß ziehen, daß ſie gut ſeyen; das wäre verwegen. Der Zoll einer rückhaltloſen Bewunderung hat ſo wenig Werth als ein Morgengruß.

Sobald eine mit einer Feder bewehrte Intelligenz, oder eine der Intelligenz ermangelnde Feder ihr Werk den tauſend Stimmen der Oeffentlichkeit preisgegeben, ſo ſieht man den Herausgeber, voll unerſchütterlichen Stolzes, etwas angefochten wegen des Verkaufs, aber ganz ruhig über das Verdienſt der neuen Schöpfung; ſein Gewiſſen iſt ruhig und rein, wenn die Capitel mit ſchönen Anfangsbuchſtaben geſchmückt ſind, und vorn und hinten ein paar hübſche Holzſchnitte ſich finden; dieſe edle, ſtolze Zuverſicht des Herausgebers reicht bis zu den Geſtirnen, wie Horaz ſagt, und macht den Kritiker ſtutzen.

Jetzt wird der letztere beſcheiden und klein, ſo großen Werken gegenüber; es wird ihm in aller Freundlichkeit Auftrag gegeben, ſo ſchnell als möglich die Flügelthüren des Tempels zu öffnen, den Weihrauch anzuzünden und das Idol im Heiligthum herumzutragen.

Armer unglücklicher Kritiker! Welche Macht übteſt du aus von 1750 bis 1820! Ach! deine Majeſtät iſt entweiht! Der Cenſor mit Füßen getreten! Heutzutage ſagt jeder Herausgeber zum Kritiker: mein Herr, dieß Buch iſt vortrefflich. Sie müſſen ſagen, daß es vortrefflich iſt! Sie müſſen es ſagen in zwölf Sätzen! Ich geſtatte Ihnen eine Metapher und vier Epitheta für jeden Satz; ich geſtatte Ihnen eine Digreſſion; aber laſſen Sie nicht über eine Woche verſtreichen. Leben Sie wohl! Ich ſelbſt geſtehe offen, daß meine Erben, falls ich welche haben werde, unter meinen Papieren die ärgſten Briefinjurien, die heftigſten an mich gerichteten catilinariſchen Reden finden werden an mich. Wer ſollte es glauben, der ich doch mein Jahrhundert kenne und ſeine Schwächen reſpectire, an mich, der ich

weiß, wie nothwendig die Nachſicht iſt in einer Zeit allgemeiner Sündhaftigkeit; an mich, dem doch alle Freunde die väterliche Milde meiner Urtheile und die rückſichtsvolle Delicateſſe meiner Kritiken zum Vorwurf machen!

Die Folge dieſer Herabwürdigung der Kritik iſt, daß Beurtheiler und Beurtheilte viel von ihrem Ruhm verloren haben. In dem Augenblick, wo wir dieß ſchreiben, iſt die Wichtigkeit der Kritik ſehr geſunken. Indem die Schriftſteller ſie zwangen, herunterzuſteigen, haben ſie, während ſie ſich Schöpfer nennen, ihr Fundament zerſtört. Man lobe das beſte Buch, man bringt keine Wirkung mehr hervor. Der Werth des Lobs iſt gefallen, wie der des Tadels; die vorlaute Eigenliebe iſt geſtraft.

Welches Genie ſie ſich auch zuſchreiben, man achtet nicht mehr auf ſie. Das iſt ganz natürlich. Die römiſchen Kaiſer zählten kaum mehr in der Geſchichte, als ſie, zu acht und zehn, anfingen ſich die Herrſchaft ſtreitig zu machen, alle gleichermaßen bekleidet mit prächtigen Titeln, alle kaum auf dem Thron erſcheinend, um ſogleich wieder verdunkelt und verdrängt zu werden. Das iſt auch der Zuſtand unſerer literariſchen Welt; jeder hat ſich ſeit 1830 einen unermeßlichen Ruhm geſchaffen und ſich eine Krone von Goldpapier aufgeſetzt; Jedermann gibt ſich für einen Gott aus und keiner glaubt an die Gottheit des Andern.

Will man der Literatur ihre Ehre wieder ſchaffen, ſo ſorge man dafür, daß die Kritik die ihrige wieder gewinne; die kritiſchen Geiſter ſind nicht ſo alltäglich als man ſich einbildet. Man findet wohl ſpöttiſche, ſatyriſche, declamatoriſche, bitzige, feine, ſpaßhafte, kecktrotzige, redefertige Geiſter, ſo viel man will; man kann einen ganz verkehrten Geiſt haben neben allen jenen Eigenſchaften. Welche abſurde Unterſcheidung macht man zwiſchen ſchöpferiſchen und nicht ſchöpferiſchen Geiſtern! Unſer größter Kritiker iſt Pascal. Moliere iſt weſentlich analytiſch. Shakſpeare iſt es in ſo hohem Grade, daß er ſich dem Skepticismus nähert.

Bacon iſt nicht weit entfernt von Subtilität. Man erfindet da ein Syſtem, nach welchem es kein anderes Genie geben könnte, als ein gewiſſes grobes, brutales und materielles Genie; das heißt: ihr ſetzt ſo den plumpen Brebeuf über Racine; den wilden Marlowe über Shakſpeare und den breiten Lope über Cervantes. Solche Theorien ſind bequem. Man hat nicht mehr nöthig die Statue auszuführen; man ſkizzirt ſie nur roh. Das iſt auch eine der Quellen des Verfalls der Literatur, über den wir klagen.

Man hat die ſkizzenhaften Verſuche ermuntert und den Fleiß entmuthigt. Alle Schüler und Lehrlinge haben dem Publicum ihre genialen Skizzen ins Geſicht geworfen; und die Bewunderung dieſer rohen Geburten ging noch gerade aus, als ihre Zahl immer größer wurde. Dante aber hat an ſeinen Terzinen gearbeitet; Hamlet iſt von Shakſpeare zweimal von oberſt zu unterſt umgearbeitet worden. Die wahren Schöpfer haben die größte Neigung für ihre Schöpfung, die ſie langſam und mit Beharrlichkeit vollenden. Hat man nicht ſogar auch die Uncorrectheit des Styls für ein Merkmal des Genie ausgegeben? Mir iſt dieß jedoch nie ſo vorgekommen, ſondern ich ſah darin den Beweis, daß es dem Autor an Genie mangle und daß er eine gewiſſe Lebhaftigkeit des Geiſtes für ächte Begeiſterung halte.

Seit zehn Jahren iſt beinahe nichts Ernſtes in der Literatur geleiſtet worden. Der Roman und die Erzählung verfallen in Schwäche und geben nur noch Laub ohne Frucht, wie wilde Reben. Das Drama geht auf einem eigenen Weg ſeinem Untergang entgegen. Es mißbraucht den Theaterſtreich und will keine Entwicklung weder der Charaktere noch der Leidenſchaften mehr. Die Ereigniſſe kommen und durchkreuzen ſich mit einer unglaublichen Brutalität; je mehr es derſelben ſind, deſto mehr gefällt das Drama dem Volk. Das Drama iſt ſo materialiſirt worden, daß es nur noch ein Spiel mit plump aufeinandergehäuften Zufällen und Wechſelfällen iſt. Ich weiß nicht ob es ein abſcheulicheres dramatiſches Syſtem gibt, als dieſes. Auf den Theatern erſten Rangs zählen die großen Talente keine großen Triumphe mehr; entweder ſind ſie ermüdet oder iſt man ihrer müde. Ich glaube ſie haben ſich dem materialiſtiſchen Gang unſrer Epoche hingegeben und zu ſehr im Uebermaaß der Altäre jenes plumpen und leicht zu erregenden Intereſſes bedient, das das Erzeugniß der Orgie, des Inceſts, des Meuchelmords und der Ausſchweifung iſt. Es gibt mit Talent und Erfindungskraft begabte Geiſter, welche auf dieſer Bahn ſchon viel von ihrem Talent eingebüßt haben; die Schlaffheit des Publicums wird ſie zu andern Beſtrebungen und Mitteln zurückführen.

Der Buchhandel hat ſich wenig um die innere Güte der Bücher bekümmert, er hat leicht geſchriebne, leicht zu leſende Bücher verlangt. Er hat viel, ſchnell und wohlfeil produciren wollen; jetzt ſtirbt er unter den Bergen von Büchern, die er ſelbſt aufgethürmt, und ſchreit: der belgiſche Nachdruck habe ihn getödtet! — Der Augenblick der Stagnation, der jetzt den normalen Gang der Literatur und Kritik hemmt, iſt indeſſen vielleicht ein nützlicher Ruhepunkt, der unſre Kräfte erneuen wird. Für die Kritik, glaube ich, iſt der Augenblick da, wo ſie, durch Ernſt und Strenge, das geiſtige Schickſal Frankreichs beſtimmen kann.

Oliver Twiſt von Dickens (Boz).

(Fortſetzung.)

Einen ſtarken Contraſt zu dieſen Schilderungen des unſchuldigen Knaben bieten gar manche Darſtellungen der Schuld und Sünde in verſchiednen Stadien und Zuſtänden dar, welche der Verfaſſer uns vorführt. Wir wählen zuerſt eine Schilderung der Sünde, im Kampf mit dem beſſern Bewußtſeyn, von der Reue, die Böſes verhüten will, aber nicht mehr Kraft zur Umkehr findet. Nancy hat ſich bei Roſalien melden laſſen, um ihr Mittheilungen zu machen und ſie in Betreff Olivers zu warnen.

„Sie hatte ihr ganzes Leben in den Straßen und den ekelhafteſten Höhlen des Laſters der Hauptſtadt zugebracht, be-

wahrte aber noch immer einen Reſt von der Natur des Weibes; und als ſie die leichten, der Thüre ſich nahenden Schritte vernahm und des weiten Abſtandes der Perſonen gedachte, die das Gemach im nächſten Augenblick einſchließen würde, fühlte ſie ſich durch die Laſt ihrer tiefen Schmach ganzlich zu Boden gedrückt, und fuhr in ſich zuſammen, wie wenn ſie die Gegenwart der Dame kaum zu ertragen vermöchte, bei welcher ſie vorgelaſſen zu werden gebeten hatte. Allein gegen dieſe beſſeren Gefühle kämpfte der Stolz an — die Sünde der Niedrigſten und Verworfenſten, wie der Höchſtſtehenden und im Guten befeſtigt ſich Dünkenden. Die elende Genoſſin von Dieben und Böſewichtern aller Art, die tiefgeſunkene Bewohnerin der gemeinſten Schlupfwinkel, die Genoſſin der Auswürflinge der Gefängniſſe und der Galeeren, die ſelbſt im Galgen-Bereich Lebende — ſelbſt dieſe mit Schmach und Schande Beladene empfand zu viel Stolz, um auch nur einen ſchwachen Schimmer des weiblichen Gefühls zu verrathen, welches ihr eine Schwache däuchte, während es noch das einzige Band war zwiſchen ihr und der beſſern Menſchheit, deren äußere Spuren und Kennzeichen alle ihr wüſtes Leben bei ihr getilgt hatte.

Sie erhob die Augen ſo weit, um zu gewahren, daß die Geſtalt, die jetzt erſchien, die eines zartgebauten, holden Mädchens ſey; ſie ſenkte die Blicke wieder und ſagte, den Kopf mit angenommener Gleichgültigkeit emporwerfend: „Es hat ſchwer gehalten, zu Ihnen gelaſſen zu werden, Lady. Wär' ich empfindlich geweſen und fortgegangen, wie viele gethan haben würden, Sie möchten es dereinſt bereut haben und nicht ohne Grund.“ — „Es thut mir leid, wenn man Sie unartig behandelt hat,“ erwiederte Roſa. „Denken Sie nicht mehr daran, und ſagen Sie mir, weßhalb Sie mich zu ſprechen gewünſcht.“ — Der gütige Ton, in welchem ſie antwortete, ihre freundlich klingende Stimme, ihr ſanftes Weſen, und daß ſie ſo gar keinen Hochmuth, kein Mißfallen zeigte, überraſchte Nancy dergeſtalt, daß ſie in einen Thränenſtrom ausbrach. „O Lady, Lady!“ rief ſie, die aufgehobnen Hände leidenſchaftlich zuſammenſchlagend, „wenn mehrere Ihresgleichen wären, würden wenigere meinesgleichen ſeyn, gewiß! — gewiß!“ — „Setzen Sie ſich,“ ſagte Roſa; „Ihre Worte geben mir in der That ans Herz. Wenn Sie in bedürftiger Lage oder ſonſt unglücklich ſind, ſo werde ich mich glücklich ſchätzen, Ihnen, wenn ich es vermag, beizuſtehen. Setzen Sie ſich.“ — „Laſſen Sie mich nur ſtehen, Lady,“ ſagte das Mädchen, noch immer Thränen vergießend, „und reden Sie nicht ſo gutig zu mir, bis Sie mich beſſer kennen lernen. Doch es wird ſpat. Iſt — iſt — jene Thüre verſchloſſen?“ — „Ja,“ erwiederte Roſa, einige Schritte zurückweichend, als ob ſie im Nothfall der Hülfe nader zu ſeyn wunſchte. „Weßhalb aber?“ — „Weil ich im Begriff bin, mein Leben und das Leben Anderer in Ihre Hände zu legen. Ich bin das Mädchen, das den kleinen Oliver zu Fagin, dem alten Juden, an jenem Abend zurückſchleppte.“ — „Sie!“ ſagte Roſa Maylie. „Ja ich, Lady. Ich bin die Schändliche, von der Sie ohne Zweifel gehört haben, die unter Dieben lebte und die, Gott helfe mir! ſo lange ich zurück denken kann, kein beſſeres Leben oder freundlichere Worte, als meine Genoſſen ſie mir geben, gekannt hat. Ja weichen Sie nur immer entſetzt vor mir zurück, Lady. Ich bin jünger, als Sie nach meinem Ausſehen glauben mögen; allein ich bin daran gewöhnt, und die ärmſten Frauen entziehen ſich meiner Berührung, wenn ich durch die dicht gedrängten Straßen gehe.“ — „Wie ſchrecklich!“ ſagte Roſa, ſich von dem Mädchen unwillkürlich noch weiter entfernend. „Danken Sie auf Ihren Knieen dem Himmel, geehrte Lady,“ rief die Unglückliche aus, daß Sie Angehörige haben, die Sie in Ihrer Jugend bewacht und gepflegt, und daß Sie nie, wie ich, ſeit der früheſten Kindheit, von Kälte und Hunger, von Völlerei und Trunkenheit, und — und von noch etwas viel Schlimmerem als dieß Alles umgeben geweſen ſind. Ich darf es ſagen, denn elende Gaſſen und wüſte Höhlen ſind meine Behauſung geweſen und werden mein Sterbebett ſeyn.“ — „Ich bemitleide Sie,“ ſagte Roſa mit bebender Stimme; „es iſt ja herzzerreißend, Sie anzuhören!“ — „Gottes Segen über Sie für Ihre Güte!“ erwiederte das Mädchen. „Wenn Sie wüßten, wie es mir bisweilen iſt, Sie würden mich bedauern, glauben Sie mir. Doch ich habe mich fortgeſchlichen von Leuten, die mich ſicherlich ermorden würden, wüßten ſie, daß ich hier geweſen, um Sie von Dingen, die ich ihnen abgehorcht, in Kenntniß zu ſetzen.“ Nachdem ſie ihre Mittheilungen gemacht, fuhr ſie fort: „ich muß zurückkehren, weil — weil unter den Mannern, von welchen ich Ihnen geſagt habe, ſich einer befindet, der Schrecklichſte von allen, den ich nicht zu verlaſſen vermag; nein — und wenn ich auch dadurch von dem ruchloſen, fürchterlichen Leben erlöst werden könnte, das ich jetzt führe.“ Aufs rührendſte beſchwor ſie jetzt Roſa, ſich zu einem neuen, beſſern Daſeyn zu entſchließen; Nancy verſetzte, auf die Kniee ſinkend: „Lady, theure, engelgleiche Lady, ja Sie ſind die Erſte, die mich jemals durch Worte, wie dieſe ſind, beſeligt hat, und hätte ich ſie vor Jahren vernommen, ſo hätten ſie mich einem ſündhaften und wehevollen Leben entreißen mögen; doch jetzt iſt es zu ſpät — zu ſpät.“ — „Zur Reue und Buße iſt es nie zu ſpät,“ entgegnete Roſa. „Es iſt dennoch zu ſpät,“ rief Nancy in einem Ton, der ihre ganze Seelenqual verrieth; „ich kann ihn jetzt nicht mehr verlaſſen — ich vermöchte es nicht, ſeinen Tod herbeizuführen.“ — „Und weßhalb ſollten Sie es?“ fragte Roſa. „Nichts könnte ihn retten,“ jammerte das Mädchen. „Wenn ich Andern erzählte, was ich Ihnen erzahlt habe, und veranlaßte dadurch ſeine Verhaftung, er müßte ohne Rettung ſterben. Er iſt der Verwegenſte von Allen und hat ſo entſetzliche Dinge begangen.“ — „Iſt es möglich,“ rief Roſa, „daß Sie einem ſolchen Menſchen zu Liebe jeder Hoffnung auf die Zukunft und der Gewißheit der Rettung für die Gegenwart entſagen können? Es iſt Wahnſinn!“ — „Ich weiß nicht was es iſt,“ verſetzte das Mädchen, „ich weiß nur, daß es ſo iſt, und nicht allein bei mir, ſondern bei Hunderten, die eben ſo ſchlecht und elend ſind wie ich. Ich muß zurück. Ob es der Zorn Gottes iſt, wegen meiner vielen böſen Thaten, weiß ich nicht; aber ich fühle mich trotz aller Leiden und aller harten Behandlung unwiderſtehlich zu ihm hingezogen, was, glaub' ich, auch dann noch der Fall ſeyn würde, wenn ich überzeugt wäre, daß ich noch durch ſeine Hand ſterben müſſe... Wenn Frauen, wie ich, die mir kein Dach als den

Sargdeckel, in Krankheit und Tod keinen Beiſtand, als die Krankenwärterin des Hoſpitals haben, einem Mann unſer angefaultes Herz hingeben, und ihn die Stelle ausfüllen laſſen, die einſt von den Eltern, der Heimath, den Freunden ausgefüllt wurde, oder die unſer ganzes elendes Leben hindurch eine leere und wüſte Stätte geweſen iſt: wer kann hoffen uns zu heilen? Bemitleiden Sie uns, Lady, bemitleiden Sie uns darum, daß uns nur ein weibliches Gefühl geblieben iſt und daß dieß Gefühl, durch die ſchwere Ahndung des Himmels, ſtatt unſer Troſt und Stolz zu ſeyn, zu einem Fluch, und die Quelle neuer Leiden und Mißhandlungen wird." — —

Und nach der ſpätern Unterredung auf der Brücke, bei der ſie belauſcht wurde, ſagte ſie, als Brownlow in ſie drang, was er für ſie thun könne:

„Ich muß dabei bleiben, Sir, Sie können nichts thun, mir zu helfen. Für mich iſt wahrlich keine Hoffnung übrig." Brownlow erneuerte ſeine Vorſtellungen, Bitten und Beſchwörungen; „ſie läßt ſich bewegen," rief Roſa aus, „ich weiß, ſie faßt den rettenden Entſchluß." — „Nein, nein!" erwiederte Nancy nach einem kurzen innern Kampf; „ich bin angekettet an mein bisheriges Leben. Ich verabſcheue und haſſe es jetzt, kann es aber nicht aufgeben. Ich war ſchon längſt zu weit gegangen, um zurückkehren zu können — und doch weiß ich nicht, ob ich es nicht verſucht haben würde, wenn Sie vor einiger Zeit ſo zu mir geſprochen hätten. O dieſe Angſt ergreift mich wieder," ſetzte ſie, ſich eilig umwendend, hinzu; „ich muß nach Hauſe gehen." — „Nach Hauſe!" wiederholte Roſa, großen Nachdruck auf das Wort legend. — „Nach Hauſe, Miß — nach einem ſolchen Hauſe, wie ich es mir durch die ganze Mühe meines Lebens erbaut habe. Laſſen Sie uns ſcheiden. Man wird mich beobachten oder ſehen. Fort, fort von hier! Habe ich Ihnen einen Dienſt geleiſtet, ſo erzeigen Sie mir nur die einzige Güte, zu gehen und mich allein nach Hauſe zurückkehren zu laſſen." — „Was kann das Ende des Lebens der Aermſten ſeyn?" rief Roſa aus. — „Schauen Sie hinunter in das finſtre Waſſer!" ſagte das Mädchen. „Wie oft leſen Sie von meinesgleichen, die ſich in die Fluthen hinunterſtürzen und kein lebendes Weſen, ſie zu beweinen oder nur nach ihnen zu fragen, zurücklaſſen. Es können Jahre darüber hingehen, oder vielleicht nur Monate, doch nicht beſſer wird zuletzt mein Ende ſeyn." — „O bitte, reden Sie nicht ſo," ſagte Roſa ſchluchzend. „Sie werden nie davon hören, beſte, junge Dame, und Gott verhüte, daß ſolcher Graus — gute Nacht, gute Nacht!" — —

Sikes, der Mann, von welchem Nancy nicht laſſen wollte, hatte von dem Juden gehört, daß Nancy ihn und ſie Alle verrathen habe.

„Er eilte mit verbiſſenen Zähnen und trotzig blutdürſtiger Entſchloſſenheit nach ſeiner Wohnung. Er ging mit leiſen Schritten hinauf, öffnete und verſchloß die Thür ſeines Zimmers, ſtellte einen ſchweren Tiſch davor und ſchob den Bettvorhang zurück. Und da lag Nancy halb angekleidet. Sie ſchreckte aus dem Schlafe empor. „Steh auf," ſagte er. „Biſt du es," rief ſie ihm, erfreut über ſeine Rückkehr, entgegen. „Ja," ſteh auf." Es brannte ein Licht; er ſchleuderte es unter den Kaminroſt. Sie ſtand auf und ging nach dem Fenſter, um den Vorhang aufzuziehen. „Laß das," herrſchte er ihr zu. „Es iſt hell genug für das, was wir zu thun haben." — „Bill," ſagte ſie beſtürzt, „was ſieht Ihr mich ſo an?" Er heftete eine kurze Weile ſchnaubend und mit wogender Bruſt die Blicke auf ſie, packte ſie darauf beim Kopf und bei der Kehle, zog ſie in die Mitte des Gemachs, warf einen einzigen Blick nach der Thür und legte ſeine ſchwere Hand auf ihren Mund. „Bill, Bill!" keuchte ſie in Todesangſt, unter ſeinem Griffe ſich ſträubend, „ich will nicht ſchreien — nicht weinen — hört doch — ſprecht doch nur, ſagt mir, was ich gethan habe." — „Weißt es ſelbſt, du Satan in Dirnengeſtalt; biſt belauert worden geſtern Abend; ich weiß jedes Wort, das du geſagt haſt." — „O um der Liebe Gottes willen," rief ſie, ſich feſt an ihn anklammernd, „dann ſchont mein Leben, wie ich Eures geſchont habe. Bill, beſter Bill, Ihr könnt mich ja nicht morden wollen. Bedenkt, was ich geſtern Abend um Euretwillen aufgegeben habe. Ihr ſollt Zeit haben es zu bedenken, Euch dieß Verbrechen zu erſparen; ich laſſe Euch nicht los, nimmermehr! Bill, Bill, um Gottes Barmherzigkeit willen, um Euret- und meinetwillen, beſinnt Euch, eh' Ihr mein Blut vergießt. Bei meiner ſündigen Seele, ich bin Euch treu geweſen." — Er ſuchte ſich gewaltſam von ihr loszumachen, allein vergebens, ſie hielt mit der Kraft der Verzweiflung feſt, und fuhr fort ihn zu beſchwören, ihm vorzuſtellen, ſie könnten ein neues, beſſeres Leben anfangen; umſonſt; er befreite endlich einen ſeiner Arme und ergriff ſeine Piſtole; doch ſo wüthend er war, der Gedanke, daß ſogleich Alles entdeckt werden würde, wenn er Feuer gäbe, flog ihm durch den Sinn, und er ſchlug ſie daher mit aller Kraft, die er zu ſammeln vermochte, zweimal auf das zu ihm emporgehobne, das ſeinige faſt berührende Geſicht. Sie wankte und ſtürzte, faſt erblindet von dem aus einer tiefen Stirnwunde hervorſtrömenden Blut, zu Boden, hob ſich jedoch mühſam wieder auf die Kniee, zog ein weißes Tuch — das ihr von Roſa geſchenkte — aus dem Buſen, und hielt es in den gefalteten Händen ſo hoch, als es ihre ſchwachen Kräfte erlaubten, zum Himmel empor, und flehte um Erbarmen zu ihrem Schöpfer. Sie war gräßlich anzuſchauen; der Mörder wankte zurück nach der Wand, hielt die Hand vor die Augen, um ſie nicht zu ſehen, ergriff einen ſchweren Knotenſtock und ſchlug ſie nieder." —

Meiſterhaft iſt die Schilderung ſeiner jetzt erwachenden Gewiſſensangſt:

„Die Sonne ging ſtrahlend auf über der menſchenerfüllten Stadt, und ergoß ihren Glanz durch koſtbar bemalte Scheiben, wie durch papierverklebte Fenſter, und hinein in den himmelanſtrebenden Dom, wie in die ſchlechteſte, niederſte Hütte. Sie erhellte auch das Gemach, worin die ermordete Nancy lag. Sikes bemühte ſich, dem Eindringen des Lichts zu wehren, jedoch vergeblich; und hatte das Mädchen beim ungewiſſen Dämmerſcheine des Morgens einen fürchterlichen Anblick darge-

boten, ſo war ihre blutige Geſtalt noch zehnmal gräulicher und ſchauerlicher bei voller Tageshelle anzuſchauen. Sikes war aus Furcht nicht von der Stelle gewichen. Er hatte ein leiſes Aechzen vernommen, ein Zucken ihrer Hand gewahrt, und aber- und abermals geſchlagen, denn Schrecken und Angſt war bei ihm zu der Erbitterung des Haſſes hinzugekommen. Er warf eine Decke über ſie; doch es war noch fürchterlicher, im Geiſt ihre Augen zu ſchauen, ſie nach ihm ſich wenden und dann emporſtarren zu ſehen, als wenn ſie des Himmels Rache herabriefen. Er entfernte die Decke wieder und da lag der ſchreckliche Leichnam, aus deſſen Wunden das Blut noch langſam hervorquoll. Alles war mit Blut beſteckt; er reinigte ſich und den ebenfalls blutigen Hund; dann ging er, den Hund mit ſich fortziehend, ohne ſich noch einmal nach der Leiche umzuſehen, verſchloß die Thüre und verließ das Haus. Er ſchritt quer über die Straße und ſchaute nach dem Fenſter hinauf, um ſich zu überzeugen, daß von außen nichts zu ſehen wäre. Das Fenſter war durch den Vorhang verhüllt, den ſie aufziehen wollen, um dem Lichte Zugang zu verſchaffen, das ſie aber nicht wieder ſehen ſollte. Ihre Leiche lag ganz in der Nähe — er wußte es — und wie hell die Sonne das Fenſter erleuchtete! Es war ihm jedoch Erleichterung, das Zimmer verlaſſen zu haben; er pfiff dem Hunde und entfernte ſich mit eilenden Schritten. Er durcheilte einige Stadttheile, befand ſich im Freien, legte ſich hinter eine Hecke, ſchlief ein, erwachte jedoch bald wieder, und irrte von neuem umher, bald eilend, bald zögernd, raſtlos ſelbſt, wenn er bisweilen raſtete. In Henden wollte er einkehren, aber ſogar die Kinder vor den Thüren ſchienen ihn argwöhniſch anzublicken, der Muth fehlte ihm, einen Trunk oder einen Biſſen Brod zu fordern, und er ſuchte, obwohl durch vielſtündiges Wandern, das ihn immer auf denſelben Fleck zurückgeführt hatte, faſt erſchöpft, das Freie wieder auf. Abends neun Uhr wagte er ſich in ein kleines Gaſthaus in Hatfield hinein. Er ſetzte ſich in den fernſten Winkel und aß und trank allein, ſeinem ermüdeten Hund zuweilen ein Stück zuwerfend. Von hier vertrieb ihn ein Hauſirer, der ſeine Fleckkügelchen rühmte und eine Probe ihrer Wirkſamkeit ablegen wollte an Sikes'-Hut, an dem er einen Fleck wie von Blut bemerkte. Mit einer ſchrecklichen Verwünſchung ſtieß Sikes den Tiſch um, entriß ihm den Hut, ſchritt wüthend aus dem Hauſe hinaus und wendete ſich in derſelben Verwirrung und Unentſchloſſenheit, die ihn den ganzen Tag nicht verlaſſen hatte, wieder nach der Stadt zurück. Vor dem Poſthauſe ſtand eine Diligence, deren Conducteur er von einer ſchauderhaften Mordthat, an einem Frauenzimmer begangen, reden hörte. Jetzt ſchlug er den Weg nach St. Albans ein.

Als er die Stadt hinter ſich hatte und ſich in der Finſterniß auf der einſamen Straße befand, bemächtigte ſich ſeiner eine Beängſtigung, ſo peinlich als wenn ſie ihm das Herz abdrücken wollte. Alles um ihn her, wirkliche Gegenſtände wie Schatten, ob es ſich regen mochte oder nicht, nahm eine ſchreckliche Geſtalt an; allein noch unendlich fürchterlicher war die gräuliche Geſtalt der Erſchlagenen, die ihm dicht auf den Ferſen mit feierlichen, geiſterhaften Schritten nachfolgte. Er ſah ſie deutlich in der Finſterniß, hörte ihre Kleider in den Blättern rauſchen, und jeder Windhauch führte ſeinem Ohr ihr letztes leiſes Aechzen zu. Stand er ſtill, ſo that ſie auch ſo, lief er, ſo folgte ſie ihm nach, nicht im Laufe, was ihm eine Herzenerleichterung geweſen wäre, ſondern wie eine Leiche, begabt nur mit mechaniſcher Bewegungskraft und getragen von einem traurigen, langſam daherrauſchenden und ſich weder verſtärkenden noch abnehmenden Winde. Mehreremale drehte er ſich mit einem verzweifelten Entſchluſſe um, gewillt das Phantom zu verſcheuchen und wenn es ihn tödtete mit ſeinen Blicken; aber dann ſtanden ihm die Haare zu Berge und das Blut ſtill, denn die Geſtalt hatte ſich mit ihm umgedreht und war fortwährend hinter ihm. Am Morgen war ſie vor ihm hergegangen, jetzt folgte ſie ihm. Er ſtellte ſich mit dem Rücken an die Wand eines ſteilen Grabens, und hatte das Gefühl, daß ſie in deutlichen Umriſſen gegen den kalten Nachthimmel abſtechend über ihm ſtand. Er warf ſich nieder auf der Straße, und ſie ſtand ihm zu Häupten, aufgerichtet, ſtumm und regungslos, gleich einem lebendigen Grabſtein mit blutgeſchriebner Inſchrift.

Er erblickte einen Schuppen auf dem Felde, welcher ein Obdach für die Nacht darbot. Vor der Thüre deſſelben ſtanden drei hohe Pappelbäume, und der Wind ſäuſelte unheimlich in ihren Blättern. Er konnte nicht bis Tagesanbruch fortwandern, und ſtreckte ſich dicht an der Wand nieder, um neuen Qualen zum Raube zu werden; denn jetzt trat ein Geſicht vor ihn, noch ſchrecklich-beharrlicher und grauſiger, als das, dem er entgangen war. Zwei ſtarre weitgeöffnete Augen, glanzlos und gläſern, erſchienen ihm mitten in der Finſterniß, hatten ihr eignes Licht, gaben aber keines. Es waren ihrer nur zwei, aber ſie waren überall; bedeckte er ſeine Augen, ſo ſtand ſein Zimmer mit Allem, was es enthielt, ſo deutlich vor ihm, als wenn er ſich darin befände. Alles war an ſeinem Ort, auch die Leiche an dem ihrigen, und die Augen wie er ſie ſah, als er hinausſchlich. Er ſprang auf und eilte wieder ins Freie. Er hörte in der Ferne Lärm. Es war ihm eine Wohlthat, eine wirkliche Urſache zu Furcht und Schrecken zu haben. Eine furchtbare Feuersbrunſt röthete den Himmel. Er rannte dahin, kam athemlos an, arbeitete an den Sprützen, ſtürzte ſich in die Flammen, erkletterte Leitern, trotzte jeder Gefahr, ſchien aber ein verzaubertes Leben zu haben und trug nicht die kleinſte Verletzung davon. Als aber die wahnſinnige Aufregung vorüber war, kehrte ihm mit zehnfacher Gewalt das ſchreckliche Bewußtſeyn ſeines Verbrechens zurück. Er winkte dem Hunde und ſchlich ſich mit ihm fort. Er ging, ſo lang ihn die Füße tragen wollten, dann warf er ſich an einem entlegenen Orte nieder und verfiel in einen unruhigen, oft unterbrochenen Schlaf, ſetzte dann unentſchloſſen und in beſtändiger Furcht vor einer zweiten einſamen Nacht ſeine Wanderung fort, und faßte plötzlich den verzweifelten Entſchluß, nach London zurückzukehren. Sein Plan war, in der Nacht Fagins Wohnung zu erreichen. Aber der Hund konnte ſeine Entdeckung veranlaſſen, daher beſchloß er ihn zu erſäufen, band einen ſchweren Stein auf und knüpfte ihn in ſein Taſchentuch. Ein Waſſer war in der Nähe; er lockte den Hund, aber lange vergeblich. Sikes ſchmeichelte und drohte

der Hund kroch endlich heran, ſprang aber, als er ſich plötzlich gefaßt fühlte, zurück und lief davon; Sikes mußte ſeine Wanderung allein fortſetzen.“— —

(Schluß folgt.)

Henri Blaze über Goethe und den zweiten Theil Fauſt insbeſondere.

(Schluß.)

Gewiß verdient der Eifer, die Beharrlichkeit und Begeiſterung, womit H. Blaze das merkwürdige Gedicht ſtudirt, erklärt und commentirt, und ſeine Landsleute ebenfalls zum Studium einladet, welches er ihnen theils durch ſeine Reflexionen, theils durch Ueberſetzungen einzelner Abſchnitte erleichtert, alle Anerkennung, wenn auch wir Deutſche uns in weſentlichen Punkten nicht gerade im Verſtändniß des Fauſt durch ſeine Beiträge gefördert, keine neuen Aufſchlüſſe über die Idee des Ganzen oder die Bedeutung einzelner Theile darin finden, und Einheit und Klarheit der Auffaſſung der Geſammtidee vermiſſen. Gewiß wäre es angemeſſener, wenn er ſtatt des überſchwänglichen Tons des Panegyrikers mehr die einfache Sprache des nüchternen Interpreten ſpräche, und die Schwierigkeiten und Dunkelheiten des Zuſammenhangs und Sinns einzelner Abſchnitte durch logiſche Schärfe und Präciſion des Ausdrucks zu erleichtern und zu erhellen ſuchte, ſtatt durch prächtige Declamationen ſie zu verhüllen und zu bemänteln.

Sehr verdienſtlich aber ſind die eingeſtreuten Ueberſetzungen, welche von einer tüchtigen Kenntniß der deutſchen Sprache zeugen. Die Ueberſetzungen in Proſa ſind — für franzöſiſche — ſehr treu; ſo z. B. in dem Dialog Fauſts mit Mephiſtopheles über die Mütter findet man beinahe jedes Wort treu wiedergegeben; wollte man ſehr krittlich ſeyn, ſo könnte man etwa ausſetzen, daß „Heidenvolk,“ in ſeinem halbverächtlichen Nebenbegriff nicht ganz mit le peuple paien wiedergegeben ſey; daß: „von ihnen ſprechen iſt Verlegenheit,“ nicht ganz richtig überſetzt iſt: Le trouble vous saisit, quand on parle d'elles, denn der Sinn iſt wohl der, daß es eine Verlegenheit ſey für den Sprechenden, weil er nicht wiſſe in welchen Ausdrücken; „ſchürfen,“ ein Bergmannsausdruck iſt einfach chercher überſetzt; aber ſonſt ſind ſelbſt ſchwierige Stellen, die wir verglichen haben, zum Verwundern gut verſtanden und übertragen. Freilich müſſen wir geſtehen, daß wir bei aller Worttreue in der franzöſiſchen Proſa doch nur ſchwer die ganz eigenthümlich ausgeprägten, gereimten Verſe des Fauſt wieder zu erkennen vermochten; der an den Reim, im Dialog zumal, ſich ſo leicht anknüpfende epigrammatiſche Charakter der Sprache geht ſo ganz verloren. Natürlich muß bei den metriſchen Uebertragungen ein ganz anderer Maaßſtab angelegt werden und auf ſo große Treue muß man von vorn herein verzichten. Auch die Versmaaße ſind nicht beibehalten. Die Schilderung des Homunculus von der Liebe des Schwans zur Leda, im Original achtzehn fünffüßige Jamben, iſt von H. Blaze in fünfundzwanzig Alexandrinern wiedergegeben, die uns aber ſehr fließend und ſchön erſcheinen, und die wir herſetzen wollen:

O spectacle! ô merveille! harmonieuse cour!
Sous des arbres touffus, loin des ardeurs du jour,
Une eau limpide. — Au bord, dénouant leurs ceintures,
Des femmes, des beautés — charmantes créatures!
Une entre elles, — fort bien, toujours de mieux en mieux, —
Porte plus haut son front tout couronné de grace;
Une femme des sang des héros et des dieux!
Elle pose son pied sur l'humide surface,
Et de son noble corps le sacré feu vital
Se rafraîchit dans l'eau flexible du cristal.
Mais, silence! Écoutez, quels bruits d'ailes emues,
S'échappent au hasard sous les branches touffues.
La reine reste seule, et se penche pour voir
Avec l'œil d'une femme, un œil calme et superbe,
Le beau cygne royal qui palpite dans l'herbe.
Il s'approche à la fois mélancolique et doux,
Il flatte, il s'insinue, , il rampe à ses genoux.
Voyez son œil reluire, et se tendre sa plume.
Oiseau luxurieux, il ose, il s'accoutume...
Hélas, adieu le cygne, et la vierge et son sein!
Une épaisse vapeur qui monte du bassin,
Remplit l'air embaumé de ses tièdes haleines
Et voile à mes regards la plus douce des scènes.

Als weitere Probe theilen wir mit die Ueberſetzung der Fürbitte der drei Büßerinnen für Fauſt und den Geſang von Gretchen, ſo wie das Gebet Gretchens zu h. Jungfrau im erſten Theile Fauſt: „Ach neige, du Schmerzenreiche“ u. ſ. w.

Die drei Büßerinnen (an die Mater Gloriosa).

Toi, qui jamais aux pécheresses,
Ne refusas l'accès des cieux,
Qui, du repentir généreux,
Augmentas encor les richesses,
Sainte patronne accorde ici
A cette ame douce et ployée,
Qui s'est une foi oubliée
Sans croire, qu'elle avait failli;
Accorde un pardon infini.

Gretchen.

Daigne, ô glorieuse
Vers moi bien heureuse,
Tourner ton front propice en ce beau jour.
Celui que j'aimai sur la terre,
Libre de toute paine amère,
Est de retour.

Gretchens Gebet im erſten Theil.

(Elle met des fleurs nouvelles dans les pots.)

O daigne, daigne,
Mère, dont le cœur saigne,
Pencher ton front vers ma douleur!
L'épée au cœur,
L'ame chagrine,
Tu vois ton fils mourir sur la colline.

Ton regard cherche le ciel,
Tu lances vers l'Eternel
Des soupirs pour sa misère,
Pour la tienne aussi, pauvre mère!

Qui sentira jamais
L'affreux avrès
De la douleur qui me déchire?
Ce que mon cœur a de regrets,
Ce qu'il craint et ce qu'il désire?
Toi seule, toi seule le sais.

En quelque endroit que j'aille
Un mal cruel travaille
Mon cœur tout en émoi,
Je suis seule à cette heure,
Je pleure, pleure, pleure,
Mon cœur se brise en moi.

Quand l'aube allait paraître,
En te cueillant ces fleurs,
J'arrosais de mes pleurs
Les pots de ma fenêtre.

Et le premier rayon
Du soleil m'a surprise,
Sur mon séant assise,
Dans mon affliction.

Ah! sauve moi de la mort, de l'affront!
Daigne, daigne,
Toi, dont le cœur saigne,
Vers ma douleur pencher ton divin front!

Wir bedauern, daß die engliſche Ueberſetzung, deren neulich ſchon erwähnt wurde, nicht auch von einer Analyſe des Gedichts oder Betrachtungen darüber begleitet iſt, um eine Vergleichung der Auffaſſung anſtellen zu können. Wahrſcheinlich würde eine engliſche Beurtheilung weniger philoſophiſch überſchwänglich lauten und mehr atomiſtiſch verfahren. In der Ueberſetzung thut es der Franzoſe, der freilich nur nach Belieben Einzelnes herausgreift, dem Engländer, obgleich dieſer bei ſeiner, der deutſchen ſo viel verwandteren Sprache weit weniger Hinderniſſe zu beſiegen hat, oft zuvor. Der Letztere überſetzt die oben in der franzöſiſchen Uebertragung mitgetheilte Stelle in Proſa ſo:

Homunculus. Beautifully surrounded! Clear waters in the thick grove, ladies undressing themselves; the beautiful ones! It is growing better. Yet one, glittering, may be distinguished as being of the highest heroic, nay, divine race. She sets her foot into the transparent brightness; the sweet life-flame of her noble body is cooled in the yielding crystal of the waves. Yet what rustling of quickly-moved wings? what splashing, dashing disturbs the smooth mirror? The maidens fly scared; yet alone the queen looks calmly on, and sees with proud, womanly pleasure the swan press to her knee, intrusively-tame. He appears to accustom himself to it. But on a sudden rises up a vapour, and covers with a thick woven veil the most lovely of all scenes.

Balladenſtanzen.

Nach Th. Moore.

Ich merkt' an dem Rauch, der ſo lieblich hinſchwebte
Dort über die Ruſtern, ein Hüttchen ſey nah,
Und ſagte: „wenn Frieden auf Erden noch lebte,
Ein beſcheidenes Herz mag hoffen ihn da!"

'S war Mittag; die muntere Biene nichts ſtörte,
Die ſchweigend auf ſchmachtenden Blüthen entſchlief.
Kein Blättchen war wach; keinen Klang ich hörte;
Nur der Specht ſanft pochend die Buchen umlief.

Und, „Hier" — rief ich aus — „in dem Wäldchen vereinet
„Ein Mädchen mit mir, das der Himmel geſchmückt,
„Das erröthet beim Lob und beim Tadel weinet,
„Wie lebt' ich ſo ſelig, wie flieht' ich beglückt!"

„Wie lieblich, im Schatten des Sumach zu liegen,
„Deß röthliche Beere zur Quellen enttaucht;
„Wie lieblich wär's, Lippen auf Lippen zu fügen,
„Die einzig mein Seufzer nur angehaucht!"

A. Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 123.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 November 1839.

Volupté.

Von Sainte-Beuve.

Der Verfasser des oben genannten Romans ist unsern Lesern schon bekannt, theils als Dichter, theils als geistreicher Kritiker, und wir glauben Dank zu verdienen, wenn wir sie auch mit diesem, schon im Jahr 1834 erschienenen Werke bekannt machen. Zur Charakterisirung Sainte-Beuve's, welcher in der heutigen französischen Literatur einen der ehrenvollsten Plätze einnimmt, und ebenso durch seinen Charakter wie durch seine literarische Wirksamkeit ausgezeichnet dasteht, schicken wir das Wesentliche dessen voran, was K. Hr. Mager in seiner Geschichte der französischen Nationalliteratur neuerer und neuester Zeit über diesen Autor sagt.

„Mehr als irgend ein Schriftsteller will Sainte-Beuve studirt, will sein Gemüth durchforscht seyn. Um ihn hochzuachten und zu lieben, dazu bedarf es wenig; ihn ganz zu kennen ist schwieriger, denn es gibt wenige so vollständige Menschen wie dieser, und der Dichter, der Kritiker ist von dem Menschen nicht verschieden; Sainte-Beuve ist stets und überall subjectiv wahr. Summiren wir die hervorstechendsten Qualitäten von Sainte-Beuve, so fällt uns zuerst der idyllische Zug auf, der Geschmack am Kleinen, Gewöhnlichen, die bürgerliche Genügsamkeit. Sainte-Beuve ist kein Meer mit gewaltigen Stürmen, kein Strom mit prächtigen Wasserfallen; er ist ein stiller, ruhiger, klarer See, dem man sich sorglos anvertrauen kann. Er gleicht dem deutschen Dichter Salis. — Dann seine Abnegation, seine Liebesfähigkeit, sein Enthusiasmus und seine Sagacität. Sainte-Beuve hat sich seit fünfzehn Jahren die Kritik zum Hauptgeschäft gemacht — eine Kritik, die einzig in ihrer Art ist. Seine eignen poetischen Arbeiten hintansetzend, hat er keine andere Sorge gehabt, als wie er allen auftauchenden Talenten Rath, Beifall, Anerkennung und ein Publicum schaffen möge. Wie viele Undankbare der unermüdliche Kritiker auch gefunden hat, er wird nicht müde; er sagt, was er für Wahrheit hält, weil es seine Natur, sein Leben, seine Freude ist, denn nichts macht ihm mehr Freude, als wenn er einen neuen Poeten ankündigen, wenn er dem Publicum eine liebevolle Naturgeschichte eines neuen Talents, eines neuen Buchs machen kann. Und dabei ist gar nicht nöthig, daß der zu besprechende Autor mit ihm sympathisire; der Kritiker hat das seltne Talent, ins tiefste Innere der verschiedenartigsten Individualitäten hinabzusteigen; er studirt Diderot und Ballanche, George Sand und Lamartine, Corneille und Millevoye und bringt die Schätze ihres Innern mit gleicher Liebe zu Tage. Damit Sainte-Beuve liebe, braucht es nicht mehr, als daß er einen Menschen treffe (wo er nicht liebt, da ist seine Kritik ganz unzureichend), und er ist so freundlich gesinnt, daß er alle schreienden Partien in den Individualitäten, womit er sich beschäftigt, fast unwillkürlich, ohne es zu wissen und zu wollen, mildert.

Daß aber der Gründer der psychologischen Kritik mit fast gleicher Liebe so heterogene Naturen erforschen kann, dazu trägt, außer seiner Lust an dieser angewandten Psychologie, vorzüglich sein Kunstgefühl bei. Sainte-Beuve ist wesentlich Künstler. In der letzten Zeit hat er sich zwar mehr mit dem Inhalt als mit der Form der von ihm beurtheilten Werke beschäftigt, doch steht zu hoffen, daß er seiner ersten Periode, wo er hauptsächlich auf das formelle, auf das eigentlich ästhetische, weniger auf das moralische und religiöse Element in den Büchern sah, nie ganz untreu werden wird. Freilich fehlt es bei alle dem Sainte-Beuve an einer genügenden ästhetischen Theorie; wenn er die Form, Metrum, Styl verläßt und auf die großen ästhetischen Probleme kommt, so muß er sich von seinem glücklichen Instinct leiten lassen; denn der Geschmack, wie ihn Sainte-Beuve hat, ist der Instinct des Schönen und Wahren; des Guten und Heiligen, fügen wir hinzu. Sainte-Beuve hat sich auch in früher Jugend in den Strom des Lebens gestürzt, und das Glück gesucht wo es nimmer gefunden wird. Er hat sein Herz an das Vergängliche, Unbeständige, wesentlich Treulose gehängt; sein Geist hat sich auf verschiednen Bahnen des endlichen Wissens versucht. Nirgends Beruhigung und Genüge findend, hat er lange gelitten; dann hat er in einer

Religiosität, die man eine katholische nennen könnte, wenn sie nicht eben so sehr eine evangelische heißen könnte, einen festen Punkt gefunden. Der eigentlichen wissenschaftlichen Philosophie ist Sainte-Beuve nie nahe getreten. Er hat sich mit allgemeinen Vorstellungen, wie sie etwa Rousseau hatte, begnügt, zu diesem Rousseau'schen Element aber den katholischen Liberalismus, die moralische Austerität der frommen Jansenisten von Port-Royal und endlich die Ascese Fenelons, des heiligen Franz von Sales, des Thomas a Kempis gefügt. Das ist freilich nicht auf einmal geschehen, und man kann ziemlich deutlich drei Phasen in Sainte-Beuve's Seelenleben unterscheiden: in der ersten war er sentimental; in der zweiten hatte seine Religiosität eine, Neubekehrten eigenthümliche, Wärme, zugleich aber eine Neigung, nur auf die dunkle Seite, auf die Leiden dieses Lebens zu reflectiren; jetzt ist er, höchst liebenswürdig, in der zweiten Jugend, in jenem kräftigen Mannesalter, wo man wieder heiter, wahrhaft heiter seyn kann, weil man das Leben endlich versteht.

Sainte-Beuve kam nach vollendeten Gymnasialstudium nach Paris, um Medicin zu studiren, fand aber keinen Geschmack daran, und zudem widerte ihn der Materialismus der Professoren an; er fühlte sich zur Poesie hingezogen und widmete sich dann der Literatur. Er trat zuerst im Globe auf und wurde einer der thätigsten Mitarbeiter dieses Journals (1824—1829), das zuerst eine doctrinäre Mitte zwischen dem Classicismus und Romanticismus zu halten suchte. Sainte-Beuve wurde V. Hugo's Freund, und bald der Kritiker, der Philologe, der Gelehrte des Romanticismus. Er unternahm es, historisch die Berechtigung der neuen Poetik nachzuweisen, studirte die vorclassischen Poeten des sechzehnten Jahrhunderts, und schrieb die im Tableau de la poésie française du XVI. siècle gesammelten Artikel. Nachdem bewiesen war, daß der Romanticismus nur eine Verjüngung und Fortsetzung des französischen Mittelalters sey, galt es, sich mit dem Publicum über die Natur und den Werth der Literatur der classischen Periode zu verständigen, Corneille, Racine, Molière, Boileau, Diderot, J. B. Rousseau und Andere zu beurtheilen. Hiebei hatte er zwei feste Punkte: den Romanticismus des 16ten und den des 19ten Jahrhunderts. Aber deßwegen ist er nicht ungerecht gegen Schriftsteller, welche mit keiner dieser beiden Erscheinungen im Zusammenhang stehen; im Gegentheil assimilirt er sich so sehr, lebt so sehr in den Autor ein, mit und in dem er einige Wochen lebt, daß man ihm eher zu große Nachsicht vorwerfen kann. In seinem Styl selbst wechselt er, so sehr steht er unter dem Einfluß seiner Autoren.

(Fortsetzung folgt)

Oliver Twist von Dickens (Boz).

(Schluß)

Endlich wird die Schuld der Verworfenheit, gepaart mit der Verzweiflung der Feigheit, veranschaulicht in der Gestalt des ruchlosen Juden Fagin, in dem Capitel, welches die Ueberschrift führt: des Juden letzte Nacht.

„Der Gerichtssaal war zum Ersticken gefüllt — kein Auge, das nicht auf den Juden geheftet gewesen wäre. Der Richter resumirte der Jury. Mit größter Spannung horchend stand Fagin da, die Hand am Ohr, um kein Wort zu verlieren. Bisweilen blickte er scharf nach den Geschwornen hinüber, die Wirkung auch nur des kleinsten ihm günstigen Worts zu erlauschen — bisweilen angstvoll nach seinem Anwalt, wenn die Rede in furchtbarer Klarheit wider ihn zeugte. Sonst aber regte er weder Hand noch Fuß, und verharrte noch in der Stellung des angstvoll Horchenden, nachdem der Richter seinen Vortrag längst beendigt. Ein leises Gemurmel rief ihn zum Bewußtseyn zurück. Er hob die Augen empor und sah die Geschwornen mit einander berathen. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet, und man flüsterte schaudernd miteinander. In keinem Antlitz vermochte er auch nur das leiseste Anzeichen von Mitleid zu lesen; Alle schienen mit Begier seine Verurtheilung zu fordern. Abermals trat eine Todtenstille ein; die Geschwornen erbaten sich vom Richter Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen.

Er forschte, als sie, einer hinter dem andern, hinausgingen, in ihren Mienen, wohin wohl die Mehrzahl sich neigen würde; aber vergeblich. Der Kerkermeister berührte ihn an der Schulter. Er folgte ihm mechanisch in den Hintergrund der Angeklagtenloge und ließ sich auf einen Stuhl nieder, den jener ihm wies; denn er hätte ihn sonst nicht gesehen. Er schaute abermals nach den Zuschauern. Einige aßen und andere webten sich mit ihren Tüchern Kühlung zu. Ein junger Mann zeichnete sein Gesicht in eine Brieftafel. Fagin dachte, ob die Zeichnung wohl ähnlich werden möchte, und sah zu, als der Zeichner seinen Bleistift spitzte, wie es jeder unbetheiligte Zuschauer hätte thun können. Er wendete sich nach dem Richter und beschäftigte sich mit dessen Anzug, von welchem Schnitt er wäre und was er wohl kosten dürfte und dgl. Trotzdem war freilich sein Gemüth keinen Augenblick von dem peinigenden und niederdrückenden Gefühl frei, daß sich das Grab zu seinen Füßen öffne; es schwebte ihm fortwährend vor, aber undeutlich und unbestimmt, und er vermochte seine Gedanken nicht dabei festzuhalten. Unstät schweiften seine Gedanken zwischen den geringfügigsten Gegenständen und den Schrecknissen des Galgens und Schaffots hin und her. Endlich ward Stille geboten — die Jury kehrte zurück und ging dicht an ihm vorüber. Die Gesichter der Geschwornen waren wie von Stein, er vermochte nichts darin zu lesen. Es trat eine Stille ein — vollkommen — athemlos — „Schuldig!" Ein lauter Beifall von innen und von draußen erfolgte. Er wurde befragt, ob er etwas zu sagen habe, weßhalb die Urtheilsvollziehung nicht stattfinden möchte. Er hatte seine horchende Stellung wieder angenommen und blickte den Richter scharf an, der jedoch die Frage zweimal wiederholen mußte, ehe der Jude sie zu vernehmen schien, der endlich nur murmelte, er sey ein alter Mann — ein alter Mann — ein alter Mann. Seine Stimme verlor sich in ein leises Flüstern, und bald schwieg er ganz.

Der Richter setzte die schwarze Mütze auf, — der Verurtheilte stand noch immer da mit derselben Miene, in derselben Stellung. Die ernste Feierlichkeit des Augenblicks preßte einer

Frau einen Ausruf aus — er blickte haſtig und lauſchend empor — ſtand aber da gleich einer Marmorgeſtalt, obgleich der Ton alle Anweſenden durchbebte. Er blickte noch immer ſtarr vor ſich hin, als ihm der Kerkermeiſter die Hand auf den Arm legte und ihm winkte. Er ſah ihn einen Augenblick wie betäubt an und gehorchte. Draußen wurde er mit Schimpfnamen, Geſchrei und Geziſch begrüßt. Er ſchüttelte die Fauſt und würde die Nächſtſtehenden angeſpieen haben, aber ſeine Führer drängten ihn raſch fort durch einen düſtern matt erleuchteten Gang ins Innere des Gefängniſſes, wo er durchſucht wurde, ob er keine Waffen oder Gift bei ſich habe. Endlich brachte man ihn in eine Armenſünderzelle und ließ ihn allein. Er ſetzte ſich der Thüre gegenüber auf eine ſteinerne Bank, heftete die blutunterlaufenen Augen auf den Boden, und bemühte ſich ſeine Gedanken zu ſammeln. Nach einiger Zeit begann er ſich einzelner Bruchſtücke aus der Rede des Richters zu erinnern — aufgehangen zu werden am Halſe bis er todt wäre, das war das Ende geweſen! — Es wurde dunkel, ſehr dunkel, und er fing an aller derer zu gedenken, die er gekannt und die auf dem Schaffot geſtorben waren, einige durch ſeine Schuld oder ſeinen Betrieb. Sie tauchten in ſo raſcher Folge vor ihm auf, daß er ſie kaum zu zählen vermochte. Er hatte mehrere von ihnen ſterben ſehen und ſie verſpottet, weil ſie mit Gebeten auf den Lippen verſchieden waren. Wie gedankenſchnell ſie aus ſtarken, kräftigen Männern baumelnde Staubklumpen geworden waren! Die Zelle worin er ſaß, war vor vielen, vielen Jahren erbaut; Hunderte mußten ihre letzten Stunden darin verlebt haben — man ſaß darin wie in einem mit Leichen erfüllten Gewölbe — und viele derſelben hatten wohlbekannte Geſichter — Licht! Licht! endlich erſchienen zwei Männer, deren einer ein Licht brachte; ſie ſollten abwechſelnd bei ihm bleiben.

Dann kam die Nacht — die finſtere, ſchauerliche, ſchweigende Nacht. Andre Wachenden freuen ſich die Kirchenglocken ſchlagen zu hören, die vom Leben zeugen und den nahenden Tag verkünden. Den Juden brachten ſie zur Verzweiflung. Jedes Anſchlagen des eiſernen Klöpfels führte ihn zu dem Einen hohlen Schall — Tod! der Tag verging — Tag! da war kein Tag; er war ſo bald verſchwunden als angebrochen, und abermals kam die Nacht — Nacht! So lang und doch ſo kurz; lang in ihrem ſchrecklichen Schweigen und kurz in ihren flüchtigen Stunden. Jetzt redete der Elende irre und ſtieß Gotteslaſterungen aus — dann heulte er und zerraufte ſein Haar. Ehrwürdige Männer ſeines Glaubens waren gekommen, mit ihm zu beten; allein er hatte ſie mit Verwünſchungen hinausgetrieben.

Sonnabend — nur noch eine einzige Nacht! und während er noch ſann und ſann: nur noch eine einzige Nacht! dämmerte es ſchon — Sonntag! Erſt am Abend dieſes ſchauervoll-bangen Tages ward ſeine verpeſtete Seele von einem vernichtenden Gefühl ihrer verzweifelten Lage ergriffen. Nicht daß er nur von fern eine beſtimmte Hoffnung, Gnade zu erlangen, gehegt; er hatte es nur noch nicht über ſich vermocht, den Gedanken, ſo bald ſterben zu müſſen, klar und deutlich zu denken. Er hatte wachend dageſeſſen aber geträumt. Jetzt ſprang er von Minute zu Minute auf, und rannte mit leuchtendem Munde und brennender Stirn in entſetzlichen Furcht- und Zorn- und Grimm-Ausbrüchen auf und nieder, daß ſelbſt ſeine Wärter ſchaudernd vor ihm zurückbebten. Er kauerte auf ſeinem Steinbette nieder und dachte der Vergangenheit. Er war bei ſeiner Verhaftung verwundet worden, und trug deßhalb ein leinenes Tuch um den Kopf. Sein rothes Haar hing auf ſein blutloſes Geſicht herunter; ſein Bart war zerrauft und in Knoten gedreht; aus ſeinen Augen leuchtete ein ſchreckliches Licht; ſeine ungewaſchenen Glieder bebten von dem in ihnen brennenden Fieber. Acht — neun — zehn! Wenn man die Glocken nicht vielleicht ſchlagen ließ, bloß um ihn mit Schrecken zu erfüllen, wenn ſie die einander auf den Ferſen folgenden Stunden wirklich anzeigten — wo mußte er ſeyn, wenn ſie abermals ſchlugen? Eilf! Noch ein Schlag, ehe die Stimme der letzten Stunde verklungen war! Um acht Uhr war er, wie er ſich ſelbſt ſagte, der einzige Leidtragende in ſeinem eignen Grabgefolge; um eilf — — — Er ſaß auf ſeinem Bette, wiegte ſich hin und her, und ſein Geſicht glich mehr dem eines eingefangenen wilden Thiers, als dem eines Menſchen." —

Niemand wird das Treffende und Ergreifende, das Erſchütternde des einen Theils dieſer Schilderungen, und das Rührende der andern verkennen und läugnen; es iſt ein Leben, eine Wahrheit, eine Friſche darin, welche macht, daß man ſie mit Intereſſe lieſt, ſo oft auch ſchon ähnliche Gegenſtände behandelt worden ſind. Am glücklichſten ſcheint uns der Verfaſſer in der Schilderung einzelner pſychologiſcher Situationen und Zuſtände zu ſeyn, die er mit einem wahrhaft dramatiſchen Talent veranſchaulicht. Auch ſeine Perſonen im Ganzen werden einem anſchaulich, aber wir vermiſſen an ſeinen Charakteren, daß er zu wenig ihre Geſchichte, ihre Entwicklung, ſondern meiſt nur das fertige Product gibt. Seine Perſonen ſind, ſo zu ſagen, prädeſtinirt, entſchieden bös oder entſchieden gut zu ſeyn und zu bleiben. Wie intereſſant wäre es geweſen, wenn er näher darauf eingegangen wäre, ein Bild von der geiſtigen und gemüthlichen Entwicklung ſeines Helden, Oliver, unter den nachtheiligen, niederdrückenden Einflüſſen ſeiner trübſeligen Kindheit und Jugendjahre in der Armenanſtalt zu geben, zu zeigen, wie er trotz aller Gefahren unſchuldig und gut geblieben, wie ſeine Begriffe von Recht und Unrecht ſich entwickelten, ſeine Gefühle doch ausgebildet wurden — aber von alle dem findet ſich nichts; Oliver tritt als Held des Romans auf, als ein durch und durch guter, unverdorbener, edler Knabe, — weil er es einmal von Natur iſt und ſeyn ſoll. Kaum daß ſich je in ihm eine Bitterkeit regt. Daß eine ſolche Entwicklung unter ſolchen Umſtänden möglich ſey, wollen wir nicht geradezu beſtreiten, wiewohl es der ſchwachen menſchlichen Natur ſehr geſchmeichelt iſt, aber dann hätte der Verfaſſer die Möglichkeit in dieſem einzelnen Fall auch ſorgfältiger begründen ſollen. Dazu aber ſcheint ſich Dickens, auf komiſche oder pathetiſche Effecte bedacht, und durch ſeine ſchnell errungene Popularität vielleicht auch hiezu gleichſam genöthigt, nicht die Zeit nehmen zu können oder zu wollen. Da wo Oliver in die Jünglingsjahre, in eine neue Kriſis, tritt, hört die Geſchichte

auf; und freilich darf man nach dem Bisherigen kect darauf ſchwören, daß er jede Verſuchung als ein unverwundbarer Held beſteht, er, der in der Wiege ſchon die giftigen Schlangen der Armuth und der ſchlimmen Geſellſchaft erdrückt hat. Auch von den Böſewichtern erfahren wir nicht, wie ſie es geworden; Fagin, Sikes u. A. erſcheinen als Ungeheuer, — und freilich lehrt die Erfahrung, daß es dergleichen gibt, aber ein Autor wie Dickens hätte die Aufgabe, die Elemente, in der Geſellſchaft ſowohl als in der menſchlichen Natur, anzugeben, aus welchen ſich eine ſo koloſſale Verworfenheit entwickelt. Wenn Dickens, wie wir zu ſeiner Ehre glauben, auch eine moraliſche Wirkung mit ſeinen Schriften beabſichtigt, ſo muß er nicht bloß das Verbrechen, die Sünde abſcheulich und mit lebensvoller Wahrheit ſchildern, daß die Leſer ſich entſetzt davon abwenden und ſich glücklich preiſen, daß ſie nicht auch ſo ſind; ſondern er muß die Keime und Wurzeln des Böſen erforſchen und bloßlegen, und zeigen, wie theils die Uebelſtände des ſocialen Lebens, welche eine, wenn gleich unwillkürliche Schuld der Geſammtheit ausmachen, theils die in der menſchlichen Natur überhaupt liegenden Neigungen und Triebe, bald mehr durch unglückliche äußere Umſtände, bald mehr durch eigene Freiheit oder durch Leichtſinn, zu ſchlimmen Angewöhnungen, Laſtern und Verbrechen führen, deren reife Frucht freilich kaum mehr als menſchlich, ſondern als teufliſch erſcheint, die aber der einſichtsvolle Autor dennoch ſo behandeln ſoll, daß der Leſer im Spiegel ſeiner Darſtellung immer noch das Menſchliche erkennt, und nicht bloß zum Abſcheu, ſondern auch zur Wehmuth und Sympathie geſtimmt wird.

Gedichte von Madame des Bordes-Valmore.

Leben und Tod des Tauben.

Das iſt der Tauben Neſt, der Waldestaube Wiege,
Gerichtet iſt zu ihr ſein Flug, der nimmer matte;
Er raſtet nirgends, dem Neſt ſeiner Liebe treu,
Weil Feuerflügel ihn erwärmen immer neu.

O laßt ſie, deren Herz Ein Pulsſchlag ſetzt in Flammen!
Wie ein Goldfaden ſchlingt ihr Leben ſich zuſammen,
Er zieht ſich durch die Welt und alle ihre Noth;
O löſt den Faden nicht! es wär' der Treuen Tod!

Nichts wollen ſie für ſich als etwas Licht und Schatten,
Ein Plätzchen nur am Bach, welcher das Herz erfriſcht;
Ein Neſtchen zwiſchen Erd' und Himmel, wo den Gatten
Im holden Dunkel ſich der Glücke Empfindung miſcht.

Wenn du nicht ſchweben mehr über des Meeres Borden
Der Taube Männchen ſiehſt, ſchneeweiß im Sonnenſtrahl!
So wähne mindeſtens nicht: eines ſey treulos worden!
Sie lieben ewig, doch ſie lieben nur einmal!

O folg' der leiſen Spur auf heimlichen Zugängen
Zum Neſt, das dann ein Sarg ein traurig Schauſpiel hellt:
Dort ſiehſt vier Flügel du über zwei Herzen hängen,
Die, nieder ausgelöſcht, dort neue Gluth beſeelt!

Schläfſt du?

Und ſchläfſt du denn in dieſer Nacht der Wonnen,
Wo mich das Waſſer ſucht und flieht gleich dir?
Wo du mein lang ſich ſträubend Herz gewonnen: —
O ſchlummerſt oder träumeſt du von mir?

Entwirrſt du dir die ſüßen Heimlichkeiten,
Für deren Glanz nicht unſer Herz hat Raum,
Womit ſo lang wir unſre Lieb' entweihten —
Bekennſt du ſie zu meinen Knie'n im Traum?

Darf deiner lähnen, trauten Stimm' ich lauſchen
Im Säuſeln, das die Blumen zittern macht?
Nein, 's iſt des Abends wohllautvolles Rauſchen;
Noch keinen Troſt hat mir dein Hauch gebracht.

Ach' immer dieſe Herrſchaft die bewahre
Ueber die Liebe, die Verrath uns droht!
Doch hüt' dich auch vorm Leid, das ich erfahre!
Süß iſt ihr Leid, obgleich es bringt den Tod.

Der Traum.

Es war ein Traum, er ſprach zu mir!
O wie ſein Ton ſo ſchmerzhaft klagte!
„Leb' wohl! ſey glücklich!“ dieß nur ſagte
Und dann entſchwand er weg von hier.

Ich ſah ihn fern, einſam, mich grüßen;
Und Blumen wies er mir von dort.
Ich hielt mich kaum auf meinen Füßen;
Thränen erſtickten mir das Wort.

Zu ihm den Flug die Seufzer nahmen;
Waſſer verſchlang der Pfade Spur;
Ich hauchte tonlos ſeinen Namen;
Mich ſelber ſchluchzen hört' ich nur.

Er ſah ſich um, weinte, blieb ſtehen:
„Du willſt es,“ ſprach er; „ſey es ſo!“
Flügel fühlt' ich mein Haupt umwehen —
Er war ein Engel und entfloh!

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124 u. 125.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 November 1839.

Gedichte von Mrs. Norton.

Caroline Eliſabeth Sarah Norton, die zweite Tochter von Thomas, die Ehelin von Richard Brinsley Sheridan, iſt in London geboren. Bald nach der Vermählung mit ihrer Mutter (der Tochter des Oberſts und der Lady Eliſabeth Callander), bekam ihr Vater die Auszehrung, und es wurde ihm gerathen, den Verſuch zu machen, ob ein wärmeres Klima ſeiner Geſundheit nicht zuträglich wäre. Seine Gattin begleitete ihn nach Madeira und ſpäter aufs Cap, wo er nach einem Siechthum von zwei bis drei Jahren ſtarb. Seine noch junge und ſchöne Frau kehrte nach England zurück, um ſich hier mit der Erziehung ihrer Kinder zu beſchäftigen — eine Aufgabe, der ſie ſich mit ausnehmendem Eifer widmete, indem ſie die ſchönſten und in der Regel eitelſten Jahre des weiblichen Lebens in völliger Abgeſchiedenheit von der großen und fröhlichen Welt zubrachte, gleichgültig gegen die Lockungen der Geſellſchaft und ſelbſt ihre perſönliche Behaglichkeit zum Opfer bringend, um das Wohl ihrer Kinder zu fördern und ihren Geiſt zu bilden. Dieſer trefflichen, talentvollen und gebildeten Mutter verdankt ohne Zweifel Mrs. Norton viel von ihrem literariſchen Ruhm, der, ein neues Glied der langen Kette forterbenden Genius, bis jetzt beinahe durch ein ganzes Jahrhundert hinläuft. Ihre Schweſter, die Gattin des Capitain Price Blakwood, iſt ebenfalls eine Schriftſtellerin von bedeutendem Talent und Geſchmack, obwohl ſie anonym geblieben iſt, und den literariſchen Ruhm nicht geſucht hat. Die Schweſtern pflegten in ihrer Jugendtagen gemeinſchaftlich zu ſchreiben, und noch war keine von beiden zwölf Jahre alt, als ſie zwei kleine Bücher mit Gedichten und Bildern heraus gaben, unter dem Titel: „der Dandy's Ball" und: „die gereisten Dandys," beides Nachahmungen eines damals ſehr beliebten Genre's von Caricaturen. Wir glauben aber, daß ſelbſt ſchon viel früher Mrs. Norton Gedichte geſchrieben, welche ſie jetzt drucken zu laſſen ſich nicht ſchämen dürfte. Ihre Neigung zum Schreiben ward jedoch von ihrer Mutter mehr gedämpft als ermuntert; lange Zeit wurden Feder, Tinte und Papier der jungen Dichterin verſagt und poetiſche Bücher ihr vorenthalten, in der Abſicht ſie zu ernſteren und nützlicheren Beſchäftigungen zu veranlaſſen. Aber trotz dem erreichte ihr thätiger und kräftiger Geiſt bald ſein mit Vorliebe verfolgtes Ziel. Im Alter von ſiebzehn Jahren ſchrieb ſie „Roſaliens Leiden," und obgleich ſie erſt einige Zeit nachher im Druck erſchienen, hatte ſie doch kaum die Mädchenjahre zurückgelegt, als ſie ſich ſchon den ausgezeichneten Ruf erwarb, welcher lange ſchon an ihrem Namen, den ſie als unverheirathet führte, haftet.

Neunzehn Jahre alt ward Miß Sheridan vermählt mit dem ehrenwerthen George Chapple Norton, Bruder des dermaligen Lord Grantley. Er hatte ſich ſchon drei Jahre früher um ſie beworben, aber ihre Mutter hatte es verſchoben, die Verlobung ins reine zu bringen, bis ihre Tochter mehr fähig ſeyn würde, ſelbſt ihre Wahl zu treffen. Während dieſer drei Jahre hatte ſie die Bekanntſchaft eines Mannes gemacht, deſſen früher Tod eine ihrem Geiſt und Gemüth gemäßere Verbindung vereitelte. Als Mr. Norton wieder um ihre Hand ſich bewarb, erhielt er ſie. Es iſt überflüſſig zu ſagen, daß dieſe Ehe nicht glücklich war; die Welt hat die Verleumdungen vernommen, welche über dieſe Frau ergingen; und ein Verdict der Freiſprechung aus dem Munde Aller, die einen Augenblick ſie hatten anhören müſſen, konnte ſchwerlich ein Erſatz und eine Genugthuung ſeyn für die grauſamen und niederträchtigen Verdächtigungen, mit welchen ſie verfolgt worden war.

Mrs. Norton hat, außer mehreren Romanen und Erzählungen, zwei Bände Gedichte herausgegeben: „Roſaliens Leiden," und „der nie Sterbende." In jenen iſt die Geſchichte eines zu Grunde gerichteten Landmädchens behandelt; das andre Gedicht gründet ſich auf die Sage vom ewigen Juden. Der Gegenſtand des letztern namentlich war nicht gut gewählt — ein Umſtand, den die Verfaſſerin dadurch erklärt, daß ſie angibt, ſie habe bis zu ihrer Verheirathung weniger Bücher aus dem Gebiet der Fiction geleſen als die meiſten jungen Leute. Godwins St. Leon und der wilde Roman von Maturin waren ihr

unbekannt; und ſie wähnte zu erfinden, während ſie in der That nur den Schritten ihrer Vorgänger folgte.

Mrs. Norton iſt außerordentlich ſchön; ihre Geſtalt iſt ausnehmend anmuthig und würdevoll und ihre Züge ſehr fein und edel geſchnitten; aber ſie beſitzt jene geiſtige Schönheit, mit welcher gewöhnlich ein gewiſſes ſtolzes Weſen gepaart iſt. Sie nimmt einen hohen Rang ein unter den Schriftſtellerinnen, deren unſer Zeitalter eine lange und glänzende Reihe aufzuweiſen im Stande iſt. Ihr Geiſt iſt hoher Art; aber ſie hat noch weit nicht das Zenith ihres Ruhmes erreicht.

Ihre Poeſie zeichnet ſich durch Anmuth und Kraft aus. Es fehlt ihr vielleicht an jener Gabe der Erfindung, wodurch ſich einige ihrer Zeitgenoſſinnen ſo ſehr auszeichneten; aber ihre Schöpfungen ſind voll Gedanken; in Allem was ſie geſchrieben hat, findet man nie ein Zeichen von Armuth; im Gegentheil, ihre Ideen ſcheinen zu groß und zu überſtrömend für ihre Verſe, und ſie drängt weit öfter ihren Stoff zuſammen, als daß ſie eine Schilderung mit entbehrlichen Worten ausmalte.

Die Trauernden.

Tief ruht ſie, die unſer Aug' entzückt
An manchem ſonn'gen Tag;
Nicht lächelnd mehr ſie an uns blickt;
Ihr Leben raffte Ein Schlag.
Doch drüben iſt eine lichte Welt,
Wo Schlaf und Tod nicht erſcheinen;
Dort weilt, die uns war in Liebe geſellt —
Drum, warum müſſen wir weinen?

Das Herz iſt kalt, deß Gedanken klar
Das Auge zu leſen bot;
Und bleich liegt ſie, die ſo reizend war,
Als dürft' ihr nahn kein Tod.
Doch wir wiſſen, ihr Geiſt iſt glücklich jetzt,
Wo wachen die Sel'gen, die Reinen;
Engel haben den Kranz ihr aufgeſetzt; —
Drum, warum müſſen wir weinen?

Aus groß ihrer Stimme Silberklang
Ins Ohr des Glückes Gruß;
Frohſinn entquoll ſelbſt ihrem Gang,
Wenn leicht hinſchwebt' ihr Fuß.
Nicht Schritt, nicht Stimme ſüß mehr klingt,
Nur Leid und Schweigen ſich einen;
Doch wir wiſſen: an Gottes Thron ſie ſingt;
Drum, warum müſſen wir weinen?

Der Wange Roſe! des Augenlids Saum —
Wie ein Schatten ſo leicht — er war
So ſchön wie man's auf Erden ſah kaum —
Und das glänzend goldne Haar!
Doch thut ſich mehr auf dieß Augenlied nicht,
Aus dem Schlaf, bei des Morgenroths Scheinen;
Sie iſt dort, wo kein junges Herz mehr bricht;
Drum, warum müſſen wir weinen?

Jene lichte Welt iſt rein und froh;
Dieß iſt eine Welt voll Gram;
Sollen wir trauern daß ihre Seel' entfloh,
Weil uns nicht mit ſie nahm?
Wir bergen ſie unter dem ſtillen Moos;
Eine Haarlocke läßt du den Deinen!
Wir geben zurück dich in Gottes Schooß!
Ach! warum müſſen wir weinen?

Das Mutterherz.

Als du, mein Erſtgeborner, kamſt zu Welt,
Zart, ſchüchtern, hold, das Kleinod meiner Bruſt,
Da hat ein Schauer mir das Herz geſchwellt,
Das dich begrüßt, von kaum mehr erd'ſcher Luſt,
Ich dachte: tiefer, ſtärker ſey noch keine
Liebe geweſen als für dich die meine!

Zärtlich und treu, über dein Alter klug,
Das Herz geſtimmt zu ſanfter Frömmigkeit,
Zum Weinen ſchon ein rauhes Wort genug —
Doch mildem Tadel auch das Ohr bereit —
Folgſam, begütigt ſchnell, freundlich geſinnt,
Und harmlos heiter — ſo warſt du, mein Kind!

Nicht gern bliebſt du allein; warſt ſtets um mich,
Luſtwandelnd in des Sommerabends Schimmer;
Ließſt mich auch nicht allein; gern ſchlichſt du dich,
Wenn ich da lag betrübt, durchs dunkle Zimmer;
Lag krank ich, ſaß'ſt du zu des Bettes Fuß,
Wachſam, die Fieberhand drückte dein Kuß.

O Knab'! oft an deinesgleichen ſchon ſich hat
Des Lieblichſten Vergänglichkeit gezeigt!
Friſch, aber kraftvoll nicht — leicht welk und matt,
Der Blume gleich, die ſich im Regen beugt;
Doch ſchlang um die Geliebten ſich mit Kraft
Dein Herz, wie Bienen, daß kein Sturm ſie rafft.

Dann kameſt du, mein luſt'ger Junge! dreiſt
Unter dem Baum dich tummelnd und beim Feuer
Mit nie umwölkter Laune, freiem Geiſt,
Nie ruhen laſſend deiner Seele Steuer;
Die Bruſt von unzähmbarer Luſt gedehnt,
Dem Sonnſtrahl gleich, der ſich zur Erde ſehnt.

Dein war der Freude jauchzender Geſang,
Der ſüß von roſ'gen Kinderlippen tönet;
Dein der verwegne Sinn, den nichts bezwang,
Das muntre Herz, das keinem Gram fröhnet,
Und manch ſchalkhaftes Wort und kecker Spaß
In deinem lachend blauen Auge ſaß.

Dein war, gewinnend Herzen, manche Kunſt,
Mit Zärtlichkeit den kalten Ernſt bekämpfend,
Schmeichelndes Lächeln, wandelnd Strenge' in Gunſt,
Das innige Flehn, den Zorn mit Thränen dämpfend;

Im Herzen war mir neue Lieb' erwacht;
Mit dir iſt ſie erſchöpft! hab' ich gedacht.

Zuletzt traſt du, der Kleinſte, in die Welt,
Den lachend deine Brüder Kaiſer nannten,
Weil deine Bruſt des Herrſchens Geiſt geſchwellt,
Weil dir beim Fürſtenſpiel die Wangen brannten;
Weil du in kind'ſchem Treiben dich gefällt
Mit einem Anflug kom'ſcher Majeſtät.

Und oh! wohl glichſt du einem Königskind!
Entſchloſſenheit und Glück in feur'gen Augen —
Der Wuchs, der Mund, die Stirn ſo fürſtlich ſind
Wie ſie für Helden, nicht für Träumer taugen;
Statilich iſt, wie das Haupt du trägſt, die Art,
Und Stolz im ſichern Gang ſich offenbart.

Ungleich den beiden! doch ſofort ließ ich,
Die alle weitre Liebe ſchon verſchweren,
Gelten die Anſprüch' all unweigerlich,
Und keiner hat beim Zuwachs doch verloren;
Zerſplittert wurde nicht der Liebe Schatz;
Für Alle war im Mutterherzen Platz!

Das Kind der Erde.

Mit jedem Tag ſie mehr die Kraft verläßt;
Schwer drückt des Todes Hand ihr Angeſicht;
Doch klammert ſie ſich an die Erde feſt:
„Ich will ja ſterben, doch, oh! jetzt noch nicht!
Nicht jetzt, wo Blüthen aus den Knoſpen dringen,
Die Luft verwandelnd in ein Balſammeer,
Wo Vögel ſolche frohe Lieder ſingen,
Und meinen Fuß umflicht ein Blumenheer!
Schon' meiner, Gott! richt' auf mein Angeſicht!
Ich will ja ſterben — doch, oh! jetzt noch nicht!"

Zum Sommer iſt der Lenz herangereift,
Die neue Jahrszeit im Triumph zog ein;
Schon an den Höhepunkt der Sonnball ſtreift,
Oh! muß der Schönheitsblick der letzte ſeyn?
„Laß mich nicht ſterben, während Land und Triften
In Licht die ſtille Himmelsfürſtin hüllt,
Während mit trunkenem Summen in den Lüften
Mein ſchläfrig Ohr des Berges Biene füllt!
Mein Aug iſt trüb, und fahl mein Angeſicht —
Ich will ja ſterben, doch, oh! jetzt noch nicht!"

Sommer iſt hin; in Herbſtes Farben mild
Prangt reif die Frucht; es ſchwankt das goldne Korn;
Der Jäger raſch verfolgt das flücht'ge Wild,
Ruft ſein Halloh, und ſtößt ins muntre Horn.
„Schon' mein ein Weilchen, mich noch umzuſehen
Auf weiten Wieſen und am ſtillen Fluß!
Stumm durch die fahlen Blätter zu erſpähen
Der Abendſtrahlen röthlichen Erguß.
Kühler umſpielt der Wind mein Angeſicht;
Ich will ja ſterben, doch, oh! jetzt noch nicht!"

Wild pfeift der Sturm; allwärts Schneewolken, grau,
Ergießen ihre weißen Flocken leis;
Vorüber iſt der Herbſt; unhold und rauh
Tritt Winter her, ſein Mantel ſtarr von Eis,
Und noch tönt das Gebet: „So froh beiſammen
Drängt ſich am warmem Herd der Brüder Schaar;
Es lodert unſer Feu'r in luſt'gen Flammen;
Stimmen ertönen friſch und hell und klar.
Schon' mein, o Gott, richt' auf mein Angeſicht;
Ich will ja ſterben, doch, oh! jetzt noch nicht!"

Wieder ins Land der Lenz die Fahne trägt,
Wieder von Blumen voll die Beete ſind,
Der wilde Vogel keck die Schwingen regt,
Doch bei den Todten ruht der Erde Kind.
„Dich wird nie wecken mehr der Sonne Schimmer
Der roth ſich durch das Ladengitter gießt!
Der Freunde Nahn bricht deinen Schlummer nimmer,
Vertrauter Liebe Ton dein Ohr ſich ſchließt!
Schatten des Tods verſchleiert dein Angeſicht;
Lang ſäumteſt du — iſt jetzt dir wohler nicht?"

Volupté.

(Fortſetzung.)

Der erſte Band ſeiner Portraits littéraires iſt vorzugsweiſe dem 17ten und 18ten Jahrhundert gewidmet; die beiden Bände der Nouveaux Portraits dagegen enthalten Artikel über lebende Autoren. Die moraliſch überaus ſchätzenswerthe Discretion des Kritikers, perſönliche Verhältniſſe zu ſchonen, eine große Neigung, den Tadel unter einem bedingten Lob oder guten Rath zu verbergen, ohne dieß die Schwierigkeit aller zeitgenöſſiſchen Kritik, dieſe und noch einige andere Umſtände bringen es mit ſich, daß dieſe neuen Kritiken bei vielen koſtbaren Eigenſchaften doch nicht den objectiven Werth der alten haben. Sainte-Beuve iſt in all ſeinem Lobe aufrichtig, und wo er nicht loben kann, da ſchreibt er nicht.

Sainte-Beuve iſt aber nicht nur ein großer Kritiker, er iſt auch ein bedeutender Dichter, und hat als ſolcher eine ganz eigenthümliche Stellung in der zeitgenöſſiſchen franzöſiſchen Literatur. Er hat ſich ein in Frankreich neues Genre geſchaffen, die häusliche, moraliſche Poeſie, die Poeſie des Stillebens. Er iſt Salis, Hölty und Tiedge in Einer Perſon, ja er macht Miene auch etwas von Witſchel und von Weſſenberg anzunehmen, wie er denn in ſeinem Roman Volupté in die Fußſtapfen des Philoſo-

ben Jacobi und anderer Verfaſſer didaktiſcher Romane getreten iſt.

Sainte-Beuve gab ſein erſtes Bändchen Gedichte als angeblichen Nachlaß eines verſtorbenen Studenten Joſeph Delorme heraus. Die Form iſt in dieſen erſten Gedichten die Hauptſache. Der Inhalt iſt ſo zu ſagen ein verſificirtes Tagebuch, worin die domestica facta, perſönliche Erlebniſſe des alltäglichen Lebens die Grundlage und den Ausgangspunkt der Poeſie bilden. Delorme iſt ſeinem Gemüthszuſtand nach in der Rouſſeau'ſchen Weltanſchauung befangen, er iſt ſchwermüthig, ſentimental, wie junge Leute faſt immer ſind. In ſeinen Conſolations macht ſich ein neues Element geltend, Wordsworth, oder allgemeiner geſagt, die engliſche See-Schule. Die Conſolations ſind weſentlich religiöſen Inhalts, dann iſt es das alltägliche Leben deſſen ſtiller Gang hier beſchrieben wird. Der Ausdruck iſt ſo geſucht ſchmucklos, daß er oft zur Proſa herabſinkt. Dieß iſt aber durchaus nicht Unfähigkeit von Seiten des Dichters; nach dem einfachſten Anfang erhebt ſich in manchen Gedichten allmählich ſein Flug zu einer bedeutenden Höhe. Dieſe Weiſe zeugt nicht nur von der poetiſchen Kraft Sainte-Beuve's, ſondern auch, und ganz beſonders, von ſeiner künſtleriſchen Geſchicklichkeit.

In den Conſolations liegt ſchon der Keim zu dem Roman Volupté. Wenn dieß einmal ein ſociales Factum iſt, muß man es dem Dichter Dank wiſſen, wenn er den Muth hat, einem ſolchen Factum ins Auge zu ſehen. Und hier zeigt ſich gerade Sainte-Beuve's Größe und Reinheit. Der von ihm behandelte Stoff würde unter der Feder der meiſten Autoren widerlich, unſchön, unmoraliſch geworden ſeyn; Sainte-Beuve behandelt ihn mit Sicherheit, ohne je unzart zu werden. Wie hat er nun ſeinen Gegenſtand aufgefaßt? Wenn man das Buch nur aus der Mehrzahl franzöſiſcher Anzeigen kennt, ſo ſollte man glauben, Sainte-Beuve habe, als der entgegengeſetzte Pol der verworrenen St. Simoniſtiſchen Tendenzen, einen aſcetiſchen Tractat geliefert; aber nein, wir haben ein rein menſchliches Buch erhalten, ein Buch, das aus Mangel an ſtofflichem Intereſſe nie ein großes, das aber immer ein auserleſenes Publicum und dieſes ſicher haben wird, weil es ein Meiſterſtück tiefſter Kenntniß der menſchlichen Natur iſt.

Sainte-Beuve ſtellt uns die Degradation der Seele eines Individuums dar, das, in ſündhafter Zerſetzung des ſeiner Natur und Weſenheit nach Verbundenen, von der Liebe nur das natürliche Element ſich herausgenommen hat. Die Folge dieſer Hingebung an den ſinnlichen Genuß iſt für den, der ihr verfallen, ein immer tieferes Verſinken in moraliſche Schwäche, die zu keiner Aufopferung, zu keiner Liebe mehr fähig iſt. Die immer wachen Sinne, die im Genuß nach Begierde ſchmachten und nie ſagen: es iſt genug, zehren allmählich alle moraliſchen Kräfte, beſonders die Willenskraft, auf, und wenn ein Augenblick kommt, wo ein ſolcher Menſch lieben möchte, zu lieben glaubt, vielleicht Liebe einflößt: dann beginnt er möglicherweiſe ein neues Leben, er ſchreitet weit genug vor, um einem Weibe für immer ſeine Ruhe zu nehmen, auf der Mitte des Weges aber erſchrickt er vor der Vollendung des Angefangenen; die Kraft verläßt ihn, er hat nicht den Muth, den Ernſt ſeiner neuen Stellung zu tragen; wie ein zur Zerſtreuung Gewöhnter nicht ſich zu ſammeln, in ſich zu gehen, alle ſeine Gedanken auf Einen Punkt zu richten vermag, ſo ſehnt ſich der Libertin nach der Willkür und Ungebundenheit zurück, die wahre Liebe erſcheint ihm als einförmig, langweilig, als eine Waare, die er zu theuer bezahlt, indem ſeine ganze Perſon gefordert wird. So kehrt er auf halbem Wege um, und ergreift wieder das Leben, wie er es bis dahin geführt. Er ſelber iſt unglücklich dabei; aber was kann er thun? die Willenskraft hat ihn verlaſſen.

Amaury, der Held des Romans von Sainte-Beuve, ſteht in ſolcher Verfaſſung drei Frauen gegenüber, die er eine nach der andern zu lieben verſucht und wieder verläßt. Nichts iſt einfacher als dieſe Geſchichte, nichts wahrer. Die drei Frauen ſind mit Meiſterhand geſchildert, hier finden wir wirkliche Menſchen, keine Automaten oder Abſtractionen. Weil jede eine beſtimmte, ſcharf ausgeprägte Individualität hat, ſo ſehen wir drei Weiſen der Liebe, drei Species desſelben Genus. Nur von G. Sand in Darſtellung ſolcher innerlichen Ereigniſſe übertroffen, iſt Sainte-Beuve, was dichteriſche Vermittlung übertrifft, der Schriftſtellerin überlegen. — Als Amaury drei Weſen, alle drei zum Glück beſtimmt, durch ſich unglücklich ſieht, da verzweifelt er und wird Prieſter. — —

Hören wir nun wie ſich der Verfaſſer ſelbſt über ſeinen Roman, deſſen Herausgeber er ſich nennt, und den er für die Selbſtbekenntniſſe eines in Nordamerika vor wenigen Jahren Verſtorbenen ausgibt, in einem Vorwort ausſpricht:

„Der eigentliche Zweck dieſes Buchs iſt die Analyſe eines Hangs, einer Leidenſchaft, eines Laſters ſogar, und des ganzen Seelengebiets, das dieß Laſter beherrſcht, und dem es Ton und Farbe verleiht, der Seele nach ihrem ſchmachtenden, müßigen, ſich anſchmiegenden, verborgnen und in ſich gekehrten, geheimnißvollen und verſtohlenen, bis zur Spitzfindigkeit träumeriſchen, bis zur Weichlichkeit zärtlichen, kurz nach ihrem wollüſtigen Elemente. Daher der Titel Volupté, der freilich das Unbequeme hat, daß er ſich nicht ſogleich von ſelbſt in ſeiner rechten Bedeutung darbietet, und die Vorſtellung von etwas Lockenderem erweckt, als ſich gebührt. Der Titel, etwas leichtſinnig angekündigt, konnte nicht mehr zurückgenommen werden, und der Herausgeber iſt auch der Meinung, daß Perſonen, welche bedenklich genug wären, wegen eines zweideutigen Titels ſich zu entfernen, in der That wenig verlören, wenn ſie ein Buch nicht läſen, deſſen Moral, ſo ernſt ſie auch iſt, ſich doch an weniger reine und vorſichtige Herzen wendet. Was dagegen ſolche betrifft, welche gerade durch das, was Andre abſchreckt, angezogen werden könnten, ſo iſt, wenn ſie nicht finden was ſie ſuchten, das Unglück nicht groß. — Unter die Gewiſſensfragen, die ſich der Herausgeber lange Zeit ſtellte, gehört auch die: läuft eine ſolche in guter Abſicht geſchilderte und auseinander geſetzte, aber ganz im engſten Vertrauen behandelte Idee, eine Art Generalbeichte über eine ſo ſchwierige Seelenangelegenheit, wobei die ernſte und zärtliche Perſon, von welcher ſie herrührt, ſich ſelbſt ſo oft anklagt, von der Strenge des Ziels abzuirren

nicht gegen die Geſinnungen und Beſtrebungen des Chriſten, wenn ſie in ſolcher Weiſe aus der Bruſt entlaſſen wird, wo er ſie niedergelegt hatte, und die er dadurch heilen wollte? Dieſe delicate Heilung eines ſolchen Laſters durch homöopathiſche Methode, ſoll ſie anders verſucht werden als im verſchwiegenen Dunkel und in einem beſtimmten Ausnahmsfall? Dieſe Frage hat mich lange beſchäftigt. Aber wenn ich dann einen Blick auf die Zeit geworfen habe, in der wir leben, auf dieſen Wirrwarr von Syſtemen, von Wünſchen, von Gefühlen, von Geſtändniſſen und Nuditäten aller Art, dachte ich am Ende, die Veröffentlichung eines wahren Buchs dürfte wohl kaum ein Uebel weiter ſeyn, und es könnte wohl da und dort für Manchen etwas Gutes daraus entſpringen."

Das Buch ſelbſt beginnt mit einem Brief des ſeine Geſchichte Erzählenden an den Herausgeber, worin er dieſen, der in ähnlichen Zuſtänden und geiſtigen Bedrangniſſen ſich befinde, wie er ſelbſt in frühern Zeiten erfahren habe, ermahnt, den Muth nicht ſinken zu laſſen, nicht zu verzweifeln, aber alles Ernſts ſeine Kraft aufzubieten, um ſich aus den Netzen eines Hangs, eines Laſters zu befreien, das die unglücklichſten Folgen habe. Dann folgen die Bekenntniſſe, aus welchen wir Fragmente folgen laſſen.

„Ich war ſiebzehn bis achtzehn Jahre alt, als ich in die Welt trat; die Welt ſelbſt that ſich damals allmählich wieder auf und ſuchte ſich nach den Stürmen der Revolution wieder ins Geleis zu bringen. Ich war bis dahin, in der Stille des Landlebens begraben, ganz iſolirt geblieben, viel ſtudirend und träumend; ernſt, fromm und rein. Ich hatte eine ſegensreiche erſte Communion gefeiert, und während der nächſtfolgenden zwei oder drei Jahre hatte ſich die Wärme meines religiöſen Gefühls nicht gemindert. Meine politiſchen Geſinnungen richteten ſich nach denen meiner Familie, meiner Provinz, der geplünderten und geächteten Minderzahl. Dieſe keuſchen Jahre, gleichſam eine ſolide Erſparniß, ohne Arbeit und Mühe angelegt und vorausverhoben auf die Verderbniß des Lebens, dehnten ſich bei mir weit in die Zeit der Mannbarkeit hinein, und erhielten meiner Seele, bei einem ſchon kräftigen Denken, etwas Einfaches, Beſcheidnes und unbefangen Kindliches. So gelehrig und anſpruchlos, bei einer ſtets zunehmenden Geiſtesnahrung, hätte man mich für ſicher halten ſollen vor allem Unheil. Wie erzeugte ſich nun bei dieſen geregelten Neigungen, dieſer Nüchternheit der Phantaſie, bei dieſer geſunden Zucht, in aller Stille die Idee der Wolluſt? Denn ſchon keimte ſie, ſchon gewann ſie allmählich Herrſchaft über mich durch tauſend Wendungen und unter treuloſen Masken. Ich hatte zum Lehrer im Latein bis etwa in mein dreizehntes Jahr einen Mann von ausnehmender Herzenseinfalt, von völliger Unkenntniß der Welt gehabt, der aber dem Unterricht ſehr gut gewachſen war. Kein Zweifel war ihm je gekommen, keine Leidenſchaft war in dieſer immer gleichmüthigen Seele erwacht, in der ſich nie etwas regte als eine wohl zu entſchuldigende Eitelkeit, wenn es ſich um den Sinn einer Stelle bei Virgil oder Cicero handelte. Da er bisher, ich weiß nicht aus welcher Bedenklichkeit oder Trägheit, nie das vierte Buch der Aeneis geleſen hatte, fiel ihm ein, es mich exponiren zu laſſen, und das that ich vortrefflich. Er ließ es mich auch auswendig lernen und herſagen. Ebenſo überſetzte ich bei ihm die wollüſtigen Oden des Horaz an Pyrrha u. a., ich lernte Ovids Triſtia kennen; ein paarmal fragte ich ihn nach der eigentlichen Bedeutung von Ausdrücken, die er allgemein und ungenauer überſetzte; er antwortete, ich würde es ſpäter erfahren; ich erröthete und fragte nicht mehr. Wenn ich laut vor ihm die Dichter überſetzte, kamen Stellen vor, die mir dunkle Ahnungen von etwas Wollüſtigem erweckten, die mir den Schweiß auf die Stirne trieben, und über die ich wie über feurige Kohlen hinglitt. Ein ſechswöchentlicher Aufenthalt auf dem Schloß des Grafen von... in meinem fünfzehnten Jahr, wo ich ſehr trübgeſtimmt und fremd war, entwickelte in mir den gefährlichen Hang zu einer innern Weichheit und Weichlichkeit, welchen bisher meine regelmäßige Lebensart gezügelt hatte. Ein unerklärlicher Ueberdruß des Aufenthalts zu Hauſe bemächtigte ſich meiner; ich ging tief in die Wälder hinein und recitirte unter ſtrömenden Thränen den Pſalm: wir ſaßen an den Waſſerbächen Babylons; meine Stunden verſtrichen in einer monotonen Vergeſſenheit aller Dinge, und oft mußte man mich aus dem Park zum Eſſen holen. Abends hörte ich im Salon Clariſſa vorleſen, und dabei dauerte meine Zerſtreuung ganz ungeſtört fort, wie unter einer ſchmachtenden und liegenden Muſik. Zu Hauſe griff ich dann nach den andern elegiſchen Dichtern außer Ovid; die melancholiſchen Abſchnitte gefielen mir vorzüglich, und ich ſagte mir unzähligemale ſolche Stellen, die ich ſelbſt kaum verſtand, her. Eine neue, unbekannte Welt regte ſich ſchon in meinem Innern. Indeß hatte ich keine Gelegenheit, weibliche Perſonen meines Alters zu ſehen. Ueberdieß wäre ich bei ſolchen Begegnungen ſehr ſcheu und ſchüchtern geweſen, gerade in Folge meines keimenden Verlangens. Mein übertriebnes Schamgefühl von damals war ſelbſt ſchon etwas Krankhaftes."

„Im Alter von ſiebzehn bis achtzehn Jahren nahm der geheime Hang meiner Seele, indem er tiefer wurde, eine ſeltſame Geſtalt an. Es kam mir eines Tags die Befürchtung in den Kopf, daß ich von einer Art Häßlichkeit ergriffen ſey, welche reißende Fortſchritte machen und mich ganz entſtellen würde. Eine eiſige Verzweiflung folgte auf dieſe vermeintliche Entdeckung. Ich wunderte mich, daß nicht auch ſchon andere dieſe Entdeckung an mir gemacht haben ſollten und unter den jungen Leuten meiner Bekanntſchaft war ich immer mit Vergleichungen beſchäftigt, und beneidete die einfältigſten Geſichter. Es gab ganze Wochen, wo meine Tollheit ſich verdoppelte, und die Furcht, dereinſt nicht geliebt zu werden, mir keine Ruhe ließ. Aber das war nur eine eigenthümliche Wendung, eine unerwartete Liſt der Sirene, die mit uns geboren iſt, die ſich von Anfang an eingedrängt hat und triumphiren will in unſern Herzen; es war nur eine treuloſe Tücke, mich gewaltſam loszureißen vor den einfachen Bildern der idealen und enthaltſamen Schönheit, mich ſchneller dem ſinnlichen Zug in die Hände zu führen, indem ſie mir die Häßlichkeit in Ausſicht ſtellte. Es war eine unverdächtigere, aber ſicher greifende Weiſe, die ewige Schmeichelei zu erneuen, die uns zu unſern Neigungen hindrängt, und mir auf eine ſcheinbar entſetzliche Weiſe, ohne meine Grundſätze zu

ſehr zu empören, jene im Grunde ſich immer gleichen, honigſüßen Räthe einzupflücken: zu eilen, zu guter Zeit die erſte Blume zu pflücken, und von Stund' an die flüchtige Anmuth des Lebens zu benützen. Das einzige Ergebniß dieſer tollen Einbildung war denn, mich unverſehens weit zurückzuwerfen von dem Punkt, auf dem ſie mich getroffen. Meine milde ſittliche Gemüthsverfaſſung kehrte nicht wieder; meine geſunden Lebensgewohnheiten veränderten ſich. Das einmal vor meinen Blicken aufgeſtiegne Bild des Weibes blieb mir immer gegenwärtig, ergriff mein Weſen und vertilgte darin die Spuren früherer Eindrücke. Meine Religion erblaßte." — —

Er erzählt wie er auf einem benachbarten Schloſſe die Bekanntſchaft eines liebenswürdigen Mädchens, Amelie de Liniers, gemacht und ſich ein, wiewohl nie in Worten ausgeſprochnes, zartes aber inniges Verhältniß zwiſchen ihnen angeknüpft. Bei einer Jagdpartie kam ihm dieß erſt recht zum Bewußtſeyn; er erlaubte ſich eiferſüchtige Vorwürfe; dieſe hörte ſie zwar nicht an, ſie ſchnitt ſie ab und beleidigte ihn dadurch; aber ihr Benehmen am Abend überzeugte ihn, was er ihrem Herzen ſey. Noch mehr öffnete ſich ihm ihr Herz bei einem Geſpräch, wo er ſie von ſeinen romantiſchen Entwürfen und Planen für die Zukunft unterhielt.

„Liebe, keimende Liebe, oder wie man das heißen mag, was dir verwandt iſt, die unſichre Stimme, die in uns ſeufzt und jubelt, die verworrene Melodie, welche, einmal wenigſtens im Leben, zur Erinnerung an Eden, der Schöpfer uns auf den Flügeln unſeres Frühlings zuſendet, — Wahl, Gelübde, Verheißung; vergönntes Glück, das ſich mir damals anbot und ich ausſchlug, welches nachdenklichere Herz iſt nicht in Unruhe gerathen, iſt nicht beinahe ſchaudernd zurückgebebt im Augenblick, wo es dich an ſich preſſen, dich ergreifen ſollte! Kaum hatte ich das Schloß aus dem Auge verloren und war der erſte Ungeſtüm meines Pferdes erſchöpft, als ich den Zügel ſinken ließ und träumeriſches Sinnen mich allmählich überwältigte. „Wie, ſagte ich bei mir ſelbſt, mich feſtbannen, mich hier feſtbannen, wenn auch mitten im Glück?" Und gegenüber dieſem ernſten Gedanken zitterte ich am ganzen Leib. Eine, faſt bis zum Ohnmächtigwerden ſchmerzliche Ahnung ſtieg aus meinem innerſten Weſen empor und rief mir, in ihrer wohl begreiflichen weiblichen Verzagtheit zu, ich ſolle warten, es habe für mich die Stunde der entſcheidenden Entſchlüſſe noch nicht geſchlagen. Die Welt, Reiſen, die zahlreichen Abenteuer des Kriegs und der Höfe, die geheimnißvollen Combinationen, in welchen die Jugend ſo verſchwenderiſch iſt, öffneten ſich meinen Blicken in einer unendlichen Perſpektive, und verſammelten ſich, ſchwammen in beweglichen Geſtaltungen, je nach dem Spiel des blaſſen Lichts, über dem Saum der Gebüſche. Ich hatte meine Luſt daran, Gemüthsbewegungen, Unglück ſogar, mir im voraus zu vergegenwärtigen; ich ſprach bei mir ſelbſt: „ich werde einſt an dieſen Ort wiederkehren, nachdem ich mich in der Ferne in allerlei Welthändel gemiſcht, nachdem ich meine Seele oft erneut haben werde; reich an Vergleichungen, gereift durch frühzeitige Erfahrung werde ich wieder hier eintreffen. Dieſer milde Mond wird, wie heute Abend, das Buſchwerk beleuchten und die Haſelnußſtauden und einen weißlichen Schafpferch, dort unten, unter dem dichten Dunkel; Licht und Traurigkeit, alle dieſe Reflexe von heute, aber dieſe Spuren von mir werden dann wieder da ſeyn. Aber ſie, werde ich ſie noch finden, wird ſie mich vergeſſen haben?" — Und dieſe ohne Zweifel bittern Wechſelfälle, die ich mir unter unbeſtimmten Thränen vor die Seele rief, lächelten mich an in dieſer Ferne und machten mich das Leben in der Gegenwart empfinden. Durch ſolche dädaliſche Krümmungen des Gedankens brachte mich auf Irrwege die treuloſe Unbeſtändigkeit, das Schooßkind des menſchlichen Herzens!" — —

Er erzählt dann weiter, wie er mit der Familie Couaën, auf dem Schloſſe gleiches Namens, bekannt geworden und dieſe Bekanntſchaft eifrig gepflogen habe, hauptſächlich wie er ſich ſelbſt beredet, weil er durch den Herrn von Couaën in die politiſche Thätigkeit eingeführt zu werden hoffte; und dieß war auch wirklich der Fall, denn dieſer Edelmann, ein Mann von großen Talenten, edlem Charakter und von der unerſchütterlichſten Anhänglichkeit an die Sache der vertriebnen Königsfamilie, war fortwährend mit Planen zu Gunſten ihrer Wiedereinſetzung beſchäftigt, und ſtand an der Spitze der Gleichgeſinnten in der Provinz. Der Jüngling fand auf dem Schloß viele ihm bisher unbekannte Perſonen, mit welchen er ſich mehr oder minder befreundete, und ohne die Hoffnungen des Herrn von Couaën theilen zu können, trat er doch bei ſeinen Planen nicht zurück. Nach Gaſtine kam er ſeltner, und Amelie de Liniers entſchuldigte die Sparſamkeit ſeiner Beſuche mit eben dem Motiv, mit welchem er ſeine häufigen und langen Beſuche in Couaën vor ſich rechtfertigte; ſie glaubte der Drang nach Thätigkeit und Handeln ziehe ihn dorthin, und ließ ſich deßwegen das Opfer, welches ſie dabei zu bringen hatte, in zärtlichem Stolz auf ihren Geliebten, gern gefallen. Aber ein geheimer Magnet war auch die Frau von Couaën, eine geborne Irländerin, Mutter von zwei Kindern, aber noch ſehr jung, ſchön, fromm.

„Wie mir Frau von Couaën bei den erſten Beſuchen erſchien, darüber habe ich wenig zu ſagen, als daß ſie in der That ſehr ſchön war, aber eine jener fremden und ſeltnen Schönheiten, an welche ſich das Auge erſt gewöhnen muß. Noch nach einer ſechsmonatlichen Bekanntſchaft war meine Anſicht von ihr ſehr ſchwankend, meine Empfindungen gegen ſie befanden ſich in einer ſchwebenden Ungewißheit, die, weit entfernt Gleichgültigkeit zu ſeyn, vielmehr von der allerzarteſten und feinſten Verehrung für ſie und von meiner übermäßigen Bedenklichkeit herrührte, mich ſelbſt in Betreff ihrer zu befragen. War ſie anweſend, ſo begrüßte ich ſie, ohne doch viel das Wort an ſie zu richten; ich antwortete ihr beinahe ohne mich an ſie zu wenden, ich ſah ſie, ohne ſie anzublicken; ſo benimmt man ſich etwa in Anweſenheit einer jungen, ihr Kind ſtillenden Mutter. Sie war wie ein keuſches, dem Auge verbotenes Bild, über das mein Blick beim Eintreten eine Wolke ausbreitete, und beim Weggehen zog ich einen Vorhang über meine Erinnerungen. Aber wer kennt die Liſten der böſen Abſicht und die geheimen Auskunftsmittel und Zugeſtändniſſe, die in uns vorgehen? Vielleicht dienten Wolke und Vorhang nur dazu, die Unruhe beim erſten Anfang zu erſparen, und der Angewöhnung zu erlauben,

im Schatten und Dunkel ſeine noch nicht ſichtbaren Keime zu vervielfältigen.“....

„Fräulein von Liniers opferte gern das Vergnügen, mich ſo oft zu ſehen wie früher, dem, was ſie für den Weg zu meinem Emporkommen hielt. Unſere Geſpräche, ſelbſt wenn wir ganz allein waren, verließen allmählich die gewohnte Dämmerung und die Umgränzung unſerer eigenen Gefühle und waren mannichfacher geworden, weniger mit leiſer Stimme gefühlt und mehr pikant und glänzend; den Ueberfluß von Stoff, den ich von auswärts mitbrachte, ließ ſie nicht allzu zärtlich, zu rührend oder matt werden. So entwarf ich denn unterhaltende Schilderungen der Perſonen, der Conflicte, in die ihre Eigenliebe kam, von ihrer Eitelkeit und Anmaßung, und rühmliche Schilderungen von Herrn von Couaën und ſeiner Kaltblütigkeit, mit der er immer unter all dieſen Erhitzungen eine verſtändige, kluge Haltung ſich bewahrte. Wenn ich über die Marquiſin ſchwieg, ſo ließ Fräulein von Liniers ſich angelegen ſeyn, meine ſchwachen Schranken niederzureißen in Betreff eines Gegenſtandes, der ſie mehr als jeder andre anzog. Die Erſcheinung der jungen Frau, der Charakter ihrer Schönheit (denn ſie hatte ſie bis dahin noch nie geſehen), ihr Weſen und ihre Haltung, die Benützung ihrer Stunden in Geſellſchaften, die ſo verſchieden von ihr waren, das Alter ihrer zwei Kinder, welches das ſchönere ſey und ob das Mädchen ſeiner Mutter gleiche; was weiß ich Alles! ob ſie in ihrer Ausſprache etwas Ausländiſches habe, ob ſie die Sprache ſo gut ſpreche wie wir, ob ſie ſich gern über ihre Familienerinnerungen und über ihr erſtes Vaterland auslaſſe?... Dieſe tauſenderlei Fragen drängten ſich auf den Lippen des Fräuleins von Liniers, ohne alle eitle Neugier, ohne das mindeſte Regewerden von rivaliſirender Koketterie, mit einem wohlwollenden und wahren Intereſſe, wie Alles was einer ſolchen Seele voll Anſtand und Schicklichkeit entfloß. Ich konnte mich der Erfüllung ſo vieler natürlicher Wünſche nicht entziehen, und einmal im Gang, vergaß ich mich in den Erzählungen und Entwicklungen. Da ſie ſelbſt mit eigenen Händen den Schleier wegzog, mit welchem ich dieß anmuthige Plätzchen in meinem Innern zu verhüllen gemeint war, glaubte ich, es ſey mir wohl auch erlaubt in ſolchen Augenblicken einen Blick hineinzuwerfen, der meinem Zwang ein Ende machte, und eine Oeffnung, die ich nicht ſelbſt veranlaßt hatte, zu benützen, um auch meinerſeits mir zum Bewußtſeyn zu bringen, was mein Gedächtniß bereits in ſich ſchloß. Wenigſtens habe ich nicht den Anfang der Enthüllung gemacht, murmelte ganz leiſe mein Gewiſſen; und inzwiſchen drang ich immer tiefer hinein und vorwärts und die Erzählungen, die ich machte, nahmen kein Ende. Ganz Caſtine war nur noch das Echo der geheimen Wunder von Couaën. Wenn die Gefühle, über die ich mich in der Folge entſetzte, von da an in mir ſich zu fernen und dunkeln Punkten zu geſtalten anfingen, ſo geſchah dieß in Folge ſolcher Unterhaltungen, wo unſer Wort, voll von ſeinem Gegenſtand, und aufgefordert ihn wieder zu erfaſſen, in uns deſſen erſte Umriſſe umſchreibt.“ —

(Fortſetzung folgt.)

Der Philoſoph Ariſtippos

an eine Lampe, welche ihm Lais geſchenkt hatte.

Von Th. Moore.

„Dulcis conscia lecticuli lucerna.“

Mart. XIV. 39.

„O, halt, ſprach Lais, wie ſo gern ich's hätte,
„Die treue Lampe werth, die manche Nacht
„An deiner Freundin einſam trautem Bette
„Mit ihrem kleinen Lichtchen hat gemacht.

„Sie ſah oft feucht von Thränen meine Wangen,
„Sie ſah mein Auge ruhn auf ihrem Licht,
„Und hört' im Schlaf mich ſeufzen und verlangen
„Nach des Geliebten holdem Angeſicht.

„Sie wußt' es wohl, wie mir die Wange brannte,
„Wann frei die Phantaſie begann ihr Spiel;
„Sie ſah, wie ich mich wandte, glühend wandte,
„Und wie ſtatt deiner ich geküßt den Pfühl;
„Sie hörte meinen Wunſch, dich hier zu wiſſen,
„In deinem Arm zu ruhn und dich zu küſſen.

. . . . . .

„Drum halt' die Lampe werth! — ſie wird oft leiten
„Dir deinen Schritt durchs heil'ge Muſenthal,
„Und hell wird leuchten dir ihr ſel'ger Strahl,
„Wenn je dein Auge lieſt von goldnen Zeiten,
„Vom Glanz des Himmels, Schöpfung der Natur,
„Von Allem, was nur trägt der Schönheit Spur.
„O, glaube, die die Lampe dir gegeben,
„Sie liebt dich mehr, als ſelbſt ihr eignes Leben!“ —

Ja, theure Lampe, bei der Reize Fülle,
Die dort geſehn dein mitternächt'ger Schein, —
Beim Grazienarm, der aus des Bettes Hülle
Sich ſtreckte auf die Stirn von Elfenbein:

Beim vollen Buſen, halb dem Blick entzogen,
Bei ihrer Lippen ſüßem Seufzerwehn;
Beim Schleier, deſſen Falten niederwogen
Auf ihre Roſenwangen blendend ſchön:

So lange dieſe Zauberreize walten,
So lang das Herz mir glühet liebevoll,
Will dieſe goldne Lampe werth ich halten;
Von meiner Lampe nichts mich trennen ſoll!

Und oft ſoll, wie ſie liebreich hat verkündet,
In der Begeiſterung lenken mit ihr Strahl
Den Schritt, der pfadlos ſich in Irren windet,
Leicht durch der Dichtung labyrinth'ſches Thal.

Drum leuchte, wenn die Hand das Buch erhebet,
Wo noch der Hauch des Chiers uns entzückt
Wo noch, obgleich sein Leib uns längst entrückt,
Doch glühend fort des Barden Seele lebet!
Auch sollst du strahlen auf die sanftern Lieder
Des Sängers dort von Asträs traur'gen Matten,
Zu dem die Musen nächtlich stiegen nieder,
Zu bringen ihm der Weihe heil'gen Stab,
Gepflückt vom grünsten Baume, dessen Schatten
Kastalias krystallnen Quell umgab. —
Dann einer reinern Lehre zugewendet,
Beschaun wir, was der Baum der Weisheit spendet,
Und folgen, wohl gelenkt vom goldnen Faden
Der Wissenschaft, den mythisch dunkeln Pfaden,
Wo die Natur fern unsern Augen liegt
Und weit durch Wunderlabyrinthe fliegt.

So wird mein Herz dann lernen tief erkennen,
Wie flüchtig diese schöne Welt vergeht,
Wo, was noch sah die Morgenstrahlen brennen,
Schon vor der Nacht verrinnet und verweht.

Paß' ich drin Feuer, will ich dir verkünden:
„Der Strom des Seyns rinnt schnell und schnell hinaus;
„Die Zeit, die deine Flamme heißt verschwinden,
„Löscht dort auch jenen Sonnenhimmel aus!"

O, kann der Erde Macht, vereint im Bande,
Nicht fesseln eine federleichte Stunde,
Und soll der Eindruck, den wir heut' empfinden,
Schon morgen in dem Zeitenstrom verschwinden,
Wer steht dann still, die Frage zu erheben,
Warum die flücht'gen Schätze uns gegeben,
Die sonn'gen Tage und der Nächte Schatten,
Die kurze, aber süße Freuden hatten,
Die zum Genuß uns schuf des Himmels Huld?
(Sie zu verachten, wär' strafbare Schuld!)
Wer wird, wenn eine Rose er sich pflücket,
Erst fragen, warum ihn ihr Duft entzücket?
Er denkt nur an den blendend schönen Glanz,
Der alle Blumen überstrahlt im Kranz;
Er denkt nur an den Seufzer, den sie spendet,
Mit welchem sie ihr süßes Leben endet.

O Sinnenlust, du einz'ges Gut der Erde,
Nur eine kleine Stunde dir geweiht, —
Bei meiner Lais Lippen! — gleicht am Werthe
Des Weisen himmlischer Unsterblichkeit!

Drum weg mit aller Weisheit finstern Lehren,
Weg mit den Sprüchen, die durch harten Zwang
Die süßen Freuden uns zu pflücken wehren!
Denn ach! der Quell der Sinne strömt nicht lang,
Woraus die Seele, um sich zu erquicken,
Trinkt Lieb' und Leben, — seliges Entzücken.

O theure Lampe, darzu nicht geschenkt,
Zu leuchten auf ein unbelebtes Blatt, —
Was Lais auch von tiefer Weisheit denkt,
Was scheinbar auch mit Ernst gesagt sie hat;
Es war nur Scherz! — mir sagen ihre Augen,
Daß du zu süßrem Dienst seyst zu gebrauchen.

Und wann sein Auge schließt nach weiten Reisen
Der Himmelswanderer im Westen dort;
Wann Seher spähen in den lichten Kreisen
Nach ihrem künftgen sel'gen Wohnungsort;
Da trüg' ich's nicht, daß ich daheim verbliebe,
Ich schleiche mich bei mildem Sternenschein
Flugs nach dem weichen Lager meiner Liebe,
Du, treue Lampe, sollst mein Führer seyn!

Sanft sey ihr Schlummer, daß er sie erquicke!
Laß nicht sie träumen von so nahem Glücke,
Bis meine feur'gen Seufzer hauchend glühn
Auf ihrer Frühlingswange rosigem Blühn,
Und ich die Locken lüfte, die hernieder
Sich gießen über ihre Augenlieder,
Bis sanft ich küsse ihrer Stirne Pracht
Und bis mit süßem Staunen sie erwacht!

Doch wenn sie träumt, so sey's von dem Entzücken,
Das beide wir empfunden ganz so rein,
So daß es schien, als wär' es nur allein
Für uns geschaffen, um uns zu beglücken!
Dann werd' ich küssen ihre heiße Wange
Und ihren Busen sanft sich heben sehn;
Dann hör' ich sanft sie lispeln, leis und bange,
Und höre sie um Schonung bittend flehn.
Und seh' ich ängstlich seufzen sie und glühen,
Als wollt' aus ihrer Brust die Seel' entfliehen,
Und ist das Mädchen himmlisch hochbeglückt,
Dann in die Arme sink' ich ihr entzückt.

O süße Lais, welche Himmelsfreuden
Erwarten mich in diesem Augenblick!
Ihr Weisen, kommt und schauet diese Freuden,
Und wo bleibt eures Kaltsinns Ruhm und Glück?

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 126.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 November 1839.

An den Epheu.

Von Felicia Hemans.

Wie konnte Laune einſt mit dir
Den Gott bekränzen und den Wein?
Wie konnteſt du des Mahles Zier,
Geſell der Rebe ſeyn?
Deine Heimath iſt, wo jeder Klang
Des Jubels lange iſt verhallt,
Wo einſt ertönte voller Sang,
Und nun nicht mehr erſchallt.

Der Römer wand mit Jubellaut,
Wenn ſein Adler auf dem Schlachtenfeld
Auf beſiegte Kön'ge hingeſchaut,
Dich um des Siegers Zelt.
Doch hingſt du, dem Triumph geweiht,
In friſchen Zweigen auch herab,
Lieber haſt du die Einſamkeit
Um des ſtolzen Siegers Grab.

Wo der Sänger und Helden Grabmahl ſteht,
Der Söhne des grauen Alterthums,
Wo traurig flüſternd der Windhauch geht
Durch die hohen Hallen des Ruhms,
Wo des Großen und des Schönen Spur
Zu tilgen eilt der Zeiten Tanz,
Da weileſt du auf jeder Flur,
Der Grabesſtätte Kranz.

Du legeſt dich im claſſiſchen Land
Um gefallner Götter Altar herum,
Und breiteſt deines Schleiers Gewand
Auf Städte, öd' und ſtumm.
Verlaſſne Königſitze und
Die hohen Bogen, dem Sieg geſetzt,
Und alle Pracht auf dem Erdenrund
Gehören dir zuletzt.

Wo Italiens blauer Himmel lacht,
Ließ manchem hohen Götterhaus
Die Zeit nichts von der alten Pracht,
Als deinen wilden Strauß.
Und in der Wolken Schooß erhöht,
Auf modernem Thurm, an des Rheines Rand,
Wehſt du, wo Banner ſonſt geweht,
Und ſchmückſt den Felſenſtrand.

Hoch aus der Luft ſchaun die Horſte herab,
Wo einſt ein ſtolzes Geſchlecht gehauſt;
Der Mächt'gen Name ruht im Grab,
Iſt ohne Spur verbrauſ't.
Doch du biſt da — dem Bergesſturm
Trotzt unzerrückt dein helles Laub;
Du klimmſt hinan den höchſten Thurm,
Und ſteigſt hinab zum Staub.

Das athmende Bild aus Pariſchem Stein,
Das in den Marmorhallen entzückt,
Das Leben, womit der Maler ſein
Gemälde reich geſchmückt,
Der Acanthus, den vom Korinthiſchen Dach
Man ſchön gemeißelt wehen ſah,
Dieß Alles iſt hin — und was bleibt nach?
Du, du allein biſt da.

Wohin wir ſchauen, ſehen wir,
Wie Menſchenmacht in Trümmern ſteht,
Und kein Wunderwerk der Welt je dir
Und dem Verfall entgeht.

Wenn auch seinen Bau der Mensch so kühn
Voll Schönheit, Anmuth, Stärke nennt,
Die Zeit vergeht — die, Immergrün,
Gebäret alles am Ende!

K. Bockelmann.

Volupté.

(Fortsetzung)

Er berichtet weiter, wie er sich auf dem Schloß Couaën mit philosophischen Schriften beschäftigt, wie diese allmählich in ihm den Glauben zersetzten, aber seine vermeintliche Philosophie doch seine Gefühle nicht zügelte, sondern diese in ihm, beim Anblick der Marquisin, sogleich die Oberhand gewannen.

„Dennoch war ich noch nicht wirklich von Liebe ergriffen, nein, mein Freund! noch war ich es nicht! In jenen Hainen, wo ich, ein Buch in der Hand, zur Entschuldigung meiner Einsamkeit im Fall daß mir Jemand begegnete, vor Abend mich erging; in meinen köstlichen Nachmittagen, während jener Herbstzeit des Tages, wo die blendende Hitze des Himmels sich auflöste in ein klares, so weit hin verbreitetes Licht, und wo die geheime Stimme des Herzens in uns am deutlichsten ist, befreit von der Schwere des Mittags und von den zahllosen Wünschen des Morgens; in diesen Augenblicken der Träumerei, auf den Bänken der Lauben, in der Baumschule oder an dem klaren Weiher, überall wo ich herumstreifte, nannte ich nie einen Namen, ich hatte keine Chiffre einzugraben, ich trug kein Bild mit mir herum. Frau von Couaën verscheuchte Fräulein von Liniers, ohne selbst zu herrschen; andre Erscheinungen gesellten sich dazu; aber keine wurde ich unruhig; ein Bauer, der mir seiner Schäferin sich traf, schien mir ein König. So, wenn ich keinen bestimmten Gegenstand meiner Liebe hatte, verlangte ich darum nicht minder elendiglich darnach; die einfachen Freuden und der Genuß dieser Stunden und Orte war nichts desto weniger durch meine überströmende Sinnlichkeit vergiftet. Es kommt eine Zeit im Leben, wo eine schöne Landschaft, die warme Luft, ein langsamer Spaziergang im Schatten, eine freundschaftliche Unterhaltung oder das Nachdenken, die Betrachtung, ohne alles Weitere das Herz befriedigen; der Traum vom menschlichen Blick weiß nichts Besseres zu ersinnen. Aber in der lebhaften heißen Jugend dienen alle natürlichen Güter nur als Rahmen und Begleitung für einen einzigen Gedanken. Wenn dieser Gedanke unerfüllt bleibt, wenn das Wesen, welches mit Mäßigung zu suchen Gott den meisten Menschen gestattet hat, nicht gleich anfangs gefunden wird, so lästert das Herz; man wird bitter, man verirrt sich; man stampft mit dem Fuße auf den keimenden Rasen, man zertritt die beschneiten Blumen desselben, man reißt die Knospen von den Zweigen am Wege; man stößt mit zürnendheißen Nüstern den milden kühlenden Zephir zurück, man beleidigt und höhnt mit verzweifelnden Blicken das herrliche Geschenk dieses Lichts. Und diese süßen Landschaften, diese warmen Plätzchen, die im Alter der gesteigertsten Sinnenempfänglichkeit uns als bittere, öde Wüsten erschienen, und die später, wenn unsre Sinnlichkeit sich mindert, sie ausfüllen, lassen doch nur im erstern Fall dauernde Spuren in uns zurück. Sobald sie zum Glücklichseyn hinreichen, verdrängen, vermischen sie sich und werden vergessen; nur diejenigen leben in der Erinnerung mit einem ewigen Zauber fort, die oft im Alter der glühenden Ungeduld unerträglich scheinen.

„In dem Alter, in welchem ich damals stand, erscheinen Sinnlichkeit und Liebe unserm Auge nur als Eines; man verlangt nach Allem, was den Sinnen schmeichelt, man glaubt Alles lieben zu können, wornach man verlangt. Ich gab mich blind dieser Täuschung hin. Das Herz ist in dieser Krisis so voll von Kräften ohne Gegenstand und von unbekanntem Umfang; das äußere Leben und unser eigenes sind für uns so wenig geschieden; ein so rascher Phosphorglanz fährt, unsre Blicke entzündend, vorüber; solche Strahlenergüsse strömen funkenweise aus und regnen auf Alles um uns hernieder; sobald die Stimme des Verlangens sich erhebt und wenn keine andre mächtigere Stimme ihr Einhalt thut, zittert unser ganzes Wesen von einer so magnetischen Erregung, daß man, auf das Zeugniß so vieler Anzeichen hin, nicht glauben kann, daß nicht die Liebe in uns seyn sollte, bereit, mit ihrem unversieglichen Enthusiasmus die immer neuen Vollkommenheiten, über die sie gebietet, und die Ewigkeit ihrer Verheißungen zu verfolgen. Aber man gehe weiter und folge diesen Lockungen; man verwehre dem Verlangen nicht jenes bezaubernde Wort, das es einem zuflüstert; man verfliege nicht für immer die Sinne unter der unverletzlichen Binde des Geheimnisses, indem man sie als Brandopfer der makellosen Vermählung der himmlischen Braut darbringt; oder man beschränke sie nicht bei guter Zeit auf den heiligen Kreis der Ehe, auch unter dem Auge der göttlichen Liebe: man gehe weiter und koste ein wenig diese eitelen Wonnen! Wie schnell tritt die Scheidung der Sinne und der Liebe ein! Schmerz oder Ueberdruß offenbart dann ihren tiefen Unterschied! In dem Maaß als die Sinnlichkeit irgendwo vorrückt und sich entfesselt, versiegt die ächte Liebe und zieht sich zurück. Je verschwenderischer und willfähriger die Sinne werden, desto mehr zieht die Liebe sich zusammen, wird arm oder geizig; bisweilen löst sie sich geradezu von ihnen ab, bricht alle Bande mit ihnen, flüchtet sich, platonisirend, auf die Höhe eines unzugänglichen Gipfels, während die Sinne unten im Thal sich den dicken Strömungen der schweren Dünste hingeben. Je mehr dann die Sinne sich hastig und gierig auf ihre Nahrung werfen, desto mehr sublimirt sich die Liebe, vermöge einer Art von Repressalien in ihrem Wesen. Aber diese widersprechende Thätigkeit ist unheilvoll. Wenn die Sinne allzusehr im Widerspruch und in der entgegengesetzten Weise als die Liebe thätig sind, tödten sie sie in der Regel, so verschieden sie auch von ihr sind; indem sie sich aufzehren, schwächen sie die Kraft zu lieben in uns. Denn wenn auch die Sinnlichkeit im Menschen keineswegs dasselbe ist mit der Liebe, so besteht doch in dieser Welt eine vorübergehende, darum aber doch reale Verbindung zwischen der Liebe und der Sinnlichkeit, zum Behuf des untergeordneten Zwecks der natürlichen Fortpflanzung der Gattung und die legitime Harmonie der Ehe. Daher die an-

Digitized by Google

ſcheinende Vermiſchung, in der ſie anfänglich ſich darbieten; daher auch beim Uebermaaß der Diverſionen der Sinnlichkeit und über eine gewiſſe Zeit hinaus der Untergang des Vermögens zu lieben; aber eine abſolute Verbindung, eine Identität beſteht zwiſchen ihnen nicht. Bei einer ziemlichen Anzahl von ſtürmiſchſinnlichen Naturen, welche nicht von der Religion ihre Leitung empfingen, die aber doch durch das Laſter oder die Eitelkeit nicht ganz verdorben ſind, unterſcheidet, wenn die Sinnlichkeit ihr erſtes Feuer ausgeworfen und ihre Heftigkeit weniger Geräuſch und Tumult im Innern macht, die kranke Seele deutlicher unter ihrer Stimme die Stimme der Liebe, die Stimme des Bedürfniſſes der Liebe. Dieſe Stimme, die man in der Einſamkeit und beſonders in der zweiten Jugend hört, iſt weit entfernt von der Friſche und Melodie, welche ihr die Sinnlichkeit während ihrer Vermiſchung geliehen. Etwas herb, verändert und leidend, nicht mehr jungfräulich wie an der Schwelle des keuſchen Hymen, nicht mehr ſchmeichleriſch-berückend wie beim Feſt der falſchen Genüſſe, ſondern ernſt, enttäuſcht, wahrhaft und nackt in ihrer Klage, fordert ſie in dieſer Welt ein Herz, das wir lieben können und das uns liebe — auf ewig. Oh! gegen dieſe Stimme, mein Freund, wenn der Menſch ſie zu verſtehen, wenn er ihren wahren Sinn ſich zu überſetzen weiß, möchte ich mich nicht ſtreng ausſprechen! Sie iſt in der Zwiſchenzeit zwiſchen der Verleugnung der Verirrungen bis zur Verhärtung und Verſtockung ein erhabner Aufruf des Unendlichen in uns, eine ſchmerzliche Proteſtation, in menſchlicher Form, unſrer unſterblichen Inſtinkte und unſrer Liebefähigkeit. Für den der ſie in ſeinem Buſen wieder erwärmt und ihr lange zuhört, kann ſie das Signal zur glücklichen Umkehr werden. Sey es nun daß, auf ihrer Bahn nicht findend die unvergleichbare Seele, nach welcher ſie ſich ſtehend ſehnt, die erſchöpfte aber muthige Seele weiter hinaus ſchreite, und in ihrem Ekel vor aller Zerſtreuung, in ihrem wachſenden Durſt nach Liebe, losgeriſſen und reuig, erſt Halt macht bei der höhern Quelle, in die ſie ſich verſenkt, oder ſey es, daß ſie vermöge eines ſeltnen Findens, welches auf dieſer Pilgerſchaft der allererfriſchendſte Segen iſt, endlich die erſehnte Seele entdecke, ihr entgegen eilt, ſich ihr zu erkennen gibt, die Weihe empfangt und mit ihr und durch ſie in die Regionen der ächten Liebe ſich erhebt. In dieſem Fall bildet die menſchliche Liebe gleichſam eine makelloſe Stufe zu dem Throne der Unvergänglichkeit. Aber wenn dieß Schickſal ſchön iſt, lobenswerth und ſehr ſüß ſelbſt in ſeinen Opfern, ſo darf man ſich doch auch deſſen Gefahren und Schattenſeiten nicht verhehlen; indem eines dem andern eine Stütze ſeyn will, muß man befürchten einander zur Klippe zu werden. Willſt du wiſſen, ob die menſchliche Liebe die du empfindeſt, rein und des Vertrauens werth bleibe, ob ſie dich fortwährend auf geſunde Weiſe reife und vorbereite, ſo ſage dir ſelbſt die Worte eines ſanftmüthigen Meiſters vor: „die Liebe iſt vorſichtig, demüthig und aufrichtig; ſie iſt weder weichlich noch leichtſinnig, noch dem Eiteln ergeben; ſie iſt nüchtern, keuſch, beſtändig, voll Ruhe und an allen Pforten der Sinne von Schildwachen bewacht!“ das muß man ſich fragen und darüber ſich prüfen, und das kann Einem bei jedem Schritt Aufſchluß geben, ob die menſchliche Liebe, der man folgt, ſich dem Ziele nähere, ob ihr Weg gewiß der rechte ſey. Andre, ich weiß wohl, ſind ſtrenger als ich, und reißen ſie ohne Bedenken weg von dem Pfade des Heils; ich aber kann nach ſo vielen Proben nicht umhin nachſichtig gegen ſie zu ſeyn. Eines Tags glaubte der Sänger Laura's, der gelehrte und melodiſche Petrarka, in einer Woche frommer Zurückgezogenheit den großen Auguſtinus, ſeinen verehrten Schutzheiligen, zu ſich eintreten zu ſehen, der zu ihm redete. Und der große Heilige, nachdem er den zitternden Gläubigen beruhigt, fing an ihn zu befragen, und er prüfte ſein Leben als aufmerkſamer Leiter und Führer und gab über Alles ſeinen Rath; die weltliche Ehre, das Studium, die Poeſie und der Ruhm zogen nach einander vorüber, und als er an Laura kam verbot und entfernte er ſie. Aber Petrarka, der ſich vor jeder Entſcheidung des Heiligen gebeugt hatte, ſchrie hier voll Schmerz auf, und flehte auf den Knieen ihn, der über Dido geweint hatte, an, ihm den Gedanken an Laura zu laſſen. Und warum auch, o du zartfühlendſter der Lehrer, wenn es mir geſtattet iſt, in aller Demuth zu fragen, warum wollteſt du ſie ihm nicht laſſen? Iſt es denn ſchlechthin verwehrt, eine Creatur der Wahl in der Idee zu lieben, wenn man, je mehr man liebt, um ſo mehr ſich bereit und tüchtig fühlt zu glauben, zu leiden, zu beten; wenn man, je mehr man betet und ſich erhebt, um ſo mehr Luſt und Trieb zum Lieben in ſich ſpürt? und was iſt denn zumal Arges daran, wenn dieß einzige Geſchöpf ſchon todt und uns entriſſen iſt, wenn es ſich ſchon, für uns, auf dem jenſeitigen Ufer der Zeit, bei Gott befindet? Die göttliche Liebe, von welcher alles Gute ausſtrömt und durch die Alles ſich erhält, kann uns vorgeſtellt werden als thronend auf dem Altar, den Niemand mit Augen geſchaut hat, noch ſchauen wird; und von da ſchleudert ſie ihr Licht, von da ſtrahlt und erſchüttert ſie; ſie durchdringt in verſchiednem Grade und bewegt alles Leben, und wenn ſie ganz rein und ungemiſcht unſre Herzen erreichte in dieſer ſterblichen Welt, würde ſie ſie nicht berauſchen noch blenden, ſie würde ſie erglanzen machen wie Kryſtall, würde ſie zur Stunde ſchmelzen, ſie auftrinken, wären ſie auch vom härteſten Diamant, etwa wie die Sonne, ihr bleiches Abbild, die Erde verzehren würde, wenn ihre Strahlen ganz rein herabdrängen. Aber wie die Atmoſphäre in der Natur da iſt, wunderbar und beinahe unſichtbar, und die Sonne aufnimmt und empfängt, und die Erde überkleidet, und ihr das Feuer von oben ausbreitend vertheilt in mannichfachem Licht und ermäßigter, erträglicher Wärme: ſo iſt, der reinen, göttlichen Liebe entgegenkommend, für die gläubigen Herzen hienieden die Menſchenliebe vorhanden, die keine Raſt und keine Leere kennt, die alle Menſchen umarmt, ſie zwiſchen Gott und den Einzelnen ſtellt, und in der menſchlichen Sphäre der Seelen jene wohlthätige Vertheilung der heiligen und heißen Quellen bewirkt.“ — — —

„In den Hainen von Couaën verfolgte ich unter tauſend Geſtalten das Phantom, das mich in ſeine Wolke einhüllte, das mir auf Stirne und Augen laſtete, aber deſſen Antlitz ich nicht deutlich zu ſchauen vermochte. Nichts war für mich verderblicher, als dieſe beſtändige Hingebung an einen ſolchen Gegen-

ſtand. In ſolcher Weiſe brütend, dumpf hinſchmelzend in Einem heißen Gedanken, ziehen die Sinne und die Liebe unſre übrigen Kräfte und alle unſre Grundſätze in ein dunkles Gemiſch hinein. Es iſt eine langſame innere Verwüſtung, gleichſam eine unterirdiſche Auflöſung, über die man bei der erſten Entdeckung wohl erſchrecken darf. Während bei dem wahrhaft reinen Jüngling, der ſeine Gedanken zügelt, alle Tugenden der Seele, wie auch alle Organe und Elemente ſeines leiblichen Weſens feſter und ſtärker werden, und die anſtändige Fröhlichkeit, die Empfänglichkeit für einfache Freuden und Genüſſe, die Energie des Wollens, der unverletzliche Glaube an die Freundſchaft, die Heiligkeit der Eide, die Freimüthigkeit des Worts und ſelbſt eine gewiſſe Derbheit, welche der Verkehr mit der Welt ſchon abſchleifen wird, ein treffliches Naturell ausmachen, wo jede Eigenſchaft ihren paſſenden Platz einnimmt und wo Alles einander trägt und unterſtützt: ſo gehen hier, bei der illuſoriſchen Keuſchheit, vermöge jenes von ihr begünſtigten, lang fortgehenden Auflöſungsproceſſes, die innerſten Fundamente unter und zerſetzen ſich; die natürliche und chriſtliche Ordnung der Tugenden kommt in Verwirrung; das eigentliche Weſen der Seele ſelbſt wird erweicht. Man bewacht die Außenwerke, aber das Innere verſinkt; man hat keine unerlaubte That begangen, aber man bereitet einen allgemeinen Umſturz in ſich vor. Dieſe lügneriſche Keuſchheit iſt ohne Zweifel auf die Länge ſchlimmer, als anfänglich eine mäßige Unenthaltſamkeit wäre.“—

(Fortſetzung folgt.)

Einſamkeit.

Von Kirke White.

Es iſt nicht mein dürftig Loos,
Das die Trauer auf mich goß,
Schmerz iſt's nicht, den ich beweine',
'S iſt nur, daß ich ganz allein.

Gern ſchweif' ich durch Thal' und Wald,
Wenn der Landmann heimwärts wallt,
Gern weil' ich am Waldes-See,
Wo der Sterne Bild ich ſeh';

Doch wenn mir der Abendwind
Leiſe Töne klagend bringt,
Dann hüllt Schmerz den Geiſt mir ein,
Schmerz, daß ich ſo ganz allein.

Dürr iſt's Blatt im Herbſt und todt,
Schwimmt dahin im Abendroth,
Möchte nicht wie's Blatt vergehn,
Unbeweint von hinnen gehn.

Zieht der Wind durch Wald und Flur,
Einen Sang dann hör' ich nur.
Niemand lächelt mir im Glück,
Gibt den Seufzer mir zurück.

Nur im Traum mir Glück erblüht,
Das mich lächelnd an ſich zieht.
Ich erwach' — es war nur Schein! —
Ach, ich bin ja ganz allein.

Maier.

Lowe Almquiſt.

Dieſer ſchwediſche Dichter, der Verfaſſer des phantaſtiſchen Romans „Tintomara,“ iſt gegenwärtig mit einer Weltgeſchichte beſchäftigt, die weniger eine äußere, d. h. politiſche und Regentengeſchichte der Länder und Völker, als eine innere, nämlich eine Geſchichte der Nationalitäten in ihren Beziehungen zum Weltgeiſte werden ſoll. Kein anderer Dichter, etwa Goethe ausgenommen, hat ſich wohl ſo ſehr wie Almquiſt in den poetiſchen Formen der verſchiedenſten Nationen verſucht. So ſchrieb er ein Luſtſpiel „Ninon de Lenclos“ im Charakter der franzöſiſchen Komödie, ein Drama „Ramiro Martinez“ voll ſpaniſcher Gluth und an Calderon'ſche Darſtellungen erinnernd, ein italieniſches Maskenſpiel „Signora Luna“ im Geiſte Gozzi's und Goldoni's, einen Roman „die Urne,“ der in Deutſchland ſpielt und ſich an deutſche Muſter lehnt, und endlich ſogar eine japaneſiſche Erzählung „der Palaſt.“ Gleichwohl dringt Niemand ſo ſehr, als Almquiſt, auf die Bewahrung ſchwediſcher Nationalität und ihre Freimachung von dem Beſtreben der neueren Zeit, den Weltbürgerſinn auf Koſten geiſtiger und phyſiſcher Eigenthümlichkeit und Kräftigkeit auszubilden. Er behauptet, daß in den höheren Claſſen der Geſellſchaft das Erziehungs-Syſtem in England und in Frankreich, in Deutſchland und in den ſcandinaviſchen Ländern ganz gleich ſey und eben darum auf eine Verflachung hinauslaufe; was ſich des kindlichen Geiſtes bemächtigen und ihm eine eigenthümliche Richtung geben ſoll, das muß aus den Sitten und Gewohnheiten der Heimath hervorgegangen und auf die ſittliche Stellung des Volkes berechnet ſeyn, dem der werdende Menſch angehört.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127 u. 128.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 November 1839.

Proben aus E. L. Bulwers Richelieu, oder die Verschwörung.

Schauspiel in fünf Acten.

Eine englische Zeitschrift bemerkt über dieß neue Drama Bulwers (welcher, sonderbarerweise die Sujets zu seinen drei bis jetzt erschienenen Schauspielen aus französischen Begebenheiten genommen hat) Folgendes: das Drama Richelieu, welches auf der Bühne einen so ausgezeichneten Triumph davon trug, wird ohne Zweifel vielen Lesern schon vertraut seyn, und sie werden darin große Fortschritte gegenüber von den zwei frühern Dramen desselben Verfassers erkennen. Die Aufmerksamkeit auf scenischen Effect, die glückliche Benützung und Handhabung der Bühnenereignisse, welche der Dame von Lyon so große Gunst bei den Besuchern des Theaters erworben, zeigen sich noch deutlicher und vollkommner in den Acten und Scenen Richelieu's, der seinem eigensten Wesen nach ein Stück zur Aufführung ist. Der Gegenstand ist zudem vom höchsten Interesse und der Knoten ist mit ausnehmendem Geschick angelegt und verwickelt, so daß vom ersten Auftreten des Cardinals an bis zur Schlußscene die Erwartung und Aufregung fortwährend in größter Spannung erhalten wird. Der Charakter Richelieu's ist nicht durchaus so, wie wir uns diesen tiefen und wunderbaren Staatsmann, den Gründer der großen französischen Monarchie, zu denken pflegten; aber wo so viel Zweifel und geheimnißvolles Dunkel herrscht, da darf wohl auch Verschiedenheit in der Ansicht oder in der Auffassung des Gegenstandes sich geltend machen, und bei einem so vielseitigen, so umfassenden und so wechselnden Manne, wie der große Cardinal war, welcher nie in ganzer Lebensgröße dargestellt wurde noch es je werden wird, können selbst verschiedene Brustbilder, die unter sich nur eine schwache Aehnlichkeit haben, dem Original, in verschiedenen Phasen seines Wesens und seiner Entwicklung, gleichen.

Folgende geistvolle Stelle, welche Richelieu darstellt, wie er die Verschwörung gegen sein Leben entdeckt, ist in großem Sinne gedichtet, und gibt unsers Dafürhaltens eine richtige Auffassung der Hauptleidenschaft des großen Staatsmannes und des Zweckes, den er beständig verfolgte, nämlich: aus dem damals getheilten und zerrissenen französischen Gebiet Ein festes compactes Ganze zu machen.

Richelieu.

So, fassen woll'n sie mich hier im Palast?
Errathen kann ich ihren Plan nicht; aber
In zahlreich ist hier meine Dienerschaft;
Der Streich von einem einzigen Verräther
Lähmt leicht die Treu' von Tausenden; bist, Joseph,
Du Huguets sicher? Denk', wir haben seinen
Vater gehenkt!

Joseph.

Aber den Sohn habt Ihr
Erkauft! ihn überhäuft mit Gunstbezeugung!

Richelieu.

Geschwätz! Was ist erwiesne Gunstbezeugung?
Hat in vertrauten Stunden er dir nie
Gesprochen von den Gunstbezeugungen,
Die er erwartet erst, auf die er rechnet?

Joseph.

Ja! eines Oberſts Rang und Adelsbrief!

Richelieu.

Was! Huguet!

(Huguet tritt herein, um Richelieu etwas zu sagen, der ihn aber nicht bemerkt.)

Huguet (beiseite).

Ist von mir die Rede? still!

(Er schlüpft hinter eine spanische Wand.)

Richelieu.

Oberſt und Ehelmann! Ei mein bescheidner
Huguet, daraus kann nimmer etwas werden!
Doch bleibt er uns gewiß — denn wir versprechen's,
Und sorgen, daß der König es verweigert.

Ah! Könige ſind oft für den Miniſter
Gar nützlich und bequem! Auch Huguet kommt
Dabei zu kurz nicht; Philoſophen ſagen:
Süßer als der Beſitz ſey Hoffnung; ja!
An Huguet wollen wir die Probe machen.
Genoſſ'ne Gunſt ſteyft unſrer Hunde Bauch,
Macht ſchläfrig ſie im Dienſt, ſtumpf den Geruch
Und lähmt die Eile; künft'ge Gunſt, mein Joſeph,
Wirkt hung'rige, begier'ge Dankbarkeit,
Und lecken Eifer, der aus jedem Köter
Macht einen Cerberus. Ja, du haſt Recht,
Dieſer Verrath geſtaltet furchtbar ſich;
Einmal jedoch zermalmt wird ſeine Aſche
Düngen den Boden unſrer Macht, und reifen
Solch volle Garben goldner Größe, daß
Der ganze Sommer meines Lebens ſoll
Neben dem Herbſt als unfruchtbar erſcheinen.
(Huguet hält drohend ſeine Hand empor und ſchleicht hinaus.)

Joſeph.

Die Heil'gen mögen es gewähren!

Richelieu (ironiſch).

Ja!
Des ſchönen Frankreichs willen geb's der Himmel!
Deinthalb, mein Vaterland, nur deinethalb,
So wenig es die Menſchen glauben, ſind
Mühſal und Angſt Begleiter meines Lebens!
Ich hab' dich groß gemacht und ſchön, aufs Haupt
Den alten Römerlorbeer dir geſetzt,
Zu Füßen Nationen dir gelegt!
Kein Puls in meinem Körper, deſſen Schläge
Nicht deinem Herzen Maaß und Tact entlehnte!
In alten Zeiten lebten Patrioten
Und ſtarben für die Freiheit —

Joſeph.

Wie Ihr leben
Und ſterben wollt, dem Deſpotismus dienend.

Richelieu.

Nein, falſcher Mönch, nicht für den Deſpotismus!
Nein! für den Purpur nur die Größe, drein
Der Staat ſich kleidet. Ich hab' lieb mein Land
Nicht wie Venediger, Engländer, Schweizer —
Nein! wie ein Erker und ein Prieſter Frankreichs!
„Alles für Frankreich!" iſt mein ew'ger Spruch!
Das iſt die Ader der raſtloſen Räder,
Die ſie belebt, daß ſie mich vorwärts führen!
Mit meinem Vaterland hab' ich verſchlungen
All mein Geſchick und meine Leidenſchaften —
Meine Verbrechen, meine Tugenden —
Für es gehaßt, geliebt, Plane geſchmiedet
Und Menſchenblut vergoſſen, wie die tiefe
Klugheit toskan'ſcher Weiſen denen räth,
Die groß ihr Vaterland zu machen trachten.
Jenſeits der Marken Frankreichs kann mein Herz
Nicht reiſen, aber dieß Gebiet füllt es
Bis an die fernſte Gränze aus; ſo lang
Ich leb', ſind Richelieu und Frankreich Eins.
Wir Prieſter, welchen wehrt als Jünglingen
Die Kirche, einer Braut uns zu verloben,
Welchen ſie in der Mannesjahre Mühſal
Verweigert die mittragende Genoſſin,
Denen im welken Alter ſie verſagt
Die ſüßen Blüthen eines zweiten Frühlings,
Der aus dem Vaternamen lächelt — wir
Sind doch nicht heil'ger als die andern Menſchen,
Sind unterthan der Menſchlichkeit Bedingung,
Der Liebe! Und weil uns die Wirklichkeit
Unfruchtbar iſt, hauchen wir Leben nur
Dem kalten Marmor ein des Idealen;
So, Frankreich, hab' in deiner unſichtbaren,
Im Geiſt empfangnen Herrlichkeit und Größe,
Hab' ich, mein Vaterland! ein Weſen mir
Geſtaltet, das ich lieben kann. Was ſind
Die Prachtgewänder da, der Prunk, das Schloß?
Armſeliger, vergänglicher Kindertand!
Zwei Dinge nur ſind in der Welt unſterblich:
Ruhm und ein Volk!

(Huguet tritt ein.)

Huguet.

Mein Herzog-Cardinal,
Eu'r Eminenz verlangte mich zu ſprechen
Zu dieſer Stunde.

Richelieu.

Hab' ich? Ja, ganz recht,
Huguet! Alſo Ihr habt belauſcht Geſpräche
Seltſamer Art unter den Ehrenmännern,
Von Fallen, Netzen, Richelieu geſtellt?
Gut, gut! wir wollen ſie zu Schanden machen;
Laßt mich bedenken — die Bewaffneten,
An deren Spitz' ihr ſteht — wie viele?

Huguet.

Zwanzig
Mein Herzog.

Richelieu.

Alle zuverläſſig?

Huguet.

Ja —
So, für gewöhnliche Gelegenheiten;
Bei ſchweren Fällen würd' ich wenigſtens
Drei Viertel davon wechſeln.

Richelieu.

Ja, und was
Nennt ſchwere Fälle Ihr?

Huguet.

Große Beſtechung!

Richelieu (zu Joſeph).

Welch Glück! er weiß doch einige, die feſt
Gegen große Beſtechung ſind!

Huguet.

Das ſind
Wahrhafte Ebelleute, welche das
Geſetz verletzt, und denen lieb ihr Leben,
Und die nach Gold nicht fragen; Gnade kann
Ihnen allein Eu'r Eminenz gewähren;
Und darum könnt Ihr Euch auf ſie verlaſſen.

Die Stelle, welche wir zunächſt mittheilen, hat durch Macready's Spiel auf der Bühne eine große Wirkung hervorgebracht. Die Scene iſt im Sitzungsſaal.

Erſter Secretär.

Die Angelegenheiten Portugals,
Sire, ſind höchſt dringend; nur ein kurzer Monat
Iſt es, daß ein Rebell der Herzog von
Braganza war.

König Louis.

Und iſt es noch.

Erſter Secretär.

Nein, Sire,
Das Glück hat ihn begünſtigt. Er iſt jetzt
König von Portugal — gekrönt — und bittet
Um ungeſäumten Beiſtand gegen Spanien.

K. Louis.

Wir wollen ihn ihm nicht gewähren gegen
Seinen rechtmäß'gen König. Graf, was ſagt Ihr?

Baradas.

Nein, Sire.

Erſter Secretär.

Doch Spanien iſt Eu'r ſchlimmſter Feind.
Was immer Spanien ſchwächt, muß Frankreich ſtärken.
Der Cardinal würde die Hülfe ſchicken;
(feierlich)
Das Gleichgewicht Europa's, Sire, bedenkt!

K. Louis.

Der Cardinal! Das Gleichgewicht Europa's!
Wir wollen es in Ueberlegung ziehn.
Nun, Graf?

Baradas.

Ja, Sir! verſchiebet den Entſchluß.

Erſter Secretär.

Aber —

Baradas.

Verſchiebet den Entſchluß, Herr!

Joſeph.

Hm!

Zweiter Secretär.

Die Angelegenheiten Englands, Sire,
Höchſt dringend; Karl hat eine Schlacht verloren,
Die über ſeines Reiches Hülfe entſcheidet;
Er bittet, Sire, um Geld und Truppenhülfe.

K. Louis.

Die ſoll er haben. — Baradas?

Baradas.

Ja, Sire!
(O die Depeſche. All mein Blut iſt Feuer!)
Richelieu (mit ſchwacher aber ſehr klarer Stimme).
Mein König! —
Verzeiht! — verloren iſt die Sache Karls!
Ein Mann hat ſich erhoben, Cromwell heißt er,
Ein großer Mann! Die Truppen, die Ihr Karln
Zu Hülfe ſchicket, würden nichts ausrichten
Das Geld verſchleudert werden! Haltet ein'
Bedenkt, Sire!

K. Louis.

Ja, bedenken' Baradas,
Was meint denn Ihr dazu?

Baradas.

Verzeih'n, Sire!

Joſeph.

Hm!

K. Louis (beiſeite).

Es reut mich halb! Einen Nachfolger geben
Dem Cardinal! Rings um mich wanken Throne
Und Dynaſtien ſchwinden! Nur der Boden,
Den er bewacht, iſt ſicher vor Erdbeben.

Joſeph.

Noch iſt nicht ganz verdunkelt unſer Stern!
Ihr gabt genau doch auf den König Acht?
O hätten die Depeſche wir!

Richelieu.

Ach Joſeph! —
Kind! könnt' ich dir doch helfen!

(Ein Herr tritt ein und flüſtert Joſeph etwas zu, der eilig hinaus geht.)

Baradas (zum Secretär).

Tretet ab, Herr.

Zweiter Secretär.

Aber —

Baradas.

Schweigt, Herr.

Dritter Secretär (geheimnißvoll).

Sir, die höchſt dringende
Geheime Correſpondenz — Berichte von
Spionen, Deſerteuren und von Ketzern,
Giftmiſchern, Mördern — Planen gegen Eure
Perſon!

K. Louis.

Meine Perſon? O ja, höchſt dringend!
(König Louis durchgeht die Papiere.)

(Joſeph tritt wieder ein mit François, deſſen Schärpe mit Blut befleckt iſt. François hätte ſich hinter der Dienerſchaft des Cardinals und dadurch dem Anblick von Baradas und den der Andern entzogen, fällt er Richelieu zu Füßen.)

François.

Oh! gnädiger Herr!

Richelieu
Du blutest!
François.
Nur geritzt —
Gelungen iſt's (gibt ihm ein Packet).
Richelieu (den Inhalt durchmuſternd).
Still!
Dritter Secretär (zum König).
Sire, die Spanier
Verſtärken an den Gränzen ihre Macht.
Der Herzog Bouillon —
Richelieu.
Halt — in dieſer Sache —
Hier — ein Papier, Sire! leſt es ſelbſt, dann nehmt
Des Grafen Rath an.
(De Beringhen tritt haſtig ein und zieht Baradas bei Seite. Richelieu gibt dem Secretär ein offnes Pergament.)
Baradas (von de Beringhen wegſtürzend).
Was? es dir geraubt?
Ha! halt!
Joſeph.
Zurück, Sohn! Euch trifft jetzt die Reihe.
Baradas.
O Hölle! die Depeſche!
K. Louis.
Iſt an Bouillon
Gerichtet und Orleans unterzeichnet!
Baradas auch! mit unſrem Feind, dem Spanier,
Ein Bund! unſer italiſch Heer — was! gegen
Paris zu führen! den König ſelbſt feſtnehmen!
Meine Geſundheit ſey der Ruh' benöthigt!
Die Abdankung mich unterſchreiben laſſen!
Mein Bruder Orleans Regent! O Heil'ge
Des Himmels! Das die Männer, die ich liebte!
(Baradas zieht den Degen, ſucht zu entfliehen, wird aber feſtgenommen. Orleans, der ſchneller zu entwiſchen verſucht, begegnet Joſephs Auge und bleibt ſtehen. Richelieu ſinkt zurück.)
Joſeph.
Tragt Sorge für den Cardinal!
Baradas (für ſich).
Er ſtirbt!
Und mir glückts noch, den König zu beſchwatzen.
K. Louis (auf Richelieu losſtürzend).
Richelieu! Cardinal! Ich danke ab!
Und herrſche du!
Joſeph.
Ach! ach! zu ſpät! er wird
Ohnmächtig'
K. Louis.
Herrſche, herrſche Richelieu!
Richelieu (ſchwach).
Mit unumſchränkter Macht?
K. Louis.
Ganz unumſchränkter!
Oh! lebe! wenn für mich nicht, doch für Frankreich!
Richelieu.
Für Frankreich!
K. Louis.
Oh! dieſer Verrath! das Heer!
Orleans, Bouillon! Himmel! und die Spanier!
Wo ſind ſie in acht Tagen?
Richelieu (ſich raſch erhebend).
Mir zu Füßen!

Wenn der geſchickte Schauſpieler den Fuß auf die Papierrolle ſetzt, welche die Angabe von den einzelnen Umſtänden der vereitelten Verſchwörung gegen Richelieu's eignes Leben enthält, iſt die Wirkung auf das dichtgedrängte Haus wahrhaft galvaniſch.

(Schluß folgt.)

Volupté.

(Fortſetzung)

Ganz zum Bewußtſeyn kam ihm ſeine Liebe zu der Frau von Couaën eines Abends, als ſie ihn aufforderte, ſie zu einer einſamen verlaſſenen Capelle auf einem Berg zu begleiten, wo ſie ein Gebet für ihre todkranke Mutter in Irland verrichtete.

„Ich trat mit ihr einen Augenblick in das niedere Schiff; aber als ich ſie knieen ſah, ging ich hinaus, aus einer Art von Schamgefühl, weil ich fürchtete, eine ungehörige, fremde Gemüthsbewegung mit einer ſo reinen Anrufung Gottes zu vermengen. Ich dachte, es ſey beſſer, wenn ihr Taubenſeufzer allein zum Himmel emporſteige. Hiebei verhehlte ich mir die Kraft dieſes göttlichen Actes, welchen Jeſus auch die Geringſten unter uns gelehrt hat; ich vergaß, daß jedes Gebet gut, angenehm iſt; daß das Gebet ſelbſt des befleckteſten Menſchen, wenn es vom Herzen kommt, das eines Engels verſtärken kann. Ein Gedanke hat mich ſeither oft beſchäftigt. Wenn ich in jenem Augenblick der Kriſis auf den Knieen mit Inbrunſt für ſie und ihre Mutter gebetet hätte; hätten ſich dann wohl nicht manche der ſchlimmen Umſtände und Einflüſſe, die ich nicht zu beſchwören wußte, hiedurch anders geſtaltet in der Zukunft meines Lebens und vielleicht auch des ihrigen? Ein verdienſtlicher Act dieſer Art, geübt an der Quelle und am Entſtehungspunkt meines Gefühls, wäre er wohl nicht im Stande geweſen, dieſes ſelbſt anders zu geſtalten und ſeinen Lauf anders zu beſtimmen? denn die Gebete guter Art, ſelbſt wenn ſie nicht ihren nächſten Zweck erreichen, haben doch, ohne daß wir es wiſſen, andre wohlthätige Wirkungen zur Folge; ſie ſchlagen oft in den Tiefen der Gottheit irgend eine verborgene Feder an, die, um in Thätigkeit zu treten, nur dieſe Berührung erwartete, und wodurch die Führung einer Seele eine ganz veränderte Richtung erhält. Aber, obgleich ich vermöge der Wirkung dieſes Anblicks auf mich, des Spaziergangs und der Eindrücke dieſes Abends, mich in einer ächtreligiöſern Stimmung befand, als ich ſeit langer Zeit empfunden hatte, führte ich doch jenen Impuls nicht aus. Ich verließ Frau von Couaën, in der

Capelle auf den Knieen liegend, und trat zu den Trümmern eines Wachtthürmchens am Rand der steilen Felsen der Meeresküste; der weite leere Raum, der brüllende Abgrund, die rothe Scheibe des halbversunknen Tagesgestirns, ergriffen mich und ich versank in Träumerei. Ich träumte wachend, und das, mein Freund, ist zwar ganz und gar nicht das Gleiche wie Beten, aber es ist dasjenige, was bei den weltlichen Seelen die Stelle des Gebets vertritt, eine unbestimmte Empfindung, welche sie auf behagliche Weise von jeder Anstrengung des Willens entbindet. Ihr wißt es wohl, mein Freund, Träumen ist: nichts wollen, die Empfindung und Stimmung des Augenblicks auf gut Glück und ohne Absicht an die Dinge hingeben und sich ohne Maaß und Ziel über das Universum hin ausbreiten und erweitern, indem man sich mit allem was man empfindet, vermischt, während das Gebet etwas Gewolltes ist, demüthig, gesammelt mit gefalteten Händen und selbst in seinen innigsten und inbrünstigsten Bitten gekrönt mit Uneigennützigkeit. Diese selbstsuchtlose Kraftanstrengung vorzüglich war es, was mir an jenem Abend fehlte und was mir das Gebet verlieben hätte." — —

„Als wir in den Hof traten, lief Frau von Couaën zuerst leichten Schrittes ihrem Gatten entgegen und kam seinen Fragen zuvor mit einigen Worten, die ich nicht verstand, die aber wohl den Zweck dieses Spaziergangs erklärten. Er nahm ihre eifrige Rechtfertigung mit Milde auf, und schien sich darüber zu freuen, unbeweglich und lächelnd, ein wenig vorgebeugt, und sein ganzes Wesen sprach eine sehr zarte Gefälligkeit und Freundlichkeit aus. Nachdem sie zu Ende war, umschlang er sie mit seinem Arm wie ein vergnügter Vater, und hob sie beinahe bis zu sich empor und küßte sie auf die Haare, denn sie versteckte die Stirne. Ein plötzlicher Schwertstreich hätte mich nicht anders getroffen; mein Herz und meine Augen hatten in der Dämmerung des sinkenden Tages nichts von dieser keuschen Scene verloren; mein wahnsinniges Reich hatte ein Ende. Ich begriff mit bittern Empfindungen was ich bisher nur undeutlich geahnt hatte, was von diesem Abend an der quälende Stachel meiner Nächte ward: wie weit die kleinste Liebkosung der Liebe, die gewöhnlichste Vertraulichkeit der Ehe, die lebhaftesten Zeichen und Erweisungen der Freundschaft hinter sich läßt. Das ist in der That die ewige Strafe der unklugen, ungehörigen Freundschaften, auf die man sich einläßt; das ist der nagende, zerstörende Wurm. Die begehrliche Jugend, die nichts nur halb will, erzürnt sich über eine Ungleichheit, bei der ihr Stolz wie ihre Sinnlichkeit betheiligt ist; sie bewegt immerdar, sie wendet nach allen Seiten unablässig diesen eifersüchtigen Gedanken. Und von diesem bis zu den gefährlichsten braucht es nichts weiter als daß man sich widerstandlos weiter drängen läßt; man steht da auf dem Abhang der schlimmsten Pfade!"

Er erzählt, wie er sich angewöhnt habe, die Frau von Couaën oft und lange stumm anzuschauen; sie beachtete es nicht, oder schien es nicht zu beachten; aber eines Tages fragte ihn ihr jüngstes Kind, warum er die Mutter so ansehe?

„Du fragtest mich, schönes Kind, unter den Weiden des Canals, warum ich deine Mutter so ansehe; und ich hätte es dir beinahe sagen können, selbst wenn du mich zu verstehen vermocht hättest, so viel Achtung und Ehrfurcht lag in diesem Anschauen. Darum, weil die Schönheit, jede Art von Schönheit, nichts so Leichtes, nicht etwas Jedem sogleich Zugängliches und Verständliches ist; darum, weil es jenseits der alltäglichen Schönheit eine andre gibt, in die man sich erst muß einweihen lassen und zu der man langsam die Stufen hinauf steigt, wie die eines Tempels oder eines heiligen Hügels. Es gibt in dieser Welt eine Schönheit für die Sinne, es gibt auch eine Schönheit für die Seele; die erstere, fleischlich, dunkel, unmittelbar sichtbar und erkennbar; die zweite von der Art, daß sie vielleicht dem einfältigen Auge nicht minder auffällt, aber dabei doch erheischt, daß man sich mehr erhebe, daß man ihr durchsichtiges Wesen durchdringe und ihre verhüllten Symbole erfasse. Idol und Symbol, Offenbarung und Schlinge, das ist die doppelte Gestalt, worin sich seit Eva's Zeit die menschliche Schönheit dem Auge darstellt. Ebenso wie in uns Sinnlichkeit und Liebe ist, so gibt es außer uns, jenen entsprechend, zwei Arten von Schönheit. Die wahre Schönheit, mehr oder minder gemischt, mehr oder weniger vollkommen, ist oft schwer zu empfinden und zu spüren in dem was sie Reines hat; sie erscheint uns spät, so wie die ächte Liebe in uns nur langsam sich sondert und scheidet. Das Kind begreift die Schönheit nicht; rothe und glänzende Farben, die ihm lebhaft ins Auge fallen, machen für es das seltsame Bild derselben aus. Der heranwachsende junge Mensch, der sie verfolgt und anbetet, geht beinahe immer fehl; in seinem blinden, stürmischen Ungestüm sieht man ihn auf den Knieen plumpe Steine am Weg umfassen, als waren es Porphyrstatuen der Göttin. Meist müssen die Sinne schon ein wenig abgestumpft seyn, damit das klare Bewußtseyn der Schönheit in uns aufgehe. Glücklich dann derjenige, der diese zögernde Schönheit zu würdigen weiß, wer noch bei Zeiten sich ihr ergibt und sich ein Herz schafft, würdig sie abzuspiegeln! Der Wollüstling, der die Schönheit empfindet und versteht, ist ihr Fluch; er entweiht sie mit seiner Huldigung; er ist nur bestrebt sie herabzuwürdigen und zu schwärzen; statt sich durch sie zu erheben, erniedrigte er sie gern zur lüsternen Liebe; er stürzt sie für immer herab und opfert sie. Die edle Schönheit dagegen, wenn die Seele, welche in ihr wohnt, ihrem Princip treu geblieben ist, wird nicht untergehen mit dieser irdischen Hülle; sie wird verdienen auch in andern Verhältnissen zu bestehen, noch gehoben und geadelt nach der Wahrheit, gereinigt nach der Liebe, und in dieser neuen Gestalt, die sich nicht mehr ändern wird, wird dem, der ihr hienieden diente, erlaubt seyn, sie fortwährend zu lieben; es ist uns ein Bedürfniß, dieß zu hoffen, und nichts, o mein Gott, verwehrt uns, es zu glauben. So jung, so unwürdig ich damals war, und so wenig klar ich mir damals diese Unterscheidungen zu machen wußte, ahnte ich sie doch schon damals, wenigstens in ihrer Nähe. Ich machte jeden Tag Fortschritte im Verständniß dieser so ganz innerlichen Seele und der vollendeten Form, welche mir sie veranschaulichte. Ich erfaßte mehr und mehr das Symbol. Aber entging ich ganz der Schlinge? verweilte ich, indem ich unter dem Alabaster nach der Lampe forschte, nicht zu sehr bei den äußern

Umrissen und Formen? Suchte mein haftender, gieriger Blick denn wirklich immer und einzig nur zu begreifen und zu verstehen? wollte er nicht manchmal auch selbst verstanden seyn und fragen? Zog er sich nicht manchmal auf Augenblicke zurück, betroffen von der Ruhe und dem harmlosen Antlitz, womit er aufgenommen wurde, wie wenn dieß eine abschlägliche Antwort wäre?

„Und dann auch die gleichgestimmteste und haltungsvollste Schönheit hienieden hat nothwendig ihre Stunden der Schwäche und Verdunklung; sie bietet uns ihr ideales, ewiges Element nicht in einem beharrlich gleichen Licht dar. Es gibt Monate und Jahreszeiten, wo sie Ermattungen unterworfen ist. Sie erhebt sich in einem Gewölke, das sie nicht verläßt und das sie mit einer treulos schmeichlerischen Wärme umkleidet. Ihre Augen schwimmen, ihre Arme sinken nieder, ihr Körper vergißt sich in unbegreiflichen Gebärden; ihre schmeichelnde Stimme dringt ans Herz und tödtet. Wenn man sich ihr nahert, so nimmt die innere Bewegung überhand, die Unruhe wird ansteckend; jede Miene, jedes Wort von ihr scheint eine Gunst. Man möchte sagen, ihre Haare, nachlässig auf dem Haupt zusammengebunden, wollen sich an solchen Tagen beim leisesten Seufzer lösen und einem das Antlitz überschwemmen; ein Duft von Wollust steigt wie aus einem Blumenkelch aus ihr empor; Trunkenheit und Gift! fliehe, fliehe! jede Frau ist in gewissen Stunden verführerisch!"

(Fortsetzung später.)

Unfug der Kritiker in England.

In den letzten Jahren ist ein merkwürdiger Wechsel eingetreten in den Verhältnissen zwischen Autoren und Kritikern. Da in neuern Zeiten die Bücher zugänglicher wurden, vermöge der Bücher-Clubs (Lesegesellschaften), und der Methode, sie in wohlfeilen periodisch erscheinenden Bänden auszugeben, haben die Berichte darüber, welche sonst einen wichtigen Bestandtheil der Reviews und Magazine bildeten, an Interesse und Werth in demselben Verhältniß abgenommen. Daher sind auch die Reviews in Bedeutung und im Absatz zurückgekommen. Weder die Lesegesellschaften noch die reicheren Classen warten jetzt mehr die Urtheile der Kritiker in den Reviews ab. Die Auskunftsmittel, zu welchen diese Veränderung die Kritiker getrieben, könnten lächerlich scheinen, wenn etwas so Betrübendes Gegenstand der Lustigkeit werden könnte. Der Reviewer, der mächtige Mann, an dessen mit Tinte getränkter, scharfer Feder sonst die entscheidenden Urtheile über Ruhm und Schicksal hingen, ist jetzt ein bloßer Mitbewerber der Autoren geworden, der eben auch die von dem Publicum verlangte Belehrung liefern soll, — er muß jetzt Artikel schreiben, die nicht ein Wort über die Bücher enthalten, deren Titel darüber stehen; er muß jetzt einfach seine eignen Data und Räsonnements mittheilen, und die Form der Kritik dazu benützen, seine Abhandlungen und Dissertationen an Mann zu bringen. Wollte er ein neues Buch kritisiren, so müßte er die Aushängebogen haben, eh' es ausgegeben wird; sonst hätte sein Artikel nichts Frisches und sein Urtheil fände kein Publicum. Dieser Umstand nöthigt ihn, mit Begierde und Haß sich jedes verdienstvollen Buchs zu bemächtigen, das nur zur Privatmittheilung gedruckt worden, und mit einiger Aufopferung der strengen Gerechtigkeit und vielleicht zu Gunsten der parteilichen Vorliebe, der Welt die Frische und Schönheit der sprudelnden Quellen der Poesie und Beredsamkeit anzupreisen, die ohne ihn und seinen Geschmack und Unternehmungsgeist vielleicht für immer versiegelte Brunnen geblieben wären. Daher kommt es, daß die Reviews, welche das Eigenthum großer Buchhändler sind, dann und wann einen Artikel aus einem später erscheinenden Buche erhaschen und mittheilen; und von diesem Umstand rührt es her, daß man mit Review-Artikeln dem Geschmack des Publicums auf den Zahn fühlt — daß Bücher beurtheilt werden, ehe sie geschrieben sind, indem der Autor ein paar auserlesene Fragmente, und der Kritiker einen unterhaltenden Commentar liefert. Wenn der Pfiff einschlägt, erscheint das Buch; wenn nicht, so wird es vergessen. Sonst pflegte der Kritiker der Antagonist seines Autors — jetzt ist er sein Plünderer. Die fortschreitende Civilisation erlaubt jetzt dem Kritiker nicht mehr, es zum großen Zweck und zur Aufgabe seines Artikels zu machen, zu beweisen, wie so weit überlegen er den Autoren an Kenntnissen und Talent sey. Immer aber kann er noch den Stolzen und Trotzigen spielen gegen Autoren, die keine Aushängebogen schicken. Ein kurzer aber bitterer Angriff, sechs bis zwölf Seiten, zeigend daß ein populärer Autor ein Narr, ein Lügner, ein Ungläubiger und ein Lump ist, gewürzt mit schlechten Späßen und Unanständigkeiten, wird immer noch genug Aufmerksamkeit erregen, um sich der Mühe zu verlohnen. Die commerciellen Interessen der Reviews erheischen, daß man einen Autor entweder plündert und ihn unsinnig ausposaune, oder, wenn man ihm das Seinige läßt, ihn angreife und verleumde. Das sind die Hörner; wenn er sich widersetzt, wird er durchbohrt. Ein Freund von uns sah bei einem Spaziergang in einem Unterholz, wo Hopfenstangen gezogen werden sollten, ein Schaf, das seine Füße auf einen jungen Baum setzte, ihn hinunterbog, mit der Wucht seines Körpers niederhielt und dann die jungen zarten Sprossen des Baums abfraß. Unsrer Phantasie erschien dieß Schaf als das Autor-Schaf; als einsichtsvoller, beharrlicher, ehrlicher Autor, der nur das benützen und genießen will, was seine Kraft und Geschicklichkeit errungen haben. Da war aber auch ein anders Schaf, das sich nicht die Mühe nehmen mochte, den Baum selbst niederzudrücken, sondern lieber, als ein Freund von Plagiarismus, von den jungen Sprossen herunterfraß, wo solche schon heruntergebogen waren. Das war das Kritiker-Schaf. Das Schaf, welches den Baum herunterbog, das Autor-Schaf, duldete im Ganzen das Benehmen seines Gegners eine Zeitlang sehr geduldig, aber am Ende überwältigte des Kritikers Plagiarismus die Geduld des Autors — die Räuberei schien unerträglich; die müheloſe Behaglichkeit, womit der Kritische die köstlichen Baumsprossen sich behagen ließ, erschöpfte jede Langmuth; und endlich stieß das Schaf, welches den Baum heruntergebogen, mit dem Kopf — der Baum schnellte wieder hinauf;

es konnte die Sproſſen nicht mehr erlangen und alles was es gewonnen hatte, war — ein Kampf. Sich überzeugend, wie unangenehm es ſey, ſich herumzukämpfen, ſtatt Sproſſen zu freſſen, entſchloß ſich am Ende das fragliche Schaf wieder, den Baum herabzuziehen. Sein kritiſcher Freund nahm an ſeinem Genuſſe wieder Theil, und nachdem er ſo den Autor nachgiebig und mürbe gemacht, thaten ſie mit einander ihr Beſtes, ſich's ſchmecken zu laſſen. Dieß iſt der jetzige Zuſtand der literariſchen und kritiſchen Welt; dann und wann iſt ein unerfahrnes Schaf, ein junger Dichter oder dergleichen närriſch genug, mit den Hörnern zu ſtoßen — ein Verfahren, das ihn bald klüger macht; aber das Sichberuhigen iſt allgemein. Eine Folge von der fraglichen Praxis iſt die: daß das Kritiſiren aus der periodiſchen Literatur verbannt wird durch das Ausziehen — eine viel bequemere und leichtere Aufgabe. Gegenwärtig iſt es der Brauch, die Aushängebogen an die periodiſchen Blätter zu ſchicken, auf die der Verleger oder der Autor ſich verlaſſen kann, die auserleſenſten Stellen auf einen beſondern Bogen gedruckt, damit das Citiren erleichtert werde. Dieß läßt ſich nicht umgehen — es iſt das Fatum. Der Autor, der ſich dieſer Praxis entziehen will und ſeine Bücher ganz jungfräulich dem Publicum darbieten, indem er auf Subſcription herausgibt, oder es unterläßt, den Zeitſchriften Exemplare zuzuſchicken, der hat ganz gewiß Vernachläſſigung und Verdruß zu erwarten. Alle Arrangements der kritiſchen Literatur ſind gegen ihn. Das Syſtem des Citirens und Ausziehens iſt feſt gegründet. Es war einmal ein großer Neufundländer Hund, ein tüchtiges, geſcheidtes Thier, gutmüthig, von pünktlichen, ordnungsliebenden, exemplariſchen Sitten, der alle Tage mit ſeinem Groſchen im Maul zum Laden des Fleiſchers im Dorf ging, und mit einem großen Stück Fleiſch für ſeinen Groſchen zu ſeinem Häuschen zurückkehrte. Dieſer Hund nun bedeutet in unſerm Bild den Autor. Er war beneidet von all den kleinen Kötern des Orts; ſie konnten ſeinen Reichthum, ſeinen Groſchen, ſeine Pünktlichkeit und ſein Fleiſch nicht anſehen, ohne den Wunſch, auch daran Theil zu haben. Daher ſteckten zwei kleine Hunde die Köpfe zuſammen, und entwarfen einen Plan, vermöge deſſen ſie Gelegenheit zu erhalten hofften, unſern achtbaren Autor-Hund ſeines friſcherkauften Gutes zu berauben — einen Auszug von ſeinem Gericht zu machen. Als er wie gewöhnlich heimtrabte, ſeine Atzung im Maul, griff ihn einer der kleinen Hunde von hinten an und ſchnappte ihm nach den Beinen. Er legte ſogleich das Fleiſch auf den Boden, um den Angreifer zu züchtigen, als, gemäß der vorhergetroffenen Verabredung, der andere kleine Hund, ein kritiſcher kleiner Geſelle, es plötzlich packte und damit davon rannte — als einem hübſchen Citat oder Auszug. Nun wußten die beiden kleinen Hunde gewiſſe Löcher in einer Mauer in der Nähe, durch welche ſie bequem ſchlüpfen konnten, die aber für den großen Hund, wenn er ſie verfolgte, zu paſſiren unmöglich war. So den gedoppelten Vortheil benützend des übereinſtimmenden Verfahrens und ihrer Kleinheit, wußten die kritiſchen Köter lange Zeit Tag für Tag ihr Auszugs-Syſtem ſo gut fortzuführen, daß ihr Anblick ſchon genügte, um den Autor-Hund aus purer Angſt vor ihren Diebereien in ſchnellſtem Lauf fliehen zu machen. Aber vergeſſe man es nicht, die Reizbarkeit des Autors iſt es, die ihm verderblich wird — er iſt, wenn man ihn nicht beunruhigt, ganz ſanft und achtbar, aber im Augenblick, wo er hinter ſich klaffen hört, beißt er, und das Fleiſch iſt fort. Wir unſers Theils wünſchten nur die Autoren zu überzeugen, daß alle dieſe Einrichtungen zu ihrem Beſten gereichen — ſie würden zu populär und zu reich werden, wären ſie im Beſitz aller der Vortheile, die ihnen die jungfräuliche Neuheit ihrer Bücher gewähren könnte; und wie die Biſchöfe einen guten Theil von den Reichthümern dieſer Welt für ſich nehmen, damit ihre Heerden nicht zu reich werden, um durch das Nadelöhr zu paſſiren, ſo nehmen die Kritiker das Mark und den Saft aus den Büchern, damit die Autoren nicht berauſcht werden vom Erfolg und nicht übermüthig durch ihr Glück.

In Folge der veränderten Verhältniſſe zwiſchen Autoren und Kritikern ſind geißelnde Artikel ſchätzbarer für die Reviews geworden. Es iſt in der That ein ſehr pikantes Leſen um ſolche Artikel; ſelbſt wenn geiſtlos, ſind ſie doch nicht langweilig. Wenn es im Intereſſe der meiſten Menſchen liegt, artig und anſtändig ſelbſt gegen ihre Feinde zu ſeyn (nach dem Grundſatz des Spaniers, der den Teufel: „gnädiger Herr!“ anredete), weil ſie ihnen einmal in die Hände fallen können, ſo macht der Kritiker hievon eine Ausnahme. Je boshafter und perſönlicher er ſeinen Artikel abfaſſen kann, deſto beſſer, vorausgeſetzt daß er genug Tact und Geſchmack hat, die Bosheit ſeiner Leſer mit ſich fortzuziehen. Daher iſt es wohl dieſer Umſtand, der das Daſeyn eines ſehr merkwürdigen Dings in der engliſchen Literatur: Eroterismus genannt, erklärt. Es gibt verſchiedene geſcheidte und unterhaltende Schriftſteller, welche eine anſehnliche Berühmtheit und ziemlichen Abſatz ihrer Schriften der Regelmäßigkeit verdanken, womit ſie ihre Journale durch Angriffe auf Männer und beſonders auf Frauen würzen. Die Moralität der Controverſe bei dieſen Menſchen iſt die Furcht vor dem Libellgeſetz und vor den Duellregeln, weiter nichts. Sie ſind der Meinung, in der Politik und Literatur ſey gegen einen Gegner Alles erlaubt, was gefahrlos iſt; wenigſtens iſt dieß die einzige Moralität, die ſie ausüben. Im gemeinen Sprachgebrauch werden ihre Angriffe mit dem ſeltſamen oben angeführten Worte: Eroterismen genannt; ein Wort von myſteriöſer Abkunft und Bedeutung. Philologen und Lexikographen ſind getheilter Anſicht über ſeine Abſtammung; wir können unſre Leſer nur belehren, welche Bedeutung der Sprachgebrauch dem Worte leiht. Wenn ein Mann ein Freund vom Schimpfen, wenn er ein Geſchöpf iſt, das davon lebt, und wenn er, um die Worte eines großen Schöngeiſts anzuführen, „einen wunderbaren Zuwachs von Muth an den Tag legt, wenn er ein Weib angreift, ſo wird er ein Eroterite genannt. Wenn ein General von großem und wohlverdientem Ruf — der größte Marſchall eines großen Volkes, ankommt, um die Glückwünſche einer Nation am Fuß des engliſchen Throns bei Gelegenheit der Krönung einer jungen Königin darzubringen — wenn ein Schriftſteller, ſtatt großherziger Bewunderung eines ausgezeichneten Genius und ſtolzer, edler Erhabenheit über nationale Vorurtheile und die armſelige Aſche alter Streitigkeiten, eben dieſen Augenblick wählt zur Fa-

brication eines Gewebes von unwürdigen Insinuationen, die sich an die jämmerlichsten Köpfe und Herzen richten; — wenn während von den prachtvollen Flügeln der Westminsterabtei die versammelte Aristokratie des Reichs, und von den dichtgedrängten Straßen und Gäßchen der Hauptstadt die sich sauer arbeitende Demokratie Englands sich vereinigen, um aus männlichem Herzen einen Jubelruf der Bewunderung ertönen zu lassen für einen alten, tapfern, mit Ruhm bedeckten Feind, wenn da, in solcher Stunde des Enthusiasmus und nationaler Großmuth, ein Schriftsteller sich findet, der mit schwacher Stimme aus dem Kothe hervor schwache, armselige, gehässige Lügen flüstert, so ist der Name, der ihn für jeden kenntlich macht, der eines „Crokeriten.“*) Wenn eine Frau, deren Namen durch Verleumdung befleckt, deren Ehre gefährdet wurde durch Schwachsinnigkeit,**) ein Verdict der Freisprechung davon getragen hat von ihren Landsleuten, und ihr Gatte selbst ihre Unschuld erklärt; wenn dann eine Rotte von Leuten sich findet, die, unter dem Schirm der Namenlosigkeit und von Gesetzen, welche keine Genugthuung gewähren für die schmählichste Beleidigung, welche Worte einem Menschen zufügen können — für die Besleckung des guten Rufs einer Frau, sie dennoch mit frecher Stirne fort und fort als eine Schuldige verschreien, so ist dieß, welches Vehikels sie sich auch bedienen mögen, eine Rotte von Crokeriten. Wenn ein Schriftsteller, welcher sorgfältig und geschickt bei Angriffen auf Männer Ausdrücke vermeidet, die zum Duell führen könnten, ohne Bedenken Dinge veröffentlicht, welche keine Antwort bekommen können von Weibern, die sich nicht schlagen können, so ist der Mann oder das Wesen ein Crokerite. Wenn der glückliche Sykophant eines ausschweifenden Königs hohnlächelt über einen begabten Mann, verarmt durch Leiden für seine ehrliche Ueberzeugung, weil er arm ist, so ist dieß Hohnlächeln ein Crokerismus. Wenn ein Mann, der ohne sein Verdienst Ohren hat zu hören, spottet über eine Frau, weil sie taub ist; ein Mann, der nicht lahm ist, sich lustig macht über einen Hinkenden, ein Sehender über einen Erblindeten, und wenn dieser freche Spötter nicht einmal die Entschuldigung der Kinder für sich hat, welche: Kahlkopf! dem Propheten in der Schrift zuriefen, da er weder jung noch unbesonnen ist, so ist der gewissenlose Spötter mit dem schwarzen Herzen und der Seele von Schlamm — ein Crokerite!

(London and Westminster Review.)

*) Erst neulich enthielt das Quarterly Review wieder einen Aufsatz gegen die Königin.

**) Ohne Zweifel ist die berühmte Mrs. Norton gemeint.

Der Geist der Liebe.

Von Th. Moore.

Aus Lalla Rukh.

Rings glühet ein Geist mit duftigem Wehen,
So Luft, als Erde beherrschend er kreist;
Wo Wangen erröthen, da ist er zu sehen,
Wo sich Lippen berühren, da ist der Geist.

Sein Hauch ist erquickend, wie Blüthendüfte,
So schwimmendes Auge erfreuet so sanft,
Wie wenn auf den Fluthen hinkräuseln die Lüfte
Um Wasserlilien an Baches Rand.

O Heil dir, Heil dir, du mächtiges Feuer,
Du Geist der Liebe, der wonnig belohnt,
Die Mondnacht ist deine heiligste Feier,
Und nimmer, wie heute, süß lächelt der Mond!

Bei des Starken und Holden
Vereinender Gluth,
Wie sich Wellen vergolden
An der Sonne Gluth;

Bei der Thräne, die fließet,
Wenn Leidenschaft glüht,
Wie der Regen sich gießet
Aus der Wolke, die sprüht;

Bei der Lieb' erstem Zagen
In der jungen Brust,
Bei der Trennung Klagen,
Bei des Wiedersehns Lust;

Bei dem Glück, das die Erde
Empfangen von dir,
(O, wenn ewig es währte,
Der Himmel wär' hier!)

Beschwören wir dich, du bezauberndes Feuer,
Dich Geist der Liebe, der wonnig belohnt;
Die Mondnacht ist deine heiligste Feier,
Und nimmer, wie heute, süß lächelt der Mond!

A. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 November 1839.

Literarische Verunglimpfungen von Frauen in England.

Wie sollen Frauen im Streit behandelt werden? Diese Frage, sagt eine englische Zeitschrift, der wir diesen Artikel entnehmen, ist uns nie stärker aufgedrängt worden, als im jetzigen Augenblick (kurze Zeit nämlich nach dem Erscheinen des bekannten „Briefs an die Königin," der zuerst dem Lord Brougham, nachher Roebuck zugeschrieben wurde).

Die Moralität in Controversen ist der Literatur und literarischen Journalen etwas so ganz Neues, daß manche (wie jener Mann, der sehr erstaunt war, als er hörte, er habe, ohne es zu wissen, sein ganzes Leben lang Prosa gesprochen) überrascht seyn werden, wenn man ihnen sagt, es gebe so etwas, wie Moralität in der Controverse. Aber die Literatur ist moralischen Gesetzen so gut unterworfen wie künstlerischen, und selbst Kritiker sind, wie gewöhnliche Sterbliche, an moralische Verantwortlichkeit gebunden; sie sind nicht nur abhängig von ihren gegenseitigen Ansichten, sondern sie müssen es sich auch gefallen lassen, nach den strengsten und ernstesten Maaßstäben beurtheilt zu werden; sie sind nicht nur der öffentlichen Meinung, sondern auch dem Gericht des Gewissens und Gottes verantwortlich. In der edelsten und erhabensten Bedeutung ihres Berufs sind literarische Männer und Frauen die Schüler und Jünger der Wahrheit und Schönheit. Nach dem gemeineren Gesichtspunkt sind sie die mit der Belehrung Gewerbetreibenden, die Händler mit Kenntnissen, und sie haben daher dieselbe Verpflichtung wie andere Gewerbs- und Handelsleute.

Die Frauen sind nicht durch das Gesetz geschützt gegen die schlimmsten Verleumdungen, denen sie preis gegeben werden können, wenn sie nicht eine specielle Vernachtheiligung und Schaden beweisen können. Sie haben auch nicht einmal den armseligen Schutz des Zweikampfes, weil alle Gefühle ihrer Natur sich vereinigen, um ihre Brüder und Gatten abzuhalten, daß sie nicht den Handschuh für sie aufnehmen. Wir könnten mit Beispielen von Verunglimpfungen von Frauen ganze Bände füllen; wir wollen aber hier nur einige wenige Proben von Mißhandlungen von Frauen — bekannten Frauen — durch anonyme Männer namhaft machen, und jede Probe gehörig charakterisiren, um solchen Abscheu vor dieser Praxis im Publicum zu erwecken, daß es durch seinen Widerwillen sie niederhält, bis die Gesetzgebung für die Unterdrückung dieses Unfugs in der Literatur Sorge trägt.

Die Königin ist die erste Dame, von deren Mißhandlung durch anonyme Schriftsteller wir sprechen wollen. Als im zarten Alter von achtzehn Jahren dieß junge, blühende Mädchen durch die Verfassung auf den brittischen Thron berufen wurde — da wurde, glauben wir, dieser Thron ein Gegenstand größeren Interesses für ganz Europa, als er während vieler Generationen gewesen war; und im Lande selbst wurden ohne Zweifel von verschiedenen Parteien verschiedene Empfindungen gehegt, aber Gleichgültigkeit herrschte nirgends. Ein menschliches Interesse ward dem blendenden Prunk zugesellt — das Königthum erhielt einen weitern Reiz durch Weiblichkeit — die höchste Person des Reichs ward alle Sympathien für sich als ein jugendliches Mädchen. Wahr ist es, daß den stellenjägerischen Tories ihre Thronbesteigung ein arger Dorn im Auge war. Wahr ist es, daß unter der allgemeinen Freude und Neigung, welche damals unter dem Volk herrschten, man aus dem Munde von Männern dieser Classe konnte Flüche murmeln hören auf die Gesetze, welche die Königin in ihre mächtige Stellung einsetzten, und eben so wahr ist, daß Robert Peel, wer auch immer der erste Urheber und Vater des Einfalls gewesen, sie mit Marie Antoinette verglich, einem glänzenden Stern, der in Blut unterging. Aber das waren die einzigen Ausnahmen. Sonst herrschte nur Ein Gefühl der Sympathie, nur Eine Hoffnung auf Wohlwollen und gute Gesinnungen.

„An diesem jugendlichen Haupte hängen
So viele Hoffnungen, als an den Zweigen
Im wonnevollen Maimond hängen Blüthen."

Diese Gesinnungen sind noch nicht verschwunden. Zwar hat

die Königin wenig gethan, um dieſe Geſinnungen gegen ſie zu ſteigern, aber ſie hat auch nichts gethan, was ſie verändern müßte.

Obgleich wir unſern Spaß gehabt an der Caricatur, halten wir doch die Satyre darin nicht für gerecht — der Caricatur von ihr, welche Britannia darſtellt, als Patronin des Drama's; — die Königin, wie ſie die „Löwen" tätſchelt, die auf Shakſpeare herumtreten. Die Königin, obgleich ſie anfangs, als der Löwe Neuheit noch ſeine Macht behauptete, häufiger Drury Lane als Covent-Garden Theater beſuchte, hat ſeither durch ihre häufige Anweſenheit bewieſen, wie geneigt ſie ſey, die edeln Beſtrebungen unſers Macready in einer großen nationalen Sache — in der Wiedereinführung Shakſpeare's auf der Bühne und unter dem Volk, zu würdigen. Es war ein paſſendes und lobenswerthes Gefühl, welches die Beſorgniß einflößte, daß dieſe Leiſtungen von der Inhaberin des Throns nicht gebührend gewürdigt werden möchten; es war ein richtiger und gebildeter Geſchmack, der die Befürchtung hegte, es fehle der Königin an dem Gefühl der gehörigen Huldigung und Verehrung für Shakſpeare — einen Mann, in wahrer Größe ihren ganzen Stamm überragend — und für die bewundernswerthen, auserleſenen Darſtellungen ſeiner großen Schöpfungen, wie ſie Covent-Garden bietet, den Lear, Othello, Hamlet und Proſpero von einem Macready, dem erſten tragiſchen Schauſpieler ſeiner Zeit, und eine Hermione, Miranda, Cordelia und Desdemona von Miß Helen Faucit, einer jungen Schauſpielerin von unvergleichlicher Anmuth, Kraft und Zartheit, um die übrigen ausgezeichneten Acteurs hier nicht zu nennen; — aber wie löblich auch die Geſinnungen ſeyn mögen, welche jene Beſorgniſſe eingaben, die Königin verdiente ſie nicht; denn wir zweifeln, ob es Ein Mitglied der höhern Claſſen gibt, das häufiger als ſie durch ſeine Anweſenheit die Bemühungen ermuntert, die jetzt gemacht werden, das ächte Drama zu heben und zu befeſtigen.

Der „Brief an die Königin," ſein anmaßender und plumper Ton, iſt allgemein bekannt. Es iſt ohne Zweifel wahr, daß ein Mädchen von zwanzig Jahren noch keine große Befähigungen zur Regierung beſitzen kann; wir könnten Redner von ſechzig Jahren namhaft machen, die keinen Atom davon beſitzen; aber es iſt nicht wahr, daß eine junge Dame von zwanzig Jahren ein Kind iſt, und jeder, der ihr intelligentes Antlitz geſehen, weiß, daß die Vergleichungen, durch welche die Beſchuldigung völliger Unfähigkeit gegen die Königin inſinuirt werden ſoll (mit Louis XIV und Heinrich VI), ebenſo indelicat als falſch ſind. —

(Schluß folgt.)

Proben aus E. L. Bulwers Richelieu, oder die Verſchwörung.

(Schluß.)

Eine andere höchſt effektvolle Scene iſt die, wo Mauprat plötzlich ſeiner Gattin begegnet, welche er in dieſem Augenblick den Lüſten des Königs preisgegeben und in den Armen des ſchwachſinnigen Louis glaubt.

De Mauprat.

Dir lügen deine Sterne, Cardinal!
Die ränkevolle, tück'ſche Seele mag
Dir gegen Könige und Heere helfen,
Und äffen die in Kampf verflochtne Welt;
Doch machtlos iſt ſie gegenüber jetzt
Eines entſchloſſ'nen Mannes Schwert, auf deſſen
Stirn du haſt Schmach gehäuft.

Richelieu.

Ich athme auf!
Er iſt kein Miethling! That ich dir ein Leid?
Hür' dich vor Muthmaßung, Verdacht und Lügen!
Zu groß bin ich den Leuten, als daß ſie
Die Wahrheit von mir reden ſollten.

De Mauprat.

Dich
Verklagen deine Thaten, Cardinal!
Ein Krieger, hingeriſſen in heißer Jugend
Zu einem Staatsverbrechen, hat ſein Leben
In deine Hand gelegt; du führteſt nicht
Den Todesſtreich; doch über ſeinem Haupt
Schwebte, an deiner Launen Sommerfaden,
Das Beil; — er litt des kühnen Geiſtes Hölle,
Der Ungewißheit Dämmerangſt; dein Tod
Hätt' ihn befreit, — er betete nicht drum.
Er that nichts, ihn herbeizuführen. Einſt
Berieſt Ihr ihn — äffet ihn mit Verzeihung —
Ihr hänſtet auf ihn Reichthum, und Ihr ließt
Ein Engelsantlitz ihm zum Paradies
Die Erde wandeln —

Richelieu.

Nun?

De Mauprat.

Hieß dieß Erbarmen?
War's eines Cäſars großmuthsvolle Rache?
Nein, Cardinal! Judas, nicht Cäſar, war
Hiefür das Vorbild! Ihr habt ihn vom Tod
Gerettet, und der Schande preis gegeben,
Ihn aufgeſpart, ein Spott zu ſeyn der Welt,
Aufſäh'ger Vorwurf ſeinen todten Vätern,
Ein Ziel für die Verachtung künft'ger Zeit —
Dienſtfert'ger Kuppler, ja, ein Pandarus
Dem eignen Weib und dem großmächt'gen Buhler!
Da machte jenes erſte Hauptgeſetz
Des Menſchenherzens, das den erſten Brutus
Gekrönt hat mit des Patrioten Namen,
Nicht des Rebellen, als Tarquinius fiel,
Das Elend Fürſten ebenbürtig — mich
Verzweifelten erhob es zu der Höhe
Deines Geſchicks! Erwarte kein Erbarmen!
Schau, ich bin Mauprat! (er nimmt ſeine Maske ab).

Richelieu

Auf die Knie'! und flehe
Um Gnade; oder, ſag' ich dir, du fällſt
Die Beute ſolcher bittern Reue werden,
Daß ich, trüg' Haß ich gegen dich, dich hieße
Zuſtoßen, daß mir meine Rache würde,
Zu retten meine Julie vor dem König.
Verzieh ich dein Verbrechen die dem Tapfern;
Und als du blind und haſtig bietend ſelbſt
Die Hand zur Schmach, vor der du dich entſetzſt,
Dein Haus ließſt offen ſtehn dem Ehrenſchänder:
Da fand in dieſen Armen deine Gattin
Den Schutz und Schirm, der ihr nicht ward bei dir.

(Er geht an eine Seitenthüre.)

Julie de Mauprat — Julie!

(Julie tritt ein.)

Meine Zeugin
Sieh hier!

De Mauprat.

Ha! welches Wunder! iſt's ein Traum?
Du, meine Julie! deine liebe Hand dieß?

Julie.

Zerriſſen zwiſchen uns iſt jedes Band
Hinfort. Wenn dieſer alte Mann nicht war,
Hätt' ich wahrhaftig jetzt vielleicht verloren
Das Recht, das mein nun, zu verachten dich!

Richelieu.

Hört Ihr ſie wohl?

De Mauprat.

So haſt wohl ihr Gemüth
Vergiftet du mit höllicher Verleumdung!

Julie.

Nein, Herr; entſchuldigt hat er dich trotz Allem,
Was an ſich der Wahrheit Gepräge trug.
Dein Freund, ja, dein Vertrauter Baradas,
Hat ſelbſt deine Nichtswürdigkeit entdeckt.

De Mauprat.

Nichtswürdigkeit?

Julie.

Ja, daß du ſelbſt dich um
Die Schmach bewarbſt.

De Mauprat.

Baradas! Himmel, oh!
Wo iſt dein Donner? So getäuſcht! verrathen!
Vernichtet! du, du konnt'ſt ihm doch nicht glauben?
Du liebſt mich doch? Liebe zehrt nicht von Lügen!

Julie (bei Seite).

Ihn lieben, ach! doch ſchweige ſtill, mein Herz!
Ich habe dich geliebt — wie innig, das
Könnt' nur ein Weib erkennen, wenn jetzt Frauen
Mich hörten; doch für immer floh mein Traum!
Fahr' wohl! Vorüber iſt jetzt Alles.

Richelieu

Nein!
Das, meine Tochter, ſind die blendenden
Nebel der morgendlichen Liebe nur,
Aus ihres Lichtes Ueberfluß entſprungen
Herolde eines ſel'gen Sommermittags.
Nimm ihre Hand und ſprich die Wahrheit aus,
Von welcher überſtrömt Eur Herz: daß dieſer
Graf Judas, dieſer eingefleiſchte Trug,
Nie ſchlimmer log, als wenn er deiner Julie
Sagte, daß ſie ihr Adrian nicht liebe,
Außer, wenn er beredet Adrian:
Daß Julie fähig war ihn zu verrathen.

Julie (De Mauprat umarmend).

So liebſt du mich? du liebſt mich noch? du ward'ſt
Verleumdet nur!

De Mauprat.

Ach, konnteſt du dran zweifeln?

Richelieu.

Ha! nicht ſo blind wie du iſt ſelbſt der Maulwurf!
Baradas liebt dein Weib; auf ihre Hand
Hoffe er — er trachtete, dem Will'n des Königs
Zu dienen, als der Mantel, welcher deinem
Stumpfſinn als des Centauren giftiges
Gewand erſchien; noch jetzt hofft er aus deinem
Leichnam zu machen deines Bettes Schemel!
Wo blieb dein Witz, Mann? Ha, wie klar ſind dieſe
Anſchläge; ſelbſt die Sonne ſcheint durch ſie.

De Mauprat.

O gnäd'ger Herzog, könnt Ihr mir vergeben?

Richelieu.

Ja, und dich retten!

De Mauprat.

Retten! gräßlich Wort!
Oh! rette dich! es wimmeln dieſe Säle
Von deinen Feinden; ſchon lechzt durſt'ger Mord
Nach deinem Blut.

Julie.

Mord!

Richelieu.

Still! weg mit der Frau!
Still! ſtill! ein Schrei, ein Ruf, ein Athemzug,
Zu laut, ſchon würd' aus ſeiner tückſchen Lauer
Den Tod aufſcheuchen! An die Thür' und horche!
Und jetzt, zur Flucht!

De Mauprat.

Nein, nein! durch meine Bruſt
Soll'n ihre Klingen gehn, dein Herz zu treffen.

Das Stück hat indeſſen auch ſcharfen Tadel gefunden. Eine Zeitſchrift läßt der dramatiſchen Geſchicklichkeit, womit es behandelt iſt, alle Gerechtigkeit widerfahren, ſpricht ihm aber

ein höheres poetiſches Verdienſt ab: „dieſe Art von Drama iſt auf der engliſchen Bühne beinahe ganz neu; jedenfalls iſt ſie noch nie mit ſo viel Tact und Geſchick ausgeführt worden. Wenn die eifrigſten Bewunderer des Verfaſſers zugeben müſſen, daß es mehr das Product des Schauſpielſchreibers als des Dramatikers, kurz, daß es wenig mehr iſt als ein Melodrama in fünf Acten, ſo muß man andrerſeits großmüthig geſtehen, daß es hier das erſte in ſeiner Gattung iſt. Es findet ſich darin der Tact und das Geſchick, die man von einem ſo erfahrenen Schriftſteller erwarten durfte, aber dabei auch eine Gedrängtheit der Diction und der Handlung, die man von einem Romanſchreiber kaum hoffen konnte. Im Styl der Ausführung erinnert uns Richelieu manchmal an Byrons: die beiden Foscari, bei mehr Lebendigkeit, aber weniger Tiefe; der Effect iſt meiſt komiſch, auch wo die Situationen ihrem Charakter nach tragiſch ſind. Auch zieht ſich eine Ironie durch den Dialog hin — zwar nicht die köſtliche Shakſpeare'ſche Ironie, nein! und auch nicht die Sokratiſche, aber die Ironie des Mannes von Welt. Es iſt nicht die poetiſche oder philoſophiſche Ironie, wir wiederholen es, ſondern die Ironie der Geſellſchaft. Manchmal, wir bekennen es, verletzte ſie unſre Gefühle und beleidigte unſre Empfindung. Wir müſſen erſt noch mehr verhärtet werden, bis wir ſowohl die Tugenden als die Laſter der Menſchen verachten lernen; wir ſind noch zu neu und fremd in der herben Wirklichkeit des Lebens, wir haben zu kurz erſt die Haine der Muſen verlaſſen, wir ſtehen noch zu friſch unter dem Einfluß ſchöner Phantaſien, als daß wir mit ganzem Herzen auf dieſe kalten, proſaiſchen Anſichten vom Handeln und von den Motiven der Menſchen eingehen könnten. Auch das demokratiſche Weſen — das Allerunpoetiſchſte was es gibt — womit das Stück getränkt iſt, hat, unſers Dafürhaltens, viele der beſten Abſchnitte verdorben. Die Art wie Louis XIII geſchildert wird, iſt abſchreckend für unſre loyalen Sympathien. Wäre ſelbſt dieſe Auffaſſung der Natur und der Geſchichte treu (was wir nicht gemeint ſind zuzugeben), ſo verlangt doch das Intereſſe einer idealen Darſtellung, daß jeder auftretenden Perſon etwas Ideales zugetheilt werde. Man betrachte einmal den Unterſchied zwiſchen den Böſewichtern eines Ford und eines Shakſpeare! Wie gemein und verächtlich ſind ſie bei jenem, wie trefflich charakteriſirt und in mancher Beziehung bewundernswerth bei dieſem!“ — — —

„Wir ſind nicht ganz zufrieden mit dem Material des vorliegenden Stücks. Es ſteht an Würde demjenigen nach, welches die Geſchichte darbietet. Wo bleibt die Königin Mutter, Marie von Medicis? wo die Königin ſelbſt, Anna von Oeſterreich? Hätte nicht die Verbannung der erſtern ein edleres Motiv abgegeben, als die gemeinplätzliche Liebesgeſchichte des Melodrama's? Folgender gedrängte Bericht von dem in dem Drama behandelten hiſtoriſchen Thema ſcheint überreich an Motiven; wir geben ihn in den Worten eines neuern Hiſtorikers:

„Louis XIII, obgleich ein Monarch von ſchwachem Geiſt, hatte doch eine gewiſſe kriegeriſche Neigung und Sinnesart. Er ging ein auf die Plane Richelieu's für die Vergrößerung Frankreichs, und focht an der Spitze ſeiner Heere ſowohl in ſeinem Königreich als in Italien. (Wer, der das fragliche Drama geſehen oder geleſen, hätte das von Louis XIII geglaubt? Wir ſagen Euch, Sir E. L. Bulwer, all Eure demokratiſchen Vorſtellungen von königlicher Schwäche ſind armſelige Schmähungen!) Richelieu war ein Mann von wirklich erſtaunlichem Genius. Er negociirte einmal zu gleicher Zeit mit allen und gegen die meiſten Fürſten Europa's. Sein Hauptzweck war, das Haus Oeſterreich zu demüthigen; er wollte einen Herzog von Mantua, unabhängig von dem König von Spanien, einſetzen; er hatte im Sinn, die öſterreichiſchen Beſitzungen in Flandern aufzuregen und hatte Guſtav Adolph, König von Schweden, zu einer Landung in Deutſchland vermocht. Aber während er dieſe großen Entwürfe betrieb, untergrub eine furchtbare Cabale am Hof heimlich ſeine Macht. Gaſton Herzog von Orleans, des Königs Bruder, verabſcheute den Cardinal; Marie von Medicis war eiferſüchtig auf die Macht, die ſie ſelbſt hatte ſteigern helfen, und die meiſten vom Adel waren ſeine heimlichen Feinde. Der große Mann, deſſen Unerſchrockenheit allen Lagen gewachſen war, unterdrückte dieſe Cabalen auf eine Weiſe, welche ganz Europa erſtaunen machte. Der Marſchall von Marillac, einer der ihm gefährlichſten Edelleute, ward an der Spitze einer Armee verhaftet und wegen Hochverraths verurtheilt und hingerichtet. Der Herzog von Orleans verließ das Land, aus Furcht vor einem ähnlichen Schickſal, und die Königin Mutter, von allem Einfluß auf die Regierung entfernt, beſchloß ihre ehrgeizvolle Laufbahn in freiwilliger Verbannung in Brüſſel.“

In dieſen hiſtoriſchen Details ſind gewaltigere Elemente zu Colliſionen und Kämpfen als in den vorliegenden dramatiſchen — und in wie vortheilhaftem Licht hätte ſich der überlegene Cardinal darſtellen laſſen müſſen im Kampf mit ſo gewaltigen Gegnern! Da hätte ſich in der That der Mann von Genie in hohen Würden und Ehren gezeigt! Aber dazu hätte es Genie bei dem Dichter bedurft; und Sir E. L. Bulwer beſitzt unglücklicherweiſe nur Talent und kann wohl einen artigen Roman oder ein Schauſpiel ſchaffen, aber kein Kunſtwerk.

Richelieu iſt das Product eines begabten Mannes; freilich kein Gold, aber die beſte Art von Surrogat. Wenn nicht ſo werthvoll, ſo iſt es auch nicht ſo ſchwer. Das Theaterpublicum zieht oft das Flittergold wegen ſeiner Leichtigkeit dem ächten Gold vor, das zuweilen durch ſein Gewicht unbequem wird. Der Hauptcharakter fordert auf zur Vergleichung mit Shakſpeare's, Wolſey und Lear; der Unterſchied zwiſchen ihnen bezeichnet und mißt gerade auch den Unterſchied zwiſchen dem Dichter und dem Schauſpielſchreiber.“

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 November 1839.

Literarische Verunglimpfungen von Frauen in England.

(Schluß.)

Die ehrenwerthe Mrs. Norton trat in der Welt der Literatur und der Fashion auf, beinahe noch so jung als die Königin, und sie trat auf, geschmückt mit drei schimmernden aber gefährlichen Auszeichnungen — sie war eine Sheridan, eine Frau von Genius und eine Schönheit. Bei dem dermaligen Stand der Moralität unter den Männern der höhern Classen in London, wo in manchen Kreisen es vielmehr eine Auszeichnung, als etwas, dessen man sich zu schämen hätte, ist, den guten Ruf einer Frau bloßgestellt zu haben, genügt schon eine jener Eigenschaften, die Antastung des guten Namens ihrer Besitzerin zum Zielpunkt einiger Duzende von angenehmen und ehrenwerthen Schwarzfüßen und Schönherren zu machen. *) Die scandalsüchtigen Zeitungen machten sehr bald die Mrs. Norton zu ihrem Thema — eine Frau, die, ehe sie das drei und zwanzigste Jahr erreicht, sich schon als glückliche Dichterin und Novellistin ausgezeichnet hatte, die Aller Augen durch ihre Schönheit, Aller Ohr durch den Reiz ihres Gesprächs bezauberte — eine so begabte und ausgezeichnete Frau konnte nicht leicht, was auch ihr Benehmen seyn mochte, zumal wenn bekannt wurde, daß ihr häusliches Leben kein sehr glückliches sey, sie konnte nicht leicht den Verleumdungen der Gesellschaft entgehen, und wirklich verrichteten sie auch ihr Werk redlich. Was folgte ist allbekannt; es wurde eine Untersuchung gegen sie angestellt; sie wurde freigesprochen; ihr Gatte selbst hat seither ihre Unschuld bezeugt. Nächst den Opfern der Vorsehung ist man wohl Menschenliebe und Barmherzigkeit am meisten den Opfern der Gesellschaft schuldig. Statt dessen aber, weil diese Dame ihre Kinder liebte, und weil sie glaubte, daß wenn ein zorniger oder schlechter Gatte verhindert würde, einer Mutter zu untersagen, ihre Kinder zu sehen oder von ihnen zu hören, sobald ein andrer Mann, ein ernster und verantwortlicher Richter, der Ansicht sey, daß dem Ehemann jene Macht beschränkt werde; weil sie, im Gegensatz mit der Ansicht eines an Talent und Urtheilskraft unendlich unter ihr stehenden Kritikers, glaubte, eine solche Beschränkung werde dem Supremat des männlichen Geschlechts keinen wesentlichen Eintrag thun — einem Supremat, das sie anerkennt und billigt, hat eine periodische Zeitschrift einen Artikel gegen sie publicirt, worin, neben dem daß ihre Immoralität zum voraus angenommen wird, drei falsche Behauptungen des Kritikers zur Grundlage von mehr als hundert Seiten voll Tadels gemacht werden. Er behauptet, Mr. Serjeant Talfourd habe seine Infants' Custody-Bill auf Anstiften der Mrs. Norton im Unterhaus eingebracht. Durch das Zeugniß Mr. Haywards ist bewiesen, daß sie einander erst kennen lernten, als die Bill schon einige Zeit eingebracht war. Darauf werden folgende Bemerkungen gegen jene beiden Personen gegründet: „Hat nach all seinen neuerlichen Bemühungen in der Sache der Frauenemancipation das ehrenwerthe und beredte Mitglied von seiner schönen Clientin keinen köstlicheren Sold, keinen süßeren Lohn bekommen?"

Obgleich Mrs. Norton in ihrer bekannten Novelle: „Das Weib," die Lehre von der Gleichheit der Geschlechter bekämpft, und vor Jahren schon ihre Abneigung gegen die über diesen Gegenstand im Schwang gehenden Meinungen erklärt hat, schreibt ihr doch der Kritiker eine Schrift zu, welche dieselben mit Heftigkeit verficht. Ihre angebliche Vertheidigung dieser Lehren ist für den Kritiker der Grund, sie und ihre Angelegenheiten vor das Publicum zu ziehen, der Vorwand, den er ergreift, seinen Glauben an ihre Schuld auszusprechen, und sie der Verwünschung aller Guten und Tugendhaften in der Gesellschaft zu überantworten. Ein anonymer Aufsatz ist erschienen im Metropolitan Magazine, und der Kritiker nimmt keinen

*) L. E. L. (London) war nur Dichterin und Novellistin; sie besaß weder Schönheit noch hohe Geburt; und doch wurde, wie wir hören, ihr Leben getrübt und verfinstert, weil gewisse Männer zu gutmüthig waren, Verleumdungen, welche für den guten Namen der Dichterin moralisch tödtlich waren, als beleidigende Anschuldigung gegen sie (die Männer), zu ahnden.

Anſtand, die Mrs. Norton ſofort für die Verfaſſerin auszugeben und demnach ſie zu beurtheilen in der Weiſe, daß er ſagt: „Wenn eine Frau von den Anſichten, welche in jenem Aufſatz ausgeſprochen ſind, heirathete, ſo beginge ſie einen Meineid, wie nur eine Teufelin einen Frevel, wie ihn nur eine Beſtie begehen könnte.“ Ferner: „Luſt mag da ſeyn, auch wo keine Liebe iſt; und es würde uns nicht überraſchen, zu erfahren, daß dieſe Schriftſtellerin ebenſo berüchtigt ſey wegen landkundiger, wenn auch nicht bewieſener Galanterien, als die Verfechter ihrer Emancipationslehren es gewöhnlich ſind.“

Der Kritiker ſchreibt der Mrs. Norton jenen Artikel zu, nicht bloß ſo, als wenn er einem Gerücht nachſpräche, ſondern als ob ſie ſelbſt ſich zu der Autorſchaft bekannt hätte, die Eigenthümer jener Zeitſchrift aber haben ausdrücklich erklärt, daß Mrs. Norton mit jenem Artikel gar nichts zu thun habe!

Lady Morgan war Jahre lang die Zielſcheibe ſolcher Verunglimpfungen, und wir glauben die Wirkungen hievon in den über ſie herrſchenden Meinungen noch bis auf die heutige Stunde zu ſpüren. Eine der ſchlimmſten Folgen dieſes Unfugs iſt, daß, wenn er eine Reihe von Jahren gegen eine Schriftſtellerin fortgeſetzt wird, er am Ende ſeine Wirkung thut; das nicht weiter denkende Publicum bekommt — man weiß ſelbſt nicht woher und wodurch? — den Eindruck, daß dieſe oder jene Schriftſtellerin eine Perſon ſey, die ſchon ſehr oft in Reviews angegriffen worden ſey — eine Perſon, der man häufig unehrenhafte Dinge nachgeſagt, und ſo verknüpfen ſich Vorſtellungen von Unehrenhaftigkeit und Verachtung in manchen Köpfen mit einem Namen ohne allen Grund und alle Erkundigung. Weggehend über die verächtlichen Inſinuationen der Armuth und dergleichen, welche den größern Theil der Angriffe auf dieſe höchſt geiſtreiche und glänzende Schriftſtellerin ausmachten, wählen wir als Beiſpiele der Art, wie man gegen ſie verfuhr, folgende Fälle aus. Sie ward angeklagt der Lüge. Wenn man die gegen ſie vorgebrachten Beweiſe anſieht, ſo ſtellt ſich heraus, daß ſie die Schilderungen des Herzogs von St. Simon von dem ſittenloſen Hofe Louis' XIV lebendig und munter nennt, während der Kritiker darin ſchwarze Gemälde der Sittenloſigkeit erblickt. Die Hauptlüge, deren ſie ſich ſchuldig gemacht, beſteht darin, daß ſie das Verfahren der engliſchen Regierung, als ſie Napoleon nach St. Helena ſchickte, ungroßmüthig findet, während der Kritiker es billigt und rühmt. Sie wird ferner angeklagt: der Frechheit. Der Beweis: „In einem nicht ſehr delicaten Satze macht es Lady Morgan d'Alembert heftig zum Vorwurf, daß ſein Verhältniß zu Mademeiſelle de l'Eſpinaſſe zu platoniſch geweſen ſey; ſie hätte es gern etwas ſubſtantieller gehabt.“ Lady Morgan ſelbſt aber ſagt: „Die Akademie war für d'Alembert eine zweite Mademoiſelle de l'Eſpinaſſe. In ſeinem Verhältniß zu beiden zeigt ſich keine Spur von Energie des Charakters oder von geiſtiger Männlichkeit — Alles war Schwäche und Unterwürfigkeit. Er brachte die Liebesbriefe der Einen ſeinen Nebenbuhlern und begünſtigte die Tyrannei der Andern in ſeinen Reden.“ — Wie man ſieht, iſt die plumpe Gemeinheit ganz von der Erfindung des Kritikers.

Von der Madame d'Houdetot ſpricht Lady Morgan: „Beklagend, daß ſie zu ſpät kam, um dieſe intereſſante und außerordentliche Frau zu ſehen, aber gelegentlich habe ſie mit ſolchen verkehrt, welche einſt das Glück gehabt, mit ihr zu leben, und mit Entzücken ihre Spuren verfolgt in den feinen Cirkeln, deren Seele ſie einſt war.“ Hier fügt wieder der Kritiker, der Madame d'Houdetot als eine ſehr tadelnswerthe Perſon bezeichnet, ſelbſt das, was er als den Gipfel von lazer Moral bei Lady Morgan tadelt, hinzu, wenn er ſagt; „Lady Morgan iſt ſo bildlich in ihren Ausdrücken, daß wir fürchteten, wie tadelnswerth auch das Ausſehen ſeyn mag, das ſie in dieſer Stelle dem Laſter leiht, es wäre doch vielleicht unbillig, ſie nach dem Wort und Buchſtaben zu verſtehen, und zu glauben, ſie würde wirklich mit Entzücken in die Fußſtapfen der Madame d'Houdetot treten.“

Mrs. Auſtin iſt unſers Wiſſens der Gegenſtand nur von Einem Angriff geworden; aber es iſt ein ſo merkwürdiges Pröbchen davon, wie leichtfertig ſolche böswillige Scribenten den Ruf einer Dame weglachen, daß wir es anführen müſſen. Der Kritiker fand irgendwo, daß eine Mrs. A. dem Herzog von Devonſhire einen Herrn Raumer, den Verfaſſer der Geſchichte der Hohenſtaufen und eines Buchs über England, vorgeſtellt habe, und irrigerweiſe vermuthend, daß dieſe Dame ſeine Ueberſetzerin, Mrs. Auſtin ſeyn müſſe, erwähnt er ihrer folgendermaßen:

„Die Freundin und Bewunderin Herrn Raumers, Mrs. Auſtin, ſcheint ſehr eifrig befliſſen und auch glücklich in ihren Bemühungen geweſen zu ſeyn, ihn in die beſten Whig'ſchen Cirkel einzuführen, denn wir erfahren, daß ſie in der zweiten Nacht nach ſeiner Ankunft in London, —

> Als er ſtack in ſeinem Sonntagsſtaat,
> Um auszugehn mit Greten,

ihn in Devonſhire-Houſe einführte.“

Mrs. Jameſon, ſeit ſie die Kühnheit gehabt, in ihrem ſchönen Buch: „Sommerſtreifereien und Winterſtudien in Canada,“ gewiſſe eigene Meinungen aufzuſtellen, iſt häufig verunglimpft worden. Ein Torymorgenblatt bedrte ſie in der That mit einer ganzen Ladung ſtumpfer Donnerkeile, weil ſie, wie hoffentlich jede Frau, in der Wirklichkeit denkt: eine Frau ſey die einzige Perſon, welche in der That die wirkſame Wächterin und Schützerin ihrer eignen Ehre ſeyn könne. In verſchiednen periodiſchen Blättern von wenig Ruf haben ihre Anſichten ihr verſchiedentliche, ſeltſame Angriffe eingetragen; aber eines davon bekennt ſich zu einem Grundſatz, über den wir einige Worte ſagen müſſen, damit nicht, wenn wir ihn ungerügt laſſen, der Autor ſich zu Schulden kommen laſſe, darnach zu handeln. Er ſagt: „Mrs. Jameſon hat es ſo jedem, der ihr in ihrer Eigenſchaft als Advocatin antworten will, unmöglich gemacht, ſich nicht auch nach ihrem perſönlichen Antheil an der von ihr mit ſolcher Wärme verfochtenen Sache zu erkundigen. Die Regeln der Höflichkeit verbieten uns dieß zu thun.“

Iſt es denn aber unmöglich, auf die Gründe zu antworten, die ein Schriftſteller für eine gegebene Meinung anführt, ohne

die besondere, davon ganz verschiedene Frage in Anregung zu bringen, welches persönliche Interesse denn der Schriftsteller bei der fraglichen Sache habe? sollen denn Streitfragen nach den Verdiensten ihrer Advocaten statt nach ihren eignen Verdiensten untersucht werden? Bis jetzt waren Schriftsteller von Logik und Wahrheitsliebe der Meinung, daß die für eine Behauptung angeführten Gründe und Thatsachen das Einzige seyen, worauf die darüber Verhandelnden ihr Augenmerk zu richten hätten.

Der Artikel über Miß Edgeworth, der am besten die Principien dieser Art von Kritikern veranschaulicht, ist ein Artikel über das Leben ihres Vaters, das sie zu Ende führte und herausgab. Das reine Leben und der wohlthätige Einfluß, den diese Dame geübt, ihre großen Talente und ihre ausgezeichnete Stellung in der Literatur helfen ihr nichts in den Augen des böswilligen Reviewers. Sie ist schuldig, eine zu hohe Meinung von ihrem Vater zu haben, und deßwegen wird sie beschuldigt, Geringschätzung des Ehebundes blicken zu lassen, der ihr das Daseyn gab. Mit völliger Unkenntniß der nähern Umstände ist folgende unmännliche Grausamkeit niedergeschrieben: „Der Mrs. Edgeworth Gedächtniß hätte dem Geist, wenn auch nicht dem Herzen des Mr. Edgeworth theuer seyn sollen, denn sie war, glauben wir, die Mutter seiner berühmten Tochter; aber, seltsam! weder die Dankbarkeit des Vaters, noch die Pietät der Tochter haben es der Mühe werth gefunden, auch nur die leiseste Aeußerung der Zärtlichkeit oder der Trauer der unglücklichen Mutter zu weihen. In der That, wenn die Hauskatze bei der Geburt ihrer jungen Kätzchen gestorben wäre, so hätte der Umstand nicht gleichgültiger erwähnt werden können; — und wirklich nur durch Vergleichung des Datums kommt man darauf, daß diese so vernachlässigte Dame die Mutter der Maria Edgeworth war, die jedoch reichliche Gelegenheit fand, ihre Zärtlichkeit und Dankbarkeit gegen all die drei Frauen an den Tag zu legen, welche die Nachfolgerinnen ihrer Mutter waren."

Miß Martineau. Wir fanden es nicht möglich, Beispiele und Proben von den gröbsten und gemeinsten Angriffen zu geben, welche auf diese Dame von Schriftstellern der bisher geschilderten Kategorie gemacht wurden; wir wollen unsre Blätter mit keinen ihrer Unsauberkeiten beflecken. Miß Martineau war zufällig andrer Ansicht als das Review, welches jenen Kritikern hauptsächlich als Organ dient, über die neue Armengesetz-Bill; sie billigte schon im Jahr 1833 eine Maaßregel, der jene, mit langsamerem Urtheil, ein paar Jahre nachher auch ihren Beifall gaben. Aber dafür wurde sie zur Zielscheibe von Angriffen gemacht, wo jeder Spaß, den ein plumper und stumpfer Scribler über das Thema der Bevölkerung aufzutreiben wußte, über sie losgelassen wurde.

Ueber Mißhandlungen andrer Art können wir Proben liefern. Miß Martineau ist, wie Jedermann weiß, so taub, daß sie sich einer Ohrtrompete bedienen muß, was sie jedoch mit solcher Geschicklichkeit thut, daß es ihr in Wahrheit wenige Menschen zuvor thun in der Kunst, Belehrung und Notizen durch eigne Anschauung oder durchs Hören zu sammeln. Darauf wird auch folgende feine Weise angespielt: — — „Wir können diese Fragen nicht beantworten; aber der Miß Martineau Satz ist einfach und unläugbar — keine von diesen Personen könnte, muthmaßlicherweise, in ihrem jetzigen Zustand ein belehrendes Buch über Reisen schreiben, während, wenn eine derselben, nach dem Verlust von Augen und Ohren mit diesem trefflichen Werk bekannt werden und daraus lernen sollte, wie beobachten." u. s. w.

„In Betracht, daß es nur zwei blinde Reisende gibt, und unsers Wissens nur Einen stocktauben, können wir nicht umhin uns zu wundern, woher Miß Martineau diese kostbaren Notizen zusammengebracht haben mag."

Der Ekel und Widerwille, den unser Bericht über Verunglimpfungen von Frauen in jedem männlichen Herzen erregen muß, ist wahrscheinlich geringer als er von Rechtswegen seyn sollte, in Folge der laxen sittlichen Grundsätze, welche über den Punkt der Satyre im Schwange sind!

Der Oberpriester des Apollo an eine delphische Jungfrau.

Von Th. Moore.

Cum digno digna. Sulpicia.

„Wer ist die Jungfrau mit dem goldnen Haar,
„Mit luft'gen Füßen, mit den Augen klar,
„Die dort so süß an meinem Altar singt,
„Und deren Harfe mir so lieblich klingt?" —

Der schöne Gott, der hoch am Himmelszelt
Erhaben wandelt, und herab zur Welt
Den Tag ergießet, — also zu mir sprach,
Als sein Gestirn durch meine Zelle brach.

„Wer ist die Jungfrau mit dem goldnen Haar,
„Mit luft'gen Füßen, mit den Augen klar,
„Die dort so süß an meinem Altar singt,
„Und deren Harfe mir so lieblich klingt?" —

Aphelia ist es mit dem goldnen Haar,
Aphelia ist es mit den Augen klar,
Aphelia's Fuß ist luftig, ist so leicht,
Der süße Klang aus ihrer Harf' entsteigt!
Noch nie erschien in Delphi vor dem Gotte
Solch leichter Fuß in seiner Lorbeergrotte;
So sanft hat keine Harfe noch geklungen,
So süß empor kein Seufzer sich geschwungen!

„Dann sag' der Jungfrau, daß sie loser binde
„Der goldnen Locken reizend Prachtgewinde,
„Und laß' des süßen Auges scheues Bangen
„Noch feur'ger glühn für göttliches Verlangen!
„Denn Er, der von der Morgenthränen Quelle
„Die Welt umstrahlt mit blendend lichter Helle

„Bis dorthin, wo ſein glänzend Licht ſich neigt
„Und weſtwärts zu den Meernajaden ſteigt, —
„Sah nie in ſeinem Lauf durchs ganze Jahr
„Solch feur'ges Auge, nie ſolch goldnes Haar!
„Auch ſag' ihr noch, er komm' in ſtolzer Pracht;
„Und ſeine Lippe, die ſo himmliſch lacht,
„Sie funkle glühend noch von Nektars Naß,
„Der verlend ſchäumet im olymp'ſchen Glas.
„Er eilet zu ihr aus dem Götterſaale
„Und läßt um ihren Fuß die Nektarſchale,
„Verbergen würd' er ſeinen Strahlenkranz,
„Die Welt hingeben ſelbſt dem Dunkel ganz,
„Könnt' er verleben nur die Dämmerungsſtunden,
„Von dieſer Jungfrau weichem Arm umwunden!
„Sie würd' empfinden mehr als irdſche Luſt,
„Er mehr als himmliſche an Weibes Bruſt!"

Es lieget eine Grotte dort am Hang,
Von dem kryſtallrein ſtürzt ein Bach entlang
Am dichtbelaubten Wald vom ſchönſten Grün,
Das je der Frühlingsſonne Licht beſchien.
Dort zeigt auf weichem Gras der jungen Flur
Sich oft ſo manche zartgedrückte Spur
Von der Najaden und des Pans Geſtalt,
Daß noch der Thau warm iſt, wenn hierher wallt
Der Jungfraun Schaar, wie es beginnt zu tagen,
Den Sitz zu küſſen, wo Geliebte lagen.

„Dort, dort, ſo ſprach der Gott, von Liebe trunken,
„Sobald die Dämmrung iſt herabgeſunken
„Und Geiſter bei des Mondes düſterm Schein
„Auf dunkeln Pfaden wandeln ſtill, allein, —
„Dort werden finden wir das Hochzeitbette;
„Und nie ward eine ſüßre Lagerſtätte
„Von kuſ'gen Roſen jemals noch erbaut,
„Noch in Kronions Landen ſelbſt erſchaut!

„O ſag' dem Gott, der ſo erhaben thront
„Und mächtig in des Oſtens Tempeln wohnt,
„Die mit den Thürmen bei des Tageshelle,
„Sich ſpiegeln in des Euphrats flücht'ger Welle;
„O ſag' ihm, wann er hehr in Majeſtät
„In dunkler Nacht zu ſeinem Liebchen geht,
„Umleuchtet von des ſüßen Feuers Duft,
„Vom Chor begleitet, der ihn preiſt und ruft;
„Sag' ihm, wenn auch auf einer goldnen Stätte
„Die ſchönſte Prieſterin umarmt er hätte,
„Doch würd' er, mit dem heil'gen Prunk geſchmückt,
„Von ſüßer Wonne weniger entzückt,
„Als wenn mit Liebe, einfach, ſtill und ſchlicht
„Zu einer Grotte bei des Mondes Licht
„Ihm eine Nymphe ruht an ſeiner Bruſt,
„Und ächter Flammenguth der reinſten Luſt
„Ihm heiß entgegenſtrömt aus Lipp' und Aug',
„Zu heil'gen einen ſüßeren Gebrauch,
„Und ein Myſterion von höhrer Kraft,
„Als je gefeiert hat die Prieſterſchaft!"

O Heil ihr, die als des Apoll Geliebte
Dem Himmel bricht der Jungfrauſchaft Gelübde!
O Heil der Jungfrau! — Seht, es ſtrömet ganz
Um ihr Gewand ein hoher Himmelsglanz,
Daß ſeiner Strahlen Schimmer ſie durchbebt,
Zur Gottheit ſie, durchleuchtend, dann erhebt!
O Jungfrau, welch ein Schickſal wartet dein!
In dieſer Nacht wird jeder Kuß dir ſeyn,
Den dir des Götterjünglings Lippe weiht,
Ein ächtes Siegel der Unſterblichkeit!
Fleug hin, Aphelia, fleug hin zur Grotte,
Verlier' die Welt, vereine dich dem Gotte!
Hier ſtrömt ein gränzenlos entzückend Leben,
Das nur ein Weib kann fühlen, Gott kann geben!

An Nea,

als der Dichter ein Kind auf ihren Armen ſah.

Von Demſelben.

Das erſte Kind, die Wonnegabe,
Die Pſyche trug voll ſel'ger Luſt,
War nicht ſo ſchön als dieſer Knabe,
Auch blüht' es nicht an ſchönrer Bruſt.

Wie wenn durch Roſenlauben ſchweiften
Zwei Täubchen zart und wohlgemuth;
So ſeine weißen Händchen ſtreiften
Auf ihrer Lippen Purpurguth.

Und als ihr dunkles Haar zur Seite
Aufs Kind entſank in voller Pracht;
Da ſchien's ein Bild verſtohlner Freude,
Wie Amor im Gewand der Nacht.

Sie lächelt ſanft, er lächelt wieder;
Ein gleicher Reiz in beiden glüht.
Es ſcheint, des Kindes zarte Glieder
Sind ihrem Arm erſt jetzt erblüht.

A. Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 131 u. 132.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

28 November 1839.

Norwegische Gedichte.

Uebersetzt aus „Visebog for Normänd, Christiania, 1837“ von K. L. Kannegießer.

Wenn die Harfe schweigt bei geselligem Mahl,
Dann fehlt es der Freud' an Schwingen;
Drei hohe Worte sollen im Saal
Drum itzt zu den Saiten erklingen!
Normänner, wollt Vaterlandsfreund' ihr seyn,
So mischt die Stimmen von Herzen darein.

Seht dort die Tanne, wie stolz, wie kühn
Auf dem Berg, ob hoch er sich thürme!
Wie pranget der Wipfel, so frisch, so grün,
Wie lacht er der wüthenden Stürme!
So steht der Normann mit ruhigem Muth,
Wenn das Vaterland fordert sein Gut und Blut.

Seht, seht des Sarpen gewaltigen Sprung,
Er läßt sich nicht fassen, noch binden,
Ein Greis, doch an Kraft ist er ewiglich jung,
Ob auch Jahrhunderte schwinden.
So bleib' auch dem Normann unerschlafft
Die heimathschützende eiserne Kraft.

Seht, Norwegs Küsten umschäumet das Meer,
Wohl beben die Klippen alle,
Doch Brust an Brust, so stehn sie zur Wehr,
Mit Eintracht trotzend dem Schwalle.
So knüpfe der Eintracht heiliges Band
Jeweden Normann ans Vaterland!

J. S. Munch.

Bisweilen blitzt ein Schimmer
Vom ew'gen Glanz uns her,
Doch weilet er hier nimmer,
Er blinkt, und ist nicht mehr.

Der Unruh wird zum Raube
Dann die beklommne Brust. —
Wie im Gewand von Staube
Stirbt doch so schnell die Lust!

Doch, Klage, laß dir wehren!
Was hier kann weilen nicht,
Das muß zur Heimath kehren,
Zum stillen ew'gen Licht.

Hinflieht der Freude Stunde,
Wie Schatten übers Feld,
Indeß auf Herzens Grunde
Erinnerung fest sie hält.

Dort sitzt sie auf dem Throne,
Ruht in der Wehmuth Arm,
Sie flicht der Hoffnung Krone,
Und kränzt damit den Harm.

Und sieh, wie's jenseits flimmert,
Ein Strahl, so weit, so fern,
Vom Reich der Ahnung schimmert
Ein wunderheller Stern.

H. A. Bjerregaard.

Villemains Vorlesungen über die französische Literatur.

Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

Ueber dieß neueste Werk des berühmten französischen Schriftstellers, der als Lehrer einen ausgezeichneten Beifall genießt und sich auch auf dem Gebiete der Politik als (häufig opponi-

rendes) Mitglied der Pairskammer hervorthut, gibt Sylveſter de Sacy folgendes Urtheil ab, das den Geiſt und die Methode des Literarhiſtorikers lebendig ſchildert:

Das Werk Villemains iſt der Kritik vorangeeilt; die ſechs Monate, ſeit welchen es in den Händen des Publicums iſt, genügten, es der Zahl jener alten und trefflichen Bücher zuzugeſellen, bei welchen man nur ihr Verdienſt zu analyſiren hat. Ohne gerade einen Lärm in der Welt zu machen, ohne jene Art von leidenſchaftlichem Beifall zu erregen, wobei immer einige Laune und Willkür mitunterläuft, und wo ein ſo widriges Umſchlagen des Urtheils zu befürchten ſteht, hat das Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts ganz einfach ſeinen Platz unter den Büchern eingenommen, die man in Achtung hält, nachdem man ſie geleſen hat. Es hat die Greiſe bezaubert, die ſich freuten, in den glänzenden und belebten Blättern Villemains gleichſam einen letzten Widerſchein jenes literariſchen und philoſophiſchen Jahrhunderts wieder zu finden, in dem ſie gelebt haben; es hat uns entzückt, uns deren Jugend auch ſich traurig zu entfernen anfängt, durch die Erinnerung, durch die ſo ganz lebendige Vergegenwärtigung jener Morgen der Facultät der Literatur, die uns unſre Studien ſo verſüßten und uns mit einem ſo brennenden Wiſſensdurſt zu unſern Büchern zurückkehren machten; es hat allen denjenigen, welche die Literatur um ihrer ſelbſtwillen lieben, welche die von ihr gewährten Genüſſe über alle andren ſetzen, ein frohes Erſtaunen bereitet durch jenen reinen Sinn für die Literatur als ſolche, den man dort athmet. Villemain hat eine wahre, ungekünſtelte Leidenſchaft, etwas ſo Seltenes heutzutage, und dieſe Leidenſchaft iſt die Liebe zur Literatur! Sie verbreitet ſich wie eine ſanfte Wärme über alles was er ſchreibt; ſie iſt ſeine Begeiſterung, ſeine Seele. Man empfindet, wenn man ihn lieſt, etwas von dem Wohlbehagen, das er ſelbſt fühlen muß, wenn er ſeine Ideen mit dem Lichtglanz einer ſchönen Sprache ſchmückt, wenn er mit Liebe einen geiſtvollen und ſchönen Satz vollendet. Man freut ſich beinahe, als hätte man mit ihm einen ſo ſinnreichen Ausdruck, eine ſo glückliche Wendung, ein ſo ſchlagendes und glänzendes Wort gefunden. Wer hat ein beredteres Gedächtniß als Villemain? und woher ſonſt ſtammt dieſe Beredtſamkeit des Gedächtniſſes, als aus der Fühlſamkeit einer vom Schönen tief ergriffnen Seele? Wer verſteht ſich beſſer als er auf die Kunſt, einen ganz neuen Geſchmack in den einzelnen Stellen finden zu machen, die er anführt, oder vielmehr die er aus ſeinem Innern ablöst, wo ſie, tief empfunden, gleichſam eingegraben ſtehen? Wer beſitzt wie er die Gabe, die abgeſtumpfteſten Eindrücke zu verjüngen durch die Jugend und Friſche ſeiner perſönlichen Eindrücke? Wenn man die Vorleſungen von Villemain lieſt (denn dieſe geſchriebnen Vorleſungen haben noch die ganze Wärme und Natürlichkeit der freien Vorträge), ſo glaubt man, man leſe zum erſtenmal, man leſe mit ihm Buffon und Montesquieu, Fontenelle und Voltaire, Diderot und Jean Jacques; man entdeckt mit Entzücken Verſe von Lucrez, von Virgil, von Terenz, von Racine, die man auswendig wußte; man wünſchte ſich, von Allem entledigt zu ſeyn, um nur noch im einſamſten und verborgenſten Winkel der Welt leben zu können unter dieſer Familie von Dichtern und Denkern — dem Ruhm und Stolz des menſchlichen Geſchlechts!

Wo iſt die für den Reiz der Literatur empfängliche Seele, die nicht dieſen Traum geträumt hätte von einem ganz in Studium und Lecture ſich verſenkenden Leben? die ſich nicht mit Wonne ausgemalt hätte das Bild einer kleinen, ſichern, beſcheidnen Zurückgezogenheit, wo ſie nur mit dem Schönen und Wahren an ſich ſich zu beſchäftigen hätte, wo ſie nicht mehr die Menſchen ſähe mit ihren Leidenſchaften, nicht mehr die Weltgeſchäfte und Angelegenheiten mit ihrem Verdruß, die Geſchichte und ihre furchtbaren Bewegungen und Stürme, als nur etwa durch den Strahl reinen Lichts hindurch, welche das Genie großer Schriftſteller ausgießt über Alles was es veranſchaulicht? Welche reizende Morgen müßten das ſeyn, die man unter einer ſchönen Sonne, in einem düſtern Laubgang, mitten in dem unermeßlichen, verworrenen und doch ſo ſüßen und harmoniſchen Geräuſche des Landlebens damit zubrächte, bald eine Tragödie Racine's wieder zu leſen, bald die Geſchichte der früheſten Welt, von Boſſuet mit ſo majeſtätiſcher Anmuth erzählt! welche Wonne, ſich nicht mitten aus dieſen ſüßen Studien herausgeriſſen zu fühlen durch die Geſchäfte, die Einen nach Haus zurückrufen! nicht im Grunde der Seele den ſtörenden Gedanken mit ſich tragen zu müſſen an die Langeweile, die Einen für den Abend oder auf morgen dahin oder derthin beſtellt hat, und die, ach nur allzugenau die Stunde einhalten wird! und nur ins eigne Haus zurückzukehren, um die Bücher oder die Betrachtung zu wechſeln, oder um ſich jener uneingeſchränkten Ruhe hinzugeben, welche ſüß iſt, wie das Gefühl eines guten Gewiſſens! Heute iſt es Montesquieu, der den Tag verſchönern muß; morgen iſt es Tacitus. Man ſchafft ſich eine Art von ernſtem Studium, man behält ſich Erholungsſtunden vor. Das eigentliche Weſen dieſes Lebens iſt eine vollſtändige Hingebung an die Literatur, ohne perſönlichen Ehrgeiz, ohne eine andre Leidenſchaft, als die: ſeinen Geiſt zu verſchönern und zu läutern. Ein in ſolcher Art geordnetes Leben — wäre es wohl glücklich? Würde dieſe ewige Betrachtung nicht Ekel, Faulheit, vielleicht Wahnſinn erzeugen? Es iſt wohl möglich. Beſſer iſt, davon träumen als in wirklichem Beſitz ſeyn; aber wenigſtens wird man geſtehen, daß die Vorſtellung davon köſtlich iſt.

Dieſe Vorſtellung iſt mir hundertmal gekommen bei der Lecture des Werks von Villemain. Ich habe mir ſelbſt mit Bitterkeit geſagt, daß ich nicht genug leſe; ich habe mir ſelbſt verſprochen, die Stunden zu verlängern, welche Jeder, der das Leben verſteht, für ſich allein verſpart, und die man nicht beſſer genießt, als wenn man ſie zu Lieblingsſtudien benützt. Ich habe mich gegen mich ſelbſt verpflichtet, hunderterlei einfältige Geſchäfte abzuſchütteln, an die man ſich im Leichtſinn bindet, um mir nicht bloß Stunden, ſondern ganze Tage eine kleine Zahl von ganz geſchäftsfreien Tagen zu erübrigen und zu gewinnen, welche gewiſſenhaft meinem eignen Genuß gewidmet ſeyn, nur mir und meinen Büchern angehören ſollen. Villemain, mitten unter tauſend Beſchäftigungen, die auf ihm laſten, Mitglied des Raths der Univerſität, beſtändiger Secretär der Akademie, Pair von Frankreich und Redner der Oppoſition,

findet doch noch Zeit für ſeine unermeßliche, unermüdliche Lectüre! Wo iſt das Buch, das er nicht geleſen hätte? wo der Dichter, deſſen Verſe er nicht auswendig wüßte, wie wenige auch dieſer Dichter gemacht haben mag, welche es werth ſind, im Gedächtniß behalten zu werden? Du erinnerſt dich dunkel, daß Cicero dieß oder jenes geſagt haben muß; warte nur; du haſt nicht nöthig deinen Cicero zu ſuchen und mit Mühe im Index zu blättern, auf deſſen Verfertigung ein deutſcher Gelehrter zehn Jahre verwendet hat; Villemain iſt hier, hier iſt die ganze Stelle, die du mit mehr Mühe hätteſt ſuchen müſſen, als es Villemain koſtete, ſie auswendig zu lernen. Du ſtotterſt die Hälfte eines Verſes von Terenz her; Villemain ergänzt ihn mit jener Freiheit und jenem Feuer des Vortrags, die er, ich weiß nicht wie, auch ſeinen geſchriebnen Citaten mittheilt. Du nennſt irgend einen neuern lateiniſchen Dichter; Villemain hat ihn geleſen, vielleicht vor zwanzig Jahren, das heißt: er weiß ihn auswendig. Es gibt keinen Winkel in unſrer franzöſiſchen Literatur, welchen Villemain nicht ſorgfältig durchforſcht hätte. Eben im 18ten Jahrhundert, wo doch Jedermann geſchrieben hat, kenne ich kein noch ſo geringes und verborgenes Verdienſt, das Villemain nicht entdeckt hätte, und der fromme Meſenguy, deſſen Namen ich ganz gewiß überall außer im Himmel vergeſſen glaubte, hat ſeine Stelle neben zwanzig Poeten, welche einmal in ihrem Leben durch einen glücklichen Wurf einen guten Vers machten.

Das iſt nicht Alles. Die beiden Literaturen des Alterthums und die franzöſiſche Literatur von ihrer Entſtehung an bis auf das was man, ich fürchte, ihr Ende nennen muß, haben ſich noch nicht in die ganze Zeit Villemains und in ſeinen Eifer zu lernen und zu vergleichen getheilt; Villemain kennt die engliſche Literatur ſo gut wie die unſrige. Das iſt hin und wieder für uns betrübend; nicht als ob Villemain nicht ein leidenſchaftlicher Bewundrer unſrer Literatur wäre; aber die Leidenſchaft iſt nur dann ausſchließlich und fanatiſch, wenn ſie mit Unwiſſenheit gepaart iſt. Villemain weiß es beſſer, als daß er glauben ſollte, wir hätten Alles verſchönert. Voltaire, der die Vergleichung mit Sophokles nicht dulden wollte, würde ſich ſehr ärgern, zu ſehen, wie Villemain, bei aller erſinnlichen Achtung und Schonung, manchmal ſich erkühnt, dem Shakſpeare den Vorzug zu geben. Dieſe vergleichende Kenntniß der Literaturen erhebt die Kritik Villemains zur Höhe einer Analyſe des menſchlichen Geiſtes. Unter der Form der Literatur iſt es eine tiefſinnige und einſichtige Philoſophie, und die Geſetze des Geſchmacks nehmen durch die Zuſammenſtellung alles deſſen, was dem Menſchen aller Zeiten und aller Länder gefallen hat, einen Charakter der Nothwendigkeit an, der ſie mit Gott ſelbſt oder mit der Natur der Dinge in unmittelbare Verbindung ſetzt. So viel Wiſſen, ich geſtehe es, iſt nicht gerade unerläßlich, um das Schöne und Wahre zu empfinden; die Menſchen von Genie können es ganz wohl entbehren, und es gibt glückliche Jahrhunderte, wo der Geſchmack gleichſam eine natürliche und einfache Grazie iſt, die ſich auf Alle und Jede ausgießt und die man bei der Geburt auf die Welt bringt; dieſe Grazie darf man von uns nicht verlangen. Wornach wir unſers Theils zu ſtreben haben, das iſt eine gelehrte Kunſt, die weder die Poeſie iſt, noch die hohe Beredtſamkeit, aber die ſie nachahmt durch die Anſtrengung der Reflexion und durch ein tiefes Einkehren ins eigne Innere und in das Innere von Andern. Unſre Zeit iſt die der Kritik. Verachten wir ſie darum nicht; denn die Kritik hat auch ihren Platz und einen ehrenvollen Platz in der Geſchichte der Literatur, und wollten wir naiv ſeyn, ſo würden wir nur lächerlich; unſre abſichtliche Unwiſſenheit, um uns linkiſch anzuſtellen, würde ſo wenig das Ausſehen der Natürlichkeit und Begeiſterung an ſich tragen, als die Wiſſenſchaft.

Villemain, der, meines Erachtens, ſo viel natürlichen Geiſt und angebornes Talent beſitzt, als irgend Jemand, hat Alles geleſen. Nicht nur die Bücher kennt er, er weiß auch ihre Geſchichte, ihre öffentliche und geheime Geſchichte. Er weiß Einem zu ſagen, an welchem Tag ſie geboren ſind, unter dem Einfluß welcher Conſtellation, wie ſie ihr Glück gemacht, und oft auch, wie ſie es verloren haben. Dieſe beinahe geheime oder wenigſtens ſehr vergeßne Geſchichte der Bücher iſt nicht minder nothwendig für die Literatur, als die Memoiren in der Politik zur Erklärung vieler Thatſachen es ſind. Ein Buch iſt nur ein abgeriſſenes Stück des Gedankens des Lebens eines Autors: der Autor ſelbſt gehört ſeinem Jahrhundert an. Seinem Jahrhundert! das Wort klingt ſehr ruhmſüchtig. Sein Genie iſt abhängig von tauſend kleinen Umſtänden, vom Ort ſeiner Geburt, von ſeiner Erziehung, von der Gemüthsart der Leute, in deren Geſellſchaft er ſeine erſten Jahre verlebte. Das alles macht den Autor und das alles macht das Buch. Rouſſeau hat nie die Makel der Dienſtbarkeit in ſich auszulöſchen vermocht, welche durch Scham und Stolz ſich bis ins Innerſte ſeiner Seele eingegraben hatte. Sie war unſichtbar für Jedermann; er allein ſah ſie, und immer — immer! Weder der Ruhm, noch der tolle Enthuſiasmus der Welt, noch das Alter, noch die Philoſophie, nichts hat die unglückſelige Makel abgewaſchen, die ſich mitten unter den glänzendſten Erfolgen ſeinem Auge immer wieder darſtellte; nichts brachte die Stimme zum ſchweigen, die ihm zurief: Du biſt ein Kammerdiener geweſen! Und ich weiß nicht, trotz Voltaire's elegantem Geiſt, trotz ſeinen Triumphen, ſeinem Hof von Königen — ich finde in der Frechheit eines großen Theils ſeiner Schriften immer wieder den unmäßigen und liederlichen Literaten aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts, der gern bei den großen Herren ſpeiſte und ſich für ſeine etwas gemeine Schmiegſamkeit und Unterthänigkeit durch noch gemeinere Epigramme entſchädigte und rächte! Die Pracht der Spitzen Buffons ſtimmt ganz vortrefflich zu dem Putz und dem Prunk ſeines Styls; die epigrammatiſche Form, welche Montesquieu oft ſeinen tiefſten Gedanken gibt, gehört einem Mann an, der, ehe er in ſeiner Zurückgezogenheit ſchrieb, in einer Geſellſchaft geiſtreicher Frauen und geſuchter Geiſter gelebt hat. Kurz, es gibt faſt kein einziges Buch aus jener Zeit, das Einem nicht auf jedem Blatt zurieſe: Welche Wirkung werde ich in den Salons zu Paris hervorbringen?

Daher muß man nicht nur wiſſen, was die Bücher ſind, ſondern auch, was die Verfaſſer geweſen ſind; die Biographie

iſt ein Hauptelement der Kritik. Villemain beſitzt eine bewundernswerthe Kenntniß der geheimen Memoiren der Literatur. Er vergleicht die Werke mit dem Leben der Autoren, er weist das Buch im Menſchen nach, er erklärt die Fehler des Geſchmacks aus den Schwachheiten der Seele; und beinahe immer — Preis ſey dafür geſagt der göttlichen Gerechtigkeit! — hat das Talent da fehlgegriffen, wo es um die Moralität nicht gut beſtellt war. Will man im Augenblick den Unterſchied ſehen, welcher beſteht zwiſchen der Sprache eines tugendhaften, einfachen, durchaus aufrichtigen Mannes und den geſuchten Wendungen eines durch und durch egeiſtiſchen Schöngeiſts? Eine Stelle von ausnehmender Einfachheit, entnommen einem Briefe des guten Rollin — eine im höchſten Grad kalte und lächerliche declamatoriſche Wendung, welche Fontenelle entſchlüpfte und von Villemain aufgegriffen worden iſt, ſetzen Einen in Stand, das Herz der beiden Männer zu beurtheilen. Rollin ſchrieb an den proteſtantiſchen und philoſophiſchen König Friedrich: „Ew. Majeſtät ſteigt vom Throne herab zu Ihrem Diener und findet dadurch Mittel, ihn Sich gleichzuſtellen und zu Ihrem Freund zu machen. Ja, Sire, das werde ich ſeyn mein ganzes Leben lang. Aber das genügt mir nicht; wie lang habe ich noch zu leben? Ich wünſche es zu bleiben die ganze Ewigkeit hindurch.“ Dieſer Eine Wunſch ſagt viel. — Und nun hören wir den weiſen Fontenelle, wie er in der Akademie den Cardinal Dubois, den Nachfolger von Dacier, empfing: „Welche Ehre,“ ſagte Fontenelle, „für Herrn Dacier, deſſen Name, durch ſeine Arbeiten ſchon verknüpft mit dem eines Platon, Plutarch und Marc Aurel, jetzt auch verknüpft ſeyn wird mit dem des Cardinal Dubois!“

Welche glückliche Zuſammenſtellung! Welcher Ruhm für Dacier, der den Platon überſetzt hatte, daß er gerade im rechten Zeitpunkt ſtarb, um ſeinen Platz in der franzöſiſchen Akademie dem Cardinal Dubois räumen zu können! Wie gut erfunden iſt die Vergleichung zwiſchen Marc Aurel und dem nichtsnutzigen Cardinal, der die Geſchicklichkeit im Betrügen ſo weit brachte, daß er ſelbſt den Cardinalshut ſtahl! Welch ein Zuwachs zu den Lebensbeſchreibungen großer Männer von Plutarch — das Leben eines Dubois! Ich bin gewiß, Dacier, in ſeiner helleniſchen Aufrichtigkeit, hätte dem Cardinal Dubois nie ein ſolches Compliment gemacht! Er hätte die Lobſprüche übertreiben, hätte den Kammerdiener des Regenten mit dem Cardinal Richelieu vergleichen können, deſſen Seelengröße Dubois weit nicht beſaß, oder mit dem Cardinal Mazarin, der eben ſo ſchlau und corrupt war wie Dubois, aber ein beſſerer Staatsmann als er; er hätte dem Dubois den Ruhm ſämmtlicher Cardinäle der Welt und ſogar aller Päpſte opfern können; aber Marc Aurel! aber Platon! aber Plutarch! oh! dieſe Männer hätte der gute Dacier allen Premierminiſtern Frankreichs und Englands nicht zum Opfer gebracht! Man ſieht wohl, daß Fontenelle über die Alten ſpottete, und daß er den Modernen beinahe dieſelbe Ehre anthat!

Leider iſt dieß, trotz edler Ausnahmen, einer der charakteriſtiſchen Züge des achtzehnten Jahrhunderts. Voltaire erkaufte die Freiheiten, die er ſich herausnahm, um Schmeicheleien, die ihm nichts koſteten, die ihm glatt vom Munde floſſen. Ein erſter Miniſter durfte faſt immer ſich überzeugt halten, ſein beſter Freund zu ſeyn. Die reinſten Reputationen der alten und der neuen Geſchichte, die verehrteſten Namen, die eines Sully, Colbert, Marc Aurel, Sokrates kommen ihm in die Feder, um ein Compliment abzurunden und um eine ſchmeichelnde Phraſe aufzuſtutzen, was ihn doch nicht abhält, dem ſiebzehnten Jahrhundert bittre Vorwürfe zu machen wegen der prunkenden Lügen in einigen Widmungen und Leichenreden. Ja, das ſiebzehnte Jahrhundert war auch ſchmeichleriſch, aber es iſt beinahe immer, ſelbſt im Uebermaaß ſeiner Schmeicheleien, noch würdig, weil der Schmeichelnde ſich in einer ehrfurchtsvollen Entfernung hält von dem, welchem er ſchmeichelt, und nicht die Manier und das Anſehen eines Kammerdieners hat, welcher die Schwächen und Fehler ſeiner Herren ſtudirt, um ſich deſto mehr in ihr Vertrauen einzuſchmeicheln. Es iſt eine Huldigung, eine Anbetung, ein Cult, wenn man will, aber ein aufrichtiger Cult, welcher der Größe, der Geburt, den hohen Würden geweiht iſt — Mächten, an welche das ſiebzehnte Jahrhundert noch glaubte. Dieſen Glauben hatte das achtzehnte Jahrhundert nicht mehr. Es ſchmeichelt und lacht innerlich über ſeine Schmeicheleien. Es hat das Weſen eines Höflings, nicht eines unterwürfigen und ehrfurchtsvollen Unterthans. Voltaire zwar liebte von Natur die großen Herren, ſo ſehr er ſie verachtete. Seine epikuräiſche Philoſophie iſt ganz gemacht für die vornehmen Leute und Steuerpächter, beſonders für die Leute, die einen guten Appetit, Maitreſſen und eine Theaterloge haben; ſie hielte ſich ſchwerlich aufrecht ohne 100,000 Livres Renten. So ſchmeichelte denn Voltaire den großen Herren, den Reichen, den Mächtigen, zufolge einem natürlichen Hang, der um nichts achtbarer iſt; er näherte ſich ihnen vermöge einer Uebereinſtimmung in leichtfertiger Moral und im Geſchmack für die Pracht und den Genuß. Er behagte ihnen und gewann ſie durch libertine Gedichte, und verſtand ſich trefflich auf die Kunſt, ſeine Keckheiten in der Philoſophie und ſelbſt in der Politik unter dem Deckmantel einer läſternen Erzählung einzuſchwärzen.

Es thut mir leid um das achtzehnte Jahrhundert, und um ſeine in andern Beziehungen ſo ſchöne Literatur; ſeine Unſittlichkeit iſt ein Flecken, den ſelbſt ſo viele Beredtſamkeit und Genie nicht auszulöſchen vermögen. Man fragt ſich unwillkürlich, ob es mit dieſer Philoſophie ernſt war, ob ſie in der That zum Zweck hatte, den menſchlichen Geiſt zu erheben und zu läutern, indem ſie ihn freier machte, oder die Leidenſchaften zu beſchwichtigen, indem ſie das Herz verdarb. Ich kann nicht finden, daß im Alterthum Sokrates und Platon, Cicero und Seneka, die ſich doch gewiß nicht durch die Vorurtheile und den Aberglauben ihrer Zeit Feſſeln anlegen ließen, die Geiſtesfreiheit, welche ſie ſich nahmen, dazu benützt hätten, um auch die Zügel der Moral erſchlaffen zu laſſen, welche die Regel des Herzens iſt, während durch ein zu beklagendes Verhängniß, ich weiß nicht was für eine Luſt der Sittenverderbniß ſelbſt aus den ernſteſten Schriftſtellern des achtzehnten Jahrhunderts Einem entgegenweht; immer findet ſich in ihren

Werken, welcher Art ſie immer ſeyn mögen, ein geheimes Plätzchen für die Sittenloſigkeit. Man hat Mühe, ſich eine klare Vorſtellung von dem zu bilden, was ſie Tugend nennen, obgleich dieß Wort unaufhörlich und jeden Augenblick unter ihrer Feder wiederkehrt. Bei Voltaire ſoll, ſcheint es, Tugend die Kunſt ſeyn, das Leben ſo viel als immer möglich zu genießen, und den Genuß mit einem gewiſſen Anſtrich von Eleganz zu ſchmücken. Bei Rouſſeau iſt die Tugend eine Exaltation der Phantaſie, eine Art von philoſophiſchem Myſticismus, der ganz in Träumen, in erhabnen Gedanken aufgeht, und ſich nie zu dem beſcheidnen und irdiſchen Beſtreben erniedrigt, die Handlungen zu regeln und ſie dem bürgerlichen Geſetz der Pflicht zu unterwerfen. Selbſt bei Montesquieu erhebt ſich die Tugend nie über den ziemlich plumpen und vielleicht imaginären Typus, den uns die Alten von der politiſchen Tugend hinterlaſſen haben. Steigt man tiefer, bis zu gewiſſen Schriftſtellern zweiten und dritten Rangs im achtzehnten Jahrhundert herab, oh! wahrhaftig, da iſt die Tugend ganz einfach das ſchamlos ſich ſpreizende, declamirende, mit ſich ſelbſt zufriedne Laſter. Man geſteht doch wohl, daß die Bijoux indiscrets einen ſeltſamen Eindruck machen neben dem prächtigen Philoſophentitel, und daß Leibnitz oder Descartes, um nicht weiter hinaufzugehen, Mühe gehabt haben würden, die Philoſophie und die Idee der Tugend in Jacques le Fataliste zu erkennen.

Wenn man ein Syſtem nach ſeinem letzten Wort und den Geiſt eines Jahrhunderts nach ſeinem Schluß und Ende beurtheilen muß — wäre etwa die Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts ein ganz roher und grüner Epicuräismus, ein brutaler Materialismus? Hätte das achtzehnte Jahrhundert etwa die Moral ſo eng verſchwiſtert mit dem Chriſtenthum gebunden, daß es nicht dieſes anzugreifen vermochte, ohne auch jene zu zerbrechen? Hätte es ſich genöthigt geſehen, den ſchlechten Neigungen des Herzens das Wort zu reden, um den Glauben zu erſchüttern, und ſeinen Weg durch die ſittliche Verdorbenheit zu nehmen, um beim Unglauben anzukommen? dieß wäre ein großes Lob und eine herrliche Apologie für das Chriſtenthum! Wahr oder falſch in einem uneingeſchränkten, im allerſtrengſten Sinn, müßte das Chriſtenthum wenigſtens eine ſehr außerordentliche relative Wahrheit haben und ſehr weit vorgeſchritten ſeyn in der Kenntniß des Menſchen, um ſich mit ſeinen edelſten Trieben und Neigungen, mit allen moraliſchen und ſocialen Wahrheiten zu identificiren! Hat man die Verirrungen des achtzehnten Jahrhunderts jener Art von ſchwindelhaftem Zug zuzuſchreiben, der die Geiſter von einem Uebermaaß zum andern treibt, und die Mitte in der Freiheit nicht beſſer zu halten weiß, als in der Unterwürfigkeit? Iſt es ein dem Menſchen verhängtes Geſetz, daß man ſich nur frei macht vom Joch um in die Zügelloſigkeit zu verfallen, und konnte Voltaire nicht der Apoſtel der Toleranz ſeyn, ohne ſich dem Cynismus und der Gottloſigkeit in die Arme zu werfen? Oder iſt endlich die Unſittlichkeit der Schriftſteller dieſer Zeit ein Fehler, der in der Zeit ſelbſt liegt? Liegt eine Entſchuldigung ihrer Immoralität in der Heuchelei der officiellen Prediger der Moral, und die ihrer Gottloſigkeit in dem Unglauben der Diener des Glaubens, die, als ſie ſelbſt nicht mehr glaubten, doch noch verfolgten; die Entſchuldigung ihres ungeſtümen Eifers, auf die ſocialen Mißbräuche und Wahrheiten gleicherweiſe hineinzuſchlagen, in dem Mangel an öffentlicher Freiheit? Hätte Voltaire öffentlich in Paris drucken laſſen dürfen, was in ſeiner Philoſophie Gutes und Geſundes iſt — hätte er dann vielleicht nicht in Holland ſeine ſchlüpfrigen Verſe und diejenigen Bücher, wo der Scepticismus bis zur Gottloſigkeit geht, heimlich drucken laſſen. Oder in jedem Fall hätte die Freiheit einer Concurrenz religiöſer und ſittlicher Geiſter Raum gegeben, welche ſich die Aufgabe geſtellt hätten, der Zügelloſigkeit die Spitze zu bieten, welche durch die Parlamentsbeſchlüſſe, die Baſtille und die Cenſur nur geadelt, aber nicht erſtickt wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Der ſterbende Harold.

Nach Lamartine, von J. Duesberg.

Das Tagesgeſtirn berührt der Berge Gipfel
Und zieht, ſo ſcheint's, zum Himmel auf die Strahlen;
Gleichwie der Fiſcher, auf dem Kahne ſitzend,
Am Abende ſein flimmernd Netz aufzieht,
Der mild're Glanz des Himmels läßt das Auge
Weithin den lichten Horizont umfaſſen;
Die Schatten gleiten leiſern Flugs; es bleicht
Des Lichtes Widerſchein in düſtre Tinten,
Und wie ein buntes Prisma miſcht der Tag
Verglimmend ſeiner Farben matte Schimmer
Mit ihm zugleich erliſchen Wind und Welle,
Jedweder Laut, die Stimmen der Natur:
Des Abends Flügel ſcheinen in den Schlummer
Alles zu weh'n; der Himmel hat nur einen
Erſterbenden Strahl, der Tag nur einen Seufzer.

Am Fuß einer Cypreſſe ruhet Harold.
Sein Blick durchirrt den Ocean, die Küſte,
Des Himmels Räume; lauſchend dem Geliſpel
Der Wellen und der fernen Wälder ſcheint er
Mit einem Luftgeiſt leis ſich zu beſprechen,
Indeſſen ihm zur Seite ſcherzet Ada.
Ihr liebend Auge ſorgſam auf ihn heftend
Knickt ſie des Feldes Blumen, die zu Haufen
Ihr ſprießen, ſchmückt ſich Haar damit und Buſen
Und knüpfet Sträuße, die in ihren Spielen
Auf Harold's Schooße lächelnd ſie zerpflückt.

Des Pindus und des Oeta ſchroffe Gipfel,
Getroffen von des Tages letztem Strahl,
Erheben hinter ihnen ihre ſteilen
Felspyramiden, wo vom lichten Schnee
In funkelnd buntem Widerſcheine prallend
Die Sonne weithin in den Abend blitzte;

Und tief das goldene Gewölk durchfurchend
Schien ſie ein lodernd Schiff das in dem Sturme
Zu ſcheitern drohte an den Feuerfelſen.
In ſanftem Abhang ſich allmählich ſenkend
Verlor der Berge Fuß ſich im Gewäſſer,
Wo einem zweiten Himmel gleich das Meer ſich,
Durch zärtres Blau das Aug' erquickend, wölbte.
Weit von der Küſte warf darüber hin
Der Arakynthos ſeinen Schatten; im Golfe
Wiegten ſich ſeine Wälder, ſeine Felſen,
Leiſe geſchaukelt in des Waſſers Spiegel.
Das Alcyonenmeer, ſo hold den Schiffern,
Rollte die Fluthen nicht in ſchäum'ge Furchen.
Balſam'ſche Lüfte kräuſelten die Fläche,
Und ſanft zerrann die Welle in der Welle,
Durch keinen Laut das holde Spiel verkündend.
Zu Zeiten nur ſprang eine Woge auf,
Zerſtäubte flatternd dann in goldnen Schaum,
Wie eine Blum' aus Licht das Meer bekränzend.
Und ringsum in der Landſchaft, in den Tönen
Und Elementen war Ein Zauber Alles,
War Alles Anmuth, Wohllaut, Harmonie;
Und Seel' und Blick, allmählich ſich aufſchwingend,
Erhoben ſich zum Tone der Natur,
Wie des Concerts entzückende Accorde
Das Herz zu hohem Schwung allmählich ſtimmen.

„Du triumphirſt, unſterbliche Natur!
— Sprach er, — indeß kein ſchwach Geſchöpf entzückt
Von Schönheit zu dir aufblickt, und vergeht
Und ſtirbt; du triumphirſt, denn du lebſt fort!
Und kümmert's dich? In deinem Schooße, wo
Des Lebens Fülle überſtrömt, drängt Weſen
Auf Weſen ſich, und fruchtbar iſt der Tod,
Die Zeit müht ſich vergebens ab zu zählen
Die Reihe deiner Tage: das Jahrhundert
Es ſtirbt und ſtirbt, du zeugeſt ſtets dich wieder!
Ein Stern erliſcht am Himmel, du zündeſt ihn
Von neuem an; es tobt in deinem Buſen
Ein Vulcan, du zehrſt ihn auf; das Meer begräbt
In ſeine Fluthen dich? Du trinkeſt ſie!
Im Kampf der Großen geht ein Volk zu Grunde?
Gedüngt mit ihren Leichen ſchmückt die Erde
Das fette Schlachtfeld mit dem Gold der Ernten.
Der Grashalm welkt, zerknickt zu meinen Füßen,
Die Eichel ſtirbt, es fällt der Menſch, doch du,
Du ſiehſt ſie nicht; im Augenblick wo er
Vergeht, ſtrahlſt jünger du und herrlicher;
Und ach! wie jetzt, ſcheinſt du ihm hold zu lächeln,
In deiner ganzen Schönheit dich entfaltend,
Unſterbliche, dem Sterblichen zum Hohn!

Wie? der dich liebt, liebſt du den nicht, Natur?
Siehſt ungerührt du unſere letzte Stunde?
O kannſt du nicht, da ich auf ewig ſcheide,
Mit einem Trauerflore dich verhüllen?
Es wär' der Tod mir minder herbe, dächt' ich,
Daß etwas doch in dir jetzt um mich weint,
Daß bleicher morgen auf den Rasenhügel
Des Tages Himmelslicht mir ſcheinen wird;
Daß Wind und Welle, des Baumes fallend Blatt
Sprechen: „Er iſt dahin, ſo laßt uns ſchweigen
Auf ſeinem Grab'". Doch nein, du glänzeſt morgen
Wie heut! weinſt du, Natur, ſo wein' um ihn!
Es hat kein Weſen je, gewebt aus Staub
Und Flamme, deinen reinen Elementen
So innig ſeine Seele wohl vermählt;
Kein irdſcher Geiſt hat beſſer dich verſtanden;
— Mocht' ich, der Wälder heil'ge Schauer athmend
Und melancholiſch leiſ' durch ihre Schatten
Wie durch ein düſtres Grabgewölbe ſchreitend,
Mit meinem Tritt allein das Echo ſtören;
— Mocht' ich auf hohen Bergen, auf dem ſtrahlend
Luftigen eis, des Donners Rollen hören,
Indeß, wie blutig Feuer, Schlag auf Schlag,
Der Blitz, dem Stoße des Gewölks entfahrend,
Gleich wie des Donners Aug mir leuchtete;
— Mocht' ich, dem Wind das Segel anvertrauend,
Mich weiden an dem Anblick einer Woge,
Die unter meinem Schiff in Schaum zerfiel
Und mich auf ihren mächt'gen Rücken hübe,
Wie mit dem ſchwachen Kind ein Löwe ſpielt!
Du wardſt mir heiliger, je mehr ich litt,
Je mehr von meinem wunden Herzen ſich
Der Menſch entfernte, deſto ſüßer klang mir,
Den Schmerz beſchwörend in der Einſamkeit,
Innem Aſyl des Unglücks, deine Stimme.
Und ſelbſt noch jetzt, in dieſer letzten Stunde,
Vermiß' ich nichts, indem mein Aug' ſich ſchließt,
Nichts als die Mittagsſonne, deren Strahl
Den grauen Grabſtein morgen mir vergoldet!

Ja, einſam und der Güter, die das Herz wünſcht,
Beraubt, würde durch dich die Erde mir
Zum Eden, wo, beglückt durch deine Schönheit,
Ich meine Ewigkeit mir ſchaffen könnte.
Wenn eines andern Weſens Auge nur
Mein heiß Entzücken dann zurück mir ſtrahlte,
Gleichwie, Natur, dein Gott in dir ſich ſpiegelt!
Ich könnte! — — doch ich ſterbe! ſo lebt wohl,
Ihr Sonnen, die des Himmels Bläue wiegt,
Ihr flammumkränzte Tage, holde Nächte,
Des Abends und des Morgens leiſe Schimmer,
Ihr Wälder, wo Aurorens Thränen funkeln,
Ihr hohen Berge wo die Nacht verdampft,
Vergeh'nde Wolken, die der Abend röthet,
Harmon'ſche Aeſte, die der Wind durchbrauſt;
Der Lüfte Zaubertöne, Seufzer, Klagen,

Der Waſſer-Liſpellaut! raſtloſe Wellen,
Anmuth'ge Segel, auf dem Meere fließend,
Sturm, wo mit dem Blitz der Tag aufzuckt und ſtirbt,
Ihr Wogen, die gebläht gleich einem Buſen,
Der Athem ſchöpft, bald Schiff bald Ufer küſſet!
Harmoniſches Concert der Elemente,
Ihr Töne, Pauſen, Rehe, Wohlgerüche,
Natur, Natur, leb' wohl! denn meine Stimme
Fleht ja zu dir vergebens! du entſchwindeſt
Dem Blick, der dich anbetet. Doch der Tod
Wird dieſen Körper, und was in ihm denkt,
Mit dir nunmehr bald inniger vereinen:
Der Luft, dem Licht, dem Waſſer wiedergeben.
Den Elementen wird mein Staub ſich miſchen.
Ja, wenn die Seele die verſchloſſne Hülle
Sollt überleben, ſo wird ſie — —"

Die Glocke,
Gleich einer Stimme welche weint, verkündet
Die letzte Stunde eines Sterbenden.

Niſard über Melanchthon.

Wir haben neulich eine in Frankreich erſchienene Biographie Luthers, vom katholiſchen Standpunkt aus geſchrieben, in dieſen Blättern beſprochen, und lenken jetzt die Aufmerkſamkeit unſerer Leſer auf eine Biographie des berühmten Freundes und Mitſtreiters des Reformators, Philipp Melanchthons, welche Niſard in der Revue des deux Mondes gibt. Es iſt ein nicht zu überſehendes Zeichen von der Richtung, welche die ſolidere franzöſiſche Literatur nimmt, daß ſolche gründlichere Studien Männern eines fremden Volkes gewidmet werden, Männern aus frühern Jahrhunderten und dazu noch Theologen, und nach katholiſcher Anſchauung, ketzeriſchen Theologen. Auch das ſcheint uns beachtenswerth, daß die Arbeit Niſards eine Stelle findet in einer Zeitſchrift, welche keinen eigentlich wiſſenſchaftlichen Charakter hat, welche keinem beſtimmten Fach dient, ſondern in die Sphäre der Literatur fällt, und häufig Poeſien und Novellen gibt, obgleich allerdings unverkennbar ihr Plan darauf geht, mit der Unterhaltung vielſeitige und gründliche Belehrung zu verbinden. Wenn ſolche Aufſätze, wie wir nicht bezweifeln, in Frankreich ein Publicum finden, ſo muß es dort doch keineswegs an ernſtern Geiſtern fehlen, und wir Deutſchen dürfen uns wohl die Frage vorlegen, ob nicht der Geſchmack der gewöhnlichen Leſer bei uns verwöhnter ſey, das heißt: eine minder kräftige und poſitive, minder ſubſtantielle Nahrung verlange? Der geſchichtliche Sinn der Franzoſen iſt durch ihre eigne hiſtoriſche Bedeutung nicht wenig geweckt und gefördert worden, und an die Geſchichte, wäre es zunächſt auch nur mehr die politiſche Geſchichte, laſſen ſich nach und nach gar viele, ja wohl alle Intereſſen anknüpfen. So lange neben der allerdings jetzt ſtagnirenden poetiſchen und äſthetiſchen Literatur in Frankreich eine tüchtige hiſtoriſche Literatur ſich behauptet, darf man an der Zukunft ihrer Literatur überhaupt gar nicht verzweifeln.

Die neulich beſprochene Biographie Luthers betrachtete den Reformator, wie natürlich, vom religiös-kirchlichen und politiſchen Geſichtspunkte; die vorliegende Arbeit über Melanchthon dagegen geht mehr vom culturgeſchichtlichen Standpunkt aus. Niſard hat früher ſchon, unter dem Titel: Berühmte Männer aus der Zeit des Wiederauflebens der Wiſſenſchaften (de la renaissance), das Leben und die Leiſtungen von Thomas Morus und von Erasmus dargeſtellt; als dritten Mann ſtellt er jetzt Melanchthon dar. Seine Arbeit verräth ein fleißiges und gewiſſenhaftes Quellenſtudium und ſorgfältige Benützung der ihm zu Gebote ſtehenden deutſchen Vorarbeiten und Hülfsmittel, und der Stoff iſt anziehend genug bearbeitet, um ihm einen größern Leſerkreis zu gewinnen. Auch fehlt eines der wichtigſten Erforderniſſe für eine Biographie: daß der Biograph wirkliche Liebe für ſeinen Helden habe, keineswegs; der Verfaſſer, der nirgends im mindeſten zelotiſch auftritt, hegt die größte Bewunderung vor Melanchthon, als humaniſtiſchem Gelehrten, und iſt überzeugt von der Reinheit ſeines Charakters, von ſeiner tiefen Gewiſſenhaftigkeit. Da wir vorausſetzen dürfen, daß das Hiſtoriſche unſern Leſern im Allgemeinen bekannt ſey, wollen wir nur einige Stellen ausheben, worin der Verfaſſer Reflexionen über ſeinen Helden oder über die Ereigniſſe anſtellt.

Er erzählt, wie in dem Streit Reuchlins mit den Kölnern Melanchthon ſich ſeinem Oheim Reuchlin anſchloß und ihm beiſtand, und ſchreibt:

„Der Handel dauerte noch ums Jahr 1517, aber der Streit wegen des Ablaſſes machte den Hader der Mönche in Köln vergeſſen. Im Grunde war es eins und daſſelbe; die Reformation lag am Ausgangspunkt aller Fragen. Der alte mönchiſche Katholicismus, derjenige, den ſelbſt ein Boſſuet zurückweiſt, verſperrte damals dem menſchlichen Geiſte alle Bahnen, und ſo mußte wohl alle Wißbegierde, aller Widerſtand, alle Gelehrſamkeit ihm entgegentreten und ihn angreifen. Alles war gut um den Krieg anzufangen, weil Alles dem Feind entgegenführte. Eine bibliographiſche oder grammatikaliſche Streitfrage hätte, in Ermanglung von andern, das unermeßliche Problem der Reformation in Aufregung gebracht; da Alles reif wär zur Erörterung und Entſcheidung, hätte es an jenem Handel genügt, um Deutſchland in Bewegung zu ſetzen, wenn nicht der Skandal des Ablaßhandels es ganz offen und bloß dargelegt hätte."

Ueber das Verhältniß zwiſchen Luther und Melanchthon ſpricht ſich Niſard ſo aus: „Im Anfang erſchien weniger Luther dem Melanchthon, als vielmehr Melanchthon dem Luther als ein außerordentlicher Mann. Der letztere ſchien damals halb erſchrocken über die Kühnheit ſeiner Theſen gegen den Ablaß und hatte darein gewilligt, den Kampf nicht fortzuſetzen, wenn ſeine Gegner auch ſchwiegen. Seine Lage war kritiſch. So ſah

ihn also Melanchthon von vorn herein nicht in seinem vollen Glanze, und der Zauber, von welchem Bossuet spricht, wirkte nicht so plötzlich. Luther hatte noch nicht seine Gelübde, noch nicht den Papst abgeschüttelt und er war seines Lebens noch nicht sicher. Der den Melanchthon nachmals „unsern Achilles" nannte, war damals noch ein Mönch, der selbst erschrocken war über den durch ihn veranlaßten Lärm. Melanchthon dagegen kam in Wittenberg an, von Reuchlin ausgezeichnet, der gelehrten Welt von Erasmus angekündigt, überall hin berufen, wo er nicht war, überall beneidet, wo er gewesen. Erasmus selbst hatte Deutschland mit keinen natürlicheren und anmuthigeren Blättern erfreut, als die Aufsätze dieses Knaben waren. Melanchthon besaß all das Feuer des ersten Kampfes und all die Zuversicht des ersten Erfolges. Auch er hatte eine Reformation unternommen, die des gelehrten Unterrichts, ohne welche die religiöse Reformation fehlgeschlagen hätte, und es ging ihm nach Wittenberg voran der Ruf eines Gelehrten und Schriftstellers, der in Deutschland weit seltner war, als der eines Theologen. So war denn der Enthusiasmus auf Seiten Luthers, gegenüber dem Neuangekommnen, und die vorhandnen Urkunden lassen darüber gar keinen Zweifel übrig. Während Melanchthon von Luther in mehr als gemäßigten Ausdrücken redete, als von einem trefflichen Mann und ächten Theologen, spricht Luther von ihm in seinen Briefen immer nur mit Staunen. Melanchthon lebte anfänglich ganz der Literatur und dem Unterricht. Dieser erste warme Eifer für die Wissenschaften war der Grund, warum er sich zuerst von Luther nicht mitfortreißen ließ. Was Bossuet in so starken Ausdrücken von der Wirkung sagt, welche Luthers Schriften auf die gebildeten Geister in Deutschland ausübten, galt für Melanchthon im Anfang nicht, der sich nicht einnehmen ließ, als nachdem er sich dazu vorbereitet hatte. Aber dann geschah es mit um so größerer Gewalt, als seine Bewunderung ihm als eine wohlüberdachte Zustimmung erschien.

Wäre Melanchthon die Wahl frei gestanden, so ist kein Zweifel, daß er von den beiden Aufgaben, welche die Männer des 16ten Jahrhunderts zu erfüllen hatten, der literarischen und der religiösen, die erstere gewählt hätte. Er besaß weder den Charakter noch die Geistesart, wie sie für einen religiösen Reformator erforderlich sind. Zu viel Zweifel, und statt aller Leidenschaft vorübergehende Empfindlichkeit und Erbitterungen mehr gegen die Ideen als gegen die Menschen; keine Freude am Aufsehen und Lärmen, Abneigung gegen die Menge, der er ihren brutalen, blinden, allen Sophismen preisgegebenen Glauben nicht verzeihen konnte; ein praktisches, methodisches Talent, ein reinlicher, positiver Geist, der sich weniger rührte um zu herrschen, als um zu gehorchen — das waren die auszeichnenden Charakterzüge Melanchthons. Vor Luther war jene Wahl möglich, nach Luthers Auftreten mußte man für ihn oder wider ihn seyn. Nach kaum einjährigem Aufenthalte in Wittenberg fing er an den Einfluß Luthers zu empfinden. Dieser kam in eine weit günstigere und sichrere Stellung. Die Reformation begann nach Maximilians Tod von neuem ihren Fortschritt. Der Geist Luthers, befreit von dem was er in seiner kecken Sprache Anfechtungen des Teufels nannte, und was in der That Zweifel und Furcht des Fleisches war, hatte seine ganze Kühnheit wieder gewonnen. Er gewann Melanchthon durch jene außerordentliche Mischung von feurigem Ungestüm und von Subtilität vermöge jener Herrschaft, die er über alle seine Freunde ausübte und die sie beinahe alle, wiewohl widerstrebend und knirschend, bis ans Ende seines Lebens unter seinem Joch hielt. Nach der Leipziger Disputation, an welcher auch Melanchthon einigen Antheil nahm, kam er nach Wittenberg zurück, ganz und gar für Luther gewonnen. Nicht nur nahm er an seinen Arbeiten Antheil, sondern er rühmte und erklärte sie auch in Vorreden. Er gab seine Predigten heraus, warf sich in seine Streitigkeiten, und wie es gemäßigten Geistern begegnet, welche eben ihre Unabhängigkeit verloren, und sich einem heftigen Meister ergeben haben, er zeigte sich selbst auch leidenschaftlich und beleidigend zuerst in pseudonymen Antworten an die Gegner Luthers, und später, unter seinem eigenen Namen, als er ihn gegen die Verdammung der Sorbonne vertheidigte. Die überschwänglichsten Lobeserhebungen waren jetzt in seinen Briefen an die Stelle der früheren nüchterneren Aeußerungen über Luther getreten.

Bald nahm er noch weitern Antheil an der Sache. Er verfaßte kleine leichtfaßliche Aufsätze über die neue Lehre zum Gebrauch der Kinder und der Ungelehrten, und diese Aufsätze kamen in alle Hände. Dadurch kamen die neuen Dogmen in die Menge, welche bisher von der Theologie Luthers nichts begriffen hatte, als den Geist der Auflehnung und Neuerung, der sich unter den Textauslegungen verbarg. Jetzt hatte sich Melanchthon ganz hingegeben. In ihm personificirte sich die Methode der Reformation wie in Luther ihre Idee. Er glaubte sich noch frei, glaubte sich zurückziehen zu können, wenn er des Streites müde sey; aber schon gehörte er nicht mehr sich, und war für die gemeinsame Sache so unentbehrlich geworden, wie Luther."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 133.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Dezember 1839.

Villemains Vorlesungen über die französische Literatur.

Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Dieß scheint Villemains Ansicht zu seyn. Darauf kommt er oft in seinem Werke zurück. Er führt das Beispiel Englands an, wo beinahe zur gleichen Periode die durch Schöngeister in die Mode gebrachte Gottlosigkeit unter den Gelehrten und beredten Vertheidigern des Christenthums ihren Mann fand, der ihr Rede stand. Ein leidenschaftlicher Bewunderer des Genie's jener großen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, gleich ihnen getränkt von der Liebe zur Literatur und zur Freiheit, läßt doch Villemain deßhalb die Frechheit und Gottlosigkeit nicht ungerügt, er brandmarkt sie mit einer aus der Seele flammenden Entrüstung, selbst wo sie der Feder eines Voltaire angehört, selbst wenn sie mit allen Reizen der Poesie geschmückt ist, und mit noch viel größerem Rechte in den Schriften eines Diderot. Bei dem richtigen Maaß, mit welchem Villemain Gutes und Schlechtes mißt, läßt er oft den Eigenschaften des Menschen bessere Gerechtigkeit widerfahren, als der Philosoph und Moralist, analysirt die Krankheiten des Genie's, und beklagt es, indem er es bewundert; diese Mischung von Mitleiden und Strenge, von Enthusiasmus und scharfer Unterscheidung macht aus einem Werke der Kritik und des Geschmacks ein treffliches moralisches Buch. Der Geschmack am Schönen verbindet sich seiner Natur nach so leicht mit der Liebe zum Guten! Hat nun aber Villemain, indem er einer verdorbenen Gesellschaft, einer despotischen und ruhmlosen Regierung die Verantwortlichkeit für die Zuchtlosigkeit aufbürdet, welche nur zu oft die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts entehrt, das Geheimniß jener seltsamen Verbindung des Genius des Guten und des Genius des Bösen erklärt, deren Inspirationen sich in den Schriften jener Epoche zu vermischen scheinen?

Ich möchte es gern glauben; ich glaube es beinahe, weil ich es wünsche. Ich würde mich glücklich schätzen, auf eine ehrlose Regierung allen Koth eines Jahrhunderts abzuschütteln, von dem wir dann nur die Freiheit und den Geist der Prüfung geerbt hätten; ich würde denken, das achtzehnte Jahrhundert habe, indem es jene Regierung umstürzte und einen neuen Gesellschaftszustand gründete, mit seinem großmüthig vergoss'nen Blute gesühnt seine Nachsicht und Gefälligkeit gegen die Verdorbenheit der schönen Damen und der großen Herren und die Verirrungen seiner Philosophie; ich würde gern auf Rechnung der liederlichen und freigeisterischen Abbés jener Zeit alle die scandalösen Romane, Erzählungen und Gedichte, alle atheistischen Pamphlete, alle materialistischen Katechismen schreiben, die ihr Entzücken waren, ehe die Philosophie ihnen ihre großen Revenuen entzog. Ich habe oft mit Entrüstung Leute gesehen, die in der Erbitterung ihres Herzens die Mißbräuche, die politischen und socialen Unordnungen zurückwünschen, von welchen der sittenlose Theil der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts nur eine natürliche Begleitung war, wie sie heuchlerisch alles Uebel der Literatur und der Philosophie schuld gaben. Ich höre nicht auf jene Rasenden, welche Rousseau anklagen, die Grundlagen der Gesellschaft umgestürzt zu haben, wenn ich sehe, daß das, was sie die Gesellschaft und ihre Grundlagen nennen, nur etwa der unzusammenhängende Despotismus Louis XV ist. Wenn ich wählen müßte, ich zöge die Maxime: der Widerstand ist zuweilen heilige Pflicht, der andern vor: der Widerstand ist nie erlaubt. Ich fühle mich wenig gerühret, und sehr mäßig erbaut von den Verwünschungen, welche gewisse Leute immer gegen Voltaire's Irreligiosität im Munde führen, wenn ich einsehe, daß das, was sie Religion nennen, die politische Einrichtung des Clerus vor der Revolution von 1789, die Intoleranz und die stolze und tyrannische Suprematie eines Cultus über die andern ist. Wenn ich eine Aristokratie bedauernd zurückwünsche, so ist es sicherlich nicht diejenige, welcher die Revolution ihr Recht angethan hat. Mit Einem Wort, die Lust, die ich hätte, ohne Schonung Schriftsteller und Philosophen zu verdammen, die sich nicht rein zu erhalten wußten von der allgemeinen Sittenverderbniß, schwindet, sobald ich sehe, daß das Urtheil, das

man gegen ſie verlangt, eine Genehmigung ſeyn ſoll der Wiedereinführung aller der Mißbräuche, die ihre rächende Stimme zuſammenſtürzen machte.

Ich will daher mit Villemain in dem Endurtheil, das ich über die Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts fälle, die Zeit mit in Anſchlag bringen und ihr ſo viele Schuld als nur möglich aufbürden. Wären wir auch nicht ganz billig gegen die Geſellſchaft und die Regierung Louis' XV, ſo wäre hier der Schaden ſo groß nicht. Schöne Herzoginnen von Verſailles, Marquiſen und Gräfinnen, die ihr Miniſter ein- und abſetzte in dem Schlafgemach des Königs, hier ſind die galanten Verſe, welche Voltaire an eure Schamhaftigkeit richtete, ohne Beſorgniß ſie zu erſchrecken; nehmt ſie wieder, ſie gehören von Rechtswegen euch! Da wir freie Denker ſeyn können, ohne uns die Verzeihung für die Kühnheit unſers Geiſtes durch die Schamloſigkeit unſerer Sitten auszuwirken, werden wir in den Boudoirs des achtzehnten Jahrhunderts die Romane des jüngern Crebillon ſo wie die von Diderot zurücklaſſen. Wir wollen an Gott glauben, wenn ihr es erlaubt, weil es keine Sorbonne mehr gibt, deren orthodoxe Entſcheidungen durch einen Parlamentsbeſchluß oder durch einen Verhaftbefehl aufrecht erhalten werden. Der Materialismus und der Atheismus erſcheinen uns nicht mehr umgeben von jener Art Gunſt, welche ſie ſich durch die Miene der Oppoſition und der Freiheit, die ſie annahmen, zu gewinnen wußten; es blieb nur noch eine gehäſſige Doctrine davon zurück, deren Ende die Corruption und der Egoismus iſt. Wenn noch in einer Menge von Geiſtern der Zweifel herrſcht, ſo waltet doch zum Glück kein Haß gegen das Chriſtenthum mehr in den Herzen, weil man Niemand mehr im Namen des Evangeliums verfolgt. Wir finden eben ſo wenig Geſchmack am Cynismus der Gottloſigkeit, als am Cynismus der Unſittlichkeit; und voll Erkenntlichkeit gegen die großen Genien, die uns um ſo viele nützliche Wahrheiten bereichert haben und deren Beredſamkeit die Bewunderung aller Jahrhunderte ausmachen wird, beklagen wir doch, daß ſie nicht ebenſo groß von Herz zu ſeyn vermochten, als ſie es am Geiſte waren.

Die Verirrungen der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts haben indeſſen doch noch eine andre Urſache gehabt, als die Sittenverderbniß und die allgemeine Zügelloſigkeit, eine edlere Urſache, eine Quelle von Verirrungen, aber auch eine fruchtbare Quelle kühner und erhabner Entdeckungen. Dieſe Urſache iſt eben die Verfahrungsweiſe, iſt die vom achtzehnten Jahrhundert angewandte Methode. Die Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, unzufrieden mit Allem was ſie vor Augen hatten, mit der Geſellſchaft die ſie verachteten, obwohl ſie ihre Ausſchweifungen theilten mit einer heuchleriſchen und feigen Regierung, die ſie mehr verfolgte des Guten willen, das ſie ſtiften konnten, als wegen des Böſen, das ſie ſtifteten, und oft auch, glaube ich, unzufrieden mit ſich ſelbſt, wollten in ihren moraliſchen und politiſchen Unterſuchungen gradeaus und einzig durch die Kraft ihres Geiſtes auf die abſolute Wahrheit los gehen. Wie Descartes ſchloſſen ſie die Augen; ſie ſuchten zu vergeſſen Alles was ſie gelernt, Alles was ſie geſehen hatten; ſie kehrten und bauten ſich weder an Traditionen, noch an Geſetze, noch an Sitten; ſie ſuchten die menſchliche Natur nicht in den Menſchen ſondern in dem Bild des Menſchen, ſo wie ihr Geiſt es ſich entwarf. Was! der Menſch — ſollte das der Haufen ſeyn von Geſetzesleuten, von Magiſtraten, von Kaufleuten, welche vom Morgen bis zum Abend kaufen und verkaufen, Tuch meſſen, in den Paläſten kreiſchen, oder Beſchlüſſe faſſen in einem lächerlichen Styl? Der Menſch — ſollte er zu ſuchen ſeyn unter jenen Bürgern, die zur Gültigſprechung ihrer Ehe eines Geiſtlichen, gefolgt von einem Pedell, bedürfen; die, um ihre Kinder zu erziehen, ſie in ein Collegium ſchicken, um Aufgaben zu kritzeln, und um Gott zu ehren zur Veſper gehen, um Pſalmen in barbariſchem Latein zu ſingen? Oder wäre er zu ſuchen unter den großen Herren, deren Eitelkeit ſich vollſtopft mit den Schmeicheleien einer Welt von Kammerdienern? Ein ſchönes Studium das, von ſolchen Leuten allen, für einen Philoſophen! Entwerfen wir uns das Bild des Menſchen, dann erdenken wir für ihn eine Geſellſchaft, Geſetze — und wenn dann dieß nicht dem gleicht, was man bisher geſehen hat, deſto beſſer!

Dieſe Methode, welche beſonders die Rouſſeau's war und nach ihm die ſo vieler Andrer, iſt, ich gebe es zu, vortrefflich um Vorurtheile zu bekämpfen; ſie iſt, glaube ich, in gewiſſen Perioden nothwendig, um den Geiſt zu entledigen von einer Menge conventioneller Willkürlichkeiten, die ihn erdrücken, und um in ihm das Gefühl und den Geſchmack für das Wahre wieder zu erfriſchen; es iſt gut daß die Geſellſchaft von Zeit zu Zeit ſolchen Stürmen ausgeſetzt wird, die ſie reinigen; ohne dieß würde am Ende Alles eine Sache der Form; die Religion würde in Götzendienſt ausarten, die ſchönſten Verhältniſſe und Beziehungen der Geſellſchaft in leere Complimente, die Macht und der Gehorſam in Polizeireglements der Tempel würde ſtehen bleiben, aber kein Gott mehr darin wohnen. Man muß aber auch bekennen, daß dieſe Methode entſetzlich gewagt iſt, und daß es beinahe unmöglich iſt, daß nicht die Philoſophie, indem ſie ſo zu ſagen den Menſchen und die Geſellſchaft von neuem ſchafft, oft ihre Launen und Einfälle für das Werk Gottes und der Natur halten ſollte. Man nehme nur Rouſſeau! Eben indem er ſich der Natur nähern wollte, hat er ſich in vielen Fällen ſo ſehr von der Wahrheit entfernt, daß das Kind, das erzieht, die Geſellſchaft der er Geſetze gibt und deren Form die einzige iſt, welche er als rechtmäßig gelten läßt, der Menſch, ſo wie ihn nach ſeiner Behauptung Gott geſchaffen hat: nach ſeinem eignen Geſtändniß nie in der Welt waren und nie darin ſeyn werden. Ich glaube, verzeihe mir's Gott, Rouſſeau ſelbſt iſt ein Narr geworden nur aus Verzweiflung, weil er ſich immer im Spiegel ſeiner Phantaſie mit Tugenden und Vollkommenheiten ſah, die er, ach! an dem wirklichen Rouſſeau nicht wieder fand! Descartes mit ſeinem abſoluten Zweifel und ſeinen Forſchungen a priori hat eine Revolution in der Metaphyſik gemacht. In der Moral und Politik iſt der Zweifel weit unausbleiblicher revolutionär, und man kann wetten, daß er neben erhabnen Wahrheiten gewiß auch Ungeheuer gebären wird.

(Schluß folgt.)

Nisard über Melanchthon.

(Schluß.)

Aus Veranlassung von Melanchthons Weigerung, Theologie zu lehren, stellt Nisard folgende Betrachtungen an:

„Man muß hier die Gewalt, die in der Natur und im Gang der Dinge liegt, bewundern, welche machte, daß einer der größten Theologen damit anfing, sich lange gegen die Theologie zu sträuben und gleichsam Mißtrauen und Verdacht gegen sie zu hegen, obgleich alles ihn zu ihr rief und wer von Anfang an dabei hätte Gunst und Gewinn finden können. Die Geschichte des Widerstrebens Melanchthons enthält übrigens nichts Außergewöhnliches; es ist dieß die Geschichte aller Männer von überlegnem Geist, welche ihre Unabhängigkeit bewahren wollen inmitten einer Revolution, welche sie als nothwendig erkennen und billigen. Sie empfehlen sich und machen sich unvermeidlich gerade durch ihre Bestrebungen, um keine Rolle dabei spielen zu müssen. Umsonst daß sie sich entfernt halten wollen unter dem edeln Vorwand, daß sie auf allen Gewinn verzichten bei den Siegen des neuen Geists über den alten Geist, auf allen Antheil an den Spolien der Vergangenheit. Gott gestattet Niemanden eine solche schüchterne, aus der Ferne zusehende Anhänglichkeit. Er will, daß Alle und Jede kämpfen, einerlei in welchen Reihen; denn, Sieger oder Besiegte, er liebt Alle, die aufrichtig gewesen sind und gehandelt haben; die Gleichgültigen allein finden keine Gnade in seinen Augen. Aber mit besondrer Liebe muß er auf die schauen, welchen er ein Herz, das zum Opfer sich drängt, und zugleich Augen verliehen, welche den ganzen Umfang des Opfers erkennen; das sind die wahren Märtyrer!"

Ueber das Princip Luthers, daß die Schrift Quelle aller christlichen Lehre und Wahrheit sey, spricht sich Nisard so aus:

„Man kennt den Gang der Reformation. Wie alle Revolutionen hatte sie sich angekündigt durch allgemeinere Principien als die Aenderungen waren, welche sie erringen wollte, und hatte sich sogar nicht gescheut (wie es Europa mit der neuen Welt machte!), die Herrschaft und den Besitz selbst des Unbekannten in Anspruch zu nehmen. Luther hatte gesagt: alle Wahrheit kommt aus der Schrift. Ein beinahe schrankenloses Arom, denn es begriff in sich nicht allein die Reformen, welche Luther forderte und bestimmte, sondern auch alle diejenigen, welche von den heißesten Köpfen geträumt werden konnten. Luther fand in der Schrift keinen Papst, keine Concilien, keine Ohrenbeichte, keine Fürbitte der Heiligen, kein Fegfeuer, keinen Cölibat. Er übersprang fünfzehn Jahrhunderte, um ohne Vermittlung, ohne Tradition, zu den ursprünglichen Büchern zurückzukehren, und auf eine neue Auslegung dieser Schriften ein neues Christenthum zu gründen. Dieß genügte dem Meister, aber es genügte nicht auch den Schülern. Das Princip: alle Wahrheit ist in der Schrift enthalten, führte zu der Consequenz: Jeder kann in der Schrift die Wahrheit finden die er will. Wirklich erklärte auch Carlstadt bald, daß er in der Schrift nicht das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl finde, und die Anabaptisten, noch kühner, fanden darin die Nothwendigkeit einer zweiten Taufe, fanden aber darin keine Bischöfe, keine Geistlichen, keine Hierarchie irgend einer Art, keine Feudalrechte und keine Erbschaftsrechte. Die Häupter sind oft nur kühn aus Spitzfindigkeit und um ihre Ideen auf ein Extrem zu treiben; ihre Anhänger sind es vermöge eines brutalen Ungestüms der Leidenschaften. Das von Luther aufgestellte Princip entfesselte alle, die sich zu beklagen, die zu wünschen, die sich zu rächen hatten. Neben dem, daß die Meisten die Schrift nur mit dem groben Auge einiger untergeordneter Häupter lasen, fand jeder darin was ihm gefiel, und nicht was ihm mißfiel; jeder fand darin Rechte, aber keine Pflichten."

Ueber Melanchthons Stellung endlich nach Luthers Tod äußert er Folgendes:

„Der Tod Luthers raubte der Reformation ihr Haupt, der neuen Kirche ihre Regierung. Melanchthon hätte sich darüber freuen können, wie ihm dieß auch wirklich seine Feinde schuld gaben, wenn er sich stark genug geglaubt hätte, Luther zu ersetzen; aber er zog es vor, der erste Unterthan dieses Perikles zu seyn, wie er ihn nannte, als sein Nachfolger. Ihre Rollen waren verschieden gewesen, obwohl jeder von ihnen in seiner Sphäre die erste gespielt hatte. Luther zog an der Spitze voran, Alles haltend oder verwerfend mit der Autorität, die als ihm von oben verliehen angesehen wurde. Melanchthon schloß die neuen Dogmen in den Rahmen der Methode ein. Der eine gründete, der andere lehrte. Aber nach dem Tode des erstern war der zweite nicht im Stande, seinen Platz auszufüllen, und es ist keines der kleinsten Verdienste Melanchthons, dieß begriffen und nicht nach der Herrschaft gestrebt zu haben, die sich ihm als dem Ersten nach Luther darbot. Er hatte lange Zeit einen großen Kampf gewünscht in der Art der Concilien der alten Kirche, zwischen gelehrten und gläubigen Männern von Ansehen. Nach Beendigung dieses Kampfs hätte er sich dann bei dieser gereinigten Religion beruhigt, und nachdem er seinem Gewissen genügt, hätte er seine literarischen Arbeiten fortgesetzt. Er hatte keine Leidenschaft zu herrschen, wie Luther, noch zu streiten, wie die Scholastiker, und es fehlte ihm die Größe wie die Kleinlichkeiten des Ehrgeizes. Wenn er nach Luthers Tod sich nicht der Herrschaft bemächtigte, so hinderte er auch Niemand sich ihrer zu bemächtigen, und er vertheidigte nur fortwährend seine Gewissensscrupel gegen die offenen Angriffe, welche auf die leisen Vorwürfe und halben Verläugnungen Luthers folgten. Diese Angriffe waren unvermeidlich. Die Partei fühlte das Bedürfniß eines Oberhaupts. Man bedurfte einen Mann von der Autorität und den Einsichten Melanchthons, und zugleich von der Leidenschaftlichkeit und dem gallichten Stolz, wovon Bayle spricht, und welche die thätigen und hingebungsvollen Häupter machen. Dieß Bedürfniß eines Hauptes machte, daß die Ungeduldigen der Partei nach einander alle Arten von Leuten auf den Schild hoben, deren keiner der Sache gewachsen war, obgleich Alle die erste Rolle sich anmaßten. Immerhin aber war Melanchthon ihnen unbequem wegen seines großen Rufs, wegen der Confession und der Apologie, welche den Stempel seines Geistes trugen, und weil er der erste und berühmteste Mitarbeiter Luthers gewesen war. Daher so viele Verleumdungen, die ihn bis an seinen Tod verfolgten, und denen er mild oder gar nicht ant-

wortete. Die Geſchichte davon wäre einförmig; und obgleich es nichts Schöneres gibt als den Anblick eines überlegenen Geiſtes, der nur die Erkenntniß und den Beſitz der Wahrheit ſucht, ohne nach Gewinn zu ſtreben oder Gefahren dabei zu ſcheuen, ſo iſt doch ein ſolcher nicht der Held der Volksphantaſie, iſt dieſe Rolle nicht die anziehendſte im Drama der Geſchichte. Wir geben denen den Vorzug, die unſere Leidenſchaften, gute und ſchlechte, empfunden und ſie geſteigert haben, indem ſie große Talente und Einſichten zu ihren Dienſten ſtellten. Wir ziehen dem, der ſein Leben ſtill verlebt, ſein Bewußtſeyn in ſich zurückzieht und es rein und unbefleckt erhält, ein Pfand des künftigen Heiles, demjenigen vor, der es in das Gewühl unſerer Irrthümer mengt und ſich damit in unſere Beſtrebungen und Ungewißheiten hineinwagt. Wir wollen Helden nach unſerm Bilde, und ſolche, die uns einen Vortheil über ſich geben, zum Entgelt der Bewunderung die wir für ſie hegen. Unſere Lieblingsheilige ſind diejenigen, die viel zu büßen gehabt haben."

Ein Traum vom Alterthum.

Von Th. Moore.

Ich las ein griechiſch Buch, das mich entzückte,
Die ſchöne Zeit ſtand vor dem Geiſte mir,
Wo Liebe ſelbſt die ſtolzen Weiſen ſchmückte
Und Weisheit war der Liebe ſchönſte Zier.
Bevor mein Auge ſich dem Schlummer weihte,
Stand am Geſtad' ich noch mit innrer Gluth,
Und ſah der Jungfrau Stern aus hoher Weite
Lichtzähren weinen auf des Ariels Fluth.

Mein Herz war voll von ſchwärmeriſchen Träumen;
Und wie ich ſah des Stromes Wellen ſchäumen,
Der heiter glänzend mir vorüberfloß
Und ſchöne Eilandinſeln rings umſchloß;
Da ſchien's, als ob ein griech'ſcher Himmel ſchmückte
Mit Zauberſchein der Landſchaft zitternd Bild,
Als ob mich jene ſüße Luft erquickte,
Die noch von Sappho's Seufzern angefüllt.

Nun drückt' auf meine müden Augenlieder
Der Ruhe Daunenhand ihr Siegel nieder,
Und immer auf die Phantaſie noch fiel,
Wie Sternenthau, dieß holde Zauberſpiel,
Ich wähnte, kühlend labten mich die Schatten,
Die hin zu Epikur gelockt mich hatten,
Der Amorn lehrte unter duftgen Lauben
Noch zu erhöhn der Tugend eignen Schein,
So wie der Schnabel muntrer Turteltauben
Noch hellern Glanz den Perlen kann verleihn.

Von jenen ſüßen Nächten war es eine,
Die Hellas' Götterland ſo oft erlebt,
Wann Tag und Abend ſchmelzen zum Vereine,
Und Mondſchein, Duft und Friede ſich erhebt;
Und du warſt dort, du meine einzge Freude,
Und zärtlich wandert' ich an deiner Seite
Durch manches Tempels ehrfurchtsvolles Grau'n;
Wie konnten manche dichte Laube ſchaun,
Wo Schönheit blühte, holde Grazien lachten,
Verliebte ſeufzten, Philoſophen dachten,
Wo Herzen fühlten oder Köpfe entſchieden,
Wo Alles Schmeichelei und Rührung galt;
Gern lernte, dem auch Dummheit war beſchieden,
Und gern der liebte, der auch noch ſo kalt.

Der Feenweg, auf den wir uns gerichtet,
Schien jetzt zu leiten durch ein Zauberthal,
Wo Alles, was die Sänger je gedichtet,
Von Luſt und Liebe blühte allüberall.
O Pracht, den Sinn verwirrend gab's in Menge! —
Entlang das dunkle Grün der Laubengänge
Erhellten Lampen, gleichwie Feuerblüthen,
Die durch das Laub ſüß daſteten und glühten,
So wie dem Pilger, welcher einſam wallt
In Finſterniß durch den hercyn'ſchen Wald,
Lichtvögel zahllos ſchimmern rings im Dunkeln,
Die auf der Bäume Zweigen glänzend funkeln,
Und von den Schwingen einen Strahl verbreiten,
Den Wandrer auf den rechten Pfad zu leiten!

Das Licht trug den geheimnißvollen Schimmer,
Wodurch die Seele zieht, wie es beſtimmt,
Wenn ſie die Welt verlaſſen hat auf immer
Und ihren Flug zur Himmelsheimath nimmt.
Da, Nea, warſt erkannt bei jedem Tritte,
Wie eine junge Seele pflegt zu ſeyn,
Die nach den Sternen lenket ihre Schritte
Durch einen ſolchen milden Dämmerſchein.

Doch jetzt noch weiter ſchien es uns zu drängen
Durch Hallen von verführeriſchem Licht.
Als je wohl glühr' in Teſſiſchen Geſängen,
Als je wohl im Mileſiſchen Gedicht.
Und hier nun waren Nymphen, deren Augen
Allein ſchon Seufzer ſchienen anzuhauchen,
An denen jedes Löckchen war erregt,
Als wär's von Seel' und Leidenſchaft bewegt.

Mit Ambrabechern Ein'ge ringsum ſtrebten,
Zu ſpenden Kreta's blüthenduft'gen Wein;
Wie auf dem Onyxboden leicht ſie ſchwebten'
Glänzt unter ihrem Fuß er hell und rein;
Die Andern ſchwenkten lächelnd auf und nieder
Die Arme mit dem goldnen Schlangenband,
Und zeigten lüſtern ſonſt verhüllte Glieder
Durch dünnes tarentiniſches Gewand;
Sie flogen durch die Reihn, die hundbekränzten,
Mit Urnen, die den Frühling neu ergänzten,
Wo hold die Roſ' in ſüßem Dufte prangt,
Die junge Traub' ihr ſich entgegenrankt,
An ihren Blüthen hängt mit Gluthverlangen,
Wie Locken an der Mädchen Roſenwangen!

Warum, o Nea, ſchwand beim Strahl der Sonne
Des göttlich ſüße Zauber mir zurück?
Warum erwacht' ich, da ich ſolche Wonne
Mit dir empfand und ſolches Himmelsglück?

A. Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

5 Dezember 1839.

Der Seecapitän oder das Geburtsrecht.

Von Bulwer.

Der früher so fleißige Novellist scheint ein eben so fleißiger Theaterdichter werden zu wollen. Die englischen Blätter sprechen schon wieder von einem neuen Schauspiel, das unter seinem Namen über die Bühne gegangen ist, und obgleich es das Schicksal der frühern Schauspiele desselben Verfassers erfahren zu haben scheint, d. h. vielseitig getadelt zu werden, so sind doch so viele interessante Scenen darin, die Sprache der Leidenschaft und des Gefühls verräth so sehr die geübte Hand des beliebten Novellendichters, daß einige Worte in diesen Blättern nicht am unrechten Orte seyn werden.

Der Plan des Ganzen ist kürzlich folgender: Norman, der Seecapitän, findet, als er seine Geliebte, Violet, sucht, in ihrer Beschützerin, der Gräfin Arundel, seine Mutter, die ihn als Kind von sich entfernt und alle ihre mütterliche Liebe dem Kinde einer zweiten Ehe, Percy, Lord Ashdale, zugewandt hat. Die Gräfin, die ihn gleich in seinem ersten Auftreten erkennt, verweigert, ihn als ihren Sohn anzuerkennen, weil dann ihr Liebling, Percy, seiner Güter und Titel verlustig gehen müßte, und erst als Norman die Beweise seines Geburtsrechts verbrennt, und jedem Anspruch entsagt, weicht sie dem Gefühl der Natur und schenkt als Entschädigung seiner Braut Violet die Hälfte ihrer eignen Güter. Dieß ist der Hauptfaden, der sich durch die Dichtung hindurchzieht, daneben erscheinen noch der Lord Ashdale, ein junger Mann, der in seiner Unbedeutenheit nur noch greller die häßliche Unnatur der Mutter hervortreten läßt. Sir Maurice Beevor, der gesetzliche Erbe des Hauses, wenn der Mannsstamm erlischt, und der mit seltener Bosheit Plane entwirft, diesen Moment herbeizuführen, ein alter Geizhals, der in diese Plane eingeht, und beide Brüder zugleich ermorden will, um Beleidigungen zu rächen, die er in seiner Armuth und abhängigen Lage von ihnen erlitten hat, und Gaussen, ein Pirat, der Norman zuerst als Knabe auf sein Schiff lockte ꝛc., welche Alle mehr oder weniger interessante Verwicklungen und Scenen herbeizuführen, die aber oft zum Theil ziemlich unwahrscheinlich und meistens nur rapsodisch oder melodramatisch wirken.

Wir lassen hier, um eine Ansicht der Sprache zu geben, eine Scene folgen, die Norman und seine Mutter darstellt, unstreitig die interessantesten Charaktere des Spiels. Norman erzählt seinen Schiffbruch und einen Theil seiner Jugendgeschichte.

Norman.

Ha, ha! gewiß, wir sahen seltsam aus
Nach unserm Schiffbruch.

Lady Arundel.

Ihr scherzt so heiter
Bei Eurem Unglück?

Norman.

Das ist Seemanns Brauch;
Stets in Extremen. Ich kann auch düster seyn.

Lady Arundel.

Lang schweiftet Ihr umher; ein freud'ges Wiedersehn
Für Eure Eltern.

Norman.

Ach! nie kann' ich das Wort!

Lady Arundel.

Eure Stimme ist bewegt trotz ihrer Ruhe.
Kann ich Euch nützen, sprecht.

Violet.

Vertraut ihr, Norman.
Mich dünkt, in deiner Jugend düstrer Mähr'
Liegt etwas, das dir Freunde wirbt, wo Mitleid
Nur lebt im Frauenherzen.

Norman (zu Lady Arundel).

Edle Frau,
Der Ton voll süßem Zauber Eurer Stimme
Erschließt ein langverschloss'nes Zimmer meiner Brust,
Und wollt Ihr des Verbannten Worte hören,
'S ist bald gesagt. Bis zum vierzehnten Jahr

Schwand meine Kindheit mir, nicht weit von hier,
Im Hauſe eines alten Prieſters.
Da regten ſich Gedanken tiefer Sorge.
Ein Etwas fehlte — was? ich wußt' es kaum —
Dinge in der gütigen, melodiſchen Natur,
Bis einſt in einer ſtillen Nacht, wo liebevoll
Aus ſeinen ungezählten Sternen nieder
Der Himmel blickte über Erd' und Wogen —
Wachend, doch ſtill — ſich plötzlich das Gefühl
Des ſüßen Sehnens in mir hob; warum
Fragt' ich den Prieſter, bin ich mutterlos?

Lady Arundel.

Und er?

Norman.

Meint', als er ſprach, ich ſey von edlem Blut.

Lady Arundel (bei Seite).

Verräther!

Norman.

Und die Stunde würde kommen,
Wo aus vergangnem Leid die Zukunft hell
Mir leuchten würde. Als er ſprach, da ſtrahlt'
Durch meinen Geiſt ein dunkeles Erinnern
Von einem bleichen Antlitz, das als Kind ich ſah, —
Beſchattet, doch von deſſen Lippen Worte,
Die Mütter nur uns flüſtern, floſſen.

Lady Arundel.

O,
Mein Herz, ſey ſtill!

Norman.

In jener Zeit, da kam
In unſer Dorf ein rauher, luſt'ger Seemann,
Mit jener Offenheit, die Knaben wohl gefällt,
Und wilden Sagen aus dem fernen Indien,
Aus denen mein begierig Ohr ſich Wunder trank.
Kurz — ſeine Sagen reizten mich ſo an,
Und aus der Tiefe, deren Wogen ich
Aus meinem Fenſter täglich vor mir ſah,
Hört' ich 'ne Stimme, die mein Herz gewann.
Raleigh's Ruhm, die Wunder neuer Welten
Machten aus alten Männern damals Helden,
Aus jungen Träumer! So ließ ich die Heimath,
Mit jenem wilden Seemann.

Lady Arundel.

Der Prieſter ſprach,
Eh' Ihr ihn ließt, nichts, eure Abkunft weu'ger
In Dunkelheit zu laſſen?

Norman.

Nein, auch ſchalt
Er meinen Eifer nicht. „Geh, ſagte er;
Gewinne einen Namen die, den Stolz beneidet,
Und Stolz, der dir ſo feind, wird dich erkennen!“

Lady Arundel.

Ich athme freier!

Norman.

Folgt Ihr ſo gütig
Des Fremden Schickſal? Eure Farbe kommt und geht.

Lady Arundel.

Es rührt mich ſehr; doch, bitte, fahret fort!

Norman.

Der Schändliche, dem ich vertraut — als wir
Das Schiff, dem er befahl, erreicht, warf er
In Ketten mich und dunkeln Kerker und
Stach ſo in See. Endlich, als nirgends Land,
Führt ſeine Mannſchaft, finſtre, drohende Männer —
Der Abſchaum der Verbrecher vieler Länder —
(Er ſelbſt ſchien ein Pirat) mich aufs Verdeck —
Und löſte meine Feſſeln: „Knabe, ſprach er
Mit grimmem Lächeln, mein iſt nicht die Schuld;
Gold ſchmiedete die Ketten; Gold von denen,
Die dir das Leben gaben!“

Lady Arundel.

Eine Lüge! ſchändliche Lüge!
Gewiß nur Lüge!

Norman.

So ſagt' ich und riß
Aus ſeiner Hand die Klinge, die er trug,
Und ſchlug den Läſterer zu Boden.
Da blitzten plötzlich hundert Meſſer um mich her;
Doch der Pirat wiſcht von der Stirn das Blut,
„Halt! ruft er, der Tod wäre Gnade!“
Da binden ſie mich auf ein ſchwankes Brett,
Entfalten ihre Segel in dem Winde
Und ich bin auf dem Meer' allein mit Gott!

Violet (ergreift ſeine Hand).

Mein Herz zerfließt in Thränen: — Er erhielt dich!

Norman.

Den Tag und all die Nacht ſchwankt auf der See
Die ſchwache Schranke zwiſchen Tod und Leben,
Der Himmel hemmt den Sturm, und als die Sterne
Erſchienen, war's ſo mild und ſtill um mich.
Ich weinte, und, des Schurken Wort gedenkend,
Seufzt' ich. „Milder als Eltern ſind mir Wind
Und Welle!“ Herrin, meinſt auch du?

Lady Arundel.

Mein' ich? Nein, fahret fort!

Norman.

Der Tag brach an,
Und glänzend in der Sonne, ſieh, ein Segel, —
Ein Wimpel!

Violet.

Nun.

Norman.

Es ſegelte vorbei,
Und ſah mich nicht. Mittag, und Durſt und Hunger;
Mit dürren Lippen rief ich nach dem Tod

Und ſuchte meine Glieder von den Stricken,
Die mir ins Fleiſch gedrungen, zu befreien,
Um in die Tiefe mich zu ſtürzen.
Und dann, dünkt mir, ſeh ich in der kryſtallnen,
Durchſichtigen Fluth ein dunkles Etwas,
Das mich mit glaſ'gem Aug' bewacht, — das Ungeheu'r,
Das, Beute ſuchend, ſtets den Schiffen folgt.
Da ward das Leben mir noch einmal lieb,
Und mit entſetztem, angeſtrengtem Blick,
Und aufgeſträubtem Haar, wogt' ich dahin,
Bis das Gefühl mir ſchwach und ſchwächer ward
Und mich ein fürchterlicher Schlaf, in dem
Ich ſtets die gier'gen Augen vor mir ſah —
Befiel, und...

Violet.

Weiter!

Norman.

Ich erwacht' und hörte
Die Mutterſprache. Güt'ge Blicke ruhten
Auf mir; ich lag auf dem Verdeck — entkommen
Dem grauſenvollen Tode. Denn den Schläfer
Hatte der Herr bewacht.

Violet (bald für ſich).

Mein theurer Norman!

Norman.

Einem tücht'gen Seemann, der mit Raleigh diente,
War dieſes Schiff. In ſeiner Pfleg' und Hut
Stieg ich in Kampf und Mühen auf. Er ſtarb —
(Möcht' ſterben ich wie er! — den Tod des Helden —
Die blaue Flagge wehte beim erfochtnen Sieg!) —
Und ich war Erbe ſeines ganzen Reichthums, —
Seine Fregatte — ein'ge Säcke voll Piſtolen — und
Sein Ehrenname! (zu Violet) Schöne Maid, das Glücklichſte,
Wovon mein Leben ſpricht, weißt du!

Lady Arundel.

Der Prieſter,
Du ſahſt ihn nie, ſeit Ihr Euch trenntet?

Norman.

Nein;
Erſt ſeit zwei Tagen auf der lieben Küſte.
(Zu Violet leiſe)
Die Augen waren meine Sterne, die mich führten.

In einer andern Scene zeichnet der Dichter die Verkehrtheit der Mutter bis zu ſolcher gänzlichen Verläugnung ihrer Gefühle, daß ſie ihn, der die Beweiſe ſeiner Geburt in Händen hat, durch ihre Leute aus ſeinem väterlichen Hauſe werfen laſſen will. Das heißt doch die Unnatur zu weit treiben, ſelbſt wenn die Natur Beiſpiele ſolcher Abnormitäten aufzuweiſen hätte. Es widerſtrebt unſerem Gefühl dieſe Scene wiederzugeben, und wir ſchließen daher unſere Anzeige eines Stückes, das, ſich an die jetzt ſchon großentheils vergeſſenen franzöſiſchen Melodramen anſchließend, es bedauern läßt, daß ſo viel Fleiß und Mühe verwendet und in mancher Beziehung ein mit Recht ſo berühmter Name mit ſo ſehr verfehltem Erfolg verknüpft iſt.

M..r.

Villemains Vorleſungen über die franzöſiſche Literatur.

Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortſetzung.)

Für uns beginnt dieſe Seite der Irrthümer des achtzehnten Jahrhunderts weit weniger gefährlich zu werden. Die Erfahrung hat in ihrem unbarmherzigen Sieb während fünfzig Jahren dieſe ganze aus ſo vielem Guten und Schlechten gemiſchte Philoſophie geſichtet; einige große Wahrheiten ſind einerſeits geblieben und werden nie untergehen; viele Paradoxen ſind andrerſeits gefallen und altern in Vergeſſenheit. Wenn es ſich von Zügelloſigkeit und Immoralität handelt, ſey die Verdammung ſtreng! Keine Gnade für die Sittenverderbniß! Alles was wir aus Achtung für das Talent thun können, iſt, daß wir mit geſenktem Auge vorübergehen. Handelt es ſich um jene Irrthümer, um welche die Entdeckung großer Wahrheiten erkauft worden, dann iſt es etwas Anderes. Dann muß man ſich der menſchlichen Schwachheit erinnern, welcher ſelbſt die Blüthe und Kernſchaar der Menſchheit nicht entgeht. Man muß mehr Dankbarkeit empfinden für eine gewonnene Wahrheit, als Aerger und Verdruß über die Mühe die es koſtete, dieſe Wahrheit von den ſie einhüllenden Irrthümern zu befreien. Man erzieht keine Emile mehr, aber unſre Frauen ſäugen ihre Kinder; man verfertigt uns nicht mehr jeden Morgen Verfaſſungen nach dem unmöglichen Typus des Contrat social, aber wir beſitzen Rechte, die keine Macht der Welt uns rauben wird. Die Zeit der Brutus und Cincinatus iſt hoffentlich vorüber; aber wir haben eine Tribune. Das achtzehnte Jahrhundert hat übrigens ſeine theoretiſchen Verirrungen zu ſchwer gebüßt, als daß wir das Recht hätten, ſie ihm nicht zu verzeihen. Mir gefällt weit beſſer Villemains beredte Sympathie, die ihn nicht abhält, mit ſtrenger Hand das Falſche, das Gefährliche, das Schlechte zurückzuweiſen, als ein blinder Zorn, deſſen Befangenheit nur Sinn zu haben ſcheint für das Vergnügen zu verdammen und zu verfluchen.

Und dann, ich geſteh' es, hat das achtzehnte Jahrhundert etwas, das mich entwaffnen würde, auch wenn wir nicht ſonſt ſo große Verpflichtungen gegen dasſelbe hätten: und dieß iſt ſeine Liebe zur Literatur. Nie war ein Jahrhundert der Literatur günſtiger und befreundeter als eben dieſes! Nie iſt das ſchöne Werkzeug, der Styl, mit größerer Kunſt gehandhabt worden! Nie hat man ſich mehr von der Beredſamkeit hinreißen laſſen! Nie hat man die geſchriebene Sprache, dieſe herrliche Vervoll-

kommnung der geſprochenen Sprache, mit ſolcher Leidenſchaft, ich möchte faſt ſagen mit ſolchem Fanatismus geliebt und gepflegt um ihrer ſelbſt willen! Nie iſt der Gedanke in glänzenderen, geiſtvolleren, immer ſich erneuernden Formen der Feder entfloſſen! Man reſpectirte im achtzehnten Jahrhundert wenig, aber man reſpectirte unbegränzt ein Buch. Jene kühnen Denker hätten auch nicht Einen Satz ſich entſchlüpfen laſſen, ohne ihm alle Glätte, alle Feinheit, alle Anmuth oder alle Pracht zu verleihen, deren er fähig war. Voltaire lachte über Alles; aber handelte es ſich von einer theatraliſchen Situation, ſo lachte er nicht. Dann erörtert er mit dem Ernſt und dem Scharfſinn eines Doctors der Sorbonne. Er kommt hundertmal auf den Punkt zurück, er zieht alle Welt zu Rathe, er vergißt Eſſen und Trinken, er ſchläft nicht. Ein harter Vers macht ihn auf ſeinem Lehnſtuhl aufſpringen; eine Geſchmacksſünde bringt ihn in Harniſch ſelbſt gegen eine Gottloſigkeit, und das Einzige, was er einem Philoſophen nicht verzeiht, iſt: wenn er ſchlecht ſchreibt. Man zuckt die Achſeln über dieſe Leidenſchaft für die Worte? Ei nun! mit euer Verachtung gegen dieſe literariſchen Armſeligkeiten habt doch, ich bitte euch, die Grazie und Feinheit Voltaire's, ſchreibt mit mehr Natürlichkeit und Freiheit als er, laßt mehr Ideen in einem eben ſo fließenden und einfachen Styl aufperlen! Der Styl iſt die Schönheit des Gedankens, wie die Wälder, die Waſſer, das Licht die Schönheit der Welt ſind.

Die ernſteſten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, ſelbſt diejenigen, deren politiſche Keckheiten zuletzt Revolutionen erzeugten und die Welt erſchütterten, haben vor Allem der Literatur geopfert, ja ſelbſt Montesquieu. Man nehme es als einen Tadel, wenn man will, aber ich bin überzeugt, daß es dem Verfaſſer des Geiſts der Geſetze vor Allem darum zu thun war, ein ſchönes Buch zu ſchreiben. Ich glaube gewiß, daß er beim Schreiben beſtändig jenen Typus des Schönen, jenes Ideal der Form vor Augen hatte, welches Cicero zu Rathe zog, ehe er gegen Catilina oder Antonius ſeine niederſchmetternden Reden ſchleuderte, und Tacitus, ehe er dem Tiberius oder Nero jene Brandmale aufdrückte, welche ſelbſt die Ewigkeit der Jahrhunderte nicht auslöſchen wird. Hatte nicht deßhalb Montesquieu an die Spitze eines der Bücher im ernſteſten Werk des achtzehnten Jahrhunderts einen Anruf an die Muſen geſetzt? Man ſehe nur, mit welcher berechneten Kunſt er bald ſeinen Ausdruck epigrammatiſch zuſpitzt, bald die Worte mit einer Art von Gleichgültigkeit und Ungeſtüm hinwirft! Wie er ein Gemälde ausführt, oder wie er nur einige Züge davon zeichnet mit der Sorgloſigkeit des Genie's, das der Ueberfluß ſeiner Ideen drängt, zu etwas Anderem überzugehen! Buffon, der große Naturforſcher, iſt ein noch innigerer Liebhaber der Beredſamkeit und der Schönheit des Styls, als der große Publiciſt. Er iſt allzuſehr darein verliebt, ich gebe es zu; er iſt überladen, geſtickt und vergoldet auf jeder Nath; er würde, glaube ich, eine Wahrheit aufopfern, wenn er ſie nicht in Ausdrücken auszudrücken wüßte, welche ſeinen Geſchmack fürs Prächtige befriedigten. Aber am Ende wird er doch von der ganzen Welt geleſen, und das begegnet den Naturforſchern nicht leicht. Die Feinheit von Fontenelle's Wendungen iſt das Werk der ausgeſuchteſten Kunſt. Er legt in jedes ſeiner Worte ſo viel Geiſt, als es nur faſſen kann, und dieſer Mann, dem keine Wiſſenſchaft, Phyſik, Aſtronomie, Geometrie, fremd war, iſt der bewunderungswürdigſte und ſinnreichſte Satzkünſtler, den ich weiß.

Und die wilden Launen Rouſſeau's — was gibt es Literariſcheres in der Welt als dieſe? Rouſſeau hat mit den Pariſer Salons gebrochen; er hat ſeine Uhr verkauft, er trägt rundgeſchnittenes Haar und graue Kleider; ſo iſt der Eremit und Einſiedler fertig. Aber an was denkt er unter den ſchönen Bäumen, in den grünen Lichtungen des Waldes von Montmorency? Er denkt darauf, ſeinem Styl die Friſche der Schatten, die Durchſichtigkeit der Gewäſſer, die weitgedehnte Unermeßlichkeit der Gefilde zu geben; er hat Allem entſagt, weniger — er möge mir dieß verzeihen! — um mehr Philoſoph, als um deſto beredter zu ſeyn. Die Weisheit behauptet erſt den zweiten Rang in ſeinem Herzen, die Schönheit, unter der Form, welche ihr das Gewand der Sprache leiht, den erſten. Oh! wie der Ungeſtüm ſeiner Launen und die Sonderbarkeit ſeines Lebens ſeinem redneriſchen Feuer pikante Züge, glänzende Declamationen liefern müſſen! Wie wird er in die Salons, die er verlaſſen, in die Akademien, die er verachtet und die ihn haſſen, in die ganze literariſche Geſellſchaft, mit Paradoxen und Beredſamkeit gewaffnet, zurückkehren! Wie wird er dann das Recht haben, den Tadler, den Trotzigen, den Moraliſten und Miſanthropen zu ſpielen und vortreffliche Bücher zu ſchreiben gegen die Bücher, Philoſophie gegen die Philoſophen, weltliche Romane gegen die Welt! Er wird ſich ſelbſt nicht ſchonen, und nie wird er beredter ſeyn, als wenn er die Sünden ſeines eignen Lebens aufdeckt. Verhüte aber Gott, daß ich ſagen ſollte, Rouſſeau habe mit ſeiner Philoſophie es nur auf redneriſche Effecte abgeſehen! Ich will nur ſagen, daß er, wie alle Männer ſeiner Zeit, zur Hauptleidenſchaft die Leidenſchaft für die Literatur gehabt habe; ihr hat er Alles anvertraut, ſeine Leiden, ſeine Verirrungen, ſeine Liebe; er hat keine Empfindung gehabt, die er nicht niedergeſchrieben, keine Hoffnung oder Angſt, keine erhabne oder närriſche Idee, die er nicht durch die Schönheit ſeines Styls in ſeinen unſterblichen Blättern feſtgehalten hätte.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135 u. 136.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

8 December 1839.

Ernst,
das Chartisten-Epos.
Erster Artikel.

Die Chartistische Bewegung in England, welche eine Zeitlang wohl geignet war, ernste Besorgnisse für die Ruhe Englands hervorzurufen, die aber an dem Ansehen der Gesetze und an dem loyalen Sinn der Mehrheit des Volks scheiterte, hat auch sogleich einen und zwar nicht unbedeutenden Dichter gefunden. Sein Werk, betitelt: Ernst, oder die politische Wiedergeburt, in 12 Büchern, London 1837, gedruckt für den Verfasser, ist nicht veröffentlicht worden, dagegen aber theilt das Monthly Magazine reichliche Proben daraus mit nebst einer ausführlicheren Beurtheilung. Das Gedicht scheint uns ebenso als literarisches wie als sociales Phänomen alle Aufmerksamkeit zu verdienen; wir geben daher, mit einigen Abkürzungen, den ganzen Artikel.

„Wir haben uns entschlossen, dieß Gedicht ausführlicher zu beurtheilen, weil wir dieß für den ersprießlichsten Dienst halten, den wir den religiösen und politischen Bedürfnissen der Gegenwart zu leisten vermögen. Den extremsten Grundsätzen anhängend, ist der Verfasser dieses Werks ein Dichter vom ersten Rang und von der tiefsten Frömmigkeit. Was Shelley in dem republicanischen Ton zu dichten leistete, ward in seiner Wirkung vernichtet durch seinen gestandenen (obwohl fälschlich so genannten) Atheismus. Er verurtheilte sich selbst und zerstörte den Einfluß seiner Productionen durch den Titel, den er annahm; der Verfasser des vorliegenden Gedichts dagegen ist durch und durch Miltonisch in Ansichten und Gesinnungen, politischen wie religiösen. Wie Milton irrt er, wenn er erwartet, daß das bloße, nackte Princip im socialen Leben durchgeführt werde, und daß es für die Gesellschaft, ohne die höchste Gefährdung, möglich sey, zu den ersten Elementen ihrer Verfassung zurückzukehren. Aus einer solchen Zersetzung müßte der Tod, nicht das Leben, folgen. Und selbst wenn wir zugeben, daß bei Gemeinschaften wie bei Individuen die Seele die Auflösung des Körpers überlebt: behaupten wir doch, daß sie nicht denselben Körper wieder beseelen werde. Für die Gesellschaft wie für die Individuen gilt die nicht genug eingeschärfte Wahrheit, daß die Organisation das Ergebniß des Lebens, daß die Verfassung der Gesellschaft, wie sie bei uns besteht, das Ergebniß eines specifischen Lebens ist; und daß, wenn sie einmal aufgelöst wird, es dann keine Reconstitution gibt, weil das Leben nicht als Endresultat zu einer Organisation hinzutritt, sondern als wirkende Ursache ihr vorangeht und sie in allen Theilen durchdringt. Jahrhunderte sind erforderlich zum Wachsthum und zur Entwicklung eines organischen Socialleben; und kein Volk hat es je in seiner Macht, ein neues in einem Tag, einer Woche, einem Monat oder einem Jahr zu produciren, bloß durch eine Willensäußerung oder die Erlassung eines Beschlusses. Selbst gesetzgebende Versammlungen, ordentliche oder außerordentliche, alte Parlamente oder neue Nationalconvente, sind nur Theile des Gesammtkörpers, nicht seine Seele, viel weniger seine Schöpfer.

Der vorliegende Dichter verdiente natürlich unsre Beachtung nicht, wäre es nicht augenfällig, daß er, wie Milton, ein Dichter und Theolog ebenso wohl als ein Republicaner ist; und die letztere Eigenschaft wird uns um so wichtiger durch ihre Verbindung mit den beiden andern. Dieser Punkt möge sofort mit seinen eignen Worten ins Licht gesetzt werden:

„Du, Poesie, bist, wie mein Herz dich kennt,
Glaubensheroïn, Schutzgeist alles Guten;
Das Menschenherz, das, ach! so fleischlich brennt,
Sollst lautern du für reine Geistesgluthen.
Warum bleibt beide ihr so lang getrennt?
Doch endlich jetzt vermählet eure Fluthen
In Eins, zu wild poetischer Melodie,
Geweiht von tiefer, frommer Harmonie!

Aus Phantasien viel Eine Wahrheit findend,
Aus bunter Farben Meng' Ein reines Licht —
Aus viel Gefühlen Eine Seele bindend,
Eine Vernunft die hoch vom Throne spricht.
```
```

Daß Fried' und Freude hier ein Reich sich gründend
Mit Glorie krönen Gottes Angesicht —
O herrliche Vollendung!"

Einleitung.

Wir wollen uns zuerst mit dem rein poetischen Theil dieses Werks beschäftigen.

Eine Familienscene.

Eine wohl vollbrachte Pflicht
Ist eine wohlverdiente Freudenernte;
Und ein an Freude reiches Weib war sie,
Wenn sie nach dem Gebete wieder aufstand,
Zu thun was ihres Gatten hungriges
Bedürfniß heischte; denn den Tisch noch hatte
Sie nicht gedeckt, als scheute sie, zu früh
Zu rechnen auf sein Kommen, und die Sehnsucht
Nach ihm zu mehren, wenn er länger säumte;
Denn das getäuschte Warten schlägt die Hoffnung
Mit Skorpionengeißeln nieder, und
Eine zagende Prophetin ist die Liebe.
Doch jetzt da Alles reif und die Erwartung
Zur glücklichen Gewißheit war gesteigert,
Besorgte Alles wie im Flug ihr Geist,
In seiner Hast selbst des Verzugs nicht achtend,
Entgegen kommend jeglichem Bedürfniß
Ohne Geräusch, mit fernleichtem Walten,
Das Werk rasch wie der Wille; blieb auch fern
Mit läst'ger Wucht dem leichten Tisch der Teufel
Der Völlerei; fehlt' auch der üpp'ge Trank,
Welcher ertränkt die geist'ge Seel' und hemmt
Im Mund das freie Wort; fehlten die Lampen
Berauscht vom Oel, die in wetteiferndem
Geflacker prahlend schimmern ob den Gästen:
Doch fehlte nichts, dessen das Glück bedarf
Und was es sicher bringt: Gnüge, Behagen
Und Frieden. Der Erwachs'nen Angesicht
Glänzte von Heiterkeit in solcher Wärme;
Kindergesichter starrten nach dem Feuer,
Als wenn sein Zauber fest sie hielte, lächelnd
Sie wußten nicht warum; wie denn die Art
Der Jungen ist, der Alten: zu verzagen.
Jetzt flüsterte die Einladung der Kessel
Zu dem Familienbrauch; erst leise murmelnd,
Steigend und fallend und dann inne haltend,
Wie Einer der zum Spiele präludirt,
Und dann mit einer tiefern Stimme brausend,
Aufbietend seine Kraft, bis er zuletzt
Nicht duldend mehr Verzug, in Ungestüm
Aufsiedet, der verzückten Pythia gleich,
In seinem heißen Dampf. Die Hausfrau hörte
Vergnügt die Mahnung, und sie ließ sofort
Den brausend ungestümen Ueberwall
Fließen in ein Gefäß von reicherer Kunst,
Silber, ein edler Stoff, von schöner Arbeit.
Doch köstlicheren Werth als es an sich hat,
Leiht ihm, daß es Geschenk ist ihres Ahnen,
Als er an ihrem Brauttag sie entließ,
Begabt hiemit, dazu mit seinem Segen.
'S war ein Geschenk, welches Erinn'rung weckte
An Jahre glücklicherer Wohlhabenheit,
Die schwerlich wiederkehrten, oder nur
Wenn diese Blätter, diese üpp'gen Ranken,
Womit die Kunst in kühner Neckerei
Die Wahrheit überbot, einst knospen würden
Und tragen Frucht! Der Dampf, der plötzliche,
Mit seinem Athem allzuheiß für Reinheit,
Trübte das glänzende Gefäß; derweil
Goß die sorgfält'ge Hausfrau spülendes
Wasser in alle Schalen, und der Reih' nach
Vollzog sie das Geschäft der Lustration;
Aus einer Ecke dann des Speiseschranks
Holte sie eine Büchse, deren würz'ger
Gehalt der Ceder Wohlgeruch beschämte;
Den Deckel aufgethan, hob sich der Geist
Des Wohlgeruchs auf luft'gen Schwingen frei
Und freudig in die Höh'. Dann schüttete
Die Frau ihr kostbar Kraut, es löffelweis
Abwägend, recht die Trefflichkeit dran prüfend,
In des Gefäßes aufgethane Leere,
Oft innehaltend, seinen süßen Duft
Zu riechen, denn zum Himmel athmete
Kein süßrer Weihrauch noch empor; dann goß
Sie auf das Häufchen, höher aufgethürmt
In ihrer jetz'gen Freude als gewöhnlich,
Des heißen Wassers eindringsame Kraft
Einmal, und noch einmal — dann eine Pause,
Nur kurz, und durch Gespräch noch kürzer scheinend,
Eh' auszuspenden sie begann den Trank,
Den lieblichen; gegossen ward er in
Die ihm verwandten Schalen, die dem fernen
Cathal entstammen; hier gemischt mit Rahm,
Dem mild abschwächenden, verwandelte
Sich seine jungfräuliche Herbigkeit
In lindre Mildigkeit, einladenden
Geschmacks; nicht Zuspruch braucht' es auch, um kräftig
Die Einladung zu machen, — wie wohl sonst
Ein toll Gelag mit einem Eifer, der
Zum Henkerdienst, zum Giftkelch eh'r sich ziemte,
Pflegt das berauschende Getränk mit Zwang
Hineinzuschütten dem verworfnen Säufer!
Heil dir, du segensvolle Pflanze! du
Geweiht der harmlosen Behaglichkeit,
Mildes Labsal! gewiß hat eine Gottheit,
Weiser als Pallas und an Liebe reicher,
Erschaffen dich, des Fluchs Gegengewicht
Von jenem üpp'gen Wein, deß erste Wirkung,
(Vorbild von seinen künft'gen Thaten allen!)

Mit Schmach bedeckte ſeinen Vater, Noah,
Die Ehrfurcht wandelnd und die Kindespflicht
In unnatürliche und ſchandbare
Zuchtloſigkeit. Die Gnade muß verſiegen,
Wo Schlemmerei herrſcht; aber du verweiſeſt
Jedwede Leidenſchaft in ihre dunkle
Zell' im Gehirn, daß ſie da ruhig liege;
Du flüſterſt tollem Ungeſtüm ins Ohr
Mit ruhiger Stimm' verweiſend allen Unfug.
Gewiß warſt du's, zwar ſeltſam fremd benannt,
Der einſt Ulyſſes' Schaar zur Menſchlichkeit
Wieder umſchuf, aus thieriſcher Häßlichkeit,
Durch deine milde Macht die rohen Seelen
Holend zurück und der vergeſſenen,
Entſchwundenen Vernunft ſie wieder ſchenkend. —
Reif war jetzt unter'm armen Dach die Freude,
Und die Minuten — wie ein heitrer Traum
Verflogen ſie, tändelnd wie luft'ge Geiſter,
Die Abends tanzen mit ſo leichtem Fuß,
Daß ſie das hohe Gras nur neckend reizen
Unter ihren Schritten wieder aufzuſtehn,
Und keine Spuren laſſend. Ihre Luſt
Erglänzte wie ein Stern, bedürfend nichts
Zu ihrer Nahrung, widerſtrahlend ſtets
Von Angeſicht zu Angeſicht, von Auge
Zu Auge zuckend, hätt' ſie jeden Winkel
Des Zimmers aufgehellt mit ihrem Glanz,
Wär' auch kein Licht ſonſt da geweſen. Heulte
Der wilde Sturm und ſchüttelte die Fenſter
Und ſchlug wie ein Wahnſinn'ger an die Thüre:
Laß ihn nur heulen in unmächt'ger Wuth,
Denn ſolch ein Toben macht nur heimlicher
Der warmen Sicherheit Behagen innen,
Und der Gedanke, was wir könnten ſeyn,
Doppelt das Frohbewußtſeyn, was wir ſind.
So hielt ein langes Feſt denn ihre Freude,
Denn kind'ſche Luſtbarkeit, einmal entflammt,
Findet leicht Nahrung, oder ſchafft ſie ſich.
Doch Sorgen hat das Alter, und die Stirn
Umwölken Sorgen, wie ſie dieſem Mann
Auch thaten, und ſo wie das Feu'r, in das
Er ſtarrte, ſank nach rothem muntern Flackern
Zu einem dunkeln Aſchenhauf' zuſammen:
So ſank von ihrer heitern Stimmung Höhe
Auch ſeine Seele nieder; nicht unachtſam
War ſie, das liebende, beſorgte Weib,
Deß was ſie ſah, doch ſprach mit ſeinem Sinn
Sie noch davon nicht, hoffend, daß die Wolke,
Durch Zufall hingejagt über ſein Licht,
Ebenſo ſchnell wohl auch verſchwinden könne,
Und Alles wieder hell ſeyn. So verſuchte
Sie eine Weile denn mit mannichfalt'gem
Geſpräch und Fragen über andre Dinge,
In der lebend'gen Anmuth ihres Weſens,
Zu ſpornen ſeinen Geiſt, der ſinken wollte —
Aber umſonſt; der Mantel offenbart,
Was er in ſeinem Dunkel birgt, der Lampe
Der freundlichen, die ihm drum ſchmeichelt, nicht.
Sie ſah und wußt' es, und gewinnend ſüß" — —

I. Buch.

Hier verändert ſich der Vers in lyriſche Metra, wovon wir nachher Proben geben wollen. Für jetzt verweilen wir noch bei den ſchildernden Abſchnitten, da wir hier die poetiſchen Empfindungen am beſten von den religiöſen ſcheiden können.

Schilderung von Naturerſcheinungen.

Es hatt' die Sonn' indeß
Des Himmels Pfad erklommen und ſtand ſtill jetzt,
Sich freuend ihrer Macht, als ſchaute ſie
Vergnügt von ihrer Höh' auf niederes Glück,
Als fühlte ſie den warmen Wiederſchein
Von ihren Strahlen ſich zurückgeworfen
Von dieſer weiten Welt, durch ſie beſeligt.
Doch Hermann machte plötzlich Halt, wie Einer
Der abgehetzt von Sorgen zur Erſchöpfung
Endlich ſtill hält, der Waffe Ziel; er ſetzte
Auf einen kleinen Hügel nieder ſich,
Bepflanzt mit fünf hochſtämm'gen Bäumen und
Mit Immergrün; es gab hier kühlen Schutz
Ihr Schatten, — Labung die verborgne Quelle,
Die ihre Wiege in der Tiefe hatte,
Und, ungeſehen doch nicht unempfunden,
Dieß grüne Zeichen ihres Lebens gab.
Von hier aus pflegt' er ſonſt, was auch für Sorgen
Ihn drängten, zu beſchaun in ſtummer Luſt
Die Landſchaft, die in ihrer weiten Fülle
Vor ihm lag ausgebreitet da, die ſeiner
Bellommnen Seele ihren Kummer ſtahl,
Und ihr lieh Bilder zum Erſatz dafür,
Wie ſie der Einſamkeit Genuß gewähren.
In dieſem Thale läſſig hingeſtreckt,
Lag die Natur, wie auf luſtrollem Pfühl,
Des Landmanns Fleiß auffordernd, daß er raſch
Die Gaben ihres reichen Schooßes ernte,
Und ferne Berge ſtreckten anmuthsvoll
Gränzen dem Blick, als wenn ſie ſagen wollten
Schau' hieher und erfüll'ge deinen Sinn,
Wo ſich erſchöpfen könnte das Erſtaunen,
Nicht mehr begehrend. Dort der Dorfkirchthurm,
Hoher Bedeutung voll zum Himmel weiſend
Für jene Wenige, die mit anderm Auge
Als dem des Leibes ſehn; und dort der Kirchhof,
So ſanft anſteigend und ſo ſonnbeglänzt
Schien er zu ſagen: „Kommt und ruht bei mir,
Und nehmt das Grab zu eurem Pfühl!" Und Alles,
Wald, Wieſen und der blaue Himmel oben
War in der Freude Harmonie verſchmolzen,
Außer wo ein des Menſchengeiſt ſich drängte,

Mit ſeinem Leid den frohen Einklang ſtörend,
O Menſchheit, welch gefallen Ding biſt du!
Der Schluß, die Krone und das große Wunder
Der Schöpferhand, dem Andern zugefügt,
Die Summe der Segnungen voll zu machen
Und zu ergänzen das glorreiche Werk,
Du ſtörſt das Ganze nur, o bittre Wahrheit!
Und Niemand fühlte dieſe Wahrheit bitterer,
Als der einſame Jüngling jetzt. Er ſchaute
Sich um, beſah ſich Alles — und er wünſchte,
Es möchte das Geſicht ihm gleich vergehn
Und er nichts ſehn mehr. Dieſes goldne Licht
Ließ ſeinen Ueberſinn ihn nur trüber ſehen.
So wie die Sonn' den Mörder mit dem eignen
Schatten erſchreckt; oft pflegt' er, wenn in Haſt
Den Punkt er, wo er jetzo ſtand, erreicht,
So weit von Haus nur, als das Auge trägt,
In freundlicher Betrachtung hinzuſtehn
Und ſeinen Blick auszuſenden, die Erſtlinge
Zu ſammeln ſeiner Freude, und zu ſätt'gen
Sein Herz. Dort war das heimathliche Dach,
Baumgut und Gärtchen und der rohe Eingang,
Wo die Schlingrebe und die wilde Roſe,
Wie die kunſtloſen Blumen des Dorfmädchens,
Die Ländlichkeit in holdem Schmucke zeigten;
Fröhlich und lächelnd ſtanden jetzt ſie auch
Wie immer ſonſt, und ihrer Lieblichkeit
Fehlte nichts als der heitre Schimmer, den
Die Seele des Beſchauers leihen muß,
Geſtimmt wie ſie! Ach, wo der fehlte ſeyn,
Da war nur Leere, traur'ge Leere; dort
War ſeiner Freuden Inbegriff verſchlungen,
Nicht mehr zu ſeyn — zur Erde ſank ſein Geiſt,
Und mit erliegend ſeines Geiſtes Druck
Streckt' er auch nieder ſeinen müden Leib.

III. Buch.

Eine Phantaſie über Prometheus.

Wahrlich, er, der zuerſt
Wie uns die Fabel, wahr vielleicht, berichtet,
Dem Himmel Feuer ſtahl, womit er wollte
Beſeelen unſern Staub, war ein armſel'ger
Dieb, dem, als er aufbot all' ſeine Kühnheit
Bei dieſem Wageſtück, der Geiſt doch fehlte
Im Ende, nach dem Preis die Hand zu ſtrecken,
Und der, verwirrt zu früh von Furcht, entfloh,
Sein Werk nur halb vollendete, und nur
Ein wenig kümmerliche Aſche brachte,
Worin erſtorben alles Feu'r war,
Und nur ein Reſt von matter Wärme lebte,
Daraus er unſers Weſens Seele ſchuf;
Denn wäre dieſes Feuer es geblieben
In ſeiner lautern Eigenſchaft: o welch
Ein Weſen wäre dann der Menſch! erhaben
Ob allen andern ſtrebte er in Hoffnung,
Empfänd' er im Bewußtſeyn ſich, g l e i c h
Das ſtrahlende Geſtirn, des Himmels Stolz,
Ueber des Sumpfes Meteore ſteigt.
Doch wahrlich, wer zuerſt erſann dieß Mährchen,
Erzählt' es nicht, Geſchehnes zu berichten,
Sondern zu wecken Hoffnung auf ein Künft'ges;
Damit Sehnſucht nach einem alten Traum
Wach rief' ein neues Streben, das Geträumte
Zu faſſen, weiſend die Natur auf das,
Was ihr am meiſten noth, nicht was ſie hat:
Damit der Menſch, alſo geſpornt, ſich dürftend
Erhebe zu des Himmels Höh', den Geiſt
Erringen lerne, der ihm fehlt, durch Umgang
Mit himmliſchen, beſchaulichen Geſichten,
Deren Verkehr zu ſeiner Seele nieder
Die heil'ge Flamme zieht, die Flamme, die
Propheten einſt gebrauchten und die jetzt
Gebrauchen müſſen Patrioten, oder
Sterben in Finſterniß, ſie ſelbſt mit allen
Hoffnungen und der Menſchheit ganzem Reich.
Doch wozu dieſe nicht'gen frommen Wünſche?
Eh' wird die ſtumpfe Erde, drauf wir wandeln,
Wir ſelbſt gleich ſtumpf und todt, ſtillſtehn in ihrem
Raſtloſen, haſt'gen Wirbel, um zu lauſchen
Der Sphären heiliger Muſik, als daß
Der Menſch in dieſes Lebens Haſt und Drang
Lieh' einen Augenblick ſein Ohr der Weisheit,
Ihre Beglaubigung nur vorzuweiſen
Vom Gott, von dem ſie kam. Nein! — Jeder tritt
Den Pfad, den einſt ſein Vater trat und Ahn;
Und dadurch führen ſie ſo tiefe Gleiſe,
Daß ſie nicht ſchaun mehr können als den Erdwall,
Der ſie einſchließt; ſo immer an den Ferſen
Des Beiſpiels, der Gewohnheit — des heilloſen,
Verwünſchten Paars! — ziehn kümmerlich ihr Leben
Sie hin, an Hoffnung arm, an Uebel reich,
Nie denkend dran, ſeitwärts zu wenden ſich
Einmal, die ſichre Karte zu betrachten,
Welche die Weisheit, von umſchau'nder Höhe,
Weit ſehenden Blicks, darreicht, ſie zu befrei'n
Von Mühſal und zum Ziel ſie zu befördern;
Doch hiezu braucht's vor Allem Tüchtigkeit
Der Seele und Beſonnenheit, und dann
Des feur'gen Geiſtesſporns, wodurch der Traum
Errungen wird als eine Wirklichkeit.

IV. Buch.

(Fortſetzung folgt.)

Sismondi's Abriß der franzöſiſchen Geſchichte.

(Fortſetzung.)

Dreizehntes Jahrhundert. Im dreizehnten Jahrhundert brachten die Capetinger nur wieder die Könige unter ihre Oberhoheit zurück, welche ſich in Frankreich erhoben und ihre Neben-

buhler zu werden drohten. Das Feudalsyſtem wurde mit jedem Tag monarchiſcher; alle Macht, welche die Herren über ihre Vaſallen übten, verband ſich in ihrem Geiſt mit dem Gehorſam, den ſie ihrem Souverän ſchuldig waren. Alle Begriffe des Rechts des feudalen oder des römiſchen, ſetzten die königliche Autorität voraus; die ganze ſchöne Literatur des Jahrhunderts, alle Ritter-Romane, welche beinahe das einzige Bildungsmittel des Adels waren, befeſtigten dieſe Anſichten und Sitten. Philipp Auguſt hatte einen furchtbaren Nebenbuhler gefunden an Richard Löwenherz; aber als dieſem ſein Bruder Johann im Jahr 1199 in der Regierung folgte, mußte dieſer tückiſche und feige Mann der Ueberlegenheit Philipps weichen. Der franzöſiſche König forderte ihn, als einen Pair des Reichs, auf, vor ſeinem Tribunal zu erſcheinen, um ſich von einem nur allzu wahren Verbrechen, dem Mord ſeines Neffen Arthur, zu reinigen; er verurtheilte ihn zum Verluſt ſeiner Lehen und eroberte dann wirklich die Normandie, Maine, Anjou und Poitau. Sein Sohn, Louis VIII, hatte vor ſeiner kurzen Regierung (1223—1226) mit eben ſo viel Glück gegen Heinrich III, Sohn von Johann, gefochten, dem er beinahe die Krone von England entriſſen hätte. Der heilige Louis, der nun folgte (1226—1270), bewilligte im Jahr 1259 Heinrich den Frieden, und ließ ihm Guienne, Perigord, Limouſin und einen Theil von Saintonge, für welche Provinzen er ihm die Lehenshuldigung abnahm.

In unheilvollerer Weiſe wurde im ſelben Jahrhundert das ſüdliche Frankreich den Capetingern unterworfen. Der wilde Fanatismus der Nordfranzoſen hatte dort einen fürchterlichen Krieg entflammt; es war dieß der Kreuzzug gegen die Albigenſer (1207—1217). Damals regierte Philipp Auguſt, der aber keinen directen Antheil daran nahm; er ließ den religiöſen Haß walten, der durch Eiferſucht und Habſucht noch mehr angefacht wurde, als durch die theologiſchen Fragen, welche die Ritter nicht verſtanden. Die Bewohner des Südens wurden hingemetzelt, geplündert, zu Grunde gerichtet; ihr Land wurde der Schauplatz der Gräuelthaten der Kreuzfahrer und der Verbrechen der Inquiſition. Die Verheerung dauerte noch lang über die Zeit des Kampfes hinaus. Der beſiegte König von Aragon zog wieder über die Pyrenäen zurück, und der Graf von Toulouſe, um im Frieden ſterben zu können, willigte darein, ſeine Tochter ſammt ſeinem Erbe an Alphons von Poitiers, Bruder des heiligen Louis, zu überlaſſen, welcher 1250 in Beſitz der Grafſchaft Toulouſe trat. Ein anderer Bruder, Karl, Graf von Anjou, heirathete 1246 die Erbin von Provence. Die franzöſiſche Monarchie dehnte ſich damals bis ans Mittelmeer aus; aber zugleich verloren die Provencalen und die Bewohner von Languedoc ihre Freiheit, ihre Civiliſation, ihre aufgeklärtere Religion, und alle Vortheile, die ſie ſich bisher, Dank dem kürzern und minder erdrückenden Aufenthalt der barbariſchen Heere in ihren Provinzen, bewahrt hatten.

Der Charakter des heiligen Louis trug auch dazu bei, alle Franzoſen an die Capetingiſche Monarchie zu feſſeln. Die Fähigkeiten dieſes Königs waren gewöhnlich; ſeine Talente, ſeine Einſichten waren eher unter als über ſeinem Jahrhundert; aber noch kein ſo gewiſſenhafter Fürſt hatte je den Thron beſtiegen; er wollte das Gute, und der Inſtinct ſeines Herzens ließ es ihn finden, ſo oft auch ſein Urtheil ihn irre leiten mochte. Mönchiſche Tugenden waren mit ſeinen königlichen Tugenden gemiſcht; aber ſie ſchienen ihn dem Volk nur noch theurer zu machen, und ſein Unglück, ſeine Gefangennehmung auf dem ägyptiſchen, ſein Tod bei dem tuneſiſchen Kreuzzug, rührten mehr Herzen als ſeine Siege zu rühren vermocht hätten.

Die Arbeit der Geſetzgebung, unterbrochen mit den Capitularien der Karolinger, fing unter dem heiligen Louis wieder an, aber ſeine Etabliſſements waren einzig für ſeine Domänen beſtimmt. Er hatte hauptſächlich im Sinne, durch dieß Geſetzbuch den Privatfehden, den gerichtlichen Zweikämpfen, den kirchlichen Uſurpationen und den Verſchlechterungen der Münzen ein Ende zu machen. In dieſen Mißbräuchen des Rechts der Stärke ſah er vorzüglich die Sünde ſeiner Unterthanen, und dieſe wollte er unterdrücken. Um ſein Werk zu vollenden, ſetzte er die Legiſten (Rechtsgelehrten) in Bewegung. Dieſe bildeten ein zahlreiches Corps, intelligent, eiferſüchtig auf jede Gewalt an der ſie keinen Antheil hatten, beſonders auf die der Geiſtlichkeit und des Adels; ſie ſchritten ſofort zum Angriff auf dieſe beiden im Staat ausgezeichneten Stände. Ohne Freiheitsliebe und ohne ſittliche Grundſätze beraubten ſie zum Vortheil des Deſpotismus die Prälaten ihrer Unabhängigkeit und die großen Vaſallen ihrer Gerechtſame; und ohne es gewollt zu haben, fing der heilige Ludwig eine Revolution an, welche die unumſchränkte königliche Gewalt auf den Trümmern der koſtbarſten Rechte der Unterthanen begründen ſollte. Philipp III, ſein Sohn und Nachfolger (1270—1285), ſetzte das Werk fort, das er angefangen vorfand. Er war ein ſchwacher unwiſſender Menſch, gewohnt ſich beherrſchen zu laſſen, und ſein Vertrauen gemeinen Günſtlingen zu ſchenken, die er als Kammerdiener hatte kennen lernen, ehe er große Herren aus ihnen machte. Philipp IV, ſein Sohn, der auf ihn folgte (1285—1314), hatte weit mehr Talente als ſeine beiden Vorgänger, aber ſein Charakter war auch weit gehäſſiger. Ohne Treu und Glauben in ſeiner auswärtigen Politik, ohne ein Herz für ſein Volk, ohne Achtung für die Religion und ihre Prieſter, wollte er ſich durch treuloſe Ränke Flanderns und Aquitaniens bemächtigen, und entriß dem Volke ſein Geld durch die entſetzlichſten und thörichtſten Erpreſſungen. Oft ließ er falſches Geld prägen, um ſeine Schulden zu bezahlen, und wies es dann zurück, wenn die Steuerpflichtigen es wieder in den Schatz einzahlen wollten. Durch die von ihm erfundene Acciſe drückte er alle ſeine Unterthanen und zog ſie bis auf den letzten Heller aus; durch übermäßige Zehnten ruinirte er die Geiſtlichkeit; durch die gleichzeitige Verhaftung aller Lombarden (der italieniſchen Wechsler) und aller Juden, welchen unter irgend einem nichtigen Vorwand all ihr Hab und Gut und ihre ausſtehenden Schulden genommen wurden, verſchaffte er ſich auf Einen Schlag alles Geld, alle Capitalien im Lande.

Vierzehntes Jahrhundert. Hauptſächlich im Anfang des 14ten Jahrhunderts entwickelte Philipp der Schöne ſeinen häßlichen Charakter; mit Eifer unterſtützt von den Legiſten, die er wie Jagdhunde gegen alle andern Stände der Geſellſchaft benutzte und

letzte, opferte er in gräßlichen Strafen und Hinrichtungen diejenigen, welche der Raubgier ſeines Fiscus Widerſtand geleiſtet, die etwas von ihren Rechten gegen ihn vertheidigt hatten, oder die ſeinen Stolz beleidigten, indem ſie einen andern Willen zu haben wagten, als den ſeinigen. Im Jahr 1303 ließ er den Papſt Bonifacius VIII in Anagni feſtnehmen und mißhandeln; im Jahr 1304 ſchaffte er ſeinen Nachfolger, Benedict XI, durch Gift aus dem Weg; im Jahr 1305 zwang er einen dritten Papſt, Clemens V, ſeinen Sitz in Frankreich zu nehmen, um, ſo oft er es nur wollte, das Werkzeug der königlichen Tyrannei zu ſeyn. Im Jahr 1307 ließ er alle Tempelritter an Einem Tage feſtnehmen; und nachdem er gegen dieſen Orden, welcher ſo tapfer für die Chriſtenheit geſtritten, die ſchändlichſten Anklagen erhoben, ließ er alle dieſe tapfern Ritter in abſcheulichen Martern ſterben, um ihre Güter zu confiſciren.

Mitten unter dieſen Freveln jedoch gab Philipp der Schöne den geſetzgebenden Verſammlungen Frankreichs wieder das Daſeyn, deren ſeit der Zeit der Karolinger keine mehr war berufen worden. Neben dem Adel und der Geiſtlichkeit berief er dazu auch die Abgeordneten der Communen oder der freien Städte; nicht daß er irgend eine Liebe für das Volk gehabt hätte, ſondern er wollte Nutzen ziehen aus der Eiferſucht, welche das Volk gegen die andern Stände empfand, es bei ſeinem Kampf gegen Rom ins Intereſſe ziehen, und ihm die Sprache leihen, welche ihm gerade genehm war; und wirklich zeigten ſich die Stände von Notre-Dame von Paris im Jahr 1302 und die von Tours, 1308, nur allzu bereitwillig, mit der knechtiſchſten Geſinnung all die Schmach auf ſich zu nehmen, welche der Monarch ihnen anſann. Philipp der Schöne ſtarb endlich, 29 November 1314, und auf einen herben und herrſchſüchtigen Monarchen, der ein Feind des Vergnügens geweſen, folgte ein glänzender, zerſtreuungsſüchtiger, nur mit Feſtlichkeiten beſchäftigter Hof, wo die höchſte Autorität weniger dem Oberhaupt ausſchließlich anzugehören, als ſich unter alle Mitglieder der königlichen Familie zu vertheilen ſchien. Philipp hinterließ drei Söhne und eine Tochter; binnen einer Friſt von vierzehn Jahren (1314—1328) regierten dieſe drei Söhne, Louis X, Philipp V und Karl IV, nach einander, und ſtarben ohne männliche Erben zu hinterlaſſen. Seine Tochter Iſabelle, vermählt mit Eduard II von England, ſchaffte ihren Gemahl auf eine grauſame Weiſe aus dem Wege, und hinterließ ihrem Sohne, Eduard III, Anſprüche auf die Krone von Frankreich, über welche das Geſetz noch nichts verfügt hatte.

In der That war die Erbfolge der Frauen auf dem Throne ſeit zwei oder drei Jahrhunderten beinahe in allen Monarchien Europa's, wie auch in den großen Lehen Frankreichs üblich geworden. Zwar hatte man auf dem Throne von Frankreich noch keine Frauen geſehen; aber man hatte auch, ausgenommen bei der Succeſſion eines der Söhne von Philipp dem Schönen nach dem andern, noch nie einen Fall erlebt, daß die Erbin des Thrones hintangeſetzt worden wäre, um einem entfernteren Agnaten Platz zu machen. Ein Geſetz, das die Erbfolge auf die Männer beſchränkt hätte, wäre weiſe und vortheilhaft geweſen; aber ein ſolches Geſetz, das man in dem Geſetzbuch der ſaliſchen Franken vor Chlodwig zu finden behauptete, exiſtirte in Wahrheit weder in den Conſtitutionen der Monarchie noch in der hergebrachten Meinung. Sieben Töchter der drei letzten Könige und eine Tochter ihres Vaters konnten Anſpruch machen auf die Krone; aber die erſteren waren von zu zartem Alter, als daß ſie ſie hätten können geltend machen, und die letztere war abweſend. Philipp von Valois dagegen, der Sohn eines Bruders von Philipp dem Schönen, ſtand im kräftigſten Mannesalter und war im Beſitz des Palaſtes. Er beſtieg den Thron, und von ihm datirt ſich in Wahrheit das heutiges Tages ſo genannte ſaliſche Geſetz. Seine Thronbeſteigung entſchied indeſſen über den Charakter des ganzen noch übrigen Jahrhunderts; es ward ausgefüllt von Kriegen wegen beſtrittener Erbfolge.

Vier Könige aus der Familie Valois folgten auf einander von 1328—1400. Jeder von dieſen erſchwerte und ſteigerte durch ſeine Fehler und Laſter die Leiden dieſer unheilvollen Periode. Philipp VI (1328—1350) hatte alle Fehler ſeines Oheims, Philipps des Schönen, ohne eines ſeiner Talente zu beſitzen; wie er berauſcht von ſeiner Macht, jähzornig, hochmüthig, unbarmherzig, war er noch mehr als jener ohne Ausdauer und Fleiß, ohne Talent für den Krieg oder die Verwaltung. Sein ausſchweifender Luxus zerrüttete ſeine Finanzen, und ſeine Erpreſſungen, um ſeinen Schatz wieder zu füllen, vernichteten die Induſtrie der Steuerpflichtigen und richteten den öffentlichen Wohlſtand zu Grunde. Zwei Prätendenten konnten ihn beunruhigen; ſeine Großnichte, Tochter Louis X; dieſe vermählte er mit ſeinem Vetter Philipp von Evreux, welchem er die Krone von Navarra überließ, um ihn für die von Frankreich zu entſchädigen; und Eduard III von England, Sohn ſeiner Nichte, der noch nicht in der Lage war, ſich in einen Krieg mit Frankreich zu verwickeln, und der ihn vielleicht noch lange vermieden hätte, hätte ihn nicht Philipp VI ſelbſt herausgefordert im Jahr 1337. Das Heer Philipps war zahlreich und tapfer, aber er ſelbſt verſtand nichts von den erſten Grundſätzen der Kriegskunſt. Er erlitt immer nur Niederlagen, worunter die hitzigſte die große Schlacht von Crecy, die er durch ſeine Fehler verlor, 26 Auguſt 1346.

Sein Sohn Johann, der ihm folgte (1350 — 1364), hatte wie er die Einbildung und Anmaßung ein guter Ritter zu ſeyn, aber er hatte die Regierungskunſt nur in den Ritterromanen, — damals die allgemeine Lectüre — ſtudirt. Er kannte keine andere Auszeichnung als perſönliche Tapferkeit und Pracht; er kannte nicht einmal die erſten Elemente der Kriegskunſt, und ſeine ritterliche Loyalität ward manchmal doch durch Treuloſigkeit befleckt. Seine Unerfahrenheit ließ ihn, am 19 September 1356, die große Schlacht von Poitiers verlieren, wo er ſelbſt gefangen wurde. Um ſich loszukaufen willigte er im Jahr 1360 in den Friedensſchluß von Bretvagny, welcher den Engländern mit allen Rechten der Souveränetät das alte Königreich Aquitanien überließ. Die Unglücksfälle ſelbſt, welchen er unterlag, zwangen den König Johann, ſich an ſein Volk zu wenden und zu halten, und die während ſeiner Regierung verſammelten Generalſtaaten zeichneten ſich aus durch ihre Liebe zur Frei-

heit und ihre einsichtsvollen Absichten und Plane für die Reform des Staats.

Aber Karl V, Regent während der Gefangenschaft seines Vaters und dann sein Nachfolger (1364 — 1380), faßte, gerade wegen dieser Bestrebungen der Generalstaaten, einen gewaltigen Haß gegen die Vertheidiger der französischen Freiheit und gegen Alle, die in andern Ländern Europa's dieselbe Sache verfochten. Es gelang ihm, den französischen Generalstaaten die öffentliche Meinung und Gunst zu entziehen, und dann zog er sie gar nicht mehr zu Rath; er überhäufte mit Feindseligkeiten die Flamänder, welche für ihre Freiheit kämpften. Sobald er bei den Aquitaniern einige Unzufriedenheit zu bemerken glaubte, lud er Eduard vor sein Tribunal, obwohl er seine völlige Unabhängigkeit anerkannt hatte, und erneuerte den Krieg. Aber da es ihm selbst an persönlichem Muth fehlte, wollte er sich auch nicht auf den Muth seiner Soldaten verlassen; er ließ die Engländer ohne Widerstand Frankreich durchziehen, damit sie so ihre Kräfte erschöpften. Schlau, grausam, unbarmherzig, Niemand Liebe einflößend, schien er nur Unglücksfälle zu erleiden, während er langsame Eroberungen machte. Seine schwache Gesundheit hielt ihn unsichtbar, in seinem Palast eingeschlossen zurück, aber immer mit Politik beschäftigt, wie eine Spinne, ihre Netze bewachend; diese werden zerrissen durch die großen Fliegen, die sich darein stürzen, aber sie selbst kommen dann auch darin um. So verstärkte und mästete sich Karl, den man den Klugen nannte, durch die Verluste seiner Feinde.

Karl VI hatte noch nicht sein zwölftes Jahr erreicht, als er seinem Vater in der Regierung folgte (1380—1422). Er fiel unter die Vormundschaft der Brüder seines Vaters, der Herzoge von Anjou, von Berry und von Burgund und der Herzogs von Bourbon, Bruders seiner Mutter. Ihre Habsucht, ihr Hochmuth ihr wüstes Leben waren Karl dem Fünften wohl bekannt; aber da er jede Autorität vernichtet hatte, welche geeignet gewesen wäre, die ihrige zu beschränken und zu überwachen, konnte er sterbend weder seinen Sohn noch Frankreich vor den Rivalitäten und der Bürgerkriegen der schlimmsten unter allen Aristokratien, den der Prinzen vom Geblüt bewahren.

Fünfzehntes Jahrhundert. Diese Prinzen, welche von den Königen mit den großen Lehen belehnt worden waren, je in der Reihe wie sie an die Krone heimfielen, hatten für das Land, das sie durch ihre Prachtliebe zu Grunde richteten, weder eine anererbte Vorliebe, wie die alten feudalistischen Herren, noch Sympathien irgend einer Art; ihre Rivalitäten waren das größte Unglück des fünfzehnten Jahrhunderts. Am Tag wo Karl VI in das vierzehnte Jahr trat, wurde er für volljährig erklärt; aber diese legale Fiction, weit entfernt ihm eine über seine Jahre hinausgehende Klugheit einzuflößen, berauschte ihn nur noch mehr mit Stolz und entwickelte die in ihm liegende Krankheit. Diese Krankheit war der Wahnsinn; er brach im Jahr 1392 aus, und da alle Schranken, welche die Gesetze seiner Autorität hätten entgegensetzen können, weggeräumt worden waren, hatte nicht der König allein, sondern ganz Frankreich dreißig Jahre lang alle Leiden der Tollheit zu erdulden.

(Fortsetzung folgt.)

Villemains Vorlesungen über die französische Literatur.

Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Bei alle dem, weiß ich wohl, behauptet das achtzehnte Jahrhundert nur den zweiten Platz in der Literatur, vielleicht eben weil es zu sehr literarisch war. Unter Louis XIV war eine Tragödie von Racine oder eine Leichenrede von Bossuet kein so wichtiges Ereigniß, und Voltaire hat mehr gegolten als Racine, Rousseau mehr als Bossuet. Die Männer der Literatur behaupteten nicht den ersten Rang in der Welt; eben darum ohne Zweifel behaupteten sie ihn in der Literatur. Die Natürlichkeit und Einfachheit ihres Lebens blieb auch ihren Werken; ihr Talent hat die Aufrichtigkeit und Reinheit ihres Herzens. Boileau war weit entfernt zu glauben, die Kunst Verse zu machen stelle ihn einem Louis XIV oder auch nur den Ministern und großen Herren des Hofes gleich; Auteuil war nur das kleine Haus eines Dichters; man schimpfte da nur über schlechte Schriftsteller; man respectirte da Gott und die Gewaltigen, und eine Frage der Theologie erschien dort weit ernsthafter und wichtiger als eine Frage der Literatur. La Fontaine schrieb seine Fabeln nicht, um der Gesellschaft eine andere Gestalt zu geben, obgleich die Thiere, die er reden läßt, den Menschen so gute Lehren geben. Bossuet wollte beredt seyn, um zu rühren und zu bekehren, und kümmerte sich weit weniger um seinen Ruhm als um sein Seelenheil. La Bruyeres, der Censor des Lächerlichen und der Laster, declamirt nie; er wirft sich nie zum Tribun auf; er urtheilt und tadelt als ein rechtschaffner Mann, welcher bessern will, wenn es möglich ist, und nicht sich einen persönlichen Triumph bereiten aus der Bitterkeit und Uebertreibung seines Tadels. Alle diese Männer achteten, nächst Gott und dem König, nichts so hoch wie die Alten; diese studirten sie, statt über sie zu spotten, und all ihr Ehrgeiz ging darauf — nicht sie zu übertreffen, welche Eitelkeit! nicht einmal es ihnen gleich zu thun, sondern nur sich ihnen in möglichst kleinem Abstand zu nähern. Der Lohn ihrer Bescheidenheit ist, daß sie nie ins Falsche und Declamatorische fielen; und deßwegen sind und bleiben sie die Ersten.

Aber in der Literatur ist auch der zweite Platz noch schön. Soll ich es sagen? wenn die Männer des ersten Jahrhunderts mehr Natürlichkeit, Ungesuchtheit, Anmuth haben, so haben die des zweiten mehr Kraft. Bei ihnen tritt die Energie der Reflexion schärfer hervor; sie verdanken mehr sich selbst und weniger dem Glück ihrer Geburt; sie müssen all die gelehrten Berechnungen der Kunst zu Hülfe rufen; man sieht daß sie ein klares Bewußtseyn haben von dem was sie wollen, und von dem was sie leisten. Sie haben sich tiefer eingesenkt auf der Bahn, auf welcher sie vorwärts schritten; man findet mit Vergnügen die Spuren ihrer Schritte, man ahnt das Geheimniß ihres Talents, man überrascht sie über den Kunststücken ihres Genie's; man nimmt so zu sagen selbst Theil an ihrer Arbeit und an ihrem Erfolg, und es gewährt der Eigenliebe ein leb-

haftes Vergnügen, so tief einzudringen in den Mechanismus ihrer Beredsamkeit. Auch das beweist ohne Zweifel den mindern Grad ihres Talents, daß sie die Eitelkeit dessen, der sie studirt, nicht entmuthigen; aber es ist dies auch ein Reiz und ein Genuß. Im zweiten Jahrhundert liebt man die Literatur um der Literatur willen; man ist verliebt in das Wort um seiner selbst willen, man weiß es in alle Formen zu biegen und zu schmeidigen; es glänzt in zarten und feinen Wendungen, es braust auf in stürmischen Leidenschaften, es nimmt eine ernste und philosophische Miene an durch seine Schärfe, es weiß selbst die Grazie nachzuahmen durch eine Art von Nachlässigkeit und Sichgehenlassen. Die Poesie ist es, die am meisten verliert im zweiten Jahrhundert, weil die Poesie vor Allem der naiven Begeisterung und der einfachen Wahrheit bedarf. Die Prosa hält, mittelst der Kunst und der Wissenschaft, die Vergleichung besser aus; manchmal hat sie selbst im zweiten Jahrhundert eine Kraft und Fülle, die beinahe die Einfachheit und Strenge der Schriftsteller der frühern Epoche aufwägen. Tacitus hat etwas Gesuchtes und schlechten Geschmack; aber welche Energie im Ausdruck! welche Majestät in der Gesammtheit! mit welcher Weisheit vertheilt er die Züge eines Gemäldes! Montesquieu ist weniger natürlich als Bossuet; aber welche kunstreiche Handhabung der Sprache! welches Gepräge gibt er seinem Gedanken! welchen Sinn schließt er in seinen Worten ein! Der jüngere Plinius ist oft schwach, wenn man ihn mit den Schriftstellern aus dem Zeitalter Augusts vergleicht; aber welche naive Liebe für seine Kunst! welche Religion der Form! wie bereitet er sich vor, wenn er sprechen soll! wie verbessert er das was er geschrieben! wie gelingt es ihm manchmal, mit Glück, vermöge seines Studiums der Geheimnisse des Styls, eine Beredsamkeit nachzuahmen, deren lebendige Quelle vertrocknet ist!

Hätte es doch dem Himmel gefallen, daß auch wir noch etwas von dieser Liebe zur Kunst, von diesem Cultus der Form in uns bewahrt hätten! Das ist es was uns fehlt, und deßwegen werden so wenige unserer Werke einem unausbleiblichen und schnellen Tod entgehen. Man betrachte unsre Redner! sie glänzen auf der Tribune, aber nach drei Tagen, was bleibt von ihren Reden übrig? das macht, sie haben die Kunst nicht studirt; sie thun nichts um ihretwillen; sie haben nicht, wie die Alten, unaufhörlich das Bild des Redners vor Augen. Was kümmert sie die Kunst? Ihre Freunde drücken ihnen die Hand; man beglückwünscht sie; sie berechnen ganz in der Stille, um wie viele Stufen der Erfolg eines Tages sie dem Ministerium näher bringt; einige treffende und schöne Wendungen, ein paar glückliche Worte, verstreut über einen Schwall nachlässig herausgeschütteter Worte — das heißt heutzutage eine schöne Rede. Die alten Redner machten die Kunst zu ihrem Hauptzweck, und doch gaben sie, meines Erachtens, als Staatsmänner, als Bürger, den unsern nichts nach; auch leben sie noch nach zwanzig über ihrem Grab hingegangenen Jahrhunderten, und die meisten der unsrigen werden ihre Reputation noch vor ihrem Tode erlöschen sehen. Die Kunst wird nicht mehr geachtet in unsern Büchern; unsere Bücher selbst sind nur Improvisationen, und nur Villemain ist es, der gute und dauernde Bücher zu improvisiren vermag. Wir sind so reich an Gehalt, daß wir wahrhaftig wohl das Recht haben, die Form zu verachten, und uns nicht ängstlich zu befassen mit der passenden Anwendung der Wörter, mit dem Bau der Sätze, mit der Wahl der Ausdrücke, wie die Wortfabricanten des achtzehnten Jahrhunderts: Montesquieu, Rousseau, Buffon!

Villemain ist einer der letzten und treuesten Bewahrer und Hüter des guten Geschmacks. Was er vorschreibt, das übt er auch, und wenn etwas uns mahnen könnte an die Achtung vor den Gesetzen des Schönen, an die Liebe und das Studium der Musterbilder, so wäre es diese Kritik, welche sich zum Ton der großen Schriftsteller zu erheben scheint, die sie beurtheilt, und die Formen ihres Talents anzunehmen, um dessen Reiz einleuchtender zu machen. Bei der Würdigung Fontenelle's wird Villemain selbst zart und fein wie jener. Sein Ausdruck ist ernst, glänzend, leicht, beredt, je nach dem Genius der verschiedenen Mitglieder dieses glorreichen Geschlechts von Schriftstellern, über die er Musterung hält. Die Geschichte, die Biographie, die einzelnen Sittenschilderungen beleben seine Kritik; eine unbeugsame Moral, eine ächte und von Herzen gehende Verehrung alles dessen, was die Menschheit ehrt, tröstet und erhebt, der Freiheit, der Religion, der Wahrheit, scheint seinen Geschmack noch reiner und strenger zu machen; diese Verknüpfung und Aufeinanderfolge von historischen Schilderungen, von Anekdoten, mit den glänzendsten Geist und Witz erzählt, von moralischen Reflexionen und von einsichtsvollen und gründlichen Analysen, welche sich ohne Verwirrung vermischen, reißt den Leser fesselnd hin bis zum Ende des Buchs, ohne daß er einen Augenblick Lust bekäme, stehen zu bleiben. Seit Jahren ist kein Buch geschrieben worden, das anziehender und belehrender wäre, geeigneter, von aller Welt, von Alt und Jung genossen zu werden. Der Erfolg war ein vollständiger, und er mußte es seyn. Und doch sind es die Vorlesungen, welche Villemain an der Sorbonne improvisirte, mitten unter unserem begeisterten Beifall, und oft unter dem Lärmen der sich an den Pforten drängenden Menge! Ich erkenne sie, ich finde meine Eindrücke von einer frühern Zeit wieder. Das sind die treffenden Worte, die energischen und lebendigen Ausdrücke, die wie von selbst dem Munde des Lehrers entflossen. Ich erinnere mich, mit welcher Anmuth Villemain uns diese Anekdoten erzählte, mit welcher boshaften Feinheit er den Schluß dieses Compliments zu einem Epigramm zuspitzte! So empfange denn der Lehrer nochmals den begeisterten Dank seiner Schüler. Ihre Erkenntlichkeit und Liebe werden ihm überall hin folgen; dies Werk — wir haben es zusammen gemacht; während uns Villemain das Herz erwärmte durch sein beredtes Wort, begeisterten wir ihn zu dem Bestreben, uns Geschmack am Schönen und Liebe zum Guten einzuflößen.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 December 1839.

Ernst, das Chartisten-Epos.

(Fortsetzung.)

Landschaftsskizzen.

In solchem Sinnen,
Freud'ger, seit seine Seele nahm den Flug
Nach einem festen Punkt hin, stet und grade,
Eilte voran er — und sein ruhigeres
Gemüth nahm auf den heitern Widerschein
Der Landschaft als ein glänzend bunt Gemälde:
So wie ein Shawl von Kaschmirs fernem Thale
Gebreitet vor dem Aug', dem staunenden
Eines Dorfmädchens. Seinem Gotte dankte
Er innerlich, daß wieder zu empfinden
Den Reiz der Jahrszeit er vermochte, jüngst
Durch seiner Seele Wolken ihm verschattet;
Und nicht empfinden nur, nein! die Empfindung
Darbringen auch dem Geber, dankerfüllt,
Getränkt vom Geist anbetungsdurst'ger Liebe.
Und jetzt fühlt' er die Luft so zärtlich wehen
Als wie von Haus; das Dorf durchwandert' er,
Zerstreut und langgedehnt, mit Wald abwechselnd,
Baumgütern, grünen Weiden und Ziergärten,
Zeugend von Gnügen; und von Thür' zu Thür'
Streut' im Vorbeigehn er aus Herzensfülle
Aus seine Worte, nicht gering geschätzt
Weil wenig kostend, stets den Werth behaltend
Der Freundlichkeit, der Milde, des Wohlwollens,
Der über allen Preis ist. Seiner Worte
Thau, wie's dem Pred'ger ziemt von Gottes Gnade,
Fiel allwärts hin. Die Alte vor der Thüre,
An ihrem Spinnrad in der Sonn' sich wärmend,
Beschäftigt mit der Arbeit, doch nicht so
Daß sie nicht Zeit gefunden, zu begrüßen
Den Kommenden mit frohem Wort, beim Gehn
Zu segnen ihn für seines Amtes Wohlthat,
Womit an ihr und andern Seelen er
So großes Heil gestiftet schon; der alte
Schäfer, der ernst Gespräch am meisten liebt,
Und sie, der es am meisten thäte noth,
Das Mädchen, das einfältige, verlaut
Und allzusehr vertrauend ihrer Frische:
Sie alle kamen an die Reih' mit Fragen,
Freundlichen Worten, freundlicherem Lächeln,
Wie seiner sie ansichtig wurden; so
Ging weiter er, froh ob dem heitern Glanz
Der holden Landschaft, und viel froher noch
In seines Herzens Sonnschein, bis er, fast
Selbst unbewußt, des Vaters Haus erreichte.
Den fand er da, entronnen seiner Schüler
Lärmender Ueberlast, sich holend Trost
Im sonn'gen Land, das er mit eig'nen Händen
Bebaute, so bebaute, daß ihm's kaum
Zuvor thun konnte ein geborner Bauer;
Wahrlich, wenn gleich fruchtbringend er die Seelen
Anbaute seiner Schüler: mußten sie
Hinaus seyn über alles Lob. Es war
Als hätt' ein milder Geist Geschmack gefunden
An solchem lieblichen Geschäft und hätte
Gelehrt, wie es am besten werd' vollbracht.
Die runden Beete schwollen, zeugungskräftig,
Stattliche Blumen hoben üppig sich,
Wie Königinnen des Bodens, rein und sauber
Aus ebner, schwarzer Erde. Der Kiesweg
Glich einem goldnen Bach, im vollen Taglicht
Hell schimmernd; lieblich duftete die Erde;
Die Hecken, reich und zierlich aufgeputzt,
Boten ein weiches Lager, drauf die Sonne
Konnt' halten Mittagsruh'. Ringsum ergoß
Des Sommers Seele ihre Zauberkräfte;

Da war kein Unkraut, ſtörend die Geſellſchaft
Die liebliche, der Pflanzen und der Blumen.
Hermann ſah nachdenkſam das Alles an,
Und ſprach bei ſich: „Geſegnet, alter Mann,
Biſt du in deinem Fleiß und ſeiner Frucht,
Und ich wär' auch geſegnet ſo wie du,
Wenn nur im Sohn der Vater ſich erneute,
Gleich dem Erzeuger der Erzeugte wäre —
Aber, o hartes Schickſal, bittre Liebe!“
In ſolcherlei Gedanken ſchritt er vorwärts
In ſchweigender Betrachtung, bis beim Ton
Von ſeinem Schritt der alte Mann ſich haſtig
Umwandte und mit gleicher Haſt begann: u. ſ. w.“

IV. Buch.

Betrachtungen über Verwandten-Entfremdung.

So hielten ihre Zwieſprach Vater und Sohn —
In Liebe ſich begegnend, und ſich trennend
Als ſolche, deren höchſter Wunſch und Hoffnung
Iſt nie mehr ſich zu ſehn, daß ihre Liebe,
Dem Weſen nach verloren ſchon, nicht auch
In weitrem Kampf verliere Schein und Gleichniß,
Sinkend von Kühl zu Kalt — ſich zu begegnen
Nur noch, wie Schatten ſich begegnen, ſtumm
Und finſter, und ſo grollend an einander
Vorbei zu gehn. Oh! Wer kann ſchauen ſolche
Verkommniſſe des Lebens, wie Entfremdung
Des Bluts vom Blut, den Vater gegen den Sohn,
Und wünſchte nicht, der ſtumpfen Weſen eins
Zu ſeyn, die des Gefühls ermangeln; wünſchte
Sich nicht, zu tauſchen ſeine Menſchheit gegen
Des Affen Grinſen und ſein Loos zu theilen,
Um nur nicht mehr als Sklav leben zu müſſen
In der Geſellſchaft Bann, geſchmiedet an
An die Genoſſen, wo gefeſſelt alle
Mit ſolchen tück'ſchen Banden ſind, die, wo
Sie binden, raſch einſchneiden, ſo daß Jeder
Muß Pein und Quetſchung dulden, wenn ein Andrer
Aus Laune auffährt oder von der Linie
Vom rechten Weg ablenkt, oder ſich trotzig
Wirft auf den Weg, ſchief ziehnd die ganze Kette.
O wo, wo wär' der blide Thor, der ſich
Die Gabe wünſchte der Beobachtung,
Daß ſicher er ins Menſchenherz könnt' ſchaun,
Ein Aug', wie er für Dinge von ſichtbarer
Geſtalt es hat? — ein ſolches Schauſpiel einmal
In ſeiner ſchnöden Häßlichkeit geſchaut —
Keck wär', der es zum zweitenmal begehrte!
Eh' würd' er reißen die Erinnerung
Aus ſeiner Seele und ſie in die Winde
Hinſchleudern, eine Kurzweil für die Teufel.
Wahrlich, viel lieblicher noch wär' der Anblick
Der Wüſte Libyens, ganz öd' und kahl,
Voll nur von Ungethümen, deren Gift
Ihr Leben iſt; wer flöhe nicht vor ſolchem
Entſetzen hin zu ſeinen ſchwärzeſten Träumen
Und dünkte ſich im Himmel? Einmal nur
Hinſchauen, hieß': mit Thränen unſrer Augen
Licht löſchen und wegräumen alle Freude.
So wär' des Menſchen Leben ſich gelaſſen,
Wenn eines Menſchen ganze Hoffnung ruhte
Auf ſeinen Mitgeſchöpfen nur; doch wenn
Dahin iſt dieſe Hoffnung: kommt der Glaube,
Ein Engel uns zu führen, zeigend wo
Zuflucht iſt vor der Welt bei Gott, der eben
Und glatt macht Alles, was zuvor war rauh;
Der heim das Herz des trauʼrgen Pilgers ſucht,
Den Weg erleuchtet und zum Ziele deutet;
Geſegnet ſey der Glaube, ſo wie die
Geſegnet ſind die ſeiner theilhaft werden.

Eine häusliche Scene.

Mutter und Tochter beſprechen ſich mit einander über die zärtlichen Gefühle der letztern und deren Gegenſtand. Epiſches und Lyriſches iſt hier verbunden:

Die Mutter ſah in ihrer Sorgſamkeit
Die Stirne ihrer ſchönen Tochter ſchmerzlich
Niedergeſenkt; zu ihr begann ſie ſo:
„Sieh, Lucy, golden glänzt die Sonn',
Am blauen Himmel iſt Ruh;
Und Alles iſt voll Glanz und Wonn';
O ſey doch heiterer du!
Du trägſt ein tiefes, ſtummes Leid;
O ſprich nur: was? und wo?
Denn nur in dir iſt Traurigkeit,
Und ſonſt iſt Alles froh.
Sprich wenn dir was auf dem Herzen iſt!
Wenn dich ein Kummer quält!
Ein einfach Mädchen, wie du biſt,
Der Mutter nichts verhehlt.“ — —
„Mutter, nichts heb' ich zu geſtehn;
Du ſagteſt manchesmal;
Oft woll' eine Wolke gar nicht gehn
Beim hellſten Sonnenſtrahl;
Es komm' uns oft ein Lächeln an,
Dann Trauern und Weinen ſtumm;
Dawider nichts der Wille kann —
Und wiſſen ſelbſt nicht: warum?
Und mir ward jetzt ſo trüb zu Sinn,
So bänglich und ſo ſchwer,
Und weil ich ſolch eine Thörin bin,
Es zu hehlen kam ich her.“ — —
„Mein, Lucy, magſt hehlen Allerlei,
Nur nicht die Wahrheit mir;
Denn Wahrheit iſt, was auch es ſey,
Stets eines Mädchens Zier.

Du haſt geweint, die im Auge ſind
Die Thränen noch feucht genug;
Und wenn in Schweigen weint ihr Kind,
Dann fürchtet eine Mutter mit Fug.
Leicht um einer Jungfrau Stirn und Mund
Die Wolken kommen und gehn;
Aber Thränen ſtammen aus tiefrem Grund,
Wenn die im Aug' ſind zu ſehn."
„Ja, Mutter, mein Wort ſey wahr und ächt!
Thränen weint' ich heiß und ſchwer,
Laß mich weinen! 's iſt des Kummers Recht,
Sonſt wird mein Gram noch mehr." — —
„Ach! iſt es Liebe? ja gewiß!
In ein Mädchenherz, ſonſt ſo froh,
Macht nur die Liebe ſolch einen Riß,
Nur Liebe beugt es ſo.
Doch wer iſt, der Lieb' als Sünde ſchalt?
Daß man davor bärg' das Geſicht?
In meiner Zeit ſie ſo nicht galt.
Sonſt ſahſt du nie das Licht!
Und andrer Mädchen Herz bleibt leicht —
Willſt du verzweifeln gar?
Iſt dein Aug' ja ſo hell, deine Lippe ſo feucht,
Und wollt ſo goldig dein Haar!
Und bald will Linſingen hier ſeyn,
Und hat dir zu ſagen viel;
Er flüſtert Muſik dir ins Ohr hinein;
Dann hat das Grämen ein Ziel." — —
„Ach, aus altem Geſchlecht ja ſtammt er her;
Zeigt noch ſo artig er ſich —
Mein kann ich ihn nennen nimmermehr;
Nicht ſoll nieder er ſteigen — um mich!
Nein, nie kann theilen er unſer Loos;
Wozu Träume, eitel und leer?
O laß mich in der Niedrigkeit Schooß,
Und nenn' ihn mir nie mehr!"
Das Mädchen ſchwieg; die Mutter ſah ſie an
Mit einem Blick, der durch's begegnende Auge
In ſcharfer Forſchung bis zum Herzen dringt;
Anfangs mit Zorn faßt, aber dann nur ernſt,
Um zu ermerken an der Zeichenſprache,
Geprägt auf dieſes harmlos reine Antlitz,
Ob ſie ſprach Wahrheit. Groß war ihre Furcht,
(Denn Vieles hatte ſie ſchon lang geahnt,
Dieweil ihr Mädchen weder ſprach noch weinte,
Und doch ihr Geiſt von Wolken war umhüllt)
Verborgen lieg' etwas in ihrem Herzen
Zu tief für Worte. Das Geſpräch gelenkt
Hatte ſie oft (denn 's Elend liebt, aus ſeinem
Dunkel emporzuſchaun zur kleinſten Ritze,
Welche den Lichtſtrahl einläßt und die Hoffnung)
Vom jungen Linſingen, von ſeiner Jugend
Und Schönheit, ſeinem Reichthum und Verwandtſchaft,
All dem, was einen Mann dem Aug' und Urtheil
Empfiehlt — ſie ſprach und Lucy hörte zu,
Horchte vielleicht; doch mocht's wohl ſeyn, daß ſie
Nichts fühlte, oder, wenn ſie etwas fühlte,
Es nicht der Puls der Liebe war. — Gleichviel;
Die Wahrheit wird in ihrem ſpätern Thun
Klarer ſich als in Worten offenbaren —
Nur ſo viel iſt gewiß, daß dieſe Frau
Voll Klugheit, wiſſend wohl, daß Liebe, wenn
Sie arm iſt, einem Bettelkinde gleicht,
Elend, wie jenes, auch im Bettelſtande,
Und doppelt elend, weil aus goldnen Träumen
Erwacht, — belehrt gründlich von dieſem allen
In der Erfahrung Schule, ſo daß ſie's
Nicht nur erkannt, daß ſie es auch empfunden
In täglicher Bedrängniß ihres Herzens;
Gern gliche ſie ihr eigen trüb Geſchick
Aus gegen ihres Kindes goldnes Loos;
Das Weſen für ihr Kind, und für ſich ſelbſt
Nur ſeinen warmen goldnen Widerſchein,
Zum Troſt und Labſal für ihr weitres Leben.
Daher, in ſolcherlei Betracht, ſah ſie
Mit Kälte nur auf Hermann, — einen Jüngling,
Deß Fleiß allein ſein Mittel war, ſein Schickſal
Zu fördern; ſeine kühnen Hoffnungen,
Weltliche Ziele überſchauend, flogen
Nach einem Punkte, ſchön zwar, aber fern,
Und nackt und kalt wie ein entfernter Gletſcher,
An vielen Bächen reich, mit Fruchtbarkeit
Das niedre Land zu ſegnen, aber ſelbſt
Unfruchtbar. Von ſolch einem Manne flog
Ihr Aug' begierig hin zu Linſingen,
Als einem Engel, der die Hand ergreifen
Sollt' ihres Kindes und ins Paradies
Es führen, und aus ihres Vaters Haus
In einer würd'gern Heimath ihre Tugend
Verſetzend, dieſes Haus zu einem Segen
Statt ihrer machen würde, reich wie ſie.
Das war der Mutter Hoffen, und ſo glaubte
Sie lange Zeit auch, voll der Zuverſicht,
Es ſey das weiche Mädchen ihr zu Willen,
So wie ein leichtes Boot dem Strome folgt,
Dem kräftigen, das ſich nicht anders rührt
Als wie der Strom es haben will; ſie hatte
Ehmals gewähnt: wenn wählen wollt' ihr Mädchen
Nach einer Neigung, wäre das ein Wunder,
Ein wahres, der Erfahrung Recht beſchämend;
So hatte Sicherheit ihre Gewöhnung
Für Wahrheit angenommen, und Alles was
Wahrſcheinlichkeit ihr dicht vors Auge rückte,
Als Traum betrachtet und niemals bedacht,
Daß ein junges Auge, durch ſich ſelbſt nur ſehend,
Nicht mit des Alters Schlauheit oder Brille,
Lebhaft, um tiefres Forſchen unbekümmert,
Mit Sehnſucht oft voran der Klugheit eilt,

Für lautres Gold des Sandes Schimmer nehmend,
Hoffnung für sichres Gut. — Ein solch Gesetz
Beherrscht die Menschen, doch weil dieß Gesetz
Nirgends in Erz gegraben ist, nicht auf
Den Straßen ausposaunt mit ehrnem Schall,
Nahm's nicht in Acht die hoffende Matrone,
Als es höchst noth that. Doch hatt' eine Ahnung
Zuvor schon sie beschlichen, ob gar Manchem
Was sie gesehn, da Vorsicht doch sie warnte;
Und diese neue Ahnung, dieser Zweifel,
Geweckt durch ihres Kinds unwilltes Wesen
Und Schweigsamkeit, brach mit gewalt'gem Ruck
Plötzlich das Thor auf, wo die Sicherheit
Im Schlummer lag und ließ ein den Verdacht.
Sofort war ihr Bestreben, das Geheimniß
Herauszupressen und es war gelungen;
Denn hart ist einer Mutter Herz in solchen
Umständen, und gleich weich der Mädchen Seelen;
Und was sie konnte, wollte sie auch thun,
Und hätt' sie auch des Herzbluts letzten Tropfen
Der Tochter ausgepreßt; doch er, um den
Sie angefochten war, trat plötzlich ein,
Als noch sein edler Nam' in ihren Ohren,
Dem Aug' in stolzer Gegenwart erscheinend,
Auf den mit Stolz sie hoffte, Linfingen
Der Stattliche.

V. Buch.

(Fortsetzung folgt.)

Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war der Herzog von Anjou im Königreich Neapel gestorben; der Herzog von Berry, der unfähigste von den drei Brüdern, machte sich in Languedoc verhaßt und verabscheut; der Herzog von Burgund dagegen war der angesehenste und geachtetste unter den französischen Prinzen; auch der mächtigste war er, denn mit diesem ersten unter den großen französischen Lehen, welches ihm sein Vater beim Aussterben der Feudalfamilie übertragen hatte, hatte er durch eine Heirath das reiche Erbe Flanderns verbunden. Er starb 1404, und sein Sohn, Johann ohne Furcht, hatte im ganzen Königreich nur Einen Fürsten, der ihm an Macht gleich war: dieß war Louis, Bruder Karls VI, den er zum Herzog von Touraine und Orleans gemacht hatte. Eine wüthende Eifersucht entbrannte zwischen diesen jungen Fürsten; abwechselnd regierten sie das Königreich und abwechselnd brachten sie es durch ihre Abenteuerlichkeit oder durch ihre Laster in Gefahr und Noth. Endlich ließ der Herzog von Burgund den Herzog von Orleans meuchelmorden, 1407; er gestand das Verbrechen und ließ sich im Beichtstuhl die Absolution ertheilen von einem seiner Partei ergebenen Predigermönch. Der Sohn des ermordeten Herzogs heirathete drei Jahre nachher die Tochter des Grafen von Armagnac, eines gewandten Gascogners, der, mächtig und ehrgeizig dabei, es über sich nahm, die Rache seines Schwiegersohns zu vollführen, der zu jung war, um selbst seine Partei zu führen und zu leiten. Inzwischen theilte sich Frankreich in die beiden Parteien der Armagnacs und der Bourguignons, welche einander abwechselnd die oberste Gewalt entrissen und das französische Blut auf den Schaffotten wie auf den Schlachtfeldern vergossen. Die Partei Bourgogne suchte ihre Stütze im Bürgerthum und gewann die gesammte Bevölkerung von Paris für sich; Armagnac hatte den gesammten armen Adel des südlichen Frankreichs zur Rache für die Kinder des Herzogs von Orleans verpflichtet — einen Adel, der bis zur Regierung Karls V von der Krone England abhängig gewesen und von den Nordfranzosen als fremd betrachtet worden war. Im Sommer 1418 wurde der Graf von Armagnac mit einer großen Anzahl seiner Anhänger in Paris niedergemetzelt; der Sohn des Königs, der nachmals unter dem Namen Karl VII regierte, wurde von den Andern nach Melun geführt und an die Spitze der Armagnacs gestellt. Am 10 September 1419 ließ dieser junge Mann verrätherischerweise vor seinen Augen auf der Brücke von Montereau den Herzog von Burgund umbringen, an dem er so den Herzog von Orleans, seinen Oheim, rächte.

Dieß Verbrechen machte die Lage Frankreichs noch verwickelter; der Fürst, der sich damit besudelt, wurde mit Abscheu zurückgestoßen von den Parisern, den Burgundern und Allen, die man als Altfranzosen betrachtete; er fand Unterstützung nur bei den Edelleuten, welche Lehenträger Englands, aber im Aufstand dagegen begriffen waren. England seinerseits hatte auch des Throns unwürdige Könige. Die Aufstände gegen Richard II, dann die Verwirrungen der Revolution, welche Heinrich IV an seinen Platz gesetzt, hinderten lange Zeit die Engländer, die Minderjährigkeit oder den Wahnsinn Karls VI zu benützen, und zwangen sie, von Jahr zu Jahr neue Waffenstillstände mit Frankreich zu schließen. Kaum aber hatte Heinrich V den Thron bestiegen, als er die Wiederherausgabe der unter seinen Vorgängern verlornen Provinzen verlangte. Der Krieg hatte im Jahr 1415 wieder begonnen, und die Franzosen hatten wieder durch Mangel an Vorsicht, nicht an Tapferkeit, die schreckliche Schlacht von Azincourt verloren. Die Herzoge von Orleans und von Bourbon waren daselbst nebst vielen andern Prinzen zu Gefangenen gemacht worden, und mehr als 8000 Edelleute hatten das Leben verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138 u. 139.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 December 1839.

Ernst,
das Chartisten-Epos.

(Fortsetzung.)

Nachdem Arthur, Hermanns vermeintlicher Vater, der alte Schulmeister, seine Verbündeten angegeben, wird davon Veranlassung genommen, die Bewerbung des Sohns abzuschneiden. Die folgende Zusammenkunft zwischen Arthur, Hermann und Lucy Heß ist ebenso zart als kräftig geschildert:

„Herr, nur um Eins noch möcht' ich bitten,
„Daß ich darf Eure Tochter sehn und hören
Von ihr, was Euer Mund mir klar gesagt,
Noch bündiger." — „Das ist gerecht und billig,"
Sprach drauf der Vater, — „ich verweige' es nicht.
Harrt nur bis sie herabkommt; ha! da ist sie
Ja schon im Garten; Euern Wunsch soll sie
Erfahren, der wohl auch der ihre ist."
Er ging und Hermann blieb allein; kurz war
Die Frist, doch groß genug, daß tausendfache
Verschiedene Gedanken drin sich drängten,
Gemengt in Eine schwankende Empfindung,
Wie Mücken, doch in keinem Sonnstrahl schwimmend;
Alles war still, bis auf den ungestümen
Schlag seines Herzens, der das Schweigen brach;
Doch bald kam noch ein Laut, den Niemand leicht
Vernahm, als wer drauf lauschte; leichte, rasche
Schritte — dann an der Thür' eine leise Hand,
Dann durchs Gemach schwebt' eine jugendliche
Erscheinung blasser Lieblichkeit; holdselig
Doch bleich, bewegte sie sich wie im Traum,
Geräuschlos, schwebend und bewußtlos fast,
Denn ihre mächtig tiefe Leidenschaft
Hatte sie wie in ein Gewölk gehüllt;
Sie stand, und umgesunken wäre sie
Bevor sie sprechen konnte; aber Hermann
Erhob sich rasch und unterstützte sie,
Und faßte ihre Hand und ließ sie sitzen
In bebender Kraftlosigkeit, um wieder
Zu sammeln ihren Geist, sie selbst zu seyn.
Traurig sah er sie an und endlich brach er
Das trübe Schweigen: „Lucy, sieh mich an,
Und sprich ein Wort zu mir — oh, sey'n wir Freunde.
Solche eine Trennung wie die unsrige
Erzeugt nicht Haß, nur Jammer — sprich zu mir
Und laß mich hören, daß als Freunde nur
Uns diese Kluft trennt, nicht uns feindlich scheidet —
Nein! meine doch nicht so! dein Kummer ist
Mein ärgstes Leid. Oh! nur ein Wort, ein einz'ges
Antworte mir." — „Oh ja! ich will antworten,
Was aber sagen dir? verzeih mir! dieß
Ist Alles. Ja, verzeih mir jetzt, wie du
Mich einst geliebt hast — ganz aus vollem Herzen,
So wird vielleicht mein Gram geringer werden;
Doch nein! — das hoff' ich nicht, verdien' ich nicht,
Verzeih mir nur!" — „Lucy, das ist zu viel;
Warum verzeihn? Was du gethan — von Herzen
Erkenn' und lob' ich als ein edel Thun,
Doch wenn du lieber hörst das andre Wort,
So sag' ich, daß ich Alles dir verzeihe,
So ganz wie wir verzeihn den liebsten Freunden,
Die unser Bestes suchen; ja, dieß merk' dir:
Hätt' ich gehabt zum Handeln gleiche Gründe,
Hätt' ich es auch gethan — heiß liebt' ich dich,
Du weißt's; ich fühl's und werd' es immer fühlen.
Doch in der heißen Inbrunst meines Eifers
Hätt' hunderttausend Lieben wie die meine
Geopfert ich, um Einen solchen Mann
Für unsre Sache zu gewinnen, wie du
Am edeln Linsingen gewonnen hast;
So bitt' ich dich, gib dich zufrieden." — „Nein,"

Antwortete mit ſtrömenden Augen ihm
Das Mädchen, „was du ſagſt, zeigt nur noch größer
Die Größe deines Geiſtes, — niedriger
Noch alle meine Niedrigkeit, als früher.
Oh! wäreſt du mein Bruder doch geweſen —
Wie ſelig dann, als deine Schweſter, wär' ich!"
„Lucy, ſo nimm es ſo! ich bin dein Bruder,
Zwillingsgeſchwiſter ſind wir nach der Seele;
Was woll'n wir mehr? Sey du nur recht von Herzen
Bei dieſem Unternehmen meine Schweſter:
So wird dir nicht nur eines Gatten Liebe,
Die höchſte Hoffnung, die ich dir kannt' bieten,
Sondern dazu noch, um das Maaß zu füllen,
Die eines Bruders; ja, bei meinem Wort,
Ich mein': der Schweſtername klingt noch ſüßer,
Reiner und keuſcher, wen'ger Irdiſches dran
Und mehr des Himmliſchen. Lucy, es iſt
Die Gnade Gottes, und es iſt mein Ernſt,
Ich küſſe deine Stirn', zum heiligen,
Zum Taufs-Malzeichen daß du mir verſchwiſtert.
So, dieß iſt gut; nie bisher war ich Bruder,
Und jetzt fühl' ich den Geiſt in meinem Herzen
Wie einen neugebornen Engel. Fühlſt
Du auch es ſo? Ich bitt' dich, glaube das!
Wir müſſen ſcheiden jetzt — ein längeres Zögern
Stünd' uns nicht an; doch noch ein Wort hab' ich
Zu ſagen: dir iſt wohl bekannt, daß nahe,
In Salberg, ſtehn Soldaten eine Truppe, —
Soldaten aber darum Menſchen doch,
Nicht ſo wie andre nur Musketenſtänder.
Unter den Leuten hat man guten Samen
Schon ausgeſtreut, der Wurzeln treibt. Nun ſteht
Der junge Edward Linſingen als Fähnerich
Bei dieſer Truppe; was ich von ihm weiß,
Iſt er von einem Schrot und Korn, daß man ihn
Gewinnen könnt' für unſern heiß'ſten Dienſt;
Nun, Lucy, meiner, deiner, Linſingens,
Und unſer Aller Willen, während noch
In erſter Gluth ſteht deines Gatten Liebe,
Gib ihr die Richtung, daß auf ſeinen Bruder
Er wirke, deſſen Einfluß dieſe Leute
Bewegen kann, daß ſie ſich thätlich auch
Mit uns verbünden, wie ſie's ſind im Herzen;
Willſt du dieß thun, ſo machſt du unſern Plan
Gelingen, die Zerſtörung unſers Feindes —
Ich ſage: wenn du *willſt*, — denn wahrlich, ganz
Von deinem Wollen hängt das Können ab,
Und nie gebot noch eines Weibes Wille
Ueber ſolch große Macht. Haſt du eine Seele,
Um über das, was vor den Augen liegt,
Hinauszuſchaun in künft'ger Jahre Frucht?
Oh! hoch, ſo hoch geehrt wirſt werden du,
Daß die von Orleans, die fränkſche Jungfrau,
Soll gegen dich nur eine arme Dirne
Seyn, wie ſie anfangs war. Gewähr' uns dieß,
Ich ſieh dich an, und ſo beglück' uns Alle,
Ja, folg' nur deinem eignen guten Geiſt
Er iſt ein guter Führer. Lucy, dann
Weiß ich, was jetzt ich von dir *glaube*: daß
Du wahr und treu biſt, und, verlaſſend mich,
Einen verläſſ'ſt, den lieb du haſt, nur deinem
Lande zu lieb. O denke drüber nach!
Und dem Gedanken folge raſch die That,
Damit ein widerwärt'ger Zufall nicht
Dazwiſchen komme und vereitle Alles;
Und jetzt geh' ich, und du — gib mir den Segen,
Der immer mich begleite, mit: *dein Bruder!*"
Er küßte ſie und ging; ſie blieb allein
In tiefer Seeleneinſamkeit, und viele
Gedanken kamen ihr, ſchwankend und dunkel,
Welche ſich endlich ſo geſtalteten:

„Hab ich geſehn ihn?
War wirklich er hier?
Hab' ich zu ihm geredet?
Er antwortet mir?
Nein, denn in meiner Blindheit
That groß Leid ich ihm an;
Mit mir ſo freundlich
Nicht reden er kann!
Aber, o du Geliebter!
Sprich, warſt es du?
Hörſt noch meine Worte,
Oder verſchwandeſt im Nu?
Ja, geſchieden biſt du,
Kehrt nimmer zu mir!
Einſamen Herzens
Muß ich bleiben hier.
O wär' ich ein Soldatbub',
Keck und muthvoll!
Aber ſo einſam —
Gewiß werd' ich toll.
Angſt und Pein ginge
Dann unter in Kampf und Sturm;
Jetzt mein ſieches Leben
Nagt der Verzweiflung Wurm.
O welcher Jammer,
Daß zu mir er kam,
Nur um mich zu verlaſſen
In noch tieferem Gram!
O, während du da biſt —
All der Träume Glück,
Die ſonſt froh uns ergötzten,
Kommt mir wieder zurück.
Alten Glückes Geſicht dann
Scheid' ich von Wahrheit kaum;
Mein Ehrgeiz erſcheint mir
Wie ein thörichter Traum.

Ja, ſein prächtiger Schlummer
Zeigt ferner ſich mir,
Trüber und ſchwächer,
Wenn du biſt hier.
Dort ein Stern, einſam glänzend,
Der nicht heimiſch auf der Erde;
Hier ein Feuer, warm lohend
Auf dem Haushaltherde.
Ach! zärtliche Herzen
Hohn und Verachtung bricht;
Aber ſolche Verzeihung —
Iſt ſie ſchmerzlicher nicht?
Ja, du biſt verſchwunden!
Und verbannen will ich
Meine weibliche Schwäche;
Neu erheb' ich mich!
Dein geliebtes Bild fern iſt,
Doch wer ſind die Andern,
Die ſo finſter, gewaffnet,
Deinen Stuhl umwandern?
Oder iſt's ein Geſicht nur,
Das mein armes Hirn ſo verſtört?
Nicht mehr will ich träumen; Lucy
Dein wieder gehört!"

Auf ſtand ſie; wie ſie aufſtand, kam die Mutter
Um ſie zu tröſten — aber was in Händen
Man trägt, darf man nicht ſtets aufs Herz auch legen —
Nein — 's iſt der Geiſt, der unterſchiedliche,
Der's macht zu Balſam, oder Gall' und Neſſeln.
Lucy fuhr bei der Thüre Knarren auf,
Bang, eine fremde Seele möchte kommen
Verkleidet in die Bildung von Bekannten,
Und unbarmherz'ge Fragen an ſie machen
In anderm Ton als ſie antworten konnte.
Wer mit uns fühlt, iſt unſer Freund, iſt Vater
Und Mutter uns in unſers Herzens Drangſal;
Doch alle Andern, wären's ünſre Nächſten,
Geſammt in einer einigen Perſon,
Sind kalte Bilder nur von Thon; ſo kam ſie
Die treue Mutter, ſprach ihr freundlich zu;
Aber die Jahrszeit ruft hervor die Blumen,
Die Jahrszeit, mit der Elemente Beiſtand,
Und nicht die Sonn' allein. — —

Die bisher mitgetheilten lyriſchen Stücke waren erotiſcher Natur; aber wir müſſen jetzt auch billigermaßen die von religiös-politiſchem Charakter geben:

„Es iſt gut, Brüder und Freunde,
Ihr habt geſprochen, und wer ſpräche dagegen?
Nicht ſoll'n all die hölliſchen Feinde
Widerſtehn eurem Willen, euch hemmen auf euern Wegen.
Wir erhoben uns; wo iſt die ſtarke Hand,
Die uns ſtürzt um?
Wir ſind aufgeſtanden, zu ſchaffen dieſem Land
Seinen alten Ruhm —
Ihr 'altes Vorrecht, gekrönt mit Ehren:
Die Nationen alle Weisheit zu lehren;
Lang ward eitel damit geprahlt,
Am meiſten, als am mind'ſten es galt;
Jetzt iſt die Lüge worden wahr,
Dank der Ehre und eurer Schaar!
Euch allen die ſich als Patrioten erzeigt,
Und dem geſegneten Land, das euch gezeugt!
Ja Heil ſey dir, mein glorreich Mutterland,
Denn glorreich wirſt du ſeyn,
Du, das uns umſchlang mit heiligem Bruderband,
Ruhm ſey und Heil ſey dein!
Menſchen ſchau'n nach dir von fern,
Als nach einſam hellem Stern,
Suchend in Nächten, ſchattendicht,
Ein ſie führendes, hohes Licht;
Jetzt fühl' ich in Mark und Blut
Brünſtige Patriotengluth,
Die ich nie empfunden noch
Als da warſt im Knechtſchaftsjoch;
Denn wer hätt' ſich, im ſchwärmeriſchſten Traum,
Dich zu lieben da gewöhnt,
Als du kriechenden Gewürms Abſchaum
Statt Menſchen gefrönt?
Geſchöpfen, ſo hoch hinaufgekrochen,
Dich ſo zu knechten, zu unterjochen,
Durch das Recht ihrer Klauen und giftigen Macht.
Doch, Gott ſey Dank! ihre Stund' iſt vollbracht!
Ja, dich jetzt grüß' ich, Mutter freier Söhne,
Nach überſtandnen Wehen!
Auf deiner Stirn ſtrahlt eine Seelenſchöne,
Die ſonſt ich nie geſehen.
Und klarer ſtrömen deine Quellen,
Und höher deine Berge ſchwellen,
Und das aus Stolz, daß dir's gelungen
Zu ſtehn in der Welt allein unbezwungen,
Allein zu ſtehn, während Andre fallen,
Sich beugend der Königin von allen.
Mit einem Kuß grüß' ich dich; ihr in der Runde
Entblößt den Fuß, ihr ſteht auf heil'gem Grunde!
Und ein Malzeichen ſetzt an dieſem Ort,
Das noch von Gnade zeugt, wenn ihr ſeyd fort.
Einen Steinaltar häuft auf des Berges Grat,
Der Freiheit Mal, das dem Pilger weiſt den Pfad;
Und ſchaut, wie glanzvoll dieſer Tag erſtand!
Ein himmliſch Zeichen von hoher Hand ein Pfand!
Doch mehr noch glänzend, mehr noch himmliſch klar
Verheißt ſein Strahl ſich jedem künft'gen Jahr.
Wie heute uns, beſcheint er dann unſer Gedächtniß,
Des Danks gegen Gott, der Freud' unter Menſchen Vermächtniß;
An heil'ger Feier iſt nur Einer größer:
Der Hohe, der uns ſchenkte den Erlöſer,

Der Sohn, der Menſchen ſelig macht und gleich,
Der, gottgeſandt, gründet das freie Reich!
Denn was ſind wir als Thäter von ſeinem Willen?
Was er geweiſſagt, das wir jetzt erfüllen.
In dieſem Glauben gürtet das Schwert Alle um;
Nehmt den Herrn auf in ſchwellender Seelen Heiligthum;
Nehmt auf ihn, daß er ſegnend darin throne,
Und unter uns, ein Retter und Beiſtand wohne.
Oh! glorreich iſt die Sendung, der ihr euch weiht!
Euer Ziel iſt hoch, drum hoch auch von Seele ſeyn!
Baar jeder Furcht, die lähmt des Weltlings Muth, —
Jedes Leid und Freud' verzehrt von Eifers Gluth,
Von Eifers Gluth, die nicht drum fragt, nicht ſcheut,
Wenn mit Gefahren auch die Bahn beſtreut,
Einzig nur blickend nach des Zieles Kranz,
Deß Herrlichkeit das Aug' verklärt mit Glanz;
Gleich tragend Alles, was da kommen mag,
Mühſal und Wohlergehn, Sieg oder Schlag, —
Gewinn iſt Alles, kein Schaden kann ſie rühren
Als: Chriſtum und ſein heilig Kreuz verlieren!
Das iſt der Geiſt, der friſch uns muß beſeelen
Auf anderm Weg, als andre Menſchen wählen;
Ja, einen andern Weg, vergeßt das nie!
Einen geradern, ſichrern als ſie;
Ha! wär's nicht ſo — welcher Thor den Plan wohl hätte:
Um Ein Glied zu verlängern unſre Kette?
Beſteht dieſe Kette, woraus ſie iſt gemacht:
Aus Schwertern von Patrioten, die in der Schlacht
Zerbrachen, zerſplitterten an der Uebermacht,
Die ſie angriffen thöricht und unbedacht.
Doch keiner wagte noch, was wir beginnen;
Drum, wer darf ſagen, daß wir Eitles ſinnen?
Nicht fehl ſchlug was nie ward verſucht von Streitern;
Wenn Andre ſchon — wir werden doch nicht ſcheitern.
Verräther-Narr'n, die man hier Lands ſah ſchon,
Jagte in Angſt der Schatten von dem Thron;
Gleichgültigkeit war der ſelbſtſücht'gen Opfer Lohn.
So zeugt die feige Furcht ſich ſelbſt ihr Loos;
Doch keck muß ſeyn Rebellengröße groß!
Wir wiſſen's, Brüder, wohl; und was wir wiſſen,
In unſrer Kühnheit ſelbſt wir zeigen müſſen!
Weg mit verräth'riſchem Complot, Heuchelei,
Die, ärmlich, nur armſel'gen Preis erſiegen,
Von Schwachen ausgeführt, ſklaviſchen Seelen entſtiegen —
Nein! laßt die Maſſe mächtig rücken zum Sturm,
Wogend wie das Panier auf hohem Thurm;
Die Maſſe, welche nie ihr Haupt erhoben,
Bei des Adels Kämpfen, der Factionen Toben,
Jetzt aber, voll Ungeduld um ihr geſtohlenes Recht,
Hoch ſchwingt die Hand und ſich ſtürzt ins Gefecht.
Horch! hört ihr nicht des friſchen Geiſtes Sauſen,
Welcher die Brunnen der Tiefe macht erbrauſen!
Eine mächtige Fluth rauſcht ebnend hin über Alles,
Neue Mächte erſtehn, und alte Reiche fallen.

Heut, Brüder, euch! denn dieſen Tag zu ſehn
War vieler Herzen lebenlanges Flehn,
Und ſahn ihn nicht, mußten trauernd hinunter gehn.
Und dieß heilige Werk iſt gelungen unſrem Streben,
Gottes Gnade unſer Hort!
O darum laß ihm uns die Ehre geben.
Kniet alle nieder an dieſem Ort.
Wir ſind geworden eine Brüderſchaft,
Wahr und gut, voll heil'ger Kraft;
Ich der Pred'ger und Heilverkünder
Und ihr meines Amtes Kinder,
Meines Wortes will'ge Hörer,
Lebend wie's euch lehrt der Lehrer;
Für das Evangelium entflammt,
Ob euch weltlich Geſetz verdammt;
So, vor kurzem, glaubt' ich von Allen —
Wäre jetzt die Zeit zu fallen?
Schmählich abzufallen jetzt,
Wo wir auf die Probe geſetzt?
Nein; das würde mich tief bekümmern!
Soll dieß unſer ſorgſam gebautes Haus,
Sinken am Strand zu Trümmern,
Ohnmächtig, zu trotzen der Wellen Gebraus?
Oft predigt' ich, oft betet' ich mit euch,
Zu Andacht die Seelen ergoſſen;
Jetzt iſt gekommen die Zeit, zu führen den Streich
Den wir beſchloſſen.
Was Ihr zu ſeyn bekannet mit dem Munde:
Geweiht ganz eures Heilands Willen —
Ihr ſeyd's nicht weniger, hoff' ich, zur Stunde;
Damals gelobten wir, und mehr wir jetzt erfüllen!'

(Schluß folgt.)

Siömondi's Abriß der franzöſiſchen Geſchichte.

(Fortſetzung.)

Heinrich V ließ zwei Jahre verſtreichen, ehe er die Früchte dieſes Siegs zu pflücken ſuchte; dann unternahm er die Eroberung der Normandie. Aller Patriotismus ſchien in Frankreich erloſchen; die Herrſchaft der Valois hatte nur Schmach und Ungemach über das Land gebracht; viele glaubten in der Anarchie und in den Leiden, welche das Land heimſuchten, eine Strafe des Himmels zu erblicken, dafür daß man vom Thron diejenige ausgeſchloſſen hatte, die als rechtmäßige Erbin betrachtet wurde. Der Erbe der Uſurpatoren ward ſeit dem Meuchelmord von Montereau nur noch als ein Meuchelmörder betrachtet, der ſich mit den Armagnac'ſchen Räubern verbündet. Der neue Herzog von Burgund, der Abgott des Bürgerthums, wollte, um ſeinen Vater zu rächen, Heinrich dem Fünften die Krone ſichern;

Isabeau von Bayern, die Gattin Karls VI, zog ihre Tochter Katharina dem Sohn vor, der ihr fremd geworden; sie zeigte sich sehr begierig, dieselbe Heinrich V zur Gemahlin zu geben, und die Thronfolge in Frankreich als Heirathgut. Dieß war die Grundlage des Vertrags von Troyes vom 21 Mai 1420. Dieser Friedensschluß wurde von Karl VI und von den drei Ständen der Generalstaaten bestätigt; er wurde mit Jubel aufgenommen von der Stadt Paris und von der ganzen burgundischen Partei, welche damit das Ende aller Leiden für Frankreich gekommen glaubten. Erst nach dem Tod Heinrich V und Karls VI, im Herbst des Jahrs 1422, begann ganz leise ein Umschwung in der öffentlichen Meinung sich kund zu geben.

Von dieser Zeit an hatte Frankreich zwei Könige; der eine, in Paris, Heinrich VI war ein Kind, ein Engländer, Enkel Karls VI von mütterlicher Seite; während seiner langen Regierung (1422 — 1471) erinnerte er an seinen Großvater durch seine Geistesschwäche und sein Unglück; der andre, in den früher englischen Provinzen, südlich von der Loire, Karl VII (1422 — 1461) war ein Jüngling, befleckt durch ein großes Verbrechen, der sich bis in sein sechsunddreißigstes Jahr durch seine Sitten und seine entwürdigende Schwäche verächtlich machte. Wer sich dem einen oder dem andern dieser beiden Prinzen genähert hatte, konnte sie nicht mehr achten. Das Kind Heinrich VI wurde wieder nach England zurückgeführt, aber sein Stellvertreter in Paris ließ diese Stadt dem entsetzlichsten Elend zum Raube werden. Aquitanien, andrerseits, sah mit dem größten Ekel und Widerwillen die schmählichen Günstlinge Karls VII sich einander ablösen. Im andern Ende des Königreichs dagegen, in der Champagne, wo Karl VI persönlich nicht bekannt war, dachte sich das Volk unter ihm gern einen Vertreter der Nationalunabhängigkeit, einen Feind der Engländer, deren Joch unerträglich geworden war. Das Auftreten der Jungfrau von Orleans, 1429, war die erste Kundgebung der Wiederbelebung des Nationalgeistes; später sah man in allen Provinzen abenteuernde Capitäne erstehen, die, den Krieg auf eigne Faust führend, allmählich die Engländer vom französischen Boden vertrieben. Der Herzog von Burgund selbst machte sich von Heinrich VI los, während Karl VII im Jahr 1439 sich aus seiner Sorglosigkeit aufzuraffen und zu ermannen schien. Von da an bestrebte er sich mit Beharrlichkeit und Einsicht nicht nur Frankreich wieder zu erobern, sondern auch es neu zu organisiren, es von der Räuberei zu befreien, deren Beute es lang gewesen, und ihm die Elemente der Wohlfahrt wieder zu geben.

Diese Wohlfahrt vertrug sich nicht mit dem Vorhandenseyn der Prinzen vom Geblüt mit großen Besitzungen, welche die Lehen der großen Vasallen überkommen hatten, und eine Aristokratie ohne Vaterland bildeten. Der Sohn Karls VII, Louis XI (1461 — 1483), setzte sich die Aufgabe, sie zu demüthigen. Ungleich allen Valois, seinen Vorgängern, durch seine ausgezeichneten, wie durch seine schlechten Eigenschaften, thätig, unruhig, begierig alles zu sehen, alles selbst zu thun, Jedermann mißtrauend und Niemand glaubend, hatte er die Politik als eine Wissenschaft studirt in den Büchern wie in dem Verfahren der italienischen Tyrannen. Zum erstenmal sah man auf dem Thron von Frankreich einen Mann von vielem Geist; aber dieser Geist war zu fein, überdieß von aller Sittlichkeit entblößt, und verbunden mit einem falschen, aller Liebe und alles Wohlwollens unfähigen Herzen. Die Revolutionen in England ließen Louis XI von dieser Seite nichts mehr befürchten; in Frankreich suchte er, in seinem Mißtrauen gegen den Adel, nicht nur dem Volk, sondern selbst dem Pöbel zu gefallen. Es gelang ihm, wie er sich vorgesetzt hatte, die großen Vasallen zu demüthigen; aber er hätte wohl sein Ziel sicherer und schneller erreicht durch eine offenere, weniger krumme und grausame Handlungsweise.

Karl VIII, Sohn Louis' XI, war erst dreizehn Jahre alt, als er seinem Vater auf dem Thron folgte (1483 — 1498), und die Schwäche seiner physischen und geistigen Anlagen machte ihn später, als Mann eben so unfähig zu regieren, wie er es als Jüngling gewesen. Indessen war seine Regierung ausgezeichnet durch zwei wichtige Ereignisse: durch die Generalstaaten von Tours, welche jetzt zuerst einen Begriff davon gaben, wie die Nation sich mit Nachdruck und Erfolg der Regierung des Königreichs theilhaftig machen könne, und durch den Zug nach Neapel, eine chevalereske Phantasie dieses jugendlichen Kopfes, der keinen andern Krieg, keine andere Politik kannte, als die der Ritterromane. Dieser Zug jedoch brachte ganz Italien in Verwirrung, weil die italienischen Condottieri, Meister in der Kunst des Kriegs, ganz aus der Fassung gebracht und aus ihrem Gleis gedrängt wurden durch den wilden Ungestüm der französischen Ritter und des schweizerischen Fußvolks, welche Blut vergoßen nicht um zu siegen, sondern aus Freude am Gemetzel.

Das sechzehnte Jahrhundert, eine für das Geschick des gesammten Europa's so wichtige Epoche, war für Frankreich eine Zeit der Leiden und des Unglücks. Während der ersten Hälfte stürzte es auf die fremden Nationen mit all dem blutdürstigen Ungestüm, welchen die Bürgerkriege in ihm entwickelt hatten; in der zweiten Hälfte kehrte es sich gegen sich selbst, um sich in Religionskriegen zu zerfleischen.

Trotz all der Leiden und des Ungemachs, wovon wir berichtet, war doch Frankreich unaufhörlich vorangeschritten in Aufklärung, Erfahrung und Civilisation. Die Unterdrückung muß entsetzlich seyn, wenn nicht doch jede Generation wachsen soll durch die ihr von den Vorgängern hinterlassene Erbschaft. Von dieser Art war sie indeß gewesen vor dem Jahr 1000, wo jede Invasion darnach strebte, alles zu vernichten, was die Menschheit vor ihr gegründet und geleistet hatte. Die letzte dieser neuen Invasionen war die der Normannen; von da an ward Frankreich nicht mehr von Eroberungen heimgesucht; von da an glichen auch die individuellen Bestrebungen jedes Bürgers, jedes Familienvaters zur Verbesserung seines Zustandes, die Verirrungen und Verbrechen der aufeinander folgenden Regierungen mehr als aus, trotz dem, daß diese mehr geeignet schienen, Alles zu zerstören, als zu schaffen. Als im Jahr 1498 die gerade Linie der Familie Valois unterbrochen wurde, war Frankreich bevölkerter und reicher als es um 1328 gewesen, wo diese untüchtige,

tyranniſche und unglückliche Familie zur Herrſchaft gelangt war; der Ackerbau gewährte reichlicheren Ertrag, Induſtrie und Handel waren blühender, die Intelligenz beſonders war geſtiegen und allgemeiner; die Bildung war Allen zugänglicher, dem Denken war mehr Uebung und Freiheit zu Theil geworden. Der Zuſtand des Volks auf dem Land wie in den Städten war noch ziemlich armſelig, ſehr prekär und herabgewürdigt, doch aber beſſer als im Anfang dieſer Periode; die Sklaverei fand ſich nur noch an wenigen Orten, als eine ſeltne Ausnahme, vor; die Communen hatten das Bedürfniß der politiſchen Freiheit empfunden und ſelbſt in manchen Fällen ſie errungen, obgleich die Könige nicht faul waren, ſie ihnen zu entreißen durch Vervielfachung der Todesſtrafen.

Uebrigens hängt der Einfluß der Staaten auf einander hauptſächlich von ihrem Größenverhältniß ab. Die aus der Zerſtücklung des römiſchen Reichs entſtandenen Staaten waren alle kleiner, als die, welche ſich in Frankreich gebildet hatten, gerade weil Frankreich in jener Zeit menſchenärmer und die Mittelpunkte der Intelligenz daſelbſt ſparſamer zu finden waren; ſie hatten ſich auch zuſammengeballt, aber langſamer, ſo daß zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts der franzöſiſche Monarch in ganz Europa keinen Souverän ſah, der ihm an militäriſcher Macht und im Reichthum gleich kam. Die unerwarteten Erfolge Karls VIII zeigten dieß Europa und ſtößten den Franzoſen einen unglücklichen Eroberungsdurſt ein; beſonders verleiteten ſie ſie, ſich auf Italien zu werfen, wo ein neu entſtehender Wohlſtand ihre Habgier reizte. Die von ihnen angefangenen Kriege konnten der Civiliſation und dem Fortſchritt der Menſchheit nur ſchädlich und verderblich ſeyn, aber ſie mußten, nach einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung, Italien unter die Herrſchaft Frankreichs bringen; dagegen aber lieferten ſie es den Feinden Frankreichs in die Hand, weil die franzöſiſchen Könige des ſechzehnten Jahrhunderts weit unter ihrem Zeitalter ſtanden, weit unter dem gewöhnlichen Maaß des Talents oder der Tugend ihrer Unterthanen.

Der erſte und tugendhafteſte unter dieſen Königen, von einem jüngern Zweige der Valois, Louis XII (1498 — 1514), hat durch Vergleichung den Ruf eines rechtſchaffenen Mannes und eines guten Adminiſtrators bekommen. Wirklich zeichnete er ſich in Frankreich durch einige Handlungen der Milde, durch ſeine Sparſamkeit und Ordnungsliebe, und durch die Wahl redlicher Männer zu Miniſtern aus; in Italien aber war ſeine Treuloſigkeit gehäſſig, ſie war würdig der Borgias, die er zu ſeinen theuerſten Verbündeten erkoren; die Rechte, die er gegen die Mailänder und auf das Königreich Neapel geltend machte, ermangelten aller Begründung, und er bereitete ſelbſt mit eben ſo viel Unklugheit als Unredlichkeit ſein Verderben vor durch den Vertrag von Granada (11 November 1500), welcher die Spanier zur Theilung des Königreichs Neapel herbeirief, und durch die Liga von Cambrai (10 December 1508), welche die Spanier und Oeſterreicher zur Theilung der Venetianiſchen Staaten ermächtigte.

Jetzt folgte Franz I (1515 — 1547), welchem Frankreich lange Zeit noch ſchwerere Fehler verzieh, weil es verliebt war in ſeine Jugend und ſeine Schönheit, weil es ſeinen zügelloſen Hang zum Vergnügen und zur Pracht theilte, weil es geſchmeichelt war von dem Schutz, den er den Künſten und Wiſſenſchaften angedeihen ließ, weil es an ihm die Tapferkeit liebte, das ritterliche und oft theatraliſche Benehmen und endlich den Geiſt witziger Erwiederung, den er zeigte, oder den man ihm zuſchrieb. Aber Franz I hegte die tiefſte Verachtung gegen alle Rechte ſeiner Unterthanen; ſeine Abſichten und Beſtrebungen waren ſo deſpotiſch wie ſein Charakter; er war weder des tiefern Wohlwollens noch der Milde fähig; ſeine perſönliche Tapferkeit war mit der völligſten Unkenntniß der Kriegskunſt gepaart; ſeine Politik war eben ſo unklug, als launenhaft und treulos; alle ſeine Invaſionen, die er mit dem Glanz eines Triumphators eröffnete, endeten mit niederſchmetternden Unglücksfällen; jeder Friedensſchluß, den er unterzeichnete, war befleckt durch die ſchmachvolle Aufopferung ſeiner Verbündeten, die er, gegen ſein feierlich beſchworenes Wort, für ihm perſönlich bewilligte Vortheile ihren Feinden preis gab.

Heinrich II, Sohn von Franz I (1547 — 1559), iſt von wenigeren Panegyrikern gefeiert worden; alle Fehler ſeines Vaters ſchienen in ihm noch geſteigert. Ebenſo unfähig zur Leitung der Angelegenheiten, ebenſo beherrſcht von unwürdigen Günſtlingen, eben ſo verſchwenderiſch und unbeſonnen, eben ſo durchdrungen von der Idee ſeiner unumſchränkten Gewalt, war er plumper und gröber als ſein Vater, hatte nicht wie dieſer einen feinen Anſtrich durch literariſche Bildung erhalten, erſetzte er nicht durch äußere Anmuth und Grazie, was ihm an wirklichem Werth fehlte. Dieſe drei erſten Könige des ſechzehnten Jahrhunderts waren die Haupturſacher der Größe des Hauſes Oeſterreich, das ſie durch ihre Rivalität nur hoben. Sie vernichteten die Unabhängigkeit Italiens und überlieferten es dann ihren Feinden. Louis XII ruinirte das Königreich Neapel und machte dann dem König Ferdinand dem Katholiſchen ein Geſchenk damit; Franz I, nachdem er das Herzogthum Mailand erſchöpft, ließ es Kaiſer Karl V in die Hände fallen. Später griff er ſeinen alten Verbündeten, den Herzog von Savoyen, an, und beraubte ihn ſeiner Staaten; aber ſein Sohn mußte ſie eben dieſem Herzog zurück geben, von dem er zu eben der Zeit ein Feind geworden, wo er ihn gezwungen, ein Anhänger des Hauſes Oeſterreich zu werden. Heinrich II endlich opferte in dem Friedensſchluß von Cateau-Cambreſis, der im Jahr 1559 den Kriegen in Italien ein Ende machte, die Sieneſen und die Corſen, wie ſein Vater die Florentiner verrathen hatte. Alle drei ſchienen ſich's ausdrücklich zur Aufgabe gemacht zu haben, die Ausländer zu überzeugen, daß ſie nicht auf franzöſiſche Bündniſſe bauen durften.

Eine neue Aera begann mit der Regierung der drei Söhne Heinrichs II, welche nacheinander den Thron beſtiegen: Franz II (1559 — 1560), Karl IX (1560 — 1574) und Heinrich III (1574 — 1589) und alle kinderlos ſtarben. Der Aelteſte von den Söhnen Heinrichs II war nur fünfzehn und ein halb Jahr alt; alle drei waren zu einer langen Minderjährigkeit verdammt durch ihr Alter, ihre Charakterſchwäche, oder ihre Laſter. Sie dauerte

noch fort bei Heinrich III als er in seinem 38sten Lebensjahr getödtet wurde. Man konnte in ihm nur ein großes Kind sehen bei seiner Launenhaftigkeit, seinem Günstlingswesen, seiner Prunksucht, und selbst bei den Aufwallungen seines Zorns und seiner Rachsucht. Auch beherrschte ihre Mutter, Katharina von Medicis, eine gewandte, falsche und unbeständige Frau, Karl IX und Heinrich III wenigstens so weit als sie sich selbst zu beherrschen wußte. Aber eine der königlichen Autorität weit überlegene Macht, die der Intelligenz, erwacht in Betreff der wichtigsten Fragen des menschlichen Schicksals, riß damals Frankreich hin und entschied über seine Revolutionen.

Alle Parteien müssen gleicherweise gestehen, daß sich ärgerliche Mißbräuche im Clerus eingeschlichen hatten während der barbarischen Jahrhunderte und vielleicht noch mehr, seit eine schlaue und ganz weltliche Politik den römischen Hof leitete. Auch machte sich das Bedürfniß einer Reformation überall fühlbar. Seit 1518 wurde diese Reformation in Deutschland und in der Schweiz gepredigt; Franz I hatte sie abwechselnd begünstigt und verfolgt; Heinrich II war sich in seiner Grausamkeit gegen sie gleich geblieben; bei seinem Tode trat sie plötzlich mit einer Macht und einem Nachdruck hervor, daß man sie für allgewaltig halten konnte. Die Prinzen vom Geblüt, die ausgezeichnetsten Männer von der Geistlichkeit, die große Mehrheit des Adels und der Bürger in den Städten waren ihr günstig. Eine kleine Weile glaubte Katharina die Reformation siegreich, und sie würde sich ohne Schwierigkeit auf ihre Seite gestellt haben; sie sah darin nur eine Gelegenheit, den königlichen Schatz durch die Güter der Geistlichkeit zu bereichern. Aber Männer von großen Talenten und energischem Charakter hatten sich unter den Kriegen und Verhandlungen während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts entwickelt, und diese Männer wollten es keinem Andern überlassen, in Sachen die ihr Seelenheil betrafen, zu entscheiden. Sie vertheilten sich ziemlich gleich zwischen die beiden Religionen und Parteien. Die reformirte indeß mußte die Häupter annehmen, welche ihr die Geburt gab, dieß waren die Bourbons, die ersten Prinzen vom Geblüt; die Partei der alten Kirche wählte die übrigen nach dem Talent und dem Charakter, dieß waren die Guisen; daher der Erfolg der letztern Partei. Diese Häupter regten die bisher gleichgültige Masse der Nation auf, die Bauern und den Pöbel der Städte, welche dem Katholicismus ergeben blieben und ihm die Ueberlegenheit der Zahl sicherten. Die Stärke beider Parteien maß sich in acht aufeinanderfolgenden Bürgerkriegen; der erste endigte mit einem Toleranzedict, aber bei jedem folgenden Friedensschluß wurden die Freiheiten der Reformirten fortwährend beschränkt, da die Katholiken das Vorhandenseyn eines andern Cultus neben dem ihrigen als ein unerträgliches Unrecht ansahen. Die Generalstaaten wurden mehreremale versammelt, um Frankreich den Frieden zu schenken, aber eine Versammlung von Abgeordneten der beiden Parteien konnte nicht Schiedsrichterin für diese Parteien seyn. Die Generalstaaten von Orleans und von Pontoise begünstigten die Reformation; die ersten wie die zweiten Stände von Blois waren alle katholisch. Die Könige ihrerseits suchten den Bürgerkriegen durch Handlungen der Perfidie ein Ende zu machen; Karl IX ließ 1572 die Protestanten in der Bartholomäusnacht niedermetzeln; Heinrich III ließ die Guisen bei den zweiten Ständen von Blois, 1588, meuchelmorden; sie verdoppelten dadurch nur ihre Verlegenheiten und vermehrten den Haß, den man gegen sie hegte. Heinrich III sah sich endlich genöthigt, den Beistand des Haupts der Reformirten anzusehen; dieß war damals der König von Navarra, Haupt des Zweigs der Familie Bourbon, welcher vom jüngern Sohn des h. Louis abstammte, und der nächste Agnat des Letzten der Valois, dessen Nachfolger er unter dem Namen Heinrich IV wurde, 1589 — 1610. Dieser muthige und thatkräftige Fürst, geistreich, umsichtig, ein glücklicher Krieger und geschickter Politiker, aber nicht sehr ängstlich gewissenhaft, verließ seine Partei und seine Religion, um sich der Religion der Mehrheit der Franzosen anzuschließen; er erkaufte nach einander seine Gegner, um so die katholische Ligue aufzulösen, und im Jahr 1598 schenkte er Frankreich den Frieden durch das Edict von Nantes, welches den Protestanten die Freiheit des Cultus sicherte, und durch den Friedensschluß von Vervins, welcher es mit Spanien versöhnte.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte nach L. E. Landon.

Der orientalische Blumenstrauß.

Nach einem Gemälde von Plaetzgall.

Am dünnen Vorhang spielt die Abendluft;
Ihr Hauch webt ihn zurück, und würz'ger Duft
Entsteigt dem Garten, wo rings Blumen blenden,
Die süße Boten durch die Lüfte senden,
Zu kühlen schöner Wangen heißes Glühn,
Wo heimliche Gedanken sichtbar blühn.
Auf diesem seidnen Lager, dessen Schimmer
Selbst eine Göttin wohl verschmähte nimmer,
Ruht eine Schönheit, reizend an Gestalt,
Gleich einem Zauberbild, das sanft umwallt
Den jungen Dichter, wenn im Schlaf er träumet
Von jener Liebe, die er nur geträumet. —
Ja, nur geträumt! — Ach! wäre ewig sie,
Die Liebe, doch ein Glück der Phantasie! —
In diesen Blumen lesen ihre Blicke,
Als forsche sie nach ihrem künft'gen Glücke.
Sie weiß es sicher, wessen Hand sie pflückte,
Und wessen Seufzer sich an ihrem Duft entzückte.

O, schöne Sprache, die die Lieb' erfand,
Doch nur dem Lenz, dem Sommer nur bekannt;
Du kleines Wunder in der Schöpfung Kreise,
Du gleichest unsrer Erdenpilgerreise;
Du rufst uns täglich, daß die Liebe mich,
Die Hoffnung und das Gefühl erblich!

Nordländers Buſen kann des Herzens Schweigen
Nicht klar ſich deuten durch ſolch ſüße Zeichen;
Sie gelten dort nur, wo das Licht der Sonne
Auf alle Weſen ſtrahlt der Liebe Wonne,
Wo Lieb' iſt ein Geheimniß und ein Traum,
Ein Blümchen in des Lebens düſtrem Raum;
Dort, dort mag wohl der junge Buſen beben,
Gefühl und Phantaſie in Liebe ſchweben!

Sie ſchaut die Blüthen an, und ſanft erhebet
Ein Lächeln ſich, das um die Lippe ſchwebet;
Sie liebt gewiß ganz glücklich; denn kein Blatt
Hier eine trübe Vorbedeutung hat.
Zwar wohl ein bloſſes Blümchen ſie erkannt,
Deß matte, blaue Farbe „Trennung" nennet:
Doch weckt es nur der Liebe zarte Sorgen;
Denn der Geliebte ſcheidet bloß bis morgen.
Dort prangt ja Hoffnung und der Treue Bild,
Und iſt's nicht dieß, was uns mit Wonn' erfüllt?

Doch tiefes Sinnen auf die Wangen flieget,
Das dort, wie Sommerabendſchatten, lieget,
Als ob die Zukunft ſchon erkannt ihr Blick;
(Wie gern doch denkt das Herz ſich ſein Geſchick!)
Bald ſcheint zu ſtill, zu ſtürmiſch ihr das Glück,
Bald iſt's ihr eines Engels Seligkeit,
Die nirgends blüht auf Erden weit und breit. —

Und dieſer ſchwarzen Augen klarer Schein,
(Selbſt ihre Thränen ſind ſo licht und rein)
Sie ſprechen deutlich; — „Wird die Liebe nicht
Dereinſt dir ſeyn der Sommerſonne Licht,
Die tief den Demant nährt in dunkler Gruft,
Dann ſeine Schönheit aus dem Schachte ruft,
Daß er zerbreche? Sieh der Blüthe Pracht;
Bald welkt ihr Glanz in frühe Grabesnacht:
So ſinkt auch deiner Hoffnung ſchönſte Freude;
So wird auch dein Gefühl des Todes Beute!
Der Liebe ächte Boten! ach, ſo ſchön,
Und auch ſo ſchnell, wie Liebe, ſie vergehn! —
Mirl, wirf die Blumen weg!

Sappho's Schwanengeſang.

Fahr wohl, o Laute! — Hätt' ich nimmer
Erweckt doch deiner Saiten Glath!
Gift war für mich dein Seufzer immer,
Dein Wort des Fiebers heiße Gluth.

Doch ſollt' ich deßhalb, ſüße Laute,
Jetzt grollen deiner Zaubermacht? —
Das Unglück dennoch auf mich ſchaute,
Wär' deine Saite auch nie erwacht!

Mein Lebensſtern war imer trübe;
Nicht trübte mich dein ſüßer Klang;
Geſang nicht lehrte mich die Liebe;
Nein, Liebe lehrte mich Geſang.

Die Hoffnung ſchwand; ſtumm iſt die Leyer;
Von Flammen iſt das Herz umfaßt.
Dieß iſt dein Werk, du Ungetreuer —
Doch nein! dein Nam' iſt mir verhaßt.

Apoll, dir weih' ich Kranz und Laute; —
Lang' ſtrahl' ihr Schimmer auf mein Grab,
Das Meer, dem ich mein Leid vertraute!
Zur ſtillen Ruh' ſtürz' ich hinab!

Unterſchrift zu einem Gemälde von Bagley, worauf ein Mädchen einen Liebesbrief verbrennt.

Ich nahm das Blatt; ich konnt' es nicht ertragen,
Daß einer Andern Aug' es ſollte ſehn,
Daß einer Andern Blick es ſollte wagen,
Nur eines deiner Worte zu erſpähn.

Es glühte meine Kerze mir zur Seiten;
Ich brachte deinen Brief ganz nah dem Licht;
Ich ſah die Flamme ſchnell darüber gleiten;
Sie ſchonte ſelbſt auch deines Namens nicht.

Bald war der Aſche letzte Gluth verflogen;
Ich ſah ſie ſinken ach! mit herbem Schmerz;
So glänzend erſt, doch jetzt ſo ſchwarz umzogen;
„Das iſt der Liebe Schickſal!" rief mein Herz.

A. Fürſtenhaupt.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 140.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 December 1839.

Giovanni da Procida.

Eine Tragödie von G. Batista Niccolini.

Niccolini nimmt unter den jetzt lebenden Dichtern Italiens eine der ersten Stellen ein, und seine Dramen werden auf den italienischen Bühnen, namentlich in Florenz, wo er lebt, mit großem Beifall aufgeführt. Bei dem Gegensatz der Classiker und Romantiker, welcher, wie das übrige Europa, so auch Italien ergriff, stellte er sich auf die Seite der Classiker. So sind denn auch seine Dramen im Geschmack und nach den Regeln der ältern Schule geschrieben. Sie behandeln theils mythologische und antike, theils historische und nationale Gegenstände. Wir wollen hier eine kurze Analyse einer seiner historisch-nationalen Tragödien geben, welche die berühmte Sicilianische Vesper, das heißt die Ermordung und Vertreibung der Franzosen unter Karl von Anjou, dem Mörder Conradins, zum Gegenstand hat.

Gemäß den Gesetzen der classischen Poetik ist die Einheit der Handlung, die Einheit der Zeit, und in gewissem Grade auch die des Orts sorgfältig beobachtet. Die Tragödie umfaßt nicht mehr Zeit als einen Tag; sie spielt in Palermo, und zwar im ersten, dritten und vierten Act in einer Hauscapelle, worin die Gräber der Familie Procida; im zweiten Act in den Gemächern des Hauses Procida's, im fünften auf einem Platz bei der Kirche dello Spirito Santo, in der Nähe von Palermo. Die Einheit der Handlung endlich ist ein Gesetz, das jede gesunde Poetik anerkennt; aber freilich weiß eine großartige und mächtige Poesie diese Einheit zu wahren auch bei einer großen Mannichfaltigkeit der Motive und Ereignisse, und eine tüchtige Aesthetik wird sie oft herausfinden, wo eine oberflächliche und faule Kritik über Getheiltheit des Interesses und der Handlung sich beklagen mag.

Erster Act. Imelda, Procida's Tochter, mit Tancredi, dem Sohn des Franzosen Eriberto (wir behalten die italienische Benennung bei), mit welchem sie insgeheim vermählt ist, in der Hauscapelle ihrer Familie weilend, beklagt, im Begriff in ihre Zimmer zurückzukehren, ihr unglückliches Schicksal. Ihr Vater, schon lange flüchtig vor den ihn verfolgenden Franzosen, sey todt; und sie, die ihn jetzt beweine, sey sich doch bewußt, daß sie dafür hätte zittern müssen, ihn wieder zu sehen — sie, als die Gattin eines Mannes aus dem ihm tödtlich verhaßten Volke. Tancredi sucht sie zu trösten; Imelda hat, als sie Tancredi liebte und sich ihm vermählte, nicht gewußt, daß er ein Franzose ist, und ihm selbst war es unbekannt gewesen; sein Vater Eriberto hatte ihn im Glauben erhalten, er sey der Sohn eines italienischen Guelfen, und erst spät, von Reue und Gewissensbissen gequält, auf eine feierliche und erschütternde Weise ihm kund gethan, daß er sein Sohn sey, indem er ihn an die Gruft seiner Mutter in einem Tempel in Messina führte, über deren Namen und Schicksal er ihm jedoch, in stummer Verzweiflung und grausamer Erinnerung, nichts weiter geoffenbart. Davon, daß Tancredi mit Imelda vermählt ist, weiß auch Eriberto nichts. Nachdem sie sich in Traurigkeit und Betheurungen der zärtlichsten Liebe erschöpft, trennen sie sich. Imelda bleibt zurück, und stellt schmerzliche Betrachtungen darüber an, daß Tancredi der Sohn Eriberto's ist, den Procida vor allen Franzosen haßt, weil er seinen Sohn, ihren Bruder, erschlagen, dessen Grab in der Hauscapelle sich befindet. Im Dunkel tritt ihr todtgeglaubter Vater in die Capelle und erneuert an dem Grabe seines Sohns das Gelübde der Rache, zu der er Alles vorbereitet hat. Endlich wird er auch Imelda's ansichtig, die bei seinem Anblick zwischen Freude und Angst schwankt. Er macht sie im Allgemeinen mit seinen Racheentschlüssen bekannt, fragt, ob kein Franzose das Haus des Verbannten betreten, worauf sie, jedoch ausweichend, mit Nein antwortet, und entläßt sie dann, um im Haus das Nöthige für seine Ankunft vorzubereiten. Procida, allein zurückbleibend, macht sich allerlei Gedanken über den sonderbaren Empfang seiner Tochter, gegen welche sich sogar ein Verdacht in ihm regt; bald jedoch kehrt seine Seele zu dem sie fast ausschließlich beschäftigenden Plan der Rache an den Feinden seines Vaterlands zurück.

Zweiter Act. Imelda und Irene, ihre Vertraute, in den Zimmern von Procida's Hause. Irene hat das Kind Imelda's verſteckt und ſoll jetzt dem Gatten Imelda's auflauern, damit er, zurückkehrend, nicht auf Procida ſtoße. Aber jetzt kommt Procida, mit Bewaffneten, verbietet Irenen das Haus zu verlaſſen und macht Imelda zärtliche Vorwürfe wegen ihres ſeltſamen, kühlen Empfangs. Sie entſchuldigt ſich mit dem Schauer des Orts, wo ſie den Todtgeglaubten wieder geſehen, unter den Gräbern. Der Vater ſpricht nun zärtlich zu ihr und ſagt ihr, daß er Gualtiero erwarte, einen edeln, tapfern Jüngling, deſſen Liebe Imelda kein Geheimniß ſey. Gualtiero kommt. Er berichtet über den Zuſtand und die Stimmung Neapels, woher er kommt, und ſtärkt die Hoffnungen auf einen günſtigen Erfolg des Racheplans. Procida macht ſeinerſeits den Gualtiero näher bekannt mit dem was er vorbereitet hat und mit ſeinen Planen und Ausſichten für die Zukunft des Vaterlandes, wenn deſſen Befreiung vom Fremdenjoch glücklich durchgeſetzt ſeyn werde. Imelda, welche während der letzten Scene ſich entfernt, kommt, von ihrem Vater gerufen, jetzt zurück, und erfährt von ihm, daß er ſie demjenigen zur Gattin beſtimme, der den Tod ihres Bruders an Eriberto rächen werde. Procida ſchilt ihre Angſt bei dem Anhören der Kunde, die er ihr mittheilt, und ſpricht die Hoffnung aus, daß ſie mit Gualtiero vermählt, Geſinnungen annehmen werde, welche ihres Vaters würdiger ſeyen. Imelda, allein zurückbleibend, bejammert ihre verzweiflungsvolle Lage, wendet ſich im Gebet an Gott, betheuert ihre Unſchuld, geſteht ſich aber die Nothwendigkeit ein, ihr Geheimniß, daß ſie mit Tancredi vermählt ſey, ihrem Vater zu entdecken.

Dritter Act. In der Hauscapelle beſprechen ſich Procida und Gualtiero weiter von ihren Planen und über die Eigenſchaften ihrer Feinde, der Franzoſen. Imelda kommt. Procida erklärt dem Gualtiero, daß ihm von allen ſeinen Gütern ſo viel wie nichts geblieben ſey, aber Gualtiero verſichert, daß Imelda auch ohne Mitgift die beneidenswertheſte Braut ſey. Imelda bleibt ſtumm und ſteht zitternd da. Procida heißt ſie guten Muths ſeyn. Er ſteigt dann in die Gruft ſeines Sohns hinab und läßt ſeine Tochter mit Gualtiero allein. Imelda geſteht zögernd dem Jüngling, daß ſie nicht frei ſey, was Gualtiero aus ihrem Benehmen ſchon errathen hat, ſo wie er auch richtig vermuthet, daß ihr Geliebter ein Franzoſe ſey. Er fordert ſie auf, ihm zu vertrauen; er wolle ihr beiſtehen; ehe ſie ihm aber noch den Namen ihres Geliebten genannt, kehrt Procida zurück, noch wüthender, noch rachedurſtiger durch die Umarmung ſeines erſchlagenen Sohns. Er flucht aufs neue Eriberto, den er perſönlich zu ſtrafen ſich vorgenommen; an ſeinem Sohne Tancredi aber ſoll ihn Gualtiero rächen, und zu dieſem Behuf heißt er ſeine Tochter den Jüngling mit dem Schwerte umgürten, welches er ſeinem todten Sohn aus den Händen genommen. Während er hiezu die zitternde Imelda anweiſt, nähert ſich Tancredi, der, ungewarnt, in die Hauscapelle eingetreten iſt. Procida nimmt ihn zuerſt für einen Italiener wegen ſeiner Ausſprache und ſeines ganzen Weſens, erzürnt ſich jedoch ſogleich über ſeine Reden, da er von Procida (er erkennt ihn nämlich nicht ſogleich), als von einem Empörer ſpricht. Imelda heißt mit leiſer Stimme den Tancredi ſchweigen, und ſagt ihrem Vater, ſie ſey dieſem Mann, einem Guelfen, wie ſeine Farben zeigen, für Rettung und Schutz gegen ihre Feinde verpflichtet. Procida erkennt, daß der Unbekannte ſeiner Tochter ſehr nahe ſtehe, iſt aber, im Glauben daß er ein Italiener ſey, noch geneigt es zu verzeihen, und ſucht denſelben von dem ausländiſchen König abwendig zu machen. Aber im Verlauf der gewechſelten Reden gibt ſich Tancredi zu erkennen. Imelda ſtürzt, um Gnade bittend, und ſich als die Schuldigere bekennend, zu ihres Vaters Füßen. Procida, wüthend, heißt beide zittern. Gualtiero legt ſich begütigend ins Mittel und bittet den Procida, lieber an das große Werk zu denken, als ſich ſeinem Zorn hinzugeben. Bewaffnete treten ein, um ſich Tancredi's zu bemächtigen; dieſer aber gibt ſein Schwert an Gualtiero ab, welcher ihm ſchwört, ihm es zurückzugeben, wenn die Gefahr einer Entdeckung der Verſchwörung vorüber ſey. Procida klagt gegen den allein bei ihm bleibenden Gualtiero, daß der Ruhm ſeines Hauſes dahin ſey, kann aber das Räthſel nicht begreifen, wie ein Sohn Eriberto's die wohllautende Sprache Italiens ſoll ſo täuſchend ſprechen können. Er ermannt ſich, und beſchließt, das Familienunglück über der Sache des Vaterlands zu vergeſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Ernſt,
das Chartiſten-Epos.

(Schluß.)

So groß iſt des Dichters Haß gegen den Ungläuben, daß er den Verräther der Chartiſten-Sache als einen Ungläubigen ſchildert. Nachdem wir ſo den Charakter und Glauben des Verfaſſers im beſten und ſchönſten Licht dargeſtellt, gehen wir jetzt zu einer Analyſe ſeines Werks über. Seine Perſonen gehören zum größten Theil den mittlern oder niedern Ständen an. Die erſte darunter iſt Friedrich Heß, mit welchem das Gedicht eröffnet wird, wie er in einer ſtürmiſchen Nacht über die Gebirge heim reist. In ſeinem Hauſe angekommen, ſpricht er gegen ſeine Frau und ſeine Tochter Lucy ſein Mißvergnügen darüber aus, daß, wie er gehört, der Pfarrer des Kirchſpiels einen Erlaß in das Dorf geſchickt habe, worin er ſeinen Zehnten verlange, und alle, die ſich der Entrichtung weigern, mit Strafen bedrohe. Nicht lange darauf kommt Arthur Hermann, der nicht erhörte Liebhaber Lucy's, zu der Geſellſchaft; wegen ihrer beiderſeitigen Armuth ſchmachten beide hin in hinausgeſchobner Hoffnung. Der leidige Umſtand ſpäter Heirathen veranlaßt hier den Dichter zu einer zürnenden Apoſtrophe. Dann erzählt er die frühere Lebensgeſchichte Arthur Hermanns, vorausſchickend daß ſeine Geſtalt weder Stärke noch Lieblichkeit beſaß, daß er der Sohn eines Bauers war (ſpäter jedoch kommt an den Tag, daß er ein Findling und ſein wahrer Name Ernſt iſt), von welchem, trotz ſeines ſpätern Verraths, gemeldet wird, daß er ein Mann geweſen, nicht ſo knechtiſch verdumpft durch kümmerliches Leben, daß ſein Geiſt erſtickt worden wäre, und der durch das Leſen der Schrift ſeinen Geiſt ſo entzündete, daß

er endlich den Entſchluß faßte, ſein Pachtgut zu verlaſſen und ſich zum Schulfach zu wenden:

Er übernahm das Regiment, die Zucht
Des jungen Dorfvolks. Da in ernſter Würde
Saß er unter ſeinen beſtimmten Schülern,
Doch unter ſeinen Büchern lebt' er ganz;
Er ſchmiedete in raſcher Phantaſie
Seltſame Bilder; den einfachen Sinn
Zermartert' er zu myſtiſcher Bedeutung,
So wie Uſurpatoren pflegen, die,
Des Herrſchens ungewohnt, pflegt ſtetes Jucken
Zu zeigen ihre Macht; Alles was feſt ſtand
Aufſtörend, Alles wandelnd um in Neues,
Das Paßliche zur Unbequemlichkeit,
Und das Gewohnt'ſte in ein ſeltſam Fremdes;
Begierig ſtets den Blick des eiteln Volks
Auf ſich zu ziehn durch neurungsſücht'gen Wechſel,
Und mit dem Zahn der Eiferſucht benagend,
Was lange, fortgeerbte Herrſchaft hatte
Noch feſt gelaſſen; folternd ſtets die Wahrheit,
Wie ſie beweiſend: alſo war der Vater,
Ein Hirn, zu Einer grillenhaften Maſſe
Gegohren, — aber ſo war nicht der Sohn!
Vielleicht war ſeines Vaters Geiſt verirrt,
Nachjagend einem fremderen Gedanken,
Als er ihn zeugte; denn an Leib und Seele
Hatt' er von ſeinem Vater keinen Zug.
Anekelte ſeinen Geſchmack die Koſt
Der Bücher, — ihm Arznei, nicht Nahrung ſcheinend;
Den undurchdringlich dunkeln Wald verließ er,
Und ſtreifte aus nach Blumen; viele fand er
Durch Poeſie in Kränze ſchön geflochten;
Und manche alte kriegriſche Romanzen
Und Liebesſänge wandelten ſein Weſen
In lauter Gluth und Feuer; ſolchen Stoff
Fand er im alten Schloß, das von den Wäldern
So ſtolz wie die Familie, die drin hauste,
Schaut nieder auf die Güter ringsumher.
Doch einem ſchlimmen Herrn gehörte damals
Dieß Haus.

Der Dichter dieſes Abſchnitts iſt wohl bekannt mit der Entſtehung und dem Verlauf von Myſticismus ſowohl als von Unglauben. Doch, um die Geſchichte zu verfolgen, Arthur Hermann wird der Lehrer und Geſellſchafter von dem Sohne des Squire's, von welchem in dem angeführten Abſchnitt die Rede iſt. Eine Zeitlang ſind ſie Freunde, aber als endlich Streitigkeiten und Händel eintreten, kommt es natürlich zu einem Bruch zwiſchen Arthur Hermann und der Familie, welche jener plötzlich verläßt. Ein Verwandter ſeines Vaters, der Eigenthümer eines Bücherladens in einem faſt verhungerten Marktflecken, erbarmte ſich des unſtet Umherſtreifenden und redete ihm zu, daß er ihm eine Zeit lang in ſeinem armſeligen Laden diente, in der Hoffnung, nach ſeinem Tod an ſeine Stelle zu treten und ſein Nachfolger zu werden. Dann erfahren wir, wie der Jüngling aus dem kleinen Geſchäftslocal eine Mönchszelle machte und die Gewohnheit annahm, unmäßig viel zu leſen:

Als Einer der da fühlt, daß ſeine Seele
Sonſt unterging', weil ihr die Nahrung fehlt.

Zuweilen jedoch ſtreifte er auf den umliegenden Bergen herum, und am Ende befähigte er ſich, wie wir aus den folgenden Verſen erfahren, durch Studium von Büchern ſowohl als das der Natur, ein Prediger zu werden:

Er zündete ſeine Fackel an am Himmel,
Und dann entzündete alle Herzen er
Mit dieſer Fackel; gern und froh ſchaun Arme
Nach oben, die hienieden hoffnungslos;
Erſt Einen, dann den Zweiten zog er an ſich
Mit kräftiger Beredſamkeit, bis er
Sein Wort zu hören Mehrere verſammelt,
Ein kleines Häufchen und einfältiges.
Aber ein tücht'ger Prediger; denn wie
Das Licht in ſeine Seele ſtrömte, ſo
Strömt' er es wieder aus, einen Erguß
Von warmem Glanz, von glühnder Kraft, urſprünglich
Und lauter wie er kam von Gott. Beſchämend
Jedwede Kunſt, ſo wie beſchämt die Sonne
Die irr'ſchen Lichter, welche Nachts nur leuchten,
Vermög' des Dunkels, welches ſie umgibt;
Drum möchten ſie, die ſolche Lichter halten,
Gern unſre Läden ſchließen, möchten gern
So machen eine zweifelhafte Scheinnacht,
Das man ſie nöthig hat. Oh! aber glücklich
Waren die Seelen, die dem jungen Hermann
Zuhörten, ſeine reine Lehre trinkend;
Doch nein! nicht ſo! vielmehr um in der Quelle
Des Lebens, die er aufſchloß, ſich zu baden,
Erfriſchend Herz und Seele, bis das Leben
Mit Engelsflügeln ward zum Geiſt der Freude,
Die Erde mit dem Himmel floß zuſammen,
Und dieſer Wechſel ward gewirkt an ihnen
Nur ſo, wie auf der Erde wirkt das Licht,
Einfach und rein, nicht neue Dinge ſchaffend,
Sondern enthüllend nur die lautre Wahrheit
In ihrer Lieblichkeit, die Furcht verſcheuchend
Und abenteurliche Phantaſien.
Glaube, das Evangelium, die Liebe —
Die drei nur predigt' er — Geheimniſſe,
Erſonnen von den Menſchen, überging er,
Und hielt ſich ganz an Gottes klares Weſen.
Ein großes Reich ſah er auf Erden, gleich
Und eben wie das Meer; ſo wuchs ſein Wort,
Schwingen bekam es und that Wunderflüge,
Ein Engel guter Botſchaft; und er hoffte
Mit Freundlichkeit und friedlich alle Herzen
Noch zu gewinnen, ſo daß ſelbſt das Vorrecht,
Auf Beſſres hoffend, höherer Gnade theilhaft,
Erkennen werde ſeinen nicht'gen Werth,
Und ſich zur nackten Menſchlichkeit entkleiden.

Um auf den Grund der Ebenbürtigkeit
Und Freiheit einen Bund zu schließen mit
Den Brüdern, und das Alte zu vergessen
Für einen glänzend schönen Traum.

In all diesem, glauben wir, ist keine Uebertreibung, sondern der gewöhnliche Verlauf solcher Entwicklungen wird dargestellt in Uebereinstimmung mit wirklichen Thatsachen und der gewöhnlichen Erfahrung in ähnlichen Fällen des Lebens. Der Charakter des Helden erinnert uns an Wordsworths Hausirer im Spaziergang. Hätte nur der neue Dichter solche Phänomene mit dem umsichtigen Blick des ältern Dichters betrachtet!

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Sismondi's Abriß der französischen Geschichte.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Jahrhundert. Die Erschütterungen durch die Bürgerkriege waren jedoch auch noch im siebzehnten Jahrhundert fühlbar. Wenn unerträgliche Mißbräuche die Berufung an die Gewalt nothwendig gemacht haben, so ist der übelste Umstand bei diesem schrecklichen Heilmittel der: daß es die Völker gewöhnt, dazu zu greifen, auch wenn keine unmäßige Unterdrückung es rechtfertigt. Jeder glaubt, wenn er sich einmal selbst zum Richter der Unbilden aufgeworfen hat, die er erlitten, sie seyen immer schreiend genug, um ihn zur Zerreißung des Bandes der bürgerlichen Ordnung zu ermächtigen. Wirklich wurde auch während der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Frankreich abwechselnd beunruhigt durch Verschwörungen und Bürgerkriege, zu welchen keineswegs die Verzweiflung das Volk drängte. Im Gegentheil, das Volk seufzte nach Ruhe; es fing an zu begreifen, daß die schlimmste Tyrannei die der bewaffneten Parteien ist, und es gab seinen Beifall zu erkennen bei Gründung eines Despotismus, der ihm den Frieden verschaffen sollte. Die Regierung erkannte bald diese Ermattung, dieses Entschlummern der politischen Leidenschaften; sie benützte dieselben um ihre unumschränkte Autorität zu gründen, zu befestigen; es war dieß das Ziel, auf welches unablässig die vier Personen hinstrebten, welche während des siebzehnten Jahrhunderts die Inhaber der Macht waren: Heinrich IV, Richelieu, Mazarin und Louis XIV.

Die Autorität Heinrichs IV war unendlich beschränkt durch all die Zugeständnisse, die er allen Häuptern der Ligue, wie den Protestanten, gemacht hatte; er befand sich mitten in einem neuen Feudalismus, der zwar nicht erblich war, wohl aber entstanden aus den Trümmern der Factionen, stark durch usurpirte Regierungsrechte, die er hatte anerkennen müssen. Das Interesse Aller vertrug sich mit seiner Politik; diese verlangte, daß er allmälich alle die Herren, welche in ihren Provinzen oder Waffenplätzen sich befestigt hatten, der monarchischen Autorität wieder unterwarf. Auch betrachtete das Volk seine Erfolge mit Wohlgefallen; es liebte Heinrich IV wegen der Mischung von Geist und Gutmüthigkeit, welche all seine Worte würzte, wegen der Gewandtheit und Lebhaftigkeit, die er mit seinem offnen Ton verband, wegen des Ruhms und Uebergewichts, das er Frankreich sicherte. Sein Minister Sully hatte wieder Ordnung in die Finanzen gebracht, hatte den Schatz und die Zeughäuser gefüllt, und Viehzucht und Ackerbau in Flor gebracht, die er die beiden Brüste des Staats nannte; jeder Franzose mußte die Wohlthat der Wiederherstellung des Friedens und der Sicherheit zu schätzen.

Aber als Heinrich IV am 14 Mai 1610 ermordet wurde, war sein Sohn Louis XIII erst neun Jahre alt, und schwach an Körper und Geist, sollte er niemals majorenn werden. Eine Zeitlang das Spielzeug der Hofintriguen, vertraute er endlich das Ministerium im Jahr 1621 dem Cardinal Richelieu an, der von jetzt an statt seiner regierte, bis zum Tode beider im Jahre 1643. Dieser ehrgeizige Prälat, obgleich er so in der Nähe einen König sah, der so wenig verdiente, daß man ihm gehorchte, der so unfähig war, die Monarchie zu lenken, hegte doch noch mehr Widerwillen gegen alle die halb unabhängigen Häuptlinge, welche Heinrich den Vierten gezwungen hatten, in Frankreich mit ihnen zu theilen. Er wollte die Ordnung wieder herstellen, und diese begriff er nicht anders, denn als unbedingten Gehorsam. Er machte sich zur Aufgabe, den Despotismus zu begründen als soziales Ideal, und er arbeitete daran auf Rechnung seines Herrn, ohne weder die Berühmtheiten und großen Namen, noch die Rechte, noch die Verträge zu achten, die er etwa auf seinem Wege fand.

Als er starb, trat sich ein andrer Prälat, in seinen Grundsätzen erzogen und seine Politik adoptirend, aber geschmeidiger, vorsichtiger, mehr auf seine persönliche Bereicherung bedacht, der Cardinal Mazarin, dar, um ihn zu ersetzen, gerade in dem Zeitpunkt, wo ein fünfthalbjähriges Kind, Louis XIV, seinem Vater in der Regierung folgte, der ein Greis und nie Mann, ein schwacher, argwöhnischer und grausamer König gewesen war. Während seiner Kindheit und Jugend (1643 — 1661) ließ Louis Mazarin für sich regieren. Dieser italienische Prälat ging darauf aus Alles zu nivelliren; aber die Nation hatte ihre Gewohnheiten und ihre Lust zum Widerstand noch nicht aufgegeben; der Krieg der Fronde entspann sich aus nicht unwichtigen Motiven, zur Rettung von Rechten, welche dann auch wieder die Freiheiten des Volks gerettet hätten. Jedoch waren die Sitten der Zeit einer so hohen Streitfrage nicht würdig; ein Gemisch von Ränkesucht und von Frivolität erniedrigte die Krieger, welche die Waffen ergriffen, und die Parlamente für welche sie sich schlugen; und selbst das letzte und schrecklichste Mittel der Völker, der Bürgerkrieg, konnte trotz allem Ungemach und Blutvergießen es nicht dahin bringen, daß man ihn ernsthaft nahm.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 141 u. 142.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 December 1839.

Hugo Capet von Capefigue.

Ein neues, vierbändiges, historisches Werk ist kürzlich erschienen von dem oben genannten überaus fruchtbaren Schriftsteller, dessen Verdienste jedoch von unserm Schlosser einmal in strenger Wage gewogen und viel zu leicht befunden wurden, und gegen welchen jetzt auch die französische Kritik eine scharfe Sprache führt, wie nachstehende Auszüge aus einem größern Artikel über das genannte Buch zeigen, dessen Verfasser Ladittе ist.

„Während die industriösen Romanschreiber sich allen Extravaganzen einer von Gewinnsucht erhitzten Einbildungskraft hingeben, scheint es, daß wenigstens die ernsteren Studien eben durch ihren Ernst und die Schwierigkeiten, welche sie darbieten, dagegen geschützt seyen; daß die Geschichte namentlich, in unserer Zeit durch so viele schöne Arbeiten und einige wahre dauernde Meisterstücke geehrt, dieser Art von Verschleuderung und Auflösung entgangen sey, welche die leichteren Gattungen der Literatur erfahren haben. Dieß bleibt auch im Allgemeinen wahr und gültig; selbst unter der Linie der ausgezeichneten Werke, die ihren Verfassern einen Ruhm begründet haben, machen sich achtungswerthe historische Compilationen durch Forschung, Sorgfalt und Achtung vor der Wahrheit der Thatsachen bemerklich. Indessen müssen wir doch auf der Hut seyn. Die ernste Würde dieser Gattung der Literatur verbirgt manchmal ziemlich lange die Leichtfertigkeit des Autors; wenn es nicht möglich ist in geschichtlichen Arbeiten die Gelehrten zu täuschen, so ist doch nichts leichter, als das Publicum auf falsche Spuren zu führen. Vermöge der Nichtbeachtung der Fachmänner, vermöge der Gefälligkeit und Leichtgläubigkeit der Andern gelingt es diesem und jenem, sich, indem er ältere Epochen handhabt, eine Art von Ruf und Autorität zu verschaffen; zumal wenn man den Schwächen und Eitelkeiten einer Partei schmeichelt, gewinnt man Leser. So lange diese Art von Erfolg bescheiden bleibt, ist sie vielleicht harmlos genug, daß man sie leben lassen mag; aber wenn sie diese Gränzen überschreitet, wenn Keckheit und Ehrgeiz sich dazu gesellen, wenn sie ihren Platz und ihre Ordnung verkennt, so muß man sie daran mahnen. Dem allzulauten Schreier muß man mit lauter Stimme antworten.

Capefigue hat lange Zeit sein gelehrt scheinendes Treiben in ziemlich harmloser Weise fortgesetzt, außer etwa daß dabei die Wahrheit der Thatsachen beeinträchtigt wurde. Gleich bei seinem Auftreten geehrt durch einen akademischen Preis, oder gar durch zwei, zu einer Zeit freilich, wo die Akademie der Inschriften ganz einer politischen Coterie überliefert schien, hat er ziemlich bald diese etwas trockne Bahn verlassen, um mannichfache lustigere Ausflüge zu machen. Während er sich mehrere Jahre in die Polemik und so zu sagen in das tägliche Geplänkel verschiedner Journale mischte, muß man ihm, der Billigkeit gemäß, nachrühmen, daß er sich einer gewissen Unparteilichkeit, eines gewissen versöhnlichen Tons befliß, und während des allzu kurzen Ministeriums Martignac erinnert man sich ihn gesehen zu haben, wie er mit großer Thätigkeit dessen Absichten zu einer Annäherung, mindestens der Personen, unterstützte. So weit also nichts als ganz Erlaubtes und selbst Löbliches, obwohl es nicht den Anschein hatte, daß ein Gelehrter zum Vorschein kommen werde. Die Juliusrevolution gab Capefigue alle Muße wieder, und setzte ihn zugleich in Stand, ein von ihm vernachlässigtes Gebiet wieder anzubauen. Die Geschichte der Restauration beschäftigte ihn zuerst; er veröffentlichte sie anfangs unter dem einfachen, aber ziemlich anmaßenden pseudonymen Titel: Von einem Staatsmann. Mittheilungen, die er wirklichen Staatsmännern verdankte, Conversations-Ansichten von socialer und gouvernementaler Ordnung, die noch nicht zu Gemeinplätzen geworden waren, konnten als Vorwand oder Entschuldigung des Titels gelten, den sich der Verfasser gab; er hatte, das bemerkte man wohl, mit Martignac, mit Pasquier, mit Monier geplaudert. Diese Conversationen indeß waren nur mittelmäßig verarbeitet; kein anschauliches Gesammtbild der Thatsachen; unstet hüpfende Reflexionen, anspruchsvolle und übel durchgeführte Redensarten; das Wort hoch zum Beispiel (eine hohe Capacität, eine hohe Ansicht, eine hohe

Politik) bis zum Ueberdruß vorkommend auf Blättern von ganz trivialem Inhalt und Ton. Trotz dieser Mängel las ſich das Buch ziemlich bequem, als eine vorläufige Geſchichte, welche noch der Behandlung eines eigentlichen Hiſtorikers wartete.

Aber Capefigue hat ſich nicht beſchränkt auf dieſe Art Compilation, hervorgegangen aus den Journalen des vorigen Tages und den Converſationen des Morgens; ſeine erſten glücklichen Erfolge als Gelehrter und ſeine neue Muße führten ihn zurück zum Geſchmack an alten Chroniken, und er begann kreuz und quer herumzureiten in unſerer ältern Geſchichte, der Reihe nach wieder erobernd all die großen Epochen bis auf Philipp Auguſt und ſogar noch weiter zurückgreifend. Die Zahl von Bänden, welche er hierüber binnen ſehr wenigen Jahren ſeiner Feder entfließen ließ, abgeſehen von ſeinen andern Gelegenheitsſchriften, beträgt ſchon etwa *vierzig*, und er ſcheint ſeiner Fruchtbarkeit noch gar nicht Einhalt thun zu wollen. Sein Ehrgeiz nimmt jetzt gleichen Schritt an mit ſo vielen raſchen Eigenſchaften; auf ſeinen vielfachen Streifzügen beinahe allen berühmten Namen unter den Zeitgenoſſen begegnend, iſt er der Concurrenz müde geworden, und heute in ſeinem Buch über Hugo Capet ſtimmt er keck den feudalen Ton an und fragt Jeden kühn: *wer hat dich zum König gemacht?*

Hier muß man ihm nun Einhalt thun. Ich habe mit Unrecht neulich aus Veranlaſſung von *Capefigue* den Namen *Varillas* genannt. Varillas hat zwar unzählige, unbedeutende Geſchichtbücher hinterlaſſen, die heute vergeſſen ſind; aber dieß iſt auch ſeine einzige Aehnlichkeit, für Gegenwart und Zukunft, mit dem Verfaſſer von Hugo Capet. Chapelain erklärte ſeinen Styl für *geſund* und ſeinen Geiſt für *reich an Kenntniſſen*; Huet fand in ſeinen Schriften viel Belehrendes. Ferner ſchmähte Varillas nicht in jeder Zeile auf die beſtbegründeten Reputationen ſeiner Zeit; ſeine Urtheile mögen alltäglich ſeyn, aber wenigſtens haben ſie nicht die Leichtfertigkeit, die ſtolze Zuverſicht von ich weiß nicht welchen Anſprüchen auf diplomatiſche Tiefe, welche durch die Mäßigung des Tons nicht mehr zugedeckt werden. Mehrere unſrer ehrenwertheſten Mitarbeiter und die wiſſenſchaftlich geachtetſten Männer unſrer Zeit haben in den vier vor einigen Wochen erſchienenen Bänden über Hugo Capet das Feuer der mehr oder minder höflichen Widerſprüche von Seiten Herrn Capefigues auszuhalten gehabt. Ich werde einige anführen, damit das wahre Publicum, dasjenige, welches nicht alle Arten von Pamphlets lieſt, eingeweiht werde in ſo viele koſtbare Entdeckungen, in ſo viele geſchichtliche Neuigkeiten. Es handelt ſich, man beachte es wohl, um nichts Geringeres, als um ein neues Syſtem hinſichtlich der Legenden, des Lehnweſens, der Communen, der Kreuzzüge, der Scholaſtik u. ſ. w. Wie man ſich leicht denken kann, hat Guizot nichts verſtanden von den politiſchen Inſtitutionen, Thierry nichts von der Entwicklung der Municipalverfaſſungen, Fauriel von den epiſchen Gedichten, Louſin von der Philoſophie des Mittelalters; was Michaud betrifft, ſo iſt klar, daß ſein Gottfried von Bouillon nur eine Parodie des Taſſo'ſchen iſt und daß dieſer Schriftſteller von den großen Zügen in dem Orient nichts begriffen und verſtanden hat. Descartes ging vom Zweifel, Capefigue geht von der Verneinung aus. Das iſt noch einfacher und die Folge einer bewundernswerthen Einbildungskraft; es iſt, auf die Geſchichte angewendet, der Satz der Philoſophen von der tabula rasa. Das Buch Capefigue's beginnt mit Hugo Capet und ſchließt mit Philipp Auguſt; es umfaßt mithin die Entwicklung der franzöſiſchen Civiliſation vom zehnten bis zwölften Jahrhundert. Indem wir uns an die allgemeinen Züge halten, ſehen wir zuerſt, welche Elemente dieſe vier Bände für unſre Nationalgeſchichte zu liefern ſich die Miene geben.

Die beiden Vorreden haben das Verdienſt, die eine von Verona, die andre von Saint-Denis en France datirt zu ſeyn, was natürlich den Leſer ſehr entzücken muß. Ich zweifle nicht, die nächſten Einleitungen werden von Metz en Lorraine und von Lille en Flandre datirt ſeyn, oder gar von Paris en Ile, wie Capefigue gar artig ſchreibt. Hat das nicht einen Anſtrich von Alterthümlichkeit ganz nach dem allerneueſten Geſchmack? Das hat Herr Capefigue vollkommen begriffen und ſein ganzes Buch iſt in dieſer Manier geſchrieben. Jetzt begreift man, warum Guizot kein Wort vom feudalen Leben, vom Schloßleben im 10ten Jahrhundert begriffen hat. Der Baron bei Guizot iſt ohne Frage ein armer Mann; erſtlich nennt ihn Guizot nicht Monseigneur, und dann hat er nicht immer auf ſeiner Fauſt den Falken *mit dem Feuerauge*; er hält nicht immer ſeine glänzenden Jagdhunde an der Koppel, ſein Panzerhemd iſt nicht wie die *Schuppen einer Schlange*, er hat keine gewaltige Schwerter, eiſerne Viſiere, polirte Waffen, tönende Hörner, Schlachtroſſe von prächtiger Farbe, edle Kinder der Stutereien, die, mit Eiſen gepanzert, die Erde unter ihrem flüchtigen Huf zittern machen; er iſt endlich nicht der trotzige Paladin, der nur erſcheint, um fürchterliche Blicke auf die unglücklichen Beſiegten zu ſchleudern. Guizot hat offenbar nicht eingeſehen, daß Perrault den Typus des Ogers im kleinen Däumling von einem Baren des Mittelalters entlehnt hat, und er begeht den noch ärgern Fehler, nicht alle Feudalherren nach dem Muſter des Herrn des Ebers der Ardennen im Quentin Durward zuzuſchneiden.

Das Mittelalter war doch eine glückliche Zeit! alle Schiffe hatten tauſend Ruder; die Kleider der Edelfrauen floſſen in langen Falten herunter, wie bei den alten Druidinnen; die Biſchöfe, in ſeidnen Handſchuhen, hatten immer das goldne Kreuz und den Hirtenring in der Hand, mochten ſie nun die Abteien mit den viereckichten Thürmen beſuchen, oder an der Proceſſion Theil nehmen, welche wie ein Bach von Gold und Rubinen ſich dahinſchlängelte; mochten ſie die Armenſünderglocke läuten hören, oder in den kalten Grüften der Ritter auf den Knieen liegen. Dann kamen die Contraſte: die Mönche, mit dem rothen Pausbackengeſicht, den Wein des Rheines trinkend, die Franken, die nicht auf weichlichen Pfühlen ſchlafen wollten, die Concubinen mit dem roſenfarbnen Teint und mit den geſtutzten Gewändern, und auch die Einſiedler, die aufſtanden von ihren harten Lagern, wenn die Mitternachtsglocke ſchlug, um zu beten und den Himmel funkeln zu ſehen von Feuern, die ſich am gerötheten Horizont durchkreuzten. Wenn man zu dieſen

Wundern hinzunimmt die goldnen Epopöen, die Hermelinmäntel, die Heldenthaten der Feudalbarone, den Kaiser von Deutschland, ich wollte sagen den goldnen Reichsapfel, die mit Fischen besetzten Weiher, die öden Hügel, von Tannen beschattet, so wird man wohl überzeugt seyn, daß die Geschichte des dritten Königsgeschlechts vor Philipp August gänzlich unbekannt war, wie dieß Herr Capefigue versichert. In der That, das poetische Gallien von Marchangy erreicht weit nicht diese Höhe, und um so phantastische Farben zu finden, müßte man zu Anna Radcliff seine Zuflucht nehmen. Herr Capefigue hat ferner den Vortheil eines gewissenhaften Studiums der Chroniken und der wunderbaren Epopöen des Mittelalters; er hat lebhafte Beklemmungen verspürt als er die Chartre las, welche in den Archiven in Fetzen zerfällt, indem er erzählte, was ihm die heiligen Mönche und die Ritter in ihren besiegelten Pergamenten anvertrauten. Man sieht, Capefigue hat Entdeckungen von der äußersten Wichtigkeit gemacht. Warum citirt er aber nicht ein einzigesmal die Originaltexte, die chartes aus dem 10ten Jahrhundert, die man bisher für sehr selten hielt? Mabillon hatte keine Ahnung davon gehabt, und siehe da, auf einmal sind die diplomatischen Abhandlungen und Sammlungen unvollständig!

Hat Herr Capefigue aus diesen besiegelten Chartren die kostbaren und charakteristischen Erzählungen geschöpft, die er uns gibt? Hat er dort gesehen „die Städte mit blauen Farben, mit Mauern von Sapphirn und Karfunkeln, in tausend Feuern schimmernd, welche sich in purpurnem Gewölk darstellen, wenn der Geist sich in die Verzückung der Betrachtung versenkt?" Wir befinden uns in der Tausend und einen Nacht; auch die Mährchen fehlen nicht. Will man vielleicht das von der Geburt Hugo Capets? Da sieht man zuerst „den Schnee in großen Flocken auf dem Berg fallen," und dann hört man das Gewimmer bei der Geburt das alte Schloß der Grafen von Paris durchtönen. Ohne Zweifel hat Capefigue diese interessanten Details von einem Augenzeugen, oder ist ihm gar selbst ein Einladungsschreiben zugekommen. Verlangt man Liebesgeschichten? Nun, da ist die Geschichte von Beatrix, der ihr Vater, der Fleischer, den hübschen Namen der Jungfrau nicht wollte nehmen lassen; aber diese Epopöe von Hues Capet, geschrieben von einem Trouvere aus der Zeit Philipps des Kühnen, ist hier reducirt auf eine spaßhafte Erzählung im Geschmack des Herrn von Balzac. Die Abenteuer Tristans und der schönen Isolde geben Herrn Capefigue Anlaß zu erotischen Reflexionen von ausnehmend zartem Platonismus: „Trauert Ihr alle über diese Erzählungen," ruft er am Ende den Liebenden zu; „wie viele Mißgeschicke, wie viel Jammer, wie viel Thränen, ehe man zum Triumph der Liebe gelangt, den ich Euch wünsche!"

Was ist ein solcher Ton in der Geschichte? Wie ihn sich erklären? Herr Capefigue ist auf ganz einfache Art dazu gekommen; er ist nicht Schriftsteller, er ist nichts weniger als Maler; er hat doch wollen keck beide Rollen spielen. Wie er in seiner Geschichte der Restauration, als angeblicher Tory, nur von hohen Ansichten, von hoher Mäßigung sprach, und wie er sich gefiel in der Anonymität als Ehren-Staatsminister, der seine Erinnerungen sammelt, so hat er hier, wo er sich ans Mittelalter machte, sich einen feudalen Anstrich geben, den kleinen Leuten ihren tiers-état, den politischen Räsonneurs ihre Parlamente lassen, und seinestheils eine originelle historische Person spielen wollen. Ein Saint-Simon, ein Boulainvilliers hätten sich auf eine ganz gute und natürliche Art aus der Sache gezogen; er aber mußte da und dort Farben, Bruchstücke von Rüstungen, eitle zusammengerafte Worte suchen und zur Schau tragen, um daran glauben zu machen. Da er kein tüchtiger Schriftsteller ist, hat er alles durcheinandergeworfen; er hat es nur zu einem Jargon gebracht. Dennoch hat er ehrbare Edelleute, edle Damen gefunden, welche diese vorgeblichen Geschichten alter Zeiten lesen, welche daran eine Freude haben, wegen des Reflexes den sie darbieten; unter der legitimistischen Partei ist man nicht überstreng in der Geschichte; Alles was Einem ein wenig schmeichelt, das glaubt man, ja man kauft es sogar. Daher eine Art von Succeß. Er selbst hat vielleicht am Ende an seine Behauptungen geglaubt; es sollte mich nicht wundern. So ist bei Herrn Capefigue das Mittelalter. Was die Aufschlüsse Guizots über die politischen Institutionen und den dritten Stand betrifft, so versteht es sich, daß wir um diese uns nichts kümmern; sie werden verwiesen unter die Zahl „jener kindischen Träumereien, die einen Tag leben, bis wieder neue Schulen kommen, welche in der unaufhörlichen Bewegung der blauen, rothen und weißen Wolken versinken." Dieß ist Wort für Wort aus Capefigue's Buch, und ich lege ihm keine Sätze unter, wie gewisse Historiker den Päpsten Bullen, den Historikern Texte und den Manuscripten Behauptungen unterschieben. — — Es dürfte scheinen, wenn man so schnell mit den unerläßlichsten Begriffen und Kenntnissen, mit der Grammatik, der Sprache, dem Studium der Thatsachen sich abgefunden, wenn man in einigen Monaten ohne viele Umstände von der Geschichte der Restauration zur Geschichte der Reformation, von der Geschichte der Regentschaft zur Geschichte Hugo Capets übergeht, wenn man in hastiger Eile Bände auf Bände erscheinen läßt, wie Andre Feuilletons; es dürfte scheinen, daß man dann von den Meistern mit einiger Achtung sprechen, und nicht in Anmerkungen in geringschätzigem Ton über sie aburtheilen sollte. Nun aber ist kaum Ein berühmter Name auf dem Gebiet der historischen Wissenschaft, dem das letzte Buch Capefigue's den geringsten Werth zuerkennen will.

Unter unsern Zeitgenossen kommt Augustin Thierry am schlimmsten weg. Ueber die Gemeindeverfassungen hat Thierry, nach Capefigue „nicht Eine Thatsache, nicht Eine Idee" den frühern Arbeiten und Forschungen hinzugefügt, und er hat „viel Charlatanismus" gezeigt. Seine Bücher, „vom Gesichtspunkt Dulaure's und des Abbé de Montgaillard" geschrieben, sind beseelt von dem schlechten Geist Voltaire's; sie haben den Charakter von Pamphlets, von Journalartikeln; sie sind verfaßt im Styl der Adresse der 221; es sey leicht die „anmaßliche Kinderei dieser kleinen Gelehrsamkeit" zu bemerken, welche die fränkischen Namen wieder herstellen wolle.

(Schluß folgt.)

Giovanni da Procida.

(Fortſetzung.)

Vierter Act. Procida und Gualtiero machen weitere Anſtalten zum Ausbruch der Verſchwörung; Palmiero, Alimo und andre Verſchworene treten auf und Palmiero entflammt durch Schilderung der an ſeiner Familie verübten Gräuelthaten den Haß gegen die Franzoſen, welchen ſämmtlich, ohne Ausnahme, der Tod geſchworen wird. Procida macht den Vorſchlag, die Verſchwornen ſollen, um das Volk zur Wuth zu entzünden, das Gerücht ausſprengen, daß er von den Franzoſen ermordet worden ſey, und um dieß durch den Augenſchein zu bewähren, ihn ſelbſt umbringen, ſeinen Kopf auf eine Lanze ſtecken und als Fahne vortragen. Dieß wird jedoch natürlich verworfen, da er lebend dem Vaterland mehr nützen könne als durch ſeinen Tod. Als Zeit wird die Stunde feſtgeſetzt, wo die Glocke das Zeichen zum Abendgebet gebe. Procida entläßt dann die Verſchwornen und empfängt ſeine unglückliche Tochter in finſterm Zorn mit den Worten: „Schwiegertochter meines Todfeindes!“ Imelda fordert ihn auf ſie zu tödten; Procida überhäuft ſie mit den bitterſten Vorwürfen, als Verrätherin an ihrem Vater, ihrem Bruder, ihrem Vaterland. Imelda bittet ihn, ihre Entſchuldigungen anzuhören; ſie habe Tancredi nicht als Sohn Eriberto's, nicht als Franzoſen erkannt; gegen den Vorwurf: wie ſie einen Guelfen habe lieben können? macht ſie ſeine perſönlichen Verdienſte um ſie, daß er ſie gerettet und beſchützt, ſo wie ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften, ſeinen edeln Charakter geltend. Sie ruft das Andenken ihrer Mutter an; bei dieſem Namen knirſcht Procida mit den Zähnen und geräth in Wuth; er ruft im Ton des zornigen Vorwurfs aus: ſeine Gattin habe nicht durch den Tod der Schuld ſich zu entziehen gewußt und erzählt dann Folgendes: als der König, der ehemalige Graf von Anjou, das Reich erobert, habe er, unrechter Weiſe, die Sache des Vaterlandes aufgegeben und ſich ſeiner Herrſchaft, als etwas Unvermeidlichem, unterworfen. Der Franzoſe Eriberto habe ſeine Gattin, welche am Hofe Carlo's Verzeihung für Procida erfleht, geſehen, und eine Neigung für ſie gefaßt. Unter der Maske eines Freundes habe er dann einen Beſuch auf der Inſel Procida, wo ſie lebten, gemacht, und, von Procida mit Güte und Freundlichkeit überhäuft, ihm ſeine Gattin gewaltſam entführt. Nach Jahren entkam die Unglückliche ihrem Verführer und wurde von ihrem Gatten gefunden — als kranke Bettlerin. Obgleich ſie dem Willen nach unſchuldig war, hielt ſich doch der Gatte ihr ferne, und bald ſtarb ſie im Kummer. Der Sohn, der nachmals ſeine Mutter an Eriberto rächen ſollte, ward von dieſem erſchlagen. Das Grab der Mutter, erfährt die entſetzte Imelda, welche ſich auf ihrem Grab umbringen will, ſey in einem Tempel in Meſſina. Wenn alle Franzoſen ermordet ſeyen, dann, ſagt Procida, ſolle ſeiner Gattin die Grabesehre gezollt werden. Jetzt tritt Irene mit dem Kinde Imelda's ein, von welchem Procida noch nichts weiß, und deſſen Anblick ihm die erſten Worte gerührten Mitleids mit ſeiner Tochter abpreßt. Als ſein Zorn von neuem erwachen will, bringt ein Diener ein Blatt von Eriberto für Tancredi. Dieſer hat ſeinen Vater um die Einwilligung zu ſeiner Vermählung mit Imelda gebeten; darauf ſchreibt ihm nun Eriberto: „O mein Sohn! wen verlangſt du zur Gattin! einen ſchweren Fehltritt verheimlichte in der Stunde der Reue dem Sohn das Schamerröthen des Vaters; deine Neigung zwingt mich es zu offenbaren: du haſt *eine* Mutter mit Imelda!“ Imelda verliert beinahe die Beſinnung, Procida aber, entſetzt über dieſe grauſe Kunde, fühlt ſich doch weit milder gegen ſeine Tochter geſtimmt, weil ſie in Tancredi nicht den Ausländer, ſondern das verwandte Blut geliebt habe. Dabei aber bleibt ſein Zorn gegen die Franzoſen unvermindert, und er verſpricht ſeiner Tochter erſt dann, Tancredi, mit welchem ſie zu ſterben droht, zu retten, nachdem ſie ihm geſchworen, ſelbſt beim Anblick von Gefahr und Tod Niemanden zu offenbaren, welches Band ſie mit dem Sohn Eriberto's verknüpfe. Auf dieß hin umarmt er ſeine Tochter, welche er mit einem Getreuen, Ubaldo, zu flüchten gedenkt, und reißt ſich, da ihn der Ruf der Glocke abfordert, von ihr los.

Fünfter Act. Verſchworene ſind auf dem freien Platz verſammelt; es iſt ein Feſttag; vieles Volk drängt ſich um ſie. Sie beſprechen ſich über die Stimmung der Sicilianer. Alimo kommt herbei und bringt die Kunde von Tumult und Blutvergießen. Ubaldo habe mit einer Frau zu Schiff gehen wollen; die Franzoſen haben es ihm gewehrt; Ubaldo habe Widerſtand geleiſtet und ſey getödtet worden. Die franzöſiſchen Krieger Drovetto und Sigiero treten auf; jener verachtet das Volk Siciliens und ſpricht allen Warnungen des letztern Hohn. Nachdem ſie vorübergegangen, fordert Alimo die ſiciliſchen Dichter zu einem Geſang auf, wodurch die Gefühle des Volks aufgeregt und entflammt werden ſollen. Dann wendet er ſich ſelbſt mit einer Anrede an das Volk; er mahnt an Manfred und Conradin, er vergleicht das Volk mit einem Kamel, das ſich vor ſeinem Herrn auf die Kniee niederlaſſe. Das Volk ruft aus: wenn nur Procida noch lebte! Da tritt der todtgeglaubte Procida ſelbſt auf, und das Volk erklärt ſich bereit, ſich von ihm zum Werk der Befreiung und Rache führen zu laſſen. Jetzt meldet Palmiero dem Procida den Verfall mit Ubald, und Drovetto führt Imelda herbei, von der er zu wiſſen verlangt, warum ſie die Inſel habe verlaſſen wollen. Er iſt jetzt überzeugt, daß Procida noch lebe. Zugleich bringt Sigiero den aus Procida's Haus befreiten Tancredi herbei. Imelda will ſprechen, aber die Mahnung Procida's an ihren Schwur ſchließt ihr den Mund. Drovetto befragt den Tancredi, wie er in die Gefangenſchaft des Procida gekommen; Tancredi bekennt ſich als Imelda's Gatten. Drovetto vermuthet, er habe den Procida, als Vater ſeiner Gattin, dem Tode entziehen wollen; Imelda läugnet, daß Procida in der Nähe, läugnet daß Tancredi ihr Gatte ſey. Dieſer macht ihr zärtlich-bittre Vorwürfe. Die Verſchwornen erklären ſeine Behauptung für eine Lüge. Drovetto fordert den Tancredi auf, ihm den Procida zu bezeichnen; Tancredi ſchweigt; Procida aber ſtürzt hervor und erſchlägt den Drovetto, Palmiero den Tancredi, als einen Feind und Lügner. Zu ſpät wirft ſich Imelda dazwiſchen, ausrufend: nur

zu ſehr ſey er der Ihrige! Tancredi bittet Imelda, für die er ſterbe und die ſo grauſam ihn verläugnet, ihm den letzten Kuß der Liebe zu geben. Sterbend erfährt er noch von ihr, daß er ihr Bruder ſey. Imelda ſinkt ohnmächtig nieder. Procida erklärt dem Volke, das von Entſetzen und Schauder wie gelähmt iſt, daß dieß alles das Werk eines Franzoſen, die Frucht einer treuloſen Entführung und Verrathes ſey; er dürfe jetzt nicht weinen über ſeine Tochter, aber er hebe ſein Schwert empor; ſie ſollen die heilige Glockenſtimme hören; er rufe zuerſt: es ſterben die Franzoſen! — Zu den Waffen! zu den Waffen! widerhallt es, und die blutige ſicilianiſche Veſper beginnt. Damit ſchließt das Stück.

Wir laſſen jetzt einige Proben in Ueberſetzungen folgen.

Im erſten Act fragt Imelda den Tancredi, wie Eriberto dazu gekommen ſey, ihm das Geheimniß zu entdecken, daß er ſeyn Sohn ſey. Darauf antwortet

Tancredi.

Jetzt, wo er erreicht
Das Alter der Gewiſſensangſt, des Zagens,
Das traur'ge Greiſenalter, wo die Bruſt,
Die kranke, durch kein Schmeicheln wird beruhigt,
Wandt' er zu Gott ſich; ſein verwandelt Herz
That auf ſich allen Tugenden des Reuigen,
Und über's Ird'ſche hob ſich ſein Gedanke.
Doch im Gedanken an die ernſte Zukunft
Verliert ſich ſeine matte Seel' und fühlt
Den Schauer des Unendlichen; dann ſucht
Mich Eriberto auf; bald heftet er
Den Blick auf meine Züge, bald zur Erde
Schlägt er ihn nieder, mit Erröthen, wie
Wenn ihm ein Vorwurf wär' der ſtumme Anblick.
Schon wollt' er reden, aber zitternd, blaß
That ſich die Lippe, lang im Zweifel zuckend,
Doch nicht zur Rede wirklich auf; das Wort,
Umſonſt gedacht, ward nur zu einem Seufzer.
Und ich, ob's Mitleid war mit ſeinem Gram,
Oder des Bluts mir unbewußte Macht,
Ich folgte gern ihm, ehrfurchtsvoll und traurig,
Mocht' er nachdenklich auf den öden Feldern
Herum ſich treiben, oder an Altären
Die reuevolle Stirn demüthig beugen.
Im größten Tempel von Meſſina iſt
Ein Kreuzgang mit viel Gräbern; dahin führte
Uns beide einmal Abſicht oder Zufall.
Die Stunde war es wo die Glocke mahnt
An die verſtorbnen Lieben, auf die Lippe
Des Frommen das Gebet tritt und der Seufzer
Der zärtlichen Erinnerung; da ſah ich
Still Eriberto ſtehn bei einem Stein,
Der keine Inſchrift hatte, gleich als trüg'
Er Scheu, darauf zu treten; nieder dann
Warf er ſich auf den Stein, den Mund drauf preſſend,
Und ſchluchzend murmelte er einen Namen,
Verzeihung flehend, den ich nicht verſtand.
Dann plötzlich ſtand er auf, umſchlang den Hals
Mir mit den Armen, badete die Bruſt
Mir mit den Thränen, die vom Aug' ihm ſtrömten,
Und rief mir zu: mein Sohn! Ich weinte mit ihm
Nachdem das heftigſte Gefühl in beiden
Nachließ, ſo weit, daß Raum die Sprache fand,
Fragt' ich ihn: unter dieſem Steine liegt
Wohl meine Mutter, deine Gattin? Er
Floh bei dem letzten Worte ſchaudernd unter
Die öden Säulengänge, und ich ſah ihn
Das Angeſicht verhüllen, ſah ihn ſchütteln
Das Haupt, als könnt' er ſchütteln von der Seele
Den ſchrecklichen Gedanken, der ſie quälte.
Nicht weiter fragt' ich dann.

Tancredi erinnert dann Imelda, wie er ſie kennen und lieben gelernt.

Und könnteſt du
Zweifeln an meiner Treu'? Der Himmel bindet
Ein edles Herz mit ſüßen, ſtarken Banden.
Noch iſt die Zeit, die glückliche, nicht um,
Wo jeglicher Gedanke ſpricht von Liebe;
Auch ward ich nicht ſo wie der große Haufe
Der Liebenden, von dir entzückt, gefeſſelt;
Süß bleibt und heilig immer wie der Ort
Wo es erwacht, dieß mächtige Gefühl.
Im Tempel lag auf einer Todtenbahre
Ein zartes Mädchen, welches Gott berufen
Aus der Verbannung Land zu ſeinem Frieden.
Zu weinen wagte Niemand; um ſie ſtanden
In einem Schweigen voll holdſel'ger Wehmuth
Mädchen von gleichem Alter, fromm verſammelt.
Verloren hatt' an dieſem holden Kind
Der Tod all ſeine Schrecken, wie lebendig
War um den Mund das Lächeln, gleich als hätte
Der Müden Aug' ein ſüßer Traum geſchloſſen.
Ich ſah die Roſen ihres Kranzes freudig
Sich legen auf die marmorweiße Stirne,
Wie über eine reine weiße Lilie.
Die reinſte Liebe, die kein irdiſch Wünſchen
Geſtattet, hätte man der ſchönen Todten
Geſchworen, welche triumphirend noch
Zum Tode ſagt: ſie bleibet doch die Meine!

Imelda.

Die Glückliche! ſie ſtarb.

Tancredi.

Zum Tempel kam
Dann ihre Mutter, und ein Seufzen hob ſich
Unter den frommen Frau'n, und du lieſt hin
Zu küſſen die Betrübte, und ſüß wie
Ein Strahl des Mondes der die Wellen theilt,

Erſchien unter den ſchwarzen Binden plötzlich
Dein ſittſames und trauervolles Antlitz.
Bleich ſah ich's werden, und doch war's ſo ſchön
Von deinem ächten Schmerz. Beſiegt war da ich,
Und in der kühnen Bruſt verſtummte mir
Der Wunſch nach Ruhm; verziehen hätt' ich da
Jede Beleidigung, gelächelt meinem
Tödtlichſten Feinde, und auf jede Frage
Hätt' ich gehabt die Eine Antwort: Liebe!

Imelda ſchildert die Beängſtigung ihrer Seele ſo:

Mein Kind weck' auf ich
Mit meinem Seufzen, mit Umarmungen,
Die andern Müttern fremd ſind. Immer ſeh' ich
Im Traum Palermo aufſtehn in den Waffen.
Wild tobt der Aufruhr; um als Held zu ſterben
Wohin die Hoffnung und der Zorn dich ruft,
Reiß'ſt du dich los von dieſer Bruſt, und kehrſt
Mit blut'ger Hand zurück; dich zu befragen
Wag' ich nicht, ſehe dich nur an und zittre,
Und möchte dich umarmen: eine Stimme,
Wie wohlbekannt, eine entſetzliche,
Ruft dann: was thuſt du, Frevlerin? dieß Blut
Iſt meines! Der ſiegreiche Pöbel dringt
Herein dann und ſein Führer iſt der Vater,
Der Sterbende; im Tode noch verflucht
Er ſeine Tochter; tauſend Waffen dann,
Auf von der Wand gerafft, ſeh' über deinem
Geliebten Haupt ich ſchweben; du fliegſt hin
Zum Kampf mit dieſen Wilden; mir zerreißt
Den ungewiſſen Geiſt verſchiedne Pflicht:
Dir folgen will ich, doch ich ſtrauch' und falle
Ueber des Vaters Leichnam; wieder kehren
Fühl' ich das Leben in die ſtarren Glieder;
Auf thun ſich die verehrten Augen, voll
Der alten Drohungen, und zu mir ſpricht er:
Elende, tritt auf mich! als Schemel diene
Zu den Umarmungen eines Franzoſen
Dir dieſe Bruſt ... dann ſchließt den Mund er wieder
In Todesſchweigen. Ringsum Alles dröhnt
Von wildem Brüllen; in Sicilions Sprache
Und Frankreichs untermiſcht hört immer man
Des Zornes und des Schmerzes wilde Rufe,
Die im Getöſ der Waffen ſich verlieren.
Bei jedem zittre ich; da ſchlägt ins Ohr
Und trifft ins Herz mir eine Frauenklage:
„Erbarmen mit den Kindern nur!" O dieß
Iſt eine Mutter! ruf' ich aus und fliehe
Und irre durch die leeren Zimmer, ſuchend
Mein Kind, und im unſel'gen Eh'gemach
Find' ich es endlich; um es zu verbergen
Geh' ich hinaus und dort in jener Gruft ...
Die Waffen ſchüttern, die drin aufgehängt,
Als rührte ſie ein Körper, und des Bruders
Stimme vernehm' ich, welche ruft: zurück!
Der Enkel Friberto's iſt es! dann
Erwach' ich und ſchau' weinend an mein Kind. — —

Procida iſt zurückgekehrt in die Hauscapelle, wo das Grab ſeines Sohnes iſt:

Procida.

O mein Sohn!
Jetzt da ich, dich zu rächen, ganz Europa
Durcheilt, erfüllt mit meinem Haß Europa:
Sey meine Ruheſtatt an deinem Grab!
Hier ſitz' ich, doch nicht wein' ich. O wie viel
Mein Vaterland, biſt dieſem Grab du ſchuldig!
Es gab mir die Beharrlichkeit des Willens,
Des trotzigen, der ſich durch Hinderniſſe
Den Weg bahnt, froh ſich in Gefahren ſtürzt,
Und niemals ſich verſteht zu einem Rückzug,
Des Patrioten Zorn, des Vaters Liebe,
Des unterdrückten Italiens heiße Wünſche
Führt Procida mit ſich; ſein Herz entflammt ſich
Bei der Erinnerung an ein altes Unrecht,
Und ein ſo grauſames, daß es, gerochen,
Dennoch verſchwiegen bleiben muß ... wenn es
In Sinn mir kommt, dann bleibt mir nichts vom Leben
Als ein Gedanke, der von ihr mir ſpricht.

(Schluß folgt.)

Sismondi's Abriß der franzöſiſchen Geſchichte.

(Schluß.)

Louis XIV regierte nach Mazarins Tod noch 54 Jahre ſelbſtſtändig (1661—1715); und er verfolgte mit Beharrlichkeit und Geſchicklichkeit die Plane der Miniſter, die ihm vorangegangen, um in ſeiner Perſon allein alle Autorität zu concentriren, um in Frankreich nicht nur jede Macht zum Widerſtand, ſondern auch alles Gefühl der Unabhängigkeit zu vertilgen. Richelieu hatte die großen Herren gedemüthigt, Mazarin die Parlamente; es blieb Louis XIV nur noch übrig den Adel und die Geiſtlichkeit zum Gehorſam zu beugen, und er ſuchte dieß zu bewirken, nicht dadurch daß er ſie demüthigte, ſondern daß er ſie durch ihre Eitelkeit an ſeine Monarchie feſſelte. Seine Ermuthigungen, verbunden mit einem glücklichen Zuſammentreffen von Umſtänden, erhoben Frankreich während des glänzendſten Theils ſeiner Herrſchaft bis zu dem Nymweger Frieden 1678, zum höchſten Ruhm, den es je gewonnen. So lang es in allen Kämpfen ſiegreich war, ſo lang es in allen Friedensſchlüſſen Europa Geſetze vorſchrieb, zeichnete es ſich auch in den Wiſſenſchaften, in der Diplomatie, in der Jurisprudenz, in den ſchönen Künſten, in den Manufacturen und im Handel aus; und Louis XIV beſaß das Talent ſich mitten in dieſe Herrlichkeit, dieſen Glanz

hineinzusetzen, sich mit dem französischen Ruhme zu identificiren und als der Spender aller Auszeichnung zu erscheinen. Begabt mit einem feinen Tact, einer großen Würde in seinem Benehmen, war er ganz dazu gemacht, unaufhörlich zu repräsentiren und diese Repräsentation von dem Volke bewundern zu lassen. Er brauchte dem Adel nicht zu drohen, ihm keine Gewalt anzuthun, um ihn aus seinen festen Plätzen heraus zu ziehen, ihn von seinen Vasallen abzulösen; es genügte, daß er ihm seine Vorzimmer öffnete, und all diese stolzen Barone verwandelten sich in Höflinge, ohne zu bemerken, daß sie von ihrer Bedeutung verloren hatten; im Gegentheil, sie glaubten aus einem Zustand nicht seltner Rohheit und Plumpheit zur Feinheit und Eleganz sich erhoben zu haben.

Indessen selbst in dieser glorreichen Periode der großen Monarchie, wo jeder Franzose seinen Ruhm mit dem des großen Königs identificirte, wo ihm keine Ehrenauszeichnung möglich schien, als die durch den Hof sanctionirte, war die Politik Louis' XIV ohne Treu und Glauben, ohne Achtung für die Rechte andrer oder für Verträge; seine Kriege waren ungerecht, grausam, verderblich für seine Nachbarn, verderblich für Frankreich, das sich darin erschöpfte. Seine Herrschaft in religiöser Beziehung war intolerant und drückend selbst für die Katholiken; aber die Franzosen erlaubten sich nicht, über ihren König zu urtheilen; sie setzten ihren Ruhm und ihr Bewußtseyn in den Gehorsam, und die rechtlichsten Leute empfanden weder eine Bedenklichkeit noch Reue, wenn sie Befehle vollstreckten, welche durch die Einsicht des Jahrhunderts klärlich verdammt wurden. Aber der Friede von Nymwegen, welcher Louis XIV auf den Gipfel seiner Macht erhob, war auch die Quelle seines Unglücks, indem er ihn gewöhnte, Alles zu wagen, Alles zu verachten; von der Zeit an forderte er unaufhörlich die Eifersucht, die Erbitterung und den Haß Europa's heraus.

Achtzehntes Jahrhundert. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wagte Louis den andern Mächten dadurch zu trotzen, daß er die Erbschaft Karls II, Königs von Spanien, der am 1 November 1700 gestorben war, annahm; aber ganz Europa verbündete sich, um seinen Ehrgeiz zu demüthigen. Frankreich verlor im spanischen Erbfolgekrieg alle Früchte einer glücklichen und oft geschickten Verwaltung. Die Noth des Volkes wurde entsetzlich; der Enthusiasmus jedoch für den großen König, die Bewunderung und der gewissenhafteste Gehorsam erhielten sich trotz allem Unglück, und Louis XIV verdankte diesen großherzigen Anstrengungen den Frieden von Utrecht 1713, welcher vortheilhafter war, als man nach so vielen Mißgeschicken hätte hoffen dürfen. Allerdings aber hätte sich diese Exaltation nicht länger erhalten können, und Frankreich betrachtete den Tod des alten Königs, 1 September 1715, und die Auflösung des alten Hofs als die Befreiung von einer schweren Last.

Von da an und während des übrigen achtzehnten Jahrhunderts eilte Frankreich mit raschen Schritten der sich vorbereitenden Revolution entgegen. Louis XV, Urenkel des letzten Königs, war erst fünf Jahre alt; die scandalöse Immoralität des Herzogs von Orleans, Regenten und ersten Prinzen vom Geblüt (1715—1722), die Unfähigkeit des Herzogs von Bourbon, der nachmals erster Minister wurde, die tugendhafte aber schwache Verwaltung des Cardinals von Fleury, der Einfluß der Maitressen des Königs, als er 1743 anfing sich ihnen hinzugeben, das immer steigende Aergerniß seiner Sittenlosigkeit und seiner kläglichen Schwäche bis zu seinem 10 Mai 1774 erfolgten Tode, zerstörten täglich mehr den Zauber des Königthums, jenen Zauber, der die Hauptstärke Louis' XIV gewesen war. Der letzte König des Jahrhunderts, Louis XVI (1775—1792), Enkel Louis' XV, besaß, bei vielen Tugenden, weder das Imposante, noch die Talente, noch die Festigkeit, welche erforderlich gewesen wären, um von neuem die Gunst des Volks zu gewinnen. Trotz seines guten Willens stiegen die Finanzunordnung und die Mißbräuche aller Art während seiner Regierung immerfort, und die häufigen Minister- und Systemswechsel bezeugten wirklich, daß der Staat in Auflösung verfiel.

Dieß Ungemach der Gegenwart und die drohenden Gefahren der Zukunft drängten mit Gewalt alle Geister in Frankreich zu den politischen und socialen Wissenschaften. Sie konnten weder das Bestehende betrachten, noch auf die Principien dessen was da werden sollte, zurückgehen, ohne sich mit der Ueberzeugung zu durchdringen, daß der ganze Staat der Reform bedürftig sey. Das Wort Reform selbst aber weis't hin auf die Rückkehr zu gewissen alten Institutionen, zu gewissen heiligen Principien, zu einem dem Andenken theuern Zustand, den man wieder herbeiführen will. Frankreich sah sich um, und in der Gegenwart wie in der Vergangenheit fand es nirgends jene Basis, auf welche sie sich stützen konnte, nirgends jene Verfassung, die es mit freudigem Herzen hätte glorreich nennen und wieder in Kraft setzen können, nirgends jene Institutionen, welche es hätte lieben und achten können, aus Dankbarkeit für das Gute, das es ihnen verdankte.

Es richtete seine Blicke auf den Thron; er war weder von Achtung noch von Liebe umgeben. Sah man rückwärts, so entsetzte man sich über die Menge von Verbrechen, Fehlern, Unklugheiten, die man dem Königthum schuld geben mußte, und unter den Fürsten (die französischen Historiker zählen ihrer fünfundsechzig), welche in vierzehn Jahrhunderten geherrscht hatten, fand man nur fünf, Karl den Großen, Louis den Heiligen, Louis XII, Heinrich IV und Louis XIV, welche verdienten, daß die Anerkennung einiger Tugenden oder Talente den Tadel, der sie traf, überwog.

Sodann kam die Geistlichkeit; sie behauptete der erste Stand des Königreichs zu seyn; aber sie entsprach nicht den Gesinnungen der Nation, sie drückte ihre Gefühle nicht aus. Man beschuldigte den hohen Clerus, gebildet unter dem Einflusse des Hofes, einer großen Verdorbenheit und argen Unglaubens; den niedern Clerus der Unwissenheit; die Mönchsorden der Intoleranz und den ganzen Stand einer systematischen Widersetzlichkeit gegen den Geist der Forschung, der Prüfung und Kritik, welcher damals die Nation beseelte.

Der Adel behauptete die ganze Vergangenheit zu repräsentiren, bewahrte aber keinen der charakteristischen Züge, die ihn hätten Frankreich theuer machen können. Beinah alle große historische Namen, die die Nation lebhaft an ihren frühern Ruhm gemahnt hätten, waren erloschen; der Einfluß des Landbesitzes war verschwunden; die meisten Schloßherren hatten sich beeilt, ihre stolze Unabhängigkeit mit der Gunst Louis' XIV zu vertauschen; die Andern hatten nicht verstanden, sich durch Wohlwollen die Liebe ihrer Vasallen zu sichern; im Gegentheil, man beschuldigte die Meisten, mit Habgier die Feudalrechte einzutreiben, die ihnen gebührten, und sich von den emporgekommnen Bürgerlichen mit um so größerem Uebermuth abzusondern, je weniger ihr Vermögen sie über jene stellte. Jeden Tag stieg die Zahl der Geadelten, welche mit den Altadeligen die völlige Steuerfreiheit theilten, was die Bürde für das Volk noch erschwerte, und welche es durch ihren Hochmuth um so mehr erbitterten, je mehr sie Mühe hatten, sich bei ihm Ansehen zu verschaffen. Der Adel behauptete noch immer der wesentlich kriegerische Stand zu seyn; aber seit der Krieg unendlich zahlreichere Heere erheischte, hatte man wohl das Volk zur Theilnahme an den Gefahren und Kämpfen beirufen müssen; die Edeln hatten sich nur das ausschließliche Recht auf die Ehrenstellen und Belohnungen vorbehalten.

Die Magistratur ihrerseits nahm die öffentliche Achtung in Anspruch in Kraft ihrer althergebrachten Tugenden, die sie bewahrt, und der Kämpfe, die sie für die Freiheit und die Gesetze bestanden hatte; aber Frankreich konnte seine Achtung einer Corporation nicht zollen, in die man sich mit Geld die Aufnahme verschaffte. Die Käuflichkeit der Stellen erzeugte gegen die Parlamente ein Vorurtheil, das die feinsten Räsonnements nicht zerstören konnten. Und überdieß was hatten sie aus der Gerechtigkeit gemacht, deren Depositäre sie sich nannten? Der criminalistische Theil war ein gräßliches Gemenge von geheimen Instructionen, Torturen und Strafen; der civilistische Theil, zwar mehr vervollkommnet, machte den Kläger sich verirren in einem unauflöslichen Irrgewinde von Verzögerungen Kosten, widersprechenden Entscheidungen; und endlich war die distributive Gerechtigkeit allzuoft der Politik untergeordnet worden.

Unter diesen Allen stand das Volk, von dem ein Fünftheil die Städte und vier Fünftheil das Land bewohnten; dieß sey der dritte Stand (tiers état), sagte man; aber vielmehr war es die Masse der Franzosen, die durch die Tugenden, die Einsicht, den Muth, welche sie in sich schloß, weit über dem Platz stand, den man ihm einzunehmen gestattete. Mehrere Städte hatten Municipalitäten, Gemeinderechte, theils mit dem Schwert erkämpft, theils um Geld erkauft, was aber nicht hinderte, daß die Krone Eingriffe that und jene Rechte illusorisch machte oder sie in Unterdrückungsmaaßregeln verwandelte. Auf dem Land wurden die Steuern und Lasten aller Art, von Kirche und Feudalherren, mit einer Härte und Ungleichheit eingetrieben, welche alle Gemüther empörte. Die Soldatenaushebungen und Frohndienste erschwerten noch die Bürde, die auf dem Volke lastete, von dem man Alles forderte, und das man als entwürdigt betrachtete, weil man es zwang, Alles herzugeben.

Was blieb nun noch an den Institutionen Frankreichs, was das Volk hätte lieben, auf was es hätte stolz seyn können? Nichts. Frankreich konnte nur sich selbst lieben, nur auf sich selbst stolz seyn. Und wirklich ist auch noch heutiges Tages der einzige Aufruf, welcher in allen Herzen Anklang findet, der: Franzose zu seyn, sich als Franzose zu zeigen. In diesem einen Gefühl haben sich alle patriotischen Gesinnungen concentrirt, sind alle Unterschiede vergessen. Dieß Gefühl, gerade weil es allein besteht, bildet das Band zwischen allen Provinzen wie zwischen allen Ständen. Man hat hin und wieder einen künstlichen Enthusiasmus wieder erwecken wollen für die alten Rechte der Franzosen, für die alte Constitution des Königreichs; aber wo diese alte Constitution finden? Was Anderes zeigte die Geschichte als einen beständigen Wechsel? welche Periode war wahrhaft glücklich, wahrhaft geschützt gewesen durch die Gesetze? welches Jahrhundert hatte das Vorrecht, das gute zu heißen, dasjenige, nach welchem Frankreich organisirt werden mußte? Nicht durch Geschmack an Abstractionen, nicht durch die Verirrung eines allzu philosophischen Geistes wurden die Franzosen als sie ihre Rechte suchten, genöthigt, auf die Menschenrechte zurückzugehen; vielmehr durch ihre Armuth an bessern Erinnerungen, durch eine Aufeinanderfolge von vierzehn Jahrhunderten schlechter Regierungen, von welchen keines verdiente, wieder ins Daseyn gerufen zu werden. Das Bestreben zu einem bessern Zustand zu gelangen, zeigte sich nur glühender, leidenschaftlicher, unwiderstehlicher; denn von allen Seiten begegneten sich in der Nation eine hohe Einsicht, um das Gute zu wünschen und es zu würdigen, und eine Erfahrung, welche in der Vergangenheit das Uebel, ein Uebel ohne Heilung zeigte. Die Nation sah sich nach allen Seiten um; sie fand nichts Beständiges, nichts was sie achten, dessen Erhaltung sie sich zur Aufgabe machen konnte. Sie lenkte ihren Blick wieder auf sich, sie fühlte, daß sie allein das Vaterland ausmache, daß Alles um sie her fallen könne (und wirklich fiel auch Alles!), aber daß ihre Einheit ihr einziges Lebensprincip sey! — —

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143 u. 144.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 December 1839.

Ernst,

das Chartisten-Epos.

Zweiter Artikel.

Zunächst ist nun der Charakter des Friedrich Heß zu betrachten. In seiner Jugend ein Verschwender, fing er bald an, die Folgen der Thorheit zu empfinden, wozu noch kam, daß das Gesetz unbarmherzig mit ihm verfuhr. Das Pachtgut, das er baute, war ein väterliches Erbe und in reizender Nähe von der Pfarre gelegen, deren Inhaber so besorgt war für ihre Verbesserung, daß er dem alten Grundstück gewisse andre Felder hinzufügte, durch welche ein öffentlicher Pfad führte, welchen nun der Geistliche mit Zäunen und Thoren zu vermachen sich herausnahm. All dieß war sehr ungerecht und Friedrich Heß widersetzte sich:

Ich stand an der Spitze,
Stand, — ja vielmehr, ich spornte mich, wahrhaftig,
Und auch die Andern, bis ihr heißer Eifer
Hoch überschäumte. Nieder goß er sich
In Strömen, so gewaltig, daß er ganz
Erfüllte das was ihn erweckt, — und wieder
Stand offen weit, wie jedem freien Segel
Die See, der Pfad wie er auch bleiben soll,
Den Wandrer grüßend. Das war tücht'ges Werk,
Und um so rühmlicher, als die Gefahr
Nicht klein war, schlimm dafür bezahlt zu werden.
Das Pachtgut, das ich baute, war durch altes
Herkommen von der Zehentlast befreit, —
Der Steuer die fürwahr dem Antichrist
Entrichtet wird, obwohl für Gott bestimmt,
Worin der Erzfeind (ein höchst schlangentückscher
Und bosthafter Vertrag!) dem Pfarrer läßt
Seinen heillosen Mammon, und dafür
Vor sich nimmt Frieden, Liebe, Freundlichkeit,
Die für die Menschheit sollten seyn ein Segen,
Kurzweil damit zu treiben. Und die Kirche
Bleibt nun ein Steinhaus, seel- und gnadenlos,
Ein Fluch dem seufzenden, gedrückten Land
Das sie erhält. Ein kränkend Uebel ist's
Für Viele, und mich hat es ganz zermalmt;
Denn kein bequemres Rachemittel fand
Er, mein geistlicher Vater, kein so sichres
Für seine Bosheit; des Gesetzes Feder
Berührt' er nur, und setzte die Maschine,
Die ganze, so auf einmal in Bewegung.
Die, wie der grause Götzenwagen Indiens,
Nur über die Elenden hingeht, die
Blinde Stumpfsigkeit in ihre Bahn
Geworfen hat. Ganz kurz ist die Geschichte.
Er focht mir meine Zehentfreiheit an,
Verlangte den Beweis von mir, und ich,
Der keinen andern Titel wußt' und hatte
Als altes Herkommen, seit ferner Zeit
Vom Vater auf den Sohn herab vererbt,
Und guten Glauben, daß das Privilegium
Zu seinem vollen Werth erkauft sey worden,
Ich armer, guter Tropf, ich war so toll
Auch beim Gesetze Sicherheit zu suchen,
Gnad' in der Höll', und gegen seinen schweren
Angriff solch schwache Rüstung anzulegen,
Die mich nur lähmte; bis mir im seltsamen
Kampfe verging das Hören und das Sehen
Von harten Schlägen, und ich gern mich meiner
Unnützen Rüstung hätte ganz entledigt,
Aber, o Tod und Höll'! an meinem Wesen
Klebte sie wie ein giftiges Gewand,
Und nahm beim Ausziehn alles Fleisch mit weg,
Und ließ mich nackt bis auf die Knochen stehn;
Mein Wohlstand war zerstört, der Winde Raub
Mein Daseyn war von diesem schönen Gut
Hinweggerissen, wo ich war geboren;

Ich ſelber war ein Bettler und in Lumpen;
Verwüſtet war mein Haus; und wenn mein Schickſal
So fort verlief wie es ſein Bett zu graben
Begonnen: wurden meine Söhne — Diebe,
Und wurden feile Dirnen meine Töchter.
Oh! wenn ein Herz ihr habt für Mitgefühl,
Ich bitt' euch, lacht mit mir, wie's thut der Feind,
Ob ſolchen luſt'gen Stückchen! ſolchem Streich
Des frommen Schöfers, am eignen Schaf verübt!

Später wurde er dann eingekerkert, und als er entlaſſen wurde, waren ſeine Ausſichten ebenſo wie ſeine Geſundheit zerſtört; ſein Leben war unſtet und ſein Geiſt nährte ſich von aufrühreriſchen Büchern. Folgendes läßt ſich nicht wohl anders als durch Auszüge veranſchaulichen:

Das Schickſal hat bis hier zu dieſem letzten
Armen Verſteck gehetzt mich — zu dem Herzen
Meines Familienlebens, und mich hier
Erdolcht. Schau' um dich! ſieh, was es für Freuden
Mir noch gelaſſen! komme was da will,
Es bleibt mein Feind; ſein gift'ger Haß nährt ſich
Und lebt von meinem Tod. Doch Hermann, merk' dir's:
Es findet mich nicht mehr daheim! ſo helfe
Der Himmel mir! Den Ratten will ich laſſen
Mein Haus, und rüſtig ausziehn, ihm entgegen,
Soldatenhaft auf einen fernen Punkt,
An den es wenig denkt. Denn, merk es wohl:
Ich rang mit dem Geſetz, und das Geſetz
Hat ſchlau zu Fall gebracht mich, doch nicht ſo
Wie bei dem Ringen Jakobs mit dem Engel,
Daß mir erſchlafft die Sehnen wären; — nein!
Der Schlauheit Kraft hat mich zu Fall gebracht,
Und durch der Schlauheit Kraft gedenk' ich wieder
Mich zu erheben. Sieh! ich ſtehe da,
Entflammte Zornkraft ganz! wenn auch der Hauch
Des Schickſals nicht mehr meinen Segeln kost;
Der Sturm der Leidenſchaft, des wilden Haſſes
Kann mich gleich raſch forttreiben, kann ſo hoch
Die Fluthen peitſchen in die Höh', daß ſie
Mein Unternehmen tragen über'n Sand,
Ueber Untiefen, welche das Herkommen
Und alte träge Säumniß angelegt,
Die freie Bahn zu ſperren, Hemmniſſe
Aufhäufend, die Geſetz man nennt.

So ergreifend dieß Alles geſchildert iſt, möchten wir doch dem Verfaſſer zu bedenken geben, daß dieß ein extremer Fall iſt, und daß eine gute Sache nicht auf extreme Ausnahmsfälle gebaut zu werden braucht. Es ſind nicht die Regeln, ſondern die Ausnahmen von den Regeln, und wie ſchmerzlich ſie auch von einzelnen Individuen empfunden werden mögen, ſind es doch keine ſtichhaltigen Gründe zur Empörung. Sie haben in Wahrheit ihre Entſtehung nicht in den Inſtitutionen, ſondern in der Natur einzelner Menſchen. So lange die Menſchen ſündhaft bleiben, werden wir Alle viel zu tragen und zu dulden haben, und müſſen uns eben in das allgemeine Menſchenloos ſchicken ſo gut wir können. Keine Regierung und keine Regierungsloſigkeit kann die anererbte Sündhaftigkeit des Menſchen heilen. Bei allen ſolchen Gelegenheiten möge der Menſch ſich an Gott und nicht an die Volksrache wenden; und dann wird er gewiß Hülfe finden, die ihm bei Anwendung andrer Mittel ſicherlich entgeht. Da unſer Dichter ein frommer Mann iſt und ſeine Chartiſtiſchen Genoſſen auch religiöſe Männer zu ſeyn ſcheinen, empfehlen wir ihnen vertrauensvoll dieſe gewiß nicht unwichtigen Betrachtungen.

Die Art wie das Geſpräch und der Umgang von Friedrich Heß auf Arthurs Gemüth wirkt, ſo wie der Kampf der Liebe und der Vernunft in ſeiner Bruſt, ſind dargeſtellt mit dem Talent eines Mannes, der die Quellen menſchlicher Empfindungen und Charaktere trefflich kennt. Selbſt Shakſpeare iſt in dieſer Hinſicht nicht größer als unſer vorliegender Dichter.

Schau' wie die Wolken kämpfen droben!
Hör' auf des Sturmes Kriegsposaun'!
Abkehr' dich von der Fluthen Toben,
Dein Leiden hinter dir zu ſchau'n!
Schau' in die Tiefe, die unten brüllt,
Bis ſchwindelnd trüb dein Auge kreiſt;
Dir und den Deinen dieß Toben gilt!
Schau' hin und weiſe werd' dein Geiſt!
Das Gewölk zieht vorbei;
Glaub', daß himmliſche Bläue,
Von Umhüllungen frei,
Dein Aug' bald erfreue!
Und die Fluth, drob du zagſt,
Leiht dir ſelbſt ihre Kraft;
Wohin ſteu'rn du auch magſt,
Deiner Eile theilhaft.

Was für eine Art Menſch der Vater Arthur Hermanns geweſen, und wie er aus einem myſtiſchen Schulmeiſter ein Ungläubiger und Verräther wurde, iſt mit Talent dargeſtellt. Zu dem letztern Wechſel ward er hauptſächlich veranlaßt durch die Entdeckung, daß ſein Sohn einen Nebenbuhler in ſeiner Bewerbung um die Neigung von Lucie Heß habe — und dieſer Nebenbuhler, Graf Linſingen, trägt am Ende den Sieg davon. Die Art und Weiſe, wie ein Mann von ſeinem Rang und Stand in Verkehr und Verbindung kam mit Leuten von ſo zerrütteten Glücksumſtänden, wird natürlich erklärt:

Zwar war er
Ein Mann von hohem Adel, doch trotz dem
Einfach, wie der einfachſte Hirtenknabe,
Und völlig anſpruchslos, ſo wenig pochend
Auf ſeine ſtolzen Ahnen, als nun ihn
Sie ſich in Gruft und Moder kümmerten;
Er häufte Ehre auf ſein hohes Haus,
Entlehnte aber von ihm keine, denn
Er ſtellte ſich in jenes reine Licht,

Das allen falſchen Glanz beſchämt. So ſtand er,
Verachtend ferngehalten Namen Schimmer
Und Stolz, der Anderer Verdienſt ſich anmaßt,
Ein anſpruchsloſer Mann, und dadurch groß,
Nur ſtolzer ohne ſeine Reiherfeder.
Wohl hatt' er einſt gefühlt der Armuth Fauſt,
Und die, ſo ihm zu Hülf' und Freundlichkeit
Verpflichtet waren, hatten ihn verlaſſen.
Daß er allein mit ſeiner nackten Hand
Sich mußt' erwehren ihrer ehrnen Klauen,
Als wäre ihr gemeinſam Blut nur wie
Das Waſſer aus dem Teich, der Aller Gut iſt.
Verwandtſchaft nur ein Nam', den kalten Hauchs
Sie von ſich bliesen, nicht mehr darnach fragend.
So waren ſie ihm und er ihnen — nichts;
Und oft in ſeines Herzens Bitterkeit
Gelüſtet' ihn: in aller Welt den Adel
Zu machen zu dem leeren, weißen Blatt,
Das er in ſeinen Augen war. Indeſſen
Haß und Verachtung, nähren ſie ſich gleich
Vortrefflich von dem Innerſten des Herzens,
Halten den Leib nicht warm, ſcheuchen den Wolf
Nicht von dem Thor — nein, ſchärfen ihm die Klauen
Und wetzen ſeine Wuth. So, als er all
Sein Hab' und Gut verzehrt, bis auf ein armes
Brett, um drauf aus dem Schiffbruch ſich zu retten,
Vertraute dieſem Brett ſich ſelbſt er an,
Zu ſinken oder ſchwimmend ihn zu tragen;
Hinter ſich ließ er nichts, als leere Armuth
Für den der nach ihm kam, und Flüche für
Seine Verwandten — ſo ſchied er, und wünſchte
Nichts weiter zwiſchen ſich und zwiſchen denen
Die er verließ, als — einen großen Raum.
Auf einem Gütchen, das ob ſeiner Kleinheit
Man überſehen, als das Uebrige
Fort der Ruin riß, nahm er ſeinen Wohnſitz,
Gleichgültig, dem verbannten Diebe gleich,
Gegen die Welt, die er verließ. — Dann warf
Er von ſich gänzlich die Erinnerung
An das, was er vor kurzem noch geweſen,
Wie wenn er nur von Adel hätt' geträumt;
Und ſeinen Geiſt zwang er herunter ſich
Zu ſeiner Stellung Anſpruch zu bequemen;
Und, weggeſchleudert allen eitlen Wahn,
Stand, ſtatt des aufgeblähten und mit Federn
Geputzten Weſens, das vordem er war,
Er da, gerüſtet in der Mannheit Waffen;
Bis er, erlöst vom ſchnöden Bettlerthum
Des Müßiggangs, und von der ärmlichen
Abhängigkeit von Andrer Hand bei Dienſten,
Die für ſich ſelbſt er wohl erfüllen konnte,
Fand im Verluſt den reichlichſten Gewinn,
Mehr werth als all ſein ehemal'ger Reichthum;
Auch mangelte ihm nichts, nicht Feld, noch Garten,
Noch Baumgut, nur daß er jetzt mehr genoß,
Was er beſaß, — im Schweiß des Angeſichts.
Auch die Luſtübungen und Zeitvertreibe
Von ſonſt gab er nicht auf; nur darin trat
Ein Wechſel ein, daß er die Mittel, die
Ihm ſonſt gedient nur todtzuſchlagen ſeine
Müßigen Stunden, die Nachjüglerinnen
Bei dem verdroſſnen Marſch der trägen Zeit,
Den alten Feind durch ſteten Abbruch ſchwächend:
Daß er dieſelben Waffen jetzt benützte
Nicht zu verzehren, nein! fruchtbar zu machen
Sein Leben, daß es Kraft gewann und Nahrung;
So wußt' er Luſt der Arbeit zu vermählen,
Und bald erwachſen und gediehen trefflich
Geſundheit, Fülle und Zufriedenheit,
Und was noch ſonſt den ſeinen Eltern ſtammt;
Mit ſeinem Hund, ſeinem Gewehr allein
Durchſtreift' er ſo die Wildniß, welche ſonſt
Nur eine leere Wüſte war geweſen,
Und machte ſie fruchtbar an Nahrungsmitteln,
Ausſtreuend dürftnen Samen; ſo durchzog er,
Unangefochten ſeine Bahn verfolgend,
Gegenden, welche, wüſt und öde, nirgends
Des Anbau's oder des Beſitzes Spuren trugen;
Bis einſt an unheilvollem Tag daher
Ein fremder Mann entlang den Bergen kam,
Behauptend daß ſein Eigenthum dieß ſey,
So wie ein Kind nach ſeinem Spielzeug ſchreit,
So ganz und wahrhaft ſeyn, wie es im Anfang
Gottes, des Schöpfers, Eigenthum geweſen.
Befragt ward er, mit welchem Recht denn ſein
Er dieſe Berge nenne, mehr als See
Und Himmel, da er ſie doch nie bebaut,
Ja nicht einmal betreten; und da zeigt' er
Statt aller Antwort ein alt Pergament,
Beſchrieben mit ſeltſamen Worten, die,
So ſagt' er, kräftig ſeyen gegen alle
Vernunft und Regeln, gegen die Natur
Und Menſchenrecht, ihm zuzueignen das,
Was ſie ihm wieſen an; ſprach' einer: nein!
Uebel bekäm' es dem, wenn er zum Wort
Fügte die That. — All dieß kam Einſingen
Gar ſeltſam vor, wie etwa dem Erwachten
Sein Traum, nicht weiteren Bedenkens werth. —
So ließ er ſich nicht irre machen, mehr nicht
Beachtend jene Einſprach', als wenn ihm
Seinen gewohnten Weg hätt' eine Hexe
Verlegt mit einem Strohhalm und geſperrt;
Doch wenn am wenigſten man ahnt Gefahr,
Naht oft ſie mit den tödtlichſchärfſten Waffen
In läppiſcher Maske. Jene böſen Worte
Zeugten noch ſchlimmre Thaten; Eigenſinn,
Der viel thut ſeiner Laune zu genügen,
Muß noch mehr dulden; das Geſetz, ſo fein

Und ſcharf wie eine Drathſchling', überroſcht' ihn
Auf friſcher That und hielt ihn feſt, obgleich
Er ſich mit Händen und mit Zähnen wehrte,
Bis ſeinem härt'ſten Ausſpruch er genügt;
Noch ſchwerer war jetzt eine ſchwere Laſt
Geworden, durch den Kampf ſie abzuwerfen.

So werden alle Genoſſen, von welchem Stand und Abkunft ſie ſeyn mögen, auf den gleichen Boden demokratiſcher Geſinnungen geſtellt; alle ſind ſie Feinde des Geſetzes, wie es iſt, Feinde des dermaligen Zuſtands der Dinge, alle gleich befliſſen, das Ideal einer Welt zu geſtalten, wie ſie ſeyn ſollte, aber dabei ſelbſt als Verbrecher figurirend bei der jetzigen Einrichtung der Dinge unter dem Monde. Das Glück wird indeſſen Linſingen wieder günſtig, es überſchüttet ihn wieder mit Reichthum, ohne daß jedoch ſeine Anſichten von unſerm ſocialen Zuſtand geändert würden. Ein Tag ländlicher Ergötzung von Linſingen, Arthur Hermann, Lucy, ihren Eltern und einem alten Harfner iſt im fünften und ſechsten Buch köſtlich geſchildert, ſo wie auch der Beſuch in der Hütte eines alten Fiſchers, welcher jedoch damit ſchließt, daß ein alter Schäfer herbeieilt mit der Nachricht von der Verrätherei des alten Hermann. Der Eindruck, den dieß auf Arthurs Gemüth macht, iſt entſetzlich; der milde, mädchenhafte Jüngling wird auf einmal heftig und ungeſtüm. Linſingen hegt eine Weile Zweifel gegen ihn und beſteht darauf, daß er die oberſte Leitung des Unternehmens behalten müſſe — aber der Funke, einmal entzündet, muß zur Flamme auflodern. Die philoſophiſche Schärfe, womit dieſer Theil des Gedichts abgefaßt iſt, nöthigt uns Bewunderung ab. Zum Beiſpiel: Linſingen hat an den mißvergnügten Haufen eine Rede gehalten über das Unrecht der Menſchen.

Er redete zum Volk, doch ſeine Rede,
Gebrochen vorgetragen — in der Luft
Erſtarb ſie, ſuchend ein erwiederud Echo
Und keines findend in dem großen Schwarm;
Erloſchen halb, wie des Miniérs Lauffen'r
Bevor das drohnde Magazin ergriffen
Die Flamme und mit einem Donnerknall
Alles ringsum zerſchmettert; und doch war
Nicht unbekannt und war nicht ungenehm
Das Ziel auf das er losging, und ſie wünſchten
Kein andres. Doch die Menge iſt wie eine
Maſſe von Zunder, Feuer fangend wohl
Wenn raſch und ſtark von oben fällt der Schlag
Und Funken niederſprühn; ſonſt trüb und dunkel,
Nicht Licht noch Hitze tragend in ſich ſelbſt,
Sondern von außen borgend; und der Zunge
Schwerfälligkeit beſitzt den Zunder nicht,
Gefühle zu beflügeln, fortzureißen,
Sondern ſtarr läßt und tödt ſie das Gemüth,
Stumpfend, ſtatt daß ſie ſchärfte, die Empfindung.
Die kecke Kunſt, welche mit Worten ſpielt
Und ſie wie Waffen ſchleudert nach Gefallen —
Nie hatte Linſingen ſich drum bemüht,
Jetzt ließ ſie ihn im Stich im Fall der Noth;
Und die Beredſamkeit, die ſich ergießen
In Einem Athem ſollte — ſtoßweiſ' nur
Ließ er ſie wirken, nur für eine Weile
Den Eifer weckend, daß aufbrauſend er
Rings um ſich ſchaute, — dann erlahmte wieder.
Oh Worte, nicht'ge Worte! wie viel mächt'ger
Seyd ihr doch als die Dinge die ihr anzeigt!
Wer ſich erheben will, der achte wohl
Auf euch, zu ſeiner Größe ihm zu helfen.
Linſingen trat zurück, und Hermann jetzt
Begann mit kühner Stirn und feur'gem Muth.

Arthurs Gewohnheit zu predigen kommt ihm jetzt gut zu ſtatten, und es gelingt ihm, allgemeine Begeiſterung zu erwecken. Er räth zur phyſiſchen Gewalt (physical force).

Rohe Gewalt, ſagſt du? Ja, ſchwacher Freund,
Ja wohl! zu fürchten iſt ſie, doch für wen?
Gewiß nicht für den Starken, nein! den Schwachen!
Furchtbar für ſie, deren ſchuldvolle Schwäche
Sich unſre angebornen Rechte anmaßt
Gegenüber unſerer gerechten Stärke.
Auf unſre Väter ſchaut! ſie ſtritten lang
Umſonſt mit Worten, bis die Waffen ſie
Ergriffen; ſo iſt's auch bei uns; zwar iſt
Es eine Maſſe, ſchwer empor zu heben —
Das Volk in dieſem Land; doch ſetzt nur
Auf feſtem Boden einmal an den Hebel,
So heben wir es hoch genug!

Darauf ſchlägt er eine Reihe Reſolutionen vor: 1. Das ſouveräne Volk ſoll die Regierung an ſich nehmen. 2. Die Landereien ſollen den Ackerleuten und Bauern unter gewiſſen Bedingungen gegeben werden. 3. Der Staat ſolle an die Stelle des Pachtherrn treten, und es ſolle keinen Landbeſitz geben als denjenigen, den Einer mit ſeinem eigenen Anbau und ſeiner Betriebſamkeit umfaßt. 4. Es ſolle für Muße und Ergötzung für den Landmann geſorgt werden, mittelſt öffentlicher Spaziergänge, Gärten, ſchattiger Plätze, Orte zum Zeitvertreib u. ſ. w. 5. Es ſolle für öffentliche Schulen, Bibliotheken und Leſezimmer geſorgt werden. 6. Die Kirche ſolle geſtürzt und dann „in apoſtoliſcher Geſtalt" und in der Art der Independenten wieder organiſirt werden. 7. Alle Männer ſollen in den Waffen geübt werden. 8. Ausländiſches Korn ſolle frei eingeführt werden, bis auf die nöthigen Abgaben. 9. Die Geſetze ſollen vervollkommnet werden. 10. Das politiſche Stimmrecht ſolle allgemein und geheim abgeſtimmt werden. 11. Dieſe Forderungen ſollen durch phyſiſche Gewalt durchgeſetzt werden. Jetzt nähern ſich die Magiſtratsperſon und ſeine Truppe der Scene, werden aber zerſtreut und in die Flucht geſchlagen, indem ihr Anführer mit einem ſchweren Knüttel vom Pferde geſchlagen wird durch Linſingens Hand, den eben dieſer Beamte früher mißhandelt hatte. Der offene Aufruhr hat jetzt begonnen und die dabei Betheiligten müſſen um ihrer eignen Sicherheit willen ihr Werk ver-

folgen. Ein Gewitter bricht aus, das sie nach Hause treibt — es ist dieß ein Glück für sie, denn es zerstreut auch das Militär, das gegen sie aufgeboten worden, und eben in diesem Augenblick des Triumphs macht Arthur Hermann die Entdeckung, daß seine lange Bewerbung um Lucy Heß vereitelt ist. Trotz der Demonstration, die er so ganz vor kurzem gemacht, spricht sie doch von ihm als einem Verdächtigen. Hier ist, dünkt uns, einige menschliche Verderbenheit und Corruption, die in einer neu nach Chartisten-Grundsätzen eingerichteten Gesellschaft zu einer bedauerlichen Höhe sich steigern dürfte, welche Mühe sie sich auch geben möchten, ihr entgegen zu arbeiten. Die Art und Weise wie die alte Frau Heß dem Arthur Hermann seinen Abschied gibt, ist höchst charakteristisch und amusant.

(Fortsetzung folgt.)

Hugo Capet von Capefigue.

(Schluß.)

In Betreff der Zöglinge der Ecole des Chartes sagt Capefigue: „Zwei bis drei gefällige Gelehrte lassen sie für sich arbeiten, und machen sich ihre eifrigen und ernsten Studien zu nutze.“ Dieß trifft die Herren Fauriel und Guerard, Mitglieder des Instituts, und Champollion-Figeac, Conservateur der Manuscripte der königlichen Bibliothek. Ueber Fauriels Geschichte des südlichen Galliens liest man: „Dieß ist eine schwerfällige und ekle Arbeit, die nicht Eine neue Thatsache lehrt.“ — Michelet hat in seiner „Phantasiearbeit über Frankreich und seine Geschichte den katholischen Gedanken“ nicht begriffen. Wie Thierry hat er auch immer geglaubt, Artikel für Journale und Revuen zu schreiben. Und warum ist Michelet in diese Fehler verfallen: „Weil er es vorgezogen hat in den Wolken zu leben, als die Charten und Urkunden der alten Jahrhunderte zu Rathe zu ziehen.“ Auch Michaud wird mißhandelt, obwohl nicht genannt. „Der Historiker der Kreuzzüge hat eine epische Haltung angenommen, und indem er Tasso nachahmen wollte, hat er eingebildete Helden geschaffen, in welchen, gefirnißt und polirt, wie sie sind, man die feudalistische Wildheit nicht erkennt.

Die Philosophen werden ebenso übel behandelt, wie die Historiker, von Herrn Capefigue, der über die scholastische Bewegung des zwölften Jahrhunderts ein ganz unglaubliches Capitel geschrieben hat. Abälard ist kein Conceptualist, wie man bisher geglaubt, und Realismus und Nominalismus sind Worte ohne Bedeutung und Wichtigkeit. Man erfahre, daß der h. Bernhard die Orthodoxie repräsentirte durch seinen hohen Geist, und Abälard die Universitäts-Scholastik. Nun heißt zwar an einem andern Ort Bernhard der Typus der Scholastik; aber dergleichen Widersprüche haben nichts zu bedeuten. Wenn über Abälard sich viele sinnlose Phrasen über Spitzfindigkeiten und Scharfsinnigkeiten finden, so findet sich dagegen kein Wort, das die mindeste Bekanntschaft mit dem Gegenstand verriethe. Abälard heißt: „ein eingeschränkter und phantastischer Kopf, Fleisch und Blut, ein Leben voll Sinnlichkeit und Beweglichkeit.“ Man darf keck versichern, nach dem Capitel zu urtheilen, welches von der geistigen Bewegung im zwölften Jahrhundert handelt, daß Capefigue von den ersten und einfachsten Ausdrücken der philosophischen Sprache nichts versteht.

Die Herren Thiers und Mignet trifft folgende Stelle, die zwar nur auf dem Umschlag steht und beim Einbinden wegfällt: „Noch kein Mensch hat sich in der Geschichtschreibung der Revolution über das Geschwätz der Versammlungen, über die kleinen Polizeibulletins und über die Trivialitäten der Straße erhoben.“ Ferner: „Es ist beklagenswerth zu sehen, wie die Geschichte des Kaiserreichs geschrieben worden ist; nichts hat man zu Rathe gezogen, weder die Archive der fremden Cabinette, noch die Acten der Diplomatie, noch den Geist der Zeit.“ Da hat Bignon seinen Theil!

Ich habe beinahe zu viel Worte gemacht. Aber wenn es Zeiten gibt, wo man die Augen schließen muß, so gibt es auch Fälle, wo man scharf auftreten muß. Eine gewisse Frechheit, die selbst den ernsten Ton des Richters anstimmen will, verdient und fordert die Zurechtweisung heraus. Man mag immerhin sagen, gewisse Bücher und gewisse Autoren richten sich selbst, und es gebe einen Grad von Leichtfertigkeit, Frechheit und Haltlosigkeit, wornach man am besten gar nicht sich umsehe. In unsern Tagen hat alles Mögliche die Aussicht, sich in Credit zu setzen. Wenn nicht von Zeit zu Zeit eine kräftige und motivirte Reclamation käme, wer weiß, ob man nicht dafür angesehen würde, als habe man alle Abgeschmacktheiten bewundert oder doch sich gefallen lassen.“ — —

Giovanni da Procida.

(Schluß.)

Im folgenden Act spricht Procida so zu seiner Tochter:

Plötzlich erheben mußt' ich mich
In dunkler Nacht und unverhofft, geheim
Wie meine Rache. Doch das kranke Herz,
Im Haß ermattet, fühl' ich weicher werden
Beim süßen Anblick meines Vaterhauses;
Und weinend sah die Sonn' ich wieder aufgehn,
Die Thürme meiner Vaterstadt beleuchtend,
Verklärend ganz Palermo. Ach, du weißt nicht
Wie groß des Heimathbodens Süßigkeit,
Wie groß die Sehnsucht der Verbannung ist,
Wie schwer der Gang in Häuser, worin Niemand
Einen erwartet. Wohl verlassen kannst du
Das Vaterland, Imelda, doch du kannst es
Vergessen nicht; als Pilger sah ich viele
Verschiedne Städte, allen aber fehlte
Erinn'rung die ans Herz gesprochen hätte;
Und schöner kam mir vor als jeder Ort
Das Land, zu welchem all mein Denken strebte. — —

Procida und Gualtiero beſprechen ſich über den König und über die Stimmung des Volkes.

Procida.

Der Tag iſt da, wo ich ihn niedertrete
Und an der Schlange Haupt der furchtbare
Vollſtrecker des Gerichtes Gottes werde. —
Und auf die Großen dieſes Reiches dürfen
Wir Hoffnung ſetzen?

Gualtiero.

Zur Gewohnheit iſt
Die bittre Knechtſchaft ihnen worden; nicht
Bewegt ſie edler Schmerz; es weint der Feige,
Der ſich Rebellenmuths gerühmt; umſonſt
Daß über aller Haupt das Eiſen hängt,
Das Konradin abhieb das heil'ge Haupt,
Umſonſt daß eine Schaar von Provenzalen,
Von keiner Scham, von keiner Scheu' gezügelt
(Die aus dem Koth der heimiſchen Geburt
Empor zum Glanz der Herrſchaft ſtreben), Hohn
Zur Plünderung fügt, und durch Verachtung härter
Noch die Unbilden macht; dumpfe Erſtarrung,
Weiche gemiſcht mit Angſt iſt und die Seele
Gleichgültig macht für fremdes Leid und eignes,
Lähmt jedes Herz und hat daraus verbannt
Den ſüßen Austauſch menſchlicher Gefühle.
Der Schrecken herrſcht, es gilt das Wort als Schuld,
Das Schweigen fürchtet man, und ſtrafbar wird
Wer nicht anzeigt verbotene Gedanken.

Procida.

Doch in die Unterdrückten kehrt die Mannheit,
Geweckt vom rauhen Stoß feindlicher Schwerter,
Wie aus dem kalten Steine blitzt der Funken;
Rath ſchaffen wird die Zeit; jetzt freu' es uns
Daß der entmenſchte Carlo und der von Anjou,
Deß Seele ſchnöder als die andern alle,
So ſicher ſind. Dem eiteln Volk von Frankreich
Gehören ſie; vermeſſenes Vertrauen
Zu ihrer Macht, und übermüthige
Verachtung unſers Volks muß ſtürzen ſie
In großes Unglück. Dir bekannt iſt, daß ich
Hab' aufgerüttelt in Byzanz den Kaiſer,
Der eingeſchlummert war auf ſeinem Thron;
Von ſeinen Schätzen ſpendet' er mir reichlich.
Mit ſeinen Waffen füllt der Aragonier
Die Küſten Afrika's; mich wähnt jetzt todt
Der Franke, der verhaßte; eh' hieher
Den Fuß ich ſetzte, hab' ich ganz Sicilien
Durchwandert als ein ungekannter Pilger;
Die Berge erſtieg ich, das Aſyl der Freiheit,
Und auf die unterjochten Thäler warf
Einen mitleid'gen Blick der mächt'ge Herrſcher;
Durchſtöberte die Wälder und hervor
Zog ich die Feigen, machte ſie erröthen,
Dann an die Stelle trat von Scham die Wuth.
Dem Landmann rief ich zu auf freiem Feld,
Der unter grauſamen Tributes Bürde
Vor Hunger umfällt auf fruchtbarer Furche
Mit ſeiner Kinder Schaar: reiß' den Franzoſen
Die Bruſt auf mit dem Eiſen! nicht mehr trage
Tyrannen Frucht der Boden. — In Paläſte,
In Hütten trat ich, wie es mir gefiel,
Und in der Ruhe Maske hab' ich Hohe
Und Niedere trunken gemacht von Zorn;
Grauſame Thränen wußt' ich zu entlocken
Jedwedem Aug', und in den Herzen weckt' ich
Die Luſt zum Kampf, unbändiges Bewußtſeyn
Von einer blutigen Nothwendigkeit;
In tauſend Händen glänzen ſchon die Waffen,
Von mir geliefert, Lanzen viel und Schwerter
Und Degen, ſichern Tod mit Pfeilen ſchleudernd.

Gualtiero.

Und die Complotte, Herr?

Procida.

Nichts von Complotten!
Ein Volk verſchwört ſich nicht; Jeder verſteht
Ohne Verabredung und Plan den Andern.

Gualtiero.

Doch ſprich: für das unſel'ge Vaterland,
Das du ſo innig liebſt, das du beweinſt,
Wird eines minder traurigen Geſchicks
Anfang und Keim das Blut der Franken ſeyn,
Oder wird es nur wechſeln die Tyrannen?
Du weißt es, Procida, der Fremde kämpft
Hier mit dem Fremden; unterm neuen Joch,
Dem kaum empfangnen, ſehnt man nach dem alten
Sich wieder, das ein Anderer zerbrach;
Wir zeigen ſklav'ſche Niederträchtigkeit,
Dann des Rebell'n Treuloſigkeit; wir haben
Kurz nur Tyrannen, aber ew'ge Knechtſchaft.

Procida.

Groß wie du biſt, ſprichſt du dich aus, und kannſt
Zu meines Sinnes Höhe dich erheben,
Wenn Weichheit dich nicht übermannt, wenn du
Erkennſt das Gute, das ſich in dem Schooße
Des Unglücks birgt. Der Freund Manfred's war ich;
Er wollte groß ſein Vaterland und einig
Es machen; darum raubte ihm der Guelfe
Ruhm, Leben, Grab. Mein Streben geht dahin,
Daß ſeines großen Planes Erbe werde
Coſtanza's Gatte.

Gualtiero.

Könnte zum Tyrannen
Nicht Pietro werden?

Procida.

Gleiche Rechte haben
In Aragonien König und Magnaten;
Im Blut muß in Sicilien er die Krone
Aufheben und das Schwert, das die Franzosen
Vertilgt, bedroht ihn und die Seinigen.

Gualtiero.

Auf Hohes geht dein Sinn; die Freiheit könnten
Wir haben und daneben einen König.

Procida.

Bedenk', Gualtiero, was Italien ist!
Zu sagen brauch' ich nicht dem Ghibellinen,
Wie feindlich stets der Größe bliebt die Freiheit;
Mir scheint ein mächt'ger König noth zu thun;
Das Scepter dieses Königs sey das Schwert,
Der Helm sey seine Krone. Die getheilten
Willen soll er zur Eintracht wieder binden,
Italiens Sklavenwunden soll er heilen,
Es stärken und erquicken; nicht mehr sey
Das Land, dessen Provinz einst war die Welt,
Andrer Provinz, und aller fremden Völker
Beute und Grab. Die Kriege sollen enden
Die nur zu schändlichen Triumphen führen;
Und jener Mächt'ge wird der Sonne gleichen,
So lang sie mit den dichten Dunkeln kämpft,
Worunter blinde Brüder sich befehden;
Doch wenn zuletzt besiegt die graute Nacht,
Umarmen sie sich, weinend, sich erkennend.

Hiemit schließen wir für dießmal die Proben, welche den Leser überzeugen werden, daß dem Dichter schöne und edle Gedanken und Empfindungen zu Gebote stehen. Auch ließen sich aus diesem Drama noch manche, vielleicht selbst noch prägnantere Stellen ausheben. Aber wenn uns der Dichter allerdings Anerkennung abgewinnt, so reißt er uns doch nirgends zur Bewunderung hin. Die besten Stellen scheinen uns doch mehr declamatorisch und pathetisch als natürlich-poetisch; die Personen sind mehr allgemeine Charaktere, als scharf ausgeprägte Individuen, und in der Anlage des Ganzen finden wir eine gewisse Magerkeit. Ob die Steigerung der historischen Wahrheit von der Grausamkeit und Zügellosigkeit der Franzosen durch die Fiction: daß die Folge eines solchen Frevels die Heirath von Geschwistern gewesen, eine glückliche und poetische sey, möchten wir bezweifeln. Ueberhaupt läßt der Dichter den Aufstand zu sehr aus der Rache eines Einzelnen entkeimen, statt ihn als Gesammtthat des Volks darzustellen. Das Familien-Interesse verschlingt das nationale. Niccolini verdient übrigens, während er dem Patriotismus eine würdige und begeisterte Sprache zu leihen versteht, das Lob der Unparteilichkeit, indem Tancredi die Sache der Franzosen würdig vertritt und Procida's Argumente und Hoffnungen mit nicht untristigen Gründen bestreitet.

Chor aus Alessandro Manzoni's Tragödie: Der Graf von Carmagnola. *)

(Act II. Scene 6.)

Horch, zur Rechten ein Klang von Trompeten!
Antwort gibt ihm ein Schmettern zur Linken!
Dumpf, von Rossen und Fußvolk zertreten,
Dröhnt auf jeglicher Seite das Feld!
Siehst du flatternd das Banner dort blinken?
Siehst du dieß hier die Bord'rung erwiedern?
Sieh', ein Heer in geschlossenen Gliedern
Naht! — sieh', wie sich ein andres ihm stellt!

Sieh', der Raum, der sie schied, ist verschwunden!
Schon begegnet der Degen dem Degen;
Jeder sucht eine Brust; — aus den Wunden
Rinnt das Blut; mit dem Blut wächst die Wuth.
Sprich', wer sind sie? Zog dieser entgegen
Fernher dem, daß sein Land er verheere?
Ist's nicht jener, der flammend: „Ich schwöre!"
Rief, und: „Heimath, dir opf' ich mein Blut!" —

Brüder nennt sie der Fremdling; sie reden
Eine Sprache; sie säugte die gleiche
Mutter; — siehst im Gesicht eines jeden
Nicht das Mal der Verwandtschaft du glühn?
All' gebar sie dieß herrliche, reiche
Land, das, jetzo mit Blute begossen,
Allen übrigen Ländern verschlossen,
Rings das Meer und die Alpen umziehn.

O, wer zuckte zuerst das verruchte
Schwert, den leiblichen Bruder zu fällen?
Des fluchwürdigen Streites verfluchte
Ursach', kennst du sie? nenne sie mir! —
Weh', sie kennen sie selbst nicht! sie stellen
Ohne Zorn sich, zu tödten, zu sterben;
Feil, ließ jeder mit Gelde sich werben,
Kämpft, — und fragt nicht warum und wofür.

Wehe, Weh' den Verdammten! — Haben
Sie nicht ängstliche Mütter? was fliegen
Nicht die Weiber herbei mit den Knaben,
Sie zu ziehn aus der ruhmlosen Schlacht?
Und die Greise, die ernst und gediegen
Reden können, was sind die Cohorten,
Die entflammten, mit kräftigen Worten
Sie nicht weise zu trennen bedacht?

*) Ueber Alessandro Manzoni und seine Tragödie: „Der Graf von Carmagnola," vergleiche: Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands, 1837. Nro. 47 ff. Außerdem: O. L. B. Wolff, die schöne Literatur Europa's in der neuesten Zeit. S. 194.

Wie zuweilen der raſtende Schnitter
Auf des Hüttenthors friedlicher Schwelle
Sieht, wie donnernd ein fernes Gewitter
Ein Gefild, das nicht ſein iſt, verheert:
So wird, wer ſie auf ſicherer Stelle
Kämpfen ſieht, die gelaſſen mit kühlen
Worten ſagen, wie Tauſende fielen,
Wie man Städte verbrannt und zerſtört.

Sieh', dort ſpricht eine Mutter zum Sohne;
Vor ihr ſitzt er mit flammenden Wangen,
Denn ſie lehrt ihn, zu nennen mit Hohne
Jene, die er einſt ſchlägt auf das Haupt.
Siehſt die Bräute der Sieger du prangen
In Geſchmeiden, in Gürteln und Ketten,
Die das Heer in eroberten Städten
Den verlaſſenen Mädchen geraubt?

Wehe, Wehe! bedeckt das Gefilde
Mit erſchlagenen Kriegern! die Fläche
Wird zum blutigen Meere! der wilde
Ruf der Streiter verdoppelt die Wuth.
Ha! ſchon löſen die Glieder ſich! — Schwäche
Lähmt den Schritt der ermatteten Züge!
Jedem wieder, verzweifelnd am Siege,
Scheint das Leben das köſtlichſte Gut.

Wie Getreide, geſchlendert aus voller
Schaufel, weit durch die Luft ſich verbreitet,
So zerſtreu'n die Geſchlag'nen in toller
Flucht ſich weit durch das rauchende Feld.
Sieh', ein Schwarm von Verfolgenden reitet
Ihnen nach; — an den ehernen Hauben
Der verwundeten Flüchtlinge ſchnauben
Schon die Roſſe; ſchon ſind ſie umſtellt.

Zu den Füßen der feindlichen Krieger
Stürzt, wegwerfend das Schwert, die bedrohte
Schaar; — erſtickt von dem Jubel der Sieger,
Hört der Sterbenden Winſeln man nicht.
In den Sattel wirft ſchnell ſich ein Bote,
Nimmt ein Blatt, es der Ferne zu bringen,
Spornt, ſprengt fort; ſeht den Weg ihn verſchlingen!
Durch die Städte ſchallt dumpf das Gerücht.

Warum eilt ihr hinaus aller Orten
Auf den Herweg aus Häuſern und Hütten?
Warum fragt ihr mit haſtigen Worten,
Was für fröhliche Botſchaft er bringt?

Ha, ihr wißt es, von wo er geritten
Kommt, und Fröhliches ſoll er euch ſagen?
Brüder wurden von Brüdern erſchlagen!
Das die Kunde! Nun jauchzet und ſingt!

Ringsum feſtliche Töne! Die Kerzen
Glühn im Tempel! vernimmſt du die Lieder?
Auf zum Himmel aus mörderiſchen Herzen
Steigt, ein Gräuel ihm, frevelnder Dank. —
Von den Zinnen der Alpen hernieder
Blickt der Fremdling, begierig nach Raube:
Lächelnd ſieht er die Starken im Staube
Liegen; jeglichen zählt er, der ſank.

Eilt euch! Areiet zurück in die Glieder!
Haltet ein mit Triumphen und Feſten!
Schaart um eure Standarten euch wieder!
Vom Gebirg ſteigt der Fremdlinge Macht.
Sieger, mißt ihr die Kühnſten und Beſten? —
Drum jetzt naht euch der Feind von den Höhen!
Lüſtern ſeht auf den Fluren ihn ſtehen,
Wo ihr Brüder erwürgt in der Schlacht!

Du, das eng deinen Söhnen geſchienen,
Das im Frieden ſie nicht zu ernähren
Weiß — die Zeit des Gerichts iſt erſchienen!
Fremde nahn dir, unſeliges Land!
Deinen Tiſchen und deinen Altären
Naht der Räuber, theilt unter die Seinen
Aus die Beute der Thoren, ſchlägt deinen
Kön'gen höhnend das Schwert aus der Hand.

Er ein Thor auch! kein Volk noch beglückten
Blut und Plünd'rung! der Fluch fällt entſetzlich
Auf den mächtigen, lorbeergeſchmückten
Sieger von dem Beſiegten zurück!
Wohl ergreift den Bethörten nicht plötzlich
Ihren Armen die ewige Rache,
Doch ſie wartet, ſie folgt, ſie hält Wache,
Sie tritt ernſt vor des Sterbenden Blick.

Eines Glaubens, geſchaffen zum Bilde
Eines Einz'gen — zu jeglicher Stunde
Eures Lebens, auf jedem Gefilde,
Wo auch immer: vereinigt euch! liebt
Euch als Brüder! die Hand reicht zum Bunde!
Fluch dem, der ihn verletzt, dem Meineid'gen!
Der den Weinenden wagt zu beleid'gen,
Der unſterbliche Geiſter betrübt!

F. Freiligrath.

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145 u. 146.

Blätter
zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 December 1839.

Der Alchymiſt.

(Fortſetzung zu Nro. 88.)

Zur beſſeren Verſtändniß des fünfter Actes iſt es nöthig den Verlauf des Drama's in kurzen Zügen darzuſtellen.

Don Grimaldi wird von ſeinem Neffen Lelio erſchlagen. Faſio iſt ungeſehen Zeuge dieſer Mordthat. Graf Lelio nimmt von dem Schatze ſeines Oheims das ihm zukommende Vermögen, und überläßt das Uebrige dem Alchymiſten. Beide ſchworen einander nicht zu verrathen, im Falle der Mord entdeckt würde. Faſio gibt ein glänzendes Feſt, zu welchem auch die Maddalena geladen wird. Faſio läßt ſich in den Netzen der Buhlerin fangen, und geleitet ſie des Nachts nach Hauſe. In der Verzweiflung entdeckt Franceſca dem Pedeſtat, ihr Mann habe einen Schatz entdeckt und geleitet ihn ins Gewölbe: von der Ermordung des alten Grimaldi weiß ſie nichts. Man entdeckt deſſen Leiche. Faſio wird feſtgenommen, verhört und verurtheilt. Hier fängt der fünfte Act an.

Fünfter Aufzug.

Eine Straße in Florenz, welche zum Platz Palazzo Vecchio führt. Rechts im Vordergrunde eine Straße; etwas tiefer die Thüre eines von innen beleuchteten Hauſes. Links im Vordergrunde eine Madonna, im zweiten und dritten Plan der Palaſt der Maddalena mit einer Treppe von ſechs Stufen. Es iſt vier Uhr des Morgens.

Erſter Auftritt.

(Franceſca ſitzend, den Kopf rückwärts zu den Füßen der Madonna lehnend. Aldini, Spada und Rafaello kommen aus dem Hauſe rechts.)

Spada.

Das heißt als Narr ſein Geld verſpielt, bei Gott!

Aldini.

Verſpielt, ſagſt du? eh' ſag' daß man's ihm ſtiehlt.
Auch will ich nicht der Diebsgenoſſe ſeyn
Und länger in der Räuberhöhle weilen.

Rafaello.

Was macht er aber, iſt ſein Geld verloren?

Aldini.

Er macht, wie du, Sonette an den Mond.

Rafaello.

Der arme Lelio!

(Franceſca klopft an die Thüre.)

Spada.

Wie, du beklagſt ihn?
Wie gern, weiß Gott, wär' ich an ſeiner Stelle!
Glück hat er hundertmal mehr als Verdienſt.
Fällt Faſio's Haupt, wird Lelio ſein Erbe,
Und dreimal reicher iſt er dann als je
Franceſco's herzogliche Durchlaucht war.

(Franceſca klopft.)

Ein Page (öffnet).

Donna iſt auf dem Ball.

Franceſca.

Wann kehrt ſie heim?

Page.

Ich weiß nicht.

Franceſca.

O Gott!

Spada (ſie anhaltend).

Nicht weiter, meine Schönſte.

Franceſca.

Laßt mich!

Aldini.

Vorerſt, was macht Ihr, Reizendſte,
An ſolchem Ort, zu ſolcher Zeit?

Franceſca.

Ich warte.

Aldini (ihr die Kapuze abreißend).

Vielleicht auf einen lieben Sündenpartner?

Franceſca.

Auf meinen Mann, den zum Schaffot man führt.

Rafaello.

Das iſt Franceſca.

Aldini.

Wohl, die Frau des Diebes.

Spada.

Des Mörders!

Rafaello.

Spada!

Franceſca.

Gott, vergib es Ihnen!

Aldini.

Sein Mittel Geld zu machen war bequem,
Und wäre in der Mode wohl ſchon längſt,
Käm's nicht ſo hoch zu ſtehn!

Rafaello.

Ihr Herren ſeyd
Bei Gott zu grauſam.

Spada.

Wir?

Rafaello.

Ja, ſo iſt's genug.

Aldini.

Welch Teufels hohen Ton nimmſt du mit uns?

Rafaello.

Nur, den ich muß: kaum vor drei Tagen erſt
Gab Faſio dieß goldne Halsband mir,
Und wißt, ſo lang' ich's trage, ſoll vor mir,
Bei meiner Seele, Niemand in der Welt
Den Faſio und ſeine Frau beſchimpfen.

Spada.

Wir werden Eure Worte Euch gedenken.

Rafaello.

So ſprechen morgen wieder wir davon.

(Aldini und Spada ab.)

Zweiter Auftritt.

Franceſca. Rafaello.

Franceſca.

O Ihr ſeyd gut! Auf meinem Schmerzenspfad
Schickt Gott durch Euch mir neue Hoffnung zu.
Ein Engel aus dem Himmel kommt Ihr mir:
O ſagt mir Herr, o ſagt, könnt Ihr ihn retten?

Rafaello.

Ich leider bin ein armer Dichter nur,
Um den im Staat ſich keine Seele kümmert.
Eh'r ſeht Ihr den Palaſt hinweg mich tragen,
Als Eures Gatten Loos ich ändern könnt!
Doch wenn bis zu der letzten bittren Stunde
Bei ihm zu bleiben und mit Freundeshand
Ihn auf dem ganzen Leidensgang zu ſtützen,
Wenn dieß den Tod ihm ſüßer machen kann,
So ſprecht, und Leib und Seel' iſt Euch zu Dienſten.

Franceſca.

Habt Dank! es ſey! ſo geht, ſagt ihm
Wo Ihr vor Gott mich knieend angetroffen;
Sagt ihm, mir bleibe noch ein Strahl von Hoffnung,
Und wenn das Mitleid todt ſey in Florenz,
Wollt' ich ſo laut an ſeinem Grabe klagen,
Daß es für mich dem Sarg entſteigen müſſe.

Rafaello.

Ich gehe Alles treulich auszurichten:
Geb' Gott Euch bis zu Ende Kraft und Muth.
Lebt wohl. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Franceſca (allein).

Lebt wohl, ein goldnes Hoffnungswort.
O noch gehört nicht jedes Herz der Höll' an,
So brünſtig will ich beide, ſie und ihn
Anflehn, daß wenn Gott, als er ſie ſchuf,
Die Seele nicht vergaß, ſie thränenſchluchzend
Mit mir ſich ihm zu Füßen werfen ſollen,
Von dem ein Wort mein Leid beſchwichtigen kann.
Sie müſſen beide hier durch dieſe Straße.
Da naht der erſte ſchon.

Vierter Auftritt.

(Ernſte, dürftige Muſik in ſchmerzgehaltenen Tönen.)

(Franceſca. Der Podeſtat zu Pferde, voran zwei Männer, von denen einer das Banner, der andre das Schwert trägt. Hinter ihnen Leibwache.)

Franceſca (ſich dem Pferde in die Zügel werfend).

O Gnade, Gnade!

Podeſtat.

Wer ſeyd Ihr?

Franceſca.

Wer ich bin? gerechter Himmel!
Und wer denn ſonſt als ich, in dieſer Stunde,
An dieſem Orte, wer als ich, 'ne arme,
Verzweiflungsvolle Gattin wartete
Auf Euch, hier, auf der Straße, in der Nacht!...
Ihr habt ſo ſchnell das Urtheil ihm geſprochen,
Daß ſelbſt Ihr noch im Zweifel ſchweben müßt.
Und ich, ich ſage Euch, er war nicht ſchuldig,
Obgleich, ich weiß es, ihn der Schein verdammt.
Doch wär' er denn der erſte Märtyrer,
Der, weil er ohne Schuld für ſchuldig galt,
Das Blutgerüſte zum Altar verklärt?
Mein Gott, wie oft! und fällt dann nicht die Laſt
Des Frevels auf das Haupt des Richters?

Podeſtat.

Donna,
Thatſachen laſſen keinen Zweifel mehr.

Franceſca.

Wer ſah ſie denn! Ihr — mit des Menſchen Augen,
Wenn Gottes Blick ſelbſt oft umſonſt ſich abmüht

Des Herzens liſt'ge Falten zu durchſchauen.
Ihr zweifelt nicht, nun denn, ich ſag' Euch,
Wer nimmer zweifelt iſt voraus verdammt!
Denn er nimmt Theil an jenem ſünd'gen Hochmuth,
Der Satan aus des Himmels Reich geſtürzt.
Kennt Ihr denn Baſio nur dem Namen nach?
Er einen Mord, er, der ſo mild, ſo gut!
Bedenkt es doch, er einen Mord begehen!
Die Engelsſeele mit der Frauenhand,
Es iſt unmöglich. Ihr, Ihr dürft zumal,
Ihr gnäd'ger Herr, dürft' ihn nicht ſterben laſſen,
Wenn ich, die Füß' Euch küſſend, ſchrei' und flehe,
Gebt Gnade, Herr Podeſtat, Gnade, Gnade!

Podeſtat.

Und wenn von Euch ſein Leben abhängt, wenn — —

Franceſca.

Von mir! von mir! ſein Leben, ſprecht, o ſprecht,
Ich faſſ' Euch nimmer — löſet mir das Räthſel,
Sagt mir's, Ihr ſollt mein Gott auf Erden ſeyn.
Uns ward ein Himmelsſchatz geſchenkt, ein Kind,
Das mit dem ſüßen Zauber ſeiner Stimme
Noch nicht mein Mutterherz erbeben ließ.
Sprecht und die arme, zarte Frühlingsblume,
Sie, die im bittren Thränenboden ſproßt,
Das Kind, deß Herz ſchon meinen Namen weiß,
Es ſoll den Euren mit dem meinen nennen.

Podeſtat.

Ihr rathet's nicht? Fürwahr ich glaube kaum,
Daß was geſchehn Ihr ganz vergeſſen könnt.
Wenn hundertmal zu Euren Füßen ich ſchwor,
Daß für ein Wort mein Leben Euch gehöre;
Denkt Ihr denn nicht, daß um das ſüße Wort
Ein fremdes Leben ich noch lieber ſchenkte?

Franceſca (zurücktretend),

Still, gnäd'ger Herr, es iſt genug, lebt wohl,
(Sich an das Madonnabild küſſend).
Du haſt's gehört, o heil'ge Mutter Gottes,
Du, die du deines Leibes theure Frucht
Mit deinen Augen an dem Kreuze ſahſt:
Du haſt's gehört, wie dieſer freche Buhle
Sich das Schaffot zum Kuppler auserwählet.
Doch hat dein Sohn, beim Lobgeſang der Engel
Des Frevlers Stimme ſicher überhöret,
Es hätte ſonſt ſein Donner ihn getroffen!...
Nun denn vollendet Euer gräßlich Werk,
Den Block beſtellt, die Mordart ſcharf gewetzt,
Wißt, daß Franceſca wohl um ihren Mann,
Doch nicht um ihre Ehre trauern kann.

Podeſtat.

Eu'r letztes Wort?

Franceſca.

O Gott! er zweifelt noch!

Podeſtat.

Wohl! meine Herrn, ſo gehn wir unſres Wegs!

Fünfter Auftritt.

Franceſca (allein)

Ach! es war Lüge, was man mir als Kind
Von Zügen ſchöner Menſchlichkeit erzählt!
Ein Männerherz, es iſt von kaltem Stein,
Für Thränen fühllos und für Bitten taub.
So ſind wir nicht, Gottlob, ſo ſind wir nicht!
Leicht ſchmilzt des Weibes Herz, geformt aus Liebe,
Ein Weib gewährt was ein Mann verſagt,
Und endlich wird Barmherzigkeit mir werden,
Denn da kommt ſie... Gott! laß mich vergeſſen,
Damit mein Bitten um ſo kräft'ger ſey.

Sechster Auftritt.

(Franceſca, Maddalena in einer Sänfte, voran Diener mit Fackeln. Die Sänftträger ſtellen ſie auf die Erde nieder, die Fackelträger ſteigen die Stufen hinan und öffnen die Thüre des Palaſtes.)

Maddalena

(ausſteigend und den Sänftträgern durch ein Zeichen bedeutend).
Gut, gut!

(Die Sänftträger ab.)

Maddalena

(thut einen Schritt und ſtößt auf Franceſca auf der erſten Stufe. Sie anſehend).
Iſt's ein Geſpenſt? iſt's ein Weib?
Her, meine Diener!

Franceſca (auf ſie zugehend).
Fürchtet nichts, Madonna.

Maddalena.

Soll ich nichts fürchten, nun ſo ſtehe nicht
Stumm, eine Statue mit erhobenem Arme.
Sprich, nun, ſo ſprich doch!

Franceſca.

O vergebt, entſchuldigt,
Ich möchte ſprechen, aber meine Stimme
Verſagt mir: ſcheltet mich nicht drum, Signora,
Weh! ich erſterbe!

Maddalena.

Nun, ſo geh' ich.

Franceſca (ſie aufhaltend).
Bleibt,
Bleibt, o ſchon iſt mir beſſer; ach! ich war
Wahnſinnig, doch die Sinne kehren mir
Zurück, und geben mir die Sprache wieder.
Ihr wißt es alſo nicht?

Maddalena.

Was ſoll ich wiſſen?

Franceſca.

Heut führt man ihn zum Tode.

Maddalena.

Wen?

Francesca.

Ihn, ihn.

Maddalena.

Und was hofft Ihr noch, wenn er iſt verurtheilt?

Francesca.

Ihr ſeyd, durch Schönheit, Königin von Florenz,
Kein hoher Herr, der nicht zu Euren Knieen,
Auf einen Blick, ein Wort, ein Lächeln harrte!
Ihr ruft durch Eure Stimme ſie zu Haufen,
Denn ach! aus Eurer Bruſt löst ſolcher Wohllaut,
Daß wenn Ihr einmal allzuſtrenge ſchweigt,
Uns Euer Schweigen faſt zur Wehmuth ſtimmt.

Maddalena.

Und was ſoll dieſer Schwall von eitlem Lobe?

Francesca.

Euch ſagen, Donna, Euch, der Engel Schweſter,
Daß wenn für ihn ein einzig bittend Wort
Mit Eurer himmliſch zauberiſchen Stimme
Ihr ſprechen wolltet, er gerettet wäre.

Maddalena.

Ihr ſeyd von Sinnen, könntet Ihr ſonſt glauben,
Daß ich ſo viel vermöge!

Francesca.

Denket doch,
In dem Palaſt hierneben wohnt ein Mann,
Dem Alles unterthan, dem Alles möglich iſt.
Der von dem Himmel uns zum Herrſcher eingeſetzt,
In ſeinen Händen Leben oder Tod wiegt.
Ein Mann, der nur zu nicken braucht, um Freude
In Leid zu wandeln und das Feſt in Trauer,
Mit dieſem Gott auf Erden, dem gewaltigen,
Sah eines Tags ich wie Ihr lächelnd ſprachtt;
Ja, lächelnd, Donna, koſtet Ihr mit ihm!
Ganz gut erinnr' ich mich: 's war auf dem Domplatz,
Und er, ein Leu, von Kindeshand gezähmt,
Er ließ mit ſeiner Majeſtät Euch ſpielen.
So geht denn zu dem Herzog, ſagt ihm, Donna,
Sagt, daß ein Mann, der ach! ein Weib, ein Kind hat,
Mit ſeinem Blute heut ein Blut bezahlen ſoll,
Von dem auch nicht ein Tropfe auf ihm laſte,
Sagt ihm, daß von den edlen Rechten allen,
Die er mit ſeinem hohen Rang geerbt,
Das edelſte, das göttlichſte, das Recht iſt,
Unſchuldige dem Henker zu entreißen,
Um dann mit ſtolzer Seelenruh zu ſagen,
„Nur Gott und ich vermochten das zu thun."

Maddalena.

Weib, du betrügſt dich, denn an mir iſt's nicht
Zu ringen gegen des Geſetzes Macht.
Bin ich's, die auf ſein Haupt den Tod herabrief?
Bin ich's, die mitten in dem Feſte fortging,
Um in dem Durſt nach Rache das Geſtändniß
Zu thun, das heute zum Schaffot ihn führt?
Die ihn verdarb, ſie rette ihn, ſie wende
Den Todesſtreich von ihm; ſo iſt es billig.

Francesca.

O Ihr ſprecht wahr, ich habe ihn verderbt!
Auch will im voraus ich, wenn Ihr ihn rettet,
Auf alle Rechte an ſein Herz verzichten,
Er ſey nicht mehr der meine, nur der Eure.
Von ſeiner Liebe fordr' ich künftig nichts.
Ihr rettet ihn, er iſt Eu'r Eigenthum,
Er liebe Euch, ich bin nicht eiferſüchtig!
Ich ſey die Fremde, Ihr die Gattin ihm!
Nur laßt aus Mitleid mich in dem Palaſt,
In einem Winkel mit den Mägden leben,
Damit durch Thränen ich ihn noch anſehe,
Wenn beide Ihr entzückt vorübergeht.

Maddalena.

Was ſagt Ihr? Ihr beſchimpft mich: wie? ich ſoll
Auf dem Schaffot mir einen Buhlen holen?
Ich, Maddalena, der der Herzog huldigt?
Und die mit ihm als Ihresgleichen ſpricht?
Pfui! Pfui!

Francesca.

Und geſtern noch ... o zittert nicht!
Ich denk' mir's wohl... ich will ganz leiſe ſprechen,
Noch geſtern führt' er Euch nach Hauſe,
Zur gleichen Stunde nahmt Ihr ihn hier auf.
Er ſaß auf ſeidnem Divan neben Euch,
Und Euer Blick ſchwamm in der Gluth des ſeinen.
Gott! welcher grauſe Wechſel! Heute liegt er
In tiefem Kerker, auf elendem Lager,
Und wenn nach traur'ger Nacht der Tag erſcheint,
So wird, ſtatt Eurer Stirn, die liebend ſich
Auf ihn herunterbog, auf der er froh
Vorboten neuen Glücks zu leſen glaubte,
Er einen Mann mit ehernem Geſicht
Das bloße Schwert in ſeiner Rechten ſehn,
Und dieſer Mann — o Gott! — er iſt der Henker!

Maddalena (wütend).

Zum letztenmale denn, Ihr ſeyd von Sinnen
Und was Ihr ſagen wollt, begreif' ich nicht,
Den Mann, den Ihr mir da zum Buhlen gebt,
Ich kenn' ihn nicht, laßt mich.

(Sie ſteigt die Stufen ihres Palaſtes hinan.)

Francesca.

Wahrhaftig, Weib,
So bitt' ich dich auf den Balcon herauszutreten ſchnell,
Du wirſt ihn gleich zum Tode ſchreiten ſehen,
Vielleicht daß du ihn dann erkennen magſt.

(Maddalena ab.)

Siebenter Auftritt.

Francesca.

Nun iſt's vorbei: die letzte Hoffnung raubt
Mir dieſe Frau, die ihre Thüre ſchließt.
Ich kann ihm nur noch ewigen Abſchied ſagen.
O habe Mitleid, Gott, o habe Mitleid!

(Schluß folgt.)

Ernſt,
das Chartiſten-Epos.

(Fortſetzung folgt.)

So ſind wir bis zum Ende des achten Buchs gekommen. Jetzt finden wir einen neuen Charakter in der Hütte des alten Schäfers, deſſen ſchon kurz Erwähnung geſchah, wohin Arthur Hermann ſich begeben hat. Dort trifft er Brüder, Vertraute, Freunde verſammelt, welche ihn in Sicherheit willkommen heißen. Die Geſellſchaft beſteht aus dem Schäfer und ſeinem Weibe, einem ſchmutziggelben, trieſäugigen Schuhflicker, einem ſtämmigen Bauernkerl und einem Mann mit Namen Chriſtoph Ernſt.

Ein breiter, knochiger Mann, von derbem Körper,
Eine Maſſe mächt'ger, ungefüger Glieder,
Doch ohne Ebenmaaß und Einſtimmung;
Deſſen geſpreizter Gang des Leibs Verheißung
Von ungemeiner Stärke Lügen ſtrafte;
Und ſein Geſicht — voll war es, doch ſehr blaß,
Weil nie das Lebensblut darin einkehrte —
Aus Lehm gebildet von des Töpfers Hand —
Eine feuchte Maske ohne eine Seele;
Da ſaß er, keine Spur des Geiſtes zeigend,
Gleichwie ein Menſch erdrückt von eigner Laſt,
Die ihm zu ſchwer geworden, ſie zu heben —
Verſunken in ſein Fleiſch, erſtarrt, begraben;
Denn alles Licht und Leben in ihm war
In Einen Punkt verſammelt und gedrängt,
Sein Aug' entflammend. Und fürwahr! dieß Auge
War anzuſehen ganz wie eine Lampe
In trübem Nebel ſtrahlend wunderhell.
Auf ſeinem Rücken hing ſein Rock ſo loſe,
Wie auf der Mutter ein Zigeunerkind;
Unordentlich, wüſt waren ſeine Kleider,
Buſchig ſein Haar, verwirren ganz und wild,
Wie das Gebüſch auf einer Oede. So
War Chriſtoph Ernſt — der ehdem ſich beworben
Im Dienſt der Kirche um ein Predigtamt;
Und ſeine Gaben wahrlich waren nicht
Zu karg ihm zugemeſſen, daß er nicht
So hoch hätt' ſtreben mögen; viele glaubten
Gott ſelbſt geb' ein ihm ſeine brünſt'gſten Reden.
Aber er folgte nur dem eignen Trieb,
Sich dem gemeinen Maaße nicht bequemend;
Daher verſagten ihm die Mehrern, was
Er bat, und hielten ihn für toll. O Tollheit!
Du biſt ein Name, den am meiſten die
Verdienen, die einen ſo krummen Stab
Wie menſchliches Herkommen ſich erwählen
Zum Maaßſtab für das Rechte, und darnach
Urtheilen über Alles; doch wer klug iſt,
Und tiefer Weisheit voll: bewährt's am beſten
Wenn er ſie tief verbirgt! das thu' er ja!
Sonſt halten ihn für einen Narr'n die Leute!

Wir zweifeln nicht, daß der angebliche Wahnſinnige, Thoms, der ſich ſelbſt Sir William Courtenay nannte, und den neulichen Aufruhr in Kent, der in gutem Gedächtniß iſt, anſtiftete, zu dieſer Schilderung geſeſſen iſt. Sein Dichter nennt ihn einen „finſtern Enthuſiaſten," und ſpricht von ſeinem „wilden und geiſterhaften Blick," dabei aber weiſ't er doch die Behauptung von ſeiner Geiſtesverwirrung zurück. Außer Zweifel iſt, daß man Enthuſiasmus oft mit Wahnſinn verwechſelt hat, und in gewiſſen Verbindungen werden beide Worte ſynonym gebraucht, indem man dem Wort Wahnſinn eine gute, und dem Wort Enthuſiasmus (Schwärmerei) eine ſchlimme Bedeutung gibt. Wir ſprechen von dem „ſchönen Wahnſinn" des Dichters und des Weiſen; und Shakſpeare ſchreibt dem Mondſüchtigen, dem Verliebten und dem Dichter die gleiche Beſchaffenheit der Imagination zu. Enthuſiasmus, im eigentlichen Sinn, iſt eine von Gott verliehene Kraft, und das bloße Vorgeben davon iſt Heuchelei. Alle Frömmigkeit iſt Enthuſiasmus — aber das Uebermaaß iſt Wahnſinn. Aber was iſt das Uebermaaß? Das Maaß davon, welches Paulus beſaß, erſchien dem Feſtus als Wahnſinn, und er ſchrieb dieſen auf Rechnung zu großer Gelehrſamkeit. Und doch war es Inſpiration! In allen Zeitaltern ſind Begeiſterung und Wahnſinn in den Urtheilen der Zeitgenoſſen mit einander verwechſelt worden. Was man nun religiöſe Schwärmerei nennt, ſteht im Zuſammenhang mit höherer Begeiſterung oder nicht, je nach Maaßgabe davon, ob der Enthuſiasmus ächter Art iſt oder nicht. Ein Unterſchied muß gemacht werden zwiſchen dem Enthuſiaſten, der wahnſinnig geworden, und zwiſchen dem Heuchler, der wahnſinnig geworden. Iſt das letztere, ſo gehört der Fall eigentlich gar nicht in die religiöſe Sphäre; es iſt nur ein Fall gewöhnlicher Verrücktheit und iſt dem weltlichen Arm zu überlaſſen. Wenn aber erſteres, ſo iſt es ein Fall, welcher vor die Unterſuchung der Kirche gehört, und nur ihre Autorität hat darüber zu erkennen; die proteſtantiſche Kirche übt jedoch dieſe Autorität nicht aus, obwohl ſie allen Kirchen beiwohnen ſollte. Hier würde denn die Frage wiederkehren: was iſt Enthuſiasmus im Uebermaaß? Aechter Enthuſiasmus iſt nicht mehr und nicht weniger als ein geiſtliches Ergriffenſeyn und iſt das Licht und Leben des geiſtlichen Menſchen. Und was ſind die Gränzen dieſes Ergriffenſeyns? Keine andern, als eben die Sphäre des Geiſtigen und Geiſtlichen. Hiemit iſt eine ſchärfere, eine lebhaftere Auffaſſung moraliſcher Wahrheiten und Grundſätze der Seele des Frommen zugeſtanden, zur Regelung

seiner Moral, seines wahren Wesens. Von diesen Wahrheiten, diesen Grundsätzen mag er sich unterhalten, mag er predigen seinen Mitmenschen, um in ihnen ähnliche Ansichten zu erwecken, bestärkt und bekräftigt durch das Factum, daß durch solche Mittheilungen die verborgne Begeisterung im Geiste seines Mitmenschen möglicherweise auch entzündet werden könne. Wir sind geneigt dieß Recht zuzugestehen, selbst wenn es bis zum ärgsten Fanatismus getrieben wird, ja bis zum feindseligen Fanatismus, der einen besondern Glauben mit Feuer und Schwert ausbreiten möchte. Ein solcher hat existirt — doch noch weit entfernt vom Wahnsinn — der Fanatismus Mahomeds und der Inquisition; weil das angestrebte Ziel geistliche Herrschaft war, wofür physische Gewalt nur als Mittel diente. Aber wenn diese erhabnen Grundsätze, wie die Chartisten sie jetzt haben, und wie Thoms sie veranschaulichte, nur um physischer Zwecke willen mit physischen Mitteln aufgestellt werden: so werden die Gränzen ihres Wirkens überschritten und die gewaltigsten Anstrengungen werden vereitelt durch die falsche Anwendung. Die große Idee menschlicher Vervollkommnung wird vertauscht gegen einen magern Begriff von einem neuen verbesserten Gesellschaftszustand, wie ihn die Phantasie seiner Schöpfer am leichtesten ausdenkt und das Gemüth des großen Haufens ihn am raschesten auffaßt. Das, dessen Gegenstand ein hoher moralischer Zweck seyn sollte, wird verkehrt in ein vermeintliches physisches Gut. Eine neue Gattung von Einrichtungen soll das wirken, was nur durch eine Wiedergeburt des Wesens derjenigen erreicht werden könnte, welche jene zu schaffen sich anmaßen. Und wer sollen die Gründer solcher Institutionen seyn? Die Enthusiasten der neuen Aera! Und waren nicht die Gründer der Staaten, die bisher geblüht haben, ächte Enthusiasten, die nach dem Zeugniß ihres Zeitalters und laut dem Bericht der Geschichte einer anerkannten Begeisterung sich erfreuten? Es braucht einen Enthusiasten, freilich keinen verworrenen, sondern einen einsichtsvollen, um eine Institution tüchtig zu begründen; eine solche Institution wird dann aber von der Zeit ihrer Gründung bis zu ihrem Ende *besser* seyn, als die Menschen, für welche sie bestimmt ist. Die Juden erreichten nicht die von ihrem Gesetz geforderte Vollkommenheit, und die Christen bleiben zurück hinter dem Maaßstab von Tugend, welchen die Kirche aufstellt. Die Kirche wie sie ist, der Staat wie er ist, wären, nach unserm vorliegenden anonymen Dichter, corrupt. Inwiefern? In concreto, d. h. in den Menschen, aus welchen sie bestehen und die darin thätig sind. Aber doch gewiß nicht in der Idee? nicht im Grundprincip beider? Dieß bleibt immer rein; es liegt allen Speculationen über Staat und Kirche zu Grund, und am meisten bei demjenigen, der am heftigsten über die Unangemessenheit und Mangelhaftigkeit der äußern Erscheinung klagt. Nun denn, so möge der murrende Unzufriedne seine neue Charte, seinen neuen Plan und Riß machen, verkörpert in einer Reihe von Resolutionen. Menschen haben Beschlüsse gefaßt — in Worten — aber sie müssen ihre Entschlüsse ausführen mit der That. Die Charte sollte nicht nur auf dem Papier vorhanden seyn, sie muß sich auch abspiegeln in dem Thun und Handeln lebendiger Menschen. Mit welchem Grund hoffen die neuen Chartisten, daß ihr Ideal bei und durch die Masse der Menschen werde besser in Erfüllung gehen, als das Ideal von wohl weiseren Männern vor ihnen? Oder wenn sie dazu Grund haben, wie wollen sie beweisen, daß physische Gewalt die beste Art sey, diese Erfüllung herbeizuführen?

Die Schwierigkeit wird nicht vermindert, sondern unermeßlich vermehrt dadurch, daß alle jetzigen socialen Institutionen von Grund aus zerstört werden müssen, ehe der Chartist das Werk, das er im Sinn hat, beginnen kann. Nicht nur den König und den Priester will er wegräumen, sondern auch den Gutsherrn; dieß ist der Auftrag, der dem Christoph Ernst durch einen Engel des Herrn in einem Gesicht gegeben wird.

„Er sprach nicht in mein Ohr,
Unmittelbar berührt' er meine Seele,
Nicht sinnlich: „Ich bin der lebend'ge Gott,
Und dich hab' ich erwählt zu meiner Stimme;
Sprich du zu denen, die im Bund mit dir,
So wie Gott spricht zu dir: die da geherrscht, —
Geduldet hab' ich lang sie, doch nicht fürder!
Gefüllt ist jetzt die Schale ihrer Sünden,
Und bis zur Hefe sollen sie sie leeren.
Eine Zeit der Gnade war — die ließen sie
Verstreichen; — der Barmherzigkeit, — sie hatten,
Darauf nicht Acht; jetzt ist des Zornes Stunde!
Hin geb' ich sie, daß mit dem Schwert sie werden
Zerschlagen, und verbrannt mit Feu'r, daß sie
Sey'n eine Warnung allen künft'gen Zeiten;
Denn zu nichts Anderm sind sie tüchtig mehr,
Weil sie so tief in Sünden; haut sie ab,
Denn sie sind meinem Angesicht ein Gräuel
Ob dem was Uebles sie gethan; ihr Blut
Ist faul, vergießt ihr es! und wenn ihr alles
Gereinigt: dann ein reines Priesterthum
Baut auf von neuem. Doch wenn eurr Herrn
Ihr einmal habt gestürzt: dann keine neue
Setzt mehr an ihre Statt — denn ich allein
Bin Herr und Gott, und Vorrecht unter Menschen,
An Land, an Ehren, oder sonst etwas
Ist nur die Wurzel jeglicher Verkehrtheit.
So thut, und nimmer kehr' eu'r Fuß zurück,
Bis Alles ihr vollbracht, damit nicht, was
Ihr gegen sie habt unterlassen, ziehe
Die Rache einst herab auf eure Häupter!
Geht hin, und wie ich euch gesagt, so thut!"
Brüder, das ist der Herr, das seine Worte.
Sie haben uns, die Leute haben uns
Halb unsers Brods beraubt, anstatt zwei Laiben
Nur einen einzgen, dürftigen, uns bietend;
Aus unsrer Kirche haben eine Höhle
Für Diebe und noch schndere Miethlinge
Gemacht sie; das Gesetz — das haben sie
So mörderisch zugerichtet, daß, wie eine
Kugel mit Stacheln dessen Hand, der es
Anspricht um Hülfe, schlimmer es verwundet

Als das ihm angethane Unrecht; drum
Ruf' ich euch auf: geht, zwingt die Schurken, daß sie
Auswürgen unsern Raub, und käm' er auch
Mit ihrem Herzblut nur! und dann erwürgt sie,
Auf einen Haufen sie und ihre Kinder;
Aus ihren Knochen thürmt auf einen Berg
Hoch wie die Pyramiden, als ein Zeichen
Und grause Warnung. Also rath' ich euch
Um Gottes und noch mehr um euretwillen;
Daß ihr sein Wort erfüllt, spart nicht das Würgen!
Nein! würgt und schont nicht! und oh! bitter sey
Verflucht, wer nicht zu Hülfe kommt dem Herrn
Gegen die Mächtigen. Treulich warnt' ich euch.
Wie mich mein Gott und mein Gewissen warnten;
Das Uebrige ist eure Sache.

Man betrachte nun die Männer, die eine solche Mission auf sich nehmen, die Charaktere, aus welchen das Gedicht besteht. Sind es nicht zugestandnermaßen Männer, welche durch ihre eigne Thorheit oder Unwissenheit sich zur Unzufriedenheit gestimmt, und dadurch in Kampf mit der Welt verwickelt haben? Was für lebendige Steine sollten nun diese seyn, um das neue Gebäude der Gesellschaft aufzurichten? Wir finden, daß in dem Verhältniß zwischen Arthur Hermann und Lucy Heß die alten menschlichen Leidenschaften thätig waren. Wir glauben, der verschmähte Liebhaber sey arg — arg mißhandelt worden; — und wir sind der Ansicht, daß es ein Glück für ihn ist am Schluß des Gedichts, wo die Sache der Chartisten triumphirt, daß er nicht aufgefunden werden kann, um zum König gemacht zu werden. Wahrlich! ein hartnäckiges Geschlecht hätte er zu regieren bekommen!

Der Dichter des Ernst betet Milton an? Warum aber lernte er nicht Weisheit aus der selbsteingestandenen Thorheit dieses großen Mannes? Milton ward alt genug, um die göttlichen schönen Vollkommenheitsideen, welche das Gemüth des Sängers und des Weisen besuchen, in die ihnen zukommende Sphäre, in die ideale Welt der Seele zu verweisen. Wenn man sie einführen will und anwenden auf die impraktikable Wirklichkeit, lassen sie uns im Stich, wie Täuschungen, und sie sind daher „erhabene Illusionen" genannt worden von dem weltlichen Experimentator; aber wenn man sie auf dem geistigen Gebiet wirken läßt, nehmen sie eine Realität an, welche keiner Nachweisung bedarf. Milton hat ein urkundliches Zeugniß über seine Enträuschung im spätern Leben hinterlassen, im Anfang des dritten Buchs seiner Geschichte Englands, wo er eine Abschweifung macht, um einige beredte „Betrachtungen über die letzten Bürgerkriege in England vom Jahr 1640—1660" zu geben. So schreibt er:

„Ueber diejenigen, welche in den letzten Unruhen am meisten schalteten und walteten, dürften wenige Worte genügen. Sie hatten Waffen, Anführer und Siege nach ihren Wünschen, aber das Geschick, so große Vortheile zu benutzen, besaßen sie nicht.

Andern Ursachen, nicht dem Mangel an Tapferkeit oder kriegerischer Mannhaftigkeit bei den Britten, der frühern sowohl als der neuesten Zeit, ist es zuzuschreiben, daß diese schönen Gelegenheiten, welche, dem Anschein nach, die langersehnte Freiheit wie eine Braut uns hätten in die Arme liefern sollen, so übel benützt und ausgebeutet wurden. Diese andern Ursachen betrafen gleicherweise Herrscher, Priester und Volk; und wie sie den alten Landesinwohnern Elend und Verderben brachten durch die Freiheit, welche, recht gebraucht, sie hätte glücklich machen können, so führten sie für unsere Zeitgenossen nach vielen Mühen und Drangsalen, Kosten und Blutvergießen nur ein lächerliches Fehlschlagen ihrer Hoffnungen herbei, wobei die gleichen Wirkungen, die gleichen Mißgriffe neben nicht minder hassenswerthen oder unentschuldbaren Sünden augenscheinlich hervortraten.

Sofort beschreibt er das lange Parlament, wie „Manche, welche von Läden und Waarenmagazinen, ohne irgend andre Verdienste, berufen worden waren zum Sitz in den höchsten Rathsversammlungen und Ausschüssen, eben, wie es ihr Stand und ihre Bildung mit sich brachte, krämermäßig mit dem Staat und seiner Verwaltung verfuhren;" und am Ende war keiner von diesen Emporkömmlingen darauf vorbereitet, nach Miltons schönem Ausdruck, „dem gefürchteten Namen einer wahren Verantwortlichkeit ins Angesicht zu schauen."

„Und wenn (fährt er fort) der Staat in solchem Zustand war, so war die Religion in einem nicht viel besseren; sie zu reformiren, wurde eine Anzahl von Geistlichen berufen, die weder nach kirchlichem Herkommen und Brauch gewählt, noch durch Frömmigkeit oder Gelehrsamkeit vor andern, übergangnen, ausgezeichnet waren; sondern nur wie es der Willkür und dem Belieben der einzelnen Parlamentsglieder gefiel, so wurden sie nach einander ernannt. Die meisten von ihnen waren Männer, die mit großen Aufwand von Eifer gegen die Habsucht und die Pfründenhäufung der Bischöfe und Prälaten gepredigt und geschrien hatten, behauptend: eine Seelenheilung und Besorgung sey Amtes genug für einen, wenn auch noch so tüchtigen geistlichen Hirten, und gehe eigentlich schon über die menschliche Kraft. Aber diesen gewissenhaften Männern fehlte es, zur Schande und Aergerniß ihres geistlichen Berufs und besonders ihrer gepriesenen Reformation, nicht an der Kühnheit, bevor noch irgend etwas von dem Werk vollbracht war, wegen dessen sie, vom Staate besoldet, zusammengekommen, neben einer, zwei und mehr der besten Pfründen, Lehrstellen an den Universitäten und reich dotirte Lectorsstellen in der Hauptstadt an sich zu reißen, oder doch ohne Widerstreben anzunehmen, indem sie die Segel für alle Winde aufzogen, welche ihrem habgierigen Herzen Gewinn versprachen; und so schämten sich diese gewaltigen Tadler der Nichtresidenz nicht, selbst alsbald sich als Nichtresidenten und Pfründenpluralisten darzustellen, ohne Zweifel zu arger Verdammung durch ihren eignen Mund. Und doch war die Hauptlehre, für welche sie sich so bezahlen ließen, und auf die sie mit größerer Heftigkeit drangen, als auf das Evangelium selbst, in der That nur die, daß sie uns sagten: ihre Lehre sey nichts werth, und die geistliche Gewalt ihres Amts richte weniger aus als physischer Zwang; denn sie beredeten die weltlichen Behörden diesen anzuwenden, als ein kräftigeres Mittel das Gewissen zu unterwerfen und zu beherrschen, als evangelische Ueberzeugung; sie mißtrauten der

Kraft ihrer eigenen geiſtlichen Waffen, die ihnen, wenn ſie wirklich und mit Recht berufen waren, übergeben worden waren mit der Zuſicherung, daß ſie vollkommen hinreichen würden, alle Gedanken und Einbildungen niederzuſchlagen, die ſich wider Gott empörten. Aber weil ſie Zwang ohne Ueberzeugung gebrauchten, worüber ſie ſich noch vor kurzem als über ein unchriſtliches Verfahren, gegen ſie ſelbſt geübt, beklagt hatten, ſo iſt klar, daß ihr Benehmen nicht beſſer als ein unchriſtliches war; denn ſie ſtürzten eine geiſtliche Tyrannei mit weltlicher Gewalt, um ihre eigene Autorität über die der weltlichen Behörden zu erhöhen, die ſie gern zu ihren Urtheilsvollſtreckern gemacht hätten, um Kirchenvergehungen zu ſtrafen, über welche das bürgerliche Geſetz nicht erkennt.

Und zur Genüge zeigten ihre Schüler, daß ſie keine beſſern Grundſätze hatten als ihre Lehrer, welche mit Ausſchußſtellen und andern reichbeſoldeten Aemtern betraut wurden, auf die Empfehlung der letztern als eifrige und gottwohlgefällige Männer; aber ihre Aemter verſahen ſie dann wie Kinder des Teufels, ungläubig, ungerecht, unbarmherzig, und wenn nicht geradezu beſtechlich und böswillig, waren ſie wie mit Blindheit geſchlagen. So daß ſeit der erſten Predigt der Reformation keine ſchmachvollere und tödtlichere Wunde dem Glauben, der Frömmigkeit, dem Reformationswerk geſchlagen, und den Feinden Gottes und der Wahrheit kein ſcheinbarerer Grund zu Läſterungen gegeben worden iſt, als von dieſen Lehrern und Schülern.

Das Volk, jetzt auf die Staatsmänner ſchauend, welche ohne Beharrlichkeit und Feſtigkeit waren, ſchwankend und ſich abquälend unter der Laſt ihrer eignen, allzuhoch greifenden Unternehmungen, geſchäftig im Kleinen und kleinlich im Großen, — das Volk, hintergangen und entfremdet, zeigte auf verſchiedene Weiſe ſeinen Verdruß; die einen verachteten jetzt die Perſonen, welche man zuvor hoch geehrt hatte; die andern fielen von ihnen ab, ſchmähten ſie, oder verſchworen ſich gegen ſie. Und dann auf die Kirchenmänner ſchauend, ſah es, wie dieſe unter dem Deckmantel einer feinen Heuchelei ihre eignen Thorheiten predigten, und nicht das Evangelium, wie ſie Miethlinge, habſüchtig, ungelehrt, verfolgungsſüchtig, keine Freunde der Wahrheit, und ihren Vorgängern in den meiſten an ihnen verdammten Laſtern ganz ähnlich waren — und ſo wurde das Volk, welches eine Zeitlang durch den erheuchelten Eifer der Kanzelredner war warm gehalten worden, nach einer verfliegenden Hitze kälter und verhärteter als zuvor; die einen wandten ſich zur Liederlichkeit, andere zu einem ſeichten Atheismus, ſetzten die alte Religion bei Seite und ärgerten ſich an der gehofften neuen.

So machten diejenigen, welche noch kürzlich als unſere größten Befreier geprieſen worden waren, und die Gunſt und das Vertrauen des ganzen Volks beſaßen, dadurch, daß ſie ſich ihrer Aufgaben ſo unwürdig entledigten, ihre Stellung wankend, und ſich ſelbſt unfähig, Verwalter und Schirmherren der von ihnen verkündeten Freiheit zu ſeyn, aber ſie machten auch das jetzt noch ſchlimmer und zügelloſer gewordne Volk unfähig, jetzt überhaupt irgene eine Freiheit zu ertragen. Denn die Geſchichte lehrt uns, daß die Freiheit, wenn man ſie zur Unzeit, in einem verdorbenen und entarteten Zeitalter zu erlangen trachtet, Rom ſelbſt nur noch härtere Sklaverei brachte; denn die Freiheit iſt wie ein ſcharfes, zweiſchneidiges Schwert, und kann nur von gerechten und tugendhaften Männern gehandhabt werden; für die Schlechten und Zügelloſen wird ſie zum Verderben und Unheil in ihrer eignen Hand; und ſie wird auch in vollem Maaß nur gegeben von ſolchen, welche das ſeltne und glückliche Talent haben, zu erkennen, was für ein Volk beſchwerlich und ungerecht iſt, und wie ſolche Uebelſtände weislich zu entfernen ſind; welche gute Geſetze noth thun, und wie man ſie tüchtig und heilſam abfaſſen muß, damit die Guten der Freiheit ſich erfreuen, die ſie verdienen, und die Böſen den Zaum fühlen, der ihnen noth iſt. Aber um dieß zu erkennen und zu leiſten — die heroiſche Weisheit, welche dazu erforderlich iſt — überſtieg bei weitem die Grundſätze dieſer ſeichten Politiker; was Wunder daher, wenn ſie, erdrückt von der zu ſchweren Aufgabe, unterſanken? Denn Britannien, um eine ſelten gehörte Wahrheit auszuſprechen, iſt zwar ein an tüchtigen und kriegsmuthigen Männern fruchtbares Land, aber es iſt von Natur nicht allzufruchtbar an Männern, die tüchtig wären, im Frieden gerecht und klug, nur den Eingebungen ihres Mutterwitzes vertrauend, zu regieren. Man erwägt nicht gehörig, daß Artigkeit, Klugheit, Liebe zum öffentlichen Beſten mehr als Trachten nach Geld oder eitler Ehre, unſerem Boden gewiſſermaßen ausländiſche Gewächſe ſind, daß ſie hier nur wachſen und gedeihen in Geiſtern, welche wohl angebaut werden und erfüllt mit tüchtiger und fleißiger Bildung und Unterweiſung; ſonſt aber ſind ſie zu unpolitiſch und zu grob, oder ungeſtüm und unempfänglich für die Kunſt und Tugend, eine wahrhaft bürgerliche innere Regierung zu verſtehen oder zu führen. Tapfer ſind ſie und wohl gewacht eine Schlacht zu gewinnen; aber um Ziel und Zweck des Gewinnens zu begreifen und zu erfaſſen, uneinſichtig und unklug; in Glück und Unglück gleich unempfänglich für Belehrung. Denn die Sonne, die uns fehlt, reift die Einſichten wie die Früchte, und wie Wein und Oel bei uns vom Ausland eingeführt werden, ſo müſſen reife Einſicht und viele bürgerliche Tugenden in unſere Seelen eingeführt werden durch ausländiſche Schriften und durch Muſter aus den beſten Zeitaltern; ſonſt werden wir immer irre gehen und unſere Verſuche großer Unternehmungen werden fehlſchlagen. Daher waren ihre Siege ebenſo fruchtlos als ihre Verluſte gefährlich, und ließen ſie, obgleich immer ſiegreich, unter ſolchen Beſchwerden und Uebelſtänden ſchmachten, unter welchen ſonſt die Beſiegten leiden u. ſ. w." —

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Dr. Guſtav Pfizer in Stuttgart einzuſenden.

München, in der Litterariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Th. Widenmann.

Nr. 147 u. 148.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 December 1839.

Der Regenbogen.

Von Campbell.

Triumphthor, das aus Wolken bricht,
Wann weicht der Stürme Zwist,
Ich forsch' bei stolzen Weisen nicht
Um Antwort, was du bist.

Noch stets, wie in der Kinderzeit,
Sey, Lichtbild, mir die Bahn,
Drauf Geister zu der Seligkeit
Des Himmels steigen an.

Auch ist es ja kein Traum, kein Tand,
Es ist des Höchsten Schwur,
Was kündet deiner Strahlen Band,
Sey heiliger Natur.

Als über'm Grün du stiegst hervor
Des sintfluterissnen Lands,
Wie staunt' der Greise Aug empor
Zum nie gesehn'en Glanz!

Und wie du tratst der Berge Joch,
Voran dem Pilgerfuß,
Hob's Kindlein jede Mutter hoch,
Dem Gottesgruß zum Gruß.

Wohl glaublich, daß aus Menschenmund
Das erste Lied jetzt drang,
Daß auf dem meerbefreiten Grund
Der erste Dichter sang.

Und jeder spätre wonnerfüllt
Begrüße so dein Licht,
Der ältesten Verheißung Bild
Werd' ihm auch zum Gedicht!

Der Erde Weihrauch zu dir quillt,
Die Lerche Dank dir singt,
Wann aus dem perlenden Gefild
Der weiße Erdschwamm springt.

Wie über Thurm und Berg und Thal
Dein Gürtel gierreich steht,
Und sendet seinen Widerstrahl,
Tief, tief in Meeres Beet!

Noch glänzt auf dunkler Wolken Zug
So morgenfrisch dein Sieg,
Wie damals wo des Adlers Flug
Aus dumpfer Arche stieg.

Denn frisch stets, seinem Worte treu,
Baut dich des Meisters Hand,
Und ewig strahlt in Jugend neu
Des Friedens ältstes Pfand!

Schottisches Lied.

Von einem zwanzigjährigen Bauernburschen, in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts.

Sie singen von Nelly, sie singen von Nelly,
Und Manchem gibt Suse viel schmerzliche Pein;
Die Einen mehr freudvoll, die Andern mehr leidvoll
Und Andere singen: „in sähem Verein;"
Doch unter den Mädchen gefällt mir nur Käthchen,
Und sprech' ich mein Herz aus, sey's dieses allein:
Ich frag' nicht nach Schätzen, es kann mich nichts letzen
Als du nur, mein Käthchen: ach wärest du mein!

Mich labt ihre Schönheit, ihr Aug' gibt mir Kühnheit,
Ihr freundlich Benehmen ist lauter und rein;
Drum du, mir im Herzen, o mach' mir nicht Schmerzen,
Ergib dich mein Käthchen und werde du mein!

Wie mild ihr Betragen! Kann Jedem was ſagen!
Ihr Anzug wie ſittig, wie zierlich und fein!
Die Wangen wie ſonnig! die Züge wie wonnig
O lieblichſtes Käthchen, o werde du mein!

Wie Strahlen im Frühen das Hochroth durchglühen
Strahlt ihr aus den Brauen des Augenlichtes Schein;
Die Locken ſo helle in reizender Welle!
Mein lieblichſtes Käthchen willſt werden du mein?
Ihr Antlitz ſo glänzig, ſo mädchenhaft lenzig,
Gleich ſchüchternen Roſen dort drüben am Rain!
Wie ſchlank und wie flüchtig, wie zart und wie tüchtig!
Mein lieblichſtes Käthchen, o wäreſt du mein!

Wollt' mir auf den Auen ein Häuslein erbauen,
Da ſchlöſſ' ich, wenn's kalt wärd', mein Holdchen recht ein,
Ihm ſingend und ſaitend manch Kurzweil bereitend,
O lieblichſtes Käthchen, o wäreſt du mein!
Wollt' pflügen und mähen, das Haus zu verſehen
Mit allem was Noth thut für Kaſten und Schrein
Wie mangl' es dem Liebchen! es wärm' ſich im Stübchen!
Wie wollt' ich dich pflegen, wärſt, Käthchen, du mein!

Es ſoll mich die Treue ſtets lehren aufs neue
Zu lieben ſo lang uns das Leben gemein;
Die Jugend mag gehen, doch Lieb wird beſtehen,
O lieblichſtes Käthchen, o wärſt du erſt mein!
Doch ſollte das Mädchen umdrehen das Rädchen
Und Andere lecken wagherzig zu ſeyn,
Will ich's nicht beſtreiten, nur ſtill es bedeuten:
„Geh hin, falſches Käthchen, nie wirſt du ja mein!“

Fr. Rotter

Der Alchymiſt.

(Schluß)

Achter Auftritt.

(Francesca bleibt ohnmächtig. Lelio aus dem Spielhauſe kommend.)

Lelio.

So, ſo, jetzt endlich, jetzt iſt's abgethan.
Ich habe brav gefochten, doch vergebens.
Es war ein Kampf wie bei den Thermopylen,
Kein einz'ger Thaler als unwärd'ger Sparter,
Blieb übrig um der andern Flucht zu melden.
So wär' ich denn des ſchnöden Goldes los,
Bereit mit Gott die Rechnung abzuſchließen.
(Francesca bemerkend.)
Wie? eine Frau? vielleicht daß mir die Liebe
Vor meinem Ende ein Almoſen reicht.
(Auf ſie zugehend.)
Donna!
(Pauſe.)
Kein Laut!
(Sich über Francesca neigend.)
Sie liegt in Ohnmacht, kalt
Die Hand, die Stirn — doch welche Aehnlichkeit!
Wie wenn's Francesca — doch, weiß Gott, ſie iſt's.

Francesca.

Ihr täuſcht Euch nicht, ja, gnäd'ger Herr, ich bin's

Lelio.

Was wollt Ihr hier, auf dieſer Schwell' Euch windend?

Francesca.

Ihr wißt nicht, daß in einer Stunde man
Zum Tod ihn führt?

Lelio

Wen?

Francesca.

Baſio'

Lelio.

Ihn? warum?

Francesca.

Sie haben ihn verklagt, gerichtet, weiß ich's?
Gerichtet, wie man richtet in Florenz.
In einer Nacht, ganz ſtill und ohne Zeugen
Wie anderwärts man mordet.

Lelio.

Doch weßhalb?
Weß ſoll er ſchuldig ſeyn?

Francesca.

Des Gräßlichſten;
Ich ſag's Euch, und indem ich's ſage, zweifl' ich,
Ob denn nicht ich Grimaldi's Mörderin ſey.

Lelio.

Was? ich begreif's nicht; Baſio verurtheilt
Weil, ſagt Ihr, wie? — er meinen Onkel
Grimaldi fortgeſchlagen, Baſio, er?

Francesca.

Er ſelbſt! Ihr glaubt's nicht? o wie gut Ihr ſeyd!
Doch wie, Ihr waret hier, und wußtet nicht
Was, großer Gott, ſich ſeit zwei Tagen zutrug?

Lelio.

Weil ſeither, Donna, ich zu meiner Schande
Hier die verruchte Höhle nicht verließ.
Weil, Leib und Seele ganz beim Höllenſpiel,
Ich nichts von allem hörte, was man ſagte.

Francesca.

Herr, gnäd'ger Herr, o hört, die Stunde ſchlägt.
(Sie zählt leiſe, dann laut.)
Fünf, ſechs (es ſchlägt ſechs Uhr. Chor in der Ferne).

Lelio.

Hat Baſio jemand angegeben?

Francesca.

Nicht eine Seele....

Lelio.

Kann gewiß ich's glauben?

Francesca.

Gewiß! ... o Gott!

Lelio.

Was iſt Euch?

Francesca.

O da kommt er!

(Die Hand ausſtreckend.)

Soldaten, Prieſter, mein Herz wie ſchaudert's dir!

Lelio (nachdenkend, eben an der Treppe).

Soll Faſio ſterben, der Niemand verrieth.

(Hüllt ſich in den Mantel und lehnt ſich an die Thore des Palaſtes.)

Neunter Auftritt.

(Soldaten, Mönche mit Fackeln und der Muttergottesfahne. Der Chor folgt. Faſio, hinter den Nachrichtern, zwiſchen einem Prieſter und Raffaelle. Lelio eben an der Treppe, Francesca unten, der Chor ſchweigt.)

Faſio (ſtille ſtehend).

Dank Raffaello, ſchon iſt's allzuviel,
Glaubt mir, jetzt iſt es Zeit, verlaßt mich,
Ich will, ich darf Euch länger nicht beſchweren,

(Auf den Prieſter deutend.)

Da iſt der Mann, der mich dem Streiche beugt.
Leb', Dichter, wohl, nun Prieſter iſt's an dir,
Vom Heiland mir und ſeiner Lieb' zu ſprechen.

(Gedämpfte Muſik.)

Francesca (mit bittender Stimme).

Mein Faſio!

Faſio.

Francesca!

Francesca (in ſeine Arme ſtürzend).

Faſio! Faſio!

Faſio (ſie an ſein Herz drückend).

O arme Frau! ich hoffte deiner Seele
Den bitteren Kelch des Abſchieds zu erſparen
Und mir den Schmerz noch einmal dich zu ſehen,
Eh' auf das Blutgerüſt ich ſtiege!
Allein der Herr, er will der Opfer zwei,
Da er dich zu dem blut'gen Feſte lud.
Sein Will' geſchehe, auf Erden wie im Himmel.

Francesca.

Ach! dieſe Nacht verſucht' ich für dich Alles,
Doch traf ich nichts als Herzen ohne Mitleid,
Und vor den Menſchen wie vor Gott beugt' ich
Umſonſt die Kniee in unſres Jammers Fülle.
Da Gott und Menſchen Hülfe uns verſagen,
So bleibt uns nichts mehr übrig als zu ſterben.

Faſio.

Francesca, ſtill, laß in der letzten Stunde
Den Zweifel, der wie Gotteslästrung klingt,
Bedenk' ergeben, daß nur mich allein
Das blut'ge Leichentuch umfangen ſoll,
Bedenke, daß dich heil'ge Bande noch
Ans Leben knüpfen durch des Lebens Knoſpe,
Daß, wenn für mich zum Opfer du dich bringſt,
Du in der Wiege unſer Kind verwaiſt läſſt.
Das arme Kind, das keine Mutter hätte,
Deß Thränen ſeines Vaters Schmach abwaſchen!
Wohl weiß ich, daß es ſüßer für uns wäre,
Vom gleichen Schlag getroffen, Herz an Herz,
Des Auferſtehens Stunde zu erwarten.
Doch ach! der Herr in ſeiner Strenge will
Es mit uns anders, beten wir ihn an.

Francesca (in die Kniee fallend).

O Faſio!

Faſio.

Nachrichter, binde mir
Die Hände los, daß ich ſie ſegnen möge.

(Der Nachrichter bindet ihm die Hände los.)

Dank Bruder.

Nachrichter.

Gilt Euch!

Faſio (gen Himmel blickend, der ſich rötet).

Ich verſteh' — es tagt!

(Die Hände über Francesca haltend.)

O Jungfrau, Gattin, Mutter, in der Liebe
Dreieinigkeit, du dreifach heilig Herz,
In eine einz'ge Seele hingeſchmolzen,
Mit einem Fuß ſchon auf dem Blutgerüſt,
Und vor dem Himmel, der uns bald vereint,
Sega' ich dich, Weib, im Namen des Allmächt'gen,
Steh' auf, es winkt der Tod, die Stunde ſchlägt.

Francesca.

Noch nicht, noch nicht, nein, bleibe Faſio.

Faſio.

Hörſt du's, der Himmel ſelbſt gebietet uns
Zu eilen.

Francesca.

Ach!

(Die Muſik ſchweigt.)

Faſio.

Ich bin bereit.

Lelio

(von der Treppe herab, die Arme ausſtreckend).

Haltet ein!

Raffaello.

Habt Ihr gehört, was dieſer Mann da ſagt?

Lelio.

Ich ſag', ihr Herren, euch im Herzogs Namen,
Nicht weiter einen Schritt zu thun.

Francesca.

Gott!

Lelio.

Ich ſag' euch, daß ihr ein unſchuldig Opfer
Geſchlachtet hättet, wenn nicht der gerechte Gott
Zur rechten Zeit auf euren Weg mich führte.
Das ſag' ich, und wenn einer daran zweifelt,
So hört zwei Worte als den kräftigſten Beweis:
Den Mörder kenn' ich — denn ich, ich bin der Mörder.

(Er ſteigt die Treppe herab.)

Faſſo.

O Himmel, Lelio.

Franceſca.

O Gott, mir ſchwindelt.

Lelio (Faſſo die Hand reichend).

Man darf ſich, Faſſo, auf dein Wort verlaſſen.
Hab' Dank, doch will auch dir ich jetzt beweiſen,
Daß deines Opfers ich nicht unwürdig war,
Und kommt nur endlich der erſehnte Tod,
So ſey für's Kopfabſchneiden meine Wahl.

(Sich faſſend.)

Ich hab' es Euch geſagt, ich bin ein Mörder,
Ihr dürft ſogleich es allwärts wieder ſagen,
Nicht er, nein, ich bin nun der arme Sünder,
Und der Proceß fängt ganz von vornen an.
So führt mich dann ſtatt ſeiner ins Gefängniß.

Faſſo (halb laut).

Ihr, Ihr auf das Schaffot!

Lelio (zieht ein Fläſchchen aus der Taſche).

Ich habe Gift.

Franceſca (wirft ſich in Faſſo's Arme.)

Mein Faſſo.

Faſſo.

O Gott, ich danke Dir!
Das Gold, das ich ſo lange ſuchte, haſt
Du mir verſagt, doch an des Goldes Statt
Wie in dem Tiegel nach der Feuerprobe
Fand ich, o Gott, in meines Unglücks Tiefe
Die warme Seele, hoch- und demuthsvoll
Das himmliſche Juwel aus deiner Krone.

Ernſt,

das Chartiſten-Epos.

(Schluß.)

Daher, als Milton ſich an die Abfaſſung ſeines Verlornen Paradieſes machte, finden wir, daß er der Monarchie des Himmels das Wort redete gegen Satans Rebellion, und in der Perſon des letztern die ſcheinbaren Lehren revolutionärer Unzufriedenheit und demokratiſchen Ehrgeizes verdammt.

Welche Hoffnung hegen die Chartiſten, daß aus einer neuen Revolution im demokratiſchen Sinn beſſere Ergebniſſe entſpringen werden, als die, worüber Milton klagt? Haben ſie beſſere Materialien, um damit zu arbeiten? Wir nehmen an daß ſie dieß glauben, denn eine ihrer Reſolutionen und der Grund dafür lautet ſo:

> Gut iſt es, daß die allgemeine Stimme
> Ueber das allgemeine Wohl entſcheide,
> Denn Unterricht hat Einſicht weit verbreitet
> Und mit der Gabe des Gebrauches Recht.

Nun denn! ſolche Reſultate ſind erzielt worden entweder mittelſt der bisherigen Inſtitutionen, oder trotz denſelben. Die eine Annahme wie die andere iſt uns genehm und zu unſern Gunſten. Wenn letzteres, ſo kann die Kraft, welche ſchon ſo weit triumphirt hat im Gegenſatz gegen ſie, noch größere Triumphe erringen, verbunden mit ihnen. Wenn erſteres: wie ungerecht und gefährlich zugleich, ſolche Wohlthaten mit Vernichtung zu vergelten! Von beiden Annahmen iſt dieſe auch die wahrſcheinlichere. Ehe man von Reform in Kirche oder Staat reden kann, müſſen dieſe Inſtitutionen exiſtiren, um reformirt zu werden, und ihre Nützlichkeit muß ihrer Corruption vorangegangen ſeyn. Daher hüte man ſich, daß man nicht, um zu reformiren, zerſtöre, damit man nicht gar das Holz umhaue, aus dem man den Stab machen will. Jetzt hab' ihr eine Kirche und einen Staat; aber nicht eben ſo gewiß iſt, ob, wenn dieſe weggeräumt ſind, ihr noch Materialien haben werdet, um eine neue Kirche und einen neuen Staat beſſer oder ſchlechter, zu bauen. Das iſt der Punkt! und es iſt gerade derjenige, wo das Princip der phyſiſchen Gewalt ſich als irrig zeigt!

Die erſte und die letzte Berufung ſoll und muß an die moraliſche Kraft gemacht werden. Shelley hatte hievon die klarſte Einſicht; er begehrte keine andre, um ſeine viſionären Entwürfe auszuführen. Es iſt charakteriſtiſch an den beiden Dichtern, daß Shelley ganz ideell war in ſeinen Stoffen, und bis zum Uebermaß phantaſtiſch in der Compoſition ſeiner Gedichte, während der vorliegende Poet ſeine Charaktere und Begebenheiten bei den Männern und Weibern der Wirklichkeit geſucht und gefunden hat, und in ſeinem Styl ſtreng und bündig iſt wie Dante. Die Strenge und Einfachheit ſeines Styls iſt bewundernswerth — er iſt würdevoll zugleich und verſtändlich; die künſtleriſche Geſchicklichkeit, welche ſich darin offenbart, ſetzt uns in Erſtaunen. Die ſchon mitgetheilte Schilderung Chriſtoph Ernſts und die Rede des Engels ſind ebenſo großartig als paſſend. Jetzt die Viſion ſelbſt:

> Geſichte ſah ich ſonſt ſchon, Träume träumt' ich.
> Und das lebhafte — und hielt ſie für wahr. —
> Sie gleichen ſo der Wahrheit — jetzt nicht mehr!
> Nein! wie die Hölle falſch ſind ſie geweſen.
> Ich weiß, daß falſch ſie waren, ſo gewiß
> Als das: daß dieſe Lampe nicht die Sonne,
> Nachdem ich beide hab' geſehn. Ein Engel
> Kam zu mir geſtern Nacht, ein Engel des Herrn. —
> Nein, fahrt nicht auf! hier ſey' ich meine Seele
> Zum Pfand, und wenn ich eine Lüge ſage,
> So faſſe mich der Erzfeind ſelbſt (und ihr
> Seyd Zeugen dieſes Pacts!) zur Stelle gleich
> Und halte ewig mich in ſeinen Qualen.
> Ja wahrlich nichts Gering'res war es, als
> Ein Herrlicher des Himmels, ein Engel Gottes.
> Wohl kannt' ich ihn, nicht daß ich ihn geſehn
> Mit Augen, — mit der Seele fühlt' ich ihn;
> So war es. Schon zu Bette war mein Weib
> Und meine Kinder all, nur ich ſaß da

Brütend ob meinen dämmernden Gedanken,
Schwach wie die Aſche dem Erlöſchen nah.
Plötzlich durchblitzt' ein heftig Licht das Zimmer,
Als flammten tauſend Sonnen auf mit einmal,
So hell daß es auslöſchte alles Andre,
Und nichts vor ſeinem Glanze ſichtbar blieb.
Ich ſah mich um, doch es verſagten mir
Die Augen, des Geſichts war ich beraubt;
Doch war bewußt mir ein Anweſendes —
Der Geiſt, der dieſes Lichtes Weſen war,
In ſeinen Glanz gehüllt; ein ſeltſames
Bewußtſeyn, dieſer Erde nicht gehörend;
Nicht läßt es ſich erzählen, hören, wiſſen
Wie angedonnert ſtand ich da, hinaus
Ueber's Erſtaunen, und es drängte mir
Sich dieſe Wahrheit auf; es war kein Ton,
War keine Stimme, die durchs Wort ſich ausſprach,
Die Wahrheit ſelbſt war's; nicht zum Ohr ſprach ſie,
Unmittelbar berührte ſie die Seele,
Unſinnlich.

Eine ebenſo ſchöne Probe von paſſender Angemeſſenheit iſt gegeben in der Rede eines Zweiflers und Spötters, welche von Arthur Hermann dahin beantwortet wird: es ſey jetzt die Zeit gekommen zu gemeinſamem Handeln und nicht zu ſeparatiſtiſchem Grübeln. Die Moral der oben citirten Viſionen ſcheint in Folgendem enthalten. Religion, ſagt der Dichter:

Iſt eine friſche Seele, eingehaucht
Dem alten Menſchen, ſo gewaltig und
So alldurchdringend, daß ſie Alles an ihm,
Sogar ſein träges Fleiſch, macht neugeboren
Im Geiſt; ſo daß, auf welchem Weg er wandelt,
In wildeſter Gefahr und Noth er fühlt
Die Gegenwart, den Schutz von ſeinem Gott.
Und wunderbar, in dieſer Kraft, Trotz bietet
Der ganzen Welt. Oh! wenn du ſinnſt auf große,
Gefährliche und kühne Unternehmung:
Sey fromm! damit du werdeſt ſtark an Kraft
Und alle Hemmungen beſiegſt! Schau' auf
Zu Gott, und auf die Menſchen nieder; biſt du
So voll inbrünſtigen Vertrauens, daß es
Wie Feuer alle Furcht verzehrt, vernichtet:
So wandelt deine Stirn in Diamant ſich
Gegen der Feinde Drohn; kein Zweifel quält,
Keine Beſorgniß ſchreckt dich; alles thuſt du,
Als hätt' dein Ohr vernommen Gottes Stimme:
Geh hin und thu's! Nur das iſt unſre Größe
Und unſre ſtolze Ahnenſchaft: daß wir
Stammen von Gott! Denn was als Kleinheit kann
Vom Menſchen kommen, von dem Wurm des Staubes?
Er muß abthun ſich ſelbſt, — ein neu Geſchöpf
Werden dem Herrn: dann wird die Kraft er fühlen
Um Welten zu verſetzen. Dann, wie hoch
Der Himmel iſt über der Erde, wird
Sein Muth ſich heben über ſeine Furcht,
Bis klein erſcheint das rieſenhafteſte Schreckbild
Wie ein entfernter dunkler Fleck; dann mag
Gefahr mit ärgſten Stürmen ihn umbrauſen:
Er wird ſein Haupt, wird ſeine Bruſt entblößen,
Zu ſtählen ſeine Nerven in dem Toben;
„Komm, komm Gefahr! ein Sturm nur biſt du! bald
Bläſeſt du vorüber, ich — ich ſtehe feſt
Und ſpotte deiner! Solch ein Geiſt war es,
Welcher ergriff des jungen Hermanns Seele.

Wir beklagen die Verirrung des Dichters in dieſer Beziehung um ſo mehr, als er in dem Charakter Arthur Hermanns ein Talent in Schilderung von Gemüthszuſtänden und Entwicklungen gezeigt hat, welches ihm hätte trefflich zu Statten kommen können. Er wird geſchildert als Mitglied einer organiſirten Verbrüderung:

Wo jeder eifrig war, nicht nur vom eignen
Eifer beſeelt, ſondern auch von der Inbrunſt
Der ganzen Schaar. Sie waren längſt verbündet,
Doch ſo, daß von des Lands Beherrſchern ſie
Geachtet wurden nur, ſo wie ſie ſchienen,
Als ſtrenge Prediger und fromme Hörer,
Nur trachtend nach dem Himmel, wenig ſorgend
Um dieſe Welt, und wie ſie ſey regiert,
Und nicht geſonnen ihre Ruh' zu ſtören.
Sie nahmen zu — die Andern tranten ihnen.
Vertrau'n! fürwahr du biſt ein guter Fechter,
Aber untüchtig ganz den Schild zu halten.
Täglich und ſtündlich nahm nun zu die Schaar,
An Stamm und Zweigen, rings über die Gegend
Ausbreitend ſich, wie ein noch junger Ruhm;
Die von den Armen, welche nicht zu ihnen
Gehörten, lebten wie Peſtangeſteckte —
Man floh ſie, deutete auf ſie mit Fingern.
Sie hatten eine gute Sache, die ſie,
Was mehr iſt, beſſer machten noch durch ihr
Verfahren. Denn ein Thor iſt, wer da denkt
Nieder den Staat zu ſchreien mit einer andern
Loſung und Feldgeſchrei als: Religion!
Heiß ſchmeckt der Hochverrath, und heiß muß ſeyn
Der Hunger, welcher ihn hinunterſchlingt —
Ein ſchwärmend enthuſiaſtiſcher Heißhunger;
Und dieſer Enthuſiasmus iſt ein Feuer,
Vom eignen Rauch ſich nährend; — leicht erhalten,
Wenn man ihm nur abſchneidet feſt're Nahrung
Und es mit Dünſten füttert. Wer klar ſieht,
Iſt kein Zelot; die Wahrheit reinigt ihm
Die träumeriſchen Dunſtgebilde; nur
Wo keiner Einſicht hat und jeder glaubt
Was er nur hört, da iſt der Schwärmer König
Und hat ein weitgedehntes Königreich!
Drum Heil dir, o Religion! du Mutter,
Nährende, dieſes Feuers, das beſtimmt iſt

Des Menſchen Feſſeln zu verzehren, leicht
Wie mürbe Stricke!

Beherrſcher des Landes! hier iſt auf eure Unwiſſenheit und die ſpecifiſche Seite derſelben ſcharf und klar hingewieſen! Ueberlegt euch dieſes, ſo gewiß euch die Wohlfahrt des Königreichs am Herzen liegt! Die Männer, die ſich gegen euch aufgeſtellt haben, ſind, wie ſie ſich ſelbſt nennen: „Heilige," ſind Leute, die „immer das Lob Gottes in ihrem Munde führen, und in ihren nervigen Händen ein zweiſchneidiges Schwert, ſcharfe Rache zu üben — um Könige niederzuſchlagen und die Niedergeſchlagenen in Bande zu werfen, ſie und ihre Edeln." Das Gedicht beſchreibt dann noch andere Mittel, ihre Zahl zu vergrößern, und die Disciplin unter den Genoſſen zu verbeſſern.

Um in Eins zu faſſen Alles:
Sie waren eine Maſſe, ſtark genug
Um zu gefährden einen ſtärkern Staat,
Und alle ſo kompakt in Eins verſchmelzen,
Daß unaufbleiblich aus der drohenden
Gefahr der ſichre Umſturz mußte keimen.

Wir glauben, daß in all dieſen Beſchreibungen durchaus keine poetiſche Uebertreibung iſt. Nachdem nun alles ſo vorbereitet iſt, wird ein Jahrmarkt benützt, um in furchtbaren Haufen ſich herbeizudrängen; die anweſende Yeomanry (die berittene Miliz) verlangt die Auslieferung von Heß, Hermann und Linſingen; dieß wird abgeſchlagen. Chriſtoph Ernſt iſt der Vorderſte in dem nun folgenden Gefecht und wird getödtet —

Sein Hirn, zerſchmettert von Piſtolenſchuß,
Beſpritzte den Soldaten, dem der Nebel
Des Todes nicht ſo ſehr das ſichre Auge
Verdunkelte, als er aufs Korn ihn nahm.

Der alte Harſner betheuert, er habe die Seelen Ernſts und andrer, die in dem Kampf gefallen,

„geſehen ſich erheben,
Zu Glorie zum Himmel ſchweben;"

und ermuthigt durch ſeine wilden Töne und Weiſen, greift ſofort die Schaar das Schloß des Grafen Stolberg an, deſſen Leichnam auf dem Felde liegt. Der Leſer ſieht, daß, um die unmittelbare Bedeutung des Gedichts zu maskiren, Perſonen und Orten, die offenbar engliſch ſind, deutſche Namen gegeben werden.

Das eilfte Buch beginnt mit einer kraftvollen Apoſtrophe an die Verwegenheit, „die Hände nur, und keine Zunge hat." Die Beſatzung von Schloß Stolberg wird durch den Grimm des Volkes vernichtet; dann berathen ſich die Verſchwörer und faſſen den Beſchluß, für ihre Sache den Beiſtand der Schmuggler auf der Küſte zu gewinnen. Dieß geſchieht — und die Angabe der Mittel zeigt die Bekanntſchaft des Dichters mit der bezeichneten Lebensweiſe. Der Auftrag wird Linſingen angeboten, der aber, als das Haupt, ſich weigert der Fuß zu ſeyn, und daher unterzieht ſich demſelben der großmüthigere Hermann, der, wie ſich am Ende zeigt, nicht der Sohn des alten Verräthers iſt, ſondern ein Findling aus der königlichen Familie Ernſt. Linſingen, Lucy und ihr Vater fallen als Opfer der Inſurrection. Aber doch iſt es mehr als eine Revolte — es iſt eine Revolution. Die Volksſache ſiegt, und das Gedicht ſchließt ſo:

Doch, Hermann? Wo bleibt der?
Wo iſt der König? Komm' und zeige dich,
Daß dir Ergebenheit pflichtmäßig huld'ge,
Dich krön' mit der freien Kron', um die
Lorbeeren wand der Sieg. O komm! es ruft
Nach dir dein treues Volk. O zeige dich,
Ein feſtlich Schauſpiel, ihrem frohen Auge,
Und ſey ſo königlich in deiner Gnade,
Als ſie in ihrer Liebe treu und eifrig.
Nach dir fragen ſie Alle — dumpf pflanzt ſich
Die Frage fort, jetzt wird ſie ſtürmiſch laut —
Doch Niemand weiß Antwort. Ha, das iſt ſeltſam!
Seltſam, daß Rumpf und Glieder ſtehn allein,
Und weg das Haupt iſt. Wann ward das erhört!
Verſchwunden ein König und verſchollen ganz
Wie ein Zigeunerbub! Verrath, geſteh's:
Erſchlugſt du ihn? wenn dieß, ſo wirſt du's büßen,
Fürchterlich büßen einem Zorn, deßgleichen
Man niemals wüthen noch geſehn, dem Zorn
Eines wahnſinn'gen Volks. Doch wer ſah ihn
Zuletzt, zu welcher Zeit? an welchem Ort?
Da ſprachen viele, doch nur Einer ward
Gehört, denn ſeines Anſehns ernſte Würde
Wog auf den Werth von vielen andern Zeugen;
Er war's — der ehrliche Schäfer; der trat vor
Und ſprach: „ich liebte ſehr und ehrte ihn,
Drum während der Gefahr des Tags hatt' ich
Ein ſcharfes Aug' auf ihn; als wir aufbrachen
Zuletzt, ſtand er, ermunternd, an der Spitze,
Der erſte ſelbſt im Zug. Ich folgte ihm
Furchtlos, denn etwas Uebermenſchliches
Hatt' er in ſeinem Weſen; ſo ſchien's mir,
Und ward in ſeiner Haltung offenbar.
Gradaus ritt über Steck und Stein und Hügel,
Ritt über Sumpf und Dickicht er, hinein
Mitten in die Gefahr und in die Feinde,
Gefaßt von raniſchem Schrecken; forderte
Heraus den Tod auf ſich, doch gab ihn keinem;
Er führte keinen Schlag, that keinen Schuß,
Sondern, ſein Schwert ſchwer an des Pferdes Seite
Herniederhängend in der Hand, als wär
Sein Arm zerſchmettert — ſo ritt er dahin,
Und alſo folgt' ich ihm bis an den Fluß
Oder ganz nah' dabei; doch als dem Ufer
Wir nahe kamen, ſtrauchelte mein Pferd
Im dicken Röhricht, ſtürzte, und ich drunter —
Beſinnungslos, betäubt, ſah ich nichts mehr;
Bald aber wieder mich vom Sturz erhebend,

Sah ich mich um, und nichts mehr vor mir sah ich;
Doch hinter mir floß still der rasche Fluß;
Das Kriegsgetöse lärmt' auf beiden Seiten,
Wie ihr es Alle hörtet: Ich bin fertig.
Der Himmel gönn' uns bessre Gewißheit
Als ich kann bieten." Groß Gemurmel hob sich.
Weil diese ganze Kunde gab kein Licht,
Nur dunklern Zweifel. Dann mit Stangen ward
Der Fluß durchforscht und allen Mitteln, ihm
Die Wahrheit abzudringen, doch vergebens;
Denn war's auch so: wenn solch ein königlicher
Gewinn ihm einmal zugefallen war,
So ließ sich hoffen kaum, daß er zurück
Ihn geben würde; und nach aller Mittel
Erschöpfung stand da die Rathlosigkeit,
Gekreuzt die Arme. Doch gleichgültig floß
Die Zeit dahin; die Tage häuften sich
Zu einem vollen Monat; und inzwischen
Besann das Volk sich und bekannte: klar
Habe gezeigt sich hierin Gottes Finger;
Beruhigt, heiter wurden die Gemüther.
Drum, als sie nach dem Brauch zusammenkamen,
Nur festzusetzen Regiment und Ordnung,
Und nun die Frage war, wer sie beherrschen
Sollte an des verschollnen Königs Statt,
Da schrie das ganze Volk aus Einer Seele:
„Nein keinen Herrscher, keinen andern wollen
Wir haben; sein Gedächtniß — das Gesetz,
Das er uns gab — die seyen unsre Herrscher!
Auf seinem leeren Thron soll keiner sitzen,
Bis er zurückkehrt — denn nur seine Zeit
Wartet er ab, so wie die Vorsehung
In grauen Zeiten es zu ordnen pflegte,
Und wie in jüngern Zeiten man's erlebt.
Er naht uns wieder in der Zeit der Noth,
Hat stets ein wachsam Aug' auf uns. Inzwischen
Wollen wir unsern Heldenpatrioten
Ehren, nächst Gott zumeist, mit Festesfeiern,
Ermangelnd keines Schmucks und Gepränges,
Mit jährlicher Begehung seiner Tage,
Und mit der Herzensanbetung, die heißger
Und tiefer ist als Alles, daß niemals
Die Wohlfahrt dieses Lands vergessen möge,
Woher sie stamme, und nicht ihm, den Quell
Von Allem und den Gründern; daß weiterhin
Sein immer wachsendes Gedeihen mit
Gleichmäßigem Wachsthum vollster Dankbarkeit
So sey's — und wie du, Ernst, kommst je du wieder,
Uns finden möchtest, wollen zu seyn wir streben!

Dieß erinnert einen an des Sophokles Oedipus auf Kolonos.

Wir haben jetzt hinlängliche Proben mitgetheilt, um den Geist zu zeigen, in welchem das Princip der physischen Gewalt aufgefaßt, und die poetische und religiöse Intelligenz, womit es durchgeführt ist. Sonderbar daß die Sache der Chartisten in ihrer Wiege schon einen Dichter besitzen sollte, der sie auf einmal unsterblich macht. Dieß ist wirklich so; denn dieß Werk, einmal dem Publicum bekannt geworden, kann nicht mehr untergehen. Es kann nicht untergehen, denn es ist ein Werk des Genius. Wir erröthen nicht darüber, daß wir im Zusammenhang damit die Werke Miltons und Dante's genannt haben. Aber hätte doch der Dichter aus ihrer Erfahrung Weisheit gelernt! Er weiß nicht, was er dadurch, daß er es nicht that, verloren hat. Er hätte aus diesem Gedicht das Epos des Zeitalters machen können, entsprechend seinen Bedürfnissen und seinem Charakter; aber dieß ist ihm fehlgeschlagen wegen seiner Einseitigkeit. Homer verherrlicht den Hektor ganz ebenso wie den Achilles — er läßt beiden Parteien Gerechtigkeit widerfahren. Aber der Dichter des Ernst ist blind gegen die Vorzüge der bestehenden Institutionen und gegen die Verdienste der Beamten und Diener derselben. Er hat sich darauf beschränkt, der Dichter einer Partei zu seyn, während er hätte der Dichter seiner Zeit seyn können. Wir sind nicht gefühllos gegen die Ansprüche der arbeitenden Classen, und in unsrem Gedicht: die Sündfluth*) haben wir ihre Rechte geltend gemacht in den Theilen des Gedichts, welche sich auf das Geschlecht Kains beziehen, welches die Arbeiter der vorsündfluthlichen Zeit in sich begreift; aber wir zeigten auch, welche Rechte den Stämmen und Geschlechtern Abels und Seths gebühren; und kein Gedicht, das dieß große Thema aufnimmt, sollte es unter weniger als diesen drei Gesichtspunkten behandeln. Schade daß bei den Vortheilen eines heutzutage alle Geister und Gemüther interessirenden Gegenstandes ein Dichter von solcher Begabung, wie der vorliegende, nur einen Theil der socialen Interessen berücksichtigt, und das in einer Weise, welche alles Gute der Gegenwart umzustürzen trachtet, ohne für die Zukunft einen Ersatz zu bieten.

Es wäre leicht zu zeigen, daß sein Plan einer politischen Regeneration ein bloßes Hirngespinst ist; daß er Meinungen an die Stelle von Grundsätzen setzt, und daß die beigebrachten Principien auf wohlthätigere Weise ausgeführt werden durch die bestehenden Einrichtungen, als durch die von ihm vorgeschlagnen möglich wäre.

Wir haben davon gesprochen, daß der Gegenstand zum Epos der Zeit tauglich gewesen wäre, wenn ein solches gedichtet werden sollte; und bei einsichtsvollerer Behandlung hätte das besprochene Werk selbst dieß Epos werden können. Wir erinnern uns, daß wir mit Mr. Thomas Carlyle Regent-Street hinabgingen, als er die Bemerkung machte, daß wir Dichter insgesammt fehlgriffen in dem Stoff, den wir behandeln sollten. „Die Vergangenheit," sagte er, „ist viel zu alt für dieß Zeitalter des Fortschritts. Sehen Sie dieß Gedränge von Wagen, diese Menge von Männern und Rossen, von Weibern und Kindern. Diese alle haben ihre guten Gründe, warum sie gerade diesen Weg

*) Der Verfasser ist J. A. Heraud, Verfasser des obengenannten Gedichts und eines jüngst erschienenen „Pleasures of Genius," worauf wir zurückkommen werden.

Digitized by Google

und nicht einen andern einschlagen. Könnten wir in ihren Seelen ihre Beweggründe lesen, so würde sich sogleich ein episches Gedicht darbieten, schildernd die Geschäftigkeit und das Treiben des Lebens, wie es wirklich ist, mit all seinen Leidenschaften und Interessen, seinen Hoffnungen und Aengsten. Ein Gedicht, in Prosa oder in Versen, in diesem Geiste aufgefaßt und unparteiisch ausgeführt, würde das Epos unsers Zeitalters seyn." Und in diesem Geist entwarf er den Plan zu seiner: Französischen Revolution.

In Betracht der politischen Gesinnung und Tendenz dieses Gedichts entschlossen wir uns nicht ohne Widerstreben und nicht ohne den Rath gewichtiger Autoritäten, ihm diese auszeichnende Beachtung zu widmen. Man rieth uns einerseits, es mit Verachtung zu behandeln, es mit Spott zu überhäufen wegen seines Inhalts und seiner Tendenz. Aber wir bedachten, daß nichts lächerlicher und verächtlicher seyn könnte, als ein solches Verfahren. Andrerseits empfahl man uns (und wir dürfen hier als gewichtige Autorität William Wordsworth nennen), dem Verfasser alles ihm gebührende Lob zu zollen, und hierin lieber zu viel als zu wenig zu thun; und dann dem Geist der Staatsmänner nahe zu legen, welche Aufmerksamkeit und Rücksicht ein solches Phänomen verdiene und fordere. Denn ist nicht das Erscheinen eines solchen Gedichts unter solchen Umständen beinahe ein Wunder? Und zudem, spricht es nicht die Seufzer und die angeblichen Beeinträchtigungen von Millionen unsrer Landsleute aus? Sollten wir darauf nicht achten? Wenn die untern Classen der Gesellschaft ihre Aufmerksamkeit auf die ersten Principien richten, welche der Gesellschaft zu Grund liegen: rührt dieß nicht von der Art und Weise her, wie man in neuern Zeiten mit ihnen, um Parteizwecke, gespielt hat? Haben nicht das neue Armengesetz und die Kritiken für und wider in den leitenden Artikeln einflußreicher Zeitungen einen großen und tiefen Einfluß geübt auf den aufgeregten Geist der Zeit, der jetzt immer geschäftig ist, jede neue Maaßregel auszubeuten? Ist nicht auch die Reformfrage noch so entfernt von ruhigem Abschluß als je? Ehmals pflegte der Kampf vor den Außenwerken der Constitution zu toben. Diese sind niedergerissen, und die Insurrection greift jetzt die Citadelle an. Es ist nicht mehr als Gebot der Klugheit, daß wir uns bekannt machen mit den moralischen, intellectuellen und physischen Mitteln, über welche sie gebieten, um sie wegzunehmen. Ein Gedicht ist die höchste Manifestation menschlicher Weisheit und menschlichen Genius; ein solches haben wir vor uns. Es ist eine Verkündigung größerer Gefahr. Kein Mensch von gewöhnlicher Einsicht sollte in Unkenntniß davon bleiben, daß Gefahr um den Weg ist, nicht in gewöhnlicher Tracht, sondern geschmückt mit dem Gewande des Sängers und gesalbt mit Weihe — Prophet zugleich und Priester! —

So weit der englische Beurtheiler, der dann nur noch eine philosophisch-religiöse Ermahnung und Warnung beifügt, daß der Mensch nicht über seine nothwendige Beschränktheit und Unvollkommenheit, welche durch Sünde noch vermehrt werde, vermessen hinausstreben, sondern sich dem Gesetze der Nothwendigkeit fügen und in seiner Sphäre Jeder durch Streben nach Tugend und Gottähnlichkeit das Wohl des Ganzen zu fördern sich bemühen solle. Wir haben manche seiner Bemerkungen und Betrachtungen auch darum mitaufgenommen, weil man daraus erkennen kann, was die politischen, die religiösen und philosophischen Ansichten eines Theils der gebildeteren Engländer sind, desjenigen, der politisch gemäßigte Torygrundsätze festhält, dabei aber für eine freiere Betrachtungsweise nicht unzugänglich ist, und was er praktisch verwirft, doch vom ästhetischen Gesichtspunkt aus wohl zu schätzen und zu würdigen weiß. Auch die angeführten Fragmente aus Milton werden unsern Lesern nicht uninteressant seyn, und die geringe Meinung, welche vor zweihundert Jahren der Dichter des verlornen Paradieses von den politischen Anlagen und Talenten seiner Landsleute hegte, wird Manchen überraschen.

Ueber das Gedicht selbst, welches wir in seinem ganzen Umfang kennen zu lernen durch die mitgetheilten Proben sehr begierig gemacht werden, das aber nur als Manuscript gedruckt und daher schwer zu bekommen ist, wollen wir nichts weiter beifügen. Der englische Beurtheiler scheint uns seinen poetischen Werth im Ganzen sehr richtig bezeichnet zu haben, und wir bewundern mit ihm die Kraft und Einfachheit der Sprache, welche an Energie die Wordsworths häufig übertrifft, jedoch hinter der classischen Vollendung Miltons zurückbleibt. Manchmal ist die Sprache rauh und ungeglättet, aber dann auch wieder höchst zart, und ebenso schmiegsam den weicheren Gefühlen, wie den feurigsten Leidenschaften dienstbar. Ueber die Charaktere können wir aus den Proben noch nicht gehörig urtheilen; doch scheint uns Arthur Hermann sehr gut gezeichnet; und die Schilderungen des Dichters lassen ihn ebenso feinsinnig im Detail als meisterhaft in großen Zügen erscheinen. Was endlich dieß Gedicht als sociales Phänomen betrifft, so wollen wir nur noch auf den Unterschied aufmerksam machen, welcher in dieser Beziehung zwischen dem Charakter der Engländer und der Franzosen sich offenbart; während die französischen Republicaner zum größten Theil dem Unglauben und dem Materialismus huldigen, sind die englischen Chartisten, wenigstens wie sie uns dieß Epos zeigt, nichts weniger als irreligiös, vielmehr für Fanatismus sehr empfänglich, und der Dichter, der so vieles aus der Wirklichkeit geschöpft, wird wohl auch in dieser Beziehung sich nicht wissentlich von der Wahrheit entfernt haben. Durch die neue Chartistenbewegung dürfte auch dieß Gedicht eine größere Bedeutung gewinnen und mögen die hier gebotnen Proben in Folge hievon ein vielseitigeres Interesse erregen.

Beiträge bittet man an Dr. Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google